Stuttgart, 3. April 1932 Preis 60 Pfennig 37. Jahrgang Nr. 1

SIMPLICISSIMUS

Zweiter Wahlgang

(Karl Arnold)



Die Lügengesänge der Sirenen waren erfolglos. Gib acht, Michel, und laß dich auch diesmal nicht betören!

Zwischen den Wahlschlachten / *Von Karl Kinndt*

War es nur Angst? Oder dämmert Vernunft
im Lande der Dichter und Denker?
Dämmert des Geistes Wiederkunft
und das Ende der Schwätzer und Stänker?

Bildet nun um die Republik
eine echte „Eiserne Front" sich?
Und kehrt der Silberstreif zurück,
der gänzlich vom Horizont wich?

Erkennen jetzt selbst die Verzweifeltsten auch,
daß man nicht satt wird von Phrasen?
— Der Führer allein bekommt einen Bauch,
wenn die Anhänger toben und rasen — — —

Wird endlich die deutsche Kraft sich nicht mehr
im inneren Kampfe verschwenden?
Und wächst die Erkenntnis, es eile sehr,
den Bruderzwist zu beenden?

Geächtet soll sein, wer raubt und rafft
mit unersättlicher Kralle!
Wer Zwietracht sät und nicht Arbeit schafft
und Brot und Freiheit für alle!

Wenn Goethes Geist dies Jahr übersonnt,
ist die Parole entschieden —
Dann heißt es: Germans to the front!
An die heilige Front für den Frieden!

Der Kapitän ohne Schlaf

Ein chilenisches Abenteuer Kapitän Hundertmarks / Von Walter A. Persich

Kapitän Hundertmark hatte sich mit mir in Hein Dübels Grogkeller verabredet — aber ich mußte mehrere dieser steifen Hamburger Magenwärmer bestellen, ehe seine breite Gestalt im Türeingang auftauchte. Mit einer Handbewegung zerteilte er den Tabakdunst, schob die Linke an seine Brauen und blickte angestrengt in die Ecken des Lokals, als stehe er auf dem Ausguck. Dann nickte er, kam auf mich zu und langte mir seine Pranke über den Tisch.

„Damnich und gu'n Oben ook!" sagte er, seinen schweren Mantel ablegend. „Hein, 'n doppelten Grog. Bannig kalt draußen! Dje, so kann man sich verrechnen, wenn man nach Blanknese rausfährt. Is ne ganze Stunde später geworden . . ."

„Blankenese? Was haben Sie denn da zu tun?" Den Anfang kannte ich — dahinter steckte eine Geschichte.

„Och, das ist ne Geschichte von drüben, wissen Sie. Seit der letzten Südfahrt, 28 ist es gewesen, hat man doch von Käp'n Knaster nichts mehr gehört. Nun bin ich ja letztes Mal da oben rumgegondelt, bannig diesige Fahrt, kann ich Ih'n verraten, und was denken Sie: direkt in den Rachen bin ich Knaster gefahren. Tatsache. Der will nämlich nicht mehr schlafen, der Knaster. Nu komm'n Sie!"

„Das ist doch eigenartig! Wenn ich im Bilde bin, heißt es doch, der Kahn sei versackt, die Mannschaft habe sich noch retten können, nur Knaster wollte das Deck nicht rechtzeitig verlassen . . ."

„Prost!" nickte Hundertmark. „Allmählich kriegen Sie 'n kleinen Dunst von der christlichen Seefahrt, wenn auch nicht mehr viel davon übrig ist, bei diesen Zeiten. So, wie Sie, dachte ich auch. Will's der Zufall, daß ich mich in Valparaiso rumtreibe. Ein paar von diesen Kaufmannsjungens — frische Deutsche, die sich in dem langweiligen Nest gern einen Spaß machen — haben mich in die Mitte genommen, und einer sagt: ‚Käp'n Hundertmark, wetten, daß wir segeln können?' Mein Fall! Ich wette. Sie schleppen mich in so 'n kleinen Kanal, was sie da Hafen nennen, schupsen mich in ein Segelboot, und jupp, holt uns auch schon der Wind mit breiter Hand raus. Es ist schon Abend, hinter uns glimmen die Lichter, und die jungen Kerle, die was raus hatten im Segeln, halten fidel Kurs auf den Leuchtturm, der, denke ich, das Ziel abgeben soll. Mit einemmal aber haben wir den überholt, sie fahren weiter, und da seh' ich denn in der Bucht doch bald rotes und grünes Licht, die Bordlaternen von einem Segler oder Dampfer, was soll ich sagen! Bald wächst vor meinen Augen ein Rumpf gegen die Sterne, finster wie ein Seeräuberschiff. ‚Ahoi!' brüllen die Kaufmannsjungs. Und ‚Ahoi!' kommt es von einem Baß zurück — gleich darauf richtet sich eine Lampe auf uns, eine Strickleiter wird ausgeworfen, wir klimmen hoch und stehen tatsächlich auf dem Deck eines Chileseglers, nur sind die Maste gekappt, und alles ist kahl.

‚Darf ich vorstellen?' sagt so ein Naseweis, ‚Käp'n Hundertmark — Käp'n Knaster, zwei Überreste aus guter alter Zeit!' Eine reinhauen hätte ich dem Jungen können, doch ich erinnerte mich noch im letzten Moment an die Gesetze der Höflichkeit. — ‚Knaster?' frag ich und nehm' dem Mann die Ölfunzel aus der Hand, um sie ihm vors Gesicht zu halten. ‚Tatsächlich, alter Junge! Was treibst du denn hier?'

Na, es gab ein Wiedersehen, das kann ich Ihnen sagen. Ich glaube, wir haben uns umarmt und ein bißchen wässerig um die Augen rum ausgesehen. Das kommt bei solchen Gelegenheiten ja vor, und denn sind wir in die Kabine geturnt. ‚Laß das Gesocks wieder abfahren', sagt Knaster zu mir, ‚und sei du heute nacht mein Gast.' Ich tat's. Nach einer Stunde waren wir allein an Deck. Warm lag die Decke des südlichen Himmels über den Maststümpfen, als sei nur dieses Stück Planke unter den Sternen auf der Welt.

Ich will's kurz machen. Knaster hatte 28 einen überraschenden Sturm erlebt, das Schiff war auf eine der spitzen Klippen gelaufen, es hatte in allen Fugen gekracht, war hin und her geschwankt, das Leinen zerriß, die Maste wackelten — man kappte sie, Blitze zuckten, und schließlich legte sich der Salpetersegler auf die Seite. Die Mannschaft forderte Knaster auf, Befehl zur Rettung zu geben. Mitkommen? No, Sir, kam gar nicht in Frage! Das ganze Ding stak voll von nordamerikanischen Traktoren, bestimmt für Patagonien, eine Millionenlast, und hatte er einmal das Ding verlassen, so fiel alles dem zu eigen, der die Ladung bergen würde! Kapher, der Reeder in Hamburg, hatte ihm auf die Seele gebunden: das ist unsere letzte Chance, Krischan! An den Traktoren verdienen wir genug, um die Reederei zu halten! Krischan Knaster saß nun hier: tausend runde Tage und tausend Nächte, in denen er selbst die Wache gehen mußte. Es konnte ja was passieren.

Niemand, und das war das Lustige, wußte offiziell von dieser Bark. Er lag außerhalb des Kurses. Nur die Sonntagssegler aus Valparaiso besuchten ihn hin und wieder und tauschten ihm gegen manche überflüssigen Sachen die notwendigen Lebensmittel ein. Jede Woche kam einmal ein Fischer und brachte ihm Brot und Fleisch — der hatte ihm eine schnelle Barkasse für sein, Knasters, Privatgeld besorgt. Die lag hier oben, mit der eisernen Ration bereit, für den Fall, daß der Segler dennoch mal sacken würde. Aber es kam nie wieder ein Sturm, bis heute nicht, und die Bark muß wohl damals zwischen zwei Felsspitzen gelaufen sein, so, daß sie eingeklemmt liegt. Nur ein Sturm kann sie befreien oder vernichten. Die Ladung? Da stehen die Traktoren, inzwischen zu alten Modellen geworden, in Reih und Glied, und niemand will sie haben. Knaster hat nach Hamburg telegraphiert. Keine Antwort. Er hat dem deutschen Konsul Bescheid gegeben, der solle eine Gesellschaft beauftragen, die Traktoren von Bord zu holen. Wo das Geld sei für den Transport, hat die gefragt. Knaster hat kein Geld. Und sein Reeder, ich konnte es ihm sagen, ist inzwischen gestorben, die Firma aufgelöst, die Gläubiger sind befriedigt. Er zuckte die Achseln. ‚Ich kann nur von Bord gehen, wenn mein Reeder es befiehlt oder wenn das Schiff verloren ist. Eher nicht.' Keine Logik half, für ihn gibt es nur dieses eiserne Gesetz des Kapitäns. Da wohnt er in der Bark ohne Masten, zählt jeden Tag die Traktoren und wartet auf den Sturm, der nicht kommt, oder auf einen Befehl, den er anerkennen kann. Was soll er tun?"

Hundertmark hob das Grogglas. „Zum Wohl!"

„Und Sie waren vorhin in Blankenese?"

„Ja, ich wollte seine Frau besuchen, ob die einen Rat weiß. Sie ist, alt, wie sie war — Knaster hat ja auch achtundsechzig auf dem Buckel —, 29 dahingegangen. Sein Sohn fiel im Skagerrak, sein Reeder lebt nicht mehr. Ich weiß auch keinen Rat. Er muß wohl da sitzen bleiben . . ."

„Es gibt doch Instanzen? Gläubiger? Erben?"

„Gewiß — aber das Schiff existiert nicht mehr. Nach Aussagen von achtundzwanzig Mann Besatzung ist es abgesackt, mit dem Kapitän. Knaster lebt also amtlich nicht mehr, er kann keinen Menschen beauftragen, etwas für ihn zu tun. Die Versicherung hat damals gezahlt. Erben oder Gläubiger müßten erst jene Summe zurückgeben, ehe sie etwas unternehmen — und das wird vielleicht mehr Geld kosten, als die Ladung heute noch wert ist . . . Wir können nur hoffen, daß es doch noch mal stürmt und Knaster dann mit seinem Motorboot nach Valparaiso fährt. Wenn er hinkommt. Weiter nichts. Nächstes Jahr hab' ich wieder 'ne Tour da rum. Ich will ihn besuchen und ihm ein Radio mitnehmen, damit er sich nicht ganz so langweilt . . ."

Unentwegt

Peinlich wirkt es aufs Gemüt,
wenn des Maules Schelle glüht,
die trotz gegenteiligem Hoffen
fahrplanmäßig eingetroffen.

Freilich nicht bei jedermann.
Leute gibt es dann und wann,
welche, weil sie Adolf heißen,
sich's nun grad erst recht zerreißen.

Der beliebte Redeschaum
sitzt in seinem Rachenraum
spritzbereit und immer locker
(siehe Mister Knickerbocker).

Und so werden wir auch jetzt
wiederum damit benetzt.
Unermüdlich durch die Zähne
sprudelt die Verspruch-Fontäne.

Einen Zukunftsstaat aus lauter
chemisch reinen Nazis baut er.
. . . Fragt sich bloß: ist das nun schon
quasi eine — Nation?

Ratatöskr

Der Lenz ist da!

(Th. Th. Heine)



„Sieh mal, die Störche haben auf dem Fabrikschornstein ihr Nest gebaut. Ist das nun Optimismus oder Pessimismus?"



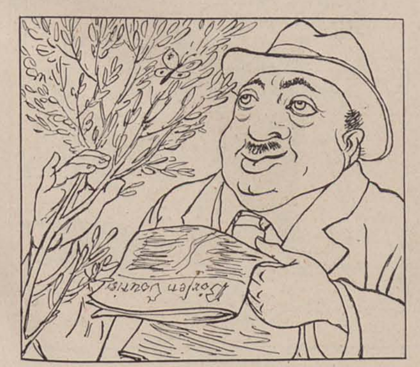
„Du, Ede, 's wird Frühling, 's sind schon wieda Veilchen in de Aschentonne!"



„Merkwürdig, wie der Frühling die Phantasie belebt! Da fallen mir immer die schönsten Notverordnungen ein."



„Siehst du, Annette, alles noch genau so wie vor zwanzig Jahren, sogar der alte Parkwärter ist noch da." – „Ja, ja, alles is noch unverändert, bloß die Bank, auf der Sie sitzen, ham wa jrade frisch jestrichen!"



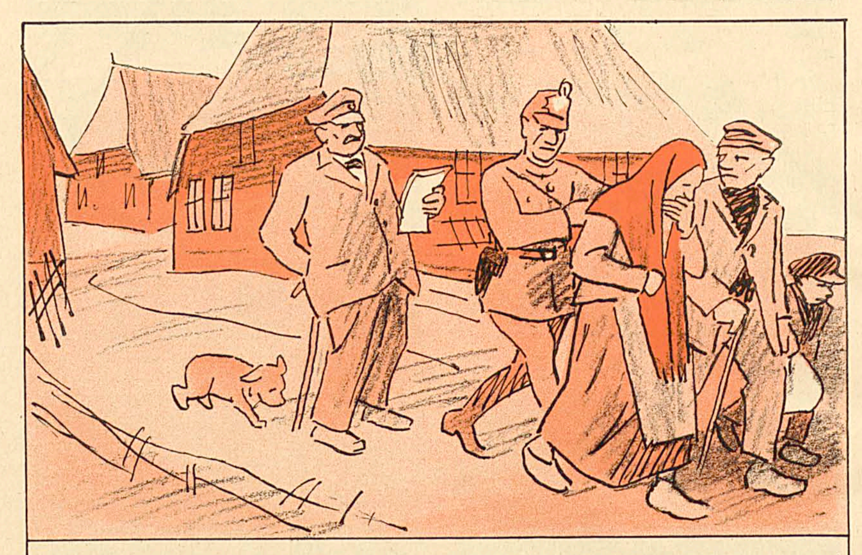
„Die Natur zeigt entschieden aufsteigende Tendenz, bloß die Kurse wollen noch nicht recht mit!"



Frühlingswiese im dritten Reich.

Landwirtschafts-Frühling

(Wilhelm Schulz)



Die Bauern verhungern, weil ihnen wegen Steuerschulden der Hof gepfändet wird —

die Siedler verhungern, weil sie nichts von der Landwirtschaft verstehen.

Traktätchen über die Humore / *Von Alfred Pabst*

Das Wort Humor ist auch lateinisch und bedeutet: Feuchtigkeit.
Soviele Feuchtigkeiten: soviele gibt es auch Humore!
Den Kaffee-, Wein- und Bier-Humor, je nach dem Grad der Flüssigkeit,
und jenen, welcher wild von Mund zu Munde blüht, von Ohr zu Ohre:
den Du-auf-Du-Humor der wohlbebauchten Stammtisch-Wunderknaben,
den ecksteinschnüffelnden, den sie stets auf der Pfanne haben!
Ich meinesteils: ich liebe dieses tief versteckte zarte Grinsen
von einer alten Sau: bepackt mit all des Lebens Wucherzinsen!
Dann sind da Isten mit Humor, die sogenannten Humoristen.
Die haben ihn im Bauch und lassen ihn, wenn nötig, einfach laufen:
er riecht demnach ... — doch gibt es ihn auch trocken und verpackt in Kisten.
Wie es auch sei: ob Grammophon, ob Radio: man kann ihn kaufen!
Der beste aber, sehen Sie, blüht schluckzessive aus dem Saufen:
wenn manche morgenwärts beim letzten Glase beieinandersitzen
und grinsen tief und graben Gold aus längst verstaubten Seelenritzen!
Das Leben schenkt ihn nicht für ein Gericht von Erbsen oder Linsen:
man muß schon tot gewesen sein, um so versteckt und zart zu grinsen!!

Vom Tage

Seit kurzem können sämtliche englische Fernsprechteilnehmer auf direktem Wege mit Südafrika telephonieren. Man braucht nur beim Amt den Südafrikadienst zu verlangen, und alles wickelt sich ab, als ob die beiden Gesprächspartner in London wohnten. Auch mit den übrigen britischen Dominions sollen derartige direkte Fernsprechverbindungen hergestellt werden.
— Man hofft, sie fertigzukriegen bis zu dem Augenblick, wo alle Dominions abhängen.

•

Der Erbauer des Bukarester Senders hat die Taufe seines jüngsten Sprößlings vor dem Mikrophon vornehmen lassen. Sein Vaterstolz gab ihm den Wunsch ein, daß ganz Rumänien an dem freudigen Familienereignis teilnehmen möge.
— Wenn der Sprößling zum erstenmal aufs Töpfchen gesetzt wird, werden die europäischen Programme die Sendung übernehmen.

•

Eine Schrift von Frau Ludendorff „Der ungesühnte Frevel an Luther, Lessing, Mozart und Schiller" befaßt sich mit den finstern Taten der Juden und Freimaurer. Keiner der genannten vier schöpferischen Geister sei eines natürlichen Todes gestorben, sondern den geheimen Ränken der Juden und Freimaurer zum Opfer gefallen. Auch Schiller ist nach Frau Ludendorff ermordet worden, und die Schuld trägt kein anderer als der Freimaurer Br. Goethe. Diese Schrift Frau Ludendorffs hat bereits dreißigtausend Abnehmer gefunden.
— Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe ist nicht in so vielen Händen.

Teha

Hei, mir geht's gut / Von Bruno Wolfgang

Kinder, das ist kein Witz. Es ist unglaublich, aber es ist so: es geht mir gut. Urteilt nicht nach meinem Äußern. Ich sehe ja miserabel aus, und meine Kleidung nähert sich dem Maximum der möglichen Schäbigkeit. Aber der Schein trügt. Denkt nur an den bekannten, steinreichen Aristokraten, der vor dem Kriege auf das Programm der kleinen Gewerbetreibenden gewählt wurde. Er ging aus Rücksicht auf seine Wähler stets schäbig gekleidet, und seine ausgefransten Hosen waren weithin berühmt. Nur Eingeweihte wußten, daß er zur Herrichtung dieser politischen Hosen einen eigenen Hosenausfranser angestellt hatte, der mehr Gehalt bezog als ein Sektionschef. Ich bin noch schäbiger als er. Beachtet besonders meinen Winterrock, der schon fünfmal gewendet ist. Es ist da so wie bei den Röllchen. Immer wieder kommt einem die andere Seite doch noch reiner vor.
Ihr werdet nun fragen, geliebte Mitbürger, wieso es mir gut geht? Also paßt auf. Eines Tages kommt mein Schwager zu mir. Dem geht es sehr gut, und er verkehrt sonst nicht mit mir. Nun also, der kommt zu mir, ist riesig freundlich und sagt: „Sei so gut, mir ist da eine unangenehme Geschichte passiert. Ich habe vor ein paar Wochen vergessen, einen Reisekoffer aus der Aufbewahrungsstelle abholen zu lassen. Nun, als ich gestern hinschicke, rechnen mir diese Ausbeuter fünfundzwanzig Mark an Lagergebühren. Das ist ja fürchterlich. Mein Bürodiener mußte den Koffer dort lassen, weil ich ihm nur zwei Mark mitgegeben hatte. Er hat aber erfahren, daß das mit den fünfundzwanzig Mark noch nicht das letzte Wort ist. Wenn man hingeht und dem Mann etwas vorwinselt, von häuslichem Elend, schlechten Zeiten und so weiter, da gibt er den Koffer auch so heraus, bloß gegen Entrichtung der Gebühr für acht Tage, was keine fünf Mark ausmacht. Ich möchte ja gerne selbst hingehen. Aber ich habe so wenig Zeit. Und du begreifst wohl, wenn ich dem Kerl etwas vorwinsle, sieht das nicht recht glaubwürdig aus. Doch wenn du so gut wärst. Du könntest sagen, der Koffer gehört dir. Das einzige Stück aus besseren Zeiten und so weiter, du wirst das schon treffen. Und Hauptsache, bitte, zieh deinen Winterrock unbedingt an. Er ist ein fabelhaft glaubwürdiges Kleidungsstück."
Nun, warum soll man Verwandten nicht gefällig sein? Ich ging zu dem Mann, winselte so vorzüglich, daß er fast in Tränen ausbrach, und bekam den Koffer frei, sogar um zwei Mark fünfzig. Die Sache sprach sich herum und, haste nicht gesehn, war schon wieder ein feiner Herr da. Ein Fremder. Diesmal handelte es sich um einen Steuernachlaß. Ich ging als Bruder des Betreffenden ins Steueramt und winselte ihm dort dreißig Prozent von seiner Steuer herunter. Und nun ging es weiter. Ich bekam rasch einen stattlichen Kundenkreis. Überall, wo Begüterte die Vorteile der Armen in Anspruch nehmen — und das ist unglaublich häufig der Fall —, kommen sie zu mir. Entweder übernehme ich die Vertretung oder ich unterweise sie in naturgetreuer Herabgekommenheit. Manchmal verleihe ich sogar meinen Mantel, aber nur an vertrauenswürdige, absolut ehrliche Personen. Immer jedoch verlange ich Honorar. Und man zahlt gern. Es ist nicht zu glauben, wie viel die Leute auch jetzt noch bezahlen können, um nicht zahlen zu müssen.
Und seitdem, liebe Landsleute, geht es mir gut. Mein Geschäft blüht. Ich werde Geld verdienen, solange es Schwindler und Heuchler gibt. Also immer. Seht, so leicht ist die Sache. Das faule Ei des Kolumbus. Weiter nichts. Ich bilde mir nichts ein darauf. Ich bin im Reichtum ebenso bescheiden und leutselig, wie ich früher war. Ein wenig stolz bin ich nur darauf, daß ich den Mut habe, zu sagen, woher ich mein Geld habe. Ich weiß nicht, ob ihr so leicht einen finden werdet, der mir das nachmacht.

Führerschule

(Otto Herrmann)

„Immer feste üben, Kinners! Det kann uns doch nich schwer fallen, mit so 'ner prima Huppe noch 'n paar Millionen aus der jegnerischen Front zu reißen!"



Joachim Ringelnatz: Gedichte dreier Jahre. (1932. Rowohlt, Berlin.)

„Ich bin milder geworden," sagt er selbst von sich. „Ich bin nicht mehr der junge Radau – und wehe nicht mehr aus Norden." – Verinnerlicht, vielleicht ein wenig müde, spricht er vor sich hin, weise, manchmal bis zum Lallen leise ... So Zartes will zu rechter Stunde gelesen sein, in verinnerlichter, ein wenig müder Stunde. Doch man sollte über so Zartes keine Kritik zu schreiben versuchen: denn man kann Seufzer nicht in Granit meißeln.

Roda Roda

Peter Mendelssohn: Paris über mir. Roman. (Verlag von Philipp Reclam jr., Leipzig.)

Ein Roman im strengen Sinn ist dieses eigentümlich zerflatternde, lyrische Ichbuch nicht. Dazu fehlt ihm eine geschlossene Komposition. Es hat auffallende technische Mängel des Aufbaus, der Verknüpfung und Weiterführung. Dem Autor ist es allerdings weniger um eine strenge Konflikthandlung zu tun als um das, was man Atmosphäre nennt, um die unsichtbaren Schwingungen einer traditionsgesättigten Landschaft. Dieses symbolhafte Paris kontrastiert der Autor mit dem übermodernen Berlin von heute, wo nach seiner Auffassung die Sachlichkeits- und Tempofanatiker in ihrem hysterisch betriebsamen Gegenwartwahn jeglichen Sinn für die angeblich antiquierten Werte der Verantwortung und Besinnlichkeit verloren haben: eine Apotheose des beschaulichen Da-seins. Mit lockerem, lebendigem Stil zaubert der Autor jenes Paris hervor, das weniger ein Paris der Landkarte ist, als die geographische Bezeichnung für eine bestimmte seelische Haltung. Dr. Riegler

Robert Huber: Hallo, wir leben. (Rheinische Verlagsgesellschaft, Koblenz.)

„Hallo, wir leben" stellt einen Versuch dar, den zehn junge rheinische Autoren in der Absicht unternehmen, der Öffentlichkeit ein vernehmliches Lebenszeichen zu geben. Als Herausgeber zeichnet Robert Huber. Von den zehn Erzählungen verschiedenen Formats verdient das „Erlebnis mit Kleist" von Walter Kordt an erster Stelle genannt zu werden. Anton Betzners „Glasauge" ist die knappe Geschichte einer bösen Tat, die durch einen körperlichen Mangel verschuldet wurde. Otto Rombach schildert eine humorige kleinstädtische „Jahrhundertfeier". Robert Huber verfolgt den Tag eines Berliner Taxi-Schofförs „I A 12314". Heinz Becker-Trier malt mit pointierten Sätzen die Einwohner einer Münchener Pension „Der Tiger und das Lämmchen". Rudolf Braune erzählt „Gegen Mitternacht", eine Episode aus einer Mietskaserne, mit dem richtigen Geruch und Geräusch einer solchen. Alfons Kirchgäßners Legende „Der heilige Martin und der Bettler" ist nicht so einfältig, wie Legenden es sein müssen. Karl Endes „Baldes Pramm" ist noch etwas ungegliedert, „Tao und die Sieben" von Hans Voß zerflattert. Eine feine Milieuschilderung aus dem Bankgewerbe ist Alfred Erich Sistigs „Ein Tag". Im ganzen enthält das Buch gegenwartsnahe Proben von jungen Talenten, die der Beachtung wert sind. Richard Gerlach

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Gregor A. Agabekow: „Die Tscheka bei der Arbeit". Deutsch von Dr. A. Chanoch. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.
Richard Busch-Zantner: „Faust-Stätten in Hellas". Hermann Böhlaus Nachf., Weimar.
Richard Plattensteiner: „Loisl". H. Minden, Verlag, Dresden.

Achtung, wir leben!

Von Theodor Riegler

Das Leben entschwindet, du merkst es kaum,
Wie ein Tag an den andern sich reiht.
Dein Körper aber erfüllt nur den Raum
Und hat kein Gefühl für die Zeit.

So gehst du dumpf in den Tag hinein,
Du gehst wie in einer Allee,
Die endlos sich dehnt, und das Leben wird Schein.
Du gehst und die Zeit tut dir weh.

Und es kommt der Tag, da kannst du nicht mehr,
Da bleibt deine Seele stehn.
Das Leben aber, das geht vor dir her,
Es geht, ohne umzusehn.

Das Leben läuft weiter, du weißt nicht wohin,
Du weißt nur, es läuft dir davon.
Dein Herz ist erloschen, du gehst ohne Sinn
Und siehst keine Endstation.

Du raffst dich auf, doch nützt es nicht viel.
Das Schicksal nimmt seinen Lauf.
Du siehst kein Ende und siehst kein Ziel,
Und plötzlich gibst du es auf.

Kleine Geschichten

Die Predigt

„Meine lieben Andächtigen!" begann der Prediger in einer nordwestamerikanischen Siedlerstadt. „Ihr erinnert euch, daß ich in der heutigen Predigt über die größten Lügner der Welt sprechen wollte, und daß ich euch bat, zur Vorbereitung das siebzehnte Kapitel vom Evangelium Markus nachzulesen. Wer also das siebzehnte Kapitel gelesen hat, erhebe die Hand."
Alle Hände gingen hoch.
„Meine lieben Andächtigen", fuhr der Prediger fort, „das Evangelium Markus hat aber leider nur sechzehn Kapitel. Ihr seht daher, wie berechtigt das Thema meiner heutigen Predigt ist."

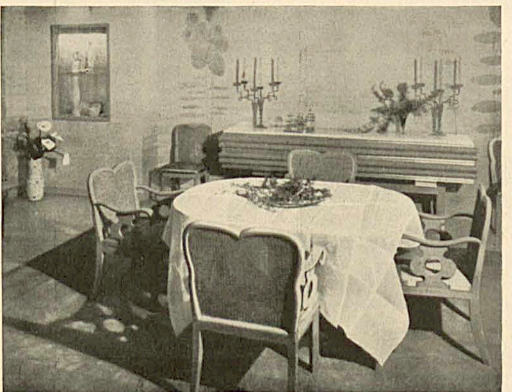
Shocking!

Lisbeth von Horning ist eine unbeschriebene Lilie, pardon — ein ungeknicktes Blatt — kurz, Sie wissen schon, was ich meine. Las da der junge Lederer aus einem amerikanischen Roman folgende Stelle: „... Lisbeth" (das war die Lisbeth des Romans) „rekelte sich träge auf einem Perser ...", worauf Lisbeth (aber nicht die des Romans) entrüstet aufstand und das Zimmer verließ.

Der „Besuch"

Der Besucher wurde gebeten, ein paar Minuten im Bibliothekszimmer zu warten.
Als der Hausherr erschien, war der Besucher verschwunden. Auf dem Tisch lag das Bürgerliche Gesetzbuch aufgeschlagen, an der Stelle, die ein erhebliches Strafausmaß für schwere Beleidigung und vorsätzliche Körperverletzung mit Berufsschädigung festlegt. Daneben lag ein Zettel: „Is mir zu teuer!"





Der Conférencier / Von Hans Bauer

Der Beginn der Kabarettvorstellung stand offensichtlich unmittelbar bevor. Der Zuschauerraum war soeben verdunkelt, die, allerdings vorerst noch durch den Vorhang verdeckte, Bühne soeben erhellt worden. Ein Gongschlag ertönte. In diesem Augenblick erhob sich im Parkett ein Herr von seinem Stuhl, schritt auf die Bühne zu, erklomm die Stiege, die auf sie hinaufführte, postierte sich in der Mitte und sagte, in jenem leichten und mühelosen Plauderton, der guten Conférenciers zu eigen ist, das Folgende:

„Meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich weiß, daß Sie in diesem ausgezeichneten Kabarett schon manchen originellen Conférencier gehört haben, aber ich weiß auch, daß Sie noch niemals einen hörten, der sich in einer originelleren Lage befand, als ich mich befinde. Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, die Sie selbstverständlich und zu meinem Glück für eine Lüge halten werden: ich bin in diesem Kabarett gar nicht als Künstler engagiert, sondern ich bin ein stellungsloser Artist, dem es sehr dreckig geht und der die Berufung zum Conférencier in sich fühlt, ohne bisher noch von jemandem gerufen worden zu sein. Sehen Sie, meine Herrschaften, es ist immer mein Ehrgeiz gewesen, von dieser Stelle, auf der ich im Augenblick stehe, als honorierter Künstler zu Ihnen sprechen zu dürfen, aber leider ist es mir, dem Unprominenten, trotz krampfhafter Versuche bislang nicht gelungen, bei dem Herrn Direktor vorgelassen zu werden. Es ist ja leider so, daß es in den Kabaretts abends zwar fröhlich zugeht: man tut so, als hätte das Eheleben, die Politik oder die allgemeine Pleitenmisere auch eine heitere Seite oder sogar ausschließlich eine heitere Seite: aber in den Vormittagsstunden geht es naturgemäß dort genau so vernünftig zu wie anderswo. Der Direktor zankt sich mit den Mitarbeitern herum, setzt die Gagen herunter und weist vor allem Bewerber ab. Ich darf das ruhig sagen, ohne befürchten zu müssen, daß ich mich endgültig dekuvriere, denn es ist ja üblich, daß in den Conférencen, mit deren Einverständnis natürlich, die Direktoren schlecht wegkommen. Das Publikum freut sich darüber, wenn über mächtige Männer hergezogen wird, und der Direktor freut sich, wenn sich in seinem Hause das Publikum freut: so ist beiden geholfen. Was aber mein Unternehmen anbelangt, so habe ich die Direktion in eine prekäre Lage gebracht. Sie müssen sich jetzt vorstellen, daß hinter diesem Vorhang eine Anzahl ratloser und ehrlich bestürzter Herren stehen, denen der Humor gründlich vergangen ist und die nicht wissen, wie sie sich verhalten sollen. Es wäre ihnen natürlich möglich, mich einfach mit Gewalt von hier zu entfernen. Aber gewiß sagen sie sich, daß das an einer der übermütigen Laune geweihten Stätte überaus stillos wäre, und sie erwägen wohl weiter, daß Sie, meine Damen und Herren, die Szene, die sich ergeben würde, für einen einstudierten Trick halten würden, wie Sie ja gewiß meine ganze Rede für einen einstudierten Trick halten und um keinen Preis zu überzeugen sein werden, daß sie das nicht ist. Ja, je mehr ich bekräftige, daß ich ein völlig unprogrammäßiges Extempore bin, um so weniger werden Sie, gewitzigt durch den Geistreichtum, mit dem in diesem Lokal Überraschungen geboten werden, mir Glauben schenken. Es bleibt den Herren hinter dem Vorhang also kaum etwas anderes übrig, als die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen und ergeben abzuwarten, was geschieht. Indessen, es wird nichts Besonderes geschehen. Ich wollte nur hier einmal zu Wort kommen, und da ich es auf normale Weise nicht erhalten konnte, nahm ich es mir durch einen Coup. Ich möchte dabei betonen, daß ich bei der Inszenierung meines Planes sehr behutsam zu Werke gegangen bin und daß ich die Herren dieses Hauses bitte, mir das zugute zu halten. Bedenken Sie, meine Damen und Herren, in welche Ungelegenheiten ein gewissenloserer Abenteurer, als ich es bin, ein Kabarett zu bringen vermag. Da wird irgendein Sketch gegeben. Plötzlich springt der Herr aus dem Publikum auf die Bühne und schreit: ‚Halt, Halt! Ich bin stellvertretender Schriftführer des Sittlichkeitsvereins und nehme an dieser Szene Anstoß!' Den Schauspielern bleibt die Sprache weg. Aber ihre Verwahrungen nützen nichts. Es ergeht ihnen wie dem jungen Mann, der im Bade so oft den Ertrinkenden vorgetäuscht hat, daß kein Mensch auf seine Hilferufe hört, als er wirklich ertrinkt. Der Usurpator ist Herr der Szene. Kein Mensch, der seine fünf Sinne beisammen hat, kommt auf die wahnwitzige Idee, daß ein stellvertretender Sittlichkeitsvereinsschriftführer etwas anderes denn eine legitime Erfindung des Kabarettprogramms ist. Der Herr aus dem Publikum kann schalten und walten nach Herzenslust. Es nützt nichts, wenn der Direktor erscheint, es nützt nichts, wenn der Vorhang zugezogen wird, nicht einmal der echte Polizist wird ernst genommen. Es vertreibt den fremden Herrn, wenn er nur seine Rolle, eine Rolle zu spielen, geschickt genug spielt, nichts so leicht von der Szene, und noch im schlechtesten Falle kommt er am nächsten Tage in die Zeitung, etwa unter der Überschrift: ‚Toller Streich im Kabarett. Köpenickiade eines stellungslosen Artisten.' Und eben das hat der Herr aus dem Publikum ja gewollt. Übrigens wird es selbst in diesem Falle noch geriebene Zeitungsleser geben, die vergnügt schmunzeln: Reklametrick! Ich will also sagen, daß ich ein Freund der Rücksichtnahme bin und den ein wenig aus dem Konzept gebrachten Herren Zeit zur Sammlung lasse. Es wäre blamabel, wenn Kabarettisten dort, wo sie zu Hause sind, statt zu überraschen, sich überraschen ließen. Glücklicherweise gibt es einen Ausweg, von dem ich annehme, daß er akzeptiert wird: Mein verehrter Kollege, der richtige Conférencier, dirigiert seine oft bewunderte Schlagfertigkeit in der Richtung, daß er mein Zwischenspiel in seine Conférence einbezieht und sich mit mir derart in sie teilt, daß Sie am Ende des Abends in Ihrer inzwischen vielleicht wankend gewordenen Meinung wieder gefestigt werden, ich sei tatsächlich nicht mehr und nicht weniger als eine Programmnummer. Meine Damen und Herren, es legt jetzt mein verehrter Kollege, der echte Conférencier, eine Genieprobe vor Ihnen ab..."

Der Herr ging hinter den Vorhang. Dort stand der Direktor und sagte zu ihm: „Merkwürdig, gestern, als das alles echt war und wir hier Blut schwitzten, hatte ich das Gefühl, daß das Publikum die Geschichte letzten Endes doch nur für Mache hielt. Aber heute, wo wir Ihren Trick in den Spielplan aufgenommen haben, bin ich überzeugt, daß das Publikum unbedingt an die Echtheit glaubt."

Mißtrauen

(Jeanne Mammen)



„Sagen Sie mal, Fräulein, was können Sie denn noch außer Maschinenschreiben?" — „Auf so 'ne unsittliche Frage möcht ick heute noch nich antworten."

Kritik

Anläßlich einer Lohengrin-Aufführung im Stadttheater in Halle brachte eine Hallenser Zeitung folgende Kritik über den Hauptdarsteller: „.... Glücklich umschiffte er die Hauptklippen zu Anfang und zum Schluß und war nur zwischendurch in der Brautgemachszene von kleinen Ermüdungserscheinungen befallen."

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80**. **Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Karl Rudolf Schulte, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Internationale Kunst

(Paul Scheurich)



„Sagense mal, lieber Mann, wat spielt man nu eijentlich so bei Ihnen in Brasilien?"
„Im Weißen Rößl am Wolfgangsee."

Zeitungsblüten

Was politische Neutralität, mindestens im Inseratenteil, bedeutet, kann man aus der Nr. 71 der „Pfälzischen Presse" lernen, deren letzte Seite anläßlich der Reichspräsidentenwahl fast ganz durch drei riesige Anzeigen eingenommen war:
oben:
„Wählt den Führer der deutschen Nation Hitler",
in der Mitte:
„Wer mit Verstand wählt, wählt Düsterberg",
und unten:
„Die Deutsche Volkspartei wählt am 13. März Hindenburg".
Die Entscheidung, ob man mit der Deutschen Volkspartei oder mit Verstand oder aber gar einfach den Führer der deutschen Nation wählen solle, dürfte manchem Leser schwer geworden sein.

•

In Nr. 50 der „Braunschweiger Neuesten Nachrichten" findet sich folgende Anzeige:
Nach vielen Jahren wieder zur Messe eingetroffen! Der weltberühmte Original-
Floh-Zirkus.
Die Flöhe ziehen Tanks und feuern Kanonen ab. Sie treten auf als Komödianten und zeigen sich als Balletteusen. — Flöhe als Clowns, Flöhe als Fußballspieler. — Hauptattraktion: Großer Demonstrationszug sämtlicher Flöhe mit Fahnen und Musik.

•

In dem „Hamburger Fremdenblatt" findet sich, unter einer Art Wappen mit Totenkopf, gekreuzten Knochen und der Inschrift „Die Lebensmüden, 1894" die folgende Todesanzeige:
Der Vorstand des „Verein: Die Lebensmüden von 1894" zeigt in tiefer Trauer allen Vereinsbrüdern den Tod seines langjährigen 1. Vorsitzenden H...... P... an.

•

In der Beilage: Briefe an die „Neue Zeit des Westens" fand sich folgende Betrachtung:
Ich sage mir immer, am besten sind die dran, die das Licht dieser Welt gar nicht erst erblicken. Aber das Glück ist leider nur wenigen vergönnt!

H. W., Schloßstraße.

Lieber Simplicissimus!

Während der letzten Reichstagswahlen lag meine Mutter in einem Münchner Krankenhaus.
Sie interessierte sich sehr wenig für die Politik, und ihre Kinder hätten sie nie zu überreden vermocht, mit ihnen vor die Wahlurne zu treten.
Wie jeden Sonntag besuchte ich sie auch am Nachmittag des Wahltages, und ich war nicht wenig erstaunt, als sie mir stolz erzählte, daß auch sie sich an der Wahl beteiligt habe.
Auf meine Frage, wem sie denn eigentlich ihre Stimme gegeben habe, erhielt ich die verblüffende, mit rührender Naivität gegebene Antwort: „Das weiß ich nicht. Die Schwester hat das Kreuzel hingemacht."

•

Eine Dame aus dem Rheinland verlangt auf der Münchener „Elektrischen": „Hoftheater!" — Darauf der Schaffner: „Hoftheater gibt's net, dös hoaßt jetzt ‚Nationaltheater'!" — Die Dame wendet bescheiden ein: „Aber es heißt doch auch noch ‚Hofbräuhaus'?" — Nach einiger Überlegung der Schaffner: „Dös is ja auch kei Haltestell'."

Das Münchener Streitobjekt



„Hier hat Gott geirrt — an diese Stelle gehört ein Feigenblatt!"

Loyalität in Shanghai

(M. Frischmann)



„Wir Japaner stellen es natürlich jedem von den Herrschaften frei, sich wegen dieser kleinen Verkehrsstörung beim Völkerbund zu beschweren!"

Wer nie sein Brot mit Zeilen aß . . . / Von André Poltzer

Der Name Anatol hatte ihn zum Schriftsteller prädestiniert. Über seine Jugend ist nicht viel zu sagen. Sie verlief völlig regelmäßig: Mit achtzehn Jahren erstrebte er die Unsterblichkeit; mit fünfundzwanzig dachte er, nach mir die Sintflut — und wollte sich mit dem Weltruhm begnügen. Als Dreißiger, bereits ein Philosoph, sah er sein Ziel nur noch im Geldverdienen. Zehn Jahre später war seine Ambition zu einem vernünftigen Wunsche zusammengeschmolzen: Er wollte leben.

Anatol schrieb für einen kleinen Verleger große Liebesromane. Anatol war beileibe kein Bohemien; seine tägliche literarische Produktion von 200 Zeilen mußte für den Lebensunterhalt reichen. Sie wurde von ihm folgendermaßen aufgeteilt:

Wohnung und Kleidung . .	100 Zeilen
Frühstück	15 Zeilen
Mittagessen	25 Zeilen
Abendessen	25 Zeilen
Übrige Ausgaben	35 Zeilen
Sa.	200 Zeilen

Anatol besaß Prinzipien. „Verdiene erst das Geld, bevor du es ausgibst", lautete die wichtigste. Sein Tag fing mit den fünfzehn Zeilen an, die er zur Bezahlung des Frühstücks brauchte. Die schrieb er zu Hause, dann ging er ins Café. Es war ein recht bescheidenes Lokal, denn der Verleger der großen Liebesromane zahlte für die Zeile ganze 3 1/3 Pfennig.

Nachdem Anatol seinen Kaffee und das Brötchen mit dem dünnen Fünfzeilenbelag verzehrt hatte, empfand er das dringende Verlangen, eine Zigarette anzuzünden. Er holte aus der Aktenmappe das Werk, an dem er eben arbeitete, las die letzte Zeile, und er schrieb: „Annelores sanfter Blick schmiegte sich an die breite Brust des Grafen. ‚Geliebter, kannst du mir vergeben?...' seufzte sie herzzerreißend. Graf Udos stahlharte Augen füllten sich mit Tränen."

Anatol zählte die Silben, und nachdem er sich vergewissert, daß er soeben drei Zeilen geschaffen und somit zehn Pfennige verdient hatte, rief er: „Herr Ober, zwei Zigaretten!" Trotz des schmalen Frühstücks geschah es manchmal, daß er den Ort aufsuchen mußte, der, wie üblich, von einem alten Mann bewacht wurde. Bevor Anatol diesen diskreten Raum wieder verließ, kritzelte er schnell auf sein Manuskriptpapier: „Der Graf holte aus der Tasche ein seidenes, mit einer neunzackigen Krone geschmücktes Taschentuch und fuhr damit über sein edelgeschnittenes Antlitz", dann gab Anatol dem wachthabenden ältlichen Herrn einen Sechser.

Seine zweifellos lebensklugen Grundsätze bewahrten Anatol nicht davor, sich eines Tages heillos zu verlieben. Sie hieß Lilian, und die Liebe war ihr alles. Sie ernährte und kleidete Lilian und sorgte auch dafür, daß ein gewisser Herr Max, den mit Lilian eine enge Freundschaft verband, nicht zu darben brauchte.

Daß seine Angebetete dem Mammon nicht abhold war, erfuhr Anatol erst ziemlich spät. Sozusagen im letzten Augenblick. Er, der sich bereits im Himmel wähnte, mußte plötzlich erfahren, daß er vom Tor des Paradieses noch recht weit entfernt war. Mindestens dreißig Mark weit. Die große Enttäuschung, die sich seiner bemächtigt hatte, wich schnell. Entschlossen griff er nach Papier und Feder und fing an zu schreiben. Und während sich die entzückende Lilian gelangweilt die Nägel manikürte, flog Anatols Hand fiebernd über weiße Bogen. Getrieben vom brennenden Verlangen nach der spröden Schönen, entstand unter Anatols Feder in wenigen Stunden ein Romankapitel von annähernd tausend Zeilen. „Ich bin in zwanzig Minuten zurück!" rief er Lilian zu und rannte ohne Hut auf die Straße.

Anatol hatte jedoch Pech; er mußte mehr als eine Stunde warten, ehe er seinen Verleger erreichen konnte. Mit dem erhaltenen Vorschuß von dreißig Mark eilte er freudig heim, sein Zimmer war leer; die schöne Lilian war ausgeflogen. Sie hatte ihm ein kurzes Schreiben zurückgelassen.

Widerlicher Traum

Von Hermann Hesse

Komm ich in mein Zimmer,
Liegt im Bett ein kranker alter Mann,
Der mir leid tut und den ich nicht leiden kann,
Er ärgert mich immer.
Denn immer bin ich noch nicht Er,
Bin noch nicht in ihn eingegangen,
Den Alten mit den graustoppligen Wangen.
Im Spiegel zwar gleicht er mir sehr,
Doch glaube ich etwas jünger und glatter zu sein
Als der Alte, und angenehmer an Wesen;
Kurz: wir stimmen noch nicht überein,
Ich bin doch kürzlich erst fünfzig gewesen —
Kurz: ich weigere mich, Er zu sein.
Nein, noch lange nicht bin ich Er!

Der Alte liegt, und seine Haut ist fahl,
Ich scheine nicht für ihn vorhanden,
Aber sein schwaches Lächeln streift mich fatal.
Langsam komm' ich mir selbst abhanden,
Verliere mich, blicke greis und leer,
Als ob ich der grausige Alte wär' . . .

Und es ist ja so: Ich bin Er.

in dem sie Anatol mitteilte, daß ihre Zeit zu kostbar sei, um sie mit ihm zu vertrödeln.
Der verliebte Anatol war untröstlich. Zwei Tage brütete er über sein Unglück, dann entschloß er sich, aus dem Leben zu scheiden. Er schrieb einen langen Abschiedsbrief an die Ungetreue und ging den Gashahn öffnen. Doch zuvor mußte er in den Gasautomaten einen Groschen werfen. Selbst in diesem großen Augenblick vergaß Anatol nicht seine Prinzipien: Er nahm sein unvollendetes Romanmanuskript und dichtete, bereits losgelöst von allem Irdischen, drei Zeilen.
Es wurden drei herrliche Zeilen. Anatol berauschte sich an ihnen. Er hatte plötzlich das unbändige Verlangen, weiterzuschreiben.
In vierzehn Tagen entstand ein Meisterwerk, würdig Anatols großem Vorbild, der unvergleichlichen Hedwig. Anatol wurde schnell berühmt. Seine Werke „Kämpfende Seelen“, „Durst nach Rache“ und „Das verschneite Grab“, um nur die bedeutendsten zu erwähnen, erschienen in Riesenauflagen und bereiteten zahllosen liebesdurstigen Hausangestelltinnen schlaflose Nächte.
Anatol erhält jetzt irrsinnige Honorare. Er speist in den vornehmsten Restaurants; ein Mahl von neun Gängen kostet ihn ja nur eine Zeile, Wein inbegriffen. Das opulente Frühstück mit Sekt im feinen Café begleicht er gar mit einem „Die Gräfin klingelte“, und der Punkt, den er hinterhersetzt, genügt, um dem diskreten Mann draußen ein fürstliches Trinkgeld zu geben.

Lieber Simplicissimus!

In Polen gastierte ein Zirkus, der eines Tages folgendes Plakat aufwies:

> Morgen einziges Auftreten des fünfundsechzigjährigen Seiltänzers Eisik Römisch.

Am nächsten Abend war der Zirkus gestopft voll, und richtig! — ein alter Mann stieg auf die Strickleiter, auf das Seil und hielt folgende Ansprache: „Iach bin der fünfundsechzigjährige Familijenvatter Eisik Römisch. Wann Se sehn wolln, wie a fünfundsechzigjähriger Mann mit Frau un Kindlach sich de Hals brecht, geh ich ibber dem Seil.“

•

Über die nackten Rossebändiger vor der Münchener Technischen Hochschule haben sich gewisse Gemüter noch immer nicht beruhigt. Man bemüht sich energisch, die etwas träge Volksseele erneut zum Kochen zu bringen, und zwar vermittels einer Unterschriftenliste für einen geharnischten Protest, der von verschiedenen christlichen, lies katholischen, Vereinen vorbereitet wird. Eine wackere alte Münchnerin, die natürlich auch mit unterschrieben hat, wird von ihrer etwas freisinnigeren Tochter darob zur Rede gestellt: „Aber du hast's doch gar nie noch gesehen, Mutter!“ — Doch die Antwort ist entwaffnend: „Mir tat's langa, aa no anschaug'n dö Sauerei dö grauslichte! I entrüst' mi so aa scho g'nua!“

•

Wir saßen in der mündlichen Autoprüfung und sahen mit etwas gemischten Gefühlen dem Frage-und-Antwort-Spiel entgegen. Mitten unter uns eine Dame: pikant, etwas lächelnd, selbstbewußt. Alle nahmen die Gedanken zusammen, und die Antworten kamen mehr oder weniger geistreich. Jetzt kam die Reihe an „sie“. Der Gestrenge fragte: „Was tun Sie, wenn der Vergaser brennt?“ Einen Moment Totenstille. — Dann antwortet die blonde Schöne: „Da muß ich Wasser lassen.“ Wir saßen verblüfft und wagten vor Schreck kaum zu lachen. Der Fahrlehrer aber entgegnete prompt: „Gehen Sie heim, lassen Sie Wasser und kommen Sie in vier Wochen wieder.“

•

Es gibt offenbar immer noch Stammbücher und Poesie-Alben.
Gestern — vor meiner Abreise — überreicht mir das siebzehnjährige Töchterchen der Pensionsbesitzerin errötend das ledergebundene Buch mit goldgeprägtem Vergißmeinnicht, in dem sich Freundinnen und Lehrer zur Erinnerung eingetragen haben.
Ich blättere es durch und konstatiere zunächst, daß fast alle nur von rauhen Tugendpfaden, eherner Pflichterfüllung und schnell dahineilender Jugend zu schreiben vermögen — recht betrübende Aussichten! Die vorletzte Eintragung aber lautet wörtlich:
Mädchenehre ist ein Diamant. Ein Hauch — und sie erblindet. Gedenke dann im Kranze Deiner Erinnerungen auch Deiner Freundin Cilli.“

Der Rückkaufspreis des Lindbergh-Babys

(E. Schilling)



„Ja, ja, Mutter, pro Stück mit fuffzichtausend Dollars berechnet, ham wa da 'n janz schönet Kapital; bloß schade, daß det keene Zinsen trägt, sondern sojar noch welche frißt!“

Nebengeräusche

(E. Thöny)



„Halt, wir müssen unterbrechen! Das Magenknurren der Komparsen ist mit in die Aufnahme gekommen!"

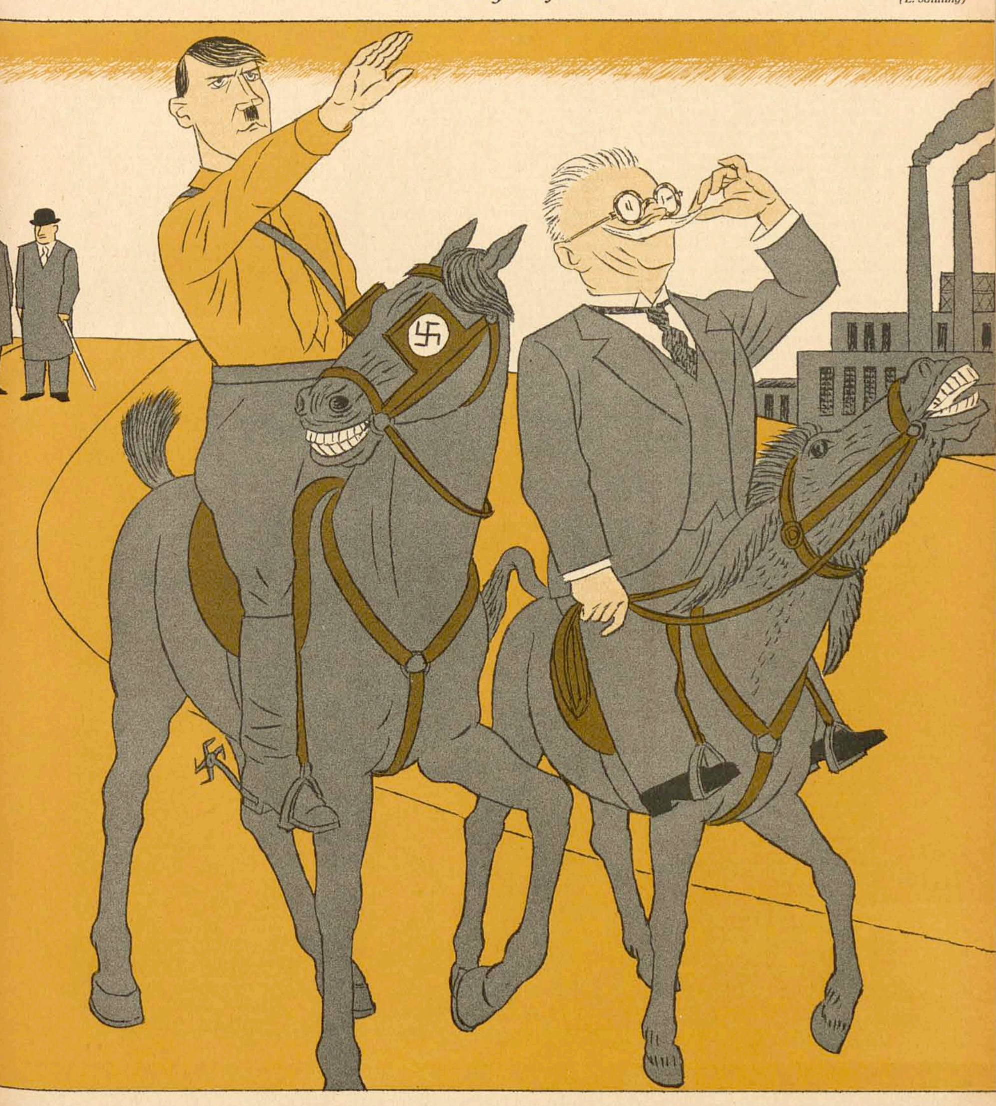
Stuttgart, 10. April 1932 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 2

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Die Sieghaften

(E. Schilling)



„Man sieht es ihnen eigentlich gar nicht an, daß sie eine Niederlage erlitten haben.“ — „Sie wissen es ja auch noch nicht, sie lesen doch bloß ihre eigenen Blätter.“

Nun aber Schluß! / *Von Karl Kinndt*

Nun aber Schluß mit dem Geschrei,
was Goethe war, was er uns sei
als Mensch, Mann, Dichter, Kritiker,
als Weltmann, Sohn, Politiker,
als Logenbruder, Rheinweinsäufer,
als Heide, Christ und Wiedertäufer,
als Maler, Mieter, Großpapa
et cetera — et cetera — — —!

Das Kotzen packt uns — darum stop
mit diesem Goethe des „als ob"!
Als hätte man, trotz Weihrauch-Wolken,
nicht nur als Milchkuh ihn gemolken
in Hinsicht auf die Honorare
für die Begeistrungs-Heringsware,
womit den Äther man verstopft
und jede Zeitung vollgepfropft!

So lohnt — lohnt auch das Dichten nicht —
der Kranz sich, den die Nachwelt flicht!
Inzwischen ruhte an den Wänden
sein Lebenswerk in vielen Bänden,
denn wer fand Zeit, bei all dem Funken
und Schrein, die Nase reinzutunken —?
Die Konjunktur gab ihm Statur:
auf Wiederlesen, Frohnatur!

Die Heilung / Von Ernst Handschuch

Die Palmbäume, die vor dem einstöckigen Häuschen wuchsen, waren eines Tages plötzlich von grimmigen Affen bevölkert; zur Nachtzeit aber schauten wilde Negergesichter zu den Fenstern herein, und nach Einbruch der Dämmerung konnte man nur in der Mitte der Straßen gehen, da in den Nebengassen der Mulatte mit dem Rasiermesser in der Hand lauerte.

Die Wirtin, eine dicke Deutsche, welche mit einem spindeldürren Brasilianer verheiratet war, weigerte sich entschieden, die Palmgruppe schlagen zu lassen. Nächtliche Rundgänge um das Haus, wobei eine Blendlaterne schneidend leuchtete, waren ohne Erfolg. Kein Mensch, geschweige denn das Gesicht eines Negers, war zu sehen. Da ließ man ihn also ruhig weiter den abendlichen Weg durch die Mitte der Straßen nehmen und versuchte, ihn zu bestimmen, das Land baldigst zu verlassen.

Denn es hatte ihn gefaßt, den hübschen, schlanken Pepi aus dem Böhmerland, dessen Antlitz so knabenhaft und rein sein konnte. Vielleicht war es ein Fieber, war es die übermenschliche Arbeit, die er auf der Bank zu bewältigen hatte. Oder trug er noch immer das große Schuldgefühl aus jener Liebesangelegenheit, bei der ihn die junge Frau eines deutschen Lehrers, die Mutter zweier niedlicher Mädchen, verführt und die zur Folge hatte, daß der Lehrer samt Familie eine Stellung im Innern des Landes annahm?

Er beschenkte die Bettler reichlicher als zuvor, suchte die Frauen auf, welche Freude bereiten, hier mehr als in irgendeinem anderen Lande, und forderte als einziges von ihnen, daß sie ihm erzählten aus ihrem Leben, und dafür gab er den erstaunt Lächelnden die halbe Taxe. Auch kam die kleine Mulattin wieder, wenn die Grillen zu zirpen begannen, die Brüllfrösche mit ihrem Geschrei die Schwärze des Himmels erfüllten, und teilte sein Lager für die Nacht. Dies alles wußte ich, der ich das Zimmer gleich hinter dem seinen bewohnte, in jenem Häuschen, das am Rande der weitausgedehnten, hügeligen Stadt lag und die Öde und Verlassenheit der Pampas bereits berührte.

Pepi nannte es Buße tun. Er war vor zwei Jahren in das Land gekommen, geradewegs aus Prag, wo er die Kaufmannschaft erlernt hatte. Er hatte ein Zerwürfnis mit dem Vater gehabt, der es ihm nicht vergessen konnte, daß er das Kloster, wo er zum Priesteramt vorbereitet worden war, plötzlich verlassen hatte.

Unser Haus lag jenseits von prunkvollen Gärten und Villen, und es war nötig, daß man die Herrlichkeiten am Morgen und Abend durchschritt. Und schon im nächsten der Landhäuser, welches von einem gepflegten Palmenhain umgeben war, wohnte und lebte sie, die junge und hübsche Frau mit der Haut aus Bronze und kohlschwarzen Augen und Haaren. Weil es der Zufall nicht sein konnte, der sie regelmäßig zu d e n Zeiten an die Fenster führte, wenn Pepi und ich vorüberkamen, hatte ich (dem es bestimmt nicht galt) meine Beobachtung und Vermutung ihm mitgeteilt, bald nachdem ich zu ihm gezogen war. Er hatte damals den Kopf abwehrend geschüttelt und geschwiegen.

Erst nach einer der letzten Nächte, in der die Mulattin bei ihm gewesen, hatte er Farbe bekannt. Die Kleine war im Hause jener Frau bedienstet und hatte ihm gar oft schon Briefe von ihrer Herrin Hand mitgebracht. Feigheit und Angst jedoch, seine eigene Erbärmlichkeit — wie er sich ausdrückte — hatten ihn all die Zeit abgehalten, den Wunsch der Begehrenden zu erfüllen. Nun müsse er es doch tun; ein sehnsüchtiges Herz rufe nach Erlösung, und die Tat in ihrer Kühnheit nähme ihm von der Buße, die er sich auferlegt habe, mindestens ein Jahr. Hier war er wieder bei seiner fixen Idee angelangt, er, der sich verurteilt hatte, eine bestimmte Reihe von Jahren in dem Lande zu verbringen. Ich riet ihm wie stets zur Abreise. Vergebens.

Die Mulattin kam noch etliche Male, und dann schien der Plan festgelegt. Eines Abends wusch sich Pepi mit äußerster Sorgfalt, legte frische Wäsche an, band sich die kostbarste seiner Krawatten um und zog den rohseidenen Anzug an. Dann holte er ein Köfferchen hervor, in das er außer einigen Parfümerien einen funkelnagelneuen Schlafanzug verpackte. Nach einer kleinen Weile, während der er unablässig Zigaretten geraucht und am ganzen Körper gezittert hatte, brach er auf. Über sich selbst hinausgehoben, mit spöttischem, verächtlichem Gesicht. Er hatte ungefähr zehn Minuten zu gehen. Die Straße war leer und dunkel; die Brüllfrösche schwiegen, und nur die Grillen schrillten in die Nacht.

Ich sah ihn, wie er inmitten der Straße in langsamen, versunkenen Schritten dahinschritt; dann war er verschwunden. Seltsamer Büßer. So und ähnlich mochte ich gedacht haben.

Eine Stunde war wohl vergangen; ich hatte die Lampe gelöscht und mich gerade auf mein Feldbett gelegt, als sich in einer gewissen Ferne ein gellendes Schmerzensgeschrei erhob, worauf ich bestürzt das Fenster öffnete. Ich sah auch bald, wie ganz unten in der Straße eine weiße Gestalt über die Parkmauer sprang und sich in wahnsinnigem Laufe näherte. Es war Pepi; so wie ihn Gott erschaffen, zog ich ihn durch das Fenster und trug ihn auf sein Bett, wo er stöhnend liegen blieb. Ich verriegelte die Türe und lauerte auf Verfolger, aber niemand kam. So fand ich Zeit, Licht anzuzünden und ihm die Striemen zu kühlen, die eine Peitsche in furchtbarer Schrift über seinen ganzen Körper gezogen hatte. Auf sein Gestöhn hin streckte die Wirtin den Kopf herein.

„Die Affen haben ihn gehabt", bedeutete ich ihr, und sie verschwand entsetzt.

Zwei Tage lag er zu Bett, ohne ein Wort zu äußern. Am dritten stand er auf und ging in die Stadt. Am Abend kehrte er zurück. Er hatte gekündigt und eine Fahrkarte nach Europa genommen; zwei oder drei Wochen später reiste er ab. Das nächtliche Erlebnis war mit keiner Silbe berührt worden.

Von Bahia aus kam dann ein Brief, die letzte Demütigung, wie er ihn bezeichnete. Es hieß darin unter anderem: „Vieles fällt, by and by. Man hört auf zu zittern, und alles ist so schön in der Ordnung. Dann fällt noch mehr; der Kuß kommt und ihr Schrei um Hilfe. Ein alter, dürrer, ausgemergelter Mann (wie wir ihn zuweilen im hübschen Palmenhaine sahen und uns stumm unser Teil dachten) tritt in das Zimmer. Aber b e i d e schlugen sie auf mich ein mit riesigen Peitschen. — Wie viele Monate doch hatte die junge, bronzene Bestie gewartet? Meine Tage waren ja ebenfalls noch lange nicht gezählt. Ob die zwei ein Ziel erreicht haben, weiß ich ja nicht, ebensowenig wie ich fühlen könnte, daß ich erlöst worden bin. Aber die Wege haben begonnen."

M e i n Weg führte für lange Zeit noch am Hause jener hübschen, grausamen Frau vorbei. Einmal habe ich sie gesehen, wie sie zum Fenster heraussah und abwesend vor sich hin lächelte. Ein Gefühl der Dankbarkeit kam plötzlich und ohne Zutun in mir hoch; ich wollte grüßen, aber ich hatte die Verachtung zu sehr gelernt bei dem Gedanken an sie, und so war ich unentschlossen vorbeigeschritten.

Berliner Köpfe

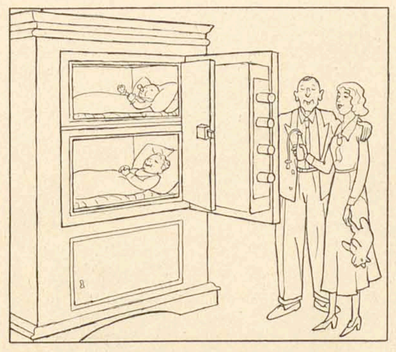
(Rudolf Großmann)



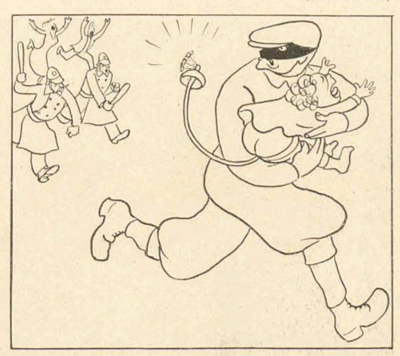
Arnold Bronnen
der Barde des Dritten Reiches

Kinderschutz in Amerika

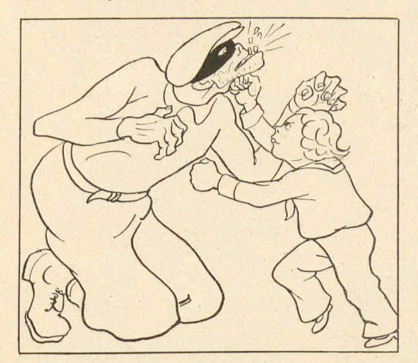
(Th. Th. Heine)



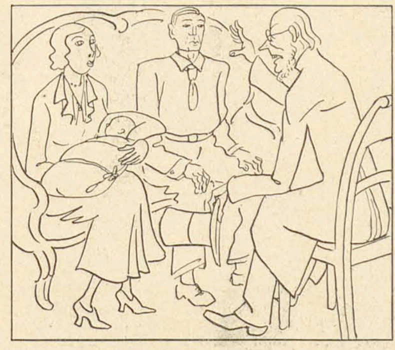
In den besseren Familien werden die Kinder nachts über in den Geldschrank eingeschlossen.



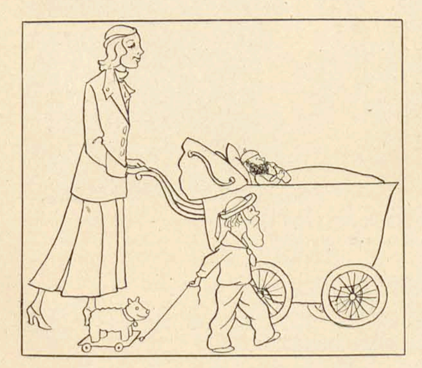
In anderen Kreisen werden die Kinder wenigstens mit einer rückwärtigen Alarmvorrichtung versehen.



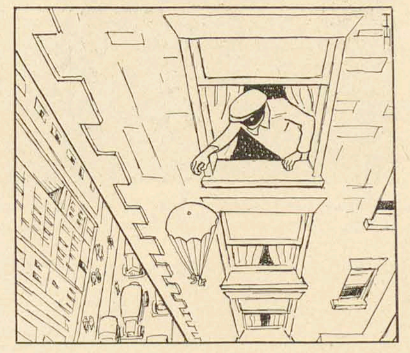
Bei den Sharkey-Kindern erübrigen sich alle Schutzmaßnahmen, sie wehren sich selber.



Der Reverend Moneymaker von der Barnum-Church hat eine fabelhafte Reklameidee: Jedes von ihm getaufte Kind wird gleichzeitig gegen Diebstahl versichert.



Bei Spaziergängen werden die Kinder als Erwachsene maskiert.



In den Kinderstuben der Wolkenkratzer werden Fallschirme bereitgestellt, damit die Kleinen dem Zugriff der Diebe entfliehen können.

Ausweg

(Paul Scheurich)



„Wissense, Gnädige, Ruhe ist in diesen politisch erregten Tagen wieder mal die erste Bürgerpflicht, aber die kann man schließlich auch in Lugano erfüllen!"

Anekdoten über Roda Roda

(Zu seinem sechzigsten Geburtstag)

Das Geschäftliche

„. . . Und was das Honorar betrifft", sagte der Verleger, „— wir bezahlen jeden nach seinem Wert."
„Oh", antwortete Roda Roda bescheiden, „soviel hatte ich gar nicht erwartet."

Der Duldsame

Man macht Roda Roda aufmerksam, daß ein mittelmäßiger Schauspieler unter R. R.s Namen Vortragsabende zu halten pflege. Er sollte doch dagegen einschreiten.
„Lieber Herr", antwortet R. R., „ich habe meinen Namen selbst so oft mißbraucht, daß es ungerecht wäre, von andern mehr Achtung für ihn zu fordern."

Lieber Simplicissimus!

In einer großen illustrierten Zeitung findet man ein Inserat für ein Zähne usw. bildendes Präparat. Ein Kind hält eine Dose in der Hand. Darunter steht der Vers:
„Aus dieser Dose fließt die Kraft,
die kerngesunde Kinder schafft!"
— Es war höchste Zeit. Die Männer können eh seit längstem einpacken. Teha

Der Herr mit der Bügelfalte

Von Egon H. Strassburger

Vorgestern erklärte mir das Mädchen, unser Nachbar sei plötzlich entschlafen. Er habe mit seiner Frau noch am Abend vorher das Theater besucht und im Restaurant gegessen.

Ich recherchierte, und da erfuhr ich, daß Herr Katzorke nicht eines natürlichen Todes gestorben sei.

Er, der immer den lächelnden Charakter eines Petronius an den Tag gelegt hatte, starb eines anderen Todes. Er hatte einen kleinen Wortwechsel mit seiner Gattin, und bei dieser Gelegenheit flüsterte ihm sein Ehegesponst zu: „Wenn du mir nicht den Hut kaufen kannst, dann wäre es schon das beste, du nimmst einen Strick und hängst dich auf."

Herr Katzorke nickte zustimmend: „Verehrteste, du hast recht, ich hänge mich auf, aber mit dem Hut wird dann erst recht nichts."

Die Gattin erwiderte: „Den Hut werde ich bekommen."

„Wetten, daß nicht ..."

„Zwanzig Mark."

„Du wirst verlieren."

Als Frau Katzorke ihren häuslichen Obliegenheiten nachging, ging Herr Katzorke in das Schlafzimmer, nahm einen Strick und hängte sich, kalt lächelnd, auf.

Als mir die Groteske der Familie Katzorke erzählt wurde und man mir mitteilte, daß sie nun doch die Wette verloren habe, ging mir ein Gruseln über den Rücken. Man hatte das Gefühl, als ob ein paar tausend Ameisen im Wettlauf um die Prämie ringen würden.

Seit ich aber erfahren habe, daß Herr Katzorke tot ist, wurde ich einen Gedanken nicht los. Herr Katzorke hielt mir nämlich noch vor fünf Tagen einen Vortrag über die Bügelfalte. Er, der es immer nur mit der Mode zu tun hatte, sagte mir: „Lieber Nachbar, eine Bügelfalte muß Linie haben. Wenn ich mir meine Hose bügeln lasse, dann stehe ich neben dem Schneider und verlange korrekteste Sorgfalt. Bügelfalten müssen Gedichte sein. Bügelfalten verschönen das Leben." Und dann setzte er hinzu: „Wenn ich zufällig sterben sollte, dann seien Sie doch so freundlich und veranlassen, daß man mir meine Hose noch einmal ganz exakt bügelt. Aber bitte stehen Sie auch an der Seite des Schneiders, daß er nicht fahrlässig damit umgeht."

Da ich Herrn Katzorke gut leiden konnte und da er immer ein origineller Mann war, dieser Katzorke, so ging ich rasch hinauf in seine Wohnung und bat, seinen Wunsch doch zu erfüllen.

Frau Katzorke, keine sehr tiefe Frau, aber immerhin ein guter Mensch, wurde nachdenklich: „Also, was Sie mir sagen ist wirklich unter Ihnen verabredet worden?" fragte sie skeptisch.

„Aber gnädige Frau, ich erlaube mir in solchen Augenblicken keine Phantasien."

Da plötzlich wurde Frau Katzorke nervös. Sie trommelte mit ihren schlanken Fingern heftig auf den Tisch, und dann erzählte sie mir den ganzen Vorgang mit dem Hut und der Katastrophe.

„Sehen Sie, dieser Mann hat mich bis zur letzten Minute verhöhnt und mich zum Narren gehalten ... Ich habe die Wette verloren, und ich kann jetzt natürlich nicht den Hut aufsetzen, den ich aufsetzen möchte, aber ich würde es töricht finden, wenn ich Ihnen gestatten würde, das Beinkleid plätten zu lassen."

Ich stand auf, verbeugte mich kalt und sagte: „Die Bügelfalte ist Gefühlssache."

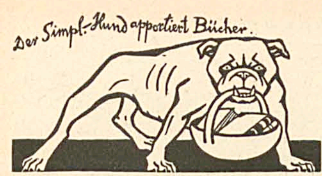
„Jawohl, ist sie", bestätigte Frau Katzorke unter Tränen: „Aber aus dem schönen Leben zu scheiden, nur damit ich meinen neuen Hut nicht bekomme, wissen Sie, mein Herr, da fehlen mir die Worte. Die Hosen werden nicht gebügelt."

Phänomen

(J. Fenneker)



„Ach, Fritz, du warst doch erst der zweite Mann in meinem Leben!" — ‚Merkwürdig, daß die zweiten Männer immer am häufigsten vorkommen!'



Walter Bauer: Ein Mann zog in die Stadt. (Bruno Cassirer, Berlin.)

Hat man die erste Seite dieses Buches gelesen, ist es, als sei man in ein Zimmer getreten und jemand schließe die Tür hinter einem ab. Man kann nicht mehr hinaus. Alles wird so dicht, Dorf und Stadt, Mietshäuser und graue Straßen und Fabriken und arme Zimmer, daß man tagelang darin lebt. Dabei handelt es sich um nichts anderes als die Geschichte eines jungen Bauernpaares, das in die Stadt zieht, schwer und unter äußerster Anstrengung Wurzel faßt, Kinder zur Welt bringt, alt wird und stirbt. Aber alles ist ebenso schlicht und durch und durch unliterarisch erzählt, wie innerlich erlebt und erfahren, alles wird aus sich heraus zum Gleichnis. Walter Bauer ist eine ausgesprochen epische Begabung. Er erzählt in freundlicher Gelassenheit, er ordnet die Dinge mit behutsamer Hand, seine Sprache ist bewegt in der Fülle und dennoch geruhsam in der Bewegung. Charly Conrad

Ernst Robert Curtius: Deutscher Geist in Gefahr. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin.)

Diese Schrift kämpft gegen Bildungsabbau, Kulturhaß und Verdummung, insbesondere auf den Universitäten. Der Humanismus ist nicht durch gelehrten Betrieb, sondern nur durch den Liebhaber zu retten. Die Überspannung der Soziologie hat vielfach zu Lebensverlegenheit geführt. „Schmerzlich und undeutlich allerdings ist die heutige Lage des Humanismus. Aber richtig verstanden, kann diese Not eine Neugeburt bedeuten." Barbarei rechts, links und in der Mitte. Wir müssen zu den Ursprüngen zurück. Curtius als Romanist möchte bei Augustinus und Dante wieder anknüpfen. Aber er drängt seine Lösung nicht auf, und es gibt auch wohl mehrere Methoden, in die Tiefe zu graben. Ein frisches Glaubensbekenntnis zum universalen Geist. Richard Gerlach

Walter Müller: Wenn wir 1918 . . . Die Überwindung des Kapitalismus. (Malik-Verlag, Berlin.)

„Wenn wir 1918 . . ." reinen Tisch gemacht hätten, so wie es der Autor sich denkt, dann hätten wir heute das sozialistische Paradies, so wie es der Autor sich denkt, — denkt er... Er denkt es sich vorwiegend als Doktrinär der parteikommunistischen Ideen. Er denkt, will uns scheinen, gar nicht als Historiker, kaum als Individualpsychologe und ebenso selten als Kulturpsychologe... Wir geben, weil wir nicht blind sind, zu, daß der geniale Lenin seiner, der russischen, Welt wahrscheinlich den ihr entsprechenden Weg aus dem Zusammenbruch gezeigt hat und daß Lenin und mit ihm und nach ihm seine zielbewußte Gefolgschaft diesen Weg mit einem Unmaß an Tatkraft gangbar gemacht haben. Aber wir erweitern die Doktrin dieses Weges nicht auf das alte okzidentale Europa. Wir haben es — der Problemstellung nach — vielleicht etwas schwerer: wir werden die Synthese aus Alt und Neu finden müssen. Dazu brauchen wir Elastizität des Geistes, sind gegen jede Starrheit jedweder Doktrin, und im übrigen werden wir sehen, wie es kommen wird und was sich machen lassen wird... Über das Buch als solches: Es ist von einer großartigen, überwältigenden Konzeption und von einem materiellen Überblick, der verblüfft Besonders die Verfechter des kapitalistischen Wirtschaftssystems hätten Veranlassung, es eingehendst zu beachten... Der künstlerische Elan, mit dem der Autor von Seite 1 bis 456 die fesselnde Gestaltung durchhält, sei als Bewertungs-Plus schließlich nicht vergessen.

Walther C. F. Lierke

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Bruno Weil: „Glück und Elend des Generals Boulanger". Dr. Walther Rothschild, Verlag, Berlin.
Goethe: „Schriften über die Natur". Ausgewählt von Günther Ipsen. Alfred Kröner, Verlag, Leipzig.
Essad Bey: „Stalin". Gust. Kiepenheuer, Verlag, Berlin.
H. K. Knickerbocker: „Deutschland so oder so?" Rowohlt, Verlag, Berlin.
„Meyers kleines Lexikon", Band II. Bibliographisches Institut, Leipzig.
Robert Neumann: „Die Macht". Paul Zsolnay, Verlag, Berlin.
Henry Benrath: „Ball auf Schloß Kobolnow". Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.
Joachim Ringelnatz: „Gedichte dreier Jahre". Rowohlt, Verlag, Berlin.

Artisten in der Kneipe

Von Karl Schnog

Da sitzt ihr nun, nach schwerem Arbeitstag.
Der Fremde denkt, ihr sprächt von fernen Reisen.
Ihr aber sagt „Gebucht" und „Re-Vertrag"
Und meint den Alltag längs den Bahngeleisen.

Ihr denkt nicht: „Wüste", „Berge", „Minaretts";
Ihr sagt: „In Kairo darf man selber kochen"
Und: „Unser Schwager springt jetzt ohne Netz.
Der Junge bricht sich auch noch mal die Knochen."

Spiel mit dem Tode, kleines Hausgezänk,
Das sind die Stoffe, die Gespräche geben.
Da sitzt ihr nun. Seid ihr des eingedenk,
Daß euer Leben doch ein Heldenleben?!

Euer Leben ist nicht wüst und nicht verrucht,
Umschwebt euch täglich auch der Tod als Würger.
Es ist die „Gute Stube", die ihr sucht. –
Bruder Artist, du bist der beste Bürger!

Wie man hört . . .

beabsichtigt die Reichsbahn, einige weitere prominente D-Züge nach amerikanischem Muster mit Namen zu bezeichnen statt mit den üblichen trockenen Fahrplanzahlen. Hier einige Vorschläge:

Berlin—Paris: der Zug nach dem Westen.
Berlin—Heidelberg: der Zug des Herzens.
Berlin—Rom: der Ewigkeitszug.
Berlin—Braunschweig: der Zug nach rechts.
Berlin—Zürich (mit Anschluß nach Liechtenstein): der Zug der Zeit. P. L.

Die kleine Zeitgeschichte

Dementi

Es ist nicht wahr, daß Regierungsrat Adolf Hitler die in seiner Bestallung hervorgehobene Aufgabe, „insbesondere durch seine Tätigkeit bei der Braunschweigischen Gesandtschaft in Berlin die Belange der braunschweigischen Wirtschaft nachdrücklichst zu vertreten" —, daß er diese Aufgabe irgendwie vernachlässige.
Wahr ist, daß er, sowie der zweite Wahlgang vorüber ist, sich ganz der regierungsrätlichen Arbeit widmen und die braunschweigische Wirtschaft dadurch ankurbeln wird, daß sämtliche SA-Leute nur noch mit Braunschweiger Spargel und Braunschweiger Mettwurst verpflegt werden.

Deutscher Zeitungsverleger

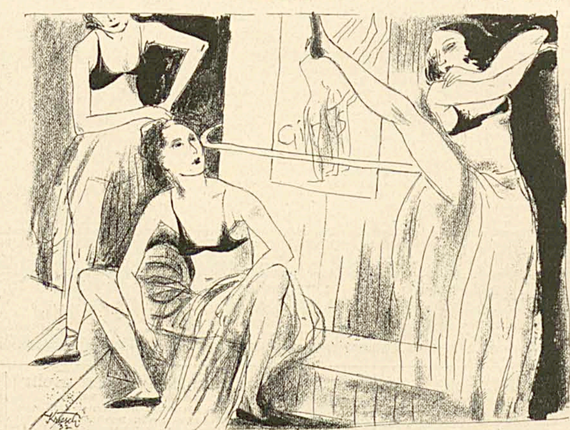
Der große und der kleine Zeitungsverleger begegneten einander in diesen bewegten Tagen vor der Wahl.
Und der kleine jammerte: „Schreckliche Zeiten, Herr Kommerzienrat! Furchtbar schwierige Zeiten! Für wen nimmt man denn nur Stellung? Man will doch seine Abonnenten und Inserenten nicht vor den Kopf stoßen! Wie machen Sie's denn, Herr Kommerzienrat?"
Der große Zeitungsverleger lächelte überlegen: „In meinem Verlag erscheinen zwei Zeitungen. Im Morgenblatt bin ich für Hindenburg. Aber in der Abendpost bin ich für Hitler."

Zeitgemäße Reminiszenz

Nach den Unfällen, die Suwarow und die russische Armee in der Schweiz 1799 betroffen hatten, war beim König von Preußen die Rede von der Proklamation, die der General an seine Soldaten gerichtet hatte. „Bah", sagte der König, „Suwarow ist wie eine Trommel: er macht um so größeren Lärm, je mehr er geschlagen wird."

Versäumnis

(Rudolf Kriesch)



„Siehste, in 'ner schmissigen Revue mit so 'nem Been die Iphijenie jetanzt, und der Goetherummel wär' noch tiefer ins Herz des deutschen Volkes jedrungen!"

Gerechtigkeit — ! / Von Curt Krispien

„Ich wollte das Leben schildern, versteht ihr", erzählte Bormann, ein junger und nicht unbegabter Schriftsteller, „das Leben, so wie es wirklich ist. Das schöne, grausame, stumpfsinnige und unerhört aufregende, echte Leben! Ich hatte genug von der bestellten Maßarbeit, ich wollte nicht mehr die üblichen zweihundertfünfzig Maschinenseiten Unterhaltungsstoff liefern, nicht die bekannten Standardtypen schildern: den Börsen-Napoleon, der kalt lächelnd über die Leichen der von ihm vernichteten Existenzen schreitet, aber vor dem Stirnrunzeln seiner Köchin bis ins tiefste Mark erschrickt, den Meisterdetektiv mit den neun Leben einer Katze, und die rätselhafte, schöne Frau mit dem Seelenkonflikt, weil sie nicht weiß, ob sie mit dem sentimentalen Fedor oder mit dem sachlichen Harry schlafen gehen soll, und schließlich zu beiden geht. Ich, wißt ihr, ich hatte genug davon. Das Leben besteht aus Kompromissen, im Leben sind die Menschen nicht einfach schwarz oder weiß, sondern grau. Manchmal vielleicht auch gestreift und gefleckt. Vor allem: es gibt keine Idealmenschen. Jedem Vorzug ist ein Fehler adäquat. Danach mußte ich mich richten!

Jung und schön habe ich den Mann gemacht, der die Hauptrolle in meinem neuen Roman spielt. Er sollte auch glücklich und zufrieden werden, und weil ich in dieser Hinsicht altmodisch bin, glaube ich, daß ein Mann nur mit einer guten Frau und netten Kindern glücklich sein kann. Ich sorgte also dafür, daß er sich inzwischen jeden außerehelichen Verkehrs enthielt — dessen Gefahren ja allgemein bekannt sind — und ließ ihn sich schnellstens in die hübsche Tochter eines Lederhändlers verlieben. Der Vater aber wies die Werbung ab, denn der junge Mann hatte außer Jugend, Schönheit und einer Anzahl guter Charaktereigenschaften nichts Bares aufzuweisen. Ich sah ein, daß es für einen jungen Mann besser sei, wenn es sich umgekehrt verhielte, und ließ ihn schleunigst ein bedeutendes Vermögen erben. Das war ganz leicht, weil ich ohnehin schon einen kränklichen Onkel erwähnt hatte, der in Argentinien Gefrierfleisch erzeugte. Natürlich vergaß ich den gerechten Ausgleich nicht und verschaffte dem jungen Mann den Reichtum auf Kosten seiner guten Charaktereigenschaften. Das ist nicht schlimm. Den schlechten Charakter kann man verstecken, die Armut nicht.

Jung, schön, reich und von schlechtem Charakter brachte ich ihn nun mit einer ungemein liebenswerten Dame der besten Gesellschaft zusammen. Sie war sogar adlig, ein Fräulein von B., denn nach den schlechten Erfahrungen mit dem unfeinen Handelsmann wollte ich in der Wahl der Familie vorsichtiger sein. Alles ging auch ausgezeichnet. Der junge Mann kleidete sich vortrefflich, hielt zwei Autos und ein Reitpferd, das er allerdings noch recht unvollkommen zu gebrauchen verstand. Er spielte mit Fräulein von B. Tennis und Golf und begann, die Schulden ihres Vaters abzuzahlen. Seine Enthaltsamkeit — er war jetzt fünfundzwanzig Jahre alt — fing an, ihm lästig zu werden, und er fuhr nach verhältnismäßig wenig Tennisturnieren, aber im Bewußtsein von desto mehr bezahlten (hoffentlich bald schwiegerväterlichen) Schulden in seinem besten Auto, seinem schönsten Frack und seinen engsten Lackschuhen bei Herrn von B. vor. Er sah betörend aus und sprach auch so. Er legte einen Auszug seines Bankkontos auf den Tisch und Herrn von B. nahe, ihm seine Tochter zur Frau zu überlassen. Aber er erlebte eine peinliche Enttäuschung. Der Adelsstolz des alten Herrn war zu groß. Zwei Wochen vor der Revolution war Herr B. wegen gewisser Heereslieferungen der Nobilitierung würdig befunden worden. Der junge Mann wurde höflich, aber bestimmt abgewiesen. Das war ein böser Schlag für ihn! Nun hieß es schnell handeln, wenn er durch sein langes Zölibat nicht auf schlimme Abwege geraten sollte. Es fiel mir schon bedeutend schwerer, ihm neuerlich zu helfen. Indes, ich hatte mir nun einmal vorgenommen, ihn im Kreise seiner Familie glücklich und zufrieden zu sehen. Darum fand ich eine wundersam komplizierte Verwandtschaftsangelegenheit heraus, nach welcher der junge Mann sich als ein Graf Bodo v. Werner-Feldegg herausstellte, Sohn der seligen Exzellenz, des Reichsgrafen v. Werner-Feldegg-Borkenthin, mittelbar verwandt mit der reichsunmittelbaren Fürstin Hohenfriedewaldau, nachmaligen Königin von Pystazien. In seiner Jugend von Zigeunern geraubt, war der junge Graf unerkannt und in einfachsten Verhältnissen aufgewachsen, bis sein eigentlicher Rang gelegentlich einer Steuerpönung von einem eifrigen Aktuarius entdeckt wurde.

Ich war erleichtert und froh, mußte aber für den gerechten Ausgleich sorgen, und so bezahlte der junge Graf den unerhörten Glücksfall mit einer lahmen Hüfte, die er sich bei einem Sturz vom Pferde zuzog. Ich gedachte nun rasch und energisch zu handeln. Da war die junge Witwe eines norwegischen Diplomaten. Diese Frau schien mir besonders geeignet zu sein, denn sie war von vornehmer Herkunft und besonderer Schönheit. Übrigens auch nicht unvermögend.

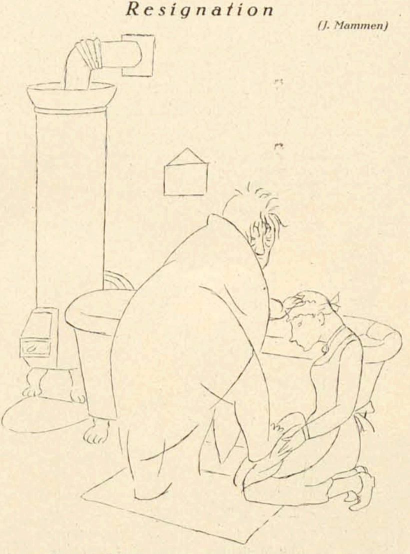
Jung, schön, reich, adlig, mit schlechtem Charakter und einer lahmen Hüfte warb der Graf mit dem ganzen erklärlichen Feuer seiner liebesehnenden Männlichkeit um sie. Da trat ein Ereignis ein, das wahrhaftig von niemand vorauszusehen gewesen war. Es stellte sich nämlich heraus, daß die Auserwählte Racine, Byron und Stendhal las, der junge Graf hingegen nur die Rundfunkzeitung. Brutal gesagt: er war ihr zu dumm. Was für ein besonderes Pech! Die Ungunst des Geschickes hatte ihn mit einer klugen Frau zusammengeführt!

Noch einmal raffte ich mich zu einer letzten Anstrengung auf und ließ den Grafen nachholen, was ihm jetzt als fehlend hinderlich gewesen war. Er mußte studieren. Vom frühen Morgen bis zum Beginn der Nacht. Es ist unheimlich, was in diesen jungen Mann für eine Fülle konzentrierten Wissens eingetrichtert worden ist. Manchmal kam ich mir grausam vor, aber der große Zweck heiligte auch dieses Mittel. Und eines Tages war es dann so weit: Der Graf promovierte gleichzeitig an sämtlichen Fakultäten der Universität Heidelberg mit solchem Glanze, daß ihm unter großem Jubel in Anwesenheit des Reichspräsidenten und des Ministers für die Ostmarken der Titel eines Professors universalis unter Überspringung sämtlicher Doktortitel verliehen wurde. Inzwischen aber — gerechter Ausgleich! — hatte sich leider seine lange Enthaltsamkeit durch eine böse Atrophie gerächt, die ihn der Hoffnung auf Vaterfreuden endgültig beraubte.

Er ist jetzt jung, schön, reich, adlig, klug, von schlechtem Charakter, mit einer lahmen Hüfte und impotent. Ich habe die größten Schwierigkeiten, ihm eine passende Frau zu besorgen, und zweifle sehr daran, daß er jemals im Kreise seiner Familie glücklich und zufrieden sein wird!"

Resignation

(J. Mammen)



„Sagen Sie mal, Frieda, baden Sie denn auch öfters?" – „Ach, Jnädige, wenn man nich 'nen Bräut'cham hat, hat's ja doch keenen Sinn!"

Ein Inserat

Im „Stuttgarter Neuen Tagblatt" erschien folgende Anzeige:

Nachtstuhl

wenn gebraucht nur aus gutem Hause zu kaufen gesucht. Näh. Angaben mit Preis erbet. unter H. 258 Tagbl.

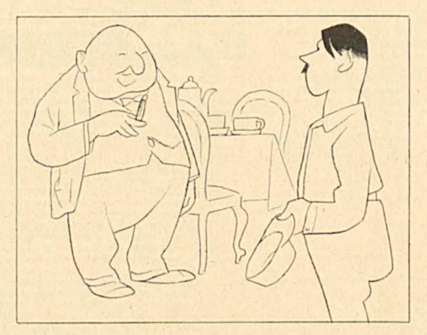


Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Karl Rudolf Schulte, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

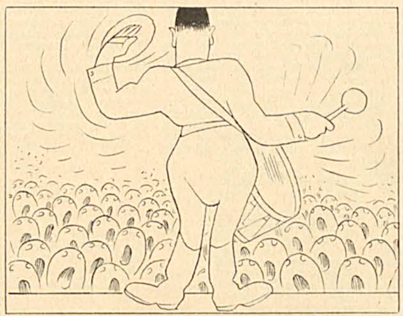
• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Die Macht der Reklame

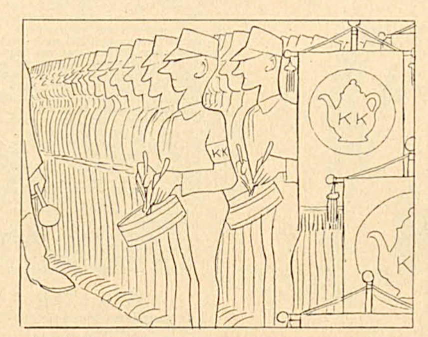
(Karl Arnold)



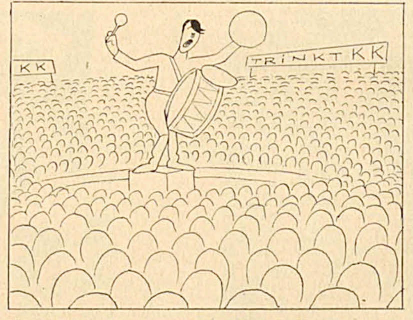
Den Korn-Kaffee, kurz KK genannt, wollte niemand mehr trinken. Da beauftragte der Fabrikant den bekannten Propagandisten Alois Hierlinger, für die KK-Werke seine bewährte Trommel zu rühren.



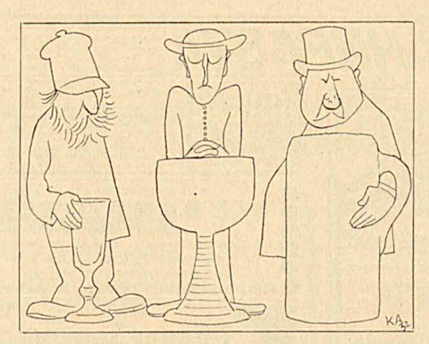
Dem Trommler Alois gelang es bald, einem Teil der Bevölkerung einzupauken, daß der KK alle Kaffeearten der Welt übertrifft.



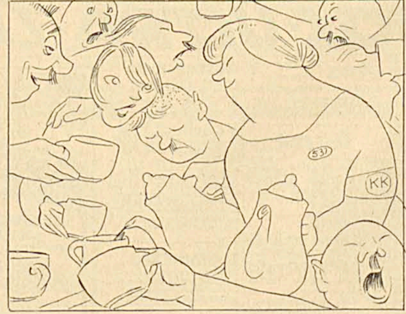
Die Zahl der KK-Anhänger stieg von Tag zu Tag. Alois bildete eine KK-Propaganda-Truppe mit Ober- und Unterführern, gab ihnen Trommeln und Standarten.



Diese KK-Truppen bearbeiteten das Land nach allen Himmelsrichtungen, und als der Generaltrommler Alois in einer Monstre-Versammlung verkündete, daß der KK auch hochprozentig Alkohol enthalte, –



da war das alte System der Schnapsbrenner, Weinbauern und Bierbrauer geschlagen, –



und die Riesenzahl der Anhänger (auch Menge oder Masse genannt) trank sogar während der Starkbiersaison Korn-Kaffee und war tatsächlich berauscht.

Eheliche Eifersucht

(Wilhelm Schulz)



„Seit acht Tagen hast du ein Loch in der Hose gehabt, und jetzt ist es plötzlich zugenäht. Mit wem hast du mich betrogen?“

Fragment eines olympischen Zwiegesprächs / *Von Dr. Owlglaß*

Goethe: „Das wär' mal wieder überstanden . . .
Herunter mit den Festgirlanden,
zum Teufel mit dem Wortedrusch,
mit dem Gesumse und Getue! –
Ich hab' jetzt siebzehn Jahre Ruhe . . .

Nun kommen Sie dran, Meister Busch!

Schon wirbelt Weihrauch um die Nase . . .
Wie stellt zu all dem sich der Schalk?“

Busch: „Tja – stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.
. . . Ich lob' mir unsere Oase.“

Goethe: „Warum so bitter? Ihren Scherzen
versagten sich doch nie die Herzen.
Sie haben alle froh gemacht,
und jung und alt hat stets gelacht.“

Busch: „Gelacht – jawohl. Das ist es eben:
sie blieben an der Schale kleben . . .
Was taugt ein noch so lust'ger Spaß,
wenn nicht der Ernst dahinter saß?
Für den war aber keiner flügge . . .
Das Lachen ist bloß eine Brücke
ins andre Land.“

Goethe: „Von vielen eine.“

Busch: „Nun, jedenfalls war es die meine . . .
Ein jeder baut halt, wie er's kann.“

Goethe: „Sie haben recht . . . Und so fortan!“

Leichtsinn

(M. Frischmann)



„Is 'n Siebenmonatskind, det kleene Wurm!" — „Det wird's nu später ooch noch oft bedauern, daß et 'ne sichere Stellung schon vorzeitich uffjejeben hat!"

Die Einweihung / Von Bruno Manuel

Vor den Toren der Stadt konnte ein Sportplatz nicht umhin, feierlicher Einweihung anheimzufallen. Der Präsident des Vereins für nationale Ertüchtigung, Exzellenz von Pulverkop, hatte sein löbliches Erscheinen zugesagt.
Strahlend über das ganze Gesicht bestieg Exzellenz seinen trotz gekürzter Staatspension noch unbeirrt funktionierenden Mercedes. Mit einem kernigen Fluch auf die über alle Maßen verhaßte Republik sank er in die Polster. Strich sich auf der Oberlippe das reckenhafte Attribut der Würde und schmeckte die in Aussicht genommene Festrede im Munde vor. Er verschloß sich nicht der Einsicht, daß nur ein kerniges Deutschtum uns von aller Schmach befreien kann.
Worauf sich der Sportplatz veranlaßt fühlte, allmählich aufzutauchen. Von weitem sah man einen Wald von Fahnenstangen markig zum Himmel ragen. An den Stangen wehten die dreihundertneunundsechzig Farben der hundertdreiundzwanzig Ortsgruppen (pro Ortsgruppe drei Farben).
Exzellenz wälzte sich aus dem Wagen. Er legte die letzten hundert Meter zu Fuß zurück. Als er ein ausgerichtetes Spalier dreiviertelnackter Mannen erblickte, durchschritt er es. Nachdem er es durchschritten hatte, prallte er auf den Festausschuß. Derselbe warf sich in die Brust und machte Miene, Exzellenz huldvoll zu begrüßen. Zahlreiche der Einmottung entrissene Zylinderhüte wirbelten durch die mit Recht bewegte Luft.
Exzellenz zögerte keinen Augenblick, auch seinerseits die Glatze zu entblößen. Darauf verneigte sich der Festausschuß. Darauf verneigte sich auch Exzellenz. Das erfüllte den Festausschuß derart mit Stolz, daß er sich noch mehr verneigte. Minutenlanges Händegeschüttel war die Folge.
Als weit und breit keine ungeschüttelte Hand mehr zu erblicken war, klapperte Exzellenz mit der Ordensbrust. Ein Zeichen dafür, daß seine Rede gehalten zu werden wünschte. Es trat Stille ein. Und Exzellenz schoß los.
„Kameraden", rief er, „ich bin der festen Überzeugung, daß in der gegenwärtigen Lage nationale Ertüchtigung die wichtigste Funktion des Staatsbürgers ist. Nur durch fortwährende Leibesübungen, namentlich in Verbindung mit dem häufigen Absingen der Nationalhymne, kann das Vaterland gesunden und der Versailler Schmachfrieden beseitigt werden."
Was zur Folge hatte, daß die leicht athletischen Mannen spontan die Nationalhymne anstimmten.
Die dem Festausschuß aus der Seele gesprochenen Worte Exzellenz von Pulverkops entfesselten eine Erwiderung des Ehrenvorsitzenden, eines Veterans der Leichtathletik. Dieses Vorbild unerschöpflicher Manneskraft erlaubte sich, aus zahnlosem Munde und gestützt auf ein Paar handfeste Krückstöcke, Exzellenz für die zu Herzen gehenden Worte zu danken. Sein ausgeprägter Hang zur Wahrheit machte geltend, daß die Leibesübungen das deutsche Volk aus dem Engpaß herausbringen werden, in den es der marxistische Verrat gebracht hat.
„Seiner Exzellenz, den Leibesübungen und unserem verehrten Festausschuß ein dreifaches gut—"
„Platz!"
„Gut —"
„Platz!"
„Gut —"
„Platz!"
Darauf wurde ein Fußballmatch vom Zaun gebrochen. Zwei für die nationale Ertüchtigung erglühte Mannschaften jagten wie vom Hund gebissen in das Spielfeld. Sie bearbeiteten das Leder teils mit den Beinen, teils hielten sie den Kopf hin, damit der Ball ihnen aufs Gehirn pralle. Doch weigerte er sich mit konstanter Bosheit, ein Nichts zu treffen. Er sprang in jede, manchmal versehentlich in die gewünschte Richtung, was den Zuschauern Gelegenheit gab, sich einiger Hurras zu entledigen.
Doch verschmähte der Ball es während der ganzen Dauer des Spieles grundsätzlich, öfter als zweimal ins Tor zu treffen. Gott in seiner Unerforschlichkeit ließ den Kampf 1:1, also unentschieden enden, was bei Exzellenz von Pulverkop keinen vorteilhaften Eindruck hinterließ. Als Mann der Tat wollte er eine Entscheidung sehen.
Er erklomm mit leicht umflorter Stirn den maßlos brummenden Mercedes, nahm einen Stapel Dankesworte in Empfang und sagte schließlich: „Also das darf mir nicht wieder vorkommen. Wenn ich dabei bin, verlange ich, daß auch gesiegt wird. Sonst müßte ich das Präsidium niederlegen."

Gottlosen-Propaganda auf dem Lande

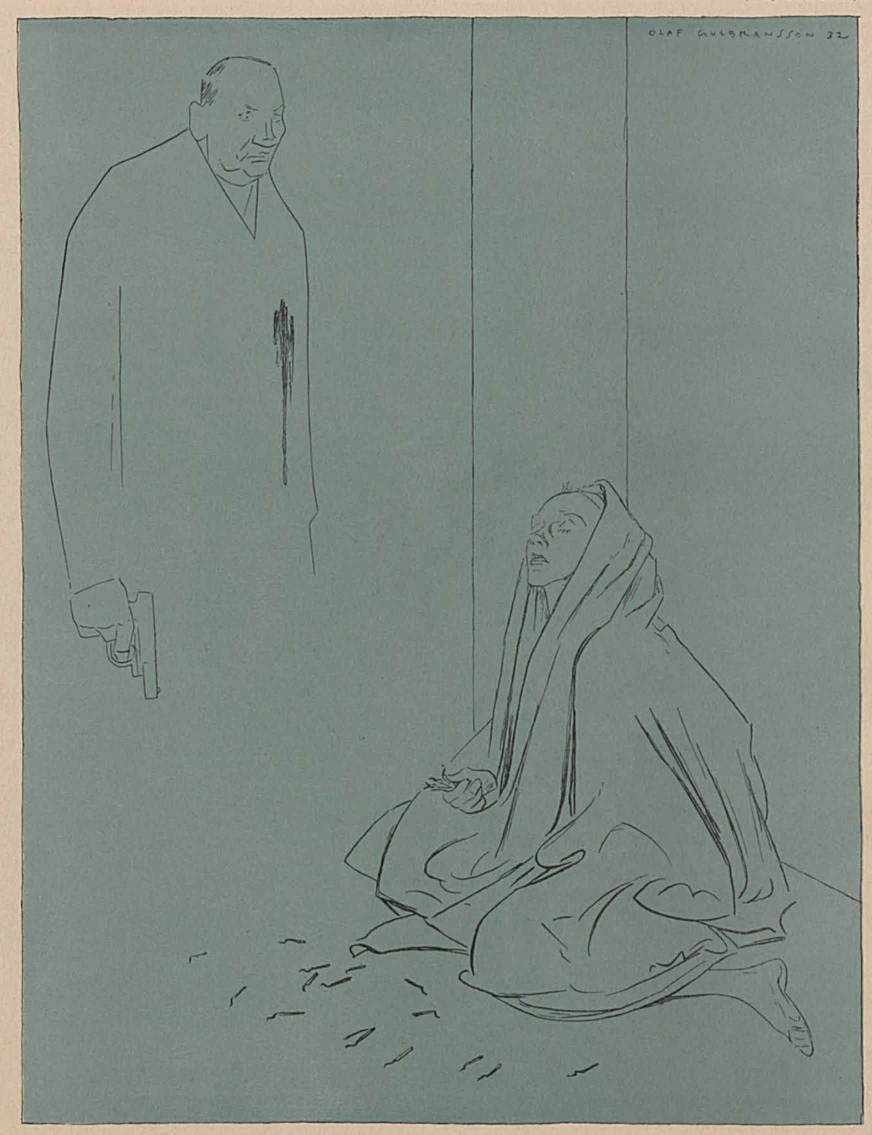
(E. Thöny)



„Jetzat wollt's den Herrgott aa abschaffen – da nehmts wengst' dafür den St. Leonhard, der is aa glei fürs Viech!"

Der Zündholzkönig und Andersens Zündholzmädchen

(Olaf Gulbransson)



„Mir haben die Zündhölzer noch weniger Glück gebracht als dir!"

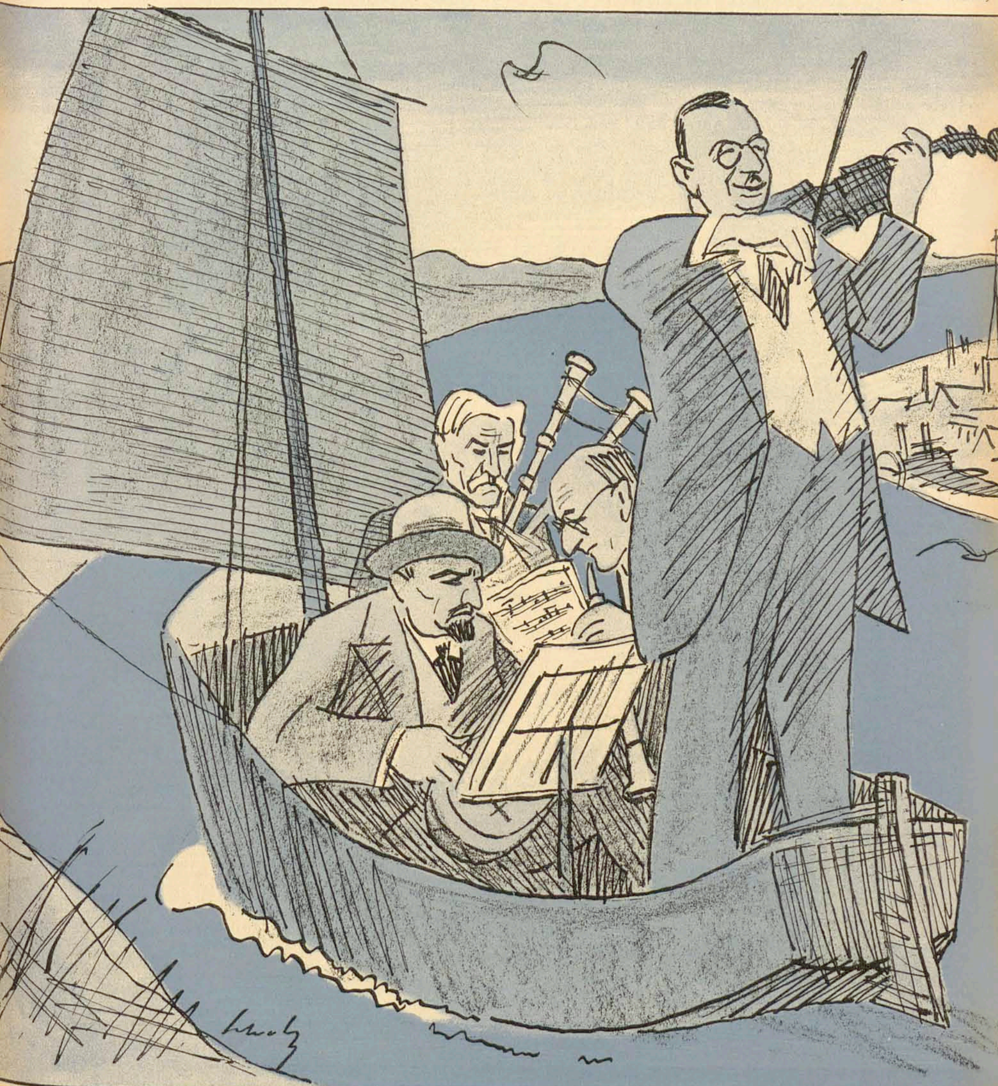
Stuttgart, 17. April 1932 Preis 60 Pfennig 37. Jahrgang Nr. 3

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Das europäische Orchester probt Tardieus Donauwalzer

(Wilhelm Schulz)



Tardieu spielt seine erste Geige schon sehr schwungvoll, aber die übrigen Orchesterstimmen sind zu schwierig gesetzt.

Frühjahrs-Mode 1932 / *Von Karl Kinndt*

Die Damenmode ist wirklich reizend,
so klein und so schief warn die Hütchen noch nie!
Und mit den fraulichen Reizen nicht geizend,
zeigt man die hüglige Peripherie.

Die Ehe trägt man auch dies Jahr durchbrochen
und die Liebe sehr kurz und leicht gerafft —
besonders jetzt in den ersten Wochen
der lenzlich erwachenden Leidenschaft.

Von Pleite zu reden, gilt nicht mehr als schicklich,
und der Mann hängt den Mantel wie stets nach dem Wind,
wobei zu beachten, daß augenblicklich
Voraussagen wenig verläßlich sind.

Statt der goldenen Uhr trägt man heute den Pfandschein,
jedoch diskret, und man sieht nicht danach!
Und man bricht, will man wirklich hochelegant sein,
sein Ehrenwort so, wie's der Kronprinz brach.

Der weiße Smoking ist auf dem Marsche
sehr stark auf Taille und Stottern gemacht.
Und beim Tango vermeidet man allzu barsche
Bitten, selbst wenn sie von Goethe erdacht.

Mit pessimistischem Trübsinn brechend,
trägt Zuversicht man und Gottvertraun,
und die Modefarben sind dementsprechend
die Nazi-Farben: grün und braun.

Laue malt König Ludwig / Von Rudolf Nutt

Laue, der kleine Laue, hatte das Pech, in den ersten Augusttagen des Jahres 1914 an einer heftigen Influenza zu erkranken. Wie es mit dieser Krankheit nun auch bestellt gewesen sein mag, acht Tage lang hörte und sah man nichts mehr von ihm. Seine Freunde besuchten ihn nicht, denn sie waren in dieser Zeit mit anderen Dingen beschäftigt. Laues Verschwinden fiel auch nicht weiter auf, denn er hatte die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit sich wie ein Dachs in seinem Bau zu vergraben und erst wieder hervorzukommen, wenn es irgendwo reife Erdbeeren und saftige Schnecken zu naschen gab.

Eines Abends, als alle Glocken läuteten, klopfte es stürmisch an Laues Ateliertür. Laue sprang aus dem Bett und erblickte seine Freundin Dora.

„Ist der Krieg zu Ende?" rief er mit einem flehentlichen Aufblick aus den Falten eines weiten Nachthemdes.

„Du solltest dich schämen", fing Dora an, „daß du dich hier im Bette herumtreibst, während Ferdi fürs Vaterland blutet."

„Sehr gut. Er blutet bereits, hast du gesagt? Schön."

„Da schau her", sagte Dora und hielt ihm ihren kokett gekrümmten Ringfinger vor die Augen, an dem ein goldenes Reifchen leuchtete. „Wir sind gestern kriegsgetraut worden, und vor einer Stunde ist Ferdi ins Feld gerückt. Ja, ich bin jetzt Frau. Du wolltest es nie glauben."

„Meinen herzlichen Glückwunsch", sagte Laue, indem er ihr warm die Hand drückte. „Aber dann will ich mich doch anständigerweise wieder ins Bett legen. So, so. Frau. Na, dann mach mal Tee. Ich habe einen Mordshunger."

Dora, gutes Herz wie immer, betreute ihn. Als sie auf der Bettdecke zu Abend speisten, fragte sie: „Brauchst du nicht einzurücken? Was bist du eigentlich?"

„Du solltest dich freuen, daß du noch Gesellschaft hast", sagte Laue. „Laß mal erst die Garde ran. In militärischer Hinsicht bin ich Ersatzlandsturm oder so was Ähnliches, aber sonst aktiv."

Durch Doras Pflege wurde Laue in wenigen Tagen von seiner Influenza geheilt.

Mitte 1916 sank das Gardemaß auf 1,46, und Laue trug in jenen Tagen als Trainsoldat mit runder Tellermütze, faltenreichem Rock, weiten Schlenkerhosen und knorrigen Stiefeln viel dazu bei, daß die Heiterkeit nicht ganz unterging.

Aber bald, durch rauhe Befehlstöne erschreckt, ließ er sich in die höhere Algebra heimattreuer Musketiere einweihen, und da er immer Wert auf eine gründliche und vielseitige Ausbildung gelegt hatte, gelang es ihm mit vielen Kniffen, zu den Luftschiffern versetzt zu werden, wo er bei einem Fallschirmabsprung einen kleinen Nervenschock erlitt und sozusagen aus dem Frontdienst ausschied.

Die Verbindung mit den Luftschiffern blieb jedoch durch die Verfügung eines Feldwebels, daß Maler so ziemlich dasselbe sei wie Photograph, bestehen, und Laue tauchte in der sogenannten Lichtbildstelle auf. Diese Verwechslung machte seine empfindliche Seele krank, und mit der Zeit fiel er beim Hantieren mit photographischen Platten sichtbarer Schwermut anheim, aber niemand hielt die Katastrophe für so nahe bevorstehend.

Laue betrat an einem Oktobermorgen um halb zehn unangemeldet und ohne zu klopfen das Büro des Herrn Majors Kranzmüller und brüllte, ohne eine Erklärung voraus- oder hinterherzuschicken: „Morgen, Herr Kranzmüller!", worauf er zu einer Statue erstarrte. Ein Kanonenschuß und eine explodierende Granate hätten Herrn Kranzmüller nicht so erschreckt wie dieser Ruf und dieser Anblick. Denn als er vom Stuhl hochsprang, erblickte er Laue im blankgeputzten Friedenshelm, die Hände weit hinter der Hosennaht, mit eingezogenem Bauch, vorgebogenem Oberkörper und krampfhaft vorgestrecktem Kinn, die starren Augen ins Leere gerichtet. Die ärgste Donnerstimme erschütterte den Frevler nicht. Als aber, von dieser herbeigerufen, der Feldwebel erschien und voll Entsetzen auf den „spinneten Maler" starrte, spitzte Laue die Ohren, denn die Unterhaltung, die seine beiden Vorgesetzten führten, erschien ihm so merkwürdig, daß er endlich mit militärisch lauter Stimme darum bat, eine Erklärung vorbringen zu dürfen.

Es stellte sich heraus, daß Laues Dienste an keinem Punkte seiner militärischen Laufbahn so dringend gebraucht wurden wie gerade jetzt. Laue aber hatte angenommen, als ihm der Feldwebel befohlen hatte, sich beim Major zu melden, daß er eingesperrt werden sollte, und hatte daher jene merkwürdige Haltung angenommen, die er jetzt mit einem „Anfall neurasthenischer Gedächtnisschwäche" erklärte.

„Seine Majestät", erklärte der Major, nachdem er kopfschüttelnd Generalpardon erteilt hatte, denn er war im Grunde ein sanftmütiger, mit einer Uniform bekleideter Zivilist, „wird vielleicht geruhen, unsere Abteilung zu inspizieren, und es wäre deshalb wünschenswert, wenn ein schönes Porträt seiner Majestät diese Wand zierte."

Laue, der sich schon zum Hofmaler aufgerückt sah, antwortete auf die Frage: „Würden Sie sich getrauen, ein solches Porträt auf meine Kosten herzustellen?" Mit einem schneidigen: „Jawoll, Herr Major!" war aber ein wenig enttäuscht, als der Major eine bunte Postkarte aus der Schublade zog. Auf dieser Postkarte war der König, mit allen Zeichen seiner Würde angetan, dargestellt. Der Major tippte achtungsvoll mit dem Zeigefinger auf einen großen glänzenden Ordensstern. „Das Ding da müssen Sie mir ganz besonders schön herausbringen. Ich gebe Ihnen vierzehn Tage Urlaub, dann legen Sie mir die fertige Arbeit vor. Hier sind vorläufig fünfzig Mark."

Laue rannte, die Postkarte unter die Mütze geklemmt, mit dem vorausbezahlten Verpflegungsgeld und den fünfzig Mark als Königsmaler aus der Kaserne, verproviantierte sich und schloß sich in seinem Atelier ein. Der Duft der lange nicht berührten Farben berauschte ihn, er holte seine kostbarste Leinwand hervor und fing an zu pinseln, die meiste Mühe aber verwandte er auf den Ordensstern, der bald so herrlich glänzte wie der Sirius am Winterhimmel.

Mars war zu dieser Zeit nach vierjährigem Toben beinahe am Ende seiner Raserei angelangt, aber weder der Major auf seinem Büro, noch Laue in seinem Atelier schienen etwas davon zu merken. Nach vierzehn Tagen spannte Laue das Bild in einen großen bronzierten Rahmen und stieg mit ihm stolz die Treppe hinab. Es war der Morgen des 9. November.

Die Bewegung auf der Straße kam ihm etwas seltsam vor, und als er einen Lastkraftwagen mit wild gestikulierenden Soldaten erblickte, ärgerte er sich ehrlich über den Mangel an Disziplin, der da sichtbar wurde, denn er sah nicht ein, warum er allein sich

Berliner Köpfe

(Rudolf Großmann)



Der Verleger Lachmann-Mosse

Geschlagen

(Th. Th. Heine)



Unfähig, gegen die im Wahlkampf verbreiteten Gerüche anzustinken, hat sich das Stinktier aus gekränktem Ehrgeiz erhängt.

strammer Haltung befleißigen sollte. Darum drehte er das Bild, das den König Ludwig darstellte, nach außen, um etwas von dem Respekt mitzugenießen, den Soldaten einem König entgegenzubringen haben. Es wurden aber merkwürdigerweise respektlose Rufe hörbar, der Wagen hielt, Laue wurde umringt, geschoben und geknufft. Jemand riß ihm das Bild aus der Hand und schlug es über die Eisenspitzen eines Gartenzauns, von dem es als Beweismaterial für „konterrevolutionäre Gesinnung" zusammen mit dem fassungslosen Laue, der in einem schweren Morgentraum befangen zu sein glaubte, auf den Wagen gehoben wurde.

Bei der nächsten Schule wurde haltgemacht, und Laue wurde mit seinem zerfetzten Königsbild vor eine Art Tribunal gestellt. Man hatte von Erschießen gesprochen. Die Angst, auf eine solche Weise einen ruhmreich überstandenen Krieg zu beenden, gab Laues Verteidigungsrede einen solchen Impetus, daß er, anstatt an die Mauer gestellt zu werden, sofort zum Mitglied des Soldatenrats gewählt wurde. Er zog es jedoch vor, in der nächsten geeigneten Sekunde unter Zurücklassung seines Schatzes zu entwischen. Er hatte nicht nur vom Kriege, sondern auch schon von der Revolution genug.

In dem Zimmer befanden sich nur noch das zerfetzte Bild und ein Bauernknecht aus der Gegend von Mallersdorf. Der unversehrt gebliebene Orden stach dem Knecht in die Augen. Er zog eine kleine Schere hervor, schnitt den Orden säuberlich aus und verbarg ihn. Als er in seinen Stall heimkam, nagelte er ihn auf einen hölzernen Deckel und hing ihn über sein Strohbett. Ließ sich aber an geruhigen Sonntagnachmittagen eine Melkerin zaghaft auf der Bettlade nieder, so versäumte der Knecht nie, ihr zur Einleitung einer längeren Unterhaltung und zur Stärkung seines Ansehens den „Orden vom Kini" zu zeigen.

Vom Tage

Einige Tage nach der Wahl besucht der Kaplan F. ein altes Dämchen seiner Gemeinde. Auf seine freundliche Frage, ob sie auch ihrer Wahlpflicht nachgekommen sei, antwortet die alte Dame: „Ja, ich bin mit meinem Wahlzettel gar nicht zurecht gekommen; ich habe den Marx gar nicht darauf finden können." — „Ja, aber liebe Frau, der Marx stand ja auch gar nicht darauf, Sie mußten doch Hindenburg wählen." Darauf die alte Dame: „Nein, das geht doch nicht. Ich habe es noch genau im Kopf, wir müssen Marx wählen." Der Geistliche erklärt ihr nun sehr eindringlich, daß Hindenburg heute auch der Kandidat des Zentrums sei. Glückselig lächelnd meint darauf die Alte: „Das freut mich aber doch, daß unser Hindenburg sich noch bekehrt hat." R. P.

•

Der österreichische Finanzminister Dr. Weidenhoffer war wieder einmal nach Paris gefahren, um über eine kurzfristige Anleihe von etwa sechzig Millionen oder noch weniger zu verhandeln.

Im Journalistencafé war die Stimmung diesmal ziemlich zuversichtlich. Nur der alte Julius B. meinte pessimistisch: „Mboh, kann er schon mitbringen, der Weidenhoffer? Bestenfalls zweihundert Schilling! Was er mehr mitbringt, nimmt man ihm doch an der Grenze ab!" Spt.

•

Der „Mord auf Bestellung" im Budapester D-Zug hat seinerzeit in ganz Europa Aufsehen erregt. Über die nunmehr durchgeführte Gerichtsverhandlung ließ sich das „Neue Wiener Tagblatt" aus Ungarn berichten: „Zum dreitägigen Mordprozeß gegen den neunzehnjährigen Leopold Fischl in Kecskemet sind viele Fremde gekommen. — — —"

So sorgt jedes Land auf seine Weise für Hebung des Fremdenverkehrs. Spt.

Blűtenträume

(Olaf Gulbransson)



„Ich komme wegen der Vorauszahlung der Einkommensteuer für 1932." — „Ja mei, i muaß halt erscht sehg'n, ob i vo dem Baum, der da blűaht, scho Äpfi ernten ko."

Offener Brief an den Reichs-Innenminister

Sehr geehrter Herr General!

Indem daß in unserem Vaterlande die Arbeitslosigkeit geradezu beängstigend grassiert, und demzufolge alle Patrioten, die wo ihr Volk wahrhaft lieben tun, dasselbe von selbiger zu befreien sich als hehrste Aufgabe angelegen sein zu lassen gewillt sein müssen, erlaubt sich der ergebenst Endesunterfertigte, Ihnen, sehr geehrter Herr General, untertänigst folgenden Vorschlag zur Kenntnis zu bringen. Und ist dies mir, trotzdem ich nur ein einfacher Mann bin und von politischen Sachen nicht das gewisse Schennessähkwa habe, ein dringendes Bedürfnis.

Worin besteht denn, so frage ich Sie, sehr geehrter Herr General, worin besteht denn eigentlich die Arbeitslosigkeit? Die langjährigen Untersuchungen des Reichs-Wirtschaftsministeriums und des Instituts für Konjunkturforschung geben darauf die unzweideutige Antwort: Arbeitslosigkeit besteht in Mangel an Arbeit. Sehr richtig! Und darum rufe ich: Geben Sie Arbeit, Sire! Schreiten Sie fort auf dem Wege, welch letzteren unser großer Adolf Hitler zuerst betreten!

Er schuf neben der Reichswehr und Schutzpolizei die Braune Armee.

Schaffen Sie nun
neben der Reichspost die Braune Post,
neben der Reichsbahn die Braune Bahn,
neben der Reichsfinanzverwaltung eine Braune Finanzverwaltung,
neben dem Reichsgericht das Braune Gericht,
neben der Reichsdruckerei die Braune Druckerei,
neben dem Reichskunstwart den Braunen Kunstwart — — —

kurz: Schaffen Sie neben jedem Reichsministerium, jeder Reichsbehörde, jedem Reichsamt entsprechende Braune Ministerien, Behörden, Ämter! Die ungeheuren Vorteile dieser rettenden Tat liegen auf der Hand und auf

a) wirtschaftlichem Gebiet, indem mit einem Schlage Millionen Arbeitnehmer in den neuerrichteten Braunen Behörden Arbeit finden und die Arbeitslosigkeit sofort aufhört,
b) konjunkturellem Gebiet, indem die Industrie kolossal angekurbelt wird und dieselbe auf Jahre hinaus beschäftigt ist, die riesigen Neuanlagen für die Braune Bahn, Braune Post etc. zu erstellen,
c) handelspolitischem Gebiet, indem die unter b) angeführten riesigen Aufträge für den inneren Markt Deutschland von der Notwendigkeit jeglichen Exports befreien,
d) nationalökonomischem Gebiet, indem das in Immobilien angelegte deutsche Volksvermögen durch das Vorhandensein Brauner Bahnanlagen, Brauner Postämter, Brauner Behörden etc. neben den selbstverständlich in vollem Umfange weiterbestehenden Reichsbahn-, Reichspost- etc. Anlagen mindestens verdoppelt wird,
e) innerpolitischem Gebiet, indem daß nun jeder Deutsche die ihm zusagende Bahn, Post oder Behörde benutzen bzw. von selbiger benutzt werden kann.

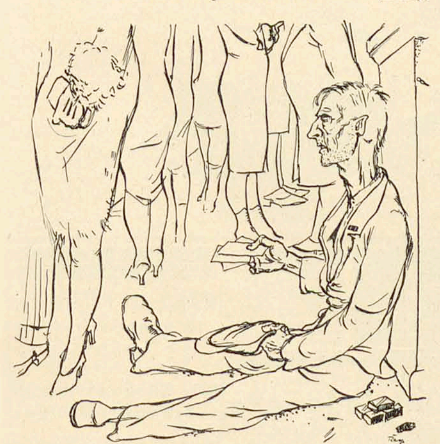
Hämische Neidlinge, deren es bei uns leider allzu viele gibt, werden Ihnen, sehr geehrter Herr General, vielleicht einzureden suchen, daß dieser gigantische und segensreiche Plan an den nicht vorhandenen Geldmitteln scheitern müsse. Dieses aber mitnichten, und oh nein, Herr General, kann ich da nur rufen. Geldmittel werden vollauf vorrätig sein, da die neben der Reichsbank gegründete Braune Bank einfach die Braune Mark ausgeben wird, die gleichberechtigt neben der Reichsmark steht.

Und ein letzter Einwand, der erhoben werden könnte: das Nebeneinander von Reichs-Institutionen und Braunen Institutionen müsse zu ständigen Reibungen und endlich zum Chaos führen — nun, Herr General, Sie als Wehrminister wissen am besten, welches wahrhaft harmonische und von echtem Kameradschaftsgeist beseelte Verhältnis dort besteht, wo wir dieses Nebeneinander schon haben: zwischen Reichswehr und Brauner Armee.

Indem ich hoffe, daß mein Vorschlag, der, wie ich mir wohl schmeicheln darf, sozusagen das deutsche Frischei des Kolumbus darstellt, Ihren Beifall und baldige Verwirklichung findet und somit unserem Vaterlande ehebaldigst wieder den ihm gebührenden Platz an der Sonne verschaffen wird, verbleibe ich

mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus
Ihr ergebener Hans Seiffert.

Der Kriegsverletzte (G. Rasp)



„Jehnse nich vorüber, meine Herrschaften! Bei de Fürstenabfindung bin ick sowieso schon verjessen worden!"



Hagar Olsson: Sturm bricht an. Deutsch von Helen Woditzka. (Drei-Masken-Verlag, München-Berlin.)

Wurde 1930 preisgekrönt als bester moderner Roman Schwedens. Die Verfasserin ist bekannt als eifrige Vorkämpferin für den Sozialismus. Also wird ihr auch vorliegender Roman zum großen Bekenntnis einer sozialistischen Weltanschauung, das sie mit Wucht in eine unendlich zarte und einfache Rahmenhandlung bringt. Und hier liegt die Gefahr, der die Autorin knapp entging, nämlich, daß die robusten Ideen das feine Skelett der Handlung sprengen. Die Liebesgeschichte eines Primaners aus reicher Familie zur armen Klassenkameradin dient als Vorwurf. Weltfremd, scheitert das Kind des Reichen am Leben. — Die Schilderung ist warm, ohne jede Sentimentalität, sie greift rücksichtslos an und bleibt dabei in allem ehrlich. Namentlich den Herren Lehrern zur Lektüre empfohlen. Karl Kurt Wolter

H. R. Knickerbocker: Deutschland so oder so? (Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.)

Deutschland so oder so, — faschistisch oder kommunistisch? Das ist die Frage, die der ganzen zivilisierten Welt heute brennender erscheint als sämtliche sowjetrussischen Probleme, die noch bis vor kurzem im Vordergrund des Weltinteresses standen. Keiner der unmittelbar Beteiligten wäre imstande, einen annähernd zuverlässigen Überblick über die heutige deutsche Situation zu geben. H. R. Knickerbocker, Außenstehender, geschult schon an der schwierigen Aufgabe, das Panorama des russischen Aufbaus durch das Medium des Wortes darzustellen, liefert in seinem aktuellen Deutschlandbuch ein Meisterstück umfassender Reportage. Wir hätten nichts dagegen, wenn vor allem Dollarica und das goldene Frankreich die triftigen Gründe ihrer Aufmerksamkeit im Sinne dringend nötiger politischer und wirtschaftlicher Bereinigung der Weltlage beachten wollten. Innerhalb der deutschen Grenzen könnte das Buch allerhand zum Abbremsen der parteilichen Extravaganzen beitragen. Es wäre ein Segen, wenn es in möglichst viele Hände käme. Wir wünschen ihm eine Rekord-Auflage. Walter C. F. Lierke

Kurt Hiller: Der Sprung ins Helle. (Verlag Lindner, Leipzig.)

Der vorwärtsdrängende Kurt Hiller hat hier eine Reihe seiner Aufsätze aus den letzten Jahren zusammengestellt, die sein allzeit polemisches Wachsein aufs beste dokumentieren. Was, je weiter man liest, um so deutlicher zur Gewißheit wird, ist die Sauberkeit, die Unbeirrbarkeit seiner Gedanken. Sie gehen los auf die Justiz und ihre Strafrechtsreformen, sie sekundieren dem Pazifismus in seiner kämpferischesten Gestalt, sie diskutieren die Pläne um Paneuropa, sie befassen sich mit der Kirche, der Erziehung, dem Staat, dem Nationalismus höherer und niederer Prägung, mit wertvollen Gegnern und wertlosen Freunden — kurz, sie gehen einer großen Zahl von Fragen und Fraglichkeiten des heutigen Tages und des morgigen zu Leibe. Einiges mag überpointiert sein, alles ist zweifellos gewichtig und verlangt ungestüm des Lesers Stellungnahme. Unnötig zu sagen, daß Hiller auf radikalem Boden steht. In welchem politischen Lager? In keinem; er ist nach keiner Seite hin gebunden. Also ein Eigenbrötler? Nein, sondern einer, der sich die Arme frei hält, weil er in alle Richtungen hin die Wahrheit rufen will. Und er tut es: heftig, unnachgiebig, eindrucksvoll und klar. Wer bereit ist, daran zu arbeiten, daß es besser werden soll im Bereich des Geistes wie der Dinge, der soll, ganz gleich wie er „eingestellt" ist, hier nicht vorbeigehen, der soll ihn mitzuspringen versuchen, den „Sprung ins Helle". A. M. Frey

Jack London: Kid & Co. (Universitas Deutsche Verlags-AG., Berlin.)

Zwei brave Kerle schlagen sich abenteuernd durch das unwirtliche Gebiet des Klondike. Wäre London nicht schon 1916 gestorben, so könnte man bei ihnen von einer wohlgelungenen Kreuzung Buster Keatons mit Pat und Patachon sprechen. Auf ihrem gefahrvollen Marsch finden sie eine Auslese merkwürdiger Menschen und erleben unter ihnen die seltsamsten Abenteuer. Schon bangt man am Schluß ernstlich um das Leben des famosen Kid, da opfert sich ein allerliebstes Indianermädchen für das happy end. — Die Erlebnisse der prächtigen Kameraden schildert London mit dem der angelsächsischen Rasse eigenen Sinn für die Komik von Menschen und Situationen. Ein wohlabgewogener Schuß Sentiment darf dabei natürlich nicht fehlen. So haben denn die zwei Abenteurer mit der Mischung von Mannesmut und Herzensgüte, Anstand und Gerissenheit alles an sich, um „Lieblinge" zu sein. Fast etwas zu viel, wären sie nicht von befreiender Selbstironie umwittert. Man liest es mit Behagen, daß unter den uns vom Film her vertrauten Rauhbeinen des Klondike auch solche Kerle herumlaufen sollen. A. Wisbeck

Man soll sich nicht . . .

Von Walther C. F. Lierke

Man soll sich nicht mit viel Besitz beladen.
Es könnte sein, man hätte egal Glück
und müßte dann auf dessen Pfaden
mit wirtschaftlich geschultem Blick

und laut Rezept der Großen dieser Welt
sich ganz ausschließlich ins Besitztum steigern:
man würde dann vor lauter Geld
ein Trustmagnat. (Man kann sich dann schlecht weigern.)

Man wär' der finanziellen Wucherung
verfallen wie ein kranker Darm dem Krebs . . .
Ist aber mal der Weltmarkt nicht im Schwung,
dann lebt man bibbernd in dem Krampf: Gott geb's,

daß meine Aktien diesmal sich noch halten! —
Gott aber tut nicht immer, was dir paßt.
Er muß die Wirtschaftskrisen auch verwalten,
und plötzlich, siehst du wohl, bist du geschaßt.

Geschaßt aus deinem Trustmagnaten-Reiche.
Da geht's dir ähnlich wie dem Zündholz-König:
Du machst dich aus Verwirrung mal zur Leiche.
Dann bist du nichts als tot. Und das ist wenig.

Presse-Blüten

Die soeben mit dem ersten Heft herausgekommene „Fedag", Illustrierter Nachrichtendienst, offizielles Organ der Feriengemeinschaft Deutscher Arbeitnehmer A.-G., veröffentlicht in seiner astrologischen Sonderbeilage „Sterne blicken dich an" einen Artikel „Das Horoskop der Fedag", dem wir folgendes entnehmen:

„Am 17. Februar 1932, vorm. 11½ Uhr, wurde in München durch notarielle Beurkundung des Gesellschaftsvertrages die Feriengemeinschaft deutscher Arbeitnehmer A.-G. gegründet. Aus dem Horoskop der Gesellschaft ergibt sich als aufsteigendes Zeichen (Aszendent) das Zeichen Skorpion in 6 Grad 33 Minuten, als Spitze des 10. Hauses (Medium coeli) das Zeichen Löwe in 17 Grad 30 Minuten. — — — Der gut bestrahlte Neptun im 10. Hause zeigt an, daß die Fedag auf allen Gebieten des Fortschritts und der Kultur eine hervorragende Führerstelle einnehmen wird, die sie allerdings, wie die Konjunktion mit Alioth beweist, immer wieder von neuem erkämpfen muß. Aber ist nicht das ganze Leben ein Kampf? Möge die Fedag wachsen, blühen und gedeihen!"

— A.-G. mit Sternensegen: das ist was Neues. Wenn nun noch die Bankverbindungen so gut sind, wie die himmlischen, dann braucht nicht mal ein gut bestrahlter Neptun zu wirken. T.

*

Das Märzheft der „Deutschen Sängerschaft", 37. Jahrgang, enthält einen Aufsatz „Deutsches Akademikertum in Polen", der zunächst auf die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Deutschen in Polen hinweist, um dann fortzufahren:

„. . . unter einer anderen Not leiden sie vielleicht noch mehr als unter der wirtschaftlichen: unter der kulturellen. Schulenbedrückt, Mangel an Fachschulen aller Art. Hochschulen sind polnisch. Kunst — ja von einer deutschen Kunst kann überhaupt nicht mehr die Rede sein, wenn man es sogar verboten hat, Harry Liedtke in deutscher Sprache spielen zu lassen."

*

Der Bericht über einen Schachklubkampf in der „Oberhessischen Zeitung", Marburg, enthält den dank einem verlorenen Buchstaben wirklich verblüffenden Satz:

„Die schönste Partie lieferte der Klubmeister des Marburger Schachklubs, Herr Meyer, am dritten Bett, der durch doppeltes Figurenopfer ein forciertes Matt erzwang."

*

Im „Hamburger Anzeiger" vom 8. März 1932 finden wir den Bericht über einen Vortrag Professor Schraders vor der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft in Altona über Ausgrabungen einer indischen Großstadt aus der Zeit vor fünftausend Jahren. Es heißt da wörtlich:

„In besonders großer Anzahl fand man Stempel, Stempel mit einem Hakenkreuz auf der einen und einem Ochsen auf der andern Seite."

Es handelt sich da offenbar um tiefere prähistorische Zusammenhänge.

Die Genießerin

(Rudolf Kriesch)



„Nee, Fritz, zum Frühstück brauche ich meinen Lustmord, vom Wahlkampf kannst du mir ja dann abends zum Einschlafen vorlesen!"



Die dritte Möglichkeit / Von Siegfried von Vegesack

Pytt war wieder einmal empört. Sie hatte schon das fünfte Streichholz entzündet und ausgeblasen, — ein sicheres Anzeichen ihrer wachsenden Erregung. Dann warf sie die Schachtel auf den Tisch, so daß der silberne Teelöffel auf der Untertasse erschrocken zusammenfuhr, und feuerte jetzt ihren bösesten Blick gegen Tom ab, der, unbeweglich wie immer, ein Bein über das andere, tief zurückgelehnt im Sessel an seiner Pfeife saugte. Olaf, der dritte am kleinen Teetisch, saß wie ein Schiedsrichter zwischen dem streitenden Ehepaar und schwieg.

„Du bist also für das Betrügen, für die Lüge, für diese ganze verlogene Gesellschaftsmoral von vorgestern! Du fürchtest die Wahrheit, willst lieber betrogen sein, lieber selbst betrügen . . .“

Pytt war außer sich. Aber dieser Wutausbruch stand ihr gut. Ihr braunes, kupfern schimmerndes, bergnerhaft frisiertes Haar bauschte sich über ihrem katzenhaft dreieckigen Kopf. Die beiden Männer genossen diesen Ausbruch wie eine Theaterszene, einen guten Film. Endlich, als Pytt erschöpft innehielt, eine Haarlocke, die ihr über die Stirn fiel, zurückstrich und nach einer Zigarette griff, erwiderte Tom ruhig, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen: „Du irrst dich, Pytt. Ich will keineswegs betrogen sein, und auch nicht betrügen. Ich spreche überhaupt nicht von dir und mir, ich spreche über das Problem. Aber mit Frauen kann man nicht diskutieren. Für Frauen gibt es nicht Probleme, sondern nur Personen . . .“

„Problem? Was ist das für ein feiger Selbstbetrug, eine faule Ausrede! Du willst dein kostbares Ich auf Eis legen, du glaubst der letzten Entscheidung aus dem Wege gehen zu können. Aber ich will wissen: wie würdest d u handeln? Du, du, du! Du bist das Problem, — alles andere ist leeres Gerede! Hab' ich nicht recht, Olaf?“

Aber bevor der Schiedsrichter seine Meinung äußern konnte, fuhr Tom unbekümmert fort. Jetzt nahm er die Pfeife aus dem Munde, aber wohl nur, weil sie ausgegangen war. Und während er den Pfeifenkopf über den Aschenbecher ausklopfte, sagte er folgendes: „Gut, wenn du es durchaus wissen willst: ich würde dich betrügen! Ich würde dir niemals die Wahrheit sagen, — jedenfalls nicht, so lange ich dich wirklich liebe. Man lügt doch nur aus Furcht, den anderen zu verlieren. Und so lange man dieses fürchtet, liebt man. Wer nichts verbirgt, hat bereits alles verloren. Die Frau ist doch kein Düngerhaufen, auf dem man allen Unrat abladet. Bequemer und leichter ist es allerdings, zu beichten. Aber anständiger: alles für sich zu behalten!“

Pytt war aufgesprungen und ging erregt im Zimmer auf und ab. Nervös preßte sie die Fingerspitzen unter ihren lachsroten Gürtel: „Da haben wir es also: du betrügst mich, du hintergehst mich, — und findest das sogar anständig! Tom, sieh mich an . . .“

Aber Tom stocherte so eifrig in seiner Pfeife herum, daß Pytt lange warten mußte, bis er endlich aufblickte. Lachend sagte er: „Wenn ich dich wirklich betröge, — glaubst du, daß ich dann so sprechen würde?! So dumm bin ich nicht. Du brauchst also nur e i n e s zu fürchten: den Tag, an dem ich mich zu deiner Ansicht bekehre! Wenn ich dir verspreche, dir immer die Wahrheit zu sagen, — dann, ja dann werde ich dich betrogen haben!“

Pytt erwiderte nichts. Sie wurde merkwürdig still und nachdenklich, setzte sich zu Tom auf die breite Polsterlehne des Sessels, griff mit den Händen in sein struwliges Haar, zog seinen großen Kopf an sich und drückte ihm plötzlich einen Kuß auf die Stirn. Aber gleich darauf blickte sie zu Olaf hinüber, und auch Olaf sah sie an. Alle drei schwiegen.

Tom befreite seinen Kopf, stand schwerfällig auf und ging hinaus, den Tabakbeutel zu holen.

Pytt beugte sich vor, griff nach einer neuen Zigarette. Olaf gab ihr Feuer. Pytt wandte den Kopf: sie waren allein. Dann sagte sie leise: „Tom ist mir unheimlich. Ich glaube, er wittert etwas. Gerade deshalb betonte ich . . .“

„Merkwürdig“, meinte Olaf und blickte scheu zur Tür: „Du betrügst ihn und verteidigst die Wahrheit, und er . . .“

„Gibt uns recht, ohne es zu ahnen“, unterbrach ihn Pytt und strich sich wieder nervös über das Haar: „oder ahnt er doch? Seine letzten Worte klangen so sonderbar: wenn ich mich zu deiner Ansicht bekehre, — dann, ja dann werde ich dich betrügen! Steckt da nicht eine kleine Bosheit dahinter: weil du dich so für die Wahrheit ereiferst, glaube ich dir nicht ganz . . . Willst du noch etwas Tee?“

„Nein, danke!“

Tom war zurückgekehrt. Er setzte sich wieder in den Sessel und machte sich daran, die Pfeife zu stopfen.

Pytt öffnete den Grammophonkasten, suchte unter den Platten.

„Nun, was sagst du zu unserer Auseinandersetzung, — gibst du Pytt, oder gibst du mir recht?“ wandte sich Tom an Olaf.

Pytt hatte die Platte gefunden, zog sie aus dem Umschlag hervor und setzte sie auf die runde Scheibe.

„Das ist schwer zu entscheiden“, meinte Olaf zögernd, „wenn man nicht verheiratet ist, liegen einem diese Probleme fern. Betrügen? Die Wahrheit sagen? Es wird wohl immer auf den Fall ankommen, auf die Frau, den Mann. Ein Rezept für alle gibt es nicht . . .“

Pytt drehte das Grammophon auf und wandte den Kopf: „Und du, was würdest du tun? Betrügen, — oder alles sagen?“

Olaf sah Tom an. Tom hatte seine Pfeife gestopft und in Brand gesetzt. Jetzt lehnte er sich wieder bequem zurück und legte ein Bein auf das andere. Seine dunklen Augen waren groß und fragend auf Olaf gerichtet.

„Ich glaube, es gibt noch eine dritte Möglichkeit“, meinte Olaf nachdenklich, indem er dem forschenden Blick standhielt: „weder lügen, noch die Wahrheit sagen, sondern . . .“

Der Apparat begann zu schnurren, die Nadel zischte.

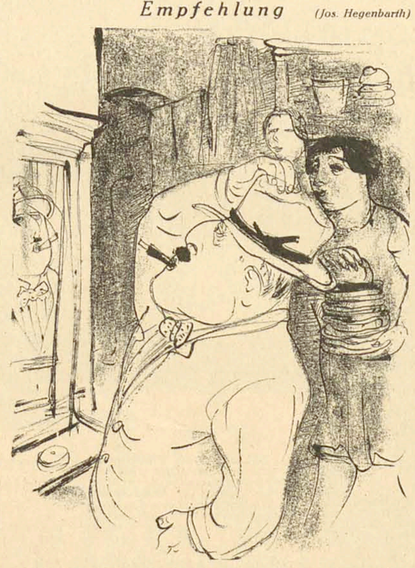
„Sondern? . . .“

„Schweigen.“

Alle drei verstummten.

Nur eine schmachtende Stimme im Grammophon versicherte unbekümmert: „Auch du wirst mich einmal betrügen, — auch du, auch du!“

Empfehlung (Jos. Hegenbarth)



„Mein Herr, dieser Hut ist garantiert deutsch — arisches Fabrikat, mit dem können Sie sogar durch Braunschweig reisen!“

Historische Anekdoten

Als Cromwell seinen Einzug in London hielt, der einem Triumphzuge glich, machte man ihn darauf aufmerksam, welche ungeheuren Menschenmengen von überall zu seiner Huldigung herbeigeströmt seien. Cromwell blieb ungerührt und entgegnete: „Wenn man mich zum Schafott fahren würde, wären ebensoviel da.“

•

Nachdem die französische Revolution Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit proklamiert hatte, erhob sich gerade in der Umgebung Robespierres ein unerwarteter heftiger Streit um den Vortritt. Er ging von St. Just aus, der unter Berufung auf seine Verdienste den Anspruch erhob, in den Saal des Nationalkonvents gleich hinter Robespierre einzutreten. Dagegen wendete sich Taillien mit der Behauptung, Just sei mehr ein ausführendes Organ, und den Vortritt müßten diejenigen Mitglieder haben, bei denen die eigentlichen Entschlüsse lägen. — In großer Verlegenheit brachten die übrigen Ausschußmitglieder den Fall vor Robespierre, der den Streit mit dem Ausspruch abtat: „Laßt sie sich untereinander einigen! Der Dümmste soll vorangehen.“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Karl Rudolf Schulte, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. Komm.-Gesellsch., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Der verlorene Sohn

(Alfred Kubin)



Kleine Geschichten

Klassische Antwort

Schrill schrillt die Klingel an meinem Hause. Der Beitreiber des Finanzamts München West guckt durch die Türspalte. In solchen Fällen ist es gut, zu münchnern. „I hab' nix, i bin net pfändbar", sage ich zu ihm, „und von Eahna will i aa nix!"
Der erste Trotz des Mannes ist dadurch gebrochen. Schon lächelt er: „Sö san mit Eahnern Vorauszahlungen fier 1931 noch rückständig!"
„Ich hab' g'heert, dö Ruhrmagnaten, dö Großindustriellen und dö Bankkeenige zoin aa nix!"
„Was sind Sie dann?"
„Schriftsteller."
„Tchaa — alsdann, wo denken Sie hi'?! Da fallen Sie net unter dö genannten Berufsgruppen!"

Hansate

Sie sprechen noch . . .?

Kibis war ein ganzes Jahr in Paris. Vorgestern ist er zurückgekommen nach Berlin.
Gott, wie er von Paris schwärmt!
„Bloß eins ist abscheulich!" sagt er zuletzt. „Das Telephon. Ihr könnt euch das nicht vorstellen. Stets wird man falsch verbunden. Oder gar nicht. Es ist, um die Wände hochzugehn . . ."
„Wir wissen!" nicken wir. „Wir haben das bei Sieburg und Tucholsky gelesen."
Er schüttelt den Kopf: „Gelesen ist gar nichts. So was muß man erlebt haben. Mal habe ich einen Bekannten in Passy ganz dringend anrufen müssen. Zwei geschlagene Stunden lang habe ich's versucht. Aber ich habe die Verbindung nicht gekriegt."
„Das kann dir in Berlin auch passieren!" sage ich. „Ich habe heute vormittag sieben Menschen angeläutet und nicht eine einzige Verbindung bekommen."
Er fällt aus den Wolken: „Bei unserem automatischen Betrieb? Bei unserer Exaktheit? Wie kann denn so was möglich sein?"
„Den sieben Leuten war das Telephon gesperrt."

Betrieb

Sie hatten einander so lieb, damals, vor ein paar Jahren, als sie noch eine kleine unbekannte Schauspielerin und er ein unbekannter kleiner Journalist war.
Lange Stunden am Tag, ganze Nächte hindurch stand sein uralter klappriger Opel vor ihrem Haus, während sie oben . . .
Genug.
Dann kam das Wunder.
Sie wurde eine große gefeierte Diva. Ein Star.
Aber er blieb der unbekannte kleine Journalist.
Nun geht er an ihrem Haus vorbei.
Blickt um sich. Und murmelt bitter und gedankenvoll: „Natürlich. Jetzt ist hier ein Parkplatz . . ."

hs.

Vom Tage

In Frankfurt a. M. ist der Zentralsitz einer „Internationalen Gesellschaft zur Erhaltung des Wisents". Ihr wurden in der letzten Zeit aus verschiedenen Ländern namhafte Beträge zugewiesen, zuletzt sechzigtausend Mark aus Amerika, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß die Spenden ausschließlich für Naturschutzzwecke und Wildparkhaltungen verwendet werden.
— Wie verlautet, haben sich Horden hungriger Menschen neuerdings in Wildparke eingeschlichen und lassen sich dort zutraulich füttern.

Teha

Einsamer Nachttopf in südlicher Landschaft

Von Trim

In diesem Bergnest, an den Hang gebettet,
ward er geboren, der sein Land errettet
und kühn ins Mittelalter rückgeführt hat —
wie uns des niedern Daches Bild gerührt hat!
In diesem Häuschen lag er in der Wiege,
daneben meckerte die brave Ziege,
der Vater Schmied beschlug die lahmen Pferde.

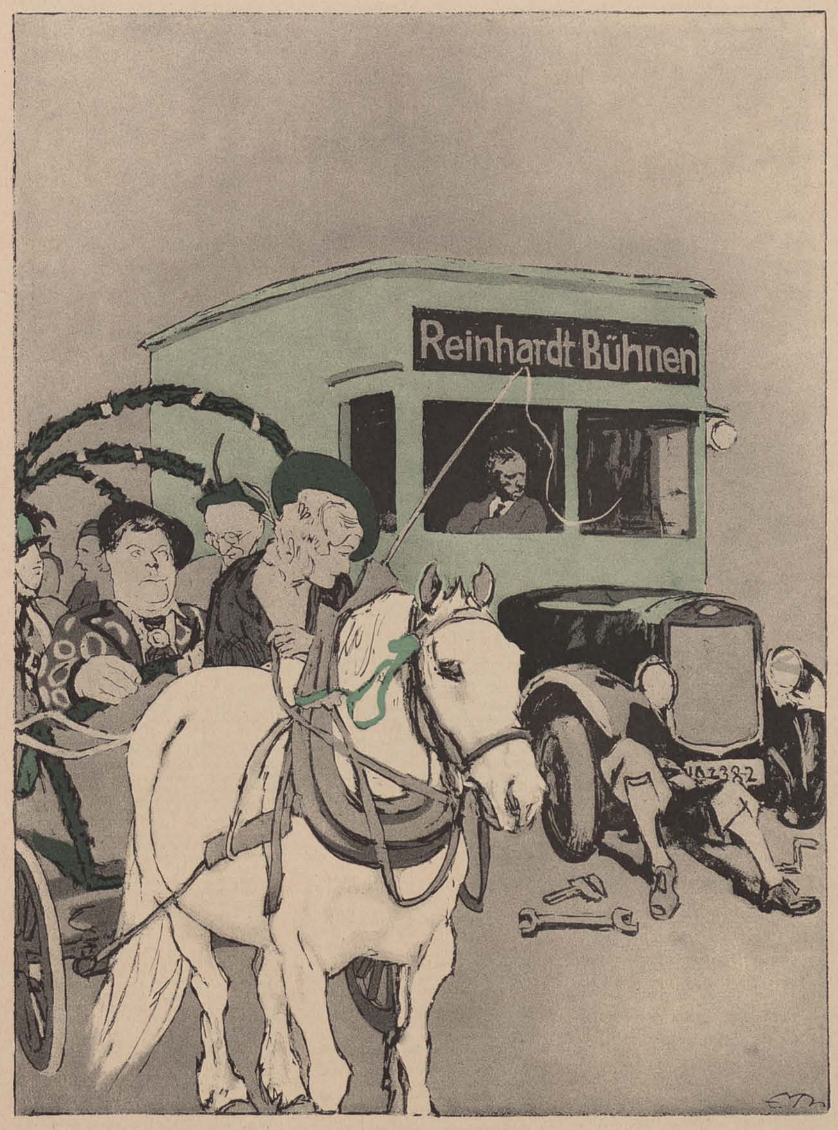
Der Sohn ist ein Gewaltiger der Erde.

Wie wir gedankenvoll das Haus umschritten —
der Forschungsdrang hätt' Stillstand nicht gelitten —,
sahn wir am kahlen Hang, umschwirrt von Fliegen,
die Überreste eines Nachttopfs liegen.
Wir eilten näher, freudig und vermessen —
hat Er wohl gar auf diesem Topf gesessen?
Schon formt' sich vor dem innern Blick der Damen
ein Sitzbild jenes Kinds in diesem Rahmen — — —
doch darf ein solch Erinnrungsbild verwehen — — —
gibt es nicht vaterländische Museen?!
Wir wandten uns, ein zorniges Wort verkneifend
und um so kräftiger Dschovinezza pfeifend.

Du Topf, noch träumend zwischen Thymian und Reben —
du schlichter Topf wirst deinen Tag von Rom erleben!

Max Reinhardts Panne

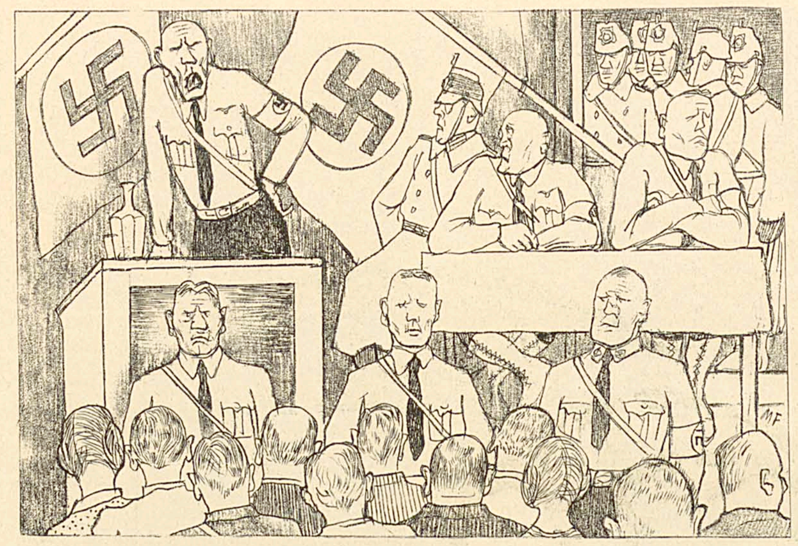
(E. Thöny)



„Sehen Sie wohl, lieber Reinhardt, wenn Sie das Weiße Rößl als Vorspann benutzt hätten, wäre Ihr Thespiskarren nicht steckengeblieben!"

Programm

(M. Frischmann)



„Und wenn wa an der Macht sind, denn sagen wa nich mehr ‚Deutschland erwache!', sondern wer nich wach is, den schlagen wa einfach tot!"

Gestern noch auf stolzen Rossen / Von Ernst Kreuder

Nachdem Herr Kork seine Frau beerdigt hat, durchschläft er wieder eine Nacht in normaler Länge. Aber als er am nächsten Morgen erwacht, spürt er, daß etwas Unheimliches mit ihm geschieht.
Er sieht auf die Taschenuhr, die auf dem Nachttisch tickt. Zehn Uhr, stellt er fest. Dabei merkt er, daß er nicht weiß, wann das ist. Es fällt ihm nicht ein, wann es zehn Uhr ist. Ich werde meinen Bruder fragen, denkt er, er wird es wissen. Dann verläßt er das Bett. Er will sich anziehen. Da stellen sich die ersten Schwierigkeiten ein. Zum Beispiel, was zieht er nun zuerst an? Die Kleider liegen noch so, wie er sie am Abend über den Stuhl geworfen hat. Was man alles vergessen kann, denkt Herr Kork und greift entschlossen nach dem weichen Kragen, in dem der schwarze Schlips hängt. Es geht nicht. Er wirft den Kragen hin, nimmt die Weste und zieht sie über das Nachthemd. Dann versucht er es noch einmal mit dem Kragen. Es geht wieder nicht. Er wird langsam ratlos. Er setzt den schwarzen Hut auf. Es liegt daran, daß ich Durst habe, denkt er und sucht etwas zu trinken. Er findet ein Glas Kaisertinte; er ist noch im Zweifel, ob es seinen Durst stillen wird, und nimmt den ersten Schluck. Er spuckt ihn aus und stellt die Tinte hin. Es ist zum Verzweifeln, er muß zu seinem Bruder Theodor gehen und ihn um Rat bitten. Im Nachthemd, Weste und Hut, mit tintenblauen Lippen geht er zur Türe. Die Türe ist verschlossen. Es ist also die falsche Türe. Er geht zu der andern Türe, sie ist ebenfalls verschlossen, er hat sie selbst abgeriegelt und weiß es nicht mehr. Es ist wirklich zum Verzweifeln, einem solche Schwierigkeiten zu machen, irgendwer muß das doch gewesen sein. Vielleicht waren Einbrecher hier, vielleicht sind sie sogar noch im Zimmer, haben die Türen verschlossen und sich versteckt.
„Sie", sagt er nach dem Kleiderschrank hin, „kommen Sie bitte hervor und machen Sie keine Geschichten. Haben Sie gehört? Ich muß jetzt zu meinem Bruder."
Es kommt niemand hervor. Er bekommt kalte Füße. Er weiß nicht, was er tun soll. Langsam geht er zurück und steigt auf sein Bett. Da steht er nun eine Zeitlang und starrt vor sich hin. Das kann ja gut werden, denkt er.
Nach einiger Zeit klopft es draußen. Er grüßt mit dem Hute und sagt: „Herein!"
Draußen steht sein Bruder Theodor, der ihn zum Frühschoppen abholen will, und findet die Tür verschlossen.
„Es ist zu", sagt Theodor Kork.
„Zu?" sagt Adolf Kork, „komm bitte herein und mach auf."
„Wie?" sagt Theodor, „kannst du nicht aufmachen?"
„Nein", sagt Adolf, „es geht nicht. Ich kann mich nicht anziehen. Ich stehe hier auf dem Bett und weiß nicht, was ich tun soll."
Theodor rüttelt an der Tür. Dann geht er in den Hof in die Schlosserei und sagt, sein Bruder sei so besoffen, daß er nicht aufmachen könne. So kommt ein Geselle mit und macht auf.
Theodor tritt ein und sieht, daß etwas nicht in Ordnung ist. Diese Augen unter dem schwarzen Hut. Besser ist besser, denkt er und geht langsam rückwärts zur Türe, sagt, er sei gleich wieder da. Dann geht er ins Kontor der Schlosserei und ruft die Rettungswache an.
Inzwischen ist Adolf vom Bett herabgestiegen und zur Türe gegangen. Diesmal ist sie nicht verschlossen. Er geht durch den Flur hinaus in den Hof, barfuß, in Nachthemd und Hut. Es ist ein kalter Aprilmorgen. Er beginnt zu frieren. Schon will er wieder hineingehen, da hört er die Stimme seines Bruders.
„Ja", sagt sein Bruder am Telephon, „schicken Sie sofort einen Wagen, sonst rückt er noch aus. Er ist verrückt geworden, man wird ihn fesseln müssen."
Fesseln? denkt Adolf Kork. Mit mir wird nicht gefesselt. Er nimmt einen Anlauf und rennt über den Hof. Er schwingt sich über die niedrige Mauer und springt in den Nachbarhof. Dort befindet sich die Wäscherei „Edelweiß". Das Wäscheauto steht da, es ist soeben die fertige Wäsche hineingepackt worden; der Chauffeur ist noch einmal wohin gegangen, die Wagentüren stehen noch offen. Herr Kork klettert hinein, schiebt sich über die Wäschestöße in die hinterste Ecke. Der Chauffeur kommt, macht die Türe zu und fährt davon. Herr Kork liegt weich, es ist dunkel und warm um ihn. Er hat jetzt etwas Hunger.
Eine lange Fahrt. Der Wagen hält. Der Chauffeur öffnet die Türen, zieht ein Wäschepaket heraus und verschwindet. Sie stehen im Gartenweg einer Villa, Einfahrt für Lieferanten. Aus der Küche im

Mitte April

Gemach entfalten sich die Blüten.
Es muß ja nachgerade sein.
Die wertgeschätzten Vögel brüten,
und dito brüten die Partei'n

auf ihren Müllern oder Meiern,
woran sich die Erwartung knüpft,
daß Positives diesen Eiern
am Vierundzwanzigsten entschlüpft.

Nur geht's bei solchen Brutbetrieben
nicht still wie bei den Vögeln zu.
Der Aufwand an Geschrei und Hieben
ist groß und stört die Seelenruh',

so daß es beinah scheint, als solle
der Endertrag der Balgerei'n
an habhaft-positiver Wolle
dem Lärm nicht ganz entsprechend sein.

Ratatöskr

Bühnen-Pleite-Saison

(E. Schilling)



„Die Rolle des Gerichtsvollziehers müssen wir aus dem Stück streichen. Wenn der auftritt, glaubt das Publikum gleich, er wäre echt."

Souterrain schwebt Bratengeruch herauf. Herr Kork bekommt Wasser in den Mund. Er klettert herab, springt hinaus. Es ist kalt draußen. Es friert ihn. Er läuft auf eine Tür zu, öffnet sie, kommt in einen langen Gang, eilt weiter, bis wieder eine Tür kommt, stößt sie auf und steht in einem großen, schönen, hellen Zimmer, darin ein französisches Bett fürstlich thront. Er nimmt den Hut ab, legt ihn auf einen blauen Stuhl, putzt sich die nackten Füße auf dem Teppich, begibt sich in das große Bett und deckt sich zu. Nun friert er nicht mehr. Aber nun geht die Türe auf, und ein Knabe tritt herein.

„Guten Tag", sagt der Knabe, „bist du krank?"

„Nein", sagt Herr Kork, „ich habe Hunger, wo gibt es denn etwas zu essen?"

„Ich will dir etwas bringen", sagt der Knabe und verschwindet. Er holt aus der Küche eine Schüssel mit Makkaroni. Er ist stolz, den Onkel bedienen zu dürfen. Die Makkaroni sind kalt, aber Herr Kork findet sie vortrefflich. Er ißt sie mit den Händen.

„Kannst du auch singen?" fragt der Knabe, als der Onkel gesättigt ist.

„Ja", sagt Herr Kork, „was soll ich denn singen, meine Frau ist doch gestorben."

„Kannst du ‚Im Böhmerwald'?" fragt der Knabe.

„Ja", sagt der Onkel, „gib mir meinen Hut."

Adolf Kork setzt seinen schwarzen Hut auf und singt: „Es war im Böhmerwald, wo meine Wiege stand . . ."

In diesem Augenblick geht der Bankier Eisenschein durch den Gang. Er hört es und öffnet die Türe. Er ist vollkommen verblüfft. Ein fremder Mann mit einem schwarzen Hut, Makkaronireste am unrasierten Kinn, liegt in dem Bett seiner Frau und singt. Dann zieht der Bankier die Türe zu und geht mit weichen Knieen in das Zimmer seiner Frau. Ohne anzuklopfen.

„Was hast du denn, Bernhard?" fragt sie von der Ottomane her. Bernhard hält sich an einem Sessel fest. Dann sagt er blaß: „Warum hast du mir das angetan, Dorothea?"

Es ist wie auf der Bühne. Dorothea weiß nicht, was er meint.

„Du betrügst mich", schreit jetzt Herr Eisenschein, „in deinem Bett liegt ein Mann, gestehe, wie heißt er?"

„Bist du verrückt?" schreit Dorothea und springt auf.

„Nein", sagt Herr Eisenschein matt, „komm bitte mit." Er hat heute, ausgerechnet, Geburtstag. Sie gehen durch den langen Gang und hören den fremden Mann laut singen. Er singt eben sein zweites Lied. Er singt: „Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen . . ." Sie öffnen die Türe. Der Knabe klatscht, Herr Kork hebt den Hut und grüßt. Er singt froh und hingegeben weiter.

Sie begreifen. Sie gehen langsam hinaus. Im Herrenzimmer ist das Telephon. „Setz' dich", sagt Dorothea sanft, „es wird bald vorüber sein." Während er die Rettungswache anruft, streichelt sie freundlich seine Schulter. Durch die Wände schallt es fröhlich: „Morgen in ein kühles Gra-ab, morgen i-i-in ein kühles Grab."

Nach der Wahl

(Karl Arnold)



„Wir leben in einer bewegten Zeit. Ein Tag folgt dem andern, und neues Leben sproßt aus den Ruinen."

(Christian Morgenstern, „Galgenlieder")

Stuttgart, 24. April 1932 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 4

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Des deutschen Neptuns Nachtgebet

(Th. Th. Heine)



*„Pleite bin ich, geh' zur Ruh, schließe meine Schiffahrt zu.
Vater Staat, du sollst allein Partner meiner Pleite sein!"*

Man wundert sich / Von Karl Kinndt

Zwohundert Emmchen für vier Wochen
sind, wie die Notverordnung lehrt,
dem deutschen Bürger zugesprochen,
wenn er in fremde Länder fährt.

Und doch sieht viele man in Monte,
in Nizza, Abbazia, Cannes
und wo man sich von jeher sonnte,
eh unser später Lenz begann —!

Es fliegen beim Roulette die Scheine,
es türmen sich beim Bac die Chips —
Man speist sehr gut und nicht alleine —
man trinkt viel Cocktails, Fizzes und Flips —

Auch die Hotels sind nicht ganz billig,
hat man zwei Zimmer nur mit Bad —
Und selbst die Fraun sind selten willig,
wenn man sehr stark geknausert hat — —

Und trotzdem braucht man nur zwohundert
treudeutsche Reichsmark monatlich?!
Kopfschüttelnd denkt man und verwundert:
da stimmt was nich — da stimmt was nich — —!

Ist so dies Phänomen zu deuten,
daß das Finanzamt hier nichts sieht,
daß man zur Zeit nur kleinen Leuten
das letzte aus der Tasche zieht?

Kleines Abenteuer in der Provinz / Von Roda Roda

Ein seltsames Erlebnis das.
Ich war um elf mit dem D-Zug aus Berlin angekommen und sollte um drei mit der Bimmelbahn weiter ins Land. Vier Stunden Zeit also... Gott, ich werde durch die Stadt flanieren (kenne sie von früheren Besuchen her) — dann esse ich... wie heißt doch der nette Gasthof? zum Pfauen? oder Schwan? — schließlich werde ich eine Stunde im Café Zeitung lesen.
Es kam aber ganz anders: Der Tag war sonnig, für diese Jahreszeit ungewöhnlich lau. Als ich auf einer Bank an der Promenade ausruhte, saß neben mir ein Mann, der machte mich irgendwie neugierig. Er trug sich ziemlich abgeschabt; dem Profil nach, mit seiner feinen Nase, dem straffen schwarzen Haar, gehörte er nicht in die Landschaft. Ich witterte einen besonderen Menschen und ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein.
Doch meine Erwartung lief auf Sand — der Mann erwies sich als vorn und hinten gewöhnlich. Einheimischer — dreißig Jahre — nicht sehr intelligent; Schlosser, arbeitslos. — Seit wann? — Acht Monate. — Und er erzählte langatmig Dinge, auf die ich nicht recht hörte: von seinem letzten, seinem vorletzten Posten — erzählte unplastisch, so recht talentlos durcheinander; erzählte von einer Unterstützung, die er bezieht — Zuschuß— Notstandshilfe —19 Mark —7 Mark 30— bis ich schließlich, nur so obenhin, fragte: „Sind Sie verheiratet?" — Ja. Die Frau werde gleich kommen. — Und da war sie schon; mit dem dreijährigen Jungen. — Bekümmerte, scheue, unterernährte Menschen.
Was fange ich mit ihnen an? Ich bat sie zum Essen. Sie blickten zu Boden. Ich mußte ausdrücklich sagen: auf meine Kosten — dann erst sahen sie einander an, und die Frau griff nach dem Knaben, bereit, mir zu folgen. — Ich wollte die Leute nicht beschämen, in Verlegenheit setzen; und trat in eine kleine, eine Kutscherkneipe.
Die Einladung schon hatte sie völlig eingeschüchtert; ich suchte das Gespräch in Fluß zu halten; sie schwiegen aber.
Eine Speisekarte gab es nicht. Der Wirt, schmuddlig, zählte drei, vier Gerichte auf: Wurststullen, groben Käse. Davon, dachte ich, werden mir die drei doch nicht satt. Und ich schlug Schnitzel vor. „Das lieben Sie doch?" — Die Frau sagte: Ja. Der Wirt nickte zögernd.
Die Schnitzel — konnt' ich es ahnen? — machten die Schenke rebellisch. Der Wirt hatte Schnitzel offenbar nicht vorrätig. Wir mußten endlos warten.
Um darüber wegzutäuschen, bot ich ihnen Rotwein an — ihr und ihm einen Schoppen. Das hätte ich nicht tun sollen. — Der Kleine langweilte sich, kroch immer wieder zu den andern Tischen. Ich wunderte mich, daß die Frau ihn nicht berief; sah sie an und merkte erschrocken, daß sie totenbleich saß, die Lippen waren verkniffen. Sie erhob sich mühsam und wankte nach dem Hintergrund der Gaststube. Ihr war kotzübel; von einem Schoppen Wein. —.Warum begleitet er sie nicht, stützt er sie nicht, der Schlosser? — Ja, wenn er könnte! Er ist stieselsteif besoffen. Von einem Schoppen Wein. Die armen ausgehungerten Magen.
Endlich, endlich kommt alles in die Reih: die Frau ist da — das Kind — die Schnitzel.
Der Mann ißt zögernd; der Knabe beschnuppert mißtrauisch die unbekannte Speise — zu den Kartoffeln muß man ihn nicht nötigen. Und die Frau? Sie hat sicherlich seit Wochen, seit Monaten alle Nahrung dem Mann, dem Jungen zugeschoben. Nun — nach dem Wein — hackt sie drauflos; sie stopft — stopft mit würdeloser Gier in sich hinein: das Fleisch, die Beilagen — putzt das Schnitzel weg, das der Kleine verschmäht hat — schlingt ihre, seine, meine Kartoffeln hinab — und ißt den Brotkorb leer. Wer weiß, wie lange sie, wie schmerzlich sie Fleischkost entbehrt hat. — Die Frau erhebt sich mühsam, totenbleich, wankt nach dem Hintergrund der Gaststube. — Er sagt, seine Augen sind verglast: „Jeden Tag so ein Schnitzel — wo käme man da hin?"
Sie dauerten mich unsäglich. Ich schämte mich meiner behäbigen Sattheit vor den Armen. Und wollte dem Schauspiel ein Ende machen, auf möglichst gute Manier loskommen. Da setzte ich — in meiner Verlegenheit — aller Dummheit die Krone auf: rechnete rasch mit dem Wirt ab — als mir die Schlosserleute neidisch auf die Finger sahen, drückte ich dem Kleinen das Restgeld, etwa sechs Mark, ins Händchen — trank dem Schlosser zu und wollte davongehen.
Der Schlosser war mit mir aufgestanden. Er pendelte ein wenig, eh er ins Gleichgewicht kam; und quatschte: „Das Kapital. Natürlich. Aussaugen bis aufs Blut. Im Klassenkampf." — Es gingen ihm offenbar Phrasen irgendeiner Versammlung, einer Zeitschrift durch den trunkenen Kopf. — Plötzlich blickte er mich an — auf der Straße schon — blickte mich scharf an, mit wutunterlaufenen Augen, puterrot, und krisch: „Überhaupt, was wollen Sie von mir?" Schreiend: „Was Sie wollen?" — Zur Frau, die ihn beruhigen möchte: „Schweig! Das ist ein ganz Verdächtiger. Ein Werkspion ist das." — Ich erschrak über so viel Mißverstehen. Der Arme! Er ist so gehetzt im Daseinskampf, daß er sogar nach der Hand schlägt, die ihm einen Augenblick helfen möchte.
Zwei — drei — fünf Passanten sind stehengeblieben. — Er immer: „Was Sie von mir wollen? Der ist verdächtig. Ein Werkspion." — Und da ich ein Monokel trage — eine rote Weste — und die Mundart des Orts nicht spreche, wurden die Menschen stutzig: „Was geht da vor?" — Und als ich wegwollte: „O nein. Halt! Das muß aufgeklärt werden."
Nun begann der Vorgang mich zu spannen. Was wird daraus? — Ich blieb und wartete. Die Menge war sehr geschäftig. Einer hielt mich am Ärmel fest, es war gar nicht nötig. Jene, die den Auftritt von Anfang mitgemacht hatten, unterrichteten die neu Hinzukommenden. Nach Ewigkeiten kam der Schutzmann.
Er musterte mich — die Prüfung verlief sichtlich ungünstig für mich. Dennoch getraute er sich nicht recht . . . Ich sah nach der Uhr — noch reichlich Zeit bis zur Abfahrt — da machte ich dem Schutzmann Mut: „Bringen Sie uns doch aufs Revier!" — Wie anders konnte ich die Handlung weiterführen?
Wir gingen. Etliche Neugierige geleiteten uns, der Rest verlief sich. Unterwegs fiel kein Wort: weil sich nämlich Schutzmann und Schlosser augenscheinlich unsicher fühlten.
Auf dem Revier der Beamte hieß mich ins Nebenzimmer treten, da blieb ich allein. — Unterdessen verhörte er vorn wohl die Ankläger. Rief mich wieder vor und fragte nach meinen Personalien. Ich

Berliner Köpfe

(Rudolf Großmann)



Max Slevogt

Memel

(Wilhelm Schulz)



Immerhin steht die deutsche Dogge unter dem Schutz des Genfer Tierschutzvereins . . .

nannte meinen Namen — zu „Beruf?“ zuckte ich die Achseln. — „Heimat?“ — „Wien.“ — Ob ich Herrn Strahlke sechs Mark geschenkt hätte, vielmehr dem Jungen. — Ja. — Warum? — Ich zuckte die Achseln. — Daß ich lautere Absichten nicht haben konnte, leuchtete dem Beamten ein. Im übrigen wußte er sich mit mir ebensowenig zu helfen wie der Schutzmann; und winkte, ich sollte mit ihm kommen, in ein drittes Zimmer. Der Schutzmann stellte sich in die Tür, damit ich nicht fliehe.

Der nächste Beamte schien ein Ranggenosse des ersten zu sein, denn sie duzten einander. Er verlangte den Paß — ich gab vor, ich hätte keinen. Der ganze Fall wurde von Anfang aufgerollt: vom Zusammentreffen auf der Bank — den Schnitzeln und Schoppen an — bis zum Geldgeschenk. Über die sechs Mark kamen sie nicht weg. Wozu das Geschenk? Was hatte ich damit erreichen wollen? — Ich sagte: „Wollen Sie mich nicht Ihrem Kommissar vorführen?“

Roda Roda? Er stutzte. Den Namen schien er schon gehört zu haben. Oder gelesen... Aber: in welchem Zusammenhang? — Er dachte emsig nach — dann griff er irgendwelche Papiere aus dem Fach und blätterte darin; es war wohl die Fahndungsliste.

Nun meinte ich ihm helfen zu sollen und zeigte meinen Paß. Er studierte ihn — doch der Paß ist neu, er sagt nichts aus über meine Reisen. Der Kommissar forschte: wo ich mich in den letzten Jahren aufgehalten hätte, auch nur vorübergehend? Ich zählte rückblickend auf: Berlin; Lugano; Prag; Brioni; Bukarest; Gastein; und immer wieder: Berlin. — „Sonst nirgends?“ — Ja, früher: Riga, Helsingfors . . . „Ah“, sagte er, „wir kommen schon näher.“ — Er hätte gern „Moskau“ gehört; doch da bin ich leider nie gewesen.

Endlich, der vierte Beamte, ein ganz Hoher, befreite mich. — Die telephonische Auskunft aus Berlin nämlich, meldete einer, habe beruhigend gelautet — kommunistische Zellenbildung kommt nicht in Frage. Ein Werkspion aber wird sich nicht „ausgerechnet“ an einen Arbeitslosen wenden — darin stimmten sie mir bei. — Daß ich also ganz einfach einen armen Teufel hatte füttern und beschenken wollen, blieb zwar durchaus unglaubhaft, war mir aber nicht zu widerlegen. — Ich war entlassen.

„Wie wär's“, schlug ich noch lächelnd vor, „wenn sich die Herren für den Mißgriff bei mir entschuldigten?“

Der Hohe — wieder barsch: „Dazu ham wa keene Veranlassung.“

Schmiß mir die sechs Mark hin, die der Dummkopf von Schlosser abgeliefert hatte, und wies deutlich nach der Tür.

Der Preußische Adler bei der Anprobe

(E. Schilling)



„Für das Frühjahr nur das braune Hemd, der letzte Schrei!" – „Ein ganz unmögliches Kleidungsstück! Wie soll ich darin meine Flügel rühren?!"

„Man ist so alt . . .“

Von Malvy Fuchs

„Man ist so alt, wie man sich fühlt.“

„Falsch. Man ist so alt, wie man auf das andere Geschlecht wirkt“, sagte Marianne und begann zu erzählen:

Ich war achtundzwanzig Jahre alt und hatte längst vergessen, was Jungsein bedeutet. Denn ich hatte mein Frauenglück, mein einziges Kind, und mein Vermögen verloren und war mit dem Leben so fertig, daß ich eine tüchtige Dosis Morphium nahm. Ich blieb am Leben, doch währte es drei Monate, bis ich aus dem Krankenhause entlassen wurde. Meine Mutter, die infolge des Kummers um mich schneeweiß und schwer krank geworden war, nahm mir den Schwur ab, so lange zu leben wie sie. So kehrte ich, den baldigen Tod meiner Mutter ersehnend, ins Leben zurück. Um mich dem Mitleid und der ständigen Bewachung meiner Umgebung zu entziehen, zog ich nach München und nahm eine Stellung in einer Bank an. Ich arbeitete, aß und schlief, kümmerte mich um niemand, dachte an nichts und wartete auf den Tod meiner Mutter.

So verging ein Jahr. Da erhielt ich die Nachricht, daß meine Mutter mich noch einmal zu sehen wünsche. Ich nahm Urlaub und fuhr nach Hause. Es war Abend, als ich in den Zug stieg. Ich ließ meinen Koffer in ein Abteil bringen, in dem eine alte Frau saß. Sie können sich vorstellen, daß ich mich damals ganz gewiß nicht jung fühlte. Es war ja meine Heimfahrt zum Tode. Ich hatte in meinem Koffer einen ausprobierten Revolver und wollte mit meiner Mutter zugleich begraben werden. Die alte Frau hatte sich eben auf der Bank ausgestreckt und ich mich auf der anderen Bank in eine Ecke zurückgelehnt, als knapp vor der Abfahrt des Zuges ein junger Mann in das Abteil trat, höflich grüßte, seine Handtasche in das Netz warf und sich dann in die andere Ecke meiner Bank setzte. Nun begann die alte Frau ein Gespräch, in das sie, obgleich ich ganz teilnahmslos geblieben war, auch mich hineinzog. Nachher erklärte sie schlafen zu wollen, ließ das Licht ein wenig abdrehen und streckte sich auf der Bank aus. Der junge Mann blieb in seiner Ecke sitzen, ich zog meine Beine auf die Bank und schloß die Augen. Plötzlich fühlte ich ein sanftes Streicheln meiner Beine. Schlaftrunken zog ich sie an mich und schlief dann ein. Da fühlte ich einen Mund auf meinen Lippen. Im Augenblick war ich wach, stieß den Mann weg und sprang auf. Ich war so apathisch, daß ich den Mann nicht einmal anblickte, leise die Abteiltüre öffnete und auf den Gang hinausging. Der Mann folgte mir und bat mit bebender Stimme um Verzeihung. Ich hörte seine Worte, sie ließen mich kalt.

Ich kam des Morgens an und fand meine Mutter besser. Sie genas. Und nach zwei Wochen war ich wieder an meiner Arbeit.

Die Jahre vergingen. Meine Mutter blieb gesund. Und dann, allmählich, nach Jahren, erwachte nach und nach in mir der Wille zum Leben. Jung fühlte ich mich nicht. Trotzdem hofierte man mich und machte mir Heiratsanträge. Ich beachtete sie nicht. Wieder vergingen ein paar Jahre. Und dann stand ich eines Morgens vor dem Spiegel, probierte ein neues Kleid, blickte staunend in das Glas und konstatierte lächelnd, daß ich trotz allem noch immer eine hübsche Frau sei. Dies hatte mein Mann schon früher bemerkt, und als er mich am selben Abend bat, seine Frau zu werden, sagte ich gerne zu. Ich liebte wieder. Wir heirateten — es sind jetzt zwanzig Jahre her — und ich begann mich jung, sehr jung sogar zu fühlen. Sie und unsere Bekannten bewundern auch jetzt noch meine Frische, Fröhlichkeit und Arbeitslust. Und ich . . . obwohl mir nur drei Jahre zu den sechs X fehlen, fühle mich in **jeder** Beziehung so, als wäre ich dreißig. Beweis hiefür ist auch, daß ich mich jetzt oft an die Blicke der Männer auf der Straße, Trambahn oder sonstwo erinnere, die ich, als ich mich wie eine Greisin fühlte, nicht bemerkte, und daß es mir jetzt oft auffällt, wenn die Männer gleichgültig an mir vorbeisehen. Und vor kurzem passierte mir folgendes.

Ich fuhr zu Mutters fünfundsiebzigstem Geburtstage nach Hause. Mein Mann konnte nicht abkommen und brachte mich zur Bahn. Schlafwagen war nicht mehr zu bekommen, ich stieg in ein ganz leeres Abteil. Als der Zug sich in Bewegung setzte, trat ein junger Mann in das Abteil, grüßte, warf seine Handtasche in das Netz und setzte sich mir gegenüber. Es war zehn Uhr, ich machte es mir bequem, während der junge Mann hinausging. Ich hatte meine Schuhe ausgezogen und in die Ecke gestellt, den Hut abgenommen und einen Reiseschleier umgebunden, der mich sehr gut kleidete. Als der junge Mann wieder in das Abteil trat, lag ich auf meinem Reisekissen, mit meiner Reisedecke zugedeckt. Da fiel mir plötzlich mein Reiseerlebnis vor fast dreißig Jahren ein, und ich lächelte. Der junge Mensch sah das Lächeln, sein Blick fiel auf meine Schuhe — ich bilde mir auf meine kleine Schuhnummer etwas ein — dann blickte er wieder mich an und . . . zog seinen Rock aus, unter dem er einen Pullover trug, und legte sich hin. Ich konnte nicht gleich einschlafen und hörte nach ein paar Minuten das gleichmäßige Atmen des Mannes, das seinen ruhigen Schlaf verriet. Da dachte ich wieder an mein Erlebnis vor dreißig Jahren, und wie es wohl wäre, wenn der Junge sich jetzt leise erheben, über mein Gesicht beugen und seinen Mund auf meine Lippen drücken würde, und . . . ich erbebte. Nach einigen Augenblicken lächelte ich über meine Torheit, und dann erwachte ein wehes Gefühl in mir. Was ich bisher nicht beachtet, daher nicht gefühlt hatte, befiel mich jetzt . . . Die Erkenntnis, daß ich alt geworden sei. Schmerzhaft riß in mir der Gedanke, daß ich mich alt, sehr alt gefühlt habe, doch weil ich jung war, die Männer meine Jugend sahen und erfühlten. Und daß ich mich jetzt jung fühle, doch der unerbittliche Blick des Mannes dies nicht erfühlt. Er sieht eine sogenannte „ältere Dame“, denkt dabei vielleicht: „Die mag mal schön gewesen sein“, doch regt sich in ihm kein Begehren. Just so wie in den anderen Männern nicht, die mir irgendwo begegnen oder gerne mit mir plaudern.

Nach einer Viertelstunde etwa war dieser Schmerz vorbei . . ., und ich schlief ein. Als ich des Morgens erwachte und den Jungen schlafend sah, durchzuckte mich wieder für einige Augenblicke der Schmerz, den jeder empfindet, wenn er sich noch jung fühlt und plötzlich erkennen muß, daß seine Jugend vorbei sei. Der Schmerz verging. Sie sehen, ich schaue ganz beruhigend aus. Doch **mir** rede keiner ein, man sei so jung, wie man sich fühlt.

Massenbetrieb

(Rudolf Kriesch)



„Ich weiß es ganz genau, du betrügst mich mit meinem Mann!“ — „Aber Kind, ich kann doch keine Ausnahme machen, weil er zufällig dein Mann ist!“

Er weiß Bescheid

Zwei alte Bekannte treffen sich auf der Straße.

„Nanu, daß man dich wieder mal trifft? Wo warst du denn solange?“

„Ich war verreist!“

„So? Wo warst du denn?“

„Na, ich war halt verreist!“

„Und warum hast du keine Berufung eingelegt?“



Jlse Faber: Herr Poehlmann reist. (Bruno Cassirer, Verlag, Berlin.)

Herr Poehlmann, Pharmazeutik, reist nach Finnland. Er gerät, ganz zufällig, in die Hände von Spritschmugglern. Bei dieser Begegnung entdeckt Herr Poehlmann sein Innenleben. Die finnische Reise wird zur Reise in die Ewigkeit. – Dieses Zweitlingswerk ist außergewöhnlich glücklich geraten. Mit liebenswürdiger Offenheit belächelt die Autorin Schwächen menschlicher und nationaler Art. Sie kennt die Leute und ihr Leben; sie schildert unbelastend und leicht, es ist zum Lachen. Völlig unnötig, nach dieser Lektüre auf die große Begabung der Autorin hinzuweisen. Der vorliegende Roman zeigt sie offen. Karl Kurt Wolter

Bernard von Brentano: Der Beginn der Barbarei in Deutschland. (Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.)

Es gibt einen Satz bei Karl Marx, der dahin lautet, daß die Völker entweder zur sozialistischen Planwirtschaft kommen oder in die Barbarei zurückversinken müssen, und dieser Satz wird bestimmend für Brentano. (Obwohl der Faschismus noch nicht den Beginn der Barbarei bedeutet, wie Marx sie meint, sondern eben die politische Ausdrucksform des Monopolkapitalismus ist, dessen Methoden allerdings barbarisch sind.) Brentanos Buch ist gewissermaßen eine Röntgenaufnahme des heutigen Deutschland; ein nüchternes Tatsachenbuch, es erscheint das Gerippe des kapitalistischen Deutschland und die richtige Erkenntnis, daß es bei allen Kämpfen heute um den Fortbestand des Private gentums geht. Das Buch enthält viele treffende Analysen, richtige Darstellungen der Lage der Bauern, der Intellektuellen und der Funktion der Polizei. Auch Krummes und Schiefgesehenes. Aber es ist doch ein ungeheuer wichtiges Zeitbuch, das jedem, der merkt, daß in der gegenwärtigen Situation Menschsein unmöglich ist, zur kritischen Auseinandersetzung empfohlen werden muß. Sylvester Pepper

Friedrich Sieburg: Die rote Arktis. (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.)

Nicht so geschlossen, nicht so dichtmaschig wie desselben Verfassers „Gott in Frankreich?". Schon kann sich Sieburg auf die Freundschaft und Leselüsternheit derer verlassen, die er sich durch jenen Erstling gewonnen hat, und wagen, lockerer gefügte Bekenntnisse persönlicher Art arabeskenhaft in die ernste, strenge Zeichnung des Buches zu streuen. Lassen wir die grandiosen Schilderungen der Eismeer-Einöden! Sie sind in anderen Besprechungen genug gewürdigt worden. Uns scheint, daß Sieburg sich lange, allzulange, in die Einöden der Eiswüsten flüchtet, um sich vor den Einöden aller menschlichen Zweifelhaftigkeiten zu retten. Aber dann kommt er heraus, tritt hervor, stellt sich seiner Aufgabe. In den Gesprächen mit den Bolschewiken und — tiefer — in den heimlichen Selbstgesprächen wächst er mit all seiner Liebe zu diesem Deutschland, all seinen Gebundenheiten an die Gesamtkultur der westlichen Völker nahe an uns heran. Gewinnt wieder unsre Liebe, Achtung, Kameradschaft. Er hat, wie es außer ihm noch etlichen Männern heute geht, mehr Tapferkeit, als sich im Augenblick verbrauchen läßt. Er ist der Soldat einer Garde, die noch nicht aufgestellt ist. Und so ist der Rest des Buches Schweigen, eisgekühltes Schweigen, das über das Buch hinauswächst in eine noch unbekannte Zukunft. Dr. H. A. Thies

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Tretjakow: „Den Schi-Chua". Malik-Verlag, Berlin.
M. Iljin: „Fünf Jahre, die die Welt verändern". Malik-Verlag, Berlin.
Andreas Andernach: „Hitler ohne Maske". Verlag: Der Antifaschist, München.
Panait Istrati: „Freundschaft oder ein Tabakladen". Rütten & Loening, Verlag, Frankfurt a. M.
Kurt Lütz: „Alpine Seele". Alemannischer Verlag, Mannheim.
Wolf Schwertenbach: „Meinand Resich". Grethlein & Co., Verlag, Zürich.
Wolf Schwertenbach: „D.K.D.R. im Gotthard-Expreß". Grethlein & Co., Verlag, Zürich.

Ein Jahrhundert billig abzugeben ... / Von Theodor Riegler

Menschenleben gelten nicht mehr viel,
Jeder hat so viel mit sich zu tun.
Ja, die Menschen werden rasch immun
Und verlieren plötzlich das Gefühl.

Alle sagen sich, die Zeit ist schuld.
Niemand hat sich etwas vorzuwerfen.
Schließlich hat man sehr sensible Nerven,
Jeder zetert, niemand hat Geduld.

Das soziale Mitleid wird bequem,
Äußerst selten läßt sich jemand rühren.
Man verschließt gedankenlos die Türen,
Und man schiebt die Not auf das System.

Mancher stirbt in anonymen Nöten.
Viele sind verhältnismäßig rüstig.
Doch das Leben zwingt sie abzutreten,
Und ihr Tod bereichert die Statistik.

Manche Menschen tragen stumm ihr Leben
Wie ein lästiges Paket.
Niemand fragt sie, wie es ihnen geht.
Jeder denkt bei sich: so ist es eben.

Wahl-Geschichten

Das Verbot

In Wien gibt's jetzt wieder großen Wahlrummel. Neulich sollten beim Lembacher auf der Landstraße zwei Wählerversammlungen gleichzeitig abgehalten werden, eine sozialdemokratische und eine nationalsozialistische. Vor dem kleinen Saal, den die Nazis gemietet hatten, prangte eine hakenkreuzgeschmückte Verbotstafel:

„JUDEN HABEN KEINEN ZUTRITT!"

Vor dem großen Saal wieder hatten die Sozi eine Tafel angebracht:

„SIOUX-INDIANERN IST DER EINTRITT STRENGSTENS UNTERSAGT!"

Ein Hitlerjüngling, der dem kleinen Saal zustrebte, bemerkte erstaunt die eigenartige Verbotstafel und wandte sich an einen marxistischen Ordner: „Sagen S' m'r nur, was is denn dös für a blödes Verbot? 's kummt do eh ka Sioux-Indianer zu eure Versammlungen!"

„No, und glauben S' wirklich", replizierte grinsend der Gefragte, „daß a Jud' so blöd sein könnt', sich euern Wahlquatsch anzuhör'n???" Salpeter

Demokratie

Am ersten Wahlsonntag erlebte ich folgende ergötzliche Geschichte:
Ich schleppte meine achtzigjährige Tante, bekleidet mit einem Kapotthut Modell 1895, zur „Hindenburg"-Wahl.
Am Rückweg begegneten wir meinem Dienstmädchen, zu dem ich sagte: „Marie, irren Sie sich nicht, diesmal wählen wir in der Handelsschule und nicht in der Herrenschule." Als sie außer Hörweite war, fragte mich die gute alte Tante: „Sag einmal, darf denn die auch wählen?", worauf ich erwiderte: „Ja selbstverständlich, warum denn nicht?!" Die Tante: „So, so, ich hab' geglaubt, nur Herrschaften dürfen wählen."



Der „Verein zur Hebung gefallener Mädchen" bei der Arbeit — *Kurt Wolfes*

„Schenkt Klassiker!"

Von Karl Kurt Wolter

Als Junge konnte ich über zwei Dinge nicht reden hören, ohne daß mir der Angstschweiß ausbrach. Das war über Goethe und — was seltener geschah — über die Farbenlehre. „Goethe" wurde zum Schreckgespenst meiner Jugend; das heißt, Goethe selbst hatte weniger damit zu tun, obwohl wir in der Schule . . . — aber darüber will ich schon gar nicht reden.

Das begann Anno 1919 im Rheinland; ich zählte etwa dreizehn Jahre. In unserer Stadt lagen damals Kolonialtruppen, Schwarze aus Senegal. Der Offizier, der sie befehligte, war im Haus meiner Eltern einquartiert. Er war aus Südfrankreich gebürtig und ein Weißer. Seine Leute mochten ihn gut leiden, er verstand sich ausgezeichnet mit ihnen, und auch wir Kinder hatten ihn gern. Er spielte manchmal mit uns „Indianer", und wir durften ihn sogar fesseln und durchs Zimmer schleifen.

Noch lieber aber hatten wir Mamadou. Mamadou hieß der Bursche. Der war pechrabenschwarz und ein Hüne von Gestalt. Er vermochte kaum aufrecht durch die Tür zu gehen, zumal er, als gläubiger Mohammedaner, niemals seinen hohen, roten Fes absetzte. Im Anfang hatten wir uns freilich vor ihm gefürchtet. Ich entsinne mich, wie unser Hausmädchen bei Mamadous erstem Erscheinen heulend aus der Küche gestürzt kam und sich weigerte, dem Neger ein frisches Handtuch zu geben, weil es doch schon vom bloßen Berühren schwarz werden müßte. Bald merkte sie aber, daß er auch an anderen Körperstellen nicht abfärbte, und ließ ihn bei sich in der Küche sitzen.

Mamadou sprach zuerst nur zwei Worte Deutsch: „Papagei" und „Pispirin". „Pispirin" sollte eigentlich „Aspirin" heißen; aber aus einem unverständlichen Grund sagte Mamadou stets „Pispirin". Einmal hatte ich ihm zwei Tabletten gegeben, die mir zugedacht waren, — und sie hatten ihm geschmeckt. Seitdem hieß alles Eßbare „Pispirin". Mit dem Wort „Papagei" bestritt er seine übrige Unterhaltung. Alle Personen nannte er „Papagei"; weil wir ihn so hießen, wenn er unsere Worte nachzusprechen versuchte.

Bald aber lehrten wir unserem Spielkameraden, daß es noch etwas Drittes gebe, außer Essen und Personen, etwas Ideelles, Geistiges. Und er schien es zu begreifen. Das Klavier, das neben dem Bücherschrank stand, hatte es ihm zuerst angetan. Dann aber wurden es die Bücher. Lesen konnte Mamadou nicht; so zeigte ich ihm die Bilder meiner Räubergeschichten. Sie schienen jedoch weniger Eindruck auf ihn zu machen als die wuchtige Reihe der Klassiker, die im höchsten Gefach des Schrankes protzte.

Ehrfurchtsvoll hatten wir Kinder stets nach oben geblickt, wenn mein Vater zu sagen pflegte: „Da stehen die goldenen Worte unserer Nation." Das stimmte; die Titel der grünen Einbände waren golden. Mamadou empfand vor dieser Pracht die gleiche Ehrfurcht wie wir Kinder. „Goethe!" flüsterten wir. „Goethe!" Das Wort ging ihm ein und blieb haften als etwas Außergewöhnliches.

Als ich ihm, einige Tage später, erstmalig meinen Leierkasten vorführte, sagte Mamadou, nach einer stummen Pause, verzückt: „Goethe!"

Bei jedem Kommen stand Mamadou eine Weile vor dem Bücherschrank und starrte, ehe er mit uns „Farmer und Wilde" spielte. — — —

Eines Abends aber trat der dunkle Riese sehr betrübt in unsere Stube. Er sah fast grau aus. Ich wußte, daß der Abschied da war. Der Offizier hatte es uns bereits am Mittag klargemacht, daß sein Bursche strafversetzt werde. Mamadou habe sich gegen einen Unteroffizier auflehnend benommen.

Da stand nun der Aufrührer vor uns Kindern, gleichsam verprügelt, und suchte sich noch kleiner zu machen. „Sous-officier . . . très méchant . . .", jammerte er, als wollte er sich entschuldigen. Er tat mir so leid, weil er auf einmal richtig zu weinen begann. Ich mußte ihn um jeden Preis trösten. Und da beging ich das Verbrechen und griff in den Bücherschrank, als niemand zusah, faßte einen Band — keinen von meinen Indianerbüchern, ich hätte es nie verwunden — nein, ich nahm einen Band aus der obersten Reihe, von den Klassikern, von den „goldenen Worten", und schob ihn Mamadou in die weite Manteltasche . . . Dies Geschenk hat ihm den Abschied erleichtert.

Es war Band 12 von Goethes gesammelten Werken, und er enthielt die Farbenlehre, wie ich später feststellte. Den entstandenen leeren Zwischenraum beseitigte ich mit einigem Schieben. Es gab noch so viele Klassiker da oben. —

Seit diesem Tag packte mich jedesmal helle Angst, wenn man von „Goethe" und von „Farben" sprach. Selbst heute noch mitunter, wenn befreundete Maler über Farbwerte diskutieren, empfinde ich ein Mißgefühl in der Magengegend. Ich befürchtete immer, daß der Verlust aufkommen würde.

Aber bis jetzt hat ihn noch keiner wahrgenommen. — — —

Garantie *(Karl Holtz)*



„Also, wie jesagt, Herr Ökonom, unser Kunstdünger wird Ihre Ernte verdoppeln." – „Jawoi, und bis i Eahna daschlag'n wui, wei' S' g'log'n hab'n, san Sö scho nimmer da!"

Lieber Simplicissimus!

Das „Konnersreuther Sonntagsblatt" mit dem Untertitel: „Sendbote der barmherzigen Liebe Gottes" bringt in seiner Nr. 11 einige Inserate mit dem Wortlaute: „Dank dem hl. Herzen Jesu für... Unterschrift." Für Sonntagsblätter und Inseratenagenten eröffnet sich ein neues Reklamearbeitsfeld!

•

Über der Klosterpforte des Karmeliterklosters in Kumpfmühl-Regensburg ist von den Mönchen eine Tafel angebracht, auf welcher angepriesen wird:

Skapulier . . .	0,20 RM.
Hl. Messen . . .	1,50 RM.
Karmelitergeist .	1,60 RM.

Ein Spaßvogel schrieb mit Bleistift oben: „Gemischtwaren-Ausverkauf" und darunter: „Wegen Notverordnung 10 v. H. Preisnachlaß!"

•

Es war im November 1918 im Umsturz, als sich in dem österreichischen Städtchen Kapfenberg ein gewaltiger Haufe rottete und einmütig erhitzt beschloß, die Ämter zu stürmen, zu besetzen, die Republik auszurufen. Fiel dem Führer ein: eine Fahne müßten sie haben, eine rote Fahne.

Und der Haufe wälzte sich nach der Tuchhandlung Blumenfeld.

„Gewiß", sagte Herr Blumenfeld, „rotes Tuch ist da, und ich wills auch gerne ausliefern — gegen einen Bezugsschein."

Da wälzten sich die Aufrührer nach dem Rathaus um den Bezugsschein.

•

Das alte Fräulein Gieseke fürchtet sich sehr, die Straßen zu überschreiten — es könnte ein Auto kommen und sie überfahren...

Deshalb trägt sie stets ein Zettelchen bei sich, auf dem geschrieben steht: „Bitte die Leiche abzugeben: Blumenstraße 17."

•

Anton Kuh möchte gar zu gern wissen, wen er soeben vergeblich angepumpt hat. „Das ist ein Sohn des großen Strindberg!", wird ihm bedeutet.

„Ganz der Papa", spricht Kuh.

„Doch nicht ganz", meint der Nachbar, „denn der Junge ist tatsächlich ein Sohn Wedekinds."

Da seufzt Kuh mitleidig: „Also ganz die Mama!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Karl Rudolf Schulte, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder**, Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Philosophie

(George Grosz)



„Siehste, Engelchen, det is nu mal das kurze Jlück der Liebe: mit Scherzen fängtse an, und mit Alimenten hörtse uff!"

Liebeswerben in Bayern

Seit Jahren versuche ich — der Preuße, der Protestant, der Fremdling, der Zuagroaste — mich mit jovialem Liebeswerben in das Vertrauen meiner Metzgersleute zu schleichen. Die Zuwaage an Boana, die ich mir in diesem Streben wortlos im Lauf der Zeit habe aufpacken lassen, schwillt allgemach ins Unermeßliche — doch Gegenliebe fand ich nicht.
Gestern holte ich zum entscheidenden Streiche aus.
In dem Laden steht auf der Glasplatte, über die sich der ganze Verkehr vollzieht, zwischen Kalbsköpfen und Lüngerl und Züngerl ein handgroßes Negerbüblein, veristisch bemalt, auf einem moosgrünen Sockel. Der Schlitz in dem Sockel, groß genug, um ein Fünfmarkstück bequem hindurchzulassen, kennzeichnet das Ganze als Sparbüchse. Der Kopf des Negerbübleins, mit echtem Kraushaar, ist beweglich. Jedesmal, wenn ein wuchtiger Hieb der Metzgersfrau auf einen Ochsenschwanz oder dergleichen niedergeht, fährt das dem schwarzen Büblein derart in die Glieder, daß ihm der Kopf noch minutenlang wackelt. Vorn an dem Sockel steht der originelle Vers:

„Hast du Gott und mich lieb,
Sei so gut und gib!"

Da ich über meine Liebe zu Gott nachzudenken den Metzgersladen nicht passend finde, fange ich an, über den Zweck der Sammlung nachzudenken. Über den verlautet ringsherum um den Sockel nichts. So gebe ich mir einen Ruck und frage die Metzgersfrau zutunlich und bescheiden: „Zu was für einem guten Zweck ist denn das Büblein hier aufgestellt?"
Ein Hieb wuchtet auf die Fleischbank nieder, daß dem Negerbüblein und mir der Kopf unhaltbar wackelt.
„Wie? büttäh?" fragt die Frau auf mich herab, und in ihrem Blick schwelt die Wut einer beleidigten höheren Rasse.
Ich wiederhole wörtlich.
Verachtung strahlt auf mich herab: „No, Sö — Sö sollten dös doch wissen. Für dö Heidenmission."
„Aber woher sollte ich das wissen, liebe Frau?"
„Sö" — im Vorgefühl des höchsten Glücks nimmt sie einen Kalbskopf her und zerspaltet ihn auf einen Hieb — „Sö san doch selba a Heide."

Tehn

Flucht nach Locarno

(E. Thöny)



„Haben Sie gehört — wieder mal Leute, gegen die ein Steuersteckbrief erlassen worden ist!" — „Ja, ja, der arme deutsche Kapitalist wird jetzt wie Freiwild seinem Vermögen nachgehetzt!"

Der Nationalökonom

(M. Frischmann)



„Na, immer noch keine Arbeit gefunden?" — „Seinse froh, Herr Direktor, daß wa alle noch keene Arbeet jefunden haben, sonst könntense bei sich selber stempeln jehn!"

Klawuttke meckert sich eins:

Na — und nu? Wat is per Bilanz rausjekomm' aus den janzen Wahlschwindel? Jar nischt! Parole: et wird weita jewurschtelt. Und dafor ham wa den janzen Zasta vapulvat! Komisch: For 'n paar dausend Junglehra fehlt det Jeld, obwohl et friha imma hieß, det die Schulmeesta die Schlacht von Könichjrätz hätten jewonn' — aba for Wahlklamauk und Plakate und so is imma Jeld da. Hamse ibrijens mal een Plakat jesehn: „Wählt Hindenburch, den Schütza und Hüta der Republik!" —? Mich is keens zu Oogen jekomm', wat mir 'n bißken jewundat hat! Und nu denkense an all die Milliönkens, wo Vata Hitla for seene Niedalare rausjeschmissen hat! Dafor hätten sich seine SA.- und SS.-Jungs mal 'n paar Wochen richtich sattessen könn' und 'ne Molle koofen und sojar 'n neiet Hemde, damit et nich jar zu braun wird! Aba det is ja jrade die hohe Polletik: unten missense knapp jehalten wern, weil 'n knurrenda Majen leichta bejeistat is als 'n volla Bauch, wo nich mal jern studieat. Wenn die Jungs satt wärn und Arbeet hätten, brauchte Deutschland ja jar nich zu awachen. Und oben missense jut und reichlich jefüttat und mit starke Wajen ausjestattet wern, damit se bei die Stange bleim und nich fremd jehn mit „Splittapartei" und so. In det „Dritte Reich" säh det jenau so aus wie in de „Novemba-Vabrecha-Republik": da wirde 'n bißken „Futtakrippe-Vawechseln" jespielt und denn wär Schluß.

Jenau wie bei den jroßen Notvaordnungsumzuch. Profitieat ham die Packa und die Tapeziera. Tapeziera trau ick mir kaum zu sajen. Ob da nich doch Hitla dahinta jesteckt hat? Bloß die janz armen Leite, wo die Hauszinssteia ham alassen jekriecht, die missen wieda fimfzehn Prozent von die Hauszinssteia mehr zahln, wat fast jenau so ville is wie die jesenkte Miete. Dolle Welt!

Apropoh Umzije. Warn wohl noch nich jenuch. Darum hamse den Nazis for ihre Sturmtrupps det Lokal in de Hedemannstraße vaboten. Wat die katastrophale Folje hatte, det se in 'n anderet Haus in de Hedemannstraße ham missen umziehn. Im ibrijen: jehuppt wie jesprungen.

Und nu wollense jleich nach den jesenkten Bierpreis wieda die Löhne senken, det nur ja keena mehr 'ne jesenkte Molle kann trinken! Ick finde imma, det die Leite von det System die Leite jejen det System een bißken zu ville Propajandastoff liefan! Wobei freilich zu bedenken is, det bei det „System" von System wenich zu spiren is. Sowat System zu benenn', empfinde ick als eene jlatte Valeimdung!

Jenau wie ick prophezeit ha': Während sich die Pressefritzen noch die Finga wund jeschriem ham, hat Herr Hirsch janz stillekens det Schillatheata jekriecht. Anläßlich det Joethejahres. Devisen sind eben zuchkräftija als kinstlerische Projramms! „Ob verrottert, ob verhirscht, wenn de nur beschäftlicht wirscht", heeßt det nu for die Schauspiela. Besonders wo nu Reinhardt, der Jemein-Eijennützije, ebenfalls anläßlich des Joethejahres sein Weltbirjatum entdeckt hat und jetürmt is. Nu kann det Finanzamt hinta ihn herweinen! Er is uns imma teia jewesen und wird uns ooch teia bleim.

Tja, nu is et Frühling jeworn, und et reecht sich ibaall. Och bei die Filmzensur. Da hamse mal wieda janze Arbeet jemacht und den Film „Kuhle Wampe" rasch in zwee Instanzen vaboten. Weil die Leite nich wissen dirfen, det et bei uns Arbeetslose jibt und det et die 'n bißken dreckich jeht. Und weil nich jesaacht wern darf, det die Welt nur von Leite jeändert wern wird, denen se nich jefällt. Den Herrn von die Filmprifstelle jefällt se scheinbar. Und denn hamse da nackte badende Arbeetslose fotojrafieat, obwohl in 'n Hintajrund 'ne Kirche steht, wo se hätten rein jehn könn! Mit die schicken Kleida von de Wintahilfe. Wenn Arbeetslose wolln in't Wassa jehn, denn sollnse det janz stieke und bei Nacht und in'n Landwehrkanal. Aba in 'n Film wolln wa det frehliche rauschende Lem sehn — so mit 'n Schuß Wien oda joldenen Rhein oda det kindlich-vajniechte Treim uff'n Kasernenhof. Wer die Wahrheit kennt und vafilmtse doch — jehört in't Loch! Und schreim darf man se ooch nich, wie der Fall Ossietzky lehrt. Da is nich mal Jnade am Platze! Oda?

Kak

Heil — mit Vorbehalt

Also dürfen wir den Morgen,
den verheiß'nen, endlich sehen?
Und die Nöte und die Sorgen
schwinden hin im Handumdrehen?

Laßt die Fahnen lustig flattern,
trommelt die bewährten Märsche.
Leicht sind Sitze zu ergattern.
Und zum Sitzen braucht's nur Ärsche.

Aber habt ihr außer diesen
und dem Maulwerk und der Mütze
auch die zum Ins-Schwarze-Schießen
unumgänglich nöt'ge Grütze?

Nämlich sonst seid ihr blamoren,
und man klopft euch aus die Röcke.
Ach, und sie, die euch erkoren,
all die Hämmel, werden Böcke.

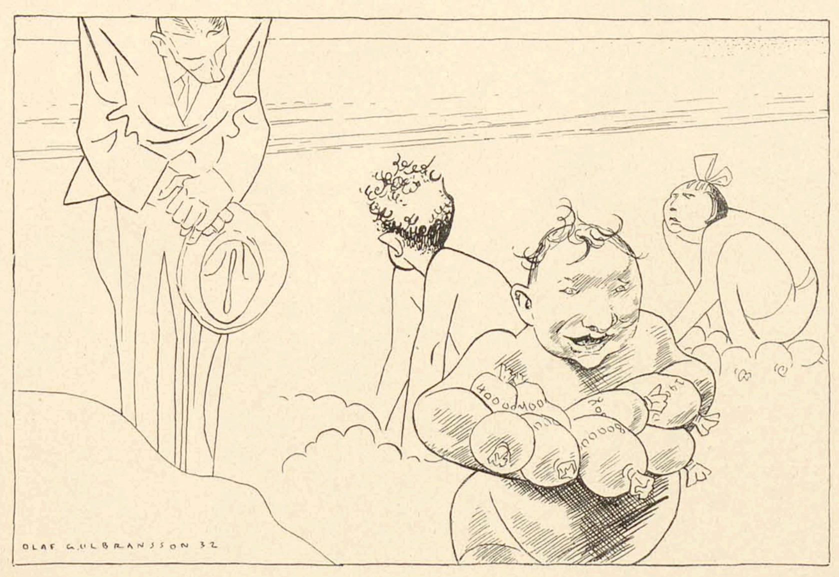
Ratatöskr

Kinderspiele

(Olaf Gulbransson)



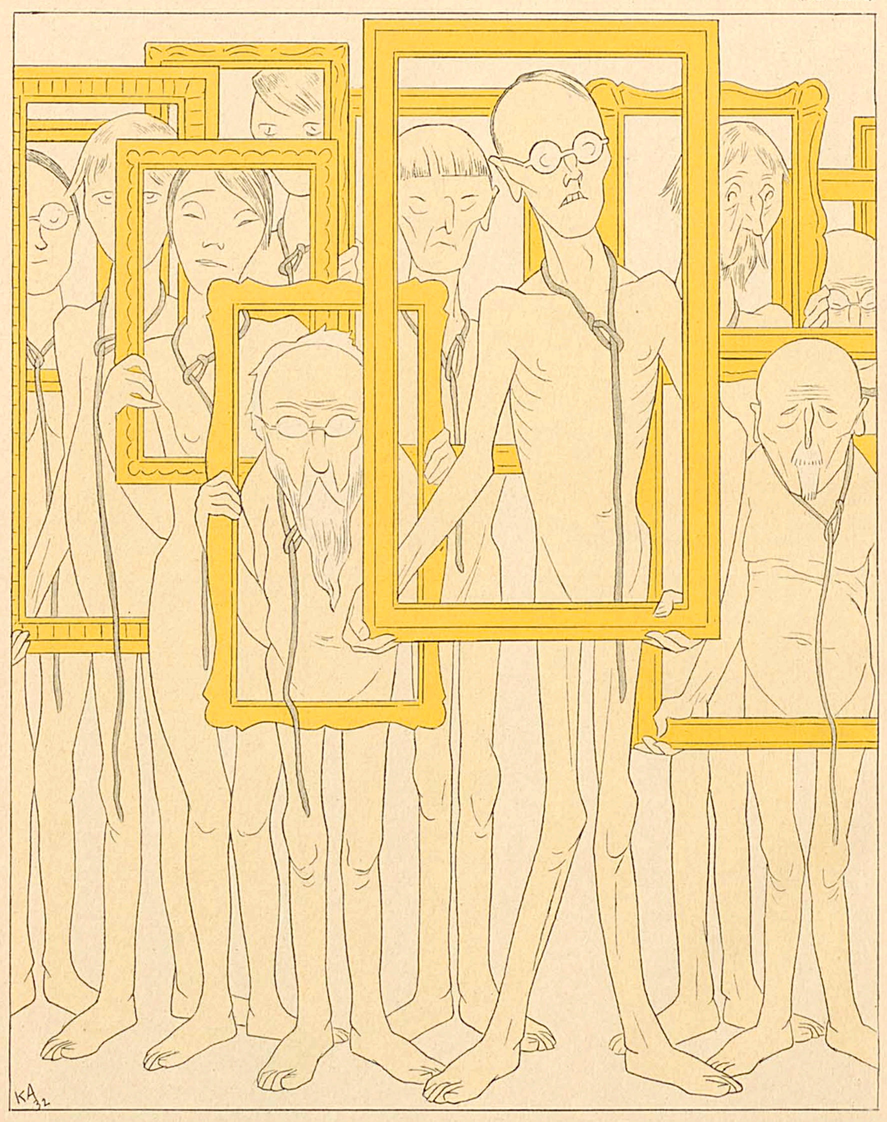
Angeregt durch die Präsidentenwahl, beschließen die Kinder der Familie Kuhlmeier, alle sieben Jahre einen neuen Vater zu wählen.



„Was macht ihr denn da, Kinderchen?" — „Wir haben uns die Schweiz aus Sand gemacht, und nun spielen wir Devisenschieben."

M. 249000 für den van Gogh der National-Galerie

(Karl Arnold)



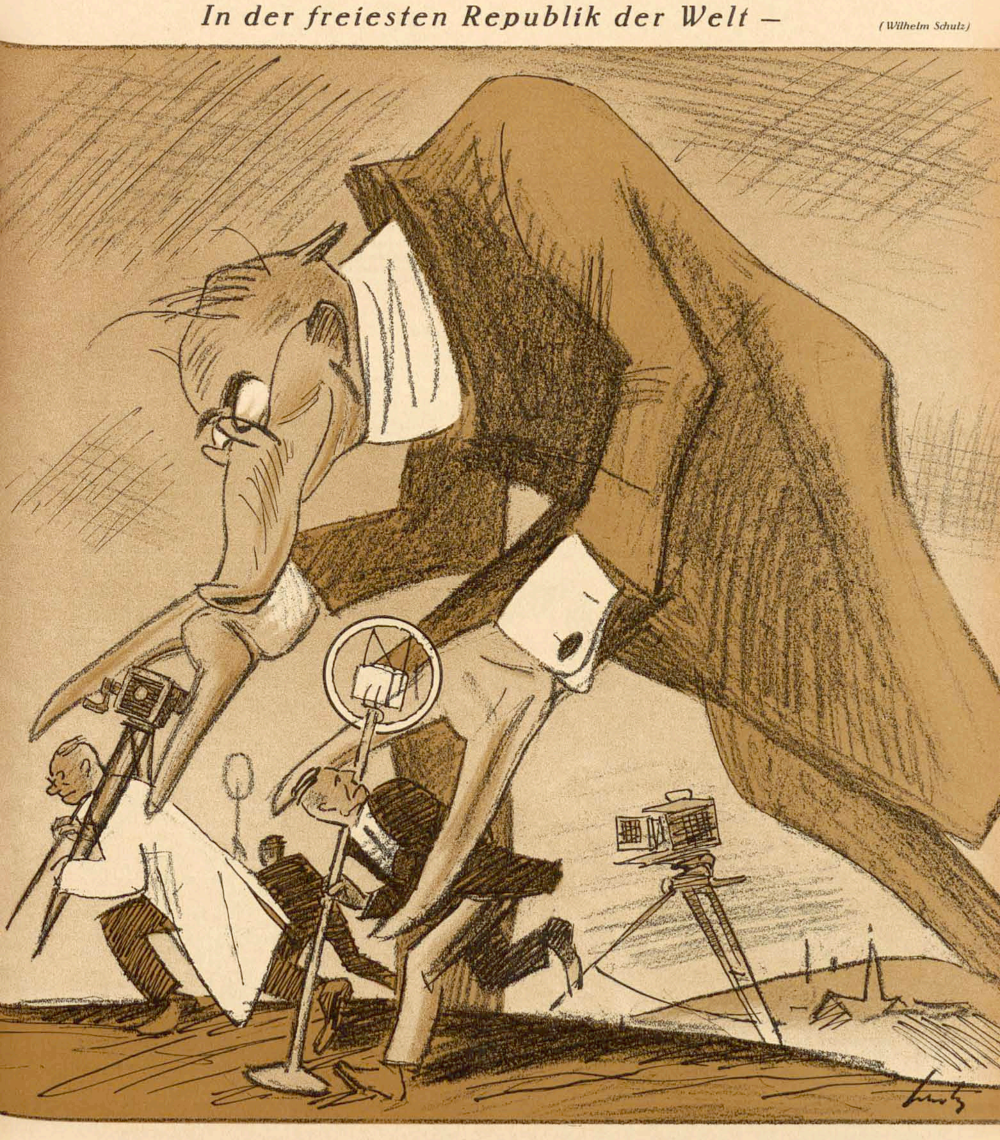
Zwischen den Bildern ausländischer Maler ist immer noch so viel Platz, daß sich die deutschen Maler selbst aufhängen können.

Stuttgart, 1. Mai 1932 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 5

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

In der freiesten Republik der Welt – (Wilhelm Schulz)



– hat wenigstens die Zensur die größte Freiheit!



Walpurgis-Spuk — *Hilla Osswald*

Sachverständige / Von Karl Kinndt

*Weißt du nicht, ob ein Gemälde echt ist,
ob dein Kompagnon gut oder schlecht ist
oder ob von dir der Freundin Kind,
nimmst du, Ungewißheits-Qual zu end'gen,
diesbetreffs dir einen Sachverständ'gen,
wenn die Leute auch nicht billig sind.*

*Darauf kriegst du eine Expertise,
Blutgrupp- oder Handschrift-Analyse,
und der Fall erscheint im hellsten Licht:
Nun wirst du das Bild verkaufen können
und von deinem Kompagnon dich trennen,
und die Alimente zahlst du nicht!*

*Leider aber wird dann vorm Gerichte
diese Wahrheit wieder ganz zunichte,
denn ein andrer Fachmann urteilt hier:
Echt ist das verkloppte Bildchen schwerlich,
doch dein Kompagnon ist treu und ehrlich,
und das Kind ist unbedingt von dir – – –*

*Jetzt muß das Gericht, den Fall zu klären,
selber neue Sachverständ'ge hören,
und die sagen nun teils ja, teils nein.
Angesichts der hohen Honorare
sträuben bleichend sich die letzten Haare –:
ein Vergleich scheint dir am Platz zu sein!*

*Also wirst du dich dazu bequemen,
das besagte Bild zurückzunehmen –
und den Kompagnon entschädigst du –
Für das Kindchen zahlst du, bis es groß ist,
wenn du nun auch deine Freundin los bist – – –
Und nun hast du endlich deine Ruh!*

Der Hühnerleutnant und der Prophet / Von Sylvester Pepper

Der Prophet war eines Tages als Wanderprediger in den Ort gekommen. Es gab in dem Orte viele Hütten mit vielen Arbeitern. Die Arbeiter redeten eine derbe Sprache, sie fluchten, machten unerlaubte Kinder und tranken viel. Hier ist ein Werk zu vollbringen, sagte sich der Wanderprediger, die Kirche hat versagt, ich werde es schaffen. Er blieb und ging in die Kneipen, um den Arbeitern auseinanderzusetzen, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr ginge, als daß ein Reicher in den Himmel käme. Er redete viel und kriegte einen trockenen Hals. Erst trank er Himbeerwasser, dann ein Glas Bier, und nach etlichen Monaten brauchte er schon mindestens fünf Schnäpse, um seine Gedanken entwickeln zu können. Die Arbeiter gewöhnten sich an ihn, und er gewöhnte sich an den Schnaps. Er verkam und wurde in dem alten Spritzenhaus der Gemeinde untergebracht und stand auf der Säuferliste. Es fanden sich aber immer welche, die ihn betrunken machten. Dann stieg er auf den Tisch und entwarf apokalyptische Untergangsbilder. Das war unterhaltsam, und man konnte drüber lachen und sich über ihn lustig machen. Man hetzte die Kellnerinnen auf ihn und freute sich, wenn er vor den nackten Armen der Mädchen erbleichte und sie mit derben biblischen Ausdrücken beschimpfte. Die Kinder sangen Spottverse hinter ihm her: Im Orte hier ist ein Prophet, der auf der Säuferliste steht. Und die Bürger sagten, der Mann ist eine Schande für unseren Ort. Eines Tages begegnete er dem Hühnerleutnant, und aus dieser Begegnung wuchs ein historisches Ereignis, von dem man noch heute in der Umgebung erzählt. Der Hühnerleutnant war ein alter pensionierter Offizier, der als Junggeselle in einem eigenen Häuschen am Rande des Ortes lebte. Er verachtete die Menschen der neuen Zeit. Wenn jemand die Republik erwähnte, spuckte er aus und zog sich zu seinen Hühnern und seinen Blumen zurück. Er hauste ohne Wirtschafterin, die Hühner lebten mit ihm in den drei Zimmern des Hauses, ihr Schmutz lag auf den Fensterbrettern und auf seinen Kleidern, und als ein Automobil seinen Lieblingshahn überfuhr, schwor er, diesen Staat zu zerstören, der seine Rente kürze und den Mord an dem Huhn ungesühnt ließ. In dieser Stimmung traf er mit dem Propheten zusammen, der laut schimpfend über die Felder lief, weil ihm die Gemeinde keine Unterstützung mehr zahlte. „Sie schicken mir einen Brei aus Rüben, wo mein Geist nach dem göttlichen Schnaps verlangt! Aber es wird kommen die Zeit, wo dieser sündhafte Ort wird zerstört werden wie weiland Sodom und Gomorrha. Nicht dulden wird der Herr diese Hurerei, und er wird strafen, denn, die Rache ist mein, spricht der Herr.“ Der Hühnerleutnant verstand diese sittliche Entrüstung eines religiösen Gemütes, und er forderte den Propheten auf, zu ihm zu kommen. Er schaffte zu trinken, und sie schmiedeten zusammen den großen Plan der religiösen und nationalen Erneuerung Deutschlands.

Inzwischen hatten viele Betriebe die Arbeit eingestellt, die Männer standen in zerrissenen Kleidern an den Ecken und waren erbittert, den Frauen reichte das Geld nicht, sie fielen wegen Kupferpfennigen in Krämpfe, und der Anblick ihrer hungrigen Kinder steigerte ihre Hysterie. Arbeiter wurden an ihrem Klassenbewußtsein irre, davon wurden sie nicht satt, die Reden der Minister klangen wunderschön, aber das Papier, auf dem sie gedruckt waren, heizte nicht einmal ein Zimmer. Arbeitern, Bauern, Bürgern, allen ging es schlecht, und alle suchten einen Ausweg. Und in diesen Boden säten der Prophet und der Hühnerleutnant ihre Lehre des Heils.

Eifrig redete der Prophet jetzt in den Kneipen und kündigte das Reich Gottes an. „Tut Buße!“ rief er, „es ist die Zeit der Prüfungen, aber Gott ist nahe, ich spüre Ihn und verkünde Sein Wort. Laßt fahren die Hoffart, schlagt euch an die Brust, freßt Asche, damit ihr rein werdet, dann werdet ihr ins irdische Paradies eingehen!“ Er hob die Arme gen Himmel und nahm einen überzeugten Schluck aus einer großen Flasche. Und der Hühnerleutnant stampfte kriegerisch mit dem Fuße und raufte seinen schmutzigen Bart. Er redete von Ehre und Treue, vom alten Kaiser im Kyffhäuser, der zur Erlösung des Volkes kommen werde, von dem Mord an dem Huhn und der kümmerlichen Rente für die Helden der großen Zeit. Erst lachten die Leute und nahmen die Reden hin wie einen Spaß. Aber sie kamen von überall, um die beiden zu hören, und bald war der größte Saal des Ortes zu klein für die Versammlungen. Und es wurden ihnen Anhänger aus allen Schichten der Bevölkerung. Da waren alte Fräuleins, die

(Schluß auf Seite 52)

Berliner Köpfe

(Rudolf Großmann)

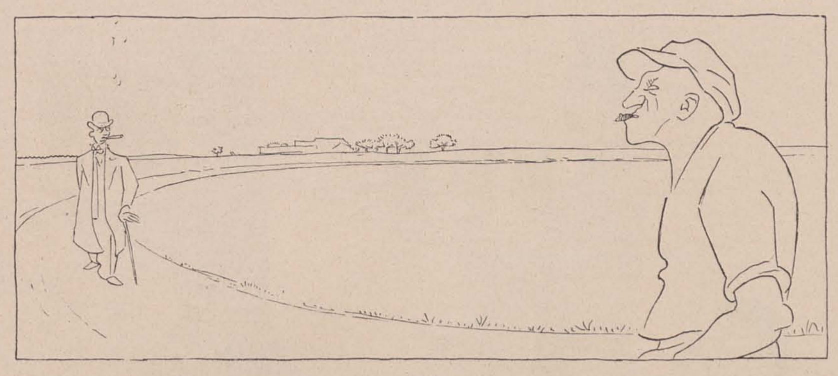


Julius Meier-Gräfe

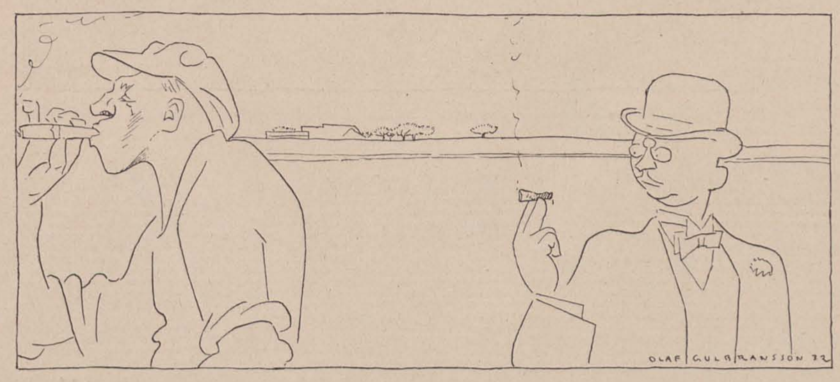
der als Zeuge im Wacker-Prozeß bekundete, daß es „immer noch dümmere Leute gibt als die Kunstsachverständigen“

Sozialer Ausgleich

(Olaf Gulbransson)







SS.- und SA.-Verbot

(Th. Th. Heine)



„Huhuhu — die bösen Onkels haben uns unsere Soldaten weggenommen, nun können wir nicht mehr Bürgerkrieg spielen!“

(Schluß von Seite 50)

ihnen ihre Sparpfennige brachten und in denen des Propheten Worte die Lust einer Begattung auslösten, die sie nie erfahren hatten. Es kamen Kranke, die Heilung erhofften, enttäuschte Patrioten, zermürbte Stempelbrüder, kleine Rentner. Und der Prophet hatte seinen Schnaps, und der Hühnerleutnant ließ sich eine großartige Uniform machen, und er trug ein großes Schwert umgegürtet. Die Jünger des Propheten, die Sem, Ham und Japhet hießen, reisten im Lande umher und verkündeten seine Worte. Die Hotels des Ortes waren überfüllt, und die Geschäfte gingen gut. Der Hühnerleutnant kandidierte als Gemeindevorsteher, und die Presse des ganzen Landes schrieb über die neue Volksbewegung. Der Prophet legte seine Scheu vor Frauen ab, und der Hühnerleutnant beneidete ihn um seine Erfolge und begann ihn zu hassen, weil er zu alt war dazu. Sie stritten sich, wer der Urheber der Bewegung sei, und der Hühnerleutnant war bei der tätlichen Auseinandersetzung mit dem Säufer im Nachteil. Er kam ins Krankenhaus, und den Propheten, der Schaum vor dem Munde hatte, brachte man in eine Anstalt. Die Jünger brannten mit dem Gelde der Meister durch, und um die Hühner des Leutnants kümmerte sich kein Mensch mehr. Es wurde wieder still in dem Orte, und die Arbeitslosen langweilten sich an den Ecken. Und die Leute lachten über die beiden und nannten sie Narren, und keiner wollte an den Schwindel geglaubt haben.

Schlagfertig

Ein Einarmiger setzt sich im Restaurant an einen Tisch, bestellt Kaffee und vertieft sich in seine Zeitung. Ein Herr, der ihm gegenüber am Tische Platz genommen, betrachtet den Einarmigen sehr aufmerksam. Immer und immer wieder schweift sein Blick über den herabhängenden leeren linken Ämel, bis er seine Neugierde nicht länger mehr meistern kann und fragt: „Ich sehe, Sie haben Ihren linken Arm verloren?“

Da hebt der also Angeredete mit seiner rechten Hand den leer herabfallenden linken Ärmel auf, schaut hinein und antwortet, höchstes Erstaunen ausdrückend: „Donnerwetter, Sie haben recht!“

Medizinischer Abbau

Von Ossip Dymow

Das Wartezimmer des Professors Berndt, Arzt für innere Krankheiten, ist — wie gewöhnlich — gut besucht. Ältere Leute — zum größten Teil Frauen — sitzen geduldig und warten, bis sie herankommen. Man blättert in alten, schon unzählige Male durchgeblätterten Wochenschriften, unterhält sich mit halblauter Stimme, versucht auch einzuschlummern.
Die Tür öffnet sich, und ein neuer Patient tritt ein. Eine Dame, ungefähr vierzig, durchaus nicht mager, gut angezogen. Sie findet einen freien Platz und setzt sich. Sie hustet ein wenig. Dann schaut sie sich prüfend um. Ihre wasserblauen Augen wandern von einem Gesicht zum andern. Eine Frau, schwarz gekleidet, die ihr rechter Hand sitzt, hustet und stöhnt dabei ein wenig.
„Sie husten schon lange?“ fragte die Neuangekommene.
Die Frau in Schwarz antwortete sehr bereitwillig. Es ist leicht zu erkennen, daß sie sich aussprechen will und dazu nur selten Gelegenheit hat.
„Schon mehr als drei Monate huste ich. Das kam ...“
„Ich auch: dreiundeinhalb“, versuchte die Dame zu unterbrechen.
„... das kam nach der Grippe. Von der Grippe habe ich mich eigentlich erholt, aber — — —“
„Genau wie bei mir“, sagte die andere.
„Ja. Erholt. Aber ich habe zu früh das Bett verlassen. Da trat der Rückfall ein. Außer dem Husten bekam ich noch Ohrenschmerzen.“
„Was Sie sagen!“ wandte die Blauäugige ein: „Ich habe es im rechten Ohr. Und wenn ich morgens aufstehe, wird mir schlecht.“
„Auch nach dem Essen, obwohl dann schwächer.“
„Genau so! Ist es nicht merkwürdig?“
„Sie haben die gleiche Krankheit“, sagte die Schwarze: „Ich glaubte am Anfang, daß es vorübergehen wird. Da es aber nicht geschah, beschloß ich endlich, Professor Berndt aufzusuchen. Er ist zwar sehr teuer — dreißig Mark nimmt er für eine Konsultation, aber er versteht schon sein Geschäft. Sind Sie auch zum ersten Male hier?“
„Ja. Aber dreißig Mark bezahlen — — —“
Sie konnte den Satz nicht beenden, da in diesem Augenblick die Sekretärin des Professors die Tür öffnete und die schwarze Dame ins Kabinett bat.
Die andere blieb im Wartezimmer. Sie dachte nach.
Zehn Minuten später erschien die Sekretärin wieder. Sofort sprang die Blauäugige auf und eilte ins Vorzimmer.
„Der Professor wird Sie bald empfangen. Wollen Sie denn nicht ein wenig warten?“ versuchte die Sekretärin sie zurückzuhalten.
„Nein, danke“, erwiderte die Patientin und lief fort. Sie erwischte die Schwarze schon auf der Treppe.
„Was hat Ihnen der Professor gesagt?“ fragte sie kurz atmend.
„Er hat mir was verschrieben“, sagte die Schwarze und zeigte den Zettel: „Ich gehe sofort in die Apotheke.“
„Ich gehe mit“, sagte die andere: „Wir bestellen eine doppelte Portion. Die zweite für mich ...“

Ein Mädchen philosophiert im Café

Man nimmt das Leben immer von der falschen Seite,
denn, wo man hingreift, ist das Leben Dreck.
Jetzt ist mein bester Kunde auch noch pleite.
Seit gestern abend, heißt es, sei er weg ...

Ja, wenn man hätte, was man brauchte,
und wenn man könnte, was man wirklich kann,
— vielleicht, man säße hier und rauchte
'ne Zigarette, und daneben säß' der Mann ...

— ich meine, ein richt'ger Ehemann!
— — — ja dann! ...

Doch ist auch dieses gar nicht auszudenken,
denn so viel Glück kommt selten auf einmal.
... Mir wollte einst ein Herr ein Auto schenken.
Heut wär' ich froh um einen warmen Schal ...

— und um ein liebes Wort, wie man mich früher nannte.
Doch alles andre sagt man mir ...
Da kommt auch einer, der mich kannte — — —
... nicht mal gegrüßt! — Das nennt sich Kavalier ...

Karl Kurt Wolter

Ernüchterung

(Rudolf Kriesch)

„Und wat hat man nu im Jrunde jenommen davon jehabt? – Bloß det Bewußtsein, daß et eben ooch noch Weiber uff der Welt jibt!“

Österreichisches

Die Treue ist kein leerer Wahn

Die kleine Gemeinde Ampaß in Tirol war bislang weiten Bevölkerungskreisen völlig unbekannt gewesen. Aber mit einem Male ist der Ort Ampaß in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt. Die biederen Ampasser, treu, wie eben nur Tiroler sind, haben nämlich Otto Habsburg, den verhinderten Kaiser, zum Ehrenbürger ernannt.
„Otto Habsburg — Ehrenbürger von Ampaß!“ berichteten die Zeitungen in großer Aufmachung. Die Linkspresse knüpfte hämische Bemerkungen daran, wogegen die Rechtspresse mit Worten des Lobes und der Anerkennung für diesen Akt der Pietät nicht sparte.
Neulich — auf meiner Skireise durch Tirol — kam ich auch nach Ampaß. Aus purer Neugierde natürlich. Und nahm bei einem der Gemeindeväter Quartier.
Am Abend, nach dem Nachtmahl, suchte ich meinen Herbergsvater ein bißchen auszuholen. Und erkundigte mich, ob die Bürger von Ampaß denn wirklich alle gar so kaisertreu seien.
„Oh naa“, verneinte lächelnd der Tiroler.
„Ja, aber — warum habt ihr den Otto dann eigentlich zum Ehrenbürger ernannt?“ fragte ich verwundert.
„Jo mei“, gestand der Biedere freimütig, „dös mitn Otto ham m'r nur gmocht, damit recht vüll Summafrischla einikummen, und daß m'r holt die koschtspülligen Zeitungsinseratte dersporn!“

Der Photograph

Maxl Burger war Jahre hindurch Angestellter eines photographischen Ateliers. Und als auch er eines Tages dem Abbau zum Opfer fiel, da postierte er sich kurz entschlossen unweit der Ringstraßenkreuzung, knipste die zahlungskräftig aussehenden Passanten und drückte ihnen sodann kleine Zettelchen in die Hand:
„Sie wurden soeben photographiert. Zwei Bilder kosten bloß zwei Schillinge.“
Anfangs ging das Geschäft ganz gut. Die Korsospaziergänger ließen sich den Jux gern zwei Schilling kosten, und Maxl konnte mit seinem Los zufrieden sein.
Aber allmählich ging der Reiz der Neuheit verloren, die andauernde Krise zwang auch die „besseren“ Leute zur Sparsamkeit, kurz: Maxl Burger brachte nicht einmal mehr die Spesen herein, er arbeitete passiv.
Und da entschloß er sich eines Tages zu einem kühnen Versuch.
Er übersiedelte von der Opernkreuzung, dem Korso der reichen Wiener, in den tiefsten Winkel der Leopoldstadt, wo die Räuber, Diebe, Valutenschieber, Hehler und Plattenbrüder hausen.
Und jetzt ist der Photograph Maxl Burger ein schwerreicher Mann. Denn seine neuen Klienten zahlen bereitwillig zehn oder zwanzig Schilling pro Aufnahme, damit ihre Lichtbilder nur ja nicht in unberufene Hände gelangen ... Salpeter



Franz Kafka: Beim Bau der chinesischen Mauer: Erzählungen. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Max Brod und Hans Joachim Schoeps. (Verlag Gustav Kiepenheuer, Berlin, 1932.)

Der frühverstorbene Franz Kafka wußte: es ist eine Botschaft unterwegs zu uns, aber sie erreicht uns nicht; es wird eine das ganze Reich umspannende Mauer gebaut, die die Ordnung sichern soll, aber wir sehen nur die Teile, und die Mauer schließt sich nicht; es wird ein Turm gebaut, der bis zum Himmel reichen soll, aber man vertrödelt die Zeit mit den Vorbereitungen, mit den Anhängseln jedes Werkes, die sind dann schließlich da, aber zum Turmbau kommt es nicht mehr, nur die Stadt, die den Turm hätte bauen sollen, steht da, sinnlos und hat keine andere Sehnsucht als die nach Vernichtung. In solchen wie ein Lasso geworfenen Gleichnissen offenbart Franz Kafka ergreifend seine Stellung in der Welt: die des Dichters, der in allem Widersinn, in aller Fragwürdigkeit der menschlichen Existenz nicht aufhört, um den Sinn des Lebens zu kämpfen. Die Prosa Franz Kafkas gehört zum Bleibenden der deutschen Literatur. Oskar Maurus Fontana

Robert Neumann: Die Macht. Roman. (Paul Zsolnay, Verlag, Berlin, Wien, Leipzig.)

Ein Buch von geradezu überwältigender Stoffülle, eine ganze Soziologie und Philosophie des Geldes — denn das ist die Macht, von der im Titel die Rede ist — unter besonderer Berücksichtigung der internationalen Politik, in ihrer Verflechtung mit wirtschaftlichen und finanziellen Interessen. Das gesamte Personal der Geldmacht — angefangen bei dem in fast göttlicher Unsichtbarkeit thronenden Finanzgenie über die Mittelglieder ehrgeiziger Rechtsanwälte, abenteuerlicher Geschäftemacher, politischer Agitatoren und internationaler Hochstapler bis herab zu den kleinen Spitzeln und primitiven Gaunern der Unterwelt — dies gesamte bunte Personal, das sich tatsächlich dauernd teils vor, teils hinter den Kulissen unseres heutigen Welttheaters bewegt, wird hier mit einer verblüffenden, an Balzac gemahnenden, detaillierten Sachkenntnis und einer fast naturwissenschaftlichen Unvoreingenommenheit plastisch dargestellt. Im Mittelpunkt des ganzen brodelnden Hexenkessels der georgische Fürst Karachan, ein reiner Tor, ein ritterlicher Held, der selbst aus der verwickelten Affäre einer großen Tscherwonzenfälschung, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen, den Rückweg findet zu dem einfachen Ideal eines wundervoll zwecklosen, heroischen Opfertodes für die Freiheit der georgischen Heimat. Die schon so oft bewiesene künstlerische Virtuosität Robert Neumanns bleibt auch da bewundernswert, wo er ab und zu der Verlockung erliegt, seine Virtuosität mit etwas allzu bewußter, ein wenig koketter Brillanz spielen zu lassen.
Franz Schoenberner

Walter Schröder: Der Tod des Meisters. (Verlag Der Wille, Wien.)

Walter Schröder gestaltet in seiner Novelle das Sterben des Giacomo Puccini. Wie er dieses reiche Leben zwischen qualvoller Operation und entrückter Agonie zusammenrafft und in einer großen Kurve zu Tode rasen läßt — das verrät eine starke schriftstellerische Begabung. Demgegenüber macht sich der Einfluß Heinrich Manns (über den Schröder übrigens ein vortreffliches Buch schrieb) leider auch negativ bemerkbar, wenn Schröders Stil zuweilen den epischen Charakter verliert und sich ekstatisch auflockert, sich damit gleichsam von der Sache löst und ein unberechtigtes Eigenleben zu führen beginnt. Sonst aber ist Schröders Sprache von eigener, vorwärtsdrängender Gewalt, ein gewisser innerer, mitreißender Rhythmus ist in ihr, hart, klar, bezwingend — und das gibt dem Buche sein eigenes Gesicht.
Charly Conrad

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Robert Seitz — Heinz Zucker: „Um uns die Stadt". Sieben-Stäbe-Verlag, Berlin.
A. Demling: „Die berühmte Schauspielerin Ruth Morrer". Tor-Verlag, Stuttgart.
Theodore Dreiser: „Das Buch über mich selbst" (Jugend). Deutsch von Marianne Schön. Paul Zsolnay, Verlag, Berlin, Wien, Leipzig.
Klaus Mehnert: „Die Jugend in Sowjet-Rußland". S. Fischer, Verlag, Berlin.

Arbeitsloser im Frühling / Von Herbert Strutz

Schon piepsen wieder im Gezweig die Spatzen.
Der Krokus stößt mit spitzem Keim ans Licht.
Auf einer Parkbank sonnen sich zwei Glatzen.
In einem Fenster klopft ein Mensch Matratzen,
und jemand lacht. Du aber kannst das nicht.

Es gibt noch Kinder, und du siehst sie spielen
und denkst: du könntest fast ihr Vater sein.
Doch deiner Hände einst so harte Schwielen
sind weich vom Feiern, von dem allzuvielen,
und deine Finger sind vom Nichtstun rein.

Da neidest du dem Gärtner seinen Segen.
Es grünt und blüht ringsum im Übermaß.
Die jungen, blassen Blumenhände regen
sich sanft im Wind und duften an den Wegen,
und in den Arbeitshöfen wächst das Gras.

So sitzt du da, umsummt vom Lied der Bienen,
und träumst und siehst die Menschen gehn. Jedoch
du siehst sie nur, du zählst nicht mehr zu ihnen.
In den Fabriken stehen die Maschinen
für nichts und nichts . . . Wie lang, wie lange noch?

Zeitungsblüten.

Ein Inserat der „Leipziger Neuesten Nachrichten":

„Italien!" „Italien!"
Zu jeder Jahreszeit die Anziehung aller Leute in die großen und kleinen Städte, wo Natur, Geschichte und Kunst die schönen Begeisterungen, welche die Erholung ergötzen, ermutigen. „Italien!" „Italien!" eine Anrufung der Liebe und Treue der „Reise in Italien" von Goethe. Blühende Täler, vergnügte, schattige Berge, Gewässer, durchsichtige Meere, einfache und prächtige, ruhige und belebte Luftkurorte: Städte mit glänzender Kunst und anregenden Kostümen mit ihren tausend Merkwürdigkeiten gestalten den Sommer an den italienischen Orten, wo die natürlichen Anziehungen durch den besten modernen Komfort ergänzt werden, angenehm. Luxushotels und in jeder Kategorie. Mäßige Preise. Automobildienst. Eilzugverbindung und Schlafwagendienst. Sämtliche Auskünfte bei jeder Reiseagentur.

*

Aus dem „Würzburger General-Anzeiger":

Ich sage allen, die am Tode meiner lieben
Babette
Interesse hatten und für sie beten, ein herzliches „Vergelt's Gott". A.... T...

*

Aus dem „Generalanzeiger des Wuppertals":

Heute morgen entschlief ruhig nach vieljährigen schweren, mit großen Kräften des Charakters getragenen Prüfungen und Leiden mein Freund, unser lieber treuer Bruder
Herr F.... K.........
Munterkeit, Selbstzucht und Wahrheit waren ihm Bedürfnisse. Einsamkeit war ihm die geliebte Mutter seiner verborgenen Kinder Adel und Süße. Ihrer Pflege und Erziehung galt sein Leben, da er nicht nach Tagen zählte. Sein Dasein dauerte 27 Jahre, verlief in ausgeprägter Form und war reich an Freunden, die ihn nicht vergessen werden.

Überlegung (G. Rasp)



„Tja, tja, wenn die Mä'chens dazu nich ooch noch 'n Jesicht hätten, wärense noch viel mehr jesucht!"

Zwei Gäste, ein Ober und ein Fünfmarkstück / Von Kurt Rudolf Neubert

Ich beobachtete die Szene vom Nebentisch aus. Der junge Mann tat mir aufrichtig leid, aber jene vage Empfindung „Weiß man schließlich, wer . . .?“, die uns so oft an kleinen guten Taten hindert, hielt mich davon ab, für ihn Partei zu nehmen. Es ging um nichts mehr, um nichts weniger als um ein Fünfmarkstück. Ein Fünfmarkstück.

Es lag schon eine Weile auf dem Tisch, an dem die beiden Herren saßen und zahlen wollten. Der Ober war sehr beschäftigt und sagte immer: „Ich komme sofort!“ Als er dann das Fünfmarkstück kassierte und im Begriff war, dem älteren Herrn den Restbetrag herauszugeben, ließ sich der junge Mann sehr erstaunt, sehr verlegen, sehr verwirrt vernehmen: „Verzeihung, aber, das Fünfmarkstück gehört doch mir!“

Der ältere Herr sah ihn ebenso überrascht an. „Nanu? Ich habe . . . doch . . . vorhin . . .“ — „Verzeihung“, wiederholte der junge Mann immer noch verlegen, „ich habe dieses Geldstück aus dieser Westentasche gezogen und es auf den Tisch gelegt.“ — „Da hört doch alles auf!“ polterte der andere Herr los. „Ich weiß, was ich weiß. Ich habe das Geldstück noch auf dem Bieruntersatz balanciert.“

Dem Ober war diese Auseinandersetzung peinlich. Er wußte auch nicht, an wen er sich nun halten sollte. Hilfesuchend wandte er sich an mich, aber ich zuckte die Achseln. Ich hatte nichts gesehen.

„Können der Herr nicht . . .?“ flüsterte der Ober dem älteren Gast zu, der den Eindruck eines wohlhabenden Mannes machte.

„Aber, ich denke gar nicht daran“, fuhr der Herr auf, „mein gutes Recht . . . mein gutes Geld . . .“

„Erlauben Sie!“ warf der andere wieder ein. Wir alle sahen jetzt auf den jungen Mann und machten die Entdeckung, daß er blaß, verlegen und offensichtlich mittellos war.

War unser Gefühl vielleicht im Anfang bei dem jungen Mann, so mußten wir uns bei näherer Betrachtung doch sagen, daß der ältere und wohlhabende Herr im Recht zu sein schien. Er konnte jedenfalls keinen Grund haben, sich ein Fünfmarkstück aneignen zu wollen, das ihm nicht gehörte. Aber der junge, verlegene, blasse, offensichtlich mittellose Mann? Bedeuteten für ihn nicht fünf Mark, was für den anderen vielleicht fünfzig Mark waren? Konnte hier nicht . . .? Der Ober und ich stockten in unseren Gedankengängen — unsere Blicke fuhren auf den jungen Mann, der noch blasser, noch verlegener wurde — ja, konnte hier nicht eine Betrugsabsicht vorliegen?

Und wie um unsere Gedankengänge zu bestätigen, nahm der ältere Herr jetzt seine Brieftasche hervor: „Hier, bitte, sehen Sie: fünfzig, hundert, dreihundert Mark. Ein Scheck. Ich bin Besitzer einer Metallwarenfabrik. Welches Interesse könnte ich haben . . .“ — er wies etwas verächtlich auf das Fünfmarkstück —, „wenn es mir nicht tatsächlich gehörte . . .“

„Gewiß!“ pflichtete der Ober höflichst bei und wandte sich jetzt an den jungen Mann: „Sie zahlen einmal Rinderroulade 1,10 Mark. Darf ich bitten?“

Der junge Mann holte ein paarmal tief Atem, dann sagte er: „Meine Herren, dieses Fünfmarkstück gehört tatsächlich mir. Ich habe überhaupt nur dieses Fünfmarkstück. Ich bin nicht Besitzer einer Metallwarenfabrik, sondern Student, Werkstudent. Mit diesen fünf Mark wollte ich noch drei Tage leben . . .“

„Pech!“ dachte ich in meiner Ecke. Mir schienen seine Erklärungen durchaus glaubhaft.

Der junge Mann saß nach seinen Worten unentschlossen da, als wollte er nun alles über sich ergehen lassen. Zahlen konnte er nicht. Das Fünfmarkstück lag noch immer umstritten auf dem Tisch. Der wohlhabende Herr, der sich vielleicht als das Opfer eines plumpen Tricks glaubte, machte der unentschiedenen Situation nun ein Ende, indem er sehr entschieden die Rückzahlung des Restbetrages forderte. Dem Ober blieb nichts anderes übrig, als seinen Wunsch zu erfüllen. Ärgerlich über diesen Zwischenfall nahm sich der Herr noch eine Zigarre aus seinem Etui und ging, ohne den jungen Mann noch einmal anzusehen. Der junge Mann saß auf seinem Stuhl, als wäre er dort mit Stricken gefesselt. Er hatte im Augenblick keine Worte, um sich aus seiner Erstarrung zu lösen. Vor einer Stunde war er mit ruhigen Schritten in dieses Lokal gekommen, das letzte Fünfmarkstück in der Tasche. Jetzt war er so etwas wie ein Zechpreller. Irgendein Mensch, der den Wahrheitsbeweis nur mit seiner wohlgefüllten Brieftasche antreten konnte, hatte ihn diesem Vorwurf ausgesetzt. Alle Indizien waren gegen den jungen Mann. Sein Alibi — die Brieftasche — war lückenhaft. Und so mußte er, Opfer eines verhängnisvollen Indizienbeweises, das Lokal als Schuldiggesprochener verlassen, nachdem ihm der Ober noch eine dreitägige Bewährungsfrist bewilligt hatte.

Nach einigen Minuten aber kam der wohlhabende Herr lebhaft gestikulierend in das Lokal zurück. Er hatte sein Fünfmarkstück in der Westentasche wiedergefunden. In Gedanken mußte er es, statt es auf dem Tisch liegen zu lassen, in die Tasche gesteckt haben. Inzwischen hatte der junge Mann sein letztes Fünfmarkstück gezogen. Eine Weile lag es auf dem Tisch, bis der Ober endlich kam . . .

Der Metallwarenfabrikant wollte alles wieder gutmachen. Er deponierte bei dem Kellner einen Zehnmarkschein für den Werkstudenten, der in drei Tagen wiederkommen wollte, um die Rinderroulade zu bezahlen.

„In drei Tagen . . .“ mußte ich denken und griff erschrocken nach meiner Brieftasche, als hätte man sie mir gestohlen, „in drei Tagen . . .“ Ich fühlte, in Erinnerungen, die ganze Trostlosigkeit dieser drei Tage . . . Auf der Straße sah ich mich öfter um, als hätte ich einen jungen Mann zu suchen. Einen blassen, verlegenen jungen Mann, der seit gestern nur eine Rinderroulade gegessen . . . Einen Philosophiestudenten. Ein anderer hätte sein letztes Fünfmarkstück wohl heftiger verteidigt.

Herzenswunsch (J. Fenneker)



„Du, Jenny, sag' doch bitte mal: wie macht man eigentlich so 'nen richtigen sex appeal?“

Im Buchladen

Eine vollbusige Dame rauscht in den Laden und verlangt Reiselektüre. Auf dem Ladentisch liegt zufällig Bonsels „Indienfahrt“. Die Dame greift rasch nach dem Buch und singt: „Aaaah! Bonsels, das soll ja sooo gut sein!“

„Ein bißchen zu schwer für die Reise, gnädige Frau!“ wendet der Verkäufer ein.

„Zu schwer?“ ruft die Dame erstaunt und wiegt das Buch auf der Hand, wie man einen Kohlkopf wiegt . . . „Komische Ansicht! Packen Sie mir das Buch ein!“

•

„Haben Sie Frauen und Mädchen für 2 Mark 85?“ (Novellensammlung von Arnold Zweig.)

•

Aus den innersten Gründen der Markttasche wird ein Zettel hervorgeholt. „Das Buch soll ich bringen: Die rote Lilly von A. Franke.“

Der Sortimenter kennt es nicht, keinesfalls ist es vorrätig.

„Aber der Herr sagt, es sei ein sehr bekannter Roman, eine Übersetzung aus dem Französischen.“

Da wird es Tag. Das Geschäft ist perfekt: Anatole France, „Die rote Lilie“.

•

Eine junge Dame kommt in eine Buchhandlung und verlangt „Pavian, Geschichte eines Monarchisten“ von Kästner.

Lächelnd packt der Verkäufer das Buch „Fabian, Geschichte eines Moralisten“ ein.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Karl Rudolf Schulte, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Grenzen

(Paul Scheurich)



„Verstehen Sie, meine Damen, zu einem Leben in Schönheit gehört eigentlich gar kein Geld!"
„Na, aber umsonst wirste mit so 'nem Kopp ooch keen Mächen bekommen!"

Die kleine Zeitgeschichte

Wirtschaftspolitik

Einer der beliebten Wirtschaftsführerprozesse ...
„Diese unverständlich milden Urteile sind ein Skandal!" ereifert sich ein Pressemensch, als er außerdienstlich mit dem Landgerichtsdirektor beim Glase Wein zusammensitzt.
Der Jurist schüttelt den Kopf.
„Sie verkennen die Situation, lieber Doktor. Wir wollen zu soliden Verhältnissen zurückkehren, nicht wahr? Da würden scharfe Urteile in weitesten Wirtschaftskreisen doch nur neue Angst und Beunruhigung erzeugen."

Der Schläuling

Wer in diesen traurigen Zeiten der Valutenvorschriften und Grenzschikanen einen ganz ansehnlichen Geldbetrag über die Grenze schmuggeln will, der braucht vor allem eines: ein psychologisch geschultes Riechorgan.
Nun, mein alter Freund, der Kommerzialrat Necheles, hat es neulich zuwege gebracht, fünf Tausenddollarnoten von Wien nach Prag zu schmuggeln. Und zwar auf höchst raffinierte Weise.
Der gute Kommerzialrat hatte ganz richtig kalkuliert, daß seine schuldbewußte Miene den Grenzern auffallen würde. Er wurde also in einen von Damen nicht frequentierten Amtsraum geführt, und hier mußte er sich sämtlicher Kleidungsstücke entledigen, bis er — von einer kleinen operativen Veränderung abgesehen — so dastand, wie ihn Gott erschaffen.
Das Gepäck des verdächtigen Kommerzialrates wurde sorgsam durchschnüffelt, die Nähte des Rockfutters aufgetrennt, sogar die Schuhabsätze abgeklopft, die sich als Valutenversteck besonderer Beliebtheit erfreuen sollen. Aber man fand nichts.
Der schlaue Mensch hatte nämlich für seine Dollarscheine ein Versteck gewählt, dem die primitive Phantasie der Grenz-Sherlock-Holmse natürlich machtlos gegenüberstehen mußte: das Portemonnaie.

Schade!

Jüngst hat man, wie die Blätter bekunden,
die Stelle wiederum aufgefunden
bei Bethsaida am See Genezareth,
wo Jesus fünftausend bewirtet hätt'
mit zween Fischen und fünf Brotlaiben
(zwölf Brockenkörb' täten noch überbleiben).

Auf einem Stein ward dies Wunder vollbracht.
Und der Stein ist wieder zum Licht erwacht.

Das wäre so was für unseren Hitler,
den Zauberer und Aus-dem-Ärmel-Schüttler.
Den Stein wenn er hätte — es würde sich lohnen
für seine schier dreizehneinhalb Millionen,
die nach den vielen Verheißungsgaben
einen Heißhunger nach was Greifbarem haben.

Die Augen gaffen; die Mäuler klaffen . . .
Wie? Könnt' er sich nicht diesen Stein verschaffen?

Ach nein — es wäre doch allzu genant;
denn der Stein liegt ja leider im Judenland.

Ratatöskr

Vom Tage

Charlie Chaplin, der von einer Weltreise zurückgekehrt ist, hat in einem Interview Andeutungen über seine Filmpläne gemacht. Er hätte unterwegs die Verarmung der ganzen Welt, die Not und das Elend so nahe gesehen, sagte er, daß er die Wirtschaftskrise zum Stoffkreis seines nächsten Films machen wolle. Ob es ein Tonfilm oder ein stummer Film werde, wisse er noch nicht.
— Um Statisten braucht er nicht verlegen zu sein: sämtliche ehemaligen Wirtschaftsführer werden sich zu jedem Preise anbieten.

•

Das Preußische Innenministerium hat dieser Tage eine Anzahl überlebter Gesetze aus Vorkriegszeiten aufgehoben. Darunter befindet sich auch ein Gesetz gegen den sogenannten „Blauen Montag".
Mit Recht. Die meisten, die heute wider Willen feiern müssen, möchten ein Gesetz fordern, das ihnen verbietet, sechs blaue Montage in der Woche zu machen. Teha

Benzinverwirrt

Jim und Tim verirren sich in das Prähistorische Museum. Zu ihrer Entschuldigung sei erwähnt, daß an diesem Tage ein trostloses Regenwetter herrschte. In einem Saal bleiben sie staunend vor einem Skelett stehen, das mit zerbrochenen Gliedern in einem Hünengrab liegt. Da entdeckt Jim eine Nummer an dem Grab: F. K. 77837.
„Was das wohl bedeuten mag...?" fragt er sinnend.
Sagt Tim darauf: „Das ist vermutlich die Nummer von dem Auto, das den hier überfahren hat..."

Weltgeschichte

(Karl Arnold)



„Ob es sich auch lohnt, die Römer ganz zu vernichten, wenn Hitler mit Mussolini später doch wieder Freundschaft schließt?"

Afrikanische Geschichten

Kabaka Mtsesa, Ugandas letzter großer Herrscher, wurde einst von einem englischen Missionar gefragt, ob er denn nicht Christ werden wollte. „Weder Christ, noch Mohammedaner", lautete die bestimmte Antwort. „Eure christliche Religion verbietet die Vielweiberei und der Islam das Saufen. Da bleibe ich lieber Heide!"

•

Der christliche Häuptling Joseph Bilahese lag schon seit einer Woche schwer am Fieber danieder. Es wollte gar nicht besser werden. Dabei plagte ihn immerzu das böse Gewissen wegen seiner vielen Missetaten.
Auf Drängen seiner Ehehälfte schickte er einen Boten mit einem Zettel zur nahen Mission. Auf dem Zettel stand in unbeholfener Schrift: „Beeile dich, Pater. Ich liege im Sterben. Bring mir die Tröstungen unserer heiligen Kirche und eine Flasche von eurem guten Kognak."

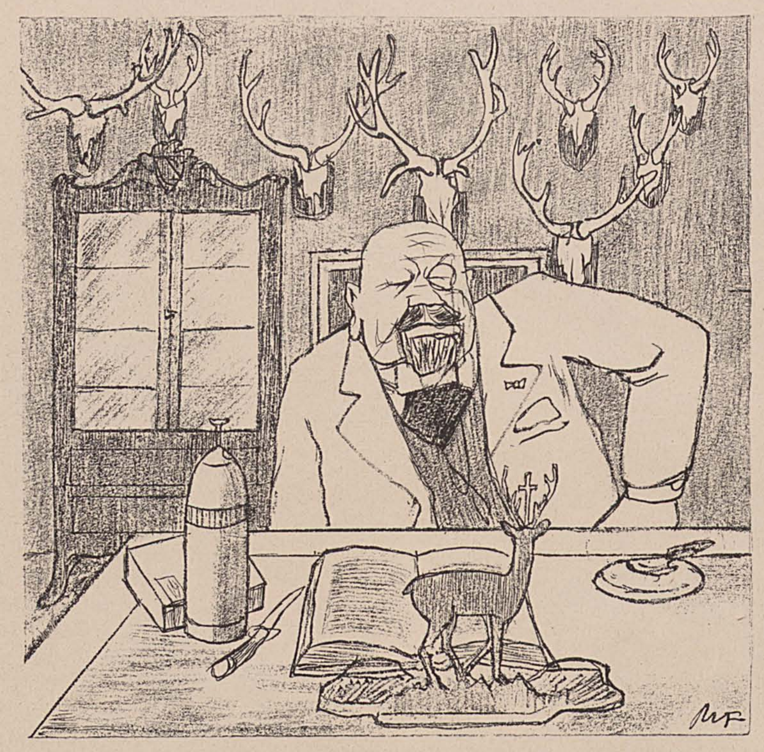
•

„Wir sind hier im ganzen zehn Europäer", informierte mich der Postenchef einer abgelegenen Regierungsstation im Kongo. Es war ein gottverlassener kleiner Platz mitten im Urwald, weit und breit von Sümpfen umgeben, das reine Fiebernest. Als wir nach Sonnenuntergang beim üblichen Glase Absinth saßen, wunderte ich mich, daß sich keiner der anderen Weißen bei meinem Gastgeber blicken ließ. Auch am nächsten Tage kamen sie nicht.
„Wo bleiben denn die neun anderen Europäer?" erkundigte ich mich.
„Die neun anderen? Das sind meine Vorgänger. Die liegen draußen auf dem Friedhof."

Leo Africanus

Nach den Wahlen

(M. Frischmann)



„Eene dolle Zeit! Wenn man bedenkt, daß sich die Proleten nich mal mit dem Wahlrecht bejnüjen — nee, se üben's ooch noch aus!"

Magda / Von Peter Panter

„Sie wolln sich an mein Tisch setzn? Bütte sehr. Ja, is recht voll hier. Na, is ja auch ein elejantes Lokal. Ja. Na, was solln denn die Leute auch zu Hause? Nich wah? Zu Hause komm bloß Rechnungen. Was darf ich mir denn bestellen? Fläschchen Wein? Na, danke schön.
Ich hab' gleich gesehn, daß Sie kein Freier sind. Gibst du mir ein bißchen Tischgeld? Donnerwetter, bist du anständig — du bist wohl nicht von hier? Drum ooch. Sehn Sie mal die Dicke da — wenn der ihr Tänzer sie nicht hinten festhält, fällt sie vorneüber.
Wie lange? Ich mache das schon fünfundzwanzig Jahre. Gott sei Dank. Ich kenn jeden Trottoirstein auf dem Strich. Aber so schlecht wie jetzt sind die Geschäfte noch nie gegangen. Also ich sage ja immer zu meine Kolleginnen: Da gibt's nur ein Mittel. Der Staat müßte uns sanieren.
Sie, lachen Sie nicht! Sehn Sie mal: wie machen es denn die Geschäftsleute? Sehn Sie mal, wenn's denen gut geht, dann stecken sie das Geld ein. Da haben sie ja auch ganz recht.
Aber wenn's schief geht — sehn Sie mal — dann rufen sie den Staat zu Hilfe, und der muß dann einspringen. Gott, man liest ja auch seine Zeitungen. Was? Ja. Die Banken — sehn Sie mal — und was die großen Schiffahrtsgesellschaften sind — wenn die nicht mehr weiter können, denn kommt der Staat und saniert sie. Ja.
Na, und wir —?
Wir gehören doch schließlich auch zur Wirtschaft. Na, meinen Sie vielleicht, die Agrarier kämen so oft nach Berlin, wenn wir nicht wären? Na also. Wir sind sozusagen ein Bestandteil der Volksgesundheit, hab' ich neulich gelesen. Und da müßten sie uns auch sanieren, finde ich.
Ich bleibe bei mein Wort. Der Staat hat ja so viel Geld, da könnte er was in uns reinstecken — ach, Sie Ferkel! — und saniert uns ehmt. Natürlich. Wir sind eine notleidende Industrie.
Was denn? Was denn? Zurückgeben? Sie sind aber wirklich nicht von hier. Seit wann gibt denn eine Industrie was zurück? Das ist unpatriotisch. Wer seine Schulden bezahlt, ist ein Landesverräter. Wo sie jeder Bank und jeden Großgrundbesitzer und jeden Bergwerk was geben — da können sie uns auch was geben. Na, Sache. Bestellst du mir noch ein Likörchen? Mensch, wenn ich schon Konjunktur höre — das sagen die Leute bloß immer, wenn sie nicht bezahlen wollen. Ober, noch einen Kürasso. Konjunktur ... kein Mensch spricht von Konjunktur, wenn's ihm gut geht. Das wirst du mir doch nicht erzählen! Ich meine, der Staat sollte eine Stützungsaktion bei uns machen — sollst mal sehn, wie gut das wäre. Na, für alle! Ihr würdet nicht so jeneppt, und wir könnten unsre Schulden bezahlen. Na, und was wir allein an Gewerbesteuer einbringen — durch die Wirtinnen! Also, ich zahle alleine ... du glaubst nicht, was das heute für Unkosten sind —!
Schatz, was schenkst du mir denn —?"

Handelsnachrichten

Das Reich wird dem D-Konzern, der sich in andauernden Schwierigkeiten befindet, mit einer einmaligen Beihilfe in Höhe von 1,8 Millionen zu Hilfe kommen.

Das Geständnis

Minna war Platzanweiserin in einem Kino und wurde eines Tages auf Stempelgeld gesetzt. Es reichte für eine Kammer in einem Hinterhaus im vierten Stock, für Zigaretten und Lippenstift. Um sich jedoch ihren weiteren Lebensbedarf zu sichern, verfiel Minna auf den Gedanken, ihre umfangreiche Kenntnis von Filmen zu verwerten.
Da war eine alte Dame, die ein Bärtchen auf der Oberlippe, Warzen im Gesicht und nicht zur rechten Zeit abgetane Jugendkomplexe hatte. Sie stand im Rufe großer Nächstenliebe und Wohltätigkeit. Betreuung von Straßenmädchen war ihre Spezialität.
Minna malte sich schwarze Augenränder und einen breiten, von Ausschweifung verzehrten Mund. Die wohltätige Dame empfing sie mit Sprüchen aus dem Evangelium. Minna erzählte den ersten Film. Eine abenteuerliche Entführung. Geschichten, in denen geschossen wird. Die wohltätige Dame hörte mit Spannung zu und sagte: „Armes Kind! Bleiben Sie heute zum Mittagessen bei mir . . .“
Am nächsten Tage erzählte Minna den zweiten Film. Perverse Geschichten aus dem Wedekind-Milieu. Sie erzählte den dritten Film. Reisen mit einem millionenreichen Liebhaber. Südsee- und Dschungelgeschichten. Und für jeden Film bekam Minna ein Mittagessen. Die wohltätige Dame ließ täglich Minnas Appetit von ihrer Köchin in Rechnung setzen. Minna war der lebende Romanstoff für die wohltätige Dame. Wochenlang.
Aber eines Tages fühlte Minna, daß eine besondere Sensation nötig wurde, um den täglichen Mittagstisch sicherzustellen. Minna bekam auch Ekel vor dem breiten Mund und ihren gemalten Augenrändern. Sie wollte sich wieder einmal zu ihren blühenden Lippen und ihren wirklichen Augen bekennen dürfen.
Die wohltätige Dame schaute Minna lange an. Minnas Mund war nicht mehr verzehrt. Ihre Augen lachten spitzbübisch in die Welt.
Minna zerfloß in Tränen und gestand, daß sie Filme erzählt hat; daß sie in Wirklichkeit erst einen Freund gehabt hat, den sie auch heute noch liebt. Die wohltätige Dame biß sich auf ihr Bärtchen.
Als Minna am nächsten Tage nun wieder zum Mittagstisch kommen wollte, ließ ihr die wohltätige Dame sagen, sie sei nicht zu sprechen. Auch am nächsten Tage. Immer.
Minna bekam Hunger. Außer ihrer künstlich befruchteten Phantasie hatte Minna aber nichts mehr als ihre schönen Beine und ihren noch nicht verzehrten Mund, woraus sich Kapital schlagen ließe.
Nach einem Jahre ging Minna wieder einmal zur wohltätigen Dame. Sie brauchte jetzt nicht mehr aus Filmen zu erzählen und sich als Dirne zu schminken.
Die alte Dame sagte: „Mein armes Kind, wie haben Sie sich nur so weit vergessen können . . .?“

Quirin Engasser

Lieber Simplicissimus!

Karl Sternheim besichtigt schaudernd die Sammlungen eines frischgeadelten Hoflieferanten, will aber nicht ohne ein anerkennendes Wort von dannen gehn. Also greift er mit einem Laut des Entzückens nach einem kunstgepunzten elektrischen Zigarrenanzünder und spricht bewundernd: „Sicher auch Familiensilber!“ hm.

•

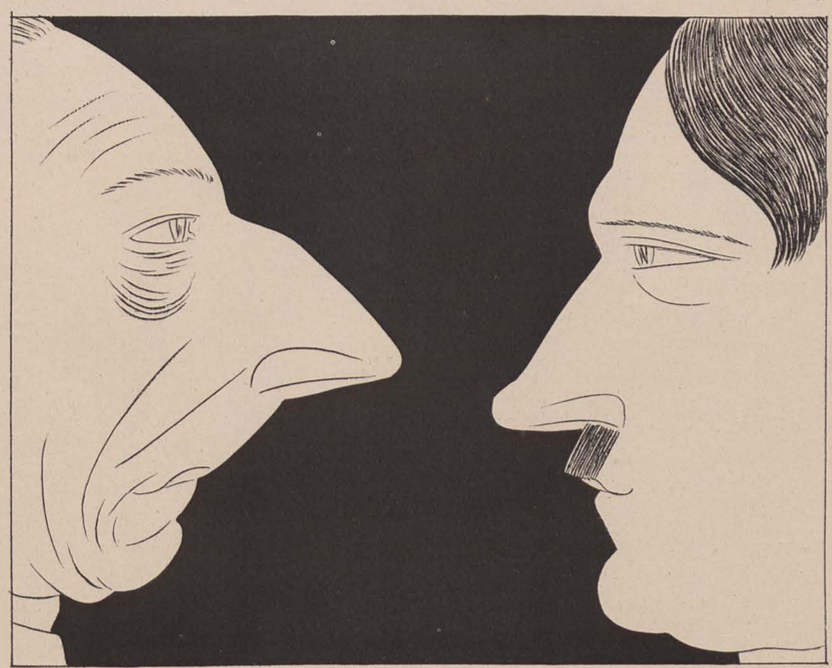
Richard Billinger hatte in Graz einen Autorenabend. Die Stadtgemeinde hebt vierzig Prozent Lustbarkeitssteuer ein. Bei seriösen Autorenabenden kann die Steuer auf zehn Prozent ermäßigt werden. Ein Amtsorgan wird entsendet, um zu erkunden, ob der Abend Billingers mit vierzig oder nur mit zehn Prozent zu belasten ist. Nach Schluß der Rezitationen wendet sich das Steuerorgan mit brüsker Sicherheit an die Veranstalter: „I kriag vierzig Prozent und nicht eppa bloß zehne! Dos war eine reine Lustbarkeit, denn ich hab' deutlich ghört, wie auf dem Vortragstischl ein Lustmord vorkommen ist. Für Lustmord ist natürli Lustbarkeitssteuer!“ Liberat B.

•

In die Irrenanstalt von T. kommt ein neuer Direktor. Bei seiner ersten Visite wird er auf dem Gang von einem dort stehenden Irren angesprochen: „Na, was machst denn du hier?“ Darauf antwortet dieser: „Ich bin der neue Direktor!“ Der Irre klopft ihm vertraulich auf die Schulter und sagt: „Na, das werden sie dir hier schon bald austreiben!“

Die Gnadenlosen

(E. Schilling)



„Ja, Kaiserliche Hoheit, bequemer war's, als man statt von der Mehrheit Gnaden noch von Gottes Gnaden zur Herrschaft kam.“ — „Aber leider ist auf beide gleich wenig Verlaß, lieber Herr Hitler . . .“

Panem et circenses

(E. Thöny)



„Mit den Rennen können wa's ja, Jott und der Staatssubvention sei Dank, ooch in dieser beschissenen Zeit noch durchhalten, aber mit dem Brot is et eben 'n bißken knapp jeworden!"

Stuttgart, 8. Mai 1932 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 6

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Disqualifiziert

(E. Thöny)



„Na, was sagst du bloß zu Nurmi?" – „Tja, wenn man solche Bestimmungen in der Liebe ebenso streng nähme wie im Sport, würde mancher Amateurin nichts übrig bleiben, als Professional zu werden."

Wandel der Zeiten / Von Karl Kinndt

*Früh'r war München das Asyl doch
für den liberalen Geist,
man empfand dort viel Gefühl noch
für den Mann, der Kunst verschleißt.*

*Gänzlich anti-apollinisch
war hingegen Groß-Berlin —:
militärisch — wilhelminisch
und dem Fortschritt wenig grün!*

*Nach dem Krieg ward an der Spree man
plötzlich revolutionär:
König war der SPD.-Mann,
abgetan das Militär.*

*Wohingegen nun in München
alter Preußengeist erstand
mit dem Schlachtruf: Juden lynchen,
Kommunisten an die Wand!*

*Seht, o seht! Nach knapp neun Jahren
findet neue Wandlung statt:
Hitler muß gen Preußen fahren,
München aber hat ihn satt — — —*

*Wird nun preußisch wieder Preußen,
München wieder münchnerisch,
folg ich des Geschicks Geheißen,
selber wechselnd Bett und Tisch.*

Keep smiling! / Von Wolfgang Federau

Was Harper anbelangt — Firma Harper, Davis & sons —, so war er stolz darauf, ein echter Yankee, ein Nordstaaten-Amerikaner von reinstem Wasser zu sein, der wie kein zweiter fest auf seinen beiden Füßen stand. Und wenn natürlich auch Harpers seelisches Gleichgewicht zunächst etwas erschüttert wurde, als es sich erwies, daß es mit der gerühmten Prosperity zu Ende ging, so doch nicht für lange. Wirklich nur für einen Augenblick.

Im nächsten bereits hatte er sich gefaßt. Ging in sein Privatbüro, setzte sich in den Ledersessel und dachte nach. Ja, er, der bislang vollauf damit beschäftigt gewesen war, Dollars zu machen, legte seine Füße auf die Schreibtischplatte und widmete sich, angestrengt und leidenschaftlich, der ihm so fremden Tätigkeit des Nachdenkens.

Dann bat er seinen früheren Prokuristen und jetzigen Sozius zu sich.

„Davis", fragte er ihn, „wie stehen die Geschäfte?"

Davis runzelte die Stirn. Diese Frage, kurz vor dem Dinner, legte sich ihm auf den Magen.

„Wie sollen in solcher Zeit die Geschäfte einer Firma stehen", grunzte er, „die mit photographischen Bedarfsartikeln handelt? Unsere Abnehmer waren die Detaillisten, deren Abnehmer die Amateure. Jetzt: reisen tut keiner mehr — da fällt ein Anreiz zum Photographieren weg. Geld hat auch keiner mehr — da fällt der zweite Anreiz weg. Der Absatz stockt fast völlig, das Lager . . .

„Ist überfüllt", grollte Harper. „Das weiß ich — fassen Sie sich kürzer."

„Man kauft keine Platten und Films, wenn man Hunger hat und das Gespenst der Arbeitslosigkeit umgeht", beharrte Davis zäh.

„Ein verdammtes Gespenst", erwiderte Harper. „Man sollte es einfangen und für Geld sehen lassen. Dabei könnte man noch was verdienen. Im übrigen" — er wurde plötzlich heftig — „glaube ich an keine Gespenster. Aber an Ideen und an ihre Verwertbarkeit glaube ich. Haben Sie eine?"

Davis schüttelte den Kopf. Nein — er hatte keine.

„Aber ich", triumphierte Harper. „Hören Sie zu! Das, was von den sogenannten Wirtschaftlern und Politikern und Gelehrten gefaselt wird, das ist ja alles Quatsch. Ja, nonsens ist es. Die Leute haben ja keinen Dunst — kein bißchen Tatsachensinn. Wohnen in den Wolken statt auf unserer guten, nüchternen Erde. Sie suchen nach den Gründen dafür, daß es uns allen, daß es sogar uns Amerikanern so schlecht geht. Und wenn sie wirklich glauben, diese Gründe gefunden zu haben, dann sind sie nicht klüger als vordem. Weil sie sich — und natürlich vergeblich — bemühen, etwas von innen aus dem Wege zu räumen, was nur von außen her aufs rechte Gleise zu schieben ist. Aber sehen Sie sich doch mal unsere Landsleute an! Wo ist das zuversichtliche Lächeln von ehedem geblieben, dieses sichtbare Zeichen moralischer Sauberkeit, geschäftlichen Erfolges und männlicher Überlegenheit? Fort, weggewischt! Die Leute laufen mit herabgezogenen Mundwinkeln herum und verbreiten ihre Mutlosigkeit wie einen todbringenden Bazillus."

„Das liegt eben an der Wirtschaftskrise", wagte Davis einzuwerfen.

„Woran es liegt, das ist mir egal", erwiderte Harper. „Jedenfalls — ich will die Leute wieder lachen sehen. Ich will sie lehren, wieder ihre Zähne zu zeigen oder ihren Zahnersatz. Dann wird gleich alles wieder besser."

Davis wiegte zweifelnd den Kopf. Er war nicht so rasch überzeugt.

„Hören Sie zu", sagte Harper und dämpfte seine Stimme zu einem geheimnisvollen Flüstern. „Ich habe mich da mit einem Chemiker zusammengetan — der hat eine Pille erfunden, deren Genuß die Lachmuskeln reizt. Wer eine Pille nimmt, muß mindestens vierundzwanzig Stunden lächeln. Sogar dann, wenn er eigentlich weinen möchte. Ich habe dem Chemiker seine Erfindung abgekauft, für bare tausend Gulden. Er ist in geschäftlichen Dingen natürlich ein Dummkopf, freute sich wie ein Schneekönig."

„Er muß sehr dumm gewesen sein", sagte Davis.

„War er, ja. Aber nun passen Sie auf, was ich von Ihnen verlange. Wir werden eine Scheinfirma aufmachen, etwa Davis & Co. oder so ähnlich, wir werden unser letztes Geld in die Propaganda für die neuen Pillen stecken. Natürlich unter völliger Maskierung ihres eigentlichen Zweckes. Meinetwegen nennen wir sie Bluterneuerungspillen. Man wird sie kaufen — alles Neue wird bei uns zunächst einmal gekauft. Auch heute noch. Und in drei Monaten sind wir entweder mehrfache Millionäre oder . . ."

„Pleite", ergänzte Davis.

„Oder ich will Davis heißen", sagte Harper und musterte seinen Partner mit äußerst geringschätzigen Blicken . . .

In der reklamemäßigen Bearbeitung der Menschen war Davis groß. Die Pillen wurden gekauft, zumal sich die neue Firma mit einem Aufschlag von nur fünfhundert Prozent zum Gestehungspreise begnügte. Ja, und dann geschah das Erstaunliche, daß man auf Wallstreet — zuerst vereinzelt, dann immer häufiger — freundlich lächelnde, breit grinsende Gesichter sah. Der Vorgang blieb nicht unbemerkt — eine Welle von Vertrauen strahlte von diesen zufriedenen Physiognomien aus. Das Vertrauen ließ die Kurse sprunghaft hochschnellen. Und da die Börse seit jeher das allgemeine Stimmungsmanometer war, so spiegelte sich die neue Zuversicht bald auch in den Gesichtern auf den Straßen, in den Büros. Je rapider der Absatz der Pillen durch kluge Reklame gefördert wurde, desto radikaler und restloser vollzog sich ein allgemeiner Umschwung. Chefs, Fabrikanten, Unternehmer und Makler witterten Morgenluft. Man erhielt, man gab Aufträge, drohende Kündigungen wurden nicht ausgesprochen, neue Einstellungen erfolgten. Man ließ sich auch wieder photographieren — man photographierte selbst, um sich der Erwählten durch ein zufrieden lächelndes Gesicht als erstrebenswerte Partie darzustellen.

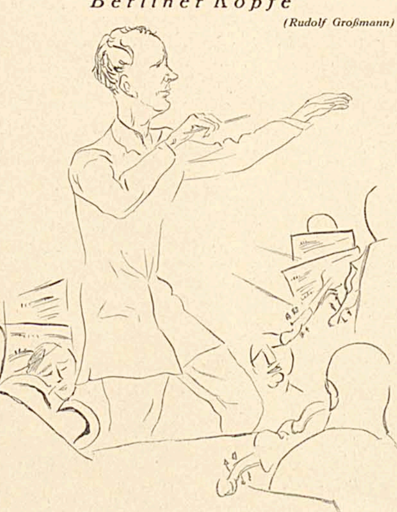
Langsam erst und zögernd noch, dann immer rascher setzte sich das beinahe eingerostete Räderwerk der nationalen Wirtschaft wieder in Gang. Amerika war gerettet.

Händereibend erblickte Harper nach noch nicht drei Monaten zum ersten Male auf seinem Bankauszug eine neunstellige Ziffer. „Was habe ich gesagt, Davis?" triumphierte er, „Und jetzt werde ich in Europa Zweigniederlassungen gründen — endlich tagt ein neuer Morgen."

Er lächelte, wie Sieger zu lächeln pflegen. Obwohl er selbst seit langem schon keine Pillen mehr schluckte. Mit solchen Bankguthaben hat man das auch nicht nötig!

Berliner Köpfe

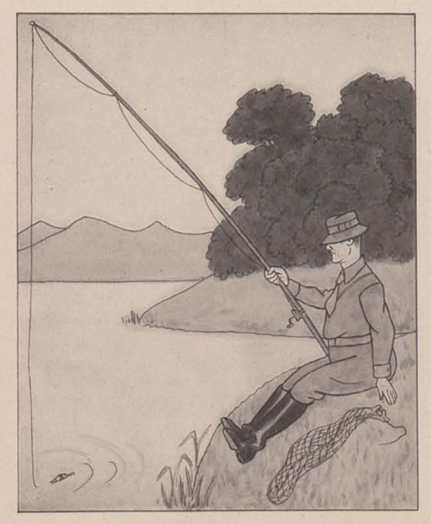
(Rudolf Großmann)



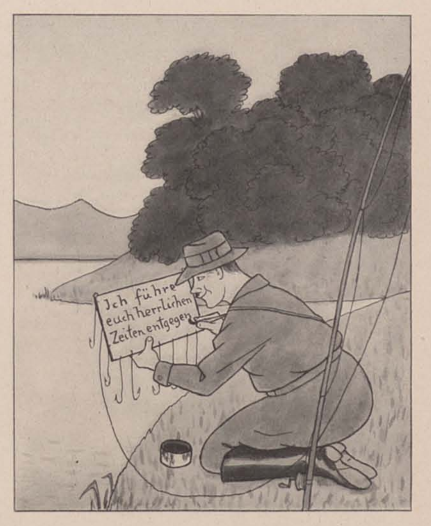
Furtwängler bei der Probe

Der Angler

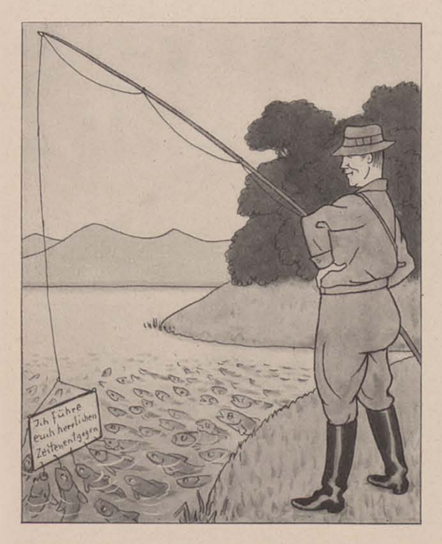
(Th. Th. Heine)



„Es beißt keiner an!"



„Man muß einen anderen Köder nehmen!"



„So wird's gehen . . ."



„Hat ihm schon!"

Frühlingsstürme im deutschen Börsenwald

(W. Schulz)



„Und droht die Pleite noch so sehr mit grimmigen Gebärden —
Und streut sie Kursverluste her — es muß doch Hausse werden!"

Individuelle Werbung

„Wenn Sie bei einer jüdischen Familie vorsprechen", dozierte der Propagandachef des Verlages „Heimatglocken und Moden", der nationales Schrifttum mit Sterbegeld und Gratis-Horoskop vertreibt, „wenn Sie ganz sicher sind, daß in der Familie keine arischen Ambitionen vorliegen, so heißen Sie Meyerbeer, kommen im Auftrag des Bundes jüdischer Grenzbesetzungsveteranen und nennen als neu verpflichtete Mitarbeiter Namen, die auf Stein, Baum oder Tal endigen, Prominente, deren Bild sie in einem der aktuellsten illustrierten Blätter gefunden haben, Einstein oder Wallenstein, aber auch Hamsun oder Huch; bei Christen ersetzen Sie einfach Wallenstein durch Hitler!"

Der Chef legt die Werbeplatte auf das Propagandagrammophon, die hinreißende Stimme des großen Rezitators säuselt: „Ist Frau Geheimrat zu Hause? Mein Name ist von Winterberg, ich habe etwas abzugeben! Nein, nur an Frau Geheimrat persönlich! Guten Tag, Frau Professor, ich komme im Namen der Dichterakademie, die im Rahmen der Reichsbuchwoche und der Gesundheitstage sich für Verbreitung der in Zukunft in größerem Format und besserer Ausstattung erscheinenden ‚Heimatglocken' einsetzt, weil nämlich die bekanntesten Führer des alten Heeres, Tonkünstler, Astrologen, der bekannte Goetheforscher Gundolf, Sven Hedin, die Maler Liebermann und van Gogh, der Reichskanzler Brüning, Herr von Seekt, Harry Liedtke und der Ozeanflieger Lindbergh verpflichtet wurden!"

Die Stimme des Rezitators jubelt jetzt: „Den sprechenden Modeschnitt des Hauses Poiret, der an sich bereits im Laden doppelt soviel kostet als unser Heft, erhalten Sie gratis. Ihre werte Familie ist gleich mitversichert, auch gegen kleinere Straßenunfälle, Nasenbluten und Handverstauchung!"

Der Rezitator macht eine eindrucksvolle Pause: „Und jetzt, gnädige Frau, kommt erst der entscheidende Punkt, der Grund, warum unser an der Wiederherstellung gesunden Volkstums an führender Stelle tätiger Verlag die ‚Heimatglocken' vertreibt. Wir unterhalten eine unentgeltliche Eheberatungs- und Vermittlungsstelle mit gültigem Rasse- und Blutattest des Rasseforschers Krünther, und vertreiben unsere Hefte nur durch besonders begabte mittellose Werkstudenten, die sich die Kolleggelder für ihr Schlußsemester selbst verdienen müssen!"

„Sehen Sie!", meint der Propagandachef, „individuelle Werbung ist in dieser schweren Zeit der Vertrauenskrise immer noch die beste Garantie für unsere großen Erfolge! Ich habe in meinem Leben bereits viele Schüler für Erziehungsinstitute geworben, zu dreihundert Mark das Stück, und nebenher Tanks an Generalstäbe verkauft mit praktischer Demonstration ihrer Wirkung.

Aber der größte Erfolg ist der Vertrieb einer Ware, der man willkürlich alle Qualitäten andichten kann unter dem hinreißenden Motto Goethes: Wer vieles gibt, wird allen etwas geben!"

Kein Wunder, daß die Auflage von „Heimatglocken und Moden" inzwischen bereits auf 300 000 gestiegen ist.

Carlhans Sternheim

Lenz-Schwärmerei *(Rudolf Kriesch)*



„Weißt du, im Frühling empfinde ich nur für Männer mit Seele!" — „Und ich nur für solche mit Auto!"

Lieber Simplicissimus!

In einem Cercle von Frau Dr. Eugenie Schwarzwald in Wien sagte eines Tages der Architekt Loos: „Vom intellektuellen Standpunkt aus sind die jungen Mädchen heute vollkommen den jungen Männern gleichwertig."

Eugenie Schwarzwald drehte sich lächelnd zu ihrer Freundin: „Loos will doch niemals der heutigen Frau volle Gerechtigkeit widerfahren lassen."

J. H. R.

•

Ein Fremder in Wien, der viel von Peter Altenbergs Witz gehört hatte, setzte sich im Kaffeehaus an seinen Tisch und wartete eine geschlagene Stunde. Altenberg schwieg. Schließlich sagte der Fremde: „Geh, Herr Altenberg, machen Sie einen Witz!"

Altenberg schwieg noch eine Sekunde, dann rief er laut: „Herr Ober, zahlen!"

•

In einer Versammlung einer amerikanischen Gesundbetersekte legen die Gläubigen freiwillig Zeugnis ab für besonders gelungene Heilungen. Bekanntlich besteht die Therapie im „richtigen Denken", das jede Krankheit heilen, jedes Unglück abzuwenden imstande ist.

Miß Thakerey kann es kaum erwarten, auch über ihre guten Erfahrungen zu berichten: „Ich habe eine süße Miezekatze, an der ich von Herzen hänge. Vor etwa zwei Wochen bekam sie sechs allerniedlichste Kätzchen. Alles ging gut, und ich war überglücklich, bis ich bemerkte, daß alle sechs — blind waren. Welch ein Jammer! Ich darf wohl sagen, daß ich recht unglücklich war! Aber dann faßte ich mich im Sinne unserer Lehre und begann im Geiste zu ‚arbeiten'. Und was geschah? — Es vergingen kaum neun Tage, und meine Arbeit wurde belohnt: alle sechs wurden sehend!"

•

Die Dresdner Gemäldegalerie ist weltberühmt. Jeder auswärtige Besuch, den die Mutter beim Kochen los sein will, wird hingeführt. Nun hat die Verwaltung der Galerie eine Neuerung eingeführt. Beim Eingang liegt ein Gästebuch, in dem die Besucher ihren Namen eintragen können. Hinter dem Namen ist Platz für Bemerkungen über Wünsche, Anregungen, Gründe des Besuches. Die dritte Notiz des Buches lautete:

„Gutsbesitzer Glinger aus Glauchau, weil es regnet."

J. H. R.



Panait Istrati: Freundschaft oder ein Tabakladen. (Rütten und Loening, Frankfurt a. M., 1931.)

In diesem neuen Buche bringt Istrati aus dem Erinnerungsgut seiner Vagabundenjahre fünf Erzählungen, die von der Freundschaft des männlichen Herzens handeln. Uns Heutige könnten diese schwärmerischen, ungebrochenen Gefühle befremden, wir kennen die Wege nicht mehr, die dahin führen. Über diesen leidenschaftlichen, stillen und aufgewühlten, heiteren und traurigen Geschichten könnten die Worte Salomos stehen: „Bewahre dein Herz, denn aus ihm kommt das Leben.“ – Hier ist keine „Literatur“, keine effektuöse Kontrastromantik, ein Mann schreibt, wie er erlebte, in seiner Erinnerung ist schwermütiger Nachklang versunkener Jahre, die weit waren, getrieben, bunt, glühend, sorglos und schwer, müßig und voller Elend und Abenteuer. – Hinter den Worten der Titelnovelle „Freundschaft oder ein Tabakladen“ (die für das ganze Buch gelten), müßte ein Fragezeichen stehen. Es ist die Grundfrage: Vagabund oder Bürger, Sehnsüchtiger oder Besitzender, Zielloser oder Gesicherter, Freundschaft oder Geschäft? – Zuweilen, wenn Istrati philosophiert, zeigt sich unnötiger Überbau. Man kann von der Hand in den Mund leben, aber wenn der Dichter von der Hand in den Mund philosophiert, wird es ungründlich. Panait Istrati möge erzählen, was er unverdorben wie wenige kann, dann wird er das Unergründliche in seine Worte und Bilder bringen.
Ernst Kreuder

Günter Weisenborn: „Barbaren“. Roman. (Sieben-Stäbe-Verlag, Berlin.)

Weisenborn zeigt, wie sich der Wirrwarr der Zeit in den wirren Köpfen einer intellektuellen Jugend spiegelt, und dabei gelingt ihm schlechthin die Soziologie des hungernden Nachkriegs-Studenten. An einer studentischen Tafelrunde im Rheinland der Besatzungszeit werden die abenteuerlichen Ereignisse, Inflation, Ruhrbesetzung, separatistische Bestrebungen dargestellt. In diesem wilden Meer schwimmen die jungen Menschen verzweifelt um ihr Leben.

Mit der Klarheit eines mathematischen Exempels erklärt Weisenborn die besondere Geistes- und Charakterstruktur der proletarisierten Intellektuellen aus ihren besonderen Existenzbedingungen, die ja eigentlich Bedingungen zur Nicht-Existenz sind. Er fordert den Ausweg aus diesem Sumpf: die klare Erkenntnis von der Notwendigkeit der Neuordnung auch des ideologischen Gefüges über einer im Umbau begriffenen materiellen Welt. Weisenborns Sprache gärt und brodelt und zischt, wie über allen Feuern jugendlicher Ungeduld und Qual, wie unter dem Druck wilden Gedankenandrangs gekocht. Kühne Bilder, die wie Peitschenriemen der Zeit Striemen über ihre Lügen ziehen, findet man auf jeder Seite. Dazwischen ist statistisches Material abgedruckt, das wie Faustschläge wirkt. Nur bei einem klugen und guten Menschen zu einem überpersönlichen Zweck ist solche Siedehitze erträglich. Klugheit, Güte und überpersönlichen Zweck wird man Weisenborn attestieren müssen.
Georg Schwarz

Alfred Kurella: „Mussolini ohne Maske“. (Neuer Deutscher Verlag, Berlin, 1931.)

„Der erste rote Reporter bereist Italien“, heißt es im Untertitel des Buches, und damit ist schon gesagt, daß das faschistische Italien Mussolinis in Kurella einen unerbittlichen und unbestechlichen Kritiker gefunden hat, der auf Grund seiner Beobachtungen und seiner politischen Überzeugung zu dem Schluß kommen muß, daß für das „werktätige“ Italien wie für die ganze arbeitende Welt der Kommunismus das Ende allen Übels und der Anfang neuer und ewiger Blüte ist. Man mag diese Folgerung teilen oder nicht – für die Bedeutung dieses Buches als Tatsachen- und Erlebnisbericht, der durch die schonungslose Aufdeckung aller durch den Faschismus bedingten Mißstände von selbst zu einer vernichtenden Kritik und schreienden Anklage gegen den Faschismus wird, ist das zunächst ohne Belang. Jedenfalls erweist sich Kurella als kluger und scharfer Beobachter, der in sachlichen Worten und vorzüglichen Bilddokumenten das ganze furchtbare Elend der gequälten werktätigen Massen Italiens aufzeigt. Es wäre gut, wenn recht viele unserer duce-trunkenen Hitlerjünger dies Buch recht genau studieren würden: es gibt einen leichten Vorgeschmack von den Freuden des „Dritten Reiches“! –
Emil Angreß

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

E. A. Rheinhardt: „Josephine“. S. Fischer, Verlag, Berlin.
Herbert Schlüter: „Rückkehr der verlorenen Tochter“. Transmare-Verlag AG., Berlin.
Klaus Mann: „Kind dieser Zeit“. Transmare-Verlag AG., Berlin.
Erik Graf Wickenburg: „Farben zu einer Kinderlandschaft“. Bruno Cassirer, Verlag, Berlin.
R. Martin Du Gard: „Jean Barois“. Paul Zsolnay, Verlag, Zürich.

Reiferes Mädchen im gemischten Gymnastikkurs

Von Walther C. F. Lierke

Es ist nicht einer da, der mich betrachtet,
nicht mal der ältliche Major a. D. schaut her,
der immer sagt, daß er auf Seele achtet.
(Wohl nur im voll bekleideten Verkehr.)

Warum hat Tilly Schmidt mir nur erzählt,
hier seien Männer so im Überschuß,
daß, wenn man seinen Gliederbau schon quält,
man dafür stets begleitet wird nach Schluß?

Ich weiß auch nicht, weshalb ich ohne Gründe
auf einmal Männer um mich haben möcht'.
Gibt's doch vielleicht die Sehnsucht nach dem Kinde?
Ich lebte doch bisher nicht mit Geschlecht.

Wie Tilly — nein, das könnte ich nicht tun.
Schon gar mit einem Steuersekretär!
Ich bin erzogen und ich bin immun —
Doch glücklich ist sie, wenn auch ordinär.

Man hätte zehn Jahr später in die Welt
und in ein andres Haus geboren werden müssen.
Ein junges Ding von heute, ja das fällt
und steht nur um so fester auf den Füßen.

Doch unsereins spielt immer noch Elite.
Mama fährt seelisch ständig Viergespann,
und unsern Reisenden in Untermiete,
den sieht sie gar nicht an.

Wie wird mir's gehen, wenn sie nicht mehr ist?
Mein Gott, ich bin schon heute so allein! —
Ob man, wenn ich mal sterbe, mich vermißt? —
Ach, Tilly Schmidt hat's gut, die ist nicht fein!

Der Lindwurm oder Die feindlichen Brüda

„Also, Aujust, nu azeel die Kinda doch schon von det olle Biest und den Jrafen Wundaholt!“
„Mutta, wie kannste denn zu die Könichstochta olles Biest saan?“
„Quatsch nich, Aujust. Der mein ick ja jarnich.“
„So, denn seit ma stille, Kinda. Fritzken, bohr nich in da Nase. Also. Es war einma ein Könich, der lebte in seinen Könichsschloß, und es war alles knorke, janz wie bei Meyers auf da Bälletasche. Morjens stand a uff und trank sein Kaffee Haach, und die Schrippen waren vielleicht ejal uff joldenen Tellan. Und dann rejierte er wat, aba nich viel, weil das doch nich viel Zweck hatte. Da war nämlich ein Drache, nich wie die Tante Anna in Pyritz, sondern wie et heute janich mehr jibt, der fraß den Könich seine Steuerzahler wech. Da sachte eines Tages der Minister mit der Kasse zu den Könich: Frizken, bohr nich, du Rotzneese, — sachte er: ‚Der Drachen muß wech, wir haben kein Kredit bei Bolle mehr.‘ — ‚Wat nu?‘ sachte der Könich. — ‚Vielleich kann die Prinzessin heiraten‘, sachte der Minister, ‚dann kann Euer Schwiegersohn mit dem Drachen kämpfen.‘ — ‚Ja‘, sachte der Könich, ‚das müssen alle Schwiejasöhne, aber is die Frieda nich zu mies?‘ — Nu, die Frieda, was dem Könich seine Tochta war, die war mies. Sie hatte einen jelben Bubikopp und schrieb sich Ellinor, weil Frieda nich fein jenuch war. Jenau wie die Mieze von oben sich Deesi nennt, wat, Mutta!? — ‚Ja‘, sachte wieda der Minister, ‚wa brauchen ja nich die Fotografie zu zeijen, aber Könichstochta zieht ejal.‘ — Danach schickte der Könich ne kleine Annongse an die Zeitung:

Für meine Tochta, Prinzessin Goldhaar, Freier aus guten Hause jesucht. Derselbe muß mit den Drachen fertich werden und perfekt im Rejieren sein. Wohnung und Aussteuer vorhanden. Später mehr.

Richtig wollten auch zwei Brüda, beides Jrafen, da einheiraten und kamen erst mal bei Könichs logieren. Beim Abendessen mußte sich die Frieda nich sehen lassen, weil der Könich sachte, sonst wird er das Vieh nie los und muß die Karten zurückzahlen. Der Minister hatte nemlich annongsiert:

Endlich! Endlich! Tötung des Lindwurms durch Gebrüder Grafen Wunderholt. Beginn um 8.30. Kartenvorverkauf im Schloß und an der Kasse.

Und da wollten doch alle beisein, wat! Wo war ich denn? So, bein Abendessen sprachen sie alle nur von den Drachen und von Ellinor. Von wejen, Frieda! Und der Lakai mußte einen Syphong Bier nach dem anderen holen. Schließlich sachten sie schon alle ‚du‘ zu sich, und als die Frieda doch noch ankam, da sachte der eine Jraf zu dem Könich: ‚Welche von den dreien heiraten wa denn morjen?‘ Na, da hat der Könich nich schlecht jelacht!
Am nechsten Tach kamen nu alle zum Zusehen, und der Drache war auch da und spuckte ejalwech Feuer. Willi, du Aas, jehste wohl von Fritzen seine Sparbükse wech, du Luder! Ick wer dir jleich eine langen! Nu hatte die Prinzessin Frieda einen Napfkuchen jebacken, für den Sieger, und der Küchenjunge mußte den rausbringen. Aber der Drache, der nur immer Menschen jefressen hatte, den Kuchen sehen und wechfressen, is eens. Zehn Minuten danach war det arme Untier schon dot, mitten Bauch wien Ballong von Tietz.
Und wie die Leute uff de Galerie schon schreien, es is 'ne Schiebung, und sie wollen ihr Angtreh retur, da kuckten die Brüda auf (sie waren noch nich janz bei) und sahen die Frieda zum erstenmal bei Tach, und der eine sachte jleich zu sein Bruda: ‚Du, ick vazichte und jeh zu Hause bei Muttern. Du kannst mich —‘ Klatsch, haute ihm der andere einen Upperköt.“ — „Und denn, Vata?“
„Ja, und denn, wer knock aut war, der mußte nachher die Prinzessin heiraten?“ – „Und der Drache, Vata?“
„Den hat der Mann von der Prinzessin bejraben lassen, und er hat jesacht, er wollte, det arme Tier lebte noch. Jawoll.“ — „Warum denn, Vata?“
„Det vasteht ihr doch nich, und nu, Fritzken, hol mir mal ne Weiße mitten Schuß!“
Hanko

Enttäuschung

(Forrai)



„Siehste, Kleener, det alles hat nu der liebe Jott in bloß sechs Tagen jeschaffen!“ – „Na, danach sieht's aber ooch aus!“

Die Ordnung der Dinge / Eine russische Geschichte aus dem Jenseits, mitgeteilt von Gramen

Das, was sich mit mir zugetragen hat, muß sicherlich ganz unglaubwürdig erscheinen. Viele werden frank und frei erklären: „Ein wüstes Gefasel und gleich der Religion ein Opium für das Volk." Ich fühle mich indessen verpflichtet, dennoch darüber zu berichten, da man über derartige Tatsachen unmöglich stillschweigend hinweggehen kann.

Das Ganze begann, wie gewöhnlich, mit einer belanglosen Sache. Durch einen Zufall wurden mir bei der Gehaltsauszahlung in meinem Amte die mir für Überstunden gebührenden zwei Rubel vierzig Kopeken nicht angerechnet und auch nicht ausbezahlt.

Meine Gesundheit ist nicht die beste und mein Organismus sehr angegriffen. Nichtsdestoweniger, im Bewußtsein meiner guten Sache, hielt ich es für ausgeschlossen, auf diesen Betrag zu verzichten, und entschied mich dafür, den gesetzmäßigen Kampf um die Wiederherstellung meiner Rechte bis zum siegreichen Ende auszutragen.

Die Ordnung der Dinge kannte ich hinreichend. Ich versah mich mit allen nötigen Dokumenten und Bescheinigungen, verfaßte ein entsprechendes Gesuch und richtete es direkt an die Kassenabteilung unseres Amtes. Dort nahm man das Gesuch entgegen, ich aber fragte, da ich ja die Ordnung der Dinge kenne: „Bitte, was hat jetzt zu geschehen? Soll ich mich direkt an die Kontrolle wenden, oder wird die Sache von der Administration weitergeleitet?"

Auf diese meine Frage erhielt ich zu meinem höchlichsten Erstaunen folgenden Bescheid: „Was Ihnen nicht einfällt, Genosse, wo doch Ihr berechtigter Anspruch auf der Hand liegt!"

Ich bin von schwächlicher Konstitution, deshalb vermied ich jeden Streit und meinte bloß: „Das müssen Sie freilich besser verstehen, Genosse! Also jetzt wird es sich vermutlich empfehlen, in einer Woche um dieselbe Zeit oder noch besser in zehn Tagen wieder vorzusprechen?"

Völlig unerwartet traf mich die Antwort wie ein Donnerkeil: „Warum nicht gar, Genosse? Wozu sollten Sie sich abermals herbemühen? Wir schreiben Ihnen eine Anweisung, und Sie können das Geld an der Kasse beheben."

Das brachte mich ganz aus dem Konzept. Welche sadistische Schikane verbarg sich hinter diesen formell einwandfreien Worten? Ich erlitt einen Schwächeanfall und mußte mich hinsetzen. Richtig, fünf oder waren es sieben Minuten später erhielt ich tatsächlich eine Anweisung auf eine Summe im Ausmaße von zwei Rubel vierzig Kopeken, mit der ich einfach an die Kasse zu gehen hatte.

An der Kasse sagte ich höflich, ohne heftige Forderungen zu erheben: „Die Ordnung der Dinge ist mir bekannt, Genosse Kassier. Ich wollte Sie nicht belästigen, denn es ist schon zwei Minuten über drei, und die Kassenstunden sind um drei vorüber ... Ich wollte bloß fragen, ob ich morgen kommen soll, oder besser in zwei Tagen?"

Als Antwort darauf wäre der Kassier berechtigt gewesen, einfach das Schalterfenster zuzuschlagen, und ich hätte den Mund halten müssen. Kenne ich etwa die Ordnung zu wenig? Statt dessen sagte er kurz: „Bitte auf der Rückseite zu unterschreiben, Genosse!"

Und zahlte mir zwei Rubel vierzig Kopeken aus.

Mein Gesundheitszustand läßt vieles zu wünschen übrig. Schon durch das Vorangegangene beträchtlich erschüttert, trat ich auf die Straße hinaus, wie im Nebel, mit schlotternden Knien. Mechanisch preßte meine Hand die zwei Rubel vierzig Kopeken, die ich soeben ohne alle Mühe erhalten hatte, und mir ging auf einmal der Gedanke durch den Kopf: Und das sind sogar mehr als zwei Rubel vierzig Kopeken, sondern im Hinblick auf die Herabsetzung der Preise um zehn vom Hundert in der Tat zwei Rubel vierundsechzig Kopeken.

Diesen läppischen Gedanken suchte ich natürlich zu bannen, weil ich eben die Ordnung kenne. Bei dem Laden der Kooperative vorüberkommend, las ich einen Anschlag, auf dem die Herabsetzung der Preise angekündigt stand. Ließ mich indessen nicht irreführen und suchte mit den Augen einen zweiten Anschlag:

Mit Rücksicht auf die Herabsetzung der Preise bleibt das Magazin auf drei Tage geschlossen.

Aber nichts dergleichen. Nicht genug daran, der Laden war nicht wegen der Umrechnung der Warenpreise, noch einer Revision wegen geschlossen. Ich will es kurz sagen: Er war geöffnet.

Ich bin ein leidender Mensch und kann mir nicht erlauben, auf langwierige Einzelheiten einzugehen. Daher sage ich es in dürren Worten: Die Preise waren wirklich herabgesetzt!

Ich besitze zahlreiche akute und auch chronische Leiden. All diese Sachen hatten mich arg hergenommen, mir wurde ganz übel. Deshalb kaufte ich nichts und begab mich eilends in ein Ambulatorium.

Dieser Weg war selbstverständlich vollkommen zwecklos. Bevor ich noch hinkam, wurde ich von Unruhe gequält. Im Ambulatorium angelangt, zog ich dies in Betracht und gestand reumütig: „Bitte um Entschuldigung. Ich habe augenblicklich weder mein Ausstellungsdekret, noch einen Krankenzettel bei mir. Die Ordnung der Dinge ist mir nicht unbekannt. Nur meines Zustandes wegen ließ ich dies außer acht ... Bitte, um welche Zeit soll ich mich morgen mit allen Dokumenten einfinden?"

Welche Überraschung, als man mir sagte: „Hat nichts auf sich. Wo Sie doch krank und hilfsbedürftig sind!"

Meine Gesundheit war schon längst untergraben, mein Organismus zerstört. Die Nerven versagten. Diese Überraschung fuhr mir in die Glieder, mir wurde es schwarz vor den Augen. Ich sank um und verschied sanft.

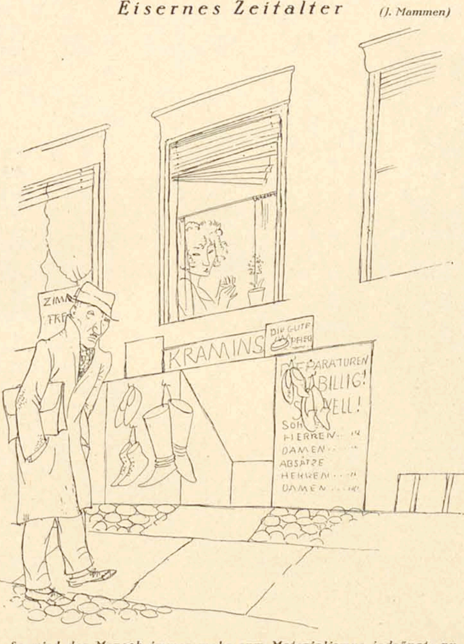
Das war noch gar nichts: Das kann jedem zustoßen. Aber nun oblag es meiner Frau, um das Begräbnisgeld einzukommen. Sie tat so und erhielt es innerhalb eines, sage und schreibe, eines Tages. Auch meine Gattin ist sehr nervös. Mit ihrer Gesundheit ist nicht zu spaßen, und ihr Körper ist nicht widerstandsfähig.

Ebenso ist ihr die Ordnung der Dinge nicht fremd. Daher steht zu befürchten, daß ihr diese unvorhergesehene Erledigung übel mitspielt ...

Die Gesundheit ist wichtiger als Geld. Hol's der Teufel! Besser, sie hätte was ins Leihhaus getragen, um für das Geld mein Begräbnis zu bestreiten. Übrigens, leicht gesagt: Im Leihhaus verpfänden! Ich kenne die Ordnung.

(Deutsch von S. Borissoff)

Eisernes Zeitalter (J. Mommen)



„So wird der Mensch immer mehr zum Materialismus jedrängt: nu koof' ick mir schon lieber 'n paar Stiebel, als so 'n Mä'chen!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Karl Rudolf Schulte, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Böhmischer Straßenmusikant *(Alfred Kubin)*



weiß nicht, was sie gedacht hat, aber ich, ich hob sie sorgsam, mit aller Liebe, mit aller Leidenschaft des Künstlers in mein Bild herüber.

Ich war plötzlich müde. Sie trat dann, wieder angekleidet, an die Staffelei, sah lange das Bild an, sah mich an und reichte mir die Hand und ging. Ich mußte sie aus der Erinnerung fertig malen. Sie schien aus Paris verschwunden. Einige Male war ich versucht, die Leinwand zu zerschneiden, aber nein, ich hütete sie wie mein Leben. Das sind jetzt vierzig Jahre her. Ich kann es nicht erklären. Es wird ein Beitrag zur Naturgeschichte des Künstlers sein."

Der Unterschied

Bei der neuen Revue des Deutschen Theaters in München geht es hoch her. Da gibt's auch eine Szene: in einer Pariser Kaschemme wird Cancan getanzt. Zwischendurch setzen sich die aufgeplusterten Mädels, abgemattet, zum Ausruhen im Hintergrunde hin und schlagen auf eine aparte Weise die Beine über. Wie sag ich's meinem Leser? Also, in dem Gespräch meiner beiden Vordermänner wird alles klar...

Der eine, offenbar ein Berliner auf Besuch, quietscht vor Vergnügen: „Nee, haste sowas schon gesehn? Großartig!"

Der andre, anscheinend Einheimischer, grunzt.

„Faabelhaft! Da sahr ick bloß: dat Auge sieht den Himmel offen!"

Grunzen.

„Aba weeßte, eins wundert mich doch! Da macht ihr Skandal von wejen die Rossebändijer und schlagt ihnen das Beste des Mannes ab, mit Hammer und Meißel — haha! — und hier bei den Meechens, da seid ihr eijentlich jarnich prüde!"

Grunzen. Dann, traumversunken: „Na, woaßt, dees is doch fei no' an Unterschied."

Kleine Pause, offenbar ausgefüllt von Nachdenken. Dann: „Naja, richtig, natierlich, den Mädels kann man nix abschlagen." Teha

Zweierlei Leidenschaft

Eine Renoir-Anekdote von Walther Petri

Der große Maler Renoir erzählte in seinem Alter diese Anekdote: „Ich bin in meinem Atelier, als mir Adrienne, die damals bei mir auf Ordnung hielt, eine Dame meldete, die mich sprechen wollte. Auf meine Bitte kommt ein verschleiertes Etwas herein, nimmt einen Stuhl, sieht mich eine Weile an, schlägt dann den Schleier zurück und läßt das schönste, anmutigste Gesicht der Welt sehen. Sie wäre, beginnt sie zu sprechen, Fräulein D., und wäre gern von mir gemalt. Ich machte damals keine Bilder auf Bestellung und sagte es ihr. Sie schwieg wieder, und so saßen wir uns eine kleine Weile gegenüber. Dann legte sie plötzlich Hut und Mantel ab. Sie trug darunter ein in reichen Falten fallendes weißes Kleid. Darauf ging sie mit der allergrößten Selbstverständlichkeit in Position, sah mich ruhig an und fragte, ob mir diese Stellung recht wäre. Sie war wirklich schön, aber ich malte damals nur im Freien, war auch (vielleicht siebenunddreißig Jahre alt) mehr von ihrem Aussehen als von ihrem Antrag entzückt. Auf meine diesbezügliche vorsichtige Erklärung wurde sie sofort kühl, war im Augenblick wieder mit Hut, Mantel und Schleier geschützt und sagte mir von der Schwelle aus adieu.

Nach vierzehn Tagen traf ich sie bei M. Ich war nicht sicher, wie ich mich zu verhalten hatte, aber sie kommt sofort auf mich zu und verwickelt mich in ein Gespräch über meine neuen Bilder, die eben bei Duplaix ausgestellt wurden. Ich frage dazwischen, ob wir uns morgen im Jardin treffen wollten. Sie sagt ohne nachzudenken zu. Am nächsten Tag war ich zutraulich, sie nachsichtig. Ich begann mich aufrichtig zu verlieben. Wir trafen uns öfter; sie wußte, wie weit es mit mir war, schürte das Feuer, blieb aber selbst entfernt. Mein Atelier verödete. Ich lebte, wenn ich sie nicht sah, bei Freunden und im Café. Eines Morgens (unglücklicher Tag) geht die Tür; sie kommt herein; ich weiß nichts zu sagen und greife aus reiner Verlegenheit zur Palette und setze Farben auf. Sie lacht. Ich blicke nicht auf. Nach einer Minute tritt sie hinter dem Wandschirm vor; ich merke, wie mir das Blut ins Gesicht schlägt. Meine Freunde, Frankreich hat schöne Frauen, wunderbare Frauen, und ich habe einige von ihnen gemalt; aber diese war ein Zauber. Sie ist übrigens ernst, bewegt sich mit freier Natürlichkeit, ich will zu ihr hin, sie macht ein paar Schritte zum Sofa, und jetzt, vor diesem Anblick eines gehenden, wunderbar ausgeglichenen Körpers schlägt mir das Gefühl um und — wohin denn, Verliebter? — ich renne zur Staffelei und hantiere, während sie wie eine Göttin, halb liegend, halb sitzend, mir zusieht, mit Kreide und Pinsel und Farben wie ein Verrückter — und war doch am Ziel meiner Wünsche! Ich male, und ich meine, ich muß für einen ruhigen Zuschauer ausgesehen haben wie ein Mensch, der in seinen Fesseln hüpft. Ich

Mai / *Von Ratatöskr*

Nach Kampfgetös und Feldgeschrei
ist es nun sozusagen Mai
und Zeit, mit Herzen und mit Händen
sich andern Fragen zuzuwenden.

Zum Beispiel die Asperula
ist gegenwärtig wieder da
und reizt den abgekämpften Busen
zu sachverständigen Infusen.

Die Spargelbeete kargen nicht
mit Früchten, die man morgens sticht,
und die zu abendlichen Stunden
in Buttersoße trefflich munden.

Sie wirken ja auch ohnehin,
sofern ich recht berichtet bin,
auf die an sich belebte Zone
der — pardon — Sexualhormone.

So daß denn also, kurz gesagt,
ein Lust- und Wonnemonat tagt,
den alle, die bis dato grollten,
nach Möglichkeit benützen sollten.

Preußen-Wahl: Auf nach Bayern!

(Karl Arnold)



„Wenn Hitler den Kapitalismus vernichten will, — dann zurück zur Scholle!"

Geschäft aus der Zeit

(M. Frischmann)



„Dreihunderttausend haben Ihnen die van Goghs gekostet! Und wenn sie jetzt auch gefälscht sind?" — „Nu wenn schon — ich hab' sie mit Kreuger-Debentures bezahlt."

Ein Säugling macht sich bezahlt / Von Manfred Sturmann

Es war in Marina di Pisa, dort, wo der Arno in breiter Strömung ins Meer mündet. Es hatte tagelang gestürmt, so sehr, daß man kaum das Zimmer verlassen konnte, und ich war froh, als der Sturm gegen Abend nachließ und ich nach meiner Gewohnheit vor dem Schlafengehen noch ein Stück den Fluß hinaufwandern konnte. Die Hütten der Fischer sahen in der Dämmerung noch armseliger aus als am Tage. Die Leute saßen vor den Türen, spielten Karten, waren fröhlich und sangen mit schönen Stimmen ihre alten Lieder. Vor der Taverne stand der dicke Wirt Camponi und prüfte die Wolken. Als er mich sah, winkte er mich aufgeregt heran. Ein Bekannter von mir säße in der Gaststube, ein Amico, der nach mir gefragt hätte. Nach mir gefragt — hier, in Marina? Schauen wir also, wer es ist.
Ich traute meinen Augen nicht. Vor einer Flasche Wein saß Giacomo, der alte Bummler und Glücksritter, von dem ich mich vor noch nicht zwei Monaten in Rom getrennt hatte. Er hielt also Wort. Er hatte versprochen, mich hier in meiner Einsamkeit zu besuchen. Es gab ein gewaltiges Hallo. Wir fielen uns buchstäblich in die Arme, was Camponi ganz richtig zum Anlaß nahm, neuen Wein zu bringen. Die Stimmung stieg im Nu, der Wirt und ein paar Burschen, die von der geräuschvollen Begrüßung angelockt waren, saßen an unserm Tisch, die Flaschen kreisten, und wir waren lustig, wie man nur in Giacomos Gegenwart lustig sein kann.
Bald war es für ihn an der Zeit, eines seiner Geschichtchen zum besten zu geben.
„Giacomo, Teufelskerl, erzähl etwas — aus deiner Kindheit vielleicht. Wo hast du eigentlich das Gaunern gelernt?"
„Von meinem Vater, die Heiligen haben ihn selig. Er war mein bester Lehrmeister, und ich bin sein würdiger Sohn geworden. Aber ich machte mich bezahlt. Als ich noch nicht einmal sprechen und laufen konnte, machte ich mich ihm bezahlt."
„Erzähle, erzähle!!" schrien wir.
Giacomo nahm einen mächtigen Schluck und begann: „Mein Vater, Pedro hieß er, wohnte in Rapallo und war der Ärmste des Dorfes. Er und sein Weib, meine Mutter, lebten von kleinen Diensten, die sie den Fremden leisteten, und von der Feldarbeit. Aber sie waren jung und liebten sich — also trugen sie nicht schwer an ihrer Armut. Die Sorge kam erst, als meine Mutter Zwillinge gebar, mich und meine Schwester Maria. Ein Kind hätte genügt. Nun waren zwei auf einmal da! Womit sollte man sie aufziehen? Mein Vater aber ließ den Kopf nicht hängen. Er sang sich eines zum Trotz und hatte einen blendenden Einfall.
Er ging zum Bürgermeister und meldete die Geburt nur eines Kindes an, meiner Schwester, während er mich verschwieg, und das mit ganz bestimmter Absicht. Tags darauf wickelte er mich sorgfältig in einen alten Rock meiner Mutter, die er lachend in seinen Plan eingeweiht hatte. Er trug mich, der ich ruhig schlief und noch einmal von der Mutter zum Abschied gesättigt ward, in die Nähe des Bürgermeisteramtes und legte mich in einem unbewachten Augenblick mitten auf die Straße. Dann verbarg er sich hinter einem Hause und gab Obacht, daß mir nichts Unrechtes geschähe. Er hatte richtig gerechnet: nach einer kleinen Weile kam der dicke Bürgermeister des Weges, bemerkte das seltsame Bündel, das mich barg, schlug die Hände zusammen und schrie aus Leibeskräften: ‚Madonna!', als er ein lebendes Kindlein zu seinen Füßen sah. Leute liefen herbei. Voll Mitleid hob man mich auf und trug das vermeintliche Findelkind unter Ausrufen des Bedauerns und unter Flüchen auf die verruchte Mutter ins Bürgermeisteramt und in die Obhut des Dorfoberhauptes. Dort legte man mich vorerst in ein Weintraubenkistchen und gab mir Milch, als ich, wahrscheinlich verärgert über die plötzliche Veränderung meiner Lebensumstände, gewaltig zu schreien begann.
Die Geschichte von dem Findelkind verbreitete sich mit Windeseile durch das Dorf, und da sich die richtige Mutter nicht melden wollte, suchte man nach einer Pflegemutter, die das arme Wesen auf Kosten der Gemeinde aufziehen sollte.
Da ging mein Vater, der sich inzwischen wohlweislich davongeschlichen hatte, zum Bürgermeister und bat, das Kind ihm und seiner Ehefrau anzuvertrauen. Die hätte doch soeben erst ein Mädchen geboren, und so wäre es ein leichtes für sie, sich des Findlings anzunehmen und beide Kinder gemeinsam zu erziehen. Der Bürgermeister, froh über die rasche Lösung der peinlichen Angelegenheit, händigte meinem Vater das Kind aus, und dies gegen ein monatliches Kostgeld von hundert Lire, die ein Vermögen für meine armen Eltern bedeuteten. So kehrte ich wohlbehalten zu meiner Mutter zurück und gedieh unter ihrer gutbezahlten Pflege prächtig."
„Perbacco, die Geschichte ist eine Flasche wert!" rief Camponi und lachte, daß sein dicker Bauch wackelte. „Ich spende sie dir, Giacomo!"
Und wir leerten die Flasche in bewunderndem Gedenken an den listenreichen, seligen Pedro.

Vom Tage

In Lancaster, Pennsylvania, USA., ist durch die Unvorsichtigkeit eines Straßenarbeiters ein Skandal ausgebrochen. Bei einer Reparatur der unterirdischen Leitungen schlug er mit der Picke eine Reihe von Löchern in eine verkehrte Röhre, und hervorsprudelte... hochprozentiges, verbotenes, schäumendes Bier. Sämtliche Arbeiter und Passanten verstopften sofort in selbstloser Eile die Löcher mit ihren Mündern. Später stellte sich heraus, daß die Anlage, welche sämtliche „speak-easies" — die heimlichen Ausschankstellen — der Stadt mit Bier versorgte, mit Wissen und Billigung der zuständigen Beamten gebaut worden war.

— Wenn in München die Bierleitungen unter der Straße lägen, dürfte der Stadtrat endlich nicht mehr riskieren, die Straßen aufreißen zu lassen. T.

Die Ursache

In die Ordination eines Kleinstadtarztes kommt ein Bürger und bittet verlegen um ein Mittel zur Empfängnisverhütung.

„Aber, Herr Fallinger", sagt der Arzt erstaunt, „Sie sind doch schon zehn Jahre verheiratet und haben gar keine Kinder!"

Worauf jener verlegen erwidert: „Herr Doktor, eben deswegen! Man möcht' ja schließlich einen Grund angeben können!" Esche

Kriegsblinde bei der Abrüstungskonferenz

(E. Schilling)



„Gehn wir heim! Den Leuten ist nicht zu helfen — die sind blinder als wir."

Der kluge Maler baut vor

(Olaf Gulbransson)



„Mir kann nix passieren, ich hab' mir 'n paar Leute engagiert, die mir beim Malen zusehn müssen, damit sie später die Echtheit meiner Bilder bezeugen können!"

Stuttgart, 15. Mai 1932 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 7

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Heil Preußen!

(Karl Arnold)



„In Meinem Staate kann jeder nur nach Meiner Façon selig werden!"

Der Mai ist gekommen — / *Von Karl Kinndt*

Wärmer wird es nun und lichter
und es sprießt an allen Enden
und es müßte — nach dem Dichter —
nun sich alles, alles wenden!

Auch die acht Millionen, welche
Hitler ihre Stimmen gaben,
glauben, daß die bittren Kelche
nun durchaus ein Ende haben —

Daß nun auf der deutschen Erde
unter dieses Arztes Messer
alles plötzlich anders werde
und infolgedessen — besser — — —

Aber die grad ziehn oft Nieten,
die an Hauptgewinne glauben —
Und die schönsten Redeblüten
bürgen nicht für reife Trauben — — —

Wenn nun, die im Sieg sich blähen,
nur die böse Weisheit lernten,
daß, die Wind im Lenze säen,
herbstlich nichts als Stürme ernten?

Und es gilt das „Tischlein, deck dich!"
niemals für das Wähler-Pack —:
Da heißt's weiter: „Esel, streck dich!"
oder: „Knüppel aus dem Sack!"

All-round / Von Paul Elbogen

Als ich den hübschen und eleganten jungen Mann zum erstenmal — es war im Herbst bei einer Gardenparty — neben einer Dame stehen sah, hörte ich ihn eben sagen: „Vierhundert, ja, aber ich kannte Golf-Links — in Westschottland —, da waren die Holes bis zu vierhundertzwanzig voneinander entfernt." Ich trat gleich wieder beiseite — von Golf verstehe ich nichts —, zumal mich der Hausherr, Arzt wie ich, in ein Gespräch über eine prachtvolle Peritonitis verstrickte, die er tags vorher operiert hatte. Ein paar Stunden später saß ich mit einigen netten jungen Damen in einer Laube, und wir lauschten einem Grammophon; Tauber sang Schubert und Slezak Wagner, dann kam die Carmenouvertüre. Da aber trat der hübsche junge Herr mit einem Mädchen heran und sagte lachend: „Ach, sind Sie klassisch! Wir wollen tanzen! Haben Sie vielleicht eine von den neuen englischen Platten, die so entzückend sind — ich habe sie vor ein paar Wochen in Paris gehört — ‚Your Cheeks are red my Baby' oder: ‚D'ont be so blue poor ducky'?" Nein — man kannte die Platten nicht, ließ sich aber ihre Feinheiten mit Begeisterung erklären. Ich erkundigte mich bei meiner Nachbarin über den jungen Mann, den sie Ali nannte. Nun — er sei offenbar sehr reich und ein all-round Sportsmann. Er sei über alle Dinge des gesellschaftlichen Lebens überaus informiert, reise das ganze Jahr herum, von Turnier zu Turnier, von Konkurrenz zu Konkurrenz, dabei sei er aber gar nicht dumm, sondern überaus unterhaltsam. Wirklich ein sehr netter Junge! Als ich etwa um eins das Gartenfest verließ, hörte ich Herrn Ali, der eben in einen großen Wagen einstieg, zu dem Besitzer des Autos sagen: „Prachtvoll ist dieses neue Modell, das ist kein Zweifel, gut in der Form und auch ein ausgezeichneter Bergsteiger, wie ich höre. Das einzige ist, daß er nicht ruhig auf der Straße liegt. Jüngst wurde einer bekannten Dame, die denselben Wagen — nur offen karossiert von Bierbaum und Menzel — besitzt, als wir damit über eine steinige Straße fuhren, totenschlecht. Na — ich lasse nichts über meinen alten Fiat kommen! Wissen Sie, vor drei Wochen auf dem Katschberg . . ." Damit fuhr der Wagen ab. Ich blieb in Gedanken zurück. Wie wenig ich doch wußte! Mein bißchen Gelehrsamkeit: Medizin und etwas Kunsthistorie, ein paar Brocken Weltgeschichte und Philosophie, — wer fragte darnach! Dieser lustige und elegante Bursche hatte das Interesse meiner schönen blonden Nachbarin in fünf Minuten gewonnen — und ich hatte zwei Stunden versucht, sie mit Anekdoten über Opernsänger und — Komponisten zu unterhalten!

Ein paar Monate hörte ich nichts von dem jungen Mann. Erst im Februar begegnete ich ihm wieder auf einem Atelierfest. Er saß in einer mit Polstern und Kissen wattierten Ecke und sprach fließend über Skilaufen. „Glauben Sie mir, das beste Gebiet ist nicht der Arlberg, sondern Arosa. Ich komme eben von dort. Wissen Sie, daß alle Leute in Knickerbockers fahren, die Damen nur mehr im kurzen Röckchen? Die lange Norwegerhose ist abgeschafft. Nun — ich persönlich liebe sie noch immer." (Dabei sah er einem reizenden Mädchen an seiner Seite in die Augen.) „Auch bin ich meiner Huitfeld treu geblieben, obwohl jetzt so viele Leute Langriemen fahren! Nur die innere Schnalle habe ich übernommen. Natürlich hat man mit Langriemen bessere Führung, besonders bei Pulver, aber . . ."

Traurig wandte ich mich ab. Ich kam mir heimatlos und verlassen vor. Wenn ich nicht später eine alte Dame gefunden hätte, die mich zu einem Gespräch über Heinrich VIII. zwang, wäre ich sofort weggegangen. Aber besucht man ein Atelierfest, um mit alten Damen — sie war eine Tante des Atelierbesitzers — über noch ältere Könige zu sprechen!? Später trat ich aus Neugier zu einem Tisch, an dem Ali mit einigen gleichalterigen Herrn Whisky trank. Er sagte eben: „. . . übertakelt. Vierzig Quadratmeter hat mein neues Großsegel. Jetzt stimmt's endlich! Auch in meinem selbstlenzenden Cocpit habe ich allerlei verändern lassen. Na — sie läuft jetzt wie ein Wiesel! Besonders am Wind. Hat mich allerlei Geld gekostet: neue Gaffel, neue Fock, alle Fallen erneut . . ."

Im nächsten Frühjahr war ich bei einer Schauspielerin eingeladen, die, wie ich wußte, leidenschaftlich Hazard spielte. Als ich ans Büfett trat, um mir ein paar Sandwichs auszusuchen, hörte ich Herrn Ali zu der Hausfrau eben sagen: „. . . bei fünfzehn noch eine Karte zu nehmen halte ich für Selbstmord! Eher noch bei siebzehn! Und ich habe in Deauville vor zwei Jahren einen Italiener kennengelernt, der hat regelmäßig, wenn er zwei Zehner in der Hand hatte, noch gekauft, um einundzwanzig zu bekommen! Wahnsinnig, aber originell, wie? . . ."

Dann hörte ich mehr als ein Jahr nichts mehr von dem gewandten jungen Mann. Er startete wohl mit seiner Jacht bei Regatten, spielte Poker und Trente et Quarante, lief im Winter Ski, gewann Autorennen — ach, wie fern war mir solches Leben! Manchmal versuchte ich mir stolz zu beweisen, daß meines edler, tiefer und ernster war, aber wenn mir ein überaus begehrenswertes junges Mädchen mitten in einem hochinteressanten Gespräch über chinesische Plastik plötzlich sagte: „Jetzt aber wollen wir tanzen gehen, tanzen Sie nicht?" und ich mußte das leider zugeben, dann beneidete ich Herrn Ali maßlos, der so reich, so hübsch und so informiert durch dieses Leben schwebte.

Eines Abends meldete meine Haushälterin eine aufgeregte Frau an, die mich bat, ins Nebenhaus zu ihrem Mieter zu kommen, der plötzlich krank geworden sei. Ich eilte hinüber, betrat ein kleines vollgeräumtes Kabinett und sah Herrn Ali auf dem Sofa sich winden. Er erkannte mich nicht und erzählte sofort, er habe sich offenbar bei einem Segelausflug verkühlt. „Wissen Sie", fügte er hinzu, „ich vertrage keine starken Temperaturunterschiede, da bekomme ich gleich Magenverstimmungen aller Art. Heute nachmittag konnte ich nicht gut absagen, einer meiner Bekannten lud mich auf seine Jacht ein, und wir sind ganz naß geworden durch Sprühwasser. Na — das wird mir nicht sobald wieder passieren!" Ich gab ihm ein Beruhigungsmittel und ließ einen Thermophor heiß machen. Ihm wurde bald besser. Ich warf einen Blick auf das Bücherbord, auf dem etwa zehn Bücher standen: „Die Segelausdrücke", „Der Skiläufer", drei Plattenverzeichnisse, „Der Börsenspekulant", „Boxsport", „Der gewandte Hazardspieler", „Wie kleide ich mich richtig" etc. Vor dem Weggehen sagte ich noch, da er mich ängstlich ansah, er solle doch nicht so viel Sport treiben, „allzuviel ist ungesund" gelte vor allem für sportliche Betätigung. Da sagte er mürrisch: „Sport? Ich hasse Sport! Auch kostet das alles viel zuviel Geld! A propos, wieviel bin ich Ihnen schuldig, Herr Doktor?" Und als ich einen kleinen Betrag nannte, bat er leise: „Werden Sie böse sein, wenn ich erst am nächsten Ersten zahle? Wie Sie sehen, bin ich ja nicht gerade in gesegneten Verhältnissen." Dann ging ich.

Daheim nahm ich mir Schopenhauers: „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" her und las bis drei Uhr früh mit einem Genuß, den ich bis dahin nicht gekannt hatte . . .

Berliner Köpfe

(Rudolf Großmann)



Professor Nernst

Stammtischpolitik

(Th. Th. Heine)



„Ja, ja, so lumpate fünfhundert Milliarden brauchat ma halt, nacha gang's scho wieder aufwärts in Deutschland."



„Hundert Milliarderln für d' Landwirtschaft ..."
„Hundert für d' Arbeiter ..."



„Dem Mittelstand werd'n d' Infalationsverluste ersetzt ..." – „Und dazua no a paar Milliarden für Heer und Flotte."



„Guat, nacha bleibat'n no all'weifimfundsiebenzig Milliarden für sellene Reparationen übri."



„Naa, mei Liaber, dös brauchat's ja gar net, bal mir a Heer hab'n."



„Freili tat's es braucha, damit's endli amoi a Ruah gibt auf der Welt."



„Du Hosenscheißer, du ganz trauriger, bist ja a Landesverräter!"



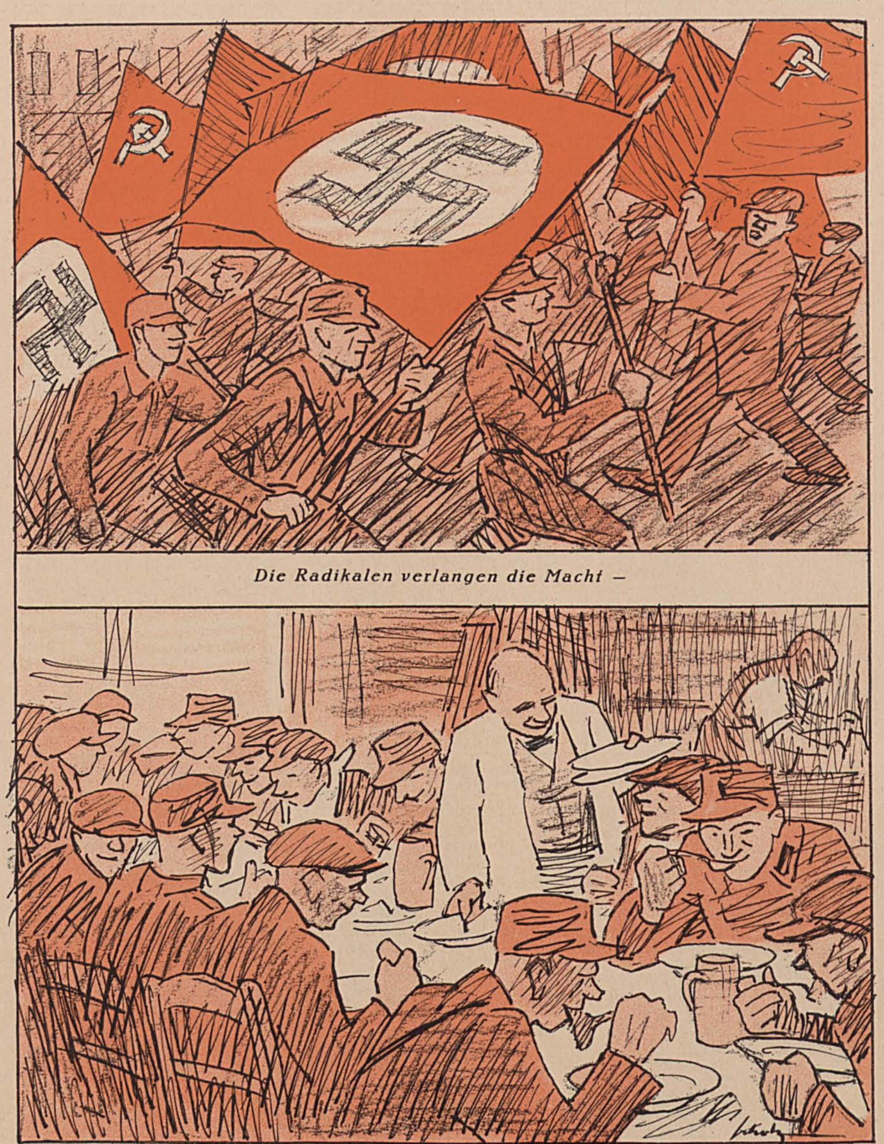
„I gib dir glei 'n Landesverräter, du Bazi! Der Weltfrieden muaß her!"



„Da hast dein Weltfrieden! I wui dir's scho zoag'n, meine fimfasiebzig Milliarden so zum Fenster außi z' schmeißen!"

Das Kernproblem der Politik

(Wilhelm Schulz)



Die Radikalen verlangen die Macht –

aber sie meinen eigentlich nur ein Mittagessen.

Protest der Armen

Von Heinrich B. Kranz

Bis vor kurzer Zeit bestand eine reinliche Scheidung. Man selber hatte nichts — und andere waren Millionäre. Sie tranken Champagner, wohnten in Luxuspalais und bekamen die Magenleiden. Selbst wohnte man in einem bescheidenen Miethaus, trank Bier und war gesund. Am Sonntag fuhr man mit der Straßenbahn in den nahen Wald und genoß in vollen Zügen, was die Natur unentgeltlich darbot. Die Millionäre, wußte man, rasten unterdes in Achtzylindern über Alpenstraßen und brachen sich den Hals dabei.

Unterschiede gab es und wird es immer geben. War das Herz des Armen auf Liebe aus, so fand es ein anderes Herz, ebenso anspruchslos und uneigennützig, und es gab dann die sogenannte echte Liebe — während sich die Millionäre im Arm von Vamps aller Kontinente verzweifelt abquälten, wie sie die unerhörten Toilettenschulden der Geliebten bezahlen sollten, die ihnen bestimmt nicht treu war.

Es bestand reinlichste Scheidung. Man wußte, du hast nichts und die anderen haben alles. Aber du bist glücklich, und die anderen sind es nicht. Deshalb kam kein Groll auf. Man wußte: Jedem das Seine.

Wollte man schließlich nicht mehr, so blieb ein einfacher Ausweg: Man drehte den Gashahn auf. Zuweilen nicht allein, dann war es leichter. Man kam dann in die Zeitungen. Es gibt eben eine ausgleichende Gerechtigkeit, dachte man. Du hast etwas erreicht, was Millionäre vergeblich erstreben. Sie sterben neunzig Jahre alt nach Leiden und Schmerzen, in ihrem von Erben und Ärzten umworbenen Bett — die Armen. Ist der Selbstmörder da nicht zu beneiden?

Und das soll jetzt alles anders werden? Wir protestieren! Wir protestieren gegen Einbruch der Millionäre in ein fremdes Gebiet. Wenn man sich Jahrzehnte versagt hat, was die anderen in Fülle genießen, soll man dann noch den Anspruch auf Selbstmord mit denen teilen müssen, die ihn gar nicht nötig haben? Der Selbstmord gehört uns. Die Millionäre haben genug Gelegenheiten, sich zu drücken: Jagden auf Tiger, Gansleberpasteten. Wir protestieren!

Millionäre aller Länder! Ihr werdet dringend gebeten, von eurem Leben einen vernünftigeren Gebrauch zu machen. Genug mit den Selbstmorden! Sonst werden eure Kinder ein schlechtes Beispiel haben und ihr Geld unter die Armen verteilen. Besinnt euch in letzter Minute!

Aufklärung

Der kleine Otto bekommt von Mutti einen Aufklärungsvortrag gehalten. „Und deshalb, mein Junge", sagt Mutti, „sollst du nie andere Jungens fragen. Komm zu mir, wenn du etwas wissen willst."

„Weißt du denn alles, Mutti?"

„Alles, mein Kind!"

„Au fein, Mutti. Dann sage mir mal schnell — wieviel Röhren hat ein Hochfrequenzempfänger mit Wechselstromanschluß?" m-d

Paris

Es ist nur, weil mich eine Traurigkeit
so quält.
Der Regen fällt
aus grauem Dunst in graue Zeit.

Wie trüb das Gaslicht den Asphalt erhellt –
die Bettler auf dem Boulevard,
geschminkte Weiber auf dem Trottoir,
sie denken nur an Geld.

Gewiß bin ich ein Kind der Zeit,
nichts, das mich lang gefangen hält,
und doch ist eines wahr:
wenn mich ein Weib, ein Herz nicht hält,
dann hält mich die Spelunke und die Bar,
ich fall und fall und lande auf dem Trottoir
und fall so tief, wie nur ein Toter fällt.

Hans Reiser

Ersatz

(Dugo)



„Seht ihr, Kinder, die Liebe ist eben doch bloß eine vergängliche Angelegenheit, aber mit Bridge kann man sich stundenlang unterhalten!"

Immer mal wieder Goethe

Ich komme nach Wetzlar und will die Stätten besichtigen, an denen Goethe mit Charlotte Buff glücklich war. „Entschuldigen Sie", sage ich zu einem Eingeborenen, „wo ist hier das Buffhaus?"

„Das Puffhaus?", antwortet der Eingeborene entsetzt, „na — was erwartense denn eigentlich von so einem kleinen Ort?" A. K.

*

Es ist wenigen bekannt, daß Goethe in die botanischen Lehrbücher des Forstinstituts in Petersburg aufgenommen wurde. Jedenfalls war es so zur Zeit meines Studiums.

Bei einer Prüfung in diesem Fach fragt der Professor einen Studenten: „Was können Sie uns von Goethe erzählen?"

Der Student schweigt. Der alte Professor schüttelt vorwurfsvoll den Kopf: „Wie? Ist es möglich, daß Sie nichts von seinem großen Werk wissen?"

„Ja, natürlich, der Faust!" antwortet der Student.

Der Professor sieht ihn erstaunt an: „Ich spreche von seiner Metamorphose der Pflanze! Und nicht von irgendeinem Faust! Was für Faust? Sie sollten sich schämen, Herr Studiosus! . . ." Ossip Dymow

*

In Buxtehude veranstaltete der Königin-Luise-Bund eine Goethefeier. Aber Frau Doktor Biesebiel war nicht sehr damit zufrieden.

„Finn Sie nich auch, daß das alles man 'n büschen s-tillos war, nöch?" fragte sie die Frau Bäckerobermeisterin.

„Warum s-tillos?"

„Na, zu 'ne Goethefeier, nöch, da setzt man den Gästen doch nich ausgerechnet Schillerlocken zum Kaffee vor, nöch?"

*

„Ich war gestern mal wieder im Theater."

„Was wurde denn gegeben?"

„Warten Sie mal — wie hieß das Stück doch gleich? Jetzt habe ich's vergessen!"

„Von wem war es denn?"

„Das weiß ich auch nicht mehr. Zu dumm."

„Na, was kam denn drin vor?"

„Ach, da ist so'n feiner Herr, der verführt ein Mädchen. Und das Mädchen bekommt ein Kind und macht es dann tot."

„Das Übliche. Wieder eins von den modernen Abtreibungsstücken, die man nicht mehr ertragen kann. Wieder mal der Paragraph 218. Daß den modernen Dichtern nicht ab und zu was Neues einfällt!"

„Moderne Dichter? Das war kein moderner Dichter. Ach, jetzt fällt es mir auch wieder ein, wie es hieß. Es hieß ‚Faust' und war von Goethe . . ."

*

Im Goethejahr.

Eine Herde von Amerikanern braust nach Weimar, hopst in bereitstehende Automobile. Wird zum Park gefahren, Goethes Gartenhaus besichtigen.

Sie bleiben vor dem Eingang stehen und sehen sich die Wiese vor dem Hause an.

Dann sagen sie alle, wie aus einem Munde: „Was für ein wundervoller Golfplatz!" Kurt Miethke



Panteleimon Romanow: Drei Paar Seidenstrümpfe. (Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Berlin.)

Ein Roman aus Sowjetrußland. Im Schatten des kommunistischen Aufbaus vollzieht sich ziemlich klanglos der Abbau letzter psychischer Bestandreste der bürgerlich-egozentrischen Welt. Eine Gruppe sogenannter „Intellektueller" passiert Revue, Männlein und Weiblein. Im Zustand chronischer Aufgestörtheit, dieweil nun mal das Leben nicht mehr sanft und lieblich, sondern, im Falle dieser Gruppe, im hilflosen Protest gegen die harte Neuordnung der Realitäten dahingeht. Wer sich umstellen kann, hat gewonnen. Wer sich nicht umstellen kann, beißt eventuell freiwillig ins Gras... Die Zeichnung der Charaktere ist so genau wie liebevoll, das Buch beste russische Romankunst, von jener, man muß schon sagen, religiösen Ehrlichkeit, die das große Erbe russischer Epik war, ist und voraussichtlich bleibt. Walther C. F. Lierke

R. Seitz und H. Zucker: „Um uns die Stadt", eine Lyrikanthologie. (Sieben-Stäbe-Verlag, Berlin.)

Sehr geehrte Herren Seitz und Zucker! Sie halten da einen Generalappell zeitgenössischer Lyriker ab, um sie sämtlich über die Stadt berichten zu lassen. Alle sollten zu Wort kommen — aber man findet fast nur Bekannte. Brecht, Kästner, Mehring, Reimann, Ringelnatz, A. R. Meyer, Tucholsky, Herrmann (Neiße), Kessel, Mühsam, Bergengruen, L. Hirsch usw. — sehr gut, aber eben alles Bekannte, gut Bewährte. Gewiß, mit diesen war nichts zu riskieren. Wenn Sie schon einen Zeitquerschnitt bringen wollen, dann berücksichtigen Sie bitte auch die Unbekannten. (Vielleicht mag Ihr Einwand berechtigt sein, daß vieles von den Jungen weder abgeklärt noch vollendet sei, aber weshalb übersahen Sie beispielsweise Leute wie W. Lierke, Theodor Riegler, Mascha Kaleko usw.?) Im übrigen ist Ihr Buch recht schön geworden, ernsthaft. Wenn auch die stoffliche Verteilung etwas mißglückte (z. B. mehr von Kalenter, Kuhlmann, Reiser, Weinert, Seiffert wäre angebracht), am einzelnen Gedicht ist nichts zu rügen. Eine Fundgrube für gehobene Kabarettisten und Vortragskünstler; eine Freude für stille Stunden. Dies wünscht Ihnen, ohne Mehranlaß für heute, Ihr ergebener Karl Kurt Wolter

H. H. Houben: Der polizeiwidrige Goethe. (Grote-Verlag, Berlin.)

Ein äußerst amüsantes Buch! Außerdem von praktischer Bedeutung für aufstrebende Autoren, die von einer engstirnigen Zensur bedrückt werden. Nicht allein Wedekind hat sich erfolgreich auf „Stella" und „Faust" berufen. — Mit peinlichster Sorgfalt hat Professor Houben alles zur Sache Gehörige zusammengetragen, konfrontiert und die frappierendsten Zusammenhänge aufgezeigt. Dahinter aber, und das ist das Besondere und Wertvolle an diesem Buche, wird die Entwicklung des Menschen Goethe erkennbar vom Himmelsstürmer, der, selbst arg von der Zensur bedrängt, in seinen „Sprüchen in Reimen" die denkbar treffendste Satire auf die Zensur gab, bis zum weimarischen Minister, der die Zensur aufs wärmste befürwortete. Wer übrigens glaubt, daß die Einwände, welche die Zensur gegen Goethes Werke erhob, nur mehr von historischem Interesse seien, wird bald bemerken, daß sie keineswegs anders geartet sind als jene Einwände, die noch heute gegen künstlerische Arbeiten neuartigen und kühnen Charakters erhoben werden. Charly Conrad

Sergej Tretjakow. Den Schi Chua. (Malik-Verlag 1932.)

Wie Petrons Gastmahl des Trimalchion oder Grimmelshausens Abenteuerlicher Simplicissimus Dokumente wurden ausgehender und sich neu gestaltender Zeitalter, mag auch Tretjakows Lebensroman eines zeitgenössischen chinesischen Studenten für kommende Geschlechter Bedeutung gewinnen als lebendiges und lebensgetreues Bild geschichtlichen Geschehens.

Bio-Interview nennt der Verfasser seine Aufzeichnungen, die er in mühevoller Kleinarbeit nach den Berichten eines jungen chinesischen Literaturbeflissenen konzipierte, mit dem Erkenntnisvermögen des Forschers für das Wesentliche umgestaltete und mit der Einfühlungskunst des Dichters mitzuerleben wußte, sodaß ihm von zahllosen jungen Studenten im Reich der Mitte bezeugt werden konnte: „Was Sie aufzeichneten, das ist unser aller Leben!" Die Technik, besonders der ersten Kapitel, erinnert in der Sparsamkeit und Eindringlichkeit der Darstellung an Tolstois „Kindheit und Jünglingsalter" und erreicht in der Schilderung der großen fernöstlichen Revolution die bildhafte Kraft großer russischer Filmwerke. Carlhans Sternheim

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Oscar Maria Graf: „Das bayrische Dekameron". Zinnen-Verlag, Basel.

Oscar Maria Graf: „Notizbuch des Provinzschriftstellers Oscar Maria Graf". Zinnen-Verlag, Basel.

Friedrich Michael: „Die gut empfohlene Frau". Rütten & Loening, Verlag, Frankfurt a. M.

Philosophie eines Satten / Von Hermann Pirich

Ein Arbeitsloser singt im Hof
von Heimat, Vater, Mutter, Tante, Base.
Ich lieg' im Bett und bohre in der Nase
und fühle mich so ganz als Philosoph.

Was der da unten singt, ist alles Schwindel.
Wer Geld hat, schmeiß ihm einen Groschen hin.
Erzählt mir nichts, ich kenne das Gesindel,
und Fressen ist des Singsangs ganzer Sinn. –

Es liegt ein eigentümliches Vergnügen
darin, wenn man mit seinem Leide prunkt.
Man fühlt sich allzugern als Mittelpunkt
und kann von sich genug nur selten kriegen.

Ich glaube – hm – ihr nehmt euch viel zu wichtig!
Nun ja, ihr habt es ja nicht allzu schön,
das Leben ist ein Dreck, das ist ja richtig,
doch tröstet euch, es wird vorübergehn ...

Verkehrsunfall / Von Peter Pons

Bremsen knirschen. Ein Schrei! Der Straßenverkehr stockt. Fahrzeuge halten an, Menschen laufen auf ein Auto zu, von allen Seiten. Immer größer wird die Ansammlung.

Man drängt, sucht, fragt: „Was ist passiert?"

„Jemand wurde überfahren", raunt es durch die Menge.

Leichenblaß steigt der Fahrer aus dem Auto. „Ich konnte nichts dafür, ich konnte wirklich nichts dafür, wirklich nicht, ich . . .", stammelt er.

Auf der Straße liegt ein alter Mann, das rechte Bein unter dem Hinterrad des Wagens. Die Kleidung ist verstaubt, das Gesicht blaß, die blutleeren Lippen zittern.

Entsetzt starrt die Menge.

„Rücksichtsloser Mensch, Sie", bricht ein Herr, den Fahrer anschreiend, das Schweigen.

„Ein furchtbares Unglück", jammert eine dicke Frau, „Polizei, Hilfe, wo ist die Polizei!"

Ein aufgeregter, kleiner Herr droht mit dem Stock: „Gerast sind Sie, jawohl, Sie sind viel zu schnell gefahren."

Ein Schupo drängt sich durch die Menge: „Weitergehen, Platz machen, weitergehen."

„Herr Wachtmeister, er ist viel zu schnell gefahren und hat kein Signal gegeben!" ruft der aufgeregte, kleine Herr.

„Hier, ich bin Zeuge", sagt ein würdig aussehender älterer Herr, „ich habe die ganze Situation genau übersehen, der Fahrer hat Signal gegeben."

„Nein, er hat kein Signal . . ."

„Doch!"

„Nein!"

„Herr, erlauben Sie . . ."

„Ruhe jetzt", kommandiert der Schupo, „den Wagen heben, schnell anpacken!"

„Der arme, arme Mann", weint eine Frau in ihr Taschentuch, „er muß entsetzliche Schmerzen haben."

„Der schwere Wagen auf dem Bein, und er stöhnt nicht, er schreit nicht, man sollte den Schofför lönschen", ruft eine hagere Frau.

„Herr Wachtmeister, Herr Wachtmeister, geben Sie auf den Fahrer acht, er will entfliehen", schreit wieder der aufgeregte Kleine und fuchtelt mit dem Stock.

Der Fahrer denkt nicht daran. Blaß und zitternd hilft er den Wagen heben. Endlich ist es gelungen.

„Ziehen Sie das Bein heraus", kommandiert der Schupo.

„Es geht nicht, ich kann es nicht bewegen", stöhnt der Überfahrene.

Man zieht ihn zurück. Schreie des Entsetzens! Quer über das Bein läuft schmutzig und tief der Eindruck des Autoreifens.

„Rufen Sie die Sanitätswache an, schnell", befiehlt der Schupo einem Herrn; „haben Sie Schmerzen?" fragt er den Verunglückten.

„Ach ja", sagt der.

„Schreien Sie doch", redet eine ältere Dame gütig zu, „machen Sie Ihrem Schmerze Luft."

„Dieser Mut, diese Selbstbeherrschung", bewundert die dicke Frau.

„Mann, Ihr Bein ist fürchterlich zugerichtet", sagt der Schupo.

„Wenn schon", meint der Überfahrene, „aber die Hand habe ich mir verstaucht."

„Die Hand verstaucht", ruft der Schupo, „das Bein ist doch mindestens gebrochen."

„Nicht so schlimm", lächelt der Verunglückte.

„Sein Verstand hat gelitten", flüstert die ältere Dame.

„Ihr Bein muß doch furchtbar schmerzen", sagt gütig der Schupo.

„Das erstemal hat es weher getan", meinte der Überfahrene.

„Überfahren-werden ist doch nichts, woran man sich gewöhnen kann", ruft der Schupo verzweifelt.

„Das gerade nicht", sagt lächelnd der Überfahrene, „aber wenn beim erstenmal gleich das ganze Bein abgefahren wird, ist es beim zweitenmal übers Holzbein nicht so schlimm."

„Weitergehen", sagt der Schupo.

Reflexion (A. Pichel)



„Naa, wenn oam a Madl net scho vorher g'hört hat, soi ma koa Weekend dro hi' hetzen, aber wann's oam scho g'hört hat, braucht's a Weekend überhaupts nimmer."

Aufstand / Von Ernst Kreuder

Karl Reber, Angestellter bei Löwenzahn & Thales, Manufakturen, war fünfzehn Jahre verheiratet, als ihm eines Tages seine Ehe nicht mehr gefiel. Es ist schwer, diesen plötzlichen Umschwung zu untersuchen.

Er ging nach Geschäftsschluß nicht wie gewöhnlich nach Hause, er ging mit dem noch vollzähligen Monatsgehalt zuerst ins Café „Fehrbellin". Dort ließ er sich einen Tee bringen, eine Schachtel Zigaretten und die Zeitungen. Er bemühte sich, ganz so zu tun, als sei er ein alleinstehender Mann in den vierziger Jahren, der sich bei einem Tee auf den ihm zur Verfügung stehenden freien Abend vorbereitet. Er dachte, daß man ein neues Leben jederzeit beginnen konnte, wenn man nur wollte. Obwohl er ein schmächtiger Mensch war und eine Brille trug, wagte er den Aufstand. Sein privates Ich war aus dem Grabe auferstanden und verlangte Leben, Freiheit und Weite. So ungefähr dachte er, da er in diesen Dingen unerfahren war. Zu Hause wartete seine Frau mit dem Nachtessen, gerösteten Kartoffeln und gewärmtem Winterkohl.

Als eine Stunde vergangen und Karl noch nicht erschienen war, ging Frau Dorothea Reber in den ersten Stock zu Tannemanns, was ihr sehr peinlich war, und rief Löwenzahn & Thales an. Von dort erhielt sie den Bescheid, daß Herr Reber zur gewohnten Zeit das Büro verlassen hatte. Daraufhin kehrte Dorothea in ihre Wohnung zurück, strich sich in höchster Unruhe und beginnendem Jähzorn über das fette gelbe Doppelkinn, stellte den Lautsprecher an und nahm das Bündel Socken auf den Schoß. Und während sie nun, in gehässige Betrachtungen vertieft, ein großes Loch an der Ferse stopfte, stieß sie in Abständen kleine spitze Wutschreie aus. Der Lautsprecher verkündete die neuen Großhandelspreise.

Karl Reber hatte seinen Tee getrunken und unaufmerksam die Zeitungen gelesen. Um in ein Kino oder in ein Theater zu gehen, dazu fehlte ihm heute abend die nötige Sammlung. In Wahrheit war er vollkommen ratlos, nur war er entschlossen, sich unter keinen Umständen mit sich selbst zu beschäftigen. Im Café saßen einige gepuderte Damen und ließen ihm ermunternde Blicke zukommen. Aber Karl hatte sich noch nicht so weit aus seiner Ehe hinausbegeben, daß er jetzt schon mit anderen Frauen hätte anknüpfen können. Die Entfernung zu ihnen war noch zu groß. Indessen war er gewillt, sich treiben zu lassen. Und da sich Hunger einstellte, erhob er sich und ging in ein Speisehaus. Nachdem er dort ausgiebig gespeist, ein Glas Export und einige Schnäpse zu sich genommen hatte, fühlte er Heiterkeit herannahen und beschloß, nunmehr etwas zu unternehmen.

Er trat auf die Straße — es war warmes Regenwetter —, schlug mechanisch den Mantelkragen hoch und ging ein Stück. Dann blieb er stehen, besann sich, kehrte um und stieg entschlossen in eine der an der Ecke haltenden Taxi. „Wohin, der Herr?" fragte der Fahrer. „Sagen Sie", sagte Karl gehemmt, „es ist schon lange her, zehn bis fünfzehn Jahre — existiert diese ‚Wolfsschlucht' noch?" Der Fahrer nickte, betrachtete sich einen Moment seinen Gast und fuhr los. Im Wagen streckte Karl die Beine aus, und da er die Freiheit spürte, mußte er singen. „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd . . .", sang er mit scheuer, ungeübter Stimme; aber bei der zweiten Strophe hatten sie den Asphalt verlassen, und er wurde zu sehr geschüttelt. Nunmehr steckte er sich eine Zigarette an und lächelte geduldig vor sich hin. „Jawohl", sagte er einige Male und „Haha", und dazu schüttelte er den Kopf. Daß er erst heute auf den Gedanken gekommen war, auf die Idee, sein Leben zu ändern! Man brauchte nur zu wollen, und —. Der Fahrer öffnete den Schlag. „Um die Ecke links", sagte der Fahrer, „das zweite Tor mit der Laterne."

Karl zahlte und ging um die Ecke links durch das zweite Tor mit der Laterne. Eine erleuchtete Treppe führte hinab. „Bin ich nicht reizend?" sagte an der Türe eine gepuderte Dame mit einem Goldzahn und drückte ihn gewandt an ihren vollen Busen. „Aber natürlich, aber gewiß", sagte Karl erschrocken, „was denkst du denn, liebes Kind?" Er wunderte sich, daß er gar nicht stecken blieb. „Na siehste", sagte die üppige Dame, deren linkes Augenlid ein wenig herabhing, „das müssen wir schon feiern. Na komm." Die Dame, welche Lulu gerufen wurde, steuerte mit Karl umsichtig und flink durch den dichten Tabakrauch, zwischen Stühlen und Tischen hindurch in eine von düsterem Rot erhellte Laube, wo sogleich ein langer Kellner zur Seite war und eine Weinkarte mit braunen Fingerabdrücken Karl in die Hände schob. Die Kapelle spielte einen donnernden Marsch. „Setz doch die Brille ab", sagte Lulu, „siehst du, so bist du viel schöner." Sie nahm ihm die Brille herunter, und Karl sah von nun an nicht mehr viel . . .

Nach einigen Stunden sah er alles nur noch in feierlich sich drehenden Kreisen, einmal nach rechts herum, einmal nach links. Er stieß ein Weinglas um, und sein Kopf zeigte Neigung zum Einschlafen, aber Lulu riß ihn hoch, und er vernahm wie unter Wasser, daß er jetzt an die Luft und dann einen Kaffee trinken müsse. Es gelang, ihm den doppelten Betrag der Zeche abzuknöpfen. Lulu schleppte ihn durch die frische Luft, dicht an ihn gepreßt; Karl ging geduldig vorwärts, sagte einige Male „Hup", versuchte sich zu erinnern: er hatte viel Wein getrunken und war öfter aufregend geküßt worden, aber das war es wohl nicht, er wollte doch irgendwas. In einem düsteren Verschlag trank er einen salzigen Kaffee, und nachdem er noch einige Gläser Wasser getrunken hatte, kam er zu sich. Nun wollte er an seine Ehe denken und an die Freiheit, aber Lulu kitzelte ihn geschickt, und er ging wieder mit. Sie nahm ihn auf ihr Zimmer mit, zündete die Petroleumlampe an und weihte ihn in ihre alltäglichen Künste ein. Nach geraumer Zeit, nachdem sie ihr hohes Honorar in die oberste Schublade der schwarzen Kommode eingeschlossen hatte, entließ sie ihn, der jetzt gerne geschlafen hätte.

Als Karl wieder auf der Straße war, verfügte er über eine weitgehende Spaltung seiner Persönlichkeit, denn er konnte sich, zum ersten Male in seinem Leben, hemmungslos und mit Genugtuung beschimpfen. In diesem Zustande grüßte er einen Schupo und sprach folgendermaßen zu ihm: „Geehrter Herr, man muß mich umgehend verhaften, hup, ich bin eine Lappalie, verstehen Sie, ein Krümel, noch weniger, fünfzehn Jahre, verstehen Sie, meine Natur ist verloren. Deshalb, ich könnte mich lebendig, hup, verbrennen." — „Gehen Sie doch schon weiter", sagte der Schupo freundlich und schob ihn sanft ab. Da schritt Karl verbittert weiter und sang in einer falschen Verzweiflung, herausfordernd: „Grüß mir die Heimat in Scheiben geschnitten . . ." Darauf wurde er von dem nächsten Schupo angehalten und notiert. Und damit fühlte er sich nun so weit entlastet, daß er den Heimweg antreten konnte.

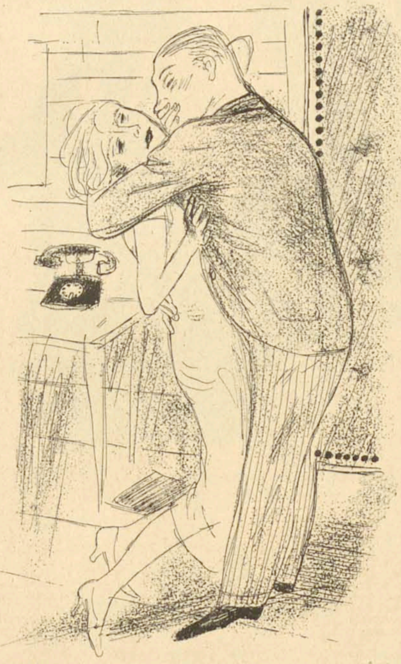
Er kam spät nach Hause. Seine Frau schlief. Den Schlüssel hatte er verloren. Er mußte klopfen.

„Wo kommst du her?" fragte sie heiser; ihr Doppelkinn zitterte.

„Aus der Wolfsschlucht", erwiderte Karl leise. Sie nahm ihm die Brille ab, warf seinen Hut zu Boden. Er mußte niederknieen. Sein eigner kleiner Hund biß ihm von hinten ins Ohr. Knieend sollte er, mit erhobenem Schwurfinger, etwas Fürchterliches nachsprechen. Aber da mußte er sich übergeben. Und während er still den Teppich bespie, fühlte er, daß er wohl ein geringerer Mensch war, aber daß ihm dieser Abend, dieser Aufstand gegen die Jahrzehnte, traurig mißlungen war. Deshalb konnte er auch nicht weinen.

Abgekürztes Verfahren

(Rudolf Kriesch)



„Nicht doch – nicht doch – ich weiß, wie das wieder ausgeht – – –!" — „Na, wennse es schon wissen, fangen wa doch lieber jleich an!"

Lieber Simplicissimus!

Tante Mechthild aus Tilsit ist zu mir zu Besuch gekommen. Ich führe sie Unter die Linden — ins Theater — am Abend in die Friedrichstraße. Sie staunt Pyramiden: „Nee, diese Beleuchtung! Dies Leben! Und Trejben! Hasten! Un Ejlen! Die vielen Wagen! Menschen . . . Un was mich am mejsten wundert: daß noch so viele Frauen unterwegs sind — zu so später Stunde — allejn. Wirklich: mutige Mächen!"

Roda Roda

•

Zu Frau Gerhart Hauptmann kam eine Verwandte von ihr und sagte: „Denke dir nur, gestern wurde das Gerücht verbreitet, Gerhart wäre gestorben." — „Zu dumm!", antwortete Frau Hauptmann, „schon wieder eine Verwechslung mit Goethe."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80**. **Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Karl Rudolf Schulte, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1932 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Tragik

(Paul Scheurich)



„Siehst du, Friedo, da schwärmen die Menschen immer von echter Männerfreundschaft, und wenn sie am echtesten wird, kommt die Polizei dazwischen!"

Vom Tage

In Berlin ist vor kurzem ein „Verein der Schlafwandler" gegründet worden. Er beabsichtigt, wie sein Gründer und Vorsitzender, ein Herr Klein, in der Einführungsrede erklärte, „die Wahrnehmung aller den Schlafwandlern gemeinsamen Interessen".
— Es kann kaum zweifelhaft sein, daß es sich hier um eine verkappte Mantelorganisation der NSDAP. handelt.

•

Der berühmte Geiger Jan Kubelik, von dessen Konkurs vor einiger Zeit berichtet wurde, hat seinen Gläubigern fünfunddreißig Prozent geboten. Um die erforderlichen Summen aufzubringen, hat der Künstler, der lange aus dem Konzertleben ausgeschieden war, den Plan gefaßt, wieder auf Tournee zu gehen.
— Zum Pleitegeier der Pleitegeiger. Th.

Der Fachmann

Ich habe mir einen Schiffszimmermann bestellt, führe ihn in den Garten und zeige ihm meinen alten lecken Kahn, den er reparieren soll. Er besieht das Ding von allen Seiten, kratzt sich hinterm Ohr: „Es lohnt nicht, Herr, — der Kahn ist hin! Aber ich will Ihnen zehn Mark dafür geben, das ist er grade noch wert!"
„Und was wollen Sie damit anfangen?" frage ich ihn. Da kratzt sich der Alte wieder hinterm Ohr: „Na, ich würde ihn halt instand setzen, Herr, denn schließlich ist unsereins ja Fachmann!" John Förste

An die Pfingsttaube

Senke dich, geschätzter Vogel,
auf das Preußenparlament,
wo ein Balgen und Gemogel
um Priorität entbrennt.

Auch die Bayern und die Schwaben
dürften, wenn mir richtig ist,
für den Geist Verwendung haben,
der von oben sich ergießt.

Allerdings ist zuzugeben,
daß es Mißvergnügen schafft,
über Köpfen hinzuschweben,
wo's von Gegensätzen klafft.

Scheint denn also abzuprallen,
was du zu vergeben hast,
laß halt etwas andres fallen:
Fischleim oder Leukoplast.

Ratatöskr

Die Tafel

Alexander gehört zu jenen Unglückseligen, deren Bude, weil es dort ein Grammophon gibt, Tee und Zigaretten, zu jeder Tages- und Nachtzeit das Ziel von parasitären Bekannten ist. Und nur allzu häufig treten diese dann in Situationen hinein, bei denen Dritte durchaus fehl am Ort sind . . .
Alexander wütet. Alexander tobt. Alexander ist im allgemeinen durchaus gastfreundlich. Aber was zuviel ist, ist zuviel. Und immer wieder ist es das gleiche Malheur.
Neulich hat Alexander sich „Tristan und Isolde" angehört. Kehrte glückstrahlend heim, unter dem Arm eine riesige Tafel, die er im Opernhaus, wenn auch unter Schwierigkeiten, entfernt hatte. Oder gestohlen, wenn das besser klingt. Eine Tafel aus dem Opernhaus? Ja, aus dem Opernhaus. Auf der Tafel steht nämlich:

Während des Vorspiels
und während der Akte
ist der Eintritt strengstens verboten!

Diese Tafel hängt jetzt immer, wenn es nötig ist, vor Alexanders Zimmertür. Während des Nachspiels hängt sie übrigens auch noch dort . . . Jojakim

Ein neuer Beweis für Einstein

(Olaf Gulbransson)



„Ja sehen Sie, Hochwürden, da bewährt sich mal wieder meine Relativitätstheorie: Das hätte der selige Torquemada sich auch nicht träumen lassen, daß seine Partei noch mal die Hoffnung der Demokratie werden würde."

Gewehre / Von Carlhans Sternheim

Es sind zwanzigtausend gut gearbeitete Karabiner von jenem zierlichen Modell, das einst der Stolz unserer Urgroßväter war. Sie sind einzig in ihrer Art, denn es gibt in der ganzen Welt kein weiteres Exemplar mehr von ihrem Kaliber und ihrer Konstruktion; und so lagern sie denn mit einem letzten Proviant von einigen Millionen Schuß Munition, die von keiner Fabrik mehr nachgeliefert werden kann, umgeben von den zugehörigen blind gewordenen Bajonetten und aus der Mode gekommenen Patronentaschen seit vierzig Jahren in der Obhut einer treuen Verwaltung, die immer noch hofft, sie gegen eine wenn auch noch so kleine Summe verkaufen zu können.

Sie verrosten allmählich, die getreuen Zwanzigtausend, und geben doch vielen Wesen Freude und Unterhalt, den Beamten, die sie verwalten, und auch Herrn Jules Prunier und seinen Geschäftsfreunden, unter denen sich glühende Patrioten verschiedener nah- und fernöstlicher Länder befinden.

Jules Prunier ist Generalvertreter verschiedener Institute für internationale geistige und geistliche Zusammenarbeit, Friedensfreund, Volapükforscher und hat in jahrelanger mühevoller Arbeit ein internationales Alphabet für vierhundert Sprachen fertiggestellt mit siebenundneunzig Buchstaben. Jahrein, jahraus sammelt er Heu als Weihnachtsgabe für die Ziege Gandhis. Aber er hat den unglücklichen Ehrgeiz, erster Präsident der Vereinigten Staaten von Europa zu werden, und dafür braucht er Geld, das ihm die zwanzigtausend Manneszierden verschaffen sollen.

Seit einem Jahrzehnt hat er mit Billigung der jeweiligen Kriegsminister versucht, die Waffen gegen eine Provision von fünfunddreißig vom Hundert abzusetzen gegen die günstigsten Zahlungsbedingungen, denn nur ein Drittel soll auf Raten in bar, ein weiteres Drittel in Korinthen oder Talgkerzen und das letzte Drittel sogar in Wechseln oder Staatsanleihen bezahlt werden. Und er hätte eine runde Million verdient, wenn nur irgendeine Regierung, China oder Abd El Krim oder gar Tirana, wirklich sich zum Kauf entschlossen hätte. So aber hat er aus eigener Tasche Spesenvorschüsse an Gesandtschaftssekretäre und Marineminister bezahlt und vergeblich auf den Erfolg gewartet. Bis endlich mit der Ankunft der deutschen Kapitalflüchtlinge auch sein Weizen zu blühen begann.

Jetzt sitzt er in Genf als Generaldirektor einer Holding-Gesellschaft und macht folgende Geschäfte. Seine Untervertreter leben in den großen Kurhotelpalästen und wissen erholungsbedürftigen, steuermüden Reichsdeutschen von zukünftigen Kriegen um Mossul und um Syrien, von den zwischen Afghanistan und Beludschistan schwebenden Streitfragen u. dgl. zu berichten, sie wissen auch eine glänzende Gelegenheit, um endlich die Belange von Albanien mit der Schärfe des Schwertes zu wahren. Sie zeigen Kopien amtlicher Vollmachten, Lichtpausen und Preislisten ausrangierter Gewehre und vermitteln die Bekanntschaft mit einem als Käufer stark interessierten Gesandtschaftsbeamten.

Wer wäre denn nicht bereit, zwanzigtausend Franken an die Änderung der Weltgeschichte zu wenden, wenn sich dabei eine halbe Million verdienen läßt!

Bei einer Round-Table-Konferenz treffen sich an einem viereckigen, grün überzogenen Tisch zwischen Telephonen und Generalstabskarten ein deutscher Kapitalflüchtling, ein Bankier, Herr Jules Prunier und der Sekretär der Gesandtschaft.

Der Sekretär braucht vierzigtausend Franken für eine Reise nach Ankara und zur Willigmachung des Marineministers. Zwanzigtausend wollen die Bank und Jules Prunier aufbringen, die restlichen zwanzigtausend gibt der Gast natürlich gerne gegen ungeheuerliche Gewinnbeteiligung. Und damit ist das Weltgeschichte machende Geschäft perfekt. Gesandtschaftssekretär, Bankier und Jules Prunier teilen sich die zwanzigtausend Franken des neuen Teilhabers und suchen dann weitere Interessenten an der Wiederherstellung der Weltordnung.

Denn die Wirtschaftskrise kann und muß — wenigstens für einzelne — überwunden werden, für diejenigen mindestens, welche die Zeichen der Zeit verstehen und gerne Präsident der Vereinigten Staaten von Europa würden.

Erpressung, Waffenhandel, Alkoholschmuggel und Sektengründung sind immer noch lebensfähige Industrien, die, von der Vertrauenskrise verschont, Segen bringen und Arbeit schaffen.

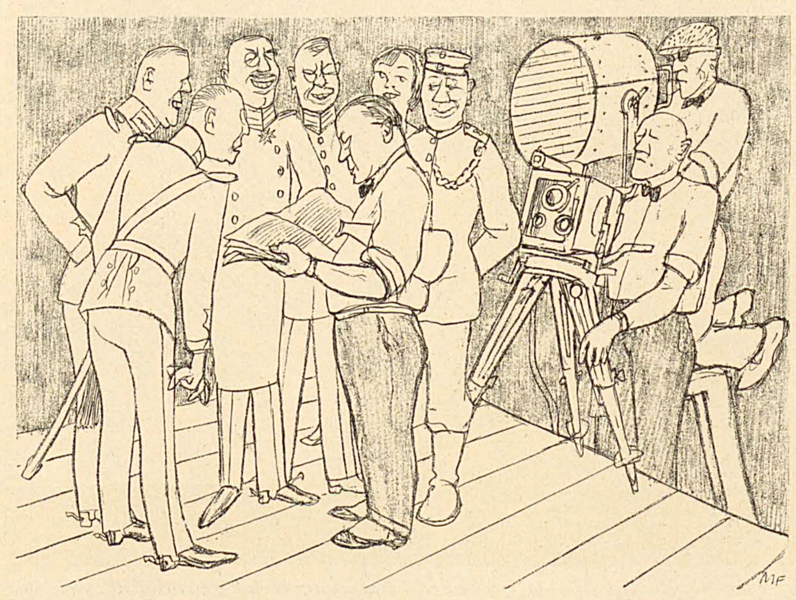
Nein!

Auf meinem Weg daher
kam einst ein junger Abwaschbär
und frug: ist Liebe schwer?
Ich sagte: sehr.
Da rief er: muß das sein?!
Ich sagte: nein.

Peter Pons

Captatio benevolentiae

(M. Frischmann)



„Und Sie müssen nu als adlijer Jardeleutnant 'n Mä'chen aus'm Volk verführen, dadurch fühlt sich det jroße Publikum jleich persönlich jeehrt!"

Im Irrenhaus

(E. Schilling)



„Tut mir leid, meine Lieben, ich muß euch jetzt entlassen, denn im Verhältnis zu den Führern der Weltpolitik und der Weltwirtschaft seid ihr alle direkt normal."

Ein Kind fragt / Von Erich Rohde

„Bring' mir doch mal den Aschbecher", sagte der Vater zu seinem Sohn, und der fünfjährige Knirps schleppte ihn herbei. Schleppte ist richtig, denn der Aschbecher war ein Erinnerungsstück aus dem Kriege — ein viertel Stück Granate, bei dem die Messingringe geputzt und die Ränder abgefeilt waren.

Als der Vater nach der Zeitung griff, sah er, daß sein Sohn vor ihm stehen geblieben war. „Willst du noch etwas, mein Junge?" fragte er.

„Weshalb haben wir eigentlich so einen dummen Aschbecher und die anderen Leute einen feinen aus Glas?" wollte der Junge wissen.

„Das ist aus dem Kriege, eine Erinnerung, eine Granate — das verstehst du nicht", sagte der Vater. „Was ist das, Krieg?" — „Krieg ist — Krieg ist, wenn die Feinde kommen und überfallen uns", gab der Vater ungeduldig zur Antwort.

„Sind Feinde auch richtige Menschen?" — „Natürlich sind Feinde auch Menschen, frag' doch nicht so dumm. Laß das jetzt und spiel mit deiner Fahne." — „Was tut man mit den Feinden?" fragte der Sohn beharrlich und sah den Vater aufmerksam an. „Ich sagte doch schon, man führt Krieg gegen sie. Man . . ., man schießt sie tot. Weshalb willst du denn das alles wissen . . .?" — „Vater, weshalb hat die Polizei denn den Mann von gegenüber geholt? Er hat doch auch jemand erschossen. Wenn es sein Feind war . . ." — „Das ist ganz etwas anderes, das ist nicht erlaubt . . . Ich sagte doch schon, du sollst jetzt die Fragerei sein lassen. Du verstehst das doch nicht!" — „Wer erlaubt denn, daß jemand totgeschossen werden darf . . .?" — „Also, paß mal auf, mein Junge, das ist so . . . Ich kann dir nicht alles so erklären . . . Krieg ist jedenfalls, wenn die Feinde, wenn . . . Laß doch die Fragerei. Hier ist ein Auto, sieh mal . . ." — „Wer erlaubt, und wer erlaubt nicht . . .?" — „Du verstehst es doch nicht!" — „Du verstehst es, Vater . . .?"

Alles beruft sich auf ihn

Weil kein Deutscher etwas sagen kann, ohne sich dabei auf einen anderen zu berufen, geht es Goethe in diesem Jahr gar nicht gut.

Die Linke ist kosmopolitisch und beruft sich auf den „Briefwechsel mit Schiller".

Die Rechte ist für die Pflege des kleinen Kreises und beruft sich auf „Werther".

Die Sexualreformer sind gegen den § 218 und berufen sich auf „Faust, erster Teil".

Die anderen sind, in erhaltender Religiosität, dafür und berufen sich auf „Faust, zweiter Teil".

Die Kabarettiers hassen beruflich die Spießerheuchelei und berufen sich auf die „Xenien".

Die Leitartikler schätzen die Qualitäten des Bürgertums und berufen sich auf „Wilhelm Meister".

Das alles hört sich Goethe im Grabe an. Seine Meinung über solches Getriebe zu äußern, dreht er sich um und beruft sich auf „Götz von Berlichingen". K—t

Triumph des Körpers

(E. Thöny)



„Uff Jeist fallen ja die Frauen heute ooch schon rein, aber mit eleganten Backhands bekommt man se eben doch immer noch um 'n paar Tage fixer!"

Stuttgart, 22. Mai 1932 Preis 60 Pfennig 37. Jahrgang Nr. 8

SIMPLICISSIMUS

Zentrums-Dilemma

(Olaf Gulbransson)

„— — — OB SO ODER SO, ES IST HALT IMMER EIN KREUZ MIT DEM KREUZ!"

So zwischen den Völkerbundstagungen / *Von Walther C. F. Lierke*

Gedulde dich, Mensch, gedulde dich immer mal wieder!
Was anderes kannst du, Privatmann, doch nicht tun.
Da ist es nun Mai, und bald blüht Flieder,
aber du bist gegen Anteilnahme immun.
Du lerntest nämlich infolge der ewigen Krisen
auf alles niesen . . .

Sieh mal, die Herren in Genf tun eben ihr Bestes.
Nur ist auch das Beste manchmal nicht gut genug,
und unter Bestätigung eines Schwierigkeitsrestes
steigen die Herren wieder in ihren Zug.
Du liest dann interessiert bei dir zu Hause
von Verhandlungspause.

Pause, mein Lieber! Das ist das Wort dieser Zeit.
Alles macht Pause, die Arbeit, das bißchen Verdienst.
Wir tun uns ja alle vor lauter Pause schon leid.
Aber daß du dich ja nicht zu Radikalismen erkühnst!!
Du hast geduldig zu sein (das mußt du dir merken!),
um den Leerlauf des Lebens zu stärken.

Na also . . . Somit laß Mai sein, laß Flieder blühn.
(Du kannst aber auch mal hinausgehn und dran riechen.)
Ob die Minister nun heimwärts, ob Genf-wärts ziehn:
das Tempo des Daseins gefällt sich im Weiterkriechen.
Man müßte, um das zu bejahen, beamtet sein
im Genfer Verein.

Der Selbstmörder / Von A. M. Frey

Er saß in zusammengesunkener Haltung an einem unsauberen fleckigen Wirtshaustisch, und es war, als sei er diesem graubraunen Holze brüderlich verwandt. Der Tisch sah aus, als getraue er sich gar nicht, rein zu sein, als wolle er geduckt sagen: bloß kein Glied rühren, sonst wird alles nur noch schlimmer!

„Was soll man machen?" fragte der Mann gepreßt und beschämt, erwürgt und doch noch am Leben. Er hob den halben Blick in den Raum, in dem niemand war. Er ließ den Blick wieder sinken, hinein in das Glas, das vor ihm stand und in dem nichts war.

Er rutschte tiefer unter die Tischplatte wie unter eine Decke von schmierigem Holz. Die Stuhllehne knackte unter dem Druck der gebuckelten Schulterblätter. Er sagte: „Heute ist es so, daß die Lebensangst mächtiger ist als die Todesangst. Reihenweise fliehen sie vor dem Schreckgespenst des Lebens, das sie mit dem fiebrigen Hagel der täglichen Unbarmherzigkeiten bedroht, — fliehen in den kühlen Keller des Todes.

Könnte ich es doch auch! Könnte ich doch auch fort. Weshalb kann ich nicht?

Da wäre der Fluß. Aber ich bin ein tüchtiger Schwimmer. Es liefe auf eine Probe der Muskeln mit der Gleichgültigkeit des Wassers hinaus, und am Ende bliebe ich Sieger. Wie lächerlich und erbärmlich wäre das. Aber schwimme du einmal nicht, wenn du's vorzüglich gelernt hast, wenn du im Wasser wie zu Hause bist! Ebensogut kannst du dir befehlen: halte den Atem an, bis du erstickt bist.

Ja — warum nicht den Atem anhalten? Ich versuche es. Ich zähle im Kopf die Sekunden mit: eins — zwei — drei — vier. Es geht nicht. Die Angst, die Lebensangst, jagt mir zu den Nasenlöchern die verbrauchte Luft hinaus und läßt mich unaufhaltsam neue einschlürfen.

Da wäre der Strick. Ach, es wäre meine letzte Sorge, daß er reißt oder daß der Nagel nachgibt. So etwas kann nur schlampigen Selbstmördern zustoßen. Sie werden sich deshalb aufhängen müssen, weil sie durch Schlendrian ihr ganzes Leben zerstört haben, und nun mißlingt ihnen natürlich auch dies Letzte. — Nein, was mich abhält, ist etwas anderes: dem Strick selber fehlt es an einer dringenden Eigenschaft, er drosselt nicht genug, er ist gleichmütig wie das Wasser. Ich habe ungewöhnlich starke Halsmuskeln: gegen sie aufzukommen, kann eine Schlinge mit absoluter Sicherheit nicht riskieren.

Die Schußwaffe? Da bin ich nun einmal ohne alle Übung, da bin ich wie ein kleines Kind mit einer Rasierklinge. Welch eine Katastrophe, daneben zu treffen: statt des Herzens nur die Lunge, die dann Jahre hindurch Blut spuckt. Oder statt des Gehirns das Augenlicht. Und wie steht es mit den Ladehemmungen, von denen man immer wieder hört? Du kniest vor dem Spiegel und drückst ab gegen die rechte Schläfe — und nichts geschieht: kein Knall und kein Umfall. Wie gräßlich! Nach solcher Mobilmachung eines äußersten Willens kein Ergebnis — vielleicht das eine, ganz unerwünschte, schwer nervenkrank zu werden.

Das Messer, der Dolch? Das Messer wäre der Gipfel der Unzuverlässigkeit. Nichts weiter davon!

Gifte! Ja, Gifte haben etwas Verlockendes. Aber da haust in mir eine unausrottbare Vorstellung, weiß der Henker, woher ich sie bezogen habe: die Vorstellung, daß es nicht aus ist, auch wenn es äußerlich aus zu sein scheint. Ich denke mir: jedes Gift lähmt zuerst nur. Das ist seine wahre Tücke. Für die Überlebenden bist du rasch tot; du liegst ruhig da, und die verdickte Zunge hängt dir still zum Munde heraus. Aber innen, mein Lieber — in dir tobt tagelang ein barbarischer Kampf. Kampf des Veronals, des Zyankalis mit den Eingeweiden. Du brüllst unter unsagbaren Schmerzen, die dich in Stücke reißen — brüllst lautlos. Keiner hört dich. Liegst friedlich, alle sehen, wie friedlich du daliegst.

Das ist es überhaupt. Nicht die Furcht vor dem Totsein — die Furcht vor dem Sterben ist es, die zögern läßt. Ja, die Furcht vor dem Tode, wenn man den Tod als Persönlichkeit nimmt, als einen Pfuscher, der seine Handgriffe nicht schnell und schmerzfrei durchführt, weil er unsicher und gewissenlos ist, ein Stümper in seinem Metier.

Sollte er kein Stümper sein? Was berechtigt uns zu solchem Optimismus? Weshalb e r denn nicht — wo alles in diesem Dasein zusammengestümpert und verpfuscht ist.

Nach den Giften in Tabletten- und Ampullenform die Gase. — Das moderne Ende durch Leuchtgas. Es ist als Tötungsmittel sprungartig in breiter Front vorgerückt. Es hat an Beliebtheit so zauberisch zugenommen, daß mancher sich seines stinkenden Hauches kurzerhand bedient, ohne es wirklich nötig zu haben. Ich verstehe das nicht. Mir ekelt namenlos davor. Mir ist, als sollte ich mich zwingen, an einer fauligen Speise mich totzufressen. Ein burlesker Abschied aus dieser Welt der lebendigen Kadaver!

Was bleibt? Die Eisenbahnschiene; der Sprung von der Felswand, der Sprung vom Turm, der Sprung in den Feuerkrater. — Das ist alles nichts. Die Bahnschiene läßt dich verstümmelt, beiseite geschleudert und ungetötet im Stich. Und die Sprünge? Eine sichere Sache, meinen Sie, wenn man es besonnen anpackt? Ja, sehen Sie, mein Herr", sagte er zu mir und hob das ratlose, vom Gram verschleierte Auge, „ich kann nicht springen, ich kann von keinem Kirchturm herabspringen, aus einem ganz vertrackten Mißtrauen kann ich es nicht. Ich bin schon oben gestanden. Unten liegt die Stadt im Dunst ihres satten Menschentums. Die Bläue umweht dich, du steigst auf die Brüstung; du überzeugst dich davon, daß bei der steilen Fahrt nach unten kein Mauervorsprung, kein Wasserspeier, keine Fahnenstange dich hemmen wird. Du wählst natürlich die höchsten Plätze, zum Beispiel die Frauentürme in München, neunundneunzig Meter Fall. Aber man springt nicht. Sollte man vielleicht statt des Tages mit blauer Luft einen Regentag wählen? Es hülfe nichts. Denn was abhält, ist nicht der versöhnende Glanz der durchsonnten Welt — es ist die entrückende Höhe. Du brauchst aber die Höhe, die äußerste Höhe, die du haben kannst. Sie erst verbürgt die zerschmetternde Tiefe. Ach, sie verbürgt sie n i c h t — gerade sie tut das nicht! Welch ein Widerspiel, das sich nicht ausgleichen läßt.

Verstehen Sie, mein Herr, ich balanciere auf der Brüstung und flüstere mir zu: springe! Ich versuche mir den Sprung abzuschmeicheln. Eine Taube neben mir gurrt beruhigend. Ihr Gegurr bedeutet: so tu's nur, alles wird gut werden! — Dann breitet sie sich aus und ist über einem Abgrund, der sie trägt. Der sie trägt, mein Herr, sehen Sie, das ist es. Unabweisbar kommt mir das Gefühl: wenn ich jetzt springe, dann werde ich keine zehn Meter stürzen — und schon wachsen mir vielleicht Flügel. Schon rausche ich mit großen Schwingen auf das Dach des Rathauses. Was täte ich denn dort? Oder ich weiß diesen schnellen Niedergang zu verhindern und gelange in entgegengesetzter Richtung bis zum Bahnhof. Wiederum: was beginne ich dort — ich, der sich hat erledigen wollen und genarrt ist und weiter in diesem verfluchten Leben steckt.

Lieber solch schlimme Versuche beiseite lassen — Versuche mit unzulänglichen Sicherheitsmaßnahmen. Damit mir nichts geschieht, was halb vorhersehbar ist. An Unvorhergesehenem ist mir genug geschehen. — — —"

Er raffte sich auf. Er grub sich mühsam unter dem Tisch hervor. Er rief mit brüchiger Stimme in den leeren Raum, er wolle sein Getränk bezahlen. Aber es kam niemand. Von diesem Menschen wollte nicht einmal ein Bierwirt Geld entgegennehmen.

Er ging hinaus zu einer Tür, die aussah wie der Rücken seines Rockes, verwittert und streifig. Er ging mit Beinen, die eigentlich da bleiben wollten, die sich doch bewegten — in eine Ferne hinein, als träten sie auf der Stelle.

Kamarilla?? / *Von Karl Kinndt*

Der Wind weht scharf von rechts, mein Sohn,
in Sonderheit in Preußen —:
es feilschen um die Beute schon
die Ritter von der Reaktion
und möchten sich beschummeln.

Und immer, riecht's wo brenzelich
im Keller oder Speicher,
erhebt im Hintergrunde sich
wie ein Gespenst unweigerlich
der Schleicher — der Schleicher — — —

Und keiner weiß recht, ob der Mann
für Hitler oder gegen —?
Er schlängelt überall sich ran,
wo abseits sich im dunklen Tann
verdächt'ge Kräfte regen — — —

Man weiß nicht, wie, man weiß nicht, was,
man weiß auch nicht, warum?
Doch sicher fühlt er sich als Aß
im Spiel ums deutsche Pulverfaß,
wenn nicht Napolium!

Und balde sind wir um ein klein
Stück Welt-Erfahrung reicher:
schlägt irgendwo die Bombe ein,
wird unbedingt nicht ferne sein
(mit oder ohne Hammerstein)
der Schleicher — der Schleicher!

Weekend-Gefahren

(Th. Th. Heine)



„Nicht doch, Emil . . ., wenn mir nun was passiert . . .“ — „Keine Angst, gegen Unfall bin ich versichert!“

Der unverwüstliche Kapitalismus

(Karl Arnold)



„Man kann sich umbringen, wie man will, die Börse bleibt zuversichtlich!"

Wettlauf der Dinge / Von Hans Riebau

In dem gleichen Maße, in dem das Leben schwerer wird, vervollkommnen sich — so sollte man meinen — die Methoden, die der Fristung eben dieses Lebens dienen sollen.

So zum Beispiel die Einbrecher.

Früher sprangen sie durch die seifenbeschmierten Scheiben, gingen dem Schreibtisch und dem Geldschrank mit allerlei Werkzeugen zu Leibe, nahmen, was sie so im Umherblicken fanden, und entwetzten.

Nicht so heute.

Heute ist — wie das Beispiel des Einbruchs bei der Kosmag zeigt — so ein Vorhaben ein durchaus organisiertes Geschäft. Vierzehn Mann und zwei elektrische Flaschenzüge waren nötig, um den Haupttresor der Kosmag im Taschenlampenlicht auf das wartende Lastauto zu frachten. Gerade soviel Männer wurden aufgeboten, um das Ungeheuer mitten im Wald ohne Zuhilfenahme elektrischer Kraft, in einer Buchenlichtung zu deponieren. Drei Sauerstoffgebläse arbeiteten sieben Stunden, bis endlich der Lohn winkte.

Aber der Haupttresor der Kosmag spie, so oft die Fächer auch durchsucht wurden, nur zwei Mark in Silber, zwanzig Pfennig in Kupfer und einen Zehnmillionenschein aus der Inflationszeit aus.

Die Männer verzweifelten. Nur Onewigg, der Häuptling der Vierzehn, verzweifelte nicht. Er setzte sich mit der Kosmag in Verbindung, sowie mit der Geldschrankfabrik Lukretia, der Herstellerin des geraubten Tresors, und bot den Generaldirektoren die Rücklieferung des Geldschranks gegen einen Finderlohn von zehntausend Mark und eine Transportgebühr von tausend Mark an.

Die Generaldirektoren, einerseits erfreut, das unversicherte Monstrum zurück zu erhalten, andererseits hoch befriedigt, das Lukretiafabrikat „Der sicherste Geldschrank der Welt" dem Gelächter der Öffentlichkeit noch rechtzeitig entzogen zu haben, sagten zu.

Am nächsten Morgen stand der Tresor wieder an Ort und Stelle. Onewigg aber trug einen Scheck der Kosmag über fünftausend Mark und einen Wechsel der Lukretia über sechstausend Mark in der Tasche.

Erst in der nächsten Woche stellte sich heraus, daß der Scheck der Kosmag ungedeckt, und erst im nächsten Monat, daß der Wechsel der Lukretia geplatzt war.

Da verzweifelte auch Onewigg, der Häuptling. Er erkannte, daß alle Organisation und alle Methodik nicht ausreichen, um mit dem Tempo Schritt zu halten, in dem das Leben lebensunwert wird.

Und er ging hin und kaufte sich ein Zigarrengeschäft.

Selbsthilfe

(J. Mammen)

„Haste vielleicht von der Preissenkung schon wat jemerkt?" — „Nee, aber Vata sagt eben: Frisch jeklaut is halb jesenkt!"

Die kleine Zeitgeschichte

Business as usual

Die Spitzenverbände von Banken, Handel, Industrie, Landwirtschaft — mit einem Wort: die Vertreter der gesamten Wirtschaft — tagten neulich gemeinsam, um aktuelle Fragen zu erörtern.

Dabei kam man selbstverständlich auch auf die zahllosen Wirtschaftsskandale und Korruptionsaffären zu sprechen.

Und der Präsident der Versammlung fand goldene und erfreulich deutliche Worte, in denen er diese Zustände auf das schärfste verurteilte.

„Meine Herren! Ich glaube Ihrer Zustimmung sicher zu sein, wenn ich hier mit allem Nachdruck erkläre: Ich rücke weit ab von jenen betrügerischen, unehrenhaften Methoden, die leider bei einem Teil der Wirtschaft Usus geworden sind. Ich will nichts zu schaffen haben mit unverantwortlichen Elementen, mit Wirtschaftlern, deren ganze wirtschaftspolitische Weisheit nur darin besteht, Bilanzen zu verschleiern, zu frisieren, zu fälschen. Ich lehne jede geschäftliche oder persönliche Verbindung ab mit Leuten, die dem obersten Grundsatz jeder Wirtschaft untreu geworden sind, dem Grundsatz unbedingter Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit . . ." — — —

An dieser Stelle beugte sich einer der Herren zu seinem Nachbar und raunte ihm zu: „Er ist doch noch gar nicht so alt. Warum will er sich eigentlich vollkommen von den Geschäften zurückziehen?"

Fixe Kosten

Die allerletzte Berliner Neuheit: Menschen drängen sich um einen Straßenhändler, der seidene Damenstrümpfe verkauft.

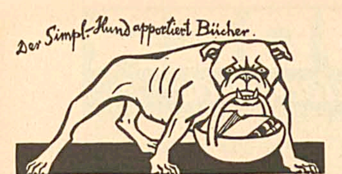
Vier Paar eine Mark!

Eine Mark? Ich bleibe stehen.

„Und warum kann ich die Strümpfe zu diesem konkurrenzlos billigen Preis abgeben, meine Herrschaften?" fragt er emphatisch. „Das will ich Ihnen sagen. Die Ware ist nämlich gestohlen. Die Strümpfe sind geklaut . . ."

Alles kauft begeistert geklaute Strümpfe.

Aber neben mir der Herr aus der Gegend vom Schlesischen Bahnhof schüttelt mißtrauisch das Haupt und bemerkt sachverständig: „Un ick saare Ihn', wenn die Strimpe wirklich jeklaut wärn, könnta se nich so billich vakoofen. Wat denken Sie, wat son Einbruch für Spesen macht!"



Von der Politik / Von Bertolt Lenz

Meistens erfüllen sie gar keine Mission.
Laut Verfassung sind sie einfach da.
Hin und wieder spricht mal einer einen Ton –
Zum Beispiel: nein, und manchmal: ja.

Viel öfter sagen sie natürlich: nein.
Und wissen selber nicht warum.
Und das Volk ist meistens viel zu fein,
Und verhält sich stumm.

Feinheit ist die größte Zier,
Darum siehst du die Minister nicht.
Darum sprechen sie auch nicht mit dir,
Höchstens spricht zu dir das Amtsgericht.

Darum prüfe alle Tage dein Gewissen,
Daß es rein sei, wie dein Ohr.
Sage nie: Ministerhemden sind ja auch bescheiden.
Sage immer: sowas kommt nur selten vor.

Essad Bey: Stalin. (Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.)

Dieser Lebensroman des Georgiers Soso Dschugaschwili – wie Stalin wirklich heißt – ist die Entwicklungsgeschichte der Kommunistischen Partei. Von Anfang an, beginnend 1896 mit der systematischen Bolschewisierung Georgiens, Stalins erstem Erfolg. Überall war dieser Mann beteiligt, bei Revolten im Inland, bei Parteikongressen im Ausland; dazwischen fünfmal Sibirien. Es ist die ungeheuerste politische Karriere in dreißig Jahren: Vom Priesterschüler zum Terroristen, zum Verbannten, zum Beherrscher des Weltkommunismus. Der Verfasser versucht, uns den asiatischen Primitivismus dieses Orientalen verständlich zu machen. Stalin, der „Mann aus Stahl", der nur einer Idee lebt, dem Kommunismus, der nur von einem Ideal träumt, von der Weltrevolution. Man bekommt aber den Eindruck, als ob Stalin in seinem Leben mehr Gewicht auf das Mittel zum Zweck als auf den Endzweck legte. Sein Regierungsprinzip ist uralte orientalische Weisheit: „Der Herrscher verlangt Gehorsam, Liebe verlangt Gott allein" – wobei er an Stelle von Gott den abstrakten Kommunismus setzt. Das Buch ist – nicht ohne Humor – mit gründlicher Ausführlichkeit angelegt, die Ausführung mit der Romanhaftigkeit des Orientalen gestaltet. Trotzdem hält es nicht nur in Spannung, sondern macht nachdenklich ... Karl Kurt Wolter

Wehrlos hinter der Front. Leiden der Völker im Krieg. 144 Bilddokumente. (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.)

Damals, als bei den vaterländisch kaschierten Profitwirtschaftlern der ganzen Welt der akute Größenwahn ausgebrochen war und auch die meisten harmloseren Gehirne ausgiebig ansteckte, – damals, als man in gelinder Verkennung der Möglichkeiten neue Absatz-, bzw. Ausbeutungsgebiete sich erstahlbaden wollte, – damals, als das Verrecken vorne in den Gräben eine Ehrensache war, –: damals war das Verrecken oder Verelenden hinter den Fronten schließlich auch nicht ohne. Die vorliegenden 144 Bilddokumente reden eine überzeugende Sprache ... Aber wer von denen hört zu, die über kurz oder lang gewürdigt sein dürften, vom gleichen Vergnügen betroffen zu werden? Das macht alles wieder munter in Nationalismus, hüben wie drüben. Das sieht zunächst mal ahnungslos zu, wie die Zollkriegsfronten ausgebaut werden. Das wird auch weiter zusehen, wenn die ganze Geschichte aus dem Zollkriegsbetrieb peu à peu wieder ins richtiggehende Heldentum transformiert wird ... „Wehrlos hinter der Front" ist heute schon wieder ein Blick in die Zukunft, wenn sich alles weiter so hübsch entwickelt wie bisher seit 1918.

Walther C. F. Lierke

Hermann Hesse: Die Morgenlandfahrt. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Dieses Morgenland liegt nirgends in der Welt. Immer sind einzelne unterwegs zu ihm hin, aber es kennen nur wenige noch die geheime Spur. – Die Erzählung von dieser Fahrt führt durch weite Zeiten und Räume, den Lesenden verzaubert die Stimme des Dichters und entrückt ihn in ferne, selige Gefilde, die zeitlos und verwunschen wie die Quellen der Sagen und Märchen sind. Manchmal geht es wie durch lauter Stille und Traum. Bilder von ernster, schwermütiger Lieblichkeit verklären die Tage und Nächte dieser Seelenreise, bis plötzlich der Wanderer den inneren Weg verliert und sich ausgestoßen sieht aus jenem geheimnisvollen „Bund", der die Wissenden und Erwachten dieser Welt über alle Zeiten und Reiche hinweg eint. Fast scheint es, als wäre dieses Buch nicht nur für uns, die wir die alten Stimmen verleugnet und vergessen haben, sondern auch für den Dichter selbst notwendig gewesen: als Heimkehr nach Jahren tiefen Leides, qualvoller Verzweiflungen und innerer Fahnenflucht, als Heimkehr zur Besinnung, Rückkehr in jenes Morgenland der Seele, zu dem wir alle einmal aufgebrochen waren. Ernst Kreuder

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Hans H. Hinzelmann: „Der Konzern der Galgenvögel". Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin.

Eva Leidmann: „Auch meine Mutter freute sich nicht". Zinnen-Verlag, Basel.

Hermann Hesse: „Die Morgenlandfahrt". S. Fischer, Verlag, Berlin.

Hermann Broch: „Huguenau oder Die Sachlichkeit". Rhein-Verlag, Zürich-München.

Ernst v. Freiburg: „Gott oder die Eintagsfliege". Ernst Kiefer, Verlag, Mannheim.

Julius Haydu: „Rußland 1932". Phaidon-Verlag, Wien.

Valeriu Marcu: „Scharnhorst". Paul List, Verlag, Leipzig.

Warenhaus Goethe / Von Salpeter

„Herrrr Meier", knurrte Mulpe, der Besitzer des altrenommierten Warenhauses Mulpe & Co., „Sie leben wohl im Mond, was? Die ganze Stadt spricht nur von Goethe, alle Theater spielen Goethe, Goethe ist der Schlager der Saison, der letzte Schrei — und nur Sie ahnungsloser Engel wissen nichts davon!"

„O doch, gewiß weiß ich!" protestierte der Reklamechef, „aber was geht uns schließlich Goethe an? Goethe ist doch eine ganz andere Branche."

„So? Meinen Sie?" brüllte Mulpe, krebsrot vor Wut, „dann will ich Ihnen mal was sagen: Wenn morgen früh nicht unsere gesamte Reklame und überhaupt unser ganzes Warenhaus auf Goethe umgestellt ist, dann fliegen Sie! 'n Tag, Herr Meier!"

Mulpe war kein Freund leerer Drohungen. Das wußte der Reklamechef ganz genau. Drum ließ er sich von zu Hause die sechzehnbändige Goetheausgabe holen und das Konversationslexikon, Band Gamma bis Hasenrücken, sowie den großen Büchner. Und dann saß er bis fünf Uhr morgens über die ekelhaft zahlreichen Werke des Weimarer Dichterfürsten gebeugt und bemühte sich, Goethesche Gedanken mit den Erfordernissen modernen Geschäftswesens in logischen Zusammenhang zu bringen.

Für sechs Uhr früh hatte er alle dreiundzwanzig Reklamezeichner ins Büro bestellt, und als der alte Mulpe gegen neun Uhr ins Geschäft kam, erblickte er bereits über dem Portal ein riesiges Plakat:

„Das ist der Weisheit letzter Schluß,
daß man bei Mulpe kaufen muß!"

Die Abteilung für Herrenkleider war mit funkelnagelneuen Affichen übersät.

„Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
zu Preisen, die sich jeder leisten kann!"

versicherten poetisch die fertigen Herrenanzüge.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt
und ihnen Mulpes warmen Schlafrock schenkt!"

lautete das Motto der Morgenkleidung.

Und die Schuhwarenabteilung warb neckisch:

„Mann mit zugeknöpften Taschen,
nimm eine Mark, das ist nicht viel.
Dafür bekommst du hier Gamaschen,
dann siehst du aus wie Harry Piel!"

„Sehr nett! Sehr nett!" murmelte Mulpe und wandte sich der Damenabteilung zu. Auch hier hatte die Meier-Goethesche Arbeitsgemeinschaft sich bereits poetisch ausgewirkt:

„Nichts Besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als stets mein neues Mulpe-Kleid zu tragen."

„Nachbarin, Euer Fläschchen!
Ihr habt es doch im Mulpe-Täschchen?"

„Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
himmlisches Behagen.
Sie wohl auch, soferne Sie
Mulpe-Schuhe tragen!"

„Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter: die Fülle!
Drum kaufen starke Damen stets bei Mulpe geeignete Hülle!"

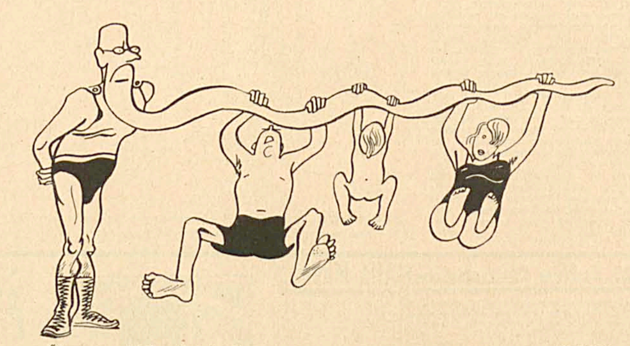
Meier hatte ganze Arbeit geleistet. Und als Papa Mulpe im Morgenblatt die neue Annonce „Großer Goethe-Verkauf bei Mulpe. Wer Goethe schätzt, kauft bei Mulpe jetzt" entdeckte, da ließ er sich den Reklamechef holen.

„Sehen Sie, Meier", sagte er freundlich, „Sie sind ja ein ganz tüchtiger Mensch, aber von selbst wären Sie wohl nie auf diese ausgezeichnete Reklame-Idee gekommen?"

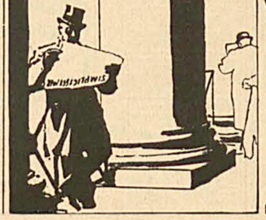
„Ehrlich gesagt — nein!" erwiderte Meier zaghaft, „ich bin nämlich ein — ein begeisterter Verehrer Goethes, und — also, gerade heraus — der arme Goethe tut mir leid!"

Mulpe schüttelte sich vor Lachen. „Leid tut er Ihnen? Hähähä! Aber, lieber Freund, dieser Goethe ist doch schon längst tot!!"

Und damit hatte der alte Mulpe ganz recht. Und schließlich sind ja die meisten Goethefeiern, Goetheehrungen und Goetherummeleien nicht würdiger als die im Warenhaus Mulpe & Co.



„Übung macht den Meister!" — Karl Holtz



Letztes Mittel / Von Walther Franke-Ruta

Uns blieb auch nichts erspart: das Schicksal verschlug uns nach Sachsen. Bis zum letzten Augenblicke hofften wir, wir würden keine Wohnung finden, aber nein, wir fanden eine Wohnung.

„Es wird schlimm werden", sagte Anna. „Du wirst die Leute vor den Kopf stoßen, du hast ein so rauhes Benehmen, paß auf: man wird dich des Landes verweisen, bevor die Firma Pleite gemacht haben wird ... was dann?"

„Unbesorgt", trällerte ich. „So rasch kann man gar nicht ausgewiesen werden. Wetten?"

Wir wetteten, dann aber stellten wir die Wohnungsklingel ab. Schrieben an die Wohnungstüre „Hier wohnt niemand" und richteten uns ein.

Es war gar nicht so schlimm. Zunächst bekamen alle Dinge ihren Namen. Die Brandmauer vorm Hause hieß „das Matterhorn", der einsame Baum im Nachbargarten wurde „der Urwald" getauft, ein naher Tümpel mit Kaulquappen hieß „das Mittelmeer", und der schmale Gang nach dem W.C. wurde „die Wolfsschlucht" benannt, schließlich war es gar nicht so schlimm. Und die Wohnungsklingel blieb abgestellt.

So ging es knapp eine Woche lang. Die Firma war noch nicht pleite. Wegen unpassenden Benehmens ausgewiesen war ich auch noch nicht. Dann aber stolperten wir beim Verlassen der Wohnung eines Tages über einen Gegenstand; wir sind nicht schreckhaft, aber trotzdem war es doch noch schlimmer, als wir zunächst annehmen konnten. Es war ein Blumenstöckchen.

In der Mitte des Töpfchens wucherte eine Tulpe, von vier aufrechtstehenden Tannenzapfen umragt. Ein kleiner Fliegenpilz aus Papiermaché hielt treue Wacht. Eingewickelt war das Ganze in rosa Kreppapier, und ein Kärtchen lag dabei:

Herzliche Glückwünsche zum Einzug! Familie Melmer.

Mir schwante Schreckliches. „Wer sind Melmers?" fragte ich Anna. Das gute Kind wußte es nicht. Wir sahen im Adreßbuch nach ... Melmers wohnten unter uns.

„Daß du dich nicht unterstehst!" drohte ich Anna. Sie versprach, sich nicht zu unterstehen.

Aber am nächsten Sonntag klopfte es. Draußen stand zunächst ein Mann, den ließen wir herein, weil wir dachten, es wäre der Gerichtsvollzieher. Zu spät sahen wir, daß eine Frau dahinter stand. Das waren Melmers, sie machten ihren Hausbesuch.

Er sagte wenig, fragte mich, ob ich Skat spiele. Nein, ich spiele nur Schwarzen Peter, und auch den mangelhaft. Da begnügte er sich, meine Zigarren zu rauchen. Dafür sprach *sie*.

Ob es uns gefalle in der neuen Wohnung? — Ja, es gefiele uns ausgezeichnet. — Wir seien es wahrscheinlich besser gewohnt. — Ja und nein. Wie man's nehme. — Ja, ja, die jungen Leute wollten heutzutage alle so hoch hinaus!

Pause.

Wir gingen wohl abends immer sehr spät zu Bett? — Wieso? — Man höre unten jeden Schritt.

Pause.

Unser Baby sei aber wirklich süß! — Ob sie's schon gesehen hätten? — Nein, das zwar nicht, aber das sei doch selbstverständlich?

Wir hatten kein Baby, das sagten wir aber nicht. Gaben vor, wir könnten es zur Zeit nicht besichtigen lassen, weil es am Sonntag vormittag immer einnässe.

Ja, sagte Frau Melmer, von den modernen Erziehungsmethoden halte sie nichts. Wir sollten dem Baby einen Nuppel mit gekautem Brot geben, da lerne es rascher laufen.

Lange Pause ... Dann gingen Melmers.

„Daß du dich nicht unterstehst!" drohte ich Anna nochmals. Das gute Kind versprach es und weinte.

Am nächsten Tag kam die Melmerin und brachte einen Nuppel; das Brot dazu sollten wir selber kauen.

Der Nuppel flog durchs Fenster über den Urwald ins Mittelmeer.

Dann brachte sie Fencheltee für das Baby, das sei gut gegen Trachom. Den Fencheltee schütteten wir in die Wolfsschlucht, er verstopfte den Abfluß. Dann brachte sie einen gebrauchten Windeltrockner, dann einen Roman von Dinter, und zum Schluß lud sie Anna zum Kränzchen ein.

Da kam es über uns. Hundsgemein wurden wir. Alle Lausbubenstreiche dachten wir aus.

Zunächst hackte ich Holz in der Wohnung. Melmers kamen und wollten helfen. Ich zog Holzpantinen an und tanzte Cancan. Melmers sagten, die Jugend verlange ihr Recht. Ich warf Stinkbomben: Melmers rochen nichts. Streute Juckpulver: Melmers kratzten sich nicht. Schließlich wohnten Melmers mehr bei uns als bei sich.

Da griff ich zum Äußersten.

Ich nahm eine Visitenkarte, schrieb mit kräftigen Zügen „Siegfried Kohn" darauf und hing sie an die Wohnungstüre.

Seitdem blieben Melmers weg. Waren wie fortgeblasen. Wir hatten alles wieder allein: Urwald, Mittelmeer, Wolfsschlucht.

Bloß die Firma hat noch nicht Pleite gemacht.

Aber das wird ja auch bald kommen ...

Taktgefühl

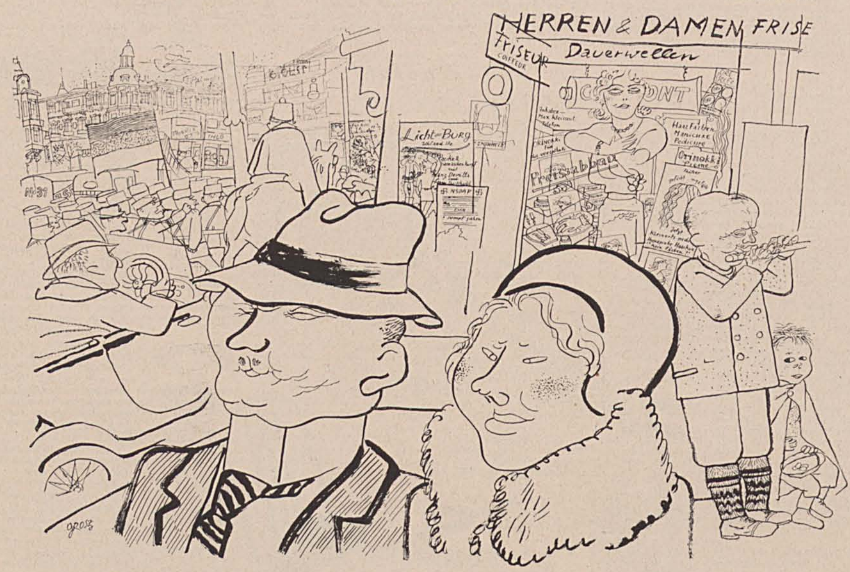
(Rudolf Kriesch)

„Das könnte man eigentlich von einem Gentleman verlangen: wenn er sich nachher die Krawatte bindet, müßte er noch rasch mal sagen ‚Liebling'!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Karl Rudolf Schulte, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1932 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt

Beruhigungsmittel

(George Grosz)



„Weißt du, Emma, man dürfte eigentlich dem Volk den Spaß an politischen Demonstrationen nicht nehmen, dadurch wird's doch wenigstens von der Politik 'n bißchen abgelenkt!"

Der Kanarienvogel-Dompteur / Von Walter Anatole Persich

Es gibt Menschen, die werden von ihrem Beruf ausgeübt.

Nimmt man ihnen ihre Tätigkeit, dann sinken sie in einen lethargischen Zustand, der einer niedrigeren Entwicklungsstufe entspricht, als es die ist, die wir als unserer Rasse genehm festgelegt zu haben glauben. Zu diesen gehören neben den Schriftstellern die Fußballspieler, aber auch und vor allem die Zirkusleute, und unter diesen vorzugsweise die Dompteure.

Der Dompteur Alfons Mayer, genannt „Alfonso, der Herr der Tiere" und eine große Nummer in den wandernden Zelten, erschlug den Zauberkünstler Giraldi. Die Serpentinentänzerin Anastasia hatte allzusehr auf den gutgeschnittenen Frack und den Brillantring des Illusionisten geachtet und war somit im doppelten Sinne ein Opfer der Täuschungskunst (wenn auch nicht der arglistigen) geworden: sie verlor den angebeteten Zauberer, den man zu Grabe trug, voran die Zirkuskapelle in Husarenuniform, und sie verlor den Geliebten, den Dompteur, dem man den Prozeß machte und wie jeden anderen Sterblichen an gleicher Statt ins Gefängnis steckte.

Hier saß er nun. Nicht störte ihn die Primitivität der Zelle — er hatte oft in Ställen schlafen müssen und auf nackter Erde. Doch es roch so seltsam in den Mauern, und eines Tages machte er die fürchterliche Entdeckung, daß auch an seiner Haut nichts mehr vom Dunst der Manege haftete, daß das letzte Fluidum seiner selbst, der aufgesogene Raubtierdunst, verschwunden sei. Er tobte und brach zusammen, der starke Kerl, der Löwen wie Babys gezähmt hatte, ihn befiel ein Nervenfieber, und der Anstaltsarzt, einsichtig und erfahren, wie es auch bei diesem Beruf nicht selten ist, hörte besorgt stundenlang die psychologisch interessanten Phantasien des Kranken an. Dann hatte er ein langes Gespräch mit dem Anstaltsdirektor, Wärter mußten ausführliche Berichte geben, und es stand hart gegen hart: der Direktor wollte Dunkelhaft als Strafe, der Arzt pochte auf Humanität.

Alfonso, der Herr der Tiere, gesundete langsam und sehr apathisch und ließ sich wortlos dann in seine Zelle zurückbringen, wo er sich auf die Pritsche setzte und auf den Boden starrte. Seine Löwen! Seine tanzenden Schakale! Wo mochten sie sein? Welcher Stümper verdarb ihm dieses wunderbare, in einem Jahrzehnt gesammelte und erzogene Material? Er weinte leise, der Kerl, seine Tränen liefen durch die ans Gesicht gepreßten Fäuste, und seine Schultern zuckten — dieses Geräusch muß den Geselligkeitssinn der Tierseele wachgerufen haben, denn es sagte erst leise „Piep", und dann lauter „Piep", und als der Mensch immer noch nichts hörte, startete ein Triller, vor dessen Kadenzen die Galli-Curci neidisch erblaßt wäre. Erschreckt hob Alfons den Kopf — neben dem Zellenfenster war ein kleiner Käfig aufgehängt, so daß schräg die Sonne hineinfallen konnte, und dort hüpfte und trillerte ein gelber Vogel. Der Arzt war auf diese Idee gekommen, hatte sie verfochten und durchgesetzt. Er verstand ein wenig, wir sagten es schon, von den Menschen.

Alfonso achtete dann nicht weiter auf das Tierchen, aber es blieb da, und neben seiner Ration lag täglich eine kleine Tüte mit Vogelfutter, die, das wußte er ja nicht, der Arzt aus seiner Tasche zahlte. Er mußte wohl oder übel für Wasser, Nahrung und Sand seines Zellengenossen sorgen, und bald, wenn er den täglichen „Spaziergang" hinter sich hatte, trat er in die Zelle und pfiff rufend, worauf der Gelbe antwortete. So vergingen Tage und Nächte, und Wochen und Monate.

In den Türen sind kleine Fenster, durch die man, selbst ungesehen, die Gefangenen beobachten kann. Bei einem Rundgang rief der Wärter den Arzt, hindurchzuschauen: da saß am Boden Alfonso, der Herr der Tiere. Auf der Pritsche hüpfte der Kanarienvogel hin und her, und der Dompteur rief: „Allons — hopp!" Und der Vogel stand starr. Er rief diesen und jenen Befehl, und der Vogel schoß Kobolz, sang, wenn er es sollte, stand auf einem Bein, legte sich, wie tot, auf die Seite, ja, Alfonso probte einen Kopfstand, eine Balance auf der Schnabelspitze — alles mit rührender Vorsicht und zärtlicher Energie, daß dem Arzt, der ein sehr seltsamer Mensch war, wie man sagte, die Tränen in die Augen traten. Er nickte dem Wärter zu und ging bald weiter.

Legende / *Von Ratatöskr*

Maikäfer — das weiß jedes Kind —
sind leider negativ gesinnt.
Sie tragen braune Hemden
und fressen alle Bäume kahl
von Flensburg bis nach Kempten.

Jetzt aber wendet sich das Blatt.
Es heißt, sie sei'n des Treibens satt
und wollten danach streben,
sich gänzlich anders als bisher,
kurz: positiv zu geben.

Betreffs des Wie sieht niemand klar.
Der Darwin starb vor fünfzig Jahr
und kann es auch nicht sagen.
Ich hab' sein Hauptwerk dieserhalb
vergeblich aufgeschlagen.

Vielleicht versteht, wer gläubiger,
ein bißchen mehr als ich von der
Entstehung neuer Arten . . .
Ich jedenfalls halt' es zunächst
wie sonst in meinem Garten.

Assoziation

(E. Thöny)



„Segeln ist doch das Schönste auf der Welt!“ — „Tja, mein Kind, aber wenn 'ne Flaute kommt, erinnert einen das gleich wieder ans Geschäft!“

Bei seiner Entlassung erfuhr Alfonso, wer ihm das Leben im Gefängnis lebenswert gemacht hatte, er ging zu dem Doktor, bedankte sich und trug den Vogelkäfig unterm Arm. Sie sprachen hin und her, und da Alfonso nicht zum Zirkus zurück wollte, so gab ihm der Arzt eine kleine Summe Geldes. Heute hat er sie schon lange zurückbezahlt — aber man kann in jener Stadt, deren Name nicht verraten wird, einen hübschen, mit Getier aller Sorten angefüllten Laden sehen, darüber steht

Haben Sie schon einen Vogel? Zoologische Handlung von Alfons Mayer.

Und das Geschäft geht gut, denn alle seine Vögel singen, und alle seine Papageien können ausgezeichnet sprechen, sogar die weißen Mäuße gehorchen aufs Wort.

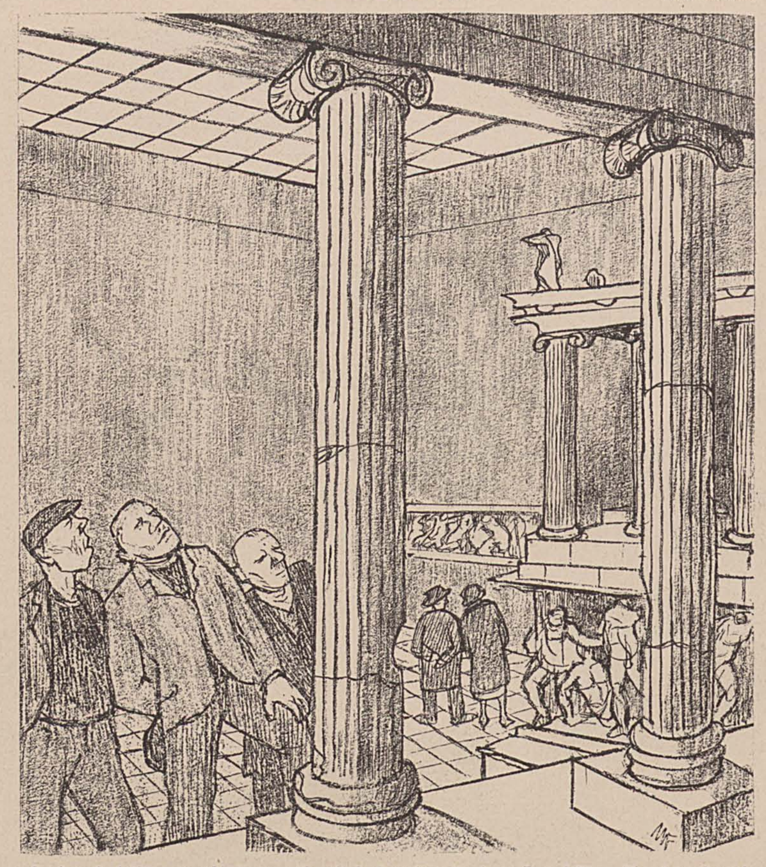
Lieber Simplicissimus!

In einem oberbayrischen Ausflugsort herrschte am Sonntagabend bei dem Zug nach München große Überfüllung. Auf die Beschwerde eines norddeutschen Herrn antwortet der biedere Schaffner: „Wogn san's gnua, aba Leut san's z'vui.“

Mit diesem philosophischen Ausspruch war der Fall für ihn erledigt.

Erklärung

(M. Frischmann)



„Sag' mal, Aujust, wat hatte nu eijentlich det alles for 'nen Zweck?" – „Weeß ooch nich, aber eh die ollen Jriechen det Stempeln einführten, ham se wohl noch lieber so wat bauen lassen."

Vom Tage

Der Wiener Opernsänger Schipper und die Sängerin Olszewska hatten sich aus „steuertechnischen Gründen" scheiden lassen: weil nämlich nach den österreichischen Gesetzen Doppelverdiener, die verheiratet sind, mehr Steuern zu zahlen hatten als ledige. Jetzt ist das Gesetz abgeändert worden, und schon haben die beiden wieder geheiratet.

— Das lockere Künstlervölkchen! Van der Velde müßte einen Nachtrag machen: „Die Steuertechnik in der vollkommenen Ehe."

•

Ein ganz ausgefallenes Pech hatte ein Automobilist in Chalons sur Marne: er überfuhr einen Mann, der gerade auf dem Wege zum Gericht war, um sich wegen Bigamie zu verantworten. Nun machte nicht nur eine Witwe, sondern gleich ein paar Witwen machten Ansprüche auf Schadenersatz. Das Gericht verurteilte den Fahrer zu doppelter Entschädigung und teilte ihm die Zahl der Kinder mit, für die er außerdem zu sorgen hat: es sind aus jeder Ehe des Bigamisten vier, im ganzen acht.

— Die Spitzenorganisationen der Automobilisten bereiten einen Gesetzesantrag vor: daß Bigamisten sich künftig durch Armbinde kenntlich zu machen haben.

•

Vito Mussolini, der Neffe des Diktators, hat die Chefredaktion des parteioffiziösen „Popolo d'Italia" übernommen. Die Weltpresse drückt ihre Verwunderung über den Fall aus: Vito sei der jüngste Chefredakteur der Welt, gerade zwanzig Jahre geworden. — Nun ja, um dortzulande Chefredakteur zu sein, darf man der Rute noch nicht entwachsen sein.

Teha

Beethoven-Frisur

Von Egon H. Straßburger

Herr Höwel kam eines Tages ziemlich niedergeschlagen und stark ramponiert nach Hause. Sein sonst gut gepflegtes Haar hatte die wilden genialen Formen einer Beethoven-Frisur angenommen.

Als er mit seiner lieben Frau beim Abendbrot saß, bemerkte diese plötzlich lächelnd: „Alex, du bist innerlich und äußerlich etwas verwandelt."

Alex zuckte zusammen, dann stotterte er: „I... i... ich ha... ha... habe nichts..."

„Wie du aussiehst!" Dann legte sie das Besteck aus der Hand und sagte überlegen: „Haben dich die Lohnkämpfe so außer Rand und Band gebracht? Das Soziale in diesem Leben zermürbt dich."

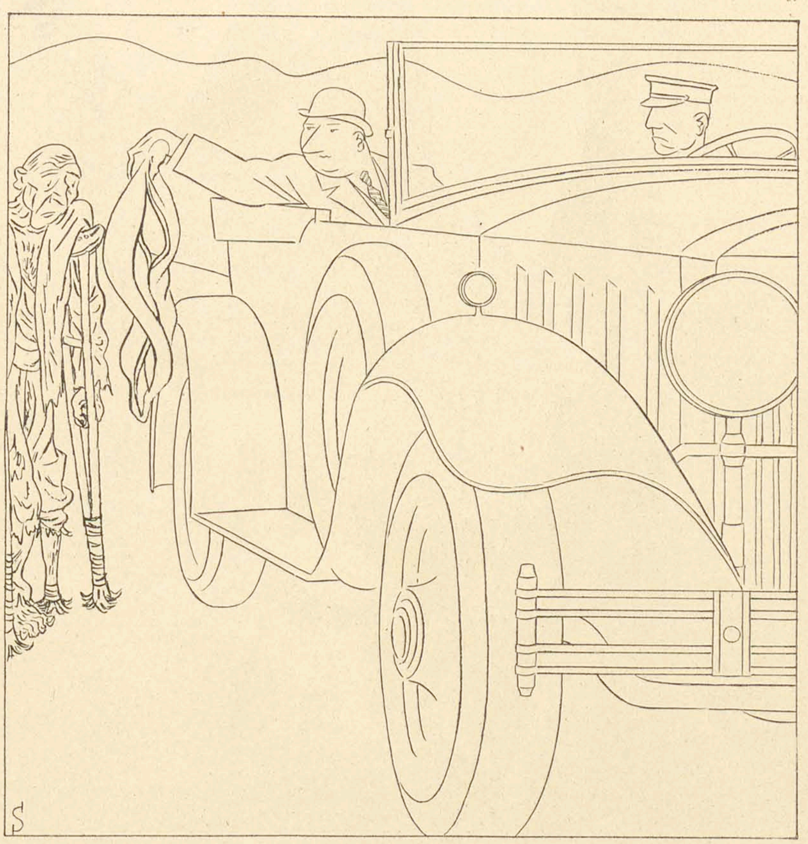
„Unsinn! Tangiert mich nicht im mindesten."

Sie stand auf und bürstete mit der Hand

seine Frisur zurecht. Dann streichelte sie seine Wangen und erklärte ihm: „Alex, bekenne Farbe, du warst mir untreu."
Wie von der Tarantel gestochen, zuckte er zusammen: „Du weißt?"
Eine Pause folgte. Er hatte eine Dummheit gemacht. Schnell verbessernd, strich er das Fragezeichen und wiederholte: „Du weißt gar nichts, Ma."
Sie aber war Menschenkennerin und ließ sich nicht beirren.
„War sie wenigstens hübsch?"
Er wehrte unwillig ab: „Nicht doch, ich habe mich nur über den Betriebsmeister, diesen Dummkopf, geärgert."
„Und dann fuhr er dir wohl in die Haare?" fragte die Spötterin.
„Sage offen, daß du ein kleines Mädchen geküßt hast und so... Ich nehme es dir nicht übel."
Da starrte er sie groß an: „So wärest du pazifistisch veranlagt?"
„Selbstredend. Alles das ist eine Geschichte, die die Seele nicht weiter berührt."
„Margot!" schrie er auf. Und entrüstet stieß er die Teetasse von sich, daß ihr Inhalt teilweise die Tischdecke näßte.
Sie beschwichtigte ihn: „Tröste dich, mein Lieber! Und auch ganz unter uns gesagt, ich habe mich auch einmal vergessen. Jetzt bist du aber geschlagen."
Alex wurde blaß. Dann fuhr er auf: „Margot, wenn ich einen Fehltritt beging, den ersten in meinem Leben, so darfst du doch noch lange nicht..."
Kühl erwiderte sie: „Alles ist nur eine zeitliche Angelegenheit. Der eine früher, der andere später." Und ohne ihn zu Wort kommen zu lassen, fuhr sie fort: „Du weißt, ich bin eitel, du weißt, ich bin ehrgeizig... Nicht nur beim Golf- und Tennis-Match... Es wäre mir furchtbar gewesen, wenn ich eine Dummheit hätte begehen müssen, lediglich um mich an dir zu rächen. Früher oder später hätte deine Frisur einmal so ausgesehen. Ich wollte dir einfach zuvorkommen. —"
Tief holte sie Atem. „Glaube mir, jener dumme Boy hat mich nicht interessiert."
Alex warf sich verzweifelt in einen Sessel und legte schwer seine rechte Hand über seine Augen.
Dann ging er in sein Herrenzimmer und murmelte wie ein Geistesabwesender vor sich hin: „Sie hat mich betrogen. Sie hat mich betrogen. Eine so ehrgeizige Frau! Überall will sie die Erste sein." Dann aber besann er sich, dann konzentrierte er sich und meinte: „Schließlich besser als eine Pute oder Transuse."
Mit dieser philosophischen Erkenntnis, mit dieser inneren Klärung setzte er sich wieder in das Eßzimmer und erledigte seinen kalten Aufschnitt mit einem beneidenswerten Appetit.

Der neue St. Martin

(E. Schilling)



Als der edle Börsenritter Martin eines Tages auf seinen 80 Pferden durch das Land zog, begegnete ihm ein kranker alter Bettler, der hatte kaum, womit er seine Blöße bedeckte. Da aber erbarmte sich der edle Ritter des Elenden, hielt an und schenkte ihm den halben Mantel — seines Reservereifens.

Der Alkoholpreis herabgesetzt!

(Wilhelm Schulz)

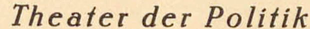


„Kumm, Hein, drink wi noch 'n Lütten! Wi dörft'n Vadder Staat mit sien goden Absichten nich in Stich laten!"

Stuttgart, 29. Mai 1932 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 9

SIMPLICISSIMUS

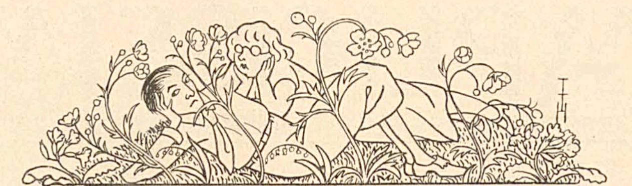
Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart



Theater der Politik

(E. Schilling)

„Was wird denn nun eigentlich gespielt?" – „Das wissen die Leute hinter den Kulissen auch noch nicht!"



„Wenn sich der Frühling nur den verfluchten Jugendstil abgewöhnen wollte!"

Zurück — marsch, marsch! / *Von Karl Kinndt*

Nun wittern wieder Morgenluft
die Herren Generäle:
der Groener ward beiseit gepufft,
und wie aus wilhelminscher Gruft
erklingen die Befehle!

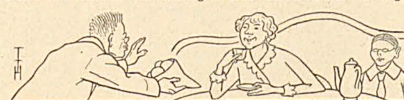
Wer Ohren hat, hört überall
vergessene Geräusche —:
das klingt wie ferner Donnerhall,
wie Schwertgeklirr und Wogenprall,
wenn ich mich nicht sehr täusche — — —

Jetzt wird bald Schluß mit Jammer sein
und Ende aller Nöte!
Das Regiment wird strammer sein,
der Schleicher und der Hammerstein
befehlen Morgenröte!

Die Hände an die Hosennaht
und wieder Maul gehalten!
Hat's da nicht fern tahütatat??
Heil! Augen rechts der ganze Staat!
Wir bleiben doch die alten — — —

Leopold schreibt einen Bestseller / Von Hermynia Zur Mühlen

Mein Freund Leopold hatte sich seit Tagen nicht im Café blicken lassen, und wir befürchteten bereits, er könnte krank sein. Aber Gömbös, der jüngste Reporter der „Abendfanfare", beruhigte uns. „Leopold schreibt", erklärte er. „Er schreibt Vorstudien zum Bestseller des nächsten Jahres. Übrigens würde ich euch raten, nicht zu ihm zu gehen. Er liest euch unerbittlich alles vor."
Trotz dieser Warnung suchte ich Leopold auf. Noch vor vierzehn Tagen hatte er hoch und heilig geschworen, nie wieder etwas zu schreiben, und ich wollte wissen, weshalb er diesem Vorsatz untreu geworden war.
Leopold saß an seinem großen Eichenholzschreibtisch; an der Wand vor ihm war mit Reißnägeln eine Anzahl Zettel befestigt:

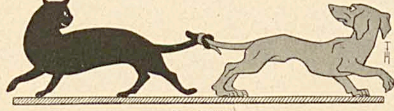


„Nach Idaljen genn mer dieses Jahr nich machen. Awwer ich hawe eich ä Fund Appelsin' gekooft."

auf jedem stand mit andersfarbiger Tinte etwas geschrieben. Leopold studierte die Zettel, schrieb ein paar Worte, studierte abermals die Zettel und stöhnte.
„Was machst du?" fragte ich.
„Ich balle."
„Was tust du?"
„Ich balle."
„Herrgott, du wirst doch jetzt kein expressionistisches Buch schreiben wollen?"
„Nein, ich bin im Begriff, den Bestseller des nächsten Jahres zu komponieren, und dazu muß ich ballen."
„Ich verstehe kein Wort."
„Du hast ja schon immer eine lange Leitung gehabt", erwiderte er verächtlich. „Setz' dich, ich will dir vorlesen, was ich geschrieben habe."
„Was sollen diese Zettel an der Wand?"
„Das sind Ratschläge, die ich bei den Feuilletonredakteuren und Verlagslektoren eingeholt habe. Bisher schrieb ich immer ohne System, ohne an das große Publikum und dessen Bedürfnisse zu denken. Daher mein ewiger Mißerfolg. Jetzt habe ich mir einen Küchenzettel zurecht gemacht. Freilich scheinen mir die verschiedenen Ingredienzen nicht zusammenzupassen, aber es kommt ja dabei nicht auf meine Ansicht, sondern auf die der Leser an. Ich bin nicht neidisch, du darfst auch profitieren, kannst es ohnehin brauchen, bei deiner einseitigen Schreiberei. Also hör' zu, wie ein Roman beschaffen sein muß."
Und er las mir, von rechts beginnend, den Text der Zettel vor:

Unter Verdacht des Devisenschmuggels

„Rückkehr zum Gefühlsmäßigen. Keine Sachlichkeit. Vaterlandsliebe; kein Internationalismus. Berücksichtigung der Innigkeit der deutschen Seele. Landschaft: Eichen, Buchen; keine Palmen."
Nun kamen die mittleren Zettel an die Reihe:
„Erotik, selbstverständlich dezent. Weiter Horizont. Verständnis für alle Gesinnungen. Demokratisches Grundgefühl. Optimismus. Aufbauende Arbeit. Freundschaft. Anerkennung des Guten — bis zu einem gewissen Grad — auch bei andern Völkern. Gemäßigter Individualismus. Klassenversöhnung."
„Aber das sind doch lauter Widersprüche!" rief ich.
„Schweig." Und er las die Zettel, die an der linken Seite hingen.
„Sachlichkeit. Berücksichtigung der Technik. Maschinen. Zustände, nicht Einzelschicksale. Internationalismus. Eindeutige Gesinnung. Keine künstlerische Spielerei."
„Großer Gott! Und aus diesen Rezepten willst du . . ."
„Verstehst du jetzt, weshalb ich balle? Und nun schweig. Ich lese dir das erste Kapitel meines Buches vor. Der Titel lautet: ‚Heilige Güter im Menschheitsfrühling der Maschinen.' Schön, wie? Das versteht kein Mensch. Darauf werden alle fliegen. Ich habe aber auch drei Tage über den Titel gegrübelt. Und jetzt los: ‚Zwischen den knorrigen Eichen des Vaterlandes — und ist nicht jedes Land ein Vaterland? — ragte der ungeheuere Betrieb empor. Im Maschinenraum ratterten die Transmissionsriemen . . .'", er unterbrach sich. „Ich verstehe überhaupt nichts von Maschinen, aber Transmissionsriemen klingt doch gut, nicht? Also: ‚ratterten die Transmissionsriemen, und die geknechtete Schar arbeitete freudigen Herzens am Wiederaufbau. Agnes, die Tochter des Generaldirektors, trug ihre blonde sinnliche Schönheit durch die Säle der Fabrik. Den Arbeitern schlug das Herz höher; sie fühlten, daß bei einem schönen Mädchen jede Klassenfeindschaft aufhöre. Außerdem wußten sie, daß Agnes demokratisch emp-



Koalition

finde und ihr ein junger kräftiger Proletarier lieber sei als ein degenerierter Aristokrat oder ein verfetteter Kommerzienrat. Agnes' ganze zärtliche Seele hing an dem Betrieb; deutsche Ware, deutsche Worte klangen ihren rosigen Ohren wie ein Gedicht. Deutsche Ware, sie wußte, was das bedeutet; sie war ja kein Kind mehr. Sie kannte die schrecklichen Verhältnisse im Lande, die Arbeitslosigkeit, die Transmissionsriemen', — nein, entschuldige, die gehören nicht hierher, — ‚die Zerrissenheit des Volkes in Parteien. Sie wußte, daß unter schwarzen, roten und braunen Hemden Menschenherzen schlagen, und in bezug auf die Liebesfähigkeit' — entschuldige, das ist durchgestrichen — wegen der Dezenz, verstehst du. — ‚Die Sirene gellte, das laufende Band hielt inne . . .'"
„Hör' auf", flehte ich, „mir wird schlecht . . ."
Er sah mich mitleidig an. „Du bist eben einseitig. Hör' weiter . . ."
„Nicht um die Welt, ja, nicht einmal um die zehn Mark, um die ich dich anpumpen wollte."
„Fünf kannst du haben. Da. Willst du wetten, daß mein Roman der Bestseller des nächsten Jahres wird? Ich wette hundert gegen eins."
Und er blickte auf die Zettel an der Wand und machte hastig einige Notizen. „Also, hältst du die Wette?"
Ich hielt sie nicht; denn wer weiß . . .? Und wovon hätte ich sie dann bezahlen sollen?

Sparprogramm

(Olaf Gulbransson)



„Na, Dickerchen, willste mir noch 'n bißken Jesellschaft leisten?" – „Nee, Kleene, Liebe jehört bloß am Samstag zu meinem Lebensstandard!"

Ein tiefer Sinn liegt oft in kind'schem Spiel (W. Schulz)



„So ein gefährliches Spielzeug wie das Tesching sollte dir dein Vater längst verboten haben!" — „Aber ich muß mich doch verteidigen, wenn so ein frecher Spatz mich angreift!"

Selbst Lotte ist konsequent

Von Maré Stahl

Lotte Balmung, ihr Gatte hieß ebenso wie das berühmte Schwert Siegfrieds, es schadete ihm aber nichts, hatte in der Jugend Gedichte gemacht. Sie wurden unter dem Pseudonym „Stella" im „Wurzenwalder Kreisanzeiger" gedruckt, ohne Honorar, gegen Verabfolgung von drei Belegen. Sie genoß ein nicht unbedeutendes Ansehen als Heimatdichterin, ehe sie Herrn Joseph Balmung, Selterswasserfabrik, heiratete.

Sie gebar zwei Kinder, machte vorzüglich Hasenbraten und war berühmt für nett arrangierte kleine Abendgesellschaften. Sogar der Herr Bürgermeister verschmähte es nicht, sie zu besuchen.

Wenn alle vier, Herr Balmung einbegriffen, auf dem blumengeschmückten Balkon saßen, boten sie den Anblick heiterster Harmonie. Auch als die Selterswasserfabrik durch Konkurrenz stark litt, wurde das Familienleben nicht erschüttert. Lotte schaffte das Mädchen ab und arbeitete selbst.

An einem Vorfrühlingstag wachte sie nach etwas gestörter Nachtruhe (denn Balmung hatte zum Abend reichlich Ölsardinen genossen, und die bekamen ihm niemals gut) einigermaßen angegriffen auf. Ihr Tag, der sonst mit dem etwas feuchten Gutenmorgenkuß des Gatten harmonisch begann, war auch dadurch gestört, daß Herr Joseph Balmung früh in die Fabrik gerufen wurde, weil ein Leitungsrohr ungebührlich leckte.

Sie zog die Kinder, die heute besonders unartig waren, an, schickte sie in die Schule und machte sich an die Arbeit.

Die ehelichen Unterhosen, die ihr Gemahl in der Eile anzuziehen vergessen hatte, warf sie in die schmutzige Wäsche. Dann bemerkte sie, daß Karlchen wieder das Bett naß gemacht und Ida Nasenbluten gehabt hatte, und entfernte die diesbezüglichen Spuren.

Als sie die Fenster öffnete, flog ihr ein verfrühter Zitronenfalter entgegen und setzte sich auf die Tulpen in der Blumenvase. Er war zart und bunt und bewegte sanft die leichten Flügel.

Lotte, die den Namen „Stella" trug, blickte lange auf das Wunder, und ihre Augen wurden nachdenklich. Die Luft kam milde in die Stube geströmt, die Krokusse blühten im Garten, eine Amsel sang. Lotte beendete langsam ihre Arbeiten und setzte sich vor den Spiegel, um sich zu frisieren.

Sie sah in das Glas, ihr Gesicht war blaß und müde, über den Schläfen wurde das Haar grau.

Auf dem Hof schimpfte Balmung mit dem Klempnermeister.

Die Kinder kamen aus der Schule, zankten sich, bekamen Butterbrote und stürzten wieder hinaus.

Lotte nahm einen Stoß des „Wurzenwalder Kreisanzeigers" und las ihre alten Gedichte durch. Sie handelten alle von Liebe, Sonne und Schönheit.

Im Nähkorb lag ein großer Haufen zerrissener Strümpfe, den begann Lotte Balmung, genannt „Stella", zu stopfen.

Hinter den Fabrikfenstern sah sie Balmung dick und schwitzend herumlaufen, drüben im Gartenhaus standen zwei junge blonde Menschen und küßten sich. Lotte ließ die Nadel sinken und schaute hinüber. Dazu begann in der Wohnung über ihr ein Cello zu singen.

Der junge Mann, der es bearbeitete, war erst gestern eingezogen, er spielte in der Alhambra-Lichtspielbühne im Trio. Er hatte die Musik zu dem Film „Piratenblut" zu üben und spielte sehr aufregend und gefühlvoll.

Lotte lauschte. Der junge Mann spielte äußerst gut und mit ganzer Seele, denn er war auf Probe engagiert und hatte einen mächtigen Nebenbuhler im Splendid-Kino.

Lotte Balmung legte ihr Nähzeug zusammen, nahm ihre Handschuhe und ihren Hut, zog ihren neuen Frühlingsmantel an und ging fort.

Die Kinder kamen hungrig und lärmend nach Hause. Herr Balmung hatte den Schaden repariert und kam ebenfalls. Aber Lotte blieb fort.

Das war sehr ungewöhnlich, zumal sie nie allein fortging, und außerdem Apfelklöße auf dem Programm standen, die eine gewisse längere Vorbereitung brauchten.

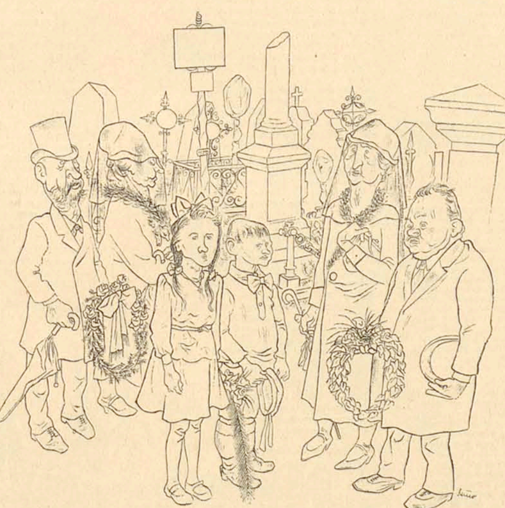
Lotte ging derweilen, ohne zu zögern, an den Fluß, begab sich auf das längst schon morsche Eis und brach ein.

Sie ging mit einer gewissen Feierlichkeit unter, ohne sich anzuklammern oder um Hilfe zu schreien, und nicht einmal der neue Frühlingsmantel tat ihr leid.

Der „Wurzenwalder Kreisanzeiger" widmete seiner verflossenen Dichterin einen hundertzwanzig Zeilen langen Nachruf, in dem ihr Talent, der trauernde Gatte, die lieben Kinder, der Bürgermeister und der Hasenbraten nicht unerwähnt blieben.

Kondolenz

(Jos. Sauer)



„O mei, o mei, ös arme Waiserln! Koan Vata und koa Muatta habt's nimmer, in a Republik müaßt's leb'n, und mit der Preissenkung seid's aa ausg'schmiert!"

Lieber Simplicissimus!

„Deutsche Dichter und Denker"

Das Organ der Gemeinschaft Deutscher Dichter und Denker und des Deutschen Christlichen Wohlfahrts-Willensbundes in Bretten „Der Turmwart" hat nun endlich einen lichtvollen Ausweg aus der Krise gewiesen! Auf Seite 117 der Nr. 5/6 des fünften Jahrganges steht unter der Überschrift: „Haltet die Deutsche Feierstunde!" die frohe Botschaft, die hier wörtlich wiedergegeben sei: „Halte die Deutsche Feierstunde! Jeden Freitag abends 21—22 Uhr! Während dieser Zeit denken deutsche Männer und Frauen eindringlich darüber nach, wie dem Deutschen Volke aus Elend und Verzweiflung geholfen werden kann. Schließe Dich auch an . . . sende zu dieser Zeit Deinen SOS-Ruf hinaus in die Welt, in das Universum, und es wird nicht lange dauern, Du wirst in irgendeiner Weise . . . auf Deinen SOS-Ruf Antwort erhalten."

•

Nicht minder erhebend ist der Werbeaufruf des Herausgebers dieser Zeitschrift, des Herrn Karl Knauft, der sich genötigt sah, seine Abonnenten zur Kundenwerbung aufzurütteln. Er löste diese Aufgabe in folgender überaus scharmanten Weise: „Eifert der Sonne, eifert dem Grashalm nach: die Sonne groß und einzig, der Grashalm winzig und unzählbar wiedergegeben, und doch ist jedes von beiden durchflammt von ewigem Wollen, zu sein, zu dienen und zu geben. So will auch ich sein, dienen und geben! Wer noch?

Werbt für den Turmwart!" F. R.

Mücken

Eine Berliner Zeitung hatte im lokalen Teil über ein Ostseebad berichtet. Dem Schreiber, einem harmlosen jüngeren Mitglied der Redaktion, war dabei die Bemerkung unterlaufen, daß, leider, in diesem Bade die Mückenplage recht groß sei.

Es kommt eine Beschwerde der Badeverwaltung. Der verantwortliche Redakteur setzt eine ernste Miene auf und zeigt dem jungen Manne den Beschwerdebrief. Der junge Mann, der seine Erfahrungen hat, beteuert: „Es gibt aber dort wirklich viele Mücken."

„Augenblick", sagt der Redakteur, greift zum Hörer und telephoniert mit der Inseratenabteilung. Ob jenes Seebad inseriere?

Ja, es inseriert.

„Also", entscheidet der Redakteur, „gibt es dort auch keine Mücken."

Pech

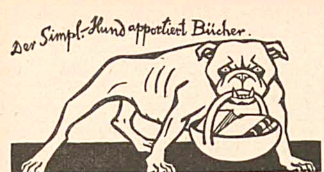
Die Firma Sagenhaft & Unbescholten ist pleite. Rechtschaffen pleite. Die Gläubiger ahnen es zwar, aber sie wissen es noch nicht. Jeden Tag mahnen sie dringender. Was soll man machen?

„So oder so!" sagt Sagenhaft zu Unbescholten, „pleite sind wir doch, und wenn wir nicht rechtzeitig verduften, werden wir eingebuchtet. Schicken wir den guten Leuten vordatierte Schecks, vielleicht fallen sie darauf rein."

Jonathan, jüngster Stift der Firma, erhält den Auftrag, „Zur Verrechnung" auf die Schecks zu stempeln. Aber Jonathan schläft wie immer.

Und am anderen Tag hatten die Gläubiger die Papierchen mit dem schönen Aufdruck:

„Muster ohne Wert." m-d.



Korfiz Holm: ich — klein geschrieben. Heitere Erlebnisse eines Verlegers. (A. Langen, München.)

Der Verfasser dieses höchst pläsierlichen Erinnerungsbuches war einmal, vor reichlich einem Menschenalter, Redakteur des Simplicissimus und ist nun seit vielen Jahren Mitleiter des Verlags Albert Langen. Daß er da Gelegenheit hatte, mit zahlreichen interessanten und auch einigen bedeutenden Menschen in Berührung zu kommen, liegt auf der Hand. Und weil er nicht bloß ein trefflicher Beobachter, sondern auch ein witziger, gelegentlich medisanter und doch niemals liebloser Plauderer ist, stellt er uns mit seinen „heiteren Erlebnissen", die über ein Dutzend in sich abgeschlossener Kapitel umfassen, eine Sakuska auf den Tisch, wie man sie sich deliziöser nicht wünschen könnte. Albert Langen und Björnson, Wedekind und Bierbaum, Altenberg und Dauthendey, Corinth und Gulbransson, die Gräfin Reventlow und der Graf Keyserling (nicht der von der weisen Woche!) bestreiten in der Hauptsache das Menü, von den diis minorum gentium zu schweigen. München-Schwabing um die Jahrhundertwende blüht nochmals bunt und lebendig auf, und wem Anekdoten oft Wesentlicheres von einem Menschen verraten als dicke Biographien, der kommt hier vergnüglich auf seine Rechnung. Dr. Owlglaß

Henry Benrath: Ball auf Schloß Kobolnow. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin.)

Auf einem ostelbischen Adelssitz trifft sich feudale Gesellschaft zu einer Ballveranstaltung. Der Autor Henry Benrath, hinter dessen Pseudonym sich zweifellos ein erfahrener Kenner des Milieus verbirgt, berichtet als maître de plaisir über den Verlauf des Festes und gestaltet mit scharfsichtigem Blick für die Typen einer traditionsgebundenen Menschenklasse aus den scheinbaren Belanglosigkeiten ihres gesellschaftlichen Lebens eine sinnvolle Komödie. Von seinem beweglichen, leicht beschwingten Geist, seinem europäisch geschulten Sinn für die Forderungen einer neuen Zeit, heben sich die standfesten Typen einer engen Welt ab, die bis zum Ende aller Dinge in ihrer Form bestehen möchte, und in deren Fugen es doch schon knistert und knackt. Spukhaft fast wirkt nur mehr Lebenskraft und Lebensüberschwang dieser rassigen Menschen, die sich dem Wandel der Zeit beugen oder untergehen müssen. So breitet sich über den Humor der Komödie und die Komik ihrer Rollenträger eine nachdenkliche Stimmung, die über lustspielhafte Verflechtungen hinaus zu tieferer Deutung führt. A. Wisbeck

Klaus Mann: Kind dieser Zeit. (Transmare Verlag, Berlin.)

Kindheit und Jugend schildert Klaus Mann in diesem unterhaltend geschriebenen Buche, dessen biographisches Material den anspruchsvollen Leser entschädigt für den Mangel an Dichtigkeit und Tiefe. Der Autor nennt das unvergleichliche Werk Marcel Prousts und möchte wie dieser es unternehmen. den Erinnerungen nachzuspüren, ihnen Leben und Glanz zu verleihen, Gestalt und Wirklichkeit und jene schwermütige Verklärung später Beschwörung. Aber es blieb hier bei dem (gewiß dokumentarischen) Bericht, einem interessanten, oft amüsanten, ansprechenden und aufrichtigen Bericht, der wenig über den Vordergrund hinaus geht. Sein Stoff ist gewandt beschrieben, aber nicht tiefer bewältigt. Eine Reise durch Erinnerungsgelände, es führt kein Weg hinunter auf den Grund, es geht darüber hin und vorbei. Man bedauert es, daß sich dieses Buch so mühelos und leicht liest, während doch die Jahre, die darin vorüber gehn, mühvoll und schwer gewesen sind. (Oder sind sie es doch nicht gewesen?) Mußte es jetzt schon geschrieben werden? Ernst Kreuder

Herbert Schlüter: Die Rückkehr der verlorenen Tochter. (Transmare Verlag, Berlin.)

Dieser kluge, ruhige und sachliche Roman hat nichts Erschütterndes, Aufwühlendes an sich, wohl aber läßt er eine tiefe Nachdenklichkeit im Leser zurück, — er ist ein Dokument der trostlosen Einsamkeit der jüngsten Generation. Die Menschen kommen in diesem Buche zueinander und trennen sich, ohne Freude und ohne Schmerz, höchstens ein leichtes Aufflackern der Sinne, eine flüchtige Melancholie, aber keine tiefergehende Bindung irgendeiner Art. Jeder lebt für sich, beladen höchstens mit der Erinnerung an einen längst vergangenen Glücksrausch. Schlüter schreibt ohne Zweifel aus echtestem Erleben, jeder Satz trägt das unverkennbare Zeichen der Echtheit. aber die Schemenhaftigkeit seines Lebensgefühles ist einer plastischen Gestaltung naturgemäß nicht günstig. Charly Conrad

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Jack Bilbo: „Ein Mensch wird Verbrecher". Universitas Deutsche Verlags-AG., Berlin.
Joachim Maaß: „Der Widersacher". S. Fischer, Verlag, Berlin.
Carl Zuckmayer: „Die Affenhochzeit". Propyläen-Verlag, Berlin.
B. Traven: „Der Schatz der Sierra Madre". Universitas Deutsche Verlags-AG., Berlin.

Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt / Von Otto Mittler

Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald
In gutem und schlechtem Wetter,
Das hat von unten bis oben halt
Gehabt liberale Blätter.
Die Blätter, sie haben gerochen,
Das Bäumlein, das hat gesprochen:
„Alle andern Umsturz-Staaten
Haben rote Blätter an.
Aber meine Demokraten — — —
Niemand glaubt recht dran!
Dürft' ich wählen, wie ich wollt',
Wünscht' ich mir Blätter schwarz-rot-gold!"

Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
Und früh ist's wieder aufgewacht,
Da hat es schwarz-rot-goldene Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Es ist erreicht,
Solche Art Blätter gibt's nicht so leicht!"
Aber als es Abend war,
Ging der Ullstein durch den Wald,
Mit langem Sack und langem Bart,
Der sah die schwarz-rot-goldenen Blätter bald —
Er steckt sie ein und hält sie fest,
Und Mosse holte sich den Rest.

Das Bäumlein spricht mit Grämen:
„Die schwarz-rot-goldenen Blätter dauern mich!
Ich muß vor den andern mich schämen,
Sie tragen so schönes Laub an sich.
Dürft' ich wählen noch einmal,
Wählt' ich mir Blätter national!"
Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und früh ist's wieder aufgewacht,
Da hatte es Hugenberg-Blätter fein.
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: Nun bin ich froh,
Kein Baum im Walde klappert so.

Da kam ein böser Hitlerwind
Mit einem SA.-Wetter,
Der fuhr durch alle Bäume geschwind.
Er kommt an die Hugenberg-Blätter:
Da liegen die nationalen
Schon bei den liberalen!
Das Bäumlein spricht mit Trauern:
„Mein Blech liegt in dem Kot.
Die andern Blätter dauern
trotz dem SA.-Verbot.
Wenn ich mir noch was wählen soll,
Wähl' ich mir völkische Blätter wohl!"

Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und wieder ist es aufgewacht.
Da hat es völkische Blätter fein.
Das Bäumlein lacht
Und spricht: Jetzt hab' ich völkische Blätter auch,
Daß ich mich nicht zu schämen brauch'.
Da kommt mit vollem Euter
Die Sowjet-Geiß gesprungen,
Sie sucht sich Gras und Kräuter
Für ihre Jungen.
Sie sieht das Bäumlein, fragt nicht viel
Und frißt es auf mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein gar nicht mehr;
Es spräch' sonst zu sich selber:
„Ich begehrte nun keiner Blätter mehr,
Weder schwarzer, noch roter, noch gelber.
Wär' ich nur noch am Leben!"

Das aber ist es eben.

Auch eine Goethe-Ehrung

Ein Buchhändler aus Rothenfels nebst Frau Gemahlin besuchte neulich seinen Kommissionär in Leipzig. Dabei entspann sich mit dem Prokuristen der Firma folgendes Gespräch:
. . . . und sagen Sie mal, könnten Sie mir nicht recht billig, oder möglichst leihweise, eine Goethe-Büste beschaffen, ich will sie zur Schaufensterdekoration verwenden . . ."
Aber schon fiel ihm die „Frau Gemahlin" ins Wort: „Weißt du, Max, Lotte hat doch so 'ne schöne Beethoven-Büste, wenn mer nun die dafür 'n bißchen zurechtmachten?"

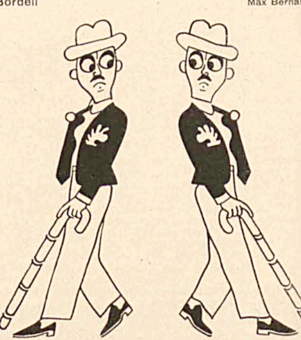
Die kleine Zeitgeschichte

Anekdote vom Dritten Reich

In einem Charlottenburger Mietshaus wohnt in der zweiten Etage ein adliger Major. Verarmt, mit einem Schrank voll abgetragener Kleidung, einer Bibliothek voll überholter Bücher in Goldschnitt und einem festen Glauben an Gott und die Renaissance der Reaktion. Sein Wohnungsnachbar auf der anderen Seite ist der Zahnarzt Dr. Lewin. Auch sonst als Israelit kenntlich.
Der Sohn des Majors bekommt in einer stürmischen Märznacht heftige Zahnschmerzen. Majorvater bedauert, daß Sohn keine Disziplin in den Knochen habe, aber heute soll er nochmal zum Zahnarzt gehen dürfen. Wohnt doch gleich nebenan der Jude Lewin. Gut genug zum Nachts-Behandeln.
Dr. Lewin steht auf, um zwölf Uhr des Nachts, behandelt Major filius, setzt die Behandlung noch einige Tage fort und schickt schließlich (Jude!) eine Liquidation.
Major selbst geht mit knarrenden Stiefeln in die Wohnung des Nachbarn und zeigt die leeren Taschen. Geld haben nur die anderen. Major bedauert sehr. Statt dessen aber einen Zettel mitgebracht, den sich Herr Doktor gut aufheben soll. Morjn.
Dr. Lewin entfaltet den mit schon zittriger Schrift bedeckten Zettel und liest:
„Dr. Lewin hat meinem Sohn in einer Notlage einen großen Dienst erwiesen. Er ist daher als Schutzjude im Dritten Reich mit Schonung zu behandeln. Heil Hitler! Major v. Langkau. Im Frühjahr 1932." W.

Das lockende Ziel

Ein südtiroler Kurort verschickt Propaganda. Ansichten von Hotels, Anlagen, des Städtchens und des stolzen Kurhauses. Die Werbung geschieht in allen Sprachen. Auch im eigenen, neuen Vaterlande natürlich, das sich vom Brenner bis Sizilien erstreckt. Dies mit großem Erfolg. Voll Staunen lesen nämlich die Römer den verlockenden Prospekt aus der neuen, so modernen Provinz. In großen Lettern und Bildern zeigt die Kurverwaltung das herrliche „Casino" an, womit sie ihr kostbares Kurhaus meint. Es ist mit Blumen und Palmen geschmückt, zahllose Tischchen umsäumen es unter schattenspendenden Bäumen. Das Innere zeigt Säle, lauschige Nischen, Büfetts. Nicht zu vergessen das eigene Salonorchester, das je nach der Witterung im Freien oder im Inneren des „Casinos" konzertiert. Auch auf die Internationalität wird hingewiesen, auf die Zwanglosigkeit der Toiletten und die billigen, der heutigen wirtschaftlichen Krise entsprechend herabgesetzten Preise.
„Che moderna istituzione", ruft das lachende Italien und reist lüstern nach diesem Paradies, das alle neapolitanischen Errungenschaften dieser Art in ihr verdientes Dunkel verweist.
„Casino" heißt nämlich in Italien ganz eindeutig Bordell Max Bernardi



„Ein ekelhafter Kerl!" Karl Holtz



Die Überleitung / Von Charly Conrad

Mit fünfzehn Jahren war Peter Jüngling, wie alle Burschen in diesem Alter, innen liebessüchtig und verschämt, außen sachlich, zynisch, eitel. Er ging mit Mädels spazieren, saß im Sommer mit ihnen auf den abgelegensten Bänken des Parks umher, hatte, wie alle seine Schulkameraden, zotige Verslein im Notizbuch, bevorzugte wie sie die Schlanken, „Kessen" mit den kurzen Röckchen und war im Grunde und letzten Endes dumm und unerfahren wie die anderen. Zwar, er war aufgeklärt, wie es sich für einen Sohn unseres aufgeklärten Jahrhunderts geziemt, naturwissenschaftlich gewissermaßen und von Staates wegen aufgeklärt, — aber geriet er in der Praxis ausnahmsweise einmal in eine erfolgverheißende Situation, sagen wir, abends im dunkelsten Stadtwald, mit einer besonders lebenslustigen Lya de Putti vom Braunhausener Lyzeum, dann versagte er auf die peinlichste Weise.

Er wußte nicht, wie beginnen . . .

Er war sich dieser Schwierigkeit vollauf bewußt und hatte für sie eben diesen Begriff „Überleitung" gefunden, ein Begriff, entnommen dem Wortschatz eines Deutschlehrers, der auf die Überleitung bei der Aufsatzdisposition besonderen Wert legte. Peter Jüngling führte mit seinem Freund Michel Pichel stundenlange Gespräche darüber. Michel Pichel, dieser dicke Sommersprossenmops, hatte übrigens die „Überleitung" auch noch nicht gefunden.

Das ging so einen Gang, bis Franziska Ernst kam und dem Peter über diese Schwierigkeit hinweghalf. Jeder findet wohl einmal seine Franziska Ernst, wenn auch vielleicht ein wenig später als Peter, und oft wird er sie sogar heiraten. —

Wenn vorhin von „Parks" die Rede war, so soll das keine falsche Vorstellung von Peter Jünglings Vaterstadt erwecken, eine große Stadt, aschgrau, voller Fabriken und öder Straßen. Aus den Hochöfen quoll der grünliche Staub und legte sich schwer auf Häuser, Straßen, Menschen und wohl auch auf einen einsamen, kleinen, halbverdorrten Strauch hinter einem Bretterzaun. Der Park aber war weit draußen, vor der Stadt, am Fluß, und die Menschen fuhren Sonntags mit der Straßenbahn dorthin. Frisch rasiert waren sie dann und angetan mit grellen Kleidern und Anzügen, die nach dem Pfandhaus rochen oder nach Armeleutestuben. Kinder und Butterbrote schleppten sie mit sich.

In einer solchen Straße also, zwischen Fabriken und Kolonien, am späten Abend, da die Flammen der Hochöfen am Himmel standen, lernte er Franziska kennen. Er wußte später selbst nicht mehr, wie. Er hatte sie wohl angeschaut, und weil sie ihn wieder anschaute, hatte er sie dann angesprochen: „Na, noch spazieren so spät?" oder etwas dergleichen. Hinter einem Bahndamm blieben sie stehen, sie stand ganz ruhig, so nah vor ihm, daß er ihren Geruch atmete, und sie lächelte. Aber er wagte noch nicht, sie anzufassen. Sie erschien ihm irgendwie eigenartig, sie hatte Korallen in den Ohren und gefärbte Lippen. Sie hatte etwas von einer Kabarettsoubrette an sich, wie man sie manchmal in den illustrierten Blättern sah. Ab und an klapperte ein Güterzug vorüber.

Der Name „Franziska" erschien ihm lächerlich. Seine Freundinnen hatten Ella, Hilde und Martha geheißen. Er beschloß, seinen Freunden diesen Namen nicht zu verraten. Er fürchtete, sich lächerlich zu machen. Überhaupt wollte er ihnen diese neue Freundin verheimlichen, unterschlagen gewissermaßen, denn er schämte sich, weil sie nicht dem erotischen Ideal der Klasse entsprach. Sie war nicht schlank — sie war üppig. Dick schien es ihm. Später hätte er es „reif" genannt. Sie hatte einen ganz außerordentlich wohlentwickelten Busen, ebenso, wie er es später stets so über alle Maßen reizend fand. Aber damals schämte er sich deshalb.

Am Sonntag wollten sie sich an der Ecke der Wirtschaft Frick treffen. Die Sonne schien grell, die Frauen waren bunt angezogen und schoben Kinderwagen. Gegenüber war eine giftgrün angestrichene Selterswasserbude. Dahinter glänzten die zwölf negerschwarzen Winderhitzer der Phönix-Hütte in der flirrenden Sonntagsluft.

Wie Peter Jüngling wieder auf die Straße blickte, sah er vor der Selterswasserbude drei Schulkameraden stehn. Michel Pichel war auch dabei. Sie kauften sich Zigaretten. Aber ehe sie sie anzündeten, verbargen sie ihre bunten Schülermützen in der inneren Rocktasche. Natürlich hatte er sie gleich gesehn. Eben hatte es drei Uhr geschlagen. Franziska Ernst mußte jeden Augenblick kommen.

Peter zitterte vor der Blamage, war sogleich bei seinen Kameraden und beredete sie in Hast, mit ihm in die Mixosstraße zu ziehn, wo Sonntags immer die frechsten Lyzealschülerinnen promenierten. Sie waren ohne weiteres dabei, es war ihr übliches Sonntagsvergnügen, und man wollte gerade unternehmend davonwandern, als Peter seinen Namen rufen hörte.

Da stand also Franziska Ernst in einem grellbunten, weit ausgeschnittenen Sommerkleid, mit einem großen Hut, wie ihn nur die erwachsenen Damen trugen, und es blieb ihm wohl nichts, als zu ihr zu gehn. Zu seinem Erstaunen lachten die Kameraden keineswegs, sondern sperrten die Mäuler auf und gafften dumm. Das gab ihm wieder Haltung und Selbstvertrauen.

Sie fuhren vor die Stadt und tranken irgendwo auf einer Terrasse Kaffee. Als sie nach seinem Alter fragte, schwindelte er vier Jahre hinzu und freute sich außerordentlich, daß er sie angelogen hatte, als er ihr Alter erfuhr. Also eine wirkliche erwachsene Dame! Er versuchte, sich möglichst herrenhaft zu benehmen. Sie interessierte sich seltsamerweise lebhaft für seine Leistungen in der Schule, für das Studium, das er zu ergreifen gedenke, und für die Dauer desselben.

Als er sie später im Stadtwald küssen wollte, erzählte sie, ihr Vater liege im Krankenhaus. Er sei Bergmann, und im Schacht sei ein beladener Hund aus dem Geleise gesprungen und habe ihm die Brust zerdrückt. So furchtbar blaß sei er, gerade wie Papier. Peter wurde ein wenig übel, er hatte den Geschmack von Chloroform auf der Zunge (man hatte ihm vor Jahren den Blinddarm herausgenommen) — aber später küßte er sie doch. Das heißt, er machte nur die Bewegung dazu, und schon fiel sie ihn an, daß ihm beinahe angst wurde. Trotzdem ward er angenehm durchrieselt. Er war sogar glücklich. Dergleichen war ihm noch nie begegnet. Ihm schwoll die Brust.

Sie gingen noch viele Male aus, sie küßten sich noch oft, auch abends, wenn er sie heimbrachte, hinter dem Bahndamm. Und einmal durfte er sogar ins Haus. Der Vater lag noch immer im Krankenhaus, und die Mutter war zur Tante gereist.

In der Nacht blieb er da. Das Zimmer war kahl, die Möbel abgenutzt und brüchig. Es gab sich alles von selbst. Es gab kaum eine „Überleitung". Aber im letzten, im allerletzten Augenblick hielt sie ihn doch noch einmal mit starker Hand zurück und sagte: „Nur, wenn du ernsthafte Absichten hast!" Er verstand diese Bedingung nicht. Es schien ihm selbstverständlich, daß es seine ernsthafteste Absicht war, endlich zu erleben, was er bisher nur gelesen und gehört und phantasiert hatte. Er sagte ja. Sie

Erweiterte Ansprüche

(Rudolf Kriesch)



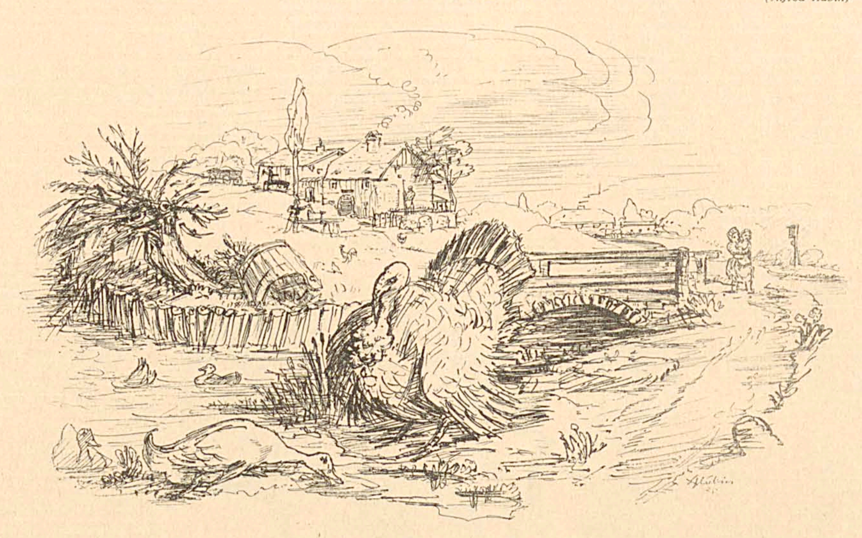
„Weißt du, die reine Freundschaft mit einem Mann ist doch das einzig richtige!" — „Freilich, man muß bloß nebenbei noch einen anderen haben, bei dem sie nicht rein ist!"

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.—; in Österreich die Nummer S 1.—, das Vierteljahr S 12.—; in der Schweiz die Nummer Fr —.80. Übriges Ausland einschließlich Porto vierteljährlich 2 Dollar • Anzeigenpreis für die 8gespaltene Millimeter-Zeile RM —.35 • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse • Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Karl Rudolf Schulte, München • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. Komm.-Gesellsch., München • Postscheck München 5802 • Redaktion u. Verlag: München 13, Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• Erfüllungsort München • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Der Truthahn

(Alfred Kubin)



richtete sich auf, küßte ihn so, wie er es noch nie erlebt hatte, daß es ihn am ganzen Körper prickelte, und sagte: „Schwöre mir, daß du ernsthafte Absichten hast!" — „Ich schwöre!" rief er. — Zuweilen, wenn draußen die Hochöfen ihren Koks schluckten, flammte der rote Schein hell ins Zimmer. — Es gelang Peter Jüngling am Morgen, sich unbemerkt in sein Bett zu schleichen. In die Schule ging er nicht. Er stellte sich krank. Ihm war in Wahrheit sehr übel und fiebrig, und er wußte wohl, daß da irgend etwas nicht seine Richtigkeit hatte. Da gab es so hinterhältige Begriffe. Man sagte ja auch von einer Frau, sie ist „in anderen Umständen" und meint damit, daß sie ein Kind im Leibe hat. Und plötzlich wurde es ihm sonnenklar, was es mit diesen „ernsthaften Absichten" auf sich hatte ...
Von da an mied er Franziska wie die Pest. Aber eines Tages stand sie vor der Haustür, als er ahnungslos heraustrat, und sprach von Verlobung, und ob er sie nicht bald seinen Eltern vorstellen wolle. Sie sei gelernte Friseuse. Das sei doch schließlich auch etwas, und wenn sie auch noch ein paar Jahre warten müßten, das sei doch nicht das Schlimmste.
Peter Jüngling lief davon wie ein Hase. Er ließ sie einfach auf der Straße stehn. — Es sollte ihm nicht viel helfen. Einmal faßte ihn doch eine Franziska Ernst, und er entwischte ihr nicht ...

Alles für die Kunst ...

Kitty ist Schauspielerin.
Kitty will Karriere machen.
Setzt alles daran, die Aufmerksamkeit ihres Direktors auf sich zu lenken.
Bis es endlich gelingt.
Nach einer längeren, zärtlich-angeregten Unterhaltung verläßt Kitty freudestrahlend die Direktionskanzlei, und am nächsten Morgen übergibt ihr der Theaterdiener die Rolle ... Die heißersehnte Rolle!
Drei Sätze im letzten Akt.
Kitty ist zuerst sprachlos.
Dann liest sie die drei Sätze — dann setzt sie sich nieder und meint nachdenklich: „Jetzt möcht' ich nur wissen — wofür man eigentlich eine Hauptrolle bekommt?" H. K. B.

Ich gehe auf Walze

Wenn das meine Eltern wüßten, sie würden mich in die Irrenanstalt sperren lassen. Nicht mal meine Zimmerwirtin darf es wissen, die mir in den letzten Wochen den Kaffee mit besonders viel Liebe und Zucker bereitete. Die gute Frau ahnte vielleicht schon etwas ...
Ich habe es mir hin und her überlegt, aber es geht beim besten Willen nicht anders.

Altes Familienphoto

Theodor Riegler

Damals stand die Welt noch in den Fugen.
Emma saß mit dicken, blonden Zöpfen
Sanft im Erker, und die Ahnen trugen
Uniformen mit verzierten Knöpfen.

Und sie gingen, unterm Arm den Degen,
Neben Bräuten im gebauschten Kleid,
Und die meisten Menschen hatten Zeit,
Ihre Seele und den Bart zu pflegen.

Fromme Bücher las man zur Erbauung,
Die Moral trug damals ein Korsett,
Und die Lotte ging erst nach der Trauung
Mit dem Herrn Gemahl naiv ins Bett.

Keine Zeit war je so schön wie diese.
Kinder sagten zu den Eltern Sie.
Großpapa nahm öfter eine Prise
Und die kleine Enkelin aufs Knie.

Ach, was wußten unsre lieben Ahnen
Von sozialer Not und von Problemen,
Damals trug man weiße Chrysanthemen,
Und das Elend stand nur in Romanen.

Damals gab es keine Wirtschaftskrisen.
Häkelnd saß man hinter bunten Scheiben,
Und man war nicht darauf angewiesen,
Seinen stolzen Nachwuchs abzutreiben.

So ein Dasein würde sich rentieren:
Denn man lebte ohne Stempelkarte,
Und man ließ sich mit gepflegtem Barte
Im Familienkreise porträtieren.

Meinen letzten Privatschüler hat mir die Wirtschaftskrise verschlungen, und meinem alten Herrn hat dieser unersättliche Moloch den Teil seines Gehaltes wegrationalisiert, den er bisher mir zu geben pflegte. Die Vertretung des „Vollautomatischen Wachszerstäubers Zauberfix" hat mir zwar auf Grund ungezählter Disputationen mit Dienstmaiden und Gnädigen universelle Kenntnisse in der Fußbodenhygiene eingetragen, bloß nicht das, was ich ursprünglich zu erwerben hoffte, nämlich Geld. Ich bin durchaus nicht so borniert, diese Fachkenntnisse zu unterschätzen, doch leben kann ich davon nicht. Deshalb gehe ich morgen los. Auf gut Glück, wie man so sagt. Ich habe mir die Europakarte angesehen und sie wieder weggelegt. Das hat ja für mich keinen Zweck. Ich muß ja doch dorthin fahren, wohin mich zufällig die Autos mitnehmen und wohin die Landstraßen führen. Nur die Richtung steht fest: Süden! Es ist noch so kalt jetzt.
Ein paar Anzüge habe ich noch und einen Photoapparat. Wenn ich das heute verkaufe, kann ich gerade noch meine Schulden bezahlen und meinen Berufswechsel als anständiger Mensch vollziehen.
Während ich jetzt meine Stiefel einkolonile, näht mir Sonja an meinen Tornister, der noch aus jugendbewegter Zeit stammt, eine fehlende Strippe an. Das tut sie aber nicht aus purer Liebe, sondern ich muß ihr dafür meinen Schlafanzug vermachen, der sie nach ihrer Behauptung viel besser kleidet als mich. Am liebsten würde sie mitkommen, doch ich habe ihr gesagt, daß unter Landstreichern Ehekommunismus herrsche. Da bleibt sie lieber da und will auf mich warten.
Wir haben heute die letzte Reihe Kohlen in meinen Ofen geworfen, ich habe Apfelsinen, Nüsse und Schokolade geholt, und dann kochen wir einen Tee, in dem der Löffel stehen soll — dazu Rum und Zucker ...
Als ich vorhin einkaufen war, stand vor mir im Fleischerladen ein junger Bursche, mit ausgetretenen Schuhen und bettelte um ein Stück Wurst. Mich fror eigenartig bei diesem Anblick. Und dabei hatte der Mann noch eine Mandoline umhängen! Was soll ich da machen, der schon im ersten

Lichtpunkte

(E. Thöny)



„Nee, nee, in Politik und Wirtschaft is keene Ehrlichkeit mehr – wenn's nich hin und wieder mal 'nen aufrichtigen Totschlag gäbe, müßte man den Glauben an die Menschheit verlieren!"

Schuljahr beim Gesangsunterricht regelmäßig vor die Tür gestellt wurde, weil ich den sonst so sanftmütigen Lehrer zur Verzweiflung brachte. — Überhaupt traf ich merkwürdig viel abgerissene Existenzen. An allen Ecken standen sie, geigten, hielten Streichhölzer in schmutzigen frierenden Händen oder hatten sich aufs Pflaster geworfen, um mit ihren zitternden Gliedmaßen Erbarmen zu erwecken. Was war nur heute los? Hatte sich das Elend plötzlich organisiert, um mir eine Massendemonstration vorzuführen? Nein, aber der Mensch, dieses kurzsichtige Geschöpf, sieht den Abgrund erst dann, wenn er selbst hineinfällt.

In dem dunklen Sammetgrund eines Schaufensters mit glitzernden Auslagen sah ich mich plötzlich: Ein junger Mann, wie die anderen, den Mantelkragen hochgeschlagen, weil es regnete. Hinter mir standen Herren, den Mantelkragen hochgeschlagen wie ich, und Damen in Pelzen. Ob sie wissen, dachte ich, daß ich vielleicht schon in ein paar Wochen wie jener aussehen werde, der dort über den glitschigen Asphalt trottet, mit durchnäßtem Jackett und müden Augen, vielleicht dem Asyle zu? — Und auf einmal kam mir der Gedanke: Es ist Wahnsinn — heller Wahnsinn! Doch im selben Moment tauchte wieder die Erinnerung an all jene vergeblichen Versuche, an alle fruchtlosen Bemühungen und geplatzten Illusionen — ich sah die verschlossenen Türen, an die ich gepocht, und hörte das ewige „Überfüllt!", das man mir zugerufen hatte. Nein — es blieb schon dabei!

Ich wurde wieder ruhiger, ärgerte mich, überhaupt noch einmal geschwankt zu haben, und ging nach Hause. An der Wohnungstür steckte noch meine Visitenkarte. Darauf stand mein Name und darunter: stud. jur. et rer. pol. Ich zog die Zwecke heraus und zerriß die Karte.

Jetzt sitze ich wieder bei Sonja im warmen Zimmer, und der Regen schlägt an die Scheiben. Ich teile eine blutrote Apfelsine und schiebe die saftigen Halbmonde einen nach dem anderen in ihren halbgeöffneten Mund, wo die spitzen Zähne aufgereiht stehen wie eine Kette weißer Perlen. Sie läßt es andächtig geschehen und schluckt mechanisch, wie auf ein ungesprochenes Kommando.

Es ist so still, daß man meint, die Zeit rinnen zu hören.

W. H.

Schanghai

(M. Frischmann)



„Siehst du, Pa, zu allen Hauptattraktionen kommen wir immer zu spät: nun tragen sie uns auch hier schon wieder die letzte richtige Leiche weg!"

Vom Tage

In diesem Sommer hat die Reichsbahndirektion Essen als erste in Deutschland sogenannte „Überraschungssonderzüge" eingerichtet. Sie spielen den Reiz des unbekannten Zieles als Werbemoment aus. Morgens fahren die Züge hinaus aus den Städten ins Grüne; aber keiner der Mitfahrenden außer dem Lokomotivführer weiß das Ziel. Auch Berlin will zum System des Überraschungssonderzuges übergehen.
— Adolf Hitler ist bereits zum Lokomotivführer vorgesehen. Der Reiz seines Überraschungssonderzuges ist noch größer: der Führer weiß das Ziel selber nicht.

•

Die Ärzte haben dem englischen Ministerpräsidenten Macdonald, der an einem Augenleiden erkrankt ist, geraten, drei Stunden täglich in einem künstlich verdunkelten Raum zu verbringen, in den kein Strahl des natürlichen Tageslichts dringt.
— Die meisten seiner Kollegen haben sich ihren gesunden Blick dadurch zu erhalten gewußt, daß sie diesen Raum nie verlassen.

Teha

Warnung

Von Ratatöskr

Wenn du etwa „gottlos" bist,
hüte dich, es laut zu sagen;
denn sonst geht's dir an den Kragen,
Lüdrian und Atheist!

Was Tonsur und Bäffchen trägt,
schaut dir eifrig auf die Finger.
Jedermann fliegt in den Zwinger,
der sich andersrum bewegt

als die liebe Klerisei . . .
Wie? Du forderst gar Beweise
für die Tragkraft ihrer Gleise?
Und du sträubst dich? . . . Eieiei!

Militat Ecclesia.
Füge dich und sei nicht dämlich:
Gott ist notverordnet nämlich
und infolgedessen da.

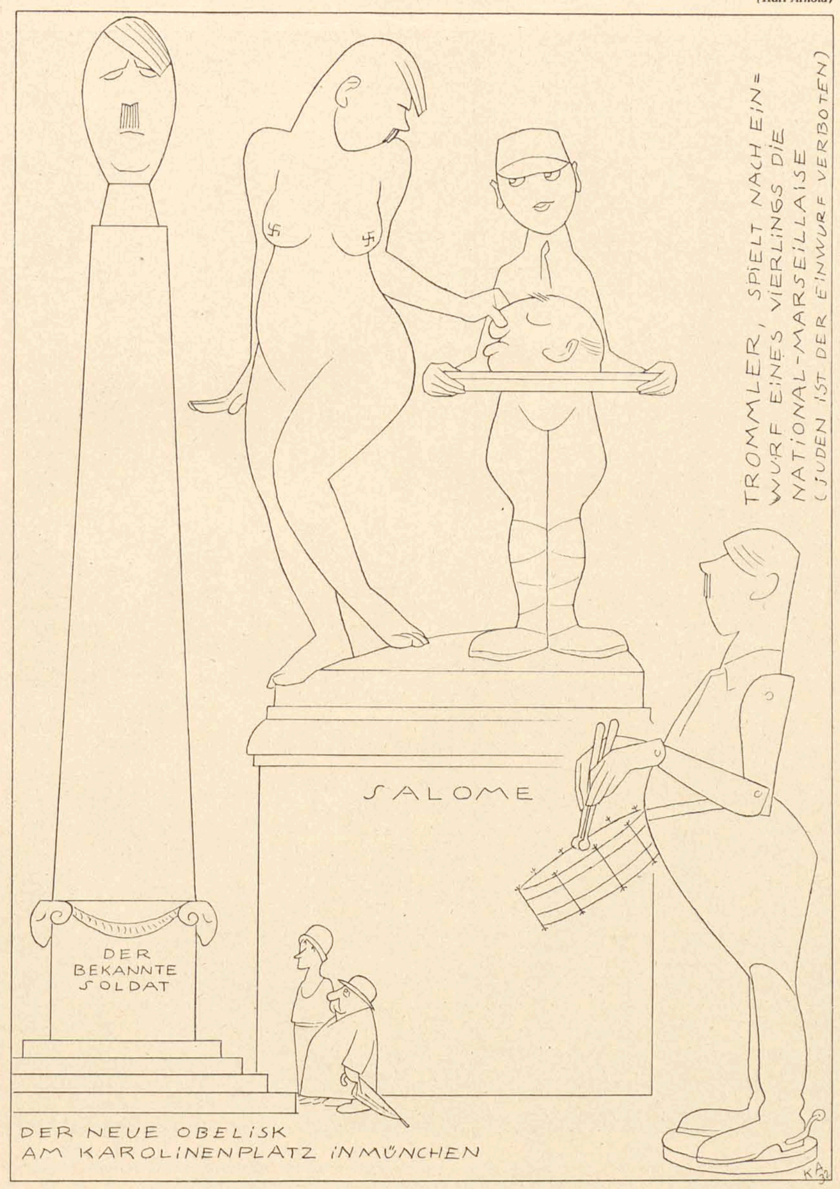
Für Juden verboten!

Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei führt einen arisch rassenbewußten Kampf gegen alles Jüdische.
Aber in ihren eigenen Reihen hat sie wenig Glück.
Da gibt es Leute, die ausgerechnet Rosenberg und Frank heißen. Und andere wieder sehen so urteutonisch aus wie Goebbels. Noch viel schlimmer aber steht es in Leipzig mit den Namen der NSDAP.-Prominenten. Das ist geradezu eine völkische Katastrophe.
In diesen Tagen hatte man sie alle hübsch beisammen auf einem riesengroßen Plakat, das an sämtlichen Anschlagsäulen leuchtete:
Massenversammlung der NSDAP. im Zoo-Festsaal.
Es sprechen:
Pg. Studentkowsky,
Pg. Chadamovsky,
Pg. Karwahne . . .
Thema: Gegen Marxismus und Verjudung!
Als Chaim Kornblüth das gelesen hatte, wandte er sich an Kalischer: „Wissense was, Kalischer, ich werde jetzt auch Nazi. Vielleicht können die mich gebrauchen."
„Als was denn?" fragt jener entgeistert.
„Nu, als Renommiergoj!"

hs.

Laßt uns Denkmäler bauen!

(Karl Arnold)



Liebestragödie

(Jeanne Mammen)



„So, Elsa, nun wollen wir uns einmal ganz gehören und uns nachher erschießen!" – „Ach ja, aber können wir uns nicht noch 'n paarmal öfters erschießen?"

Stuttgart, 5. Juni 1932 Preis 60 Pfennig 37. Jahrgang Nr. 10

SIMPLICISSIMUS

Also kräht der gallische Hahn:

(Karl Arnold)



„Man nennt die Reparationsforderungen wirtschaftlich unvernünftig – da frage ich, was hat die Politik mit Wirtschaft oder Vernunft zu tun?"

Bange Frage / *Von Karl Kinndt*

Es ist schon wirklich kaum mehr auszuhalten:
die Mädchen zeigen nur noch den Popo,
als wollten sie den Konkurrenz-Gestalten,
die unberufen dieses Amtes walten,
mal zeigen: Mensch, det könn' wa sowieso!

Erst waren es die Beine, muß ich denken,
die selbst Marlene nicht mehr gerne zeigt —
Man sah sich satt bis zu den Kniegelenken —
Dann wollten sie uns ihren Rücken schenken,
bis er sich an erwähntem Punkt verzweigt — — —

Ich fürchte nur, man wird sich bald gewöhnen
auch an den Contra-Busen-sex-appeal,
und von den Reizen einer leicht obszönen
Betrachtungsweise einer lockend-schönen
Frau bliebe dann zu guter Letzt nicht viel — — —

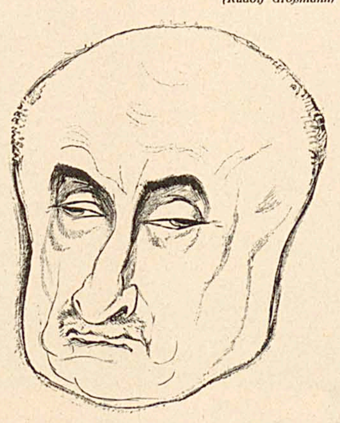
Doch was kommt dann dran?? Ach, mir ist so bange,
denn auch des Weibes Reichtum ist begrenzt:
hier beißt sich leider in den Kopf die Schlange —
Wo sind die neuen fraulichen Belange?
Was wird man zeigen, wenn es wieder lenzt??

Das Sanatorium im Walde / Von Ernst Kreuder

Der Schnellzug hielt. Maltingk zog das Fenster herab und beugte sich hinaus, es regnete ihm schräg ins Gesicht. Jetzt erblickte er die sandfarbene Limousine. Er zögerte, drei Sekunden. Dann nahm er den Koffer und verließ den Zug.
Der Fahrer stand am geöffneten Schlag, die Mütze in der Hand. „Wie weit ist es?" fragte Maltingk. „Zwei Stunden", sagte der Fahrer, Regentropfen liefen ihm über den Mund. Sie fuhren los. Einige Zeit blieb die Landschaft vor ihnen offen, das Regenlicht stand fahl in der abendlichen Landschaft, dann hob sich Waldrand an den Horizont, wuchs, und bald schlossen sich hohe Wälder um den summenden Wagen, der mit großer Geschwindigkeit fuhr. — Nicht lange, nachdem die grellen Lichtkegel über der dunklen Waldchaussee aufgeflammt waren, bog der Wagen in einen Seitenweg ein und hielt bald darauf vor einer hohen schwarzen Mauer im Walde. Der Fahrer stieg aus und verschwand. Jetzt überfiel Maltingk die Angst. Er nahm die kleine Repetierpistole aus der Tasche und entsicherte sie. In der Ferne begann es schrill zu läuten, dann ging oben an der Mauer ein Licht an, und ein knarrendes Tor wurde langsam geöffnet. Maltingks Hand tanzte leicht, sein Herz pochte dumpf, plötzlich stand eine Gestalt im Arztkittel draußen und riß den Schlag auf. „Doktor Gassand", sagte die Gestalt und verbeugte sich. Der Millionär steckte die Waffe ein und folgte, nahezu willenlos. Es ging durch ein schwach erhelltes, düsteres Torgewölbe, durch weiße Türen und lange, halbdunkle Gänge, es roch nach Desinfektionsmitteln, dann traten sie in eine Halle ohne Fenster mit dünnem, bläulichem Licht. Der Arzt deutete auf einen Sessel und sprach kurz darauf folgendes: „Wie Sie uns schrieben, sind Sie entschlossen, das Äußerste zu versuchen, um Ihrem Zustand ein Ende zu machen. Bevor wir nun Ihre Behandlung übernehmen, müssen wir Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie sich ungewöhnlich strengen und radikalen Kuren zu unterziehen haben werden. Zu verlieren haben Sie dabei wohl nichts: Sie standen vor dem Selbstmord, Ihr Leben war seit Jahren sinnlos, weil Sie nichts mehr interessierte, weil nichts auf der Welt mehr Reiz besaß für Sie. Totale Übersättigung, man kennt das heute. Wenn Sie aushalten, werden Sie das, was Sie verloren haben, wieder bekommen. Ich empfehle mich. Guten Abend."
Die nächsten Tage und Nächte verbrachte der Millionär in einem dunklen Keller auf feuchtem Stroh. Ratten pfiffen, Ungeziefer peinigte ihn, Durst und Hunger. Er war sich darüber klar, daß er Verbrechern in die Hände gefallen war. An jenem Abend, als sich der Arzt empfohlen, war er plötzlich von hinten überfallen, zu Boden geworfen und betäubt worden. Zuerst hatte er hier getobt und geschrien, jetzt stöhnte er nur noch schwach, und in der dritten Nacht verlor er die Besinnung. Als er wieder zu sich kam, lag er in einer Dachkammer auf einem Feldbett. Durch das vergitterte Fenster fiel Sonnenlicht. Auf dem Tisch stand warmes Essen. Er verschlang es gierig. Dann entdeckte er den Zettel an der Wand. Er las: „Sie befinden sich in den Händen eines Geheimbundes. Wenn Sie die Prüfungen bestehen, die Ihnen auferlegt werden, können Sie noch einmal in die Freiheit zurück. Bestehen Sie nicht, werden Sie hingerichtet." Lange stand der Millionär am vergitterten Fenster. Große Wälder dehnten sich drunten bis zum Horizont, der Wind bewegte die Kronen leise, das Laub glänzte in der Sonne, und in der klaren blauen Weite kreiste ruhig ein Raubvogel. Maltingk begann zu begreifen, was er verloren hatte, zu ahnen, wieviel das war.
In der nächsten Zeit wurde der Millionär von bewaffneten Aufsehern in einen tiefen Steinbruch gebracht, wo er schwere Arbeit zu verrichten hatte. Oftmals brach er zusammen und mußte weggetragen werden. Nur langsam gewöhnte er sich an die grobe körperliche Arbeit. Von Woche zu Woche wechselte die Art der Beschäftigung, er trug schwere Säcke in einer Mühle, hatte Gräben auszuheben, Brunnen zu reinigen, Pferdeställe zu säubern, Feldarbeit zu verrichten und Bäume zu fällen. Er durfte dabei nie ein Wort sprechen, und oft sah er an anderen Plätzen müde, ungeschickt sich anstellende Leute, weitere Opfer dieses Geheimbundes. Dann kamen wieder endlos dünkende Fasttage, bis er nach zwei Monaten von jeder körperlichen Arbeit befreit wurde und ein besseres Zimmer bekam. Er war zusehends gesundet, sein Appetit war wieder der Appetit seiner frühen Jugendzeit. Nahezu hatte er sich ein wenig eingewöhnt in diese ungewisse Verbannung. Jenen angeblichen Arzt bekam er nie mehr zu sehen. Seine Sehnsucht war groß nach dem Leben draußen, nach der grenzenlosen Freiheit, er war oft hilflos traurig und träumte von stillen Sommertagen auf seinem Landsitz, am Meer, in der Heide, und sein Verlangen nach einer Frau war tief und inbrünstig geworden. Jetzt wurde ihm eine Reihe von Aufsatzthemen gestellt mit der Mitteilung, daß die Zensuren entscheidend für sein weiteres Schicksal sein würden. Die Themen lauteten: „Wie denken Sie über die Freiheit? — Was bedeutet Unterdrückung und Sklaverei? — Wozu lebt der Mensch? — Wie denken Sie über die Frauen? — Welchen Wert besitzt das Geld? — Wie würden Sie Ihr künftiges Leben draußen einrichten? Dazu gab man ihm zehn Tage Zeit. Er brauchte länger dazu. Es war die schwerste Arbeit. Einige Tage später, nachdem er die Aufsätze abgeliefert hatte, bekam er die Nachricht, daß er die Prüfungen nicht bestanden und nach vierundzwanzig Stunden hingerichtet werden würde. Man brachte ihn in das dunkle Kellerverlies, in dem er die erste Zeit gelegen hatte. Sein seelischer Zustand war hoffnungslos, in der letzten Nacht versuchte er zu beten.
Als die Sonne aufging, schleppte man ihn in einen Hof mit hohen kahlen Mauern, in dessen Mitte ein schwarzes Schafott stand. Er wurde gefesselt. Ein Henker im Frack verlas das Todesurteil. Es war kurz. Er hörte nicht mehr viel. Nur als er auf dem gehobelten Brett lag, schrie er noch einmal. Ein gurgelnder, tierischer Schrei. Der Henker trat rasch heran. Da heulte eine Sirene auf, der Henker sprang zurück, Maltingk hörte große, eilige Schritte. Jemand sprach ihn an. Er öffnete die Augen. Der Arzt stand vor ihm. „Ihre Zeit ist um", sagte er freundlich. „Sie sind frei!" Man löste die Fesseln und reichte ihm einen eisgekühlten Whisky. Trotzdem mußte der Arzt ihn stützen, als er ihn hinein ins Haus führte. —
Am nächsten Morgen, nachdem er sich von Dr. Gassand verabschiedet hatte, verließ der Millionär das Sanatorium im Walde. Die sandfarbene Limousine stand draußen vor der Mauer. Maltingk wies den Fahrer an, ein Stück voraus zu fahren. Mit zaghaften, ein wenig taumelnden Schritten betrat der Millionär den Wald. Es war der glücklichste Augenblick seines fünfzigjährigen Lebens. Er mußte sich niedersetzen. Still saß er an eine Buche gelehnt. Der Wald rauschte leise, der Befreite lauschte dem Gesang der Vögel und atmete ruhig den starken, würzigen Duft des Waldmorgens. Sein Herz hielt der ungeheuren Erschütterung stand, sie wich nach einiger Zeit einer tiefen, blinden Rührung. Tränen traten in seine Augen, und während ein erlösendes Schluchzen in seiner Brust aufstieg, begann er scheu und leise das Moos zu streicheln, mit zitternden Händen.

Berliner Köpfe

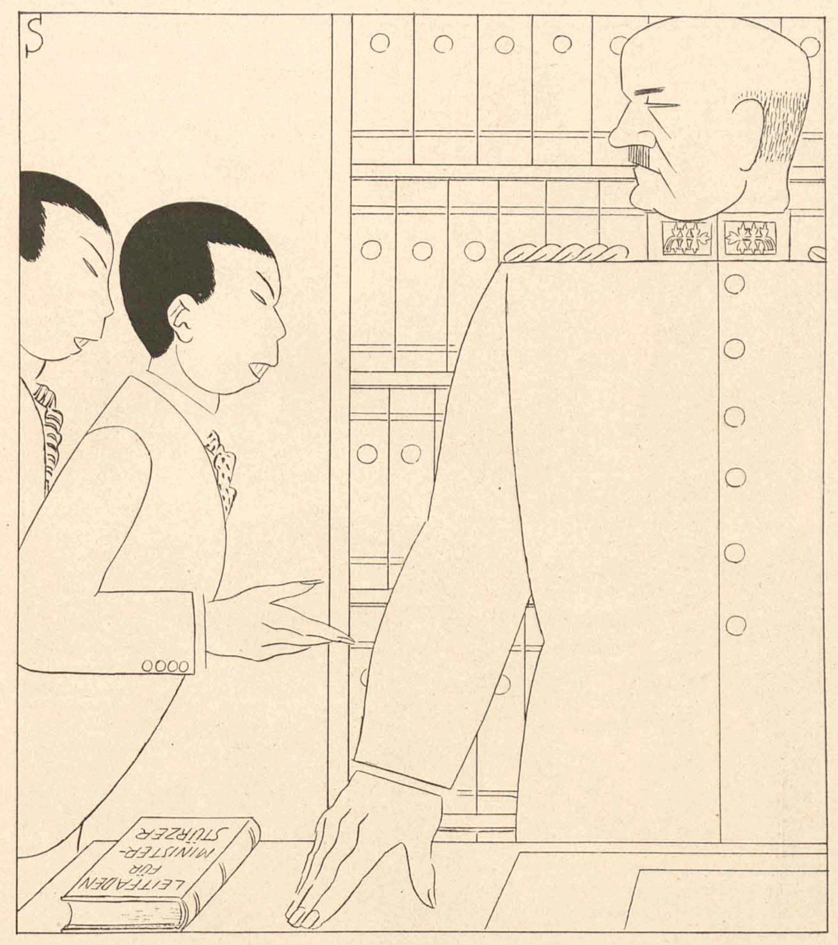
(Rudolf Großmann)



Der Graphologe Schermann

Spezialisten für Japan gesucht!

(E. Schilling)



„Mit Bombe und Revolver Minister zu stürzen, erscheint uns natürlich auch durchaus rückständig. Könnten Sie, Herr General, unsere jungen Offiziere nicht in der unblutigen Methode instruieren?"

Kleine Politik

Finanzpolitik

In Lohr am Main wurde nach Zeitungsmeldungen an den Pfingsttagen die Annahme von Vier-Reichspfennig-Stücken verweigert. Wie verlautet, wollen die maßgebenden Bettlerorganisationen auf Anregung des Reichsfinanzministers für die kommenden Sonn- und Festtage besonders seriöse Mitglieder nach dem idyllischen Städtchen senden, deren Brust außer den üblichen Schildern noch die Tafel tragen soll: „Vier-Reichspfennig-Stücke werden hier gerne und ohne Aufgeld entgegengenommen." — Man hofft, durch diese Maßnahme das Vertrauen der Lohrer zu dem Vier-Reichspfennig-Stück wiederherzustellen.

Pe De

Innenpolitik

Neulich hatte Schwarzloose in Breslau zu tun. Am Abend ging er dann ein bißchen bummeln. Gartenstraße, Neue Schweidnitzer, Ring . . . Viele gefällige Damen befragten ihn aufmunternd, wie er darüber dächte. Von einer ließ er sich schließlich nicht ungern mitnehmen. Honni soit, qui mal y pense. Nachher kochte sie den obligaten Kaffee. Und dann wollte sie zehn Mark geschenkt haben.

„Zehn? In Berlin jebe ich fünf!" sagte er entrüstet.

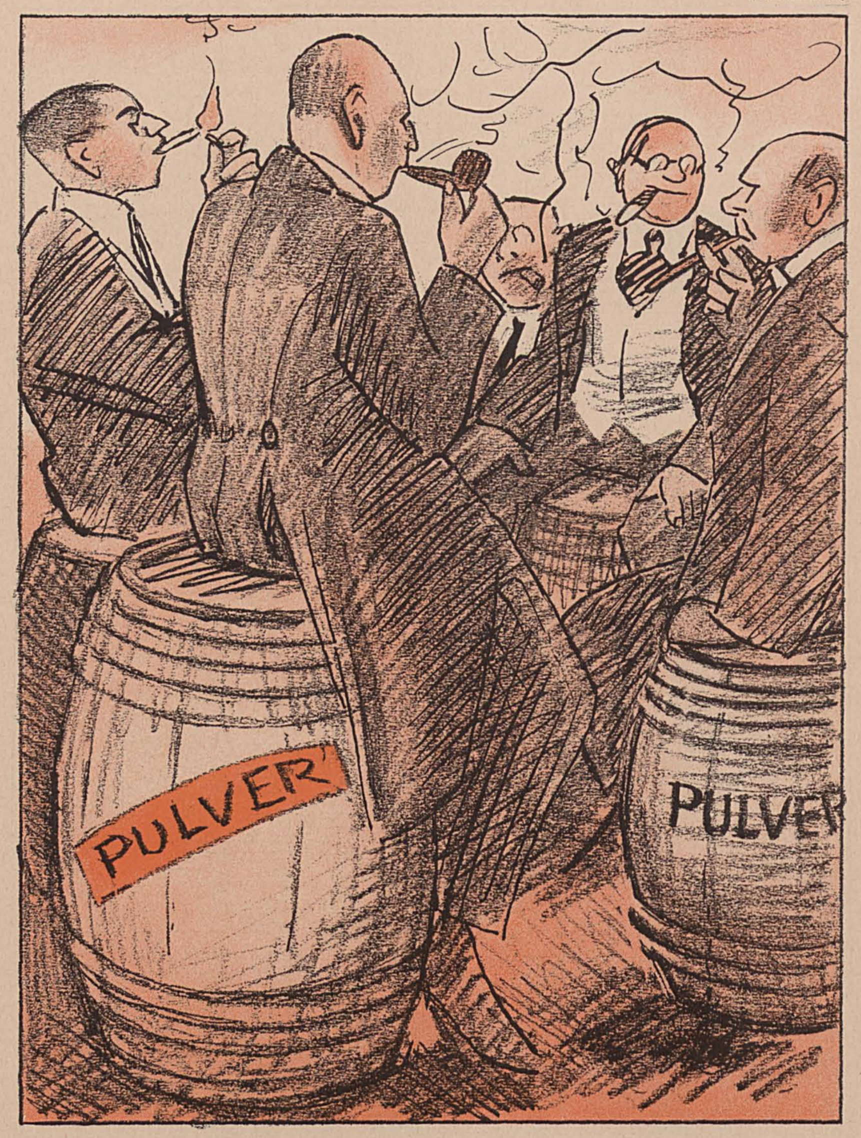
„Da is ooch keene Osthilfe bei!" belehrte sie ihn.

Sozialpolitik

Eine junge Frau erklärt ihrer Mutter: „Siehgst, Muatta, grod deswegen hoab i' gheirat, daß die Poussiererei im Freien aufhört, weil i mi im Winter alleweil sovui erkält hob!"

Die hohe Politik

(Wilhelm Schulz)



Die Diplomaten haben das Pulver nicht erfunden, und daß es ein Explosivstoff ist, haben sie offenbar vergessen.

Zeitungslesen / Von Oskar Maria Graf

Vor einem halben Jahr bin ich umgezogen. Ich bin heraus aus meinem Atelier, aus dem zerbröckelten Hinterhaus und von dem ewig gipsverstaubten Hof, weg von den Menschen, die mit all diesem zusammenhingen. Nur der, der weiß, was für ein verbissener Gewohnheitsmensch ich bin — so sehr, daß selbst das Unangenehme, das mit den vertrauten Räumen und Menschen unausweichlich verbunden ist, mir lieb wird — nur der, sage ich, der meine Verbissenheit ganz begreift, kann verstehen, was ein solcher Umzug für mich bedeutet. So ungefähr einen Erkundungsflug auf einen unbekannten Planeten. Ach ja, viel Ungewohntes und Fremdes stürzte über mich her.

Schräg gegenüber vor meiner neuen Wohnung gibt es einen öffentlichen Lesesaal. Man braucht sich nur eine Karte ausstellen zu lassen, dann kann man jederzeit umsonst hinein, und eine Menge Zeitungen und Zeitschriften liegen dort auf. Es fiel mir jedoch nicht im Traume ein, dort hineinzugehen, und meiner Frau ebensowenig. So wäre also diese Prüfung glücklich an mir vorbeigegangen, wenn mein Freund Rosenwald nicht gewesen wäre.

Der ist ein Bücherwurm, oder vielmehr ein Zeitungswurm. Er bringt einen großen Teil seines Lebens damit zu, in möglichst vielen Zeitungen und Zeitschriften herumzuschnüffeln, und wahllos Aufsätze, Meinungen, Berichte und Witze in sich hineinzuschlingen. Er bringt mir oft die schönsten Stoffe für meine Geschichten und gräbt aus den unwahrscheinlichsten Provinzblättern Kritiken über mich aus. Das konnte er nun nicht verwinden, daß ich so dicht an einer Quelle saß und nicht die geringste Miene machte, daraus zu trinken. Er redete mir zu wie einem lahmen Gaul: „Du brauchst doch zu Hause auch Zeit zum Lesen. Du kannst dir das Abonnementsgeld sparen und hast Zeitungen aller Richtungen und von jedem Niveau zur Verfügung, so daß du dich wirklich orientieren kannst. Ich k a n n es nicht begreifen, daß du diese Gelegenheit in so bequemer Nähe nicht ausnutzt!" Förmlich weh tat es ihm. „Laß mich in Ruh, Mensch", wies ich ihn ab, „ich habe meine Zeitungen zu Hause und kriege außerdem noch eine Menge Zeitschriften, an denen ich Mitarbeiter bin. Mehr brauche ich nicht."

Jetzt versuchte er es an dem Punkt des schwächsten Widerstandes, bei meiner Frau. Er versprach ihr ein Kinobillett, wenn sie einmal in den Lesesaal ginge. Das zog. Sie ging wirklich, es gefiel ihr ganz gut, und das Kinobillett kriegte sie auch.

Ein Gewitter zog sich über meinem Kopf zusammen. Meine Frau sah die Möglichkeit, sich durch den Lesesaal noch weitere Vorteile zu verschaffen. „Wenn du mir ein Fünftel feine Pralinés schenkst, zu — na, sagen wir zu achtzig Pfennigen, dann bringe ich den Graf in den Lesesaal", schlug sie Rosenwald vor, und das Komplott war fertig.

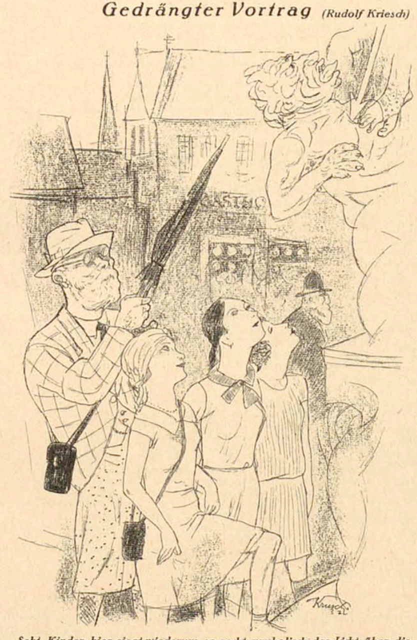
„Du", sagte meine Frau bald darauf zu mir, „im F . . . . er Kurier steht eine Kritik über deinen neuen Roman, sehr interessant. Abschreiben kann ich sie nicht, dazu ist sie zu lang. Du mußt schon mal selbst in den Lesesaal gehen." Der F . . . . er Kurier hatte mich schon einmal schwer verrissen und gelegentlich meiner Lebensgeschichte sogar nach dem Staatsanwalt gerufen. Das lockte mich, ich habe schimpfende Kritiken schon immer lieber gehabt als das ewige Loben, weil das viel mehr zum Kaufen reizt. Ich war also besiegt und ging.

Die Kritik war aber eine richtige Enttäuschung, denn sie lobte mich nach Strich und Faden. Ich nahm also eine andere Zeitung zur Hand und vertiefte mich ordentlich darin. Plötzlich klopfte mich jemand auf die Schulter: „Sie, Herr Nachbar, sein S' doch so gut, Sie lesen jetzt in dem Blattl da schon eine halbe Stund'." „Jjjaja", stotterte ich, „freilich, das kann schon sein." „Nachher müßten S' doch eigentlich fertig sein, ich wart' ja schon so lang drauf." Jetzt begriff ich und wurde wütend: „Da!" schrie ich und schob dem verdutzten Mann das Blatt zu, „da, nehmen S' nur grad, ich brauchs nicht mehr, ich brauch überhaupts keine Zeitung mehr, ich les' daheim, und gar ist's." Und ohne mich beschwichtigen zu lassen, schlüpfte ich in meinen Mantel und rannte verbost auf die Straße hinaus.

Der Rosenwald bekam nichts Gutes zu hören. „Du wennst mir nicht gehst mit deinem gräuslichen Lesesaal", schimpfte ich, „nicht einmal in Ruhe kannst lesen, wenn dich was interessiert. Gleich stehen zwanzig da und lauern drauf, daß du das Blatt wieder hinlegst. Ich danke schön." „Du kannst eben nicht Zeitunglesen", belehrte er mich superklug. „Wo sollte man denn da hinkommen, wenn man jedes Blatt von vorn bis hinten liest. Mit einem Blick mußt du das Richtige herausfinden und dir die Rosinen herauspicken, nur die Rosinen, verstehst du!" „Aha, aha", höhnte ich, „darum seid ihr alle so gescheit geworden, ihr routinierten Zeitungsleser. Nie wißt ihr was, wenn man euch fragt, alles bringt ihr durcheinander und ein Gedächtnis habt ihr wie eine Maus. Ich sage: langsam, aber gründlich. Was ich gelesen habe, das sitzt. Nein, nein, mein Lieber, zu Hause auf der Toilette habe ich rechter Hand vom Sitz einen Zigarettenbehälter mit Aschenschale, und linker Hand eine Zeitungsmappe. Da sitze ich nun und lese eine halbe oder eine drei viertel Stunde, und kein Mensch stört mich. D a m i t kann dein Lesesaal nicht konkurrieren. Weißt du, was der ist? Ein Reinfall ist er!"

Aber noch jemand ist bei der Geschichte hereingefallen: meine Frau. Nämlich der Rosenwald, als überzeugter Vegetarianer und Reformnahrungs-Mensch, schenkte ihr nicht die heiß gewünschten Pralinen, „weil er die für schädlich halte", sondern irgend so eine Gesundheitsschokolade, die kostete nur fünfundzwanzig Pfennige das Fünftel.

Gedrängter Vortrag *(Rudolf Kriesch)*



„Seht, Kinder, hier siegt wiederum so recht symbolisch das Licht über die Finsternis, wobei ich gleichzeitig auf die Fortschritte der elektrischen Lichterzeugung hinweisen möchte!"



Erik Graf Wickenburg: Farben zu einer Kinderlandschaft. (Bruno Cassirer, Verlag, Berlin.)

Eine eigene, geschlossene Welt; dicht, früh und voll traumstiller Dinge. Buch der Kindheit, eines Lebensjahres, das zwischen Schulende und Schulende heraufkommt, vorüberzieht in unaufhörlicher Verwandlung. Die Erzählung von den Impressionen einer Knabenwelt, von den Ahnungen und Neigungen, von den Nöten und kleinen Glückseligkeiten des Schülers Bernt. Die Farben zu dieser Kinderlandschaft sind klar und frisch gesetzt, beinahe gläsern, spröde. Dieses Erstlingswerk eines jungen, begabten Autors ist klug und zurückhaltend geschrieben, in einer hellen, liebevoll nüchternen Sprache, die sich um die Kontur letzter Nuancen müht und über durchaus neue Bilder verfügt. – Fast scheint diese Kinderlandschaft zu sehr aus den nahen Dingen und den Spiegeln ihrer vielfältigen Empfindungen gebildet, so daß sich die Seele des Knaben Bernt hinter lauter Sinneseindrücken oft ganz dem Leser entzieht.
Ernst Kreuder

Hermann Broch: „Huguenau oder die Sachlichkeit".

Dieser umfangreiche Roman — erschienen im Rhein-Verlag — ist der dritte in sich geschlossene Band einer Folge, die benannt ist „Die Schlafwandler". Bringen die beiden ersten Bände ein Deutschland, das teils 45, teils 25 Jahre zurückliegt, so spielt der letzte Roman im Jahre 1918. Ein Kriegsroman also? Ja! wenn man will, aber er geht weit über das hinaus, was bisher die Flut der Kriegsbücher geleistet hat. Er stellt den Menschen ganz in den Vordergrund, nicht den Krieg. Nicht Front und Schützengraben, sondern die Fronten derer, die „zu Hause" gegeneinander gekehrt sind. Er stößt hinab bis in die letzten schrecklichen Tiefen, deckt die Vereinsamung auf, die Verirrung, die Hoffnungslosigkeit, den Zerfall der Werte. Dabei nichts von Weinerlichkeit oder billiger Anklage. Der Reichtum Brochs ist ungeheuer, seine Sprachkraft ist einmalig. Neben dem Lyriker steht der Philosoph, neben dem Zyniker ein Erzähler von klassischer Strenge. Trotz der Mannigfaltigkeit der Form, trotz der Vielheit der Gestalten nirgends ein Bruch, nirgends eine Schwäche. Das Ganze wird zusammengehalten, zauberisch geführt und belebt von der Souveränität einer dichterischen Persönlichkeit, wie sie das deutsche Schrifttum heute in dieser Artung kein zweites Mal aufweist.
A. M. Frey

Elsa Brändström: Unter Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien 1914—1920. (Verlegt bei Koehler & Amelang, Leipzig.)

Man kann dieses Buch nicht besprechen, ohne zuerst aufrichtigen Herzens und ehrfurchtsvollen Füllfederhalters vor der Autorin zu salutieren. Da ist Gott sei Dank mal ein Mensch von Format, von einem solchen Format, daß er mit der größten Selbstverständlichkeit eine so ungeheuerliche Aufgabe wie die Organisation der Kriegsgefangenen-Fürsorge im seligen russischen Zarenreiche und im noch größeren Tohuwabohu der Revolution durchzuführen imstande war. Wunderschön die ganz und gar schlichte Darstellung, die Elsa Brändström ohne alle literarische Ambition dieser von ihr bewältigten Aufgabe zu geben vermag. Und welcher Trost, nach der Lektüre des Buches das eine zu wissen: Es gibt noch so etwas wie Europäertum, es gibt in den Grenzen unseres so jämmerlich verwirrten Kontinents noch unbeirrbare Menschlichkeit, der es ganz piepe ist, um welchen Mumpitz sich die ehrenwerten Kulturvölker gegenseitig massakrieren, die einfach da ist und hilft, wo und wie sie kann. . . Ach, wenn doch Menschlichkeit einmal so ansteckend wirken könnte wie die Veitstanz-Epidemien des Nationalismus!
Walther C. F. Lierke

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

John Dos Passos: „Auf den Trümmern". S. Fischer, Verlag, Berlin.
Ernst Erich Noth: „Die Mietskaserne". Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.
Dr. Theodor Matthias: „Das neue deutsche Wörterbuch". Hesse und Becker, Verlag, Leipzig.
Theodor Plivier: „Der Kaiser ging, die Generäle blieben". Malik-Verlag, Berlin.
Francis Hackett: „Heinrich VIII". Rowohlt-Verlag, Berlin.
Hansi Fuchs: „Ragoût". Friedrich Stadler, Verlag, Konstanz.
Konrad Paulis: „Das Weltkind in der Mitten". Musarion-Verlag, München.

Chor der Mädchen / *Von Rudolf Habetin*

Was wißt ihr denn von uns? Wir lächeln immer.
Gewiß, wir leben eine neue Zeit.
Wir dürfen schön sein, und wir sind der Schimmer,
der euch versöhnt mit der Alltäglichkeit.

Wir brachten Licht in eure kalten Räume.
Erobernd drangen wir ins Leben ein.
Doch manchmal suchen wir entschwundne Träume.
Dann sind wir stumm und möchten traurig sein.

Die Welt ist bunt mit Baum und Wind und Straßen.
Wenn wir des Abends müde heimwärts gehn,
sehn wir den Himmel, den wir früh vergaßen,
an dem die Sterne unsrer Kindheit stehn.

Manchmal sagt einer uns, was wir ihm waren.
Manchmal singt uns ein Saxophon ins Blut.
Manchmal verführt der Duft aus unsern Haaren.
Manchmal ist man mit uns geschmacklos gut.

Dann aber schämen wir uns unsrer Herzen.
Der neue Tag reißt uns in neue Pflicht.
Wir dürfen lächeln, und wir dürfen scherzen.
Doch an das Morgen denken darf man nicht.

Und dennoch tun wir es an jedem Tage,
wenn wir erwachen früh, jahraus, jahrein.
Stets starrt aus unserm Spiegel jene Frage,
vor der wir schweigen, ernst und sehr allein. –

Damenwahl / Von Otto Mittler

Ein Gebirgs-Tonfilm

Der Einfachheit halber sind die Personen gleich mit den Namen der gewünschten Darsteller bezeichnet. (DRP. a.)

I.

Luis Trenker und Renate Müller am Frühstückstisch des Alpenhotels; gegenüber die Nordwand der „Dame". Renate Müller erblickt Willy Fritsch. Er gefällt ihr. Luis Trenker kennt ihn, winkt ihn heran, stellt die Herrschaften vor. Ihre Blicke tauchen ineinander (Großaufnahme). Luis Trenker sieht das und läßt die beiden allein. Ihre Blicke tauchen ineinander (Großaufnahme). Richard Tauber singt im Hintergrund. Willy Fritsch sagt, daß er am nächsten Tag die Nordwand der „Dame" durchsteigen wird. Renate Müller glaubt es ihm. Ihre Blicke tauchen ineinander (Großaufnahme). Richard Tauber singt im Vordergrund.

II.

Luis Trenker ist inzwischen zur Besteigung der „Dame" aufgebrochen, überquert den spaltenreichen Gletscher, den Bergschrund, die Randkluft; Steigeisen, Eishaken, Eispickel, Eiswand usw. Richard Tauber betrachtet ihn von der Veranda des Alpenhotels durch das Fernglas und singt einen english-waltz. Renate Müller und Willy Fritsch sehen Luis Trenker jetzt auch. Ihre Blicke tauchen ineinander (Großaufnahme). Willy Fritsch weiß nicht, ob er Luis Trenker mit der einen Dame betrügt oder Luis Trenker ihn mit der andern. Seine Hand krampft sich um den nicht in der Garderobe abgegebenen Eispickel (Großaufnahme). Renate Müller interessiert sich jetzt wieder mehr für Luis Trenker. Tief atmend sieht sie durchs Fernglas (Großaufnahme).

III.

Ein Serac-Turm steht schief. Luis Trenker steigt unter ihm in der Eisrinne empor. Der Serac-Turm steht schiefer. Luis Trenker steigt in der Eisrinne empor. Der Serac-Turm steht noch schiefer. Luis Trenker steigt noch immer in der Eisrinne empor. Der Serac-Turm stürzt zusammen und als Eislawine durch die Rinne. Luis Trenker ist nicht mehr zu sehen.

IV.

Sämtliche Langlauf-, Sprunglauf-, Abfahrtslauf- und Slalom-Sieger des Jahres starten zur Rettungsexpedition und sausen im 100-Kilometer-Tempo zur Absturzstelle. Vergebliche Fackelsuche in Gletscherspalten. Willy Fritsch und Renate Müller sehen dabei zu und sind erschüttert. Ihre Blicke tauchen ineinander (Großaufnahme). Richard Tauber singt in einer Gletscherspalte.

V.

Luis Trenker ist eine halbe Sekunde vor Ankunft der Lawine aus der Eisrinne ausgestiegen. Er findet nichts dabei (Großaufnahme). Auf einer Felsenplattform schlägt er ein Zelt auf, kocht Tee und raucht seine Pfeife (Großaufnahme). Die Rettungsexpedition kann er von hier aus nicht sehen. Dafür hat er sonst eine sehr schöne Aussicht. (Panorama-Aufnahme.) Es wird Abend. Die Sonne geht unter, Luis Trenker raucht seine Pfeife (Großaufnahme).

VI.

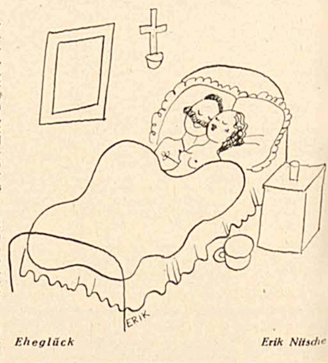
Willy Fritsch und Renate Müller stehen erschüttert auf der Veranda des Alpenhotels, er im Frack, sie im Abendkleid. Ihre Blicke tauchen ineinander (Großaufnahme). Plötzlich sieht sie über seine Schulter weg in der Nordwand der „Dame" ein Licht. Sie atmet erregt (Großaufnahme). Er läuft nach dem Fernglas und signalisiert mit der Taschenlampe in Morsezeichen „Nanu?!" Luis Trenker sitzt vor dem Zelt und raucht seine Pfeife (Großaufnahme). Er bemerkt die Signale und signalisiert zurück: „Na, wenn schon!" Renate Müller atmet auf (Großaufnahme). Die Jazzband spielt einen Tango. Richard Tauber singt. Renate Müller und Willy Fritsch tanzen miteinander. Ihre Blicke tauchen ineinander (Großaufnahme).

Lieber Simplicissimus!

Als ich noch Redakteur einer jungliterarischen Zeitschrift (die nie über die erste Nummer hinauskam) war, erhielt ich eines Tages folgenden Brief:

„. . . Um mein Schäfchen frühzeitig ins Trockene zu bringen, lasse ich Ihnen gleichzeitig vierzehn weitere Gedichte in Vers und Prosa zukommen. Nicht unerwähnt möchte ich bei dieser Gelegenheit lassen, daß ich in der begünstigten Lage bin, Ihnen auf Wunsch auch mit einwandfreier Liebestraum- und Erinnerungslyrik zu jeder Zeit schnell dienen zu können.

Von Herzen wünschend, daß Sie sich über diese Sendung herzlich freuen, verbleibe ich Ihr ergebener Diener Ambros G......"
F. R.



Eheglück — *Erik Nitsche*

Die Weinspende für den Rabbi von Mislowitz

Der Rabbi hat gefeiert seinen siebzigsten Geburtstag; deswegen hat die Gemeinde beschlossen, ihm zu machen aane Freude — sie wollten ihm schenken ä Fäßchen guten Wein. Un zwar hat ä jedes von den dreiundvierzig Mitglieder von der Gemeinde bringen sollen zwei Flaschen von ä bestimmten Sort Tokaier und sollt sie eigenhändig gießen in ä Faß, was hat gestiftet der Elias Heidelberger, was war ä Weinhändler. So waren se alle gleichmäßig beteiligt an dem Geschenk fier den Rabbi.

Wie is gekommen der Geburtstag von dem Rabbi, is gekommen der Synagogenrat mit ä Depetation und haben dem Rabbi überbracht das Faß Wein und haben ihm gewinscht Massel und Segen und ä hohes Alter, was den Rabbi hat sehr geriehrt.

Wie schließlich der Rabbi und seine Frau waren allein, hat er geholt zwei Gläser und hat se gefillt mit Wein von dem Faß — — — Wein . . .? Hab' ich gesagt „Wein?“ — — — Was is geflossen aus dem Faß, war Wasser — klares Wasser. Sie haben es versucht — — — es war Wasser und is geblieben Wasser. Der Rabbi hat gelächelt und hat weiter nischt gesagt wie „Ganovim“ (Gauner)! Seine Frau hat aber geschimpft und gesagt: „So ä Gemeinheit! So ä Sünd und Schand!“

Der Rabbi aber sagte: „Jeder hat gedacht, wenn de anderen bringen jeder zwei Flaschen Wein, kann ich bringen zwei Flaschen Wasser; bei vierundachtzig Flaschen Wein wird man nich schmecken zwei Flaschen Wasser, und so is daraus geworden ein Faß Wasser — — — aber laß mich nor machen.“

Am nächsten Schabbes hat der Rabbi gedankt der Gemeinde fier das Geschenk, fier das Faß Wein. „Aber“, hat er gesagt, „ein einziger unter euch is ein gemeiner Mensch, wo war so ä Gannef (Gauner), daß er hat gegossen in euren schönen Wein zwei Flaschen Wasser; das war ä Gemeinheit un aane Sünd. Es tut mer sehr leid, daß ich euch das hab' sagen müssen; was ich aber nicht zu euch sagen werde, ist dem Gannef sein Namen. Ich kennt zeigen hier mit meim Finger auf ihm — aber ich werd' nicht, weil er soll haben ä Gelegenheit, wieder zu machen gut, was er hat gesündigt. Wenn er heut abend nach Afdohle (Sabbatausgang) in der Dunkelheit wird stellen zwei Flaschen von seim besten Wein hinter mei Haustür, was wird sein offen, dann wird Gott der Gerechte ihm vergeben, und ich werd' ihm verzeihen.“

Um Mitternacht ist der Rabbi aufgestanden und gezählt hinter seiner Haustür sechsundachtzig Flaschen vom besten Wein. Und als er zu seinem Weibe gekommen ist, hat er zu ihr gesagt: „Nu, kenn ich meine Leit . . .?“ — Und sie hat ihm gesagt: „Rabbi, du bist ein Weiser!“

Dr. W. O.

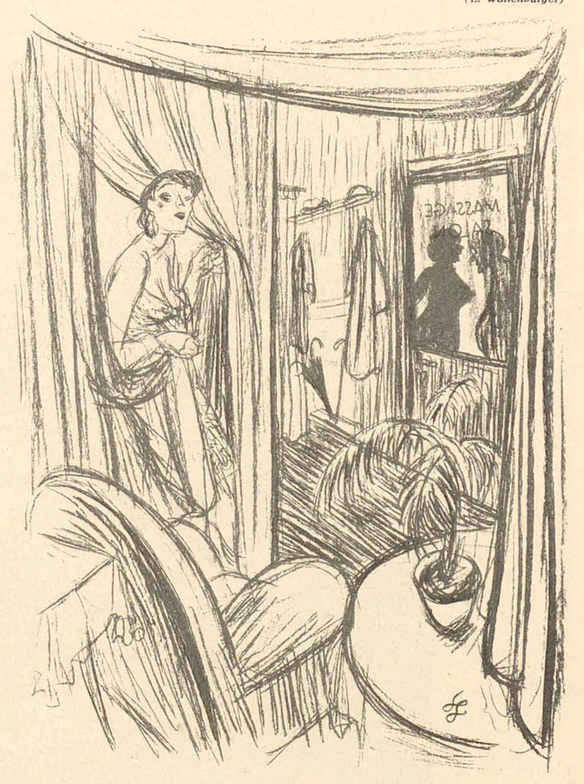
Kindermund

Der zwölfjährige Fritz wälzt ein schweres Problem in seinem scharfsinnigen Bubenkopf. Wieso er das Kind seiner Mutter ist, das hat er so ungefähr begriffen; aber daß auch sein Vater mit ihm blutsverwandt sein soll, diese Behauptung erscheint ihm recht fragwürdig. Wohl schon ein dutzendmal hat er seine Mutter deshalb mit Fragen bestürmt; aber ihre schüchternen Erklärungsversuche haben keinen Erfolg. Schließlich schickt sie ihn in ihrer Verzweiflung zu seinem Privatlehrer. Der versucht vorsichtig und mit allen Raffinessen der Pädagogik Fritz aufzuklären, und dieser erklärt sich wirklich für befriedigt. Gespannt erwartet ihn die Mutter. „Na, verstehst du jetzt alles?“ empfängt sie ihn. „Ja“, sagt er, „verstanden habe ich alles; aber weißt du, Mutti, wenn ich jetzt alles vormachen müßte, weiß ich ja doch nicht, ob ich's so richtig könnte!“

—s.

Massage-Salon

(E. Wallenburger)



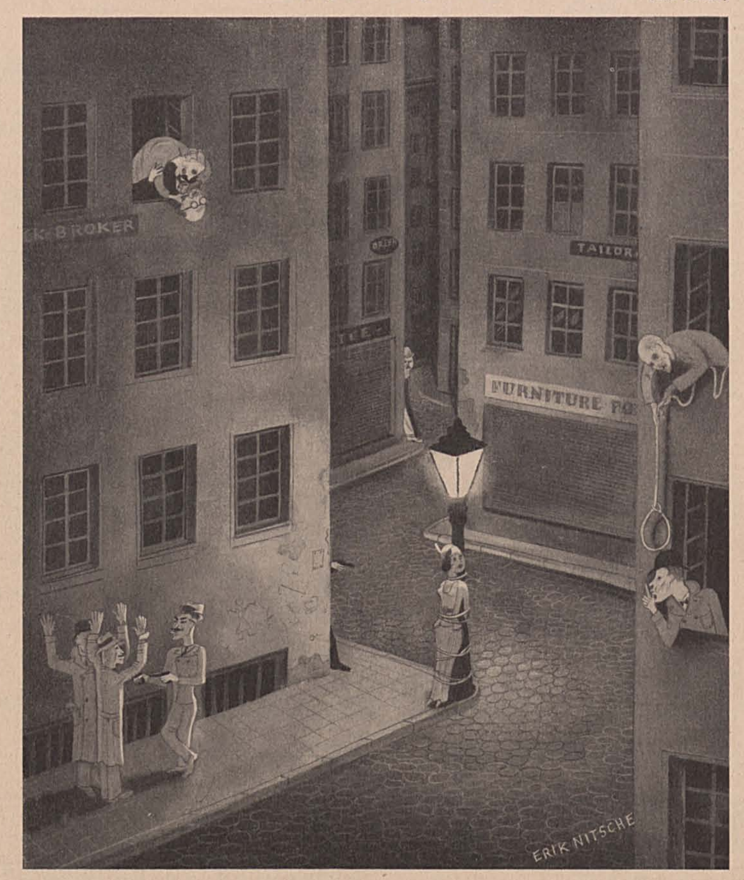
„Was machen wir nu? Da is 'n Herr – sicher aus der Provinz –, der will sich wirklich massieren lassen.“

Wir bitten die Leser, sich bei Bestellungen auf den „Simplicissimus“ beziehen zu wollen.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Karl Rudolf Schulte, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Chikago-Potpourri

(Erik Nitsche)



Familie

Als die Leiche der Ehefrau des Schusters Vinzenz Mescheikas eingesegnet war und der Trauerzug sich von der Andachtshalle nach dem Friedhof in Bewegung setzte, gab es zwischen den beiden hinterbliebenen Söhnen einen stillen, aber heftigen Streit. Keiner von ihnen wollte den Kranz, den letzten äußerlichen Liebesbeweis der Familie, tragen. Der jüngere, weil er ihm zu schwer war, der ältere, weil er einen braunen Anzug anhatte und nicht noch mehr auffallen wollte. Als der Disput das Aufsehen der kleinen Trauergemeinde zu erregen schien, griff Vater Mescheikas ein. Mit seinen zitternden Armen drückte er dem ältesten Sohn den Kranz in die Hände und machte dem unwürdigen Streit mit folgenden düsteren Worten ein Ende: „Hier nimmst du den Kranz jetzt, elender Kerl. Denk' an mich, wie froh wärst du vielleicht einst, wenn du deiner Mutter noch einmal einen Kranz nachtragen dürftest."

Ernst Handschuch

Der große Umschwung

Also schön, ihr trauten Brüder,
Vaterlandspatentbehüter:
tretet nunmehr auf den Plan
und faßt an!

Zeigt mit guten, schlichten Taten,
daß der anvertraute Braten
unter eurem Regiment
nicht verbrennt.

Ohne Prasseln, ohne Quasseln
mögt ihr alles entschlamasseln.
Jedermann ist frohgemut,
wenn ihr's tut.

Dem mit Recht beliebten Wollen
folgt das schwierigere Sollen.
Unterschied: ein Konsonant
plus Verstand.

Ihn betreffend, der so nötig,
sind wir gerne lernerbötig.
Oder aber heißt es hie:
Alibi!?

Ratatöskr

Stimme des Volkes

Das Dritte Reich verspricht den Leuten Arbeit, Freiheit und dickbestrichenes Butterbrot. Das ist so die offizielle Parole, mit der man zum allgemeinen Erwachen wecken will. Was aber das Erwachen in Wirklichkeit bringen würde, das illustrierte mir kürzlich der Ausspruch eines bayrischen Nazi, dessen Auseinandersetzung mit einem Kreis politisch Andersdenkender in den Worten gipfelte: „Mir lernas eich scho no, wie ma 's Wasser mit der Gabi ißt!"

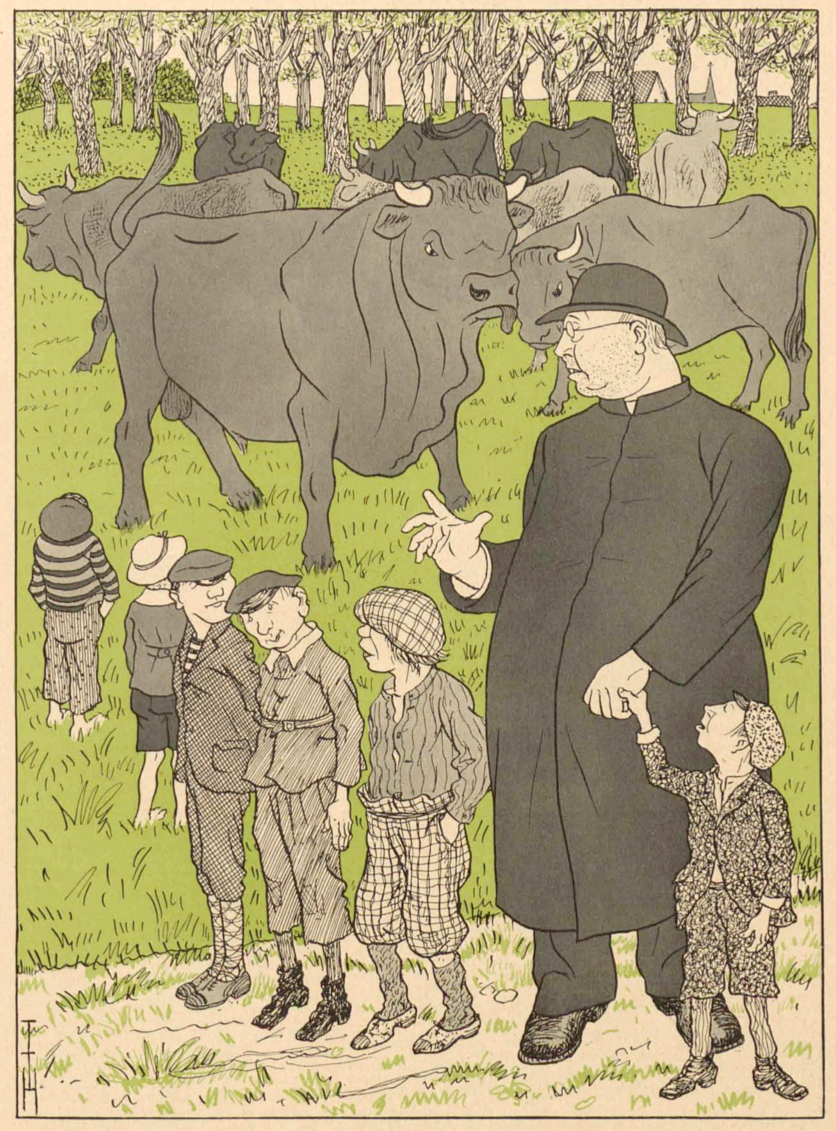
*

Der Chef einer Diebsgesellschaft aus dem Schwäbischen verkündete kürzlich vor Gericht in ein paar Sätzen die Prinzipien einer zeitgemäßen Soziologie. Nach dem Motiv seiner Diebstähle befragt, antwortete er: „Was anderen gehört, das g'hört uns au; bloß müsse mer's uns hole." Und auf die Frage: „Sie selber waren also der Direktor des Unternehmens?" erwiderte er nur: „Wenn mer's so nenne will. Jedenfalls han i am meischte Diebschtähle."

Teha

Moral-Zoologie

(Th. Th. Heine)



„Seht ihr, liebe Kinder, der Stier ist zwar stärker, aber der Ochse steht dafür sittlich höher!"

Bedenken

(M. Frischmann)



„Bei Ihnen werde ich leider eine Untersuchung vornehmen müssen, ob Sie Devisen mit sich führen."
„Wat – Untersuchung – hm – Herr Kommissar, wie wär's denn mit 'nem jroßen Ehrenwort?"

Klawuttke meckert sich eins:

Na, und wat sarense zu die Herren Pastoren von't Devaheim? Die ham woll det Bibelwort, det ma mit seinen Pfunde soll wuchan, 'n bißken zu wertlich-jenau jenomm', und det die linke Hand nich soll wissen, wat die rechte tut! Aba wat die Moral anjeht, da staunste! Imma wennse 'ne Jeschäftsreise an de Ostsee machen mußten, hamse, damitse keen Schaden nich leiden an ihre Seele, ihre Frau und die lieben Kinda mitjefihrt —: det is doch 'n scheena Zuch vonse. Und imma bessa, die Baujenossenschaft berappt dafor dreidausend Eia, als et passiert wat, wat sich for 'n Seelenhirten nich schickt — is nich so? Is doch klar, det da Uffsichtsrat nich konnte nee saren! Und det so 'n Paster sich 'n paar Autos kooft, find ick ooch nich so schlimm, wenna det Jeld nich seine Familje entzieht, wo doch schon sein Kolleje Elias — wenn ick mir recht ainnere — in 'n feurijen Waren jen Himmel jefahrn is. Sowat kann ma hechstens „Fehlleitungen" nennen, wenn der Zasta 'n bißken woandershin fließt alsa jehört.

Und den armen Kronprinzen hamse ooch wieda mächtich Unrecht jetan! Kommt ja jar nich in Frare, deta sein Ehrenwort hat jebrochen, wo a det jar nich jejem hat. Heechstens zujesichat hata, deta sich nich polit'sch betätjen will —: und wat heeßt heitzutare noch „Zusicherung"? Wennse jeden wollten anmeckan, weila wat zujesichat und nich injehalten hat, denn jäb et keenen unanjemeckaten Abjeorndten mehr!

In Warschau ham die Studenten nu ooch rausjekriecht, wat eijentlich akademische Freiheit is, und ham den Professa Bartel von't Polytechnikum mit faule Eia beschmissen, weil 'n paar Studenten relejiert worn sind, wo 'n Juden vabimst ham und keen Rejreß untaschreim wollten, detse det nu nich mehr wirden tun. Jleichet Recht for alle, sare ick, und wat 'nem Schauspiela recht is, is 'nem Professa billich. Wennse keen Juden mehr dirfen vabimsen, macht die jungen Leite doch det janze Studjum keen Spaß mehr. Bei uns wäre so wat jar nich meechlich: da hättense zur Vorsicht den Professa relejiert und rausjeschmissen.

Wat der Sklarek-Prozeß is, der soll ja nu mit Jottes Hilfe noch vor Weihnachten zu Ende jehn. Wenn nich noch 'n paar Vafahren missen abjetrennt wern. Und wat jloomse, wat dabei rauskommt? Jarnischt?? Kosten komm' raus dabei, aba nich zu knapp. Aba for sowat ham wa't ja.

Uff Anrejung von den Dichta Rolland wollnse nu in Jenf een' intanazjonalen Kongreß jejen den Kriech abhalten. Wat die Leite, die for den Kriech sind, vamutlich nich abhalten wird, weita Kriech zu fihrn und zu rüsten. Am 1. Aujust soll det sind. Ausjerechnet. Wennse den Kongreß bloß nich missen vaschiem, weil denn jrade schon der Kriech mächtich im Jange is und sone Demonstrazjonen nich alaubt sind!

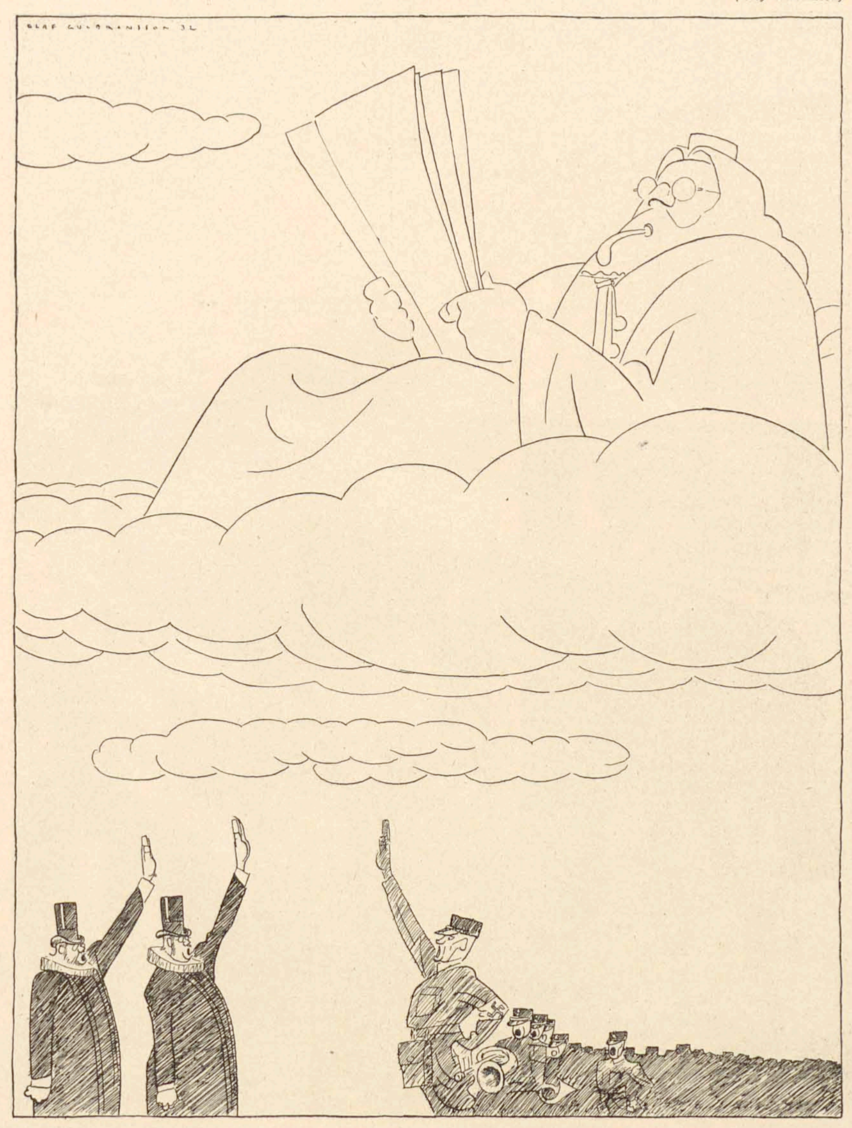
Wat det Barlina Theatalem anjeht, det könnte man bessa mit Theatasterm bezeichnen. Det Stick „Vor Sonnenuntajang" is ja bei't Deutsche Theata abjesetzt, und nu wird ibaall Sonnenuntajang jespielt. Det 'n Schauspiela Jaasche bezieht, kommt außa bei't Staatstheata und die Rottas ibahaupt kaum noch vor. Darum spielense uff „Kollektiv". Und der Bejriff Kollektiv will besaren, det die Schauspiela denn noch wenija wie nischt kriejen. Die Bihne is for'n Schauspiela heite detselbije wie 'n Schaufenster for 'n Laden: da stellense sich aus, damit die Film-Fritzen se sehn und nich vajessen und sie valleicht 'n Rölleken jem.

Hausse herrscht einzig bei't Thermometa. Aba wenn de damit an de Berse vorbeijehst, fällt et rapide. Da spielense angsuitt „Ausvakoof wejen völlija Uffjabe des Jeschäfts". Aksjen und Sparjel warn noch nie so billich wie dieset Jahr. Von wejen det jroße Anjebot. Aba for det Fallen von die Sparjelpreise könn'se Hitlan nich vaantwortlich machen!

Kaki

Wer schützt Gott vor seinen Freunden?

(Olaf Gulbransson)



„Mit den Gottlosen wäre ich schließlich auch noch ohne Notverordnung fertig geworden, aber mit den Pastoren, die mich für Hitler reklamieren wollen, ist das nicht so einfach!"

Die wahre Vornehmheit

(E. Thöny)



„Eigentlich züchte ich Pferde bloß noch, damit meine Kinder verstehen, woher der Ausdruck PS kommt."

Stuttgart, 12. Juni 1932 Preis 60 Pfennig 37. Jahrgang Nr. 11

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Das Reparationsgebet

(E. Schilling)



„. . . und vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unseren Schuldigern!“

Veraltete Methoden / *Von Karl Kinndt*

Liest man von unsren Landtagsschlachten,
so wundert man und fragt man sich,
warum sie das so harmlos machten
statt radikal auf Hieb und Stich?

Sie warfen sich mit Tintenfässern,
Tischlampen und so sanften Sachen,
als gäb' es heute keine bessern
Methoden, Gegner stumm zu machen!

Wirkt nicht als Argument viel schärfer
ein Schuß als Tritte ins Gesäß?
Und wozu gibt es Flammenwerfer
und Handgranaten und M.-Gs.?

Viel Zeit ist nicht mehr zu verlieren,
die Uhr zeigt wenig nur vor zwölf —:
drum soll den Kampf man richtig führen
mit allem technischen Behelf!

Was nützt der Streit der Volksvertreter,
geht man nicht resoluter ran,
daß nicht schon ein paar Tage später
der Gegner wieder meckern kann?!

Nur mit den allerschärfsten Mitteln
heilt man die grause Not der Zeit —:
drum gilt es, Deutschland wachzurütteln
zum endgültigen Bruderstreit!

Automopsens Selbstmord / Von Hermann Scharfenberg

Johann Karl Schirwitz lautete sein richtiger Name. Aber nicht nur im Dorfe, sondern auch in der weitesten Umgegend, sogar in der Bezirksstadt nannte man ihn „Jokanaan". Dieser Spitzname war aus seinen beiden Vornamen „Johann Karl" entstanden. In der Aue, wo die „wilde Saale" einen Bogen zog, lag sein schmuckes Häuschen, das er sich selbst aus den Ruinen einer Feldhütte erbaut hatte.

Irgend etwas gelernt hatte er nicht. Er war in dieser Gegend aufgewachsen, mehr nach dem „Neupreußischen" zu, ging mit sechzehn Jahren in die Welt, blieb vierzig Jahre verschollen und tauchte dann mit einem Male als Halbamerikaner wieder auf. Er sprach mit fremdem Akzent, verfügte über einiges Geld und war dauernd in Bewegung. Seine Rührigkeit, trotz seinem reifen Alter, hatte für die Leute etwas Unfaßliches. Dabei war er gefällig und zu jeder Arbeit zu gebrauchen. Er legte Radio an, kurierte eine kranke Kuh, half im Gasthause des Sonntags als Kellner aus, rahmte Fenster ein, und vor allen Dingen reparierte er Autos.

Nicht weit vom Dorfe führte nämlich die Autostraße vorbei. Die glänzte wie eine schwarze, ungeheure Schlange in der Sonne. An ihrer Kurve ereigneten sich viele Unglücksfälle. Eine Zapfstelle gab es nicht im Orte. So hatte also Jokanaan oft Gelegenheit, seine Hilfe für ein paar Mark zu verkaufen. Gern ließ er sich seine Tätigkeit mit Autozubehörteilen belohnen. Auf diese Weise hatte er es zu einem kleinen Magazin gebracht, das freilich einen sehr bunten Eindruck machte. Ein anderes Mal erstand er für wenig Geld ein zusammengefahrenes Motorrad. Der Zufall wollte es, daß ein Flugzeug beim Notlanden in Stücke ging. Hierbei profitierte Jokanaan den Sitz des Piloten.

Nun war er endlich so weit gekommen, aus allen diesen Abfällen sich einen „Wagen" zu bauen. Das ganze Dorf war gespannt auf das Produkt. Aber er hielt seine Werkstatt vor jedermann geschlossen.

Eines Morgens — bald nach der Ernte — erschien er plötzlich mit seinem Auto im Dorfe. Die Hunde, die gewiß an alle Art von Fahrzeugen gewöhnt waren, fielen das Ding wie ihren Erbfeind an. Ein Teckel und ein Boxer kamen dabei unter die Räder und mußten ihr Leben lassen. Die Frauen bekamen Lachkrämpfe, und der Schulmeister ließ die Kinder an das Fenster treten, damit sie sich Jokanaans Wunderwerk betrachten konnten.

Sofort hatten die Leute für das Vehikel eine treffende Bezeichnung gefunden: Automops. Es sah auch einem großen Mops ähnlich. Vorn lief es auf zwei soliden, mit breiten Gummireifen bezogenen Rädern, während die hinteren kleiner und schwächer waren und dabei schief standen, weil es nicht mehr möglich gewesen war, sie gänzlich gerade zu biegen. Die Karosserie war kuppelartig und glich einem Kopf. An Stelle des Vorderfensters hatte er zwei gelbliche Leinwandstreifen angebracht, die einen breiten Schlitz frei ließen, so daß Jokanaan freien Ausblick hatte. Wenn aber der Gegenzug die Leinwandstreifen bewegte, dann schien es, als fletschte dieser Kopf die Zähne.

Automops lief nicht sehr schnell und verursachte auch wenig Lärm. Alle zwei Sekunden etwa gab er einen Ton von sich, der sich wie „wubb" anhörte. Aber sein Gestank war zeitweise entsetzlich; denn seine Nahrung bestand aus dem billigsten und unreinsten Benzin, das sich auftreiben ließ.

Wenn nun auch Menschen, die darum noch keine radikalen Materialisten zu sein brauchen, es entschieden ablehnen, menschliche Dinge auf die tote Materie zu übertragen, — Automops lieferte die erschreckendsten Beweise dafür. Seine Zusammensetzung aus den verschiedensten und unterschiedlichsten Bestandteilen von etwa fünfzig Typen machte ihn launisch und unberechenbar. Er blieb nicht immer stehen, wo er sollte, und fuhr sehr oft in der entgegengesetzten Richtung weiter, als er gesteuert wurde.

Er bekam auch hin und wieder einen Rappel, buchstäblich einen Rappel. Ohne jede Veranlassung, ob er nun in der „Garage" oder vor dem Wirtshaus stand, fing er an zu rattern und zu puffen.

Als Jokanaan einst in der „Linde" saß und den anderen Gästen die Vorzüge seines Vehikels auseinanderklaubte, machte sich draußen eine Gruppe Leute über das Fahrzeug lustig. Mit einem Male bekam Automops seinen Rappel und machte Anstalten, sich auf die Spötter zu stürzen, so daß diese auseinanderstoben.

Ein anderes Mal wollte Jokanaan Äpfel holen. Aber Automops war nicht zu bewegen, durch das Hoftor des Meier-Niggel zu fahren. Der stand nämlich im Verdacht, es mit „mein und dein" nicht so genau zu nehmen. Jedesmal, kurz vor der Einfahrt, bekam Automops seinen Rappel und haute zurück. Von nun an begann Automops unheimlich auf die Leute zu wirken. Spott und Lachen verstummten. Seinen Launen lag vielleicht ein tieferes Gesetz zugrunde, das in der Zusammensetzung des Wagens seine Ursache haben mochte. Jokanaan begriff dies nicht sogleich, aber sein Unterbewußtsein reagierte darauf.

Und zwar zunächst in Vorahnungen, die natürlich eintreffen mußten. Daraus entwickelte sich ein dauernder Angstzustand, und schließlich wurde Jokanaan ein elender Sklave seines mechanischen Fabrikates, mit dem er sprach wie ein Vater mit seinem ungeratenen Sohn, wie ein Neger mit seinem Götzen. Automops war der Geist, den Jokanaan beschworen hatte, und der ihm nicht eine ruhige Minute mehr schenkte. Eigentlich war dieser Geist nichts anderes als das Versagen der Ventile und das nachträgliche Entwickeln von Gasen im verstopften Auspuff und dergleichen.

Innerhalb von vierzehn Tagen ging mit Jokanaan eine große Veränderung vor sich. Sein frischrotes Antlitz bekam Furchen, und sein dichtes Haar wurde grau. Von früh bis zum Abend hockte er auf seinem Stinktier, keiner wußte, weswegen, ob in dem Drang, sich selbst zu zerfleischen, oder um den Automops zu bändigen. Der überfuhr alles, was ihm in den Weg kam. Wenn es kein Menschenleben kostete, so war das nur dem Umstand zu verdanken, daß alles vor diesem Unding flüchtete.

Die Dorfbewohner schritten schließlich zur Selbsthilfe. So beliebt Jokanaan vordem war, so verhaßt wurde er mit einem Male. Sobald Automops sichtbar wurde, versperrte man die Straße nach der Aue mit Balken. Jokanaan machte kehrt. Wie ein Wahnsinniger fuhr er über Wiesen und Stoppelfelder, über Gräben und Löcher, schlug um, richtete sein Ungetüm wieder auf, fluchte, schimpfte, bat und sang.

Eines Tages hatte man vergessen, die Straße zu sperren, da kam Automops angepoltert, doch vor der Brücke haute er zurück.

Jokanaan stieg ab. Die Leute sammelten sich an. Mein Gott, wie sah dieser Mensch aus!

„Ersauf, du Höllenkreatur!" rief er. „Ins Wasser mit dir, Petroleumteufel!"

Der Mensch war wahnsinnig.

Doch siehe: Automops fing an zu puffen und zu torkeln. Hart an der Brücke fuhr er vorbei, überschlug sich und lag in der Saale.

Jokanaan trank zehn Glas Gose und erwachte am andern Morgen im Spritzenhause.

Berliner Köpfe

(Rudolf Großmann)



Der Chirurg Sauerbruch

Al Capone im Zuchthaus

(Olaf Gulbransson)



„Kein Wunder, diese Wirtschaftskrise, wenn der Staat die Initiative des privaten Unternehmertums durch Zwangsmaßnahmen gewaltsam unterbindet!“

Höhere Mächte

(Nach dem Holzschnitt „Die drei Parzen" von Hans Baldung Grien)

(Karl Arnold)



Ein Haßwort der Partei,
Dies formuliert der Diplomat,
Den Schlußpunkt setzet der Soldat,
Der Untertan sitzt still dabei.

Reise an die See / Von Hans Gundlach

Noch niemals war der Schlächtermeister Karl Todesstoß wesentlich über die Umgebung seiner Vaterstadt Berlin hinaus vorgedrungen. „Wat soll ick denn im Ausland?" fragte er herausfordernd, „bin ick 'n Naturforscher, det ick tief ins Innere vorstoßen soll — außer bei die Tiere, versteht sich — hä?"

Es kostete seine Kinder unendliche Mühe, ihn zum erstenmal zu einer Sommerreise zu überreden. „Sieh mal, Vater", sagte Trude, „Schlupatkes fahren Jahr für Jahr an die Nordsee, und wir müssen uns dann immer hinterher erzählen lassen, wie grandios der Ozean mit den Wogen rollt und wie gigantisch die Salzwasserfluten an die Küste donnern, wenn der Orkan..." — „Ich werd' dir auch gleich an die Kiste donnern, wenn du nicht endlich dein verwünschtes Maul hältst!" erwiderte der erboste Familienchef; aber nach erregten Disputationen wurde dann doch die Reise an die Nordsee beschlossen.

Wehe ihm! Tagtäglich mußte sich Todesstoß nun von den Kindern in den ergreifendsten Darstellungen romantische Ausflüge an der Küste des wilden Meeres schildern lassen, besonders wenn der Sturm darin wütet; wahrhaft grausige Motive von Schiffsuntergang und Quallentod wurden bis in die Details ausgemalt; an stillen Tagen dagegen würde man köstlich baden, schwimmen und nach Flundern tauchen, bei leichter Brise aber bis an den Horizont hinaussegeln. Tief in die Nächte hinein studierten sie die Karte der Nordseebäder und wählten schließlich einen der bekanntesten Orte aus. Man muß sagen, am Ende war Karl Todesstoß selbst durch das viele Theater schon aufs höchste gespannt und voller Erwartung.

Eines Tages kamen sie dort an. Sie schmissen im Hotel die Sachen ab und rasten im Sturmschritt durch die Straßen, um gleich erst die See zu sehen. Ja, aber zum Donnerschock, der Ort hörte auf, dort standen die Strandkörbe, wo war denn nun der Ozean? Vor ihnen im Sonnenflimmer dehnte sich endlos eine Wüste schneeweißen Sandes, und keine Spur von Wasser, Wogen und Orkan, so viel sie auch nach allen Seiten Ausschau hielten! „Na, det is ja ne nette Bescherung!" brüllte Karl Todesstoß, „da reist man extra hierher und nu — —" Er stürzte sich auf einen uniformierten Strandwächter: „Hallo, Sie, Wachtmeester! Sagen Se mal, wo is denn hier eigentlich die sogenannte Nordsee, wie?" „Da hinten", erwiderte der Gefragte und deutete auf einen ganz schmalen silbrigen Strich, der in meilenweiter Ferne die Sandwüste abschloß. — „Wat?" schrie Todesstoß, „det is det Meer? Ick habe doch in Berlin jelesen, der Ozean soll durch diesen Ort hier mittendurch fließen?" — „Tut er ja auch!" sagte der Strandwächter wütend, „aber jetzt haben wir Ebbe!" — „Ach so!!" donnerte Todesstoß, „ach so!! Also Ebbe habt ihr hier! Also Ebbe nennt ihr det! Wißt ihr, wie i c k det nenne?? Schwindel nenn ick det, Betrug nenn ick det!!! Von der Ebbe, da hab ick ooch schon wat jehört, da erzählt ihr mir jarnischt Neues, aber det hier nenn ick keene Ebbe, det sind dolle Zustände und keene Ebbe, vastehste? Da kommt man extra aus Berlin hierher jereist in diesen — Badeort, und nu stellt sich raus, det man jedesmal erst noch acht Stunden loofen muß in die Sonnenglut uff den nackten Wüstensand, eh man aus diesen — Badeort ant Meer kommt! Und wer weeß, ob det da hinten noch überhaupt det Meer is!" Der Strandwächter hatte sich umgedreht und war weggegangen, aber ein Badegast in einem nahen Strandkorb sagte: „Warten Sie doch ab, lieber Mann, Sie werden hier noch mehr Meer haben, als Ihnen vielleicht lieb ist!" — „Wat heißt abwarten?" schrie Todesstoß, „ick stelle fest, det in diesen Badeort jetzt augenblicklich momentan jedenfalls keen Ort zum Baden is außer die olle dreckige Zinkwanne im Hotel, und det nenn ick Schwindel!" — „Aber das Meer kommt doch wieder! Sehn Sie, bis hier dicht an meine Burg kommen die Wellen!" ereiferte sich der Badegast. — „Det is mich janz piepe!" erklärte Todesstoß, „det nenn ick keen' Badeort, wo Ebbe is! Und wenn ooch dreiste mal ab und zu 'n kleener Spritzer rüberkleckert, det macht keen' satt! Meerschtendeels, jrade wenn ick baden will, is also Ebbe!" —

Am „Strande" in den Sand hingestreckt, warteten sie stundenlang auf das Ende der Ebbe. Schließlich stand Karl Todesstoß wutkochend auf und rannte ins Hotel, wohin ihm seine Familie folgte. Er trank unter stärkstem Protest diverse Biere und warf sich ins Bett. „So ein Betrug der Welt!" murmelte er noch im Einschlafen. „Daß sich da noch keen Mensch drum gekümmert hat!"

Am nächsten Tage gingen sie zu einer andern Zeit an den Strand. Und siehe! — es war gerade wieder Ebbe! Das schlug nun doch der Hose den Boden aus! In heller Raserei rannte Todesstoß zum Ortsvorsteher. „Hören Se mal, Sie? Geben Sie Ihren Ort als Seebad aus oder nich?" — „Gewiß!" — „Also denn bitte: — wo is det Meer?" — „Das Meer?" — „Jawoll, det Meer! Ick will jetz uff der Stelle endlich mal in Ihren — Seebad det Meer sehen! Dazu bin ick nämlichst extra aus Berlin hiergekommen!" — „Ja, wir haben leider gerade Ebbe . . ." — „Aha!" triumphierte Todesstoß mit satanischem Lächeln, „aha!! Also, sehr jeehrter Herr Bürjermeester, es tut mir unendlich leid, — aber ick muß nunmehr leider diese janze Anjelegenheit den Staatsanwalt übergeben, ham Se verstanden?" Damit wandte er sich um und verließ das Zimmer und den Badeort. Nach Berlin zurückgekehrt, brauchte er geraume Zeit, ehe er seine alte Fassung zurückerlangte. Noch nach Jahren erklärte er am Stammtisch: „Mit den Ozean sind det noch janz unjeklärte Verhältnisse: det is allens noch höchst unsicher da oben. Ick jedenfalls kann euch nur det eene raten: fahrt lieber an 'n Müggelsee, da habt ihr wenigstens eure Jewißheit, det ooch bestimmt Wasser drin is!"

Empfehlung (Jeanne Mammen)



„Jeehrte Herrschaften, mit diesem prima Zwirn 'n Hosenknopp anjenäht, und se tragen ihn unter Jarantie noch zwo Wochen nach der Ufferstehung!"



Hermynia zur Mühlen: Das Riesenrad. (Verlag J. Engelhorn, Stuttgart.)

Dieses Buch hat den ganzen Zauber lebendiger Kindheitserinnerung, wenn es auch nicht wie ein früheres, noch viel zu wenig bekanntes Buch der Autorin als eigentliche Autobiographie erscheint. Aber die kleine Aristokratin Marileine, die unmittelbar aus dem Sacré cœur in die große Welt tritt und nun — ein zweiter Candide — sich zunächst dauernd in den rührendsten und komischsten Mißverständnissen bewegt, bis sie zu ganz neuen und sehr bestürzenden Erkenntnissen über Welt und Leben gelangt, das ist zweifellos eine Doppelgängerin der Autorin, und es ist die Welt ihrer eigenen Herkunft, die kultivierte, aber sterile Welt der österreichischen Hocharistokratie, die sie hier mit zugleich liebevollem und ein wenig spöttischem, weiblichem Scharfblick schildert. Die kleine Marileine freilich wird allen Problemen durch einen frühen Tod entrückt. Hermynia zur Mühlen selbst hat es, Gott sei Dank, nicht so bequem gehabt, sondern hat sich als eine tapfere, kluge Frau und Künstlerin den Weg in ein neues Leben und in die Literatur erkämpft. Alles Gute auf den Weg!

Franz Schoenberner

Theodore Dreiser: „Das Buch über mich selbst." (Jugend.) Übertragung von Marianne Schön. (Paul Zsolnay, Verlag, Berlin 1932.)

„Ich habe dies alles nach bestem Wissen und Gewissen niedergeschrieben, so wahrheitsgetreu wie die Erinnerung es gestattet." Mit dieser Versicherung leitet der Verfasser der „Amerikanischen Tragödie" dieses reiche und reife Buch ein, das als eine lebendige Selbstdarstellung durch die rücksichtslose Ehrlichkeit einer Lebens- und Erlebnisbeichte tief ergreift. Aber ebenso schonungslos wie mit sich selbst geht Dreiser mit einer Gesellschaftsordnung ins Gericht, deren klassenmäßig bedingte Struktur durch ihre geistige Beschränktheit und seelische Enge alles wahrhaft Natürliche vergewaltigt. So gibt das Buch zugleich ein Abbild des bürgerlichen Amerika um die Jahrhundertwende. Unbarmherzige Zurückweisung pfäffischen Muckertums, liebevolles Verstehen aller menschlichen Schwächen und der gütige Humor des Weisen verleihen diesem schlichten und mutigen Bekenntnis des wesenhaft deutschen Autors den Wert eines Vermächtnisses an die junge Generation.

Ernst Angreß

Joachim Maaß: Der Widersacher. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Endlich einmal ein Roman, dem man künstlerische Bedeutung zusprechen kann; soviel vorweg. Es ist nicht leicht, diesem rein literarischen Werk gerecht zu werden. Maaß versucht in einer einfachen Handlung gewisserweise die Legende einer Moral von heute zu entwickeln. Als „der Widersacher" jedes einzelnen Menschen erscheint die Verantwortlichkeit. Das Buch, obwohl in sich fertig, ist das eines Jungen. Jung deshalb, weil es in Form und Stil nach Neuem sucht. Gefunden wird eine literarische Form, wie sie im Dramatischen etwa die Dreigroschenoper verkörperte, und ein Stil, der z. T. noch mit überholtem Nachexpressionismus liebäugelt, wie ihn z. B. schon Döblin in frühen Romanen abgetan hat. Handlung und Sprache bewegen sich in ein und derselben Linie, sie sind gleichsam nur eindimensional. Ein Wort rückt an das andere. Es ist kaum Raum vorhanden, in dem ein Wort bleiben könnte. Zugleich wird noch dem Wort an vielen Stellen die Fähigkeit genommen, Raum zu schaffen. Man ist deshalb leicht zu dem Vorwurf geneigt, der Stil sei eintönig und asthmatisch, der Leser komme nicht zum Atemholen; unter dem Eindruck des Ganzen verliert sich jedoch gerade dieser Einwand als oberflächlich. Maaß liebt eigene Wortschöpfungen, die sich dann aber gern wiederholen. Daß er auch anders schildern kann, zeigt die im Roman enthaltene, meisterhafte „Erzählung von den drei Jugenden". Trotz allen Einwänden (ich bin hier besonders kritisch, weil ich noch viel vom Autor erwarte) besitzt das Werk eine eigenwillige, gespenstische Atmosphäre, die den Leser erregt und bannt.

Karl Kurt Wolter

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Herbert Strutz: „Wanderer im Herbst". Saturn-Verlag, Wien-Leipzig.

Die Abendzeitung

Von Ernst Klotz

Lieschen, laß die Läden runter,
Gib mir mal die Zeitung her.
Was gibt's abend? Wieder Flunder!
Die verdau ich doch so schwer!

Donnerwetter! „Neue Steuern."
Ich zahl also 's Defizit!
„Weißenberg will 's Reich erneuern . . ."
Du, bring weißen Käse mit!

„Arbeitslose demonstrieren."
Arbeit woll'n die nicht, bloß Lohn.
Bande! Ruhig massakrieren.
Lieschen, du kriegst mal Pension!

„Schwester Lulus Memoiren.
Hat im Feld im Lazarett
Das Intimste oft erfahren.
Dreimal Braut am Sterbebett."

„Bleibt uns die Kultur erhalten?
Filmdirektor Staub sagt: ja!"
„Deutsche Idealgestalten."
Auch der Kaiser ist mit da.

„Achtzehn war der Krieg gewonnen."
Siehst du, Lieschen, wußt' ich doch.
„Sowjet-Rußlands Traum zerronnen,
Pfeift schon auf dem letzten Loch . . ."

Gott sei Dank, ich sag schon immer,
Lange machen die 's nicht mehr.
Wie dort bloß die Frauenzimmer . . .
Jede nimmt sich jeden her!

Schweinerei! — Hui, Schwimmerinnen . . .
Nasses Trikot! Gut, gut, gut!
Na, nun woll'n wir mal beginnen,
Wo war gleich das viele Blut?

Hier! Da bei der Krankenschwester.
Lieschen! Geh doch noch zu Schmidt,
Iß du heute mal die Rester
Und bring mir Gehacktes mit!

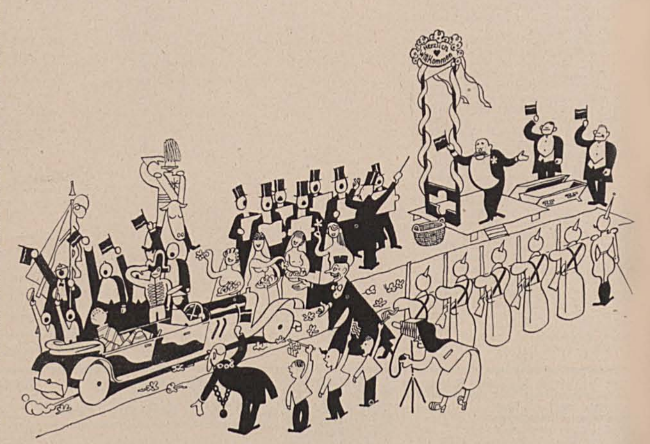
Lieber Simplicissimus!

In der Nähe von Reims gab es im Feldlazarett AK XIX, 705, einen Stabsarzt, der wegen seiner gleichbleibenden Behandlungsmethode wenig beliebt war. Kam ein Soldat vor seine Augen, so konnte ihm fehlen was wollte, der Stabsarzt sagte: „Sie wollen ein Mann sein? Lächerliche Kleinigkeit, die Ihnen fehlt. Das haben alle Menschen, darunter leidet auch der Kaiser und Ludendorff und ich . . ."
Einmal kam ein Musketier, der wurde von ihm gefragt: „Wo fehlt's?"
„Ich bin total meschugge, Herr Stabsarzt!"
Der Stabsarzt gebrauchte seine übliche Redewendung nicht. Er schickte diesen Mann ins Lazarett!

Freud—iges Ereignis

Anni F. ist ein natürliches und offenes Mädchen.
Neulich, als sie ihre Schwester zur Bahn brachte, bemerkt sie einen fremden Herrn, der sie längere Zeit anstarrte. Beim Verlassen der Bahnhofshalle folgt ihr der Herr.
Anni geht die Straße hinunter. Sie möchte gern wissen, was der Fremde von ihr will. Sie geht recht langsam, um dem Herrn Gelegenheit zum Ansprechen zu geben. Sie betrachtet sämtliche Schaufenster eingehend. Der Herr tut desgleichen.
Sie schielt zu dem Herrn hin. Der sieht sie an — nichts weiter. Er scheint ausnehmend schüchtern zu sein.
Anni ist verärgert.
Sie besteigt wütend die Straßenbahn, um nach Haus zu fahren. Der unbekannte Herr steigt nach und setzt sich im Wagen ihr gegenüber.
Der Schaffner kommt und Anni verlangt — ganz in Gedanken: „Zweimal gradeaus!"

Karl Kurt Wolter



„Dienst am Kunden"

Karl Holtz

Die infantilen Volkshochschülerinnen / *Von Karl Frenz*

Sie sitzen gläubig auf den harten Stühlen,
zweimal die Woche, und sie alle fühlen
sich schwärmend zum Dozenten hingezogen –
und jede glaubt, nur ihr sei er gewogen.

Tritt er herein, beginnen sie zu glühen,
mit heißem Blick um ihn sich zu bemühen.
Das Thema ist nur scheinbar ihre Sache,
und die Gedanken sind, mehr als beim Fache,

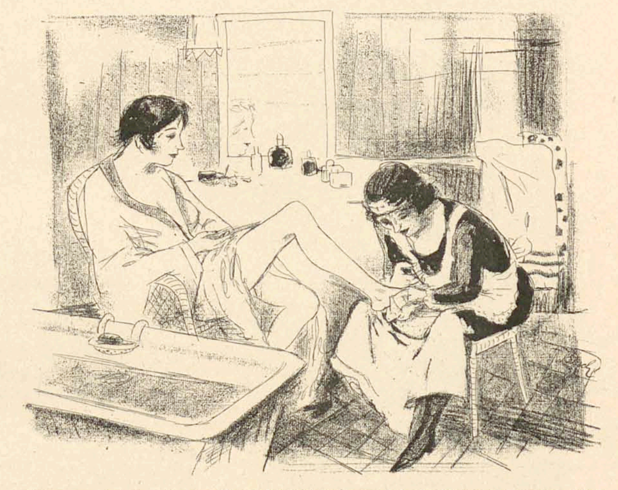
bei ihm. Und jede denkt sich sehr im stillen
in Wonneschauern (mit und wider Willen),
den Worten lauschend, schmachtend vor Entzücken:
wie würden seine Küsse mich beglücken . . .

Die Gasuhr / Von Maria Plog

Bob und ich wohnten in einem Atelier. Unser möbliertes Zimmer war eigentlich gemütlicher gewesen, aber hier brauchten wir keine Miete zu zahlen, ein schier unermeßlicher Vorteil. Das Atelier war groß, hell und luftig und hatte einen wunderbaren eisernen Ofen, den wir Emil getauft hatten. Emil war rund, glänzendschwarz und furchtbar gefräßig. Er fraß alles: alte Manuskripte, Holzrahmen, auf die ehemals Leinwand zum Malen gespannt wurde, alte Stiefel, Bücher und Stuhlbeine. Auf seiner Platte konnte man sogar kochen. Es war eine herrliche Zeit. Aber einmal kam der Tag, da hatte Emil alles gefressen, was wir entbehren konnten. Kurz: wir froren.
Bob kramte in den Ecken nach neuer Nahrung für den Moloch und fand — einen Gasofen. Wir nannten ihn zum Unterschied von Emil: Auguste.
Auguste summte Tag und Nacht. Sie war treu wie ein ältliches Mädchen und enttäuschte uns nie. Zärtlich umhüllte sie uns mit einem leisen faden Gasgeruch. Als unser Geld so sehr zur Neige ging, daß wir keine Streichhölzer mehr kaufen konnten, gab uns Auguste Feuer für die Zweipfennigzigarette und den Gaskocher, auf dem wir unsere warme Mahlzeit, den Tee, bereiteten. Wie eine wahre Geliebte war sie anspruchslos und unaufdringlich und erfüllte das Atelier mit einer molligen Wärme. Aber bald hatten wir zu unsern sonstigen Sorgen eine neue dazu bekommen, die alle andern zu kleinen Zwergsorgen zusammenschrumpfen ließ: die Gasrechnung.
Jeden Morgen horchten wir zitternd auf die Schritte, die die Treppe heraufkamen. In unserer Verzweiflung beschlossen wir, niemandem zu öffnen. Der Briefträger mußte die Post durch die Türritze schieben, und der Hauswirt zog mit irgendwelchen Handwerkern unverrichteter Sache wieder ab. Für Freunde waren wir nur nach vorheriger Anmeldung zu sprechen.
Ehe Bob zu den notwendigsten Besorgungen herunterging, hielten wir vorsichtig nach dem möglichen Vorhandensein des Gasmannes Ausschau. Wir versuchten zu erraten, wie hoch wohl inzwischen die Rechnung geworden sei, und trauten uns nicht nach der Gasuhr zu sehen. Vierzehn Tage brannte Auguste Tag und Nacht, dazu kam noch Teewasser und Beleuchtung. Nein, wir wollten keinen in das Atelier hineinlassen; das war die einzige Möglichkeit, weiter eine warme Wohnung zu behalten. Denn, so sagten wir uns ganz richtig, bei der Höhe der Rechnung würde man uns im Nichtbezahlungsfalle sofort das Gas sperren.
Eines Morgens klopfte es furchtbar an die Tür. Wir lagen mucksmäuschenstill. Es dröhnte durchs ganze Haus. Noch einmal klopfte es, dann raschelte es, und auf dem Fußboden erschien ein weißer Zettel. Als der Mann die Treppe heruntergeschlurft war, gingen wir vorsichtig zur Tür. Wir hatten nicht umsonst gezittert, der Gasmann kündigt sich für den nächsten Morgen an.
Wir könnten ja verreist sein, schlug ich vor, aber Bob sagte ganz richtig, daß doch der Portier von unserer Anwesenheit wisse.
Schließlich beschlossen wir, die Dinge laufen zu lassen, wie sie liefen. Ewig konnten wir ja doch nicht eingeschlossen bleiben. Wir wollten Auguste verteidigen, solange es ging, und wenn wir kein Glück hatten, mußten wir eben der Übermacht weichen.
Am nächsten Morgen weckte uns ein Donnerschlag: Der Gasmann. Von unten rief der Portier: „Da missen Se tüchtig kloppen, die haben 'n festen Schlaf."
Wir zogen uns zur Beratung in die Küche zurück und kamen überein, uns in unser Schicksal zu ergeben. Wehmütig steckten wir an Augustens blauer Flamme die letzte Zigarette an. Dann öffnete Bob.
„Morjn, Se sind woll nich oft ze Hause, wa? Ick war in Janzen nu schon finfmal hier. Na, wo is denn nu die Jasuhr?"
Wir begleiteten den Mann in die Küche. Er knipste seine elektrische Lampe an und beleuchtete die Uhr von vorn, von hinten und von den Seiten.
„Nanu, wat is denn mit die olle Maschine?"
Bob und ich saßen auf dem Küchentisch und warteten auf unser Todesurteil.
Der Mann nahm Instrumente aus der Tasche und klopfte an der Uhr herum.
„Det versteh' ick aber nich. Wie lange is denn die nich nachjesehen? Wasser is ooch keens mehr druf."
Wir zuckten die Achseln.
Der Gasmann stand auf, löschte die Lampe, steckte die Instrumente in die Tasche, in die sie gehörten, und warf uns über die Brille weg einen komischen Blick zu. Dann nahm er den Bleistift vom Ohr und füllte ein Formular aus.
„Ja, da haben Sie nu dreiundsechzig Pfennje zu bezahlen. Det is die Jrundjebühr für drei Monate. Die Uhr is nämlich kaputt. Morjen früh hol' ick se ab und bring jleich ne neue mit. Det is nämlich so nich jestattet."

Differenzierung

(Rudolf Kriesch)



„Wissense, Jnädige, for den Herrn Jemahl pedicure ick eben nur uff Hygiene, aber for den Herrn Freund ooch noch uff Hochjlanz!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Karl Rudolf Schulte, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. Komm.-Gesellsch., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Erfolg

(Paul Scheurich)



„Siehste, die Kritik ist sich darüber einig: kein anderer kann das Elend der Massen so packend dramatisieren wie ich." — „Na, dann können wir uns hoffentlich doch bald mal wieder 'nen neuen Wagen kaufen."

Lieber Simplicissimus!

Kriminalpolizei

„Sie sind also ganz sicher", fragte der vernehmende Beamte, „daß der Verhaftete der Mann ist, der Ihr Auto gestohlen hat?"

„Ich war sicher, bis ich hierher kam, Herr Kommissar, aber nachdem Sie mich über eine Stunde vernommen haben, bin ich nicht mal mehr sicher, ob ich jemals ein Auto hatte."

Der Feind

Der Herr Pfarrer kommt dazu, wie sich zwei Buben herzhaft verprügeln, ein größerer und ein kleinerer.

Mahnend hebt der Herr Pfarrer den Finger: „Wißt ihr nicht, daß man seine Feinde lieben soll?"

„Das ist ja gar nicht mein Feind", sagt da der Größere, „das ist ja mein Bruder!"

Sächsisches

In Plauen im Vogtland lebt mein Freund Freiberg. Freiberg hat im Gegensatz zu mir einen ordentlichen Haushalt. Mit Gasrechnung und Dienstmädchen. Gestern kam sein Dienstmädchen zu ihm und sagte: „Herr Freiberg, ich möchte gern morgen nachmittag frei haben."

Freiberg ist ein netter Mensch. Freiberg bewilligte es sofort. Dann fragte er: „Was haben Sie denn morgen vor, Hedwig?"

„Ich muß morgen auf den Friedhof."

„Ist Ihnen jemand gestorben?"

„Nee, das nicht gerade, aber ich habe heute früh einen Brief bekommen. Hier ist er — wollen Sie ihn lesen?"

Und Freiberg las:

„Liebe Hedwig, Du hast schon oft den Wunsch ausgesprochen, meinen Seligen, den Vater von Deinem Richard, kennenzulernen, der mir vor fünfzehn Jahren weggestorben ist. Morgen wird nun unser alter Friedhof umgebaut, und einige Gräber werden dabei verlegt. Auch das Grab meines Seligen ist darunter, und morgen nachmittag wird er ausgegraben. Wenn Du also kommen willst, kannst Du ihn Dir ansehen. Das ist für Dich die einzige Gelegenheit, ihn kennenzulernen."

Wie Herr Krebs in Hamburg Aviatiker wurde

Sei dir klar: es gibt nur eine
Monopolitik.
Und in dieser hast du deine
Spezialrubrik.

Kriecherisch ihr obzuliegen,
ist verdammte Pflicht.
Krebse, die aus Eignem fliegen,
schätzt dein Adolf nicht.

Laß die Sehnsucht nach den Sternen!
Bleib' beim Herdenvieh!
Sonst wirst du zwar Fliegen lernen,
— aber anderswie.

Ratatöskr

Kleine Geschichten

Das Kino

Im Kino zu Czernowitz zeigte man Nurmi: wie er empfangen wird — wie er die Freunde begrüßt — wie er startet — läuft — zuletzt als Zeitlupenaufnahme.

Da sagte eine Dame hinter mir: „Ist doch zu grausam, einen Menschen so abzuhetzen, daß er kaum mehr die Glieder rühren kann."

Das zweite Gesicht

Richard Tauber hatte der Pressevorführung seines funkelnagelneuesten Kitschtonfilms beigewohnt und sein sieghaftes Tenorlächeln zwo Stunden lang bewundern müssen.

Nach der Vorstellung, als ihm die Journalisten pflichtgemäß gratulierten, legte der Kammersänger beteuernd die Hand aufs Herz und sagte: „Meine Herrn, Sie halten mich natürlich für einen eitlen Idioten! Aber ich kann Ihnen die Versicherung geben: wenn ich mich so im Film sehe, wird mir selber mies!"

Geschäft

Als der beliebte Altreichskanzler Fehrenbach in Freiburg beerdigt wurde, hatten der Staat und die Prominenten auch für die Kranzspenden reichliche Posten ausgeworfen; da stand nun am Tage nach der Beerdigung ein Freiburger Blumenhändler befriedigt vor seinem Laden und sagte zu einem Bekannten: „Jetzt noch dr Wirth, no simmer g'machti Litt!"

Unbegreiflich!

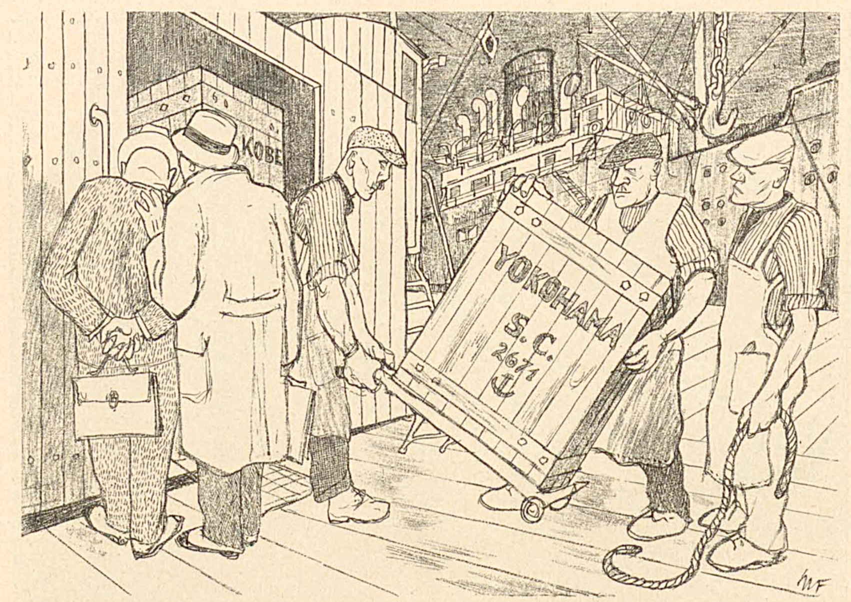
(Wilhelm Schulz)



„Daß die Natur so gar kein Verständnis für die Gesetze der Weltwirtschaft hat! Ausgerechnet bei dem Überangebot immer noch neu produzieren!"

Geschäftsbelebung

(M. Frischmann)



„Für die chemische Industrie ist Japans Riesenbedarf an ‚Düngemitteln' ein wahrer Segen. Fragt sich bloß, was in der Mandschurei für eine Saat daraus aufgeht."

Rache durch höhere Gewalt

Von Jan Herchenröder

Die Ostsee lag grau und gefährlich still. Unser „Eimer", der „Schwarze Adler", stampfte schwer mit Holz beladen mühsam vorwärts.

Auf der Höhe von Laboe gab es die ersten schlimmen Vorzeichen. Ich hatte eine riesengroße Pfanne mit Zwiebeln zum Rösten auf den Herd gesetzt, sie rutschte mit elegantem Schwung in den Kohlenkasten, als der Dampfer ein wenig schwankte. Dann fing ich an, das Essen zu würzen. Es sollte besonders schmackhaft werden, weil eine vierköpfige Familie mit uns reiste. Ich stand mit dem Salztopf über der nunmehr mit Gemüse und Hammelfleisch gefüllten Kasserolle, als es abermals einen heftigen Stoß gab, der zur Folge hatte, daß sich das ganze Salz über das Essen ausbreitete. Ich versuchte zu retten, was zu retten war, doch ohne Erfolg, wie sich mittags zeigte.

Zuerst kam der Maat Hinrichsen. Er stellte sich breit in die Kombüsentür, nahm seinen Blechteller und warf ihn mitsamt Inhalt nach mir. Ich duckte mich geschickt, und so kam es, daß der Teller voll Irish Stew mit lautem Krach an die Wand flog. Der nächste war Petersen aus Schleswig. Er schimpfte zuerst: „Schittbüttel, verfluchter! Smutje nennt sich dat da! Da!" Auch sein Teller flog durch die Gegend. So ging es weiter. Mann nach Mann kam, schrie etwas und warf dann seinen Teller nach mir. Es hatte mich keiner getroffen, aber meine vorher weiße Kochjacke glänzte nun gelb von dem vielen Hammelfett, auch hingen einige Weißkrautfasern an meinem Kragen. Endlich kam der Käpten und machte dem Krieg ein Ende.

Am Nachmittag wurde die See von Stunde zu Stunde unruhiger. Unser Eimer fing an zu schlingern. Wir bekamen Springflut, bald war unser Deck überschwemmt. Die mitreisende Familie kam nach oben, mit grünen Gesichtern. In Abständen von vier Metern wurde je ein Familienmitglied von einem Mann über die Reling gebeugt, wo dann das trotz allem schweigend genossene Irish Stew dem Meere anvertraut wurde. Ich stützte ein junges, sonst außergewöhnlich schönes Mädchen, das nun verfallen aussah und wimmerte, es wolle sterben. Sie tat mir sehr leid, und ich sprach ihr gut zu, daß es am Abend wieder vorbei sei und daß sie dann auch wieder essen könne. Bei dem Wort „essen" wand sie sich und vertraute ihre letzten Magensäfte der Ostsee an. Wir fuhren gegen den Wind. Vier Meter vor uns hielt Maat Hinrichsen eine alte Tante von dem Mädchen, die sich anscheinend noch nicht zu einer Magenreinigung entschließen konnte. Ich sah zufällig, wie er ihr nachhalf, indem er laut das Wort „Speck" rief. Die Züge der Tante wurden starr, sie beugte sich ein wenig zurück, offenbar um Luft zu holen, dann ging es endlich los. Maat Hinrichsen hatte aber seine Rache für mich gut vorbereitet. Er drehte der Tante den Kopf, der Wind war stark, und so kam es, daß sich zu meinem Hammelfett auf der Kochjacke noch nicht verdautes Irish Stew hinzumischte. Das dauerte eine halbe Stunde, bis die Tante ihr Werk vollbracht hatte. Maat Hinrichsen grinste mich an, als er sie wegführte.

Nachdem sich die See beruhigt hatte, kamen die Matrosen in meine Küche und tanzten einen wilden Reigen um den Herd. Dabei riefen sie: „Smutje, nu is allens in Ordnung, nöch? Hinrichsen hat uns gerächt." Seit diesem Tag kann ich Irish Stew weder kochen noch essen.

Das goldene Herz

Die japanische Regierung hat wieder erhebliche Waffenbestellungen getätigt. Auch den österreichischen Steyr-Werken wurde ein großer Auftrag zur Lieferung von Maschinengewehren erteilt.

Aber die Sache hat verschiedene Haken.

Erstens verbietet der Friedensvertrag von Saint-Germain den Österreichern, Kriegswaffen für fremde Völker herzustellen und auszuführen. Es sei denn, alle Vertragspartner von Saint-Germain geben ihre Zustimmung.

Nun — sie werden ihre Zustimmung geben und damit ihre Bereitwilligkeit zum Ausdruck bringen, den Österreichern durch Ankurbelung der Wirtschaft unter die Arme zu greifen. So billig findet sich nicht gleich wieder eine Gelegenheit.

Aber Haken Nummer zwei:

Werden die Arbeiter der Steyr-Werke Kriegswaffen herstellen wollen? Arbeit ist gut. Aber solche Arbeit?

Die Hahnenschwänzler und Nationalsozialisten unter der Belegschaft waren selbstverständlich dafür.

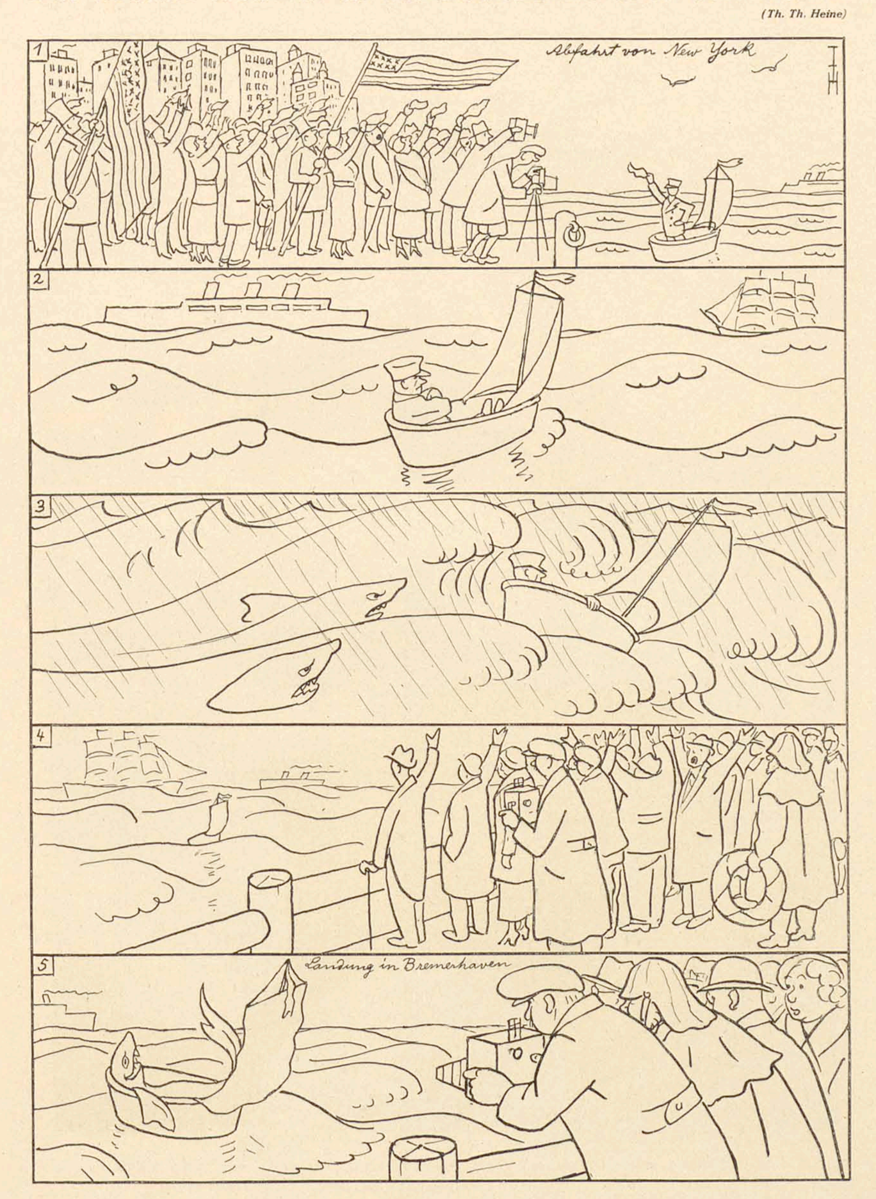
Die Sozialdemokraten waren — vorläufig wenigstens — dagegen. Den Ausschlag gaben also, wie immer in Österreich, die Christlich-Sozialen.

Und deren Betriebsratsobmann äußerte sich nach eingehender Rücksprache mit dem Herrn Pfarrer folgendermaßen: „Dö Maschingewehre, was die Japaner bestöllt hamm, wern gebraucht entweder gegn die Russen oder gegn die Tschinesen. Die Russen san kane Christen net, und die Tschinesen hamm ja so eine schreckliche Übervölkerung, daß sie eh alle verhungern müssen, auch wann s' net mit unsere Maschingwehre totgschossen wern!"

Hans Seiffert

Der neueste Rekord: In der Badewanne über den Ozean

(Th. Th. Heine)



Letzte Anweisung

(E. Thöny)



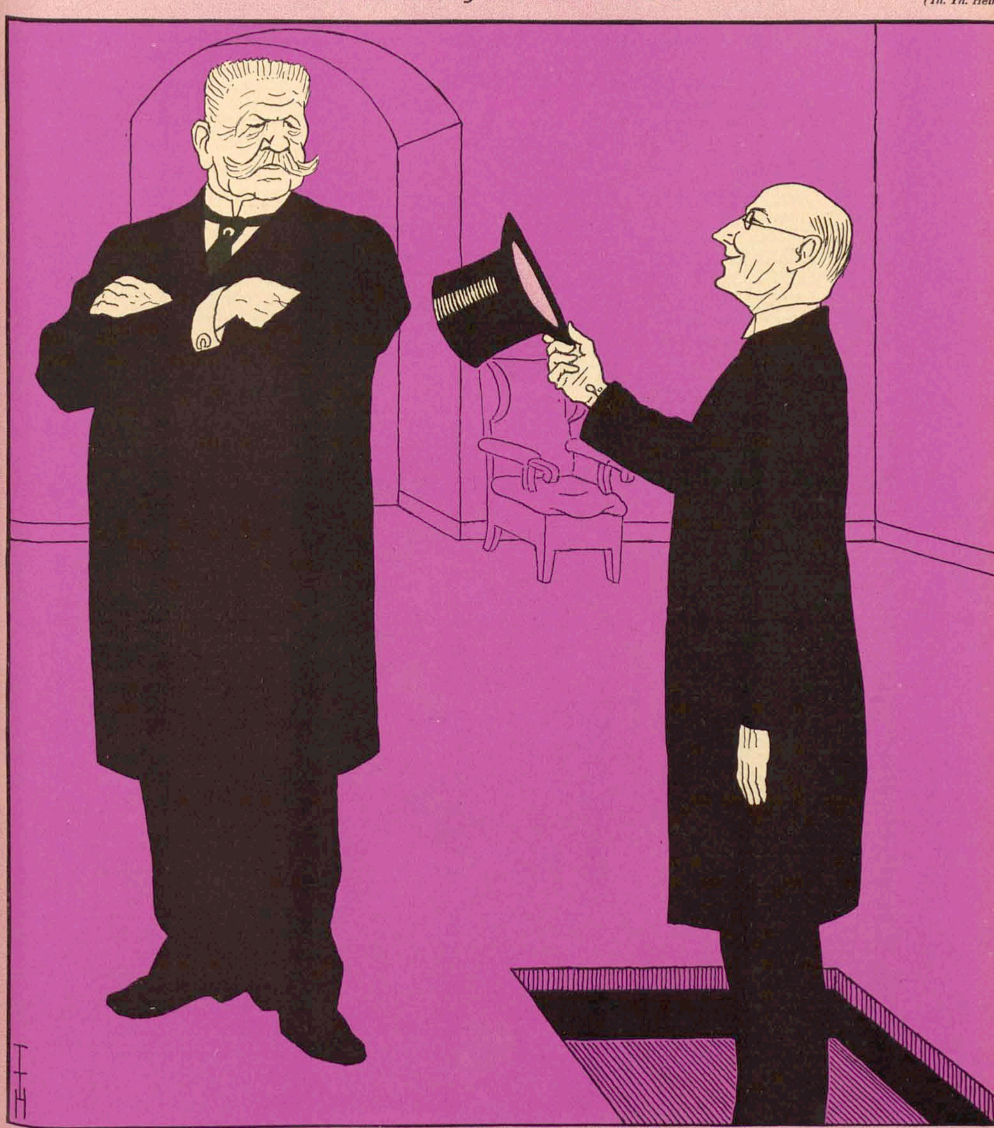
„So, meine Herren, nu steuernse unseren Wagen mit Jott zum Sieg, und wenn Ihnen vorher wat zustoßen sollte, for unser Fabrikat ist uns keen Opfer zu jroß!"

Stuttgart, 19. Juni 1932 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 12

SIMPLICISSIMUS

Brünings Abschied

(Th. Th. Hei



„Adieu, Herr Reichspräsident, und schreiben Sie mir mal 'ne Ansichtskarte aus dem Dritten Reich!"

D r u m — — / *Von Karl Kinndt*

Wir glaubten an den guten treuen Alten,
hat uns auch die Begeisterung gefehlt:
den innren Frieden sollt' er uns erhalten,
und darum ham wir Hindenburg gewählt!

Nun hat er brüsk den Brüning abgeschoben,
weil andre ihm was Besseres erzählt,
und lauter stramme Rechtser thronen oben:
und dazu ham wir Hindenburg gewählt —

Nun fließt das Geld, das trotz der Zeiten Schwere
man armen Steuerzahlern abgequält,
an die Großgrundbesitzer-Bankrotteure:
und dazu ham wir Hindenburg gewählt —

Auch das SA.-Verbot wird aufgehoben,
und Hitlers Truppen dürfen neu gestählt
radauend durch die deutschen Lande toben:
und dazu ham wir Hindenburg gewählt —

Der Reichswehr-Schrieb des Generals von Schleicher,
in dem das Wort „Verfassungs-Schutz" ganz fehlt,
macht uns den harten Happen auch nicht weicher:
tja, dazu ham wir Hindenburg gewählt — —

Und wird es nun mit jedem Tage doller,
bis unsre Republik, schon halb entseelt,
verblutet unterm Beil der Köpferoller,
denk: dazu ham wir Hindenburg gewählt — — —

E i n f a l t u n d G e s u n d h e i t / Von H a n s P r o s p e r

„Ich weiß nicht, wie sie hieß, Doktor. Kann auch nicht mehr sagen, wann das gewesen ist. Aber das tut nichts zur Sache. Denn hier studieren Sie ja bloß. Und nachher werden Sie berichten. ‚Untersuchungen an Strafgefangenen.' Oder so ähnlich? Nennen Sie mich dann ruhig Gefangener A. und das Mädchen heißt B. Im wissenschaftlichen Bericht übrigens gebräuchlich. Und staunen Sie nur nicht, daß auch hier einer das weiß. Anständige Herkunft, gute Erziehung, ja. Aber das hindert doch nicht, ein Lump zu werden? —

Sie war jung und gut gewachsen, beinahe schön. Dabei ist sie nur so von ungefähr angekleidet, an den Beinen keine Strümpfe, an den Füßen Holzpantinen, das Kleid ohne Ärmel, vielleicht ist es nur ein gröberes Hemd oder ein Arbeitskittel, den sie am nackten Leib trägt. So hantiert sie in der Küche.

Mehr als die Küche faßt das ebenerdige Haus ohnedies kaum. Ich sehe nur noch eine Stube, der Küche gegenüber, und am Ende des Flurs, der die beiden Räume trennt, führt eine Tür nach der Rückseite des Hauses. Dort könnte der Stall sein. Und das Ganze fast in der Einöde.

Die Gegend dort ist verdammt, Doktor. Wälder, Heide und Wiesen, Tagemärsche und keine lebende Seele, es gibt keine Gelegenheit, man kann kaum leben.

Als ich eintrete, wendet sie sich um und grüßt. Von Schreck keine Spur, anscheinend auch nichts von Verdacht. Also mache ich mit meinem Schießzeug kein Aufhebens und halte es in der Tasche.

Sie rückt mir einen Stuhl hin. Sie sei allein im Haus, sagt sie. Sie spricht die bäurische Mundart der Gegend, man versteht sie kaum. Daß Vater nicht da sei, bedauert sie: er komme erst abends heim.

‚Und Mutter?' frag' ich.

Ich erfahre, daß Mutter tot ist, seit Jahren schon. Daß nicht jeder, der hier eintritt, es weiß, scheint sie zu wundern.

Nachher fragt sie, ob ich bis Abend bleiben wolle. Vater zu erwarten. Sie scheint es zu wünschen: ‚Bleib nur. Vater freut sich. Es gibt selten Besuch.'

Sie sagt mir du und legt ihre Hand auf meine. Dabei steht sie dicht neben mir, hat einen guten Geruch und ist so zutraulich wie ein eingewöhntes Kalb.

‚Vielleicht', sag' ich, — ‚wenn mich der Hunger nicht vertreibt.'

Nun gibt sie mir zu essen. Sie sieht zu, wie ich kaue und trinke, und es scheint sie zu freuen, denn sie lächelt. Ich verlange mehr, und sie gibt wieder. Das wiederholt sich. Dann lacht sie laut, sie lacht mich aus, — sie hat einen so hungrigen Menschen wohl noch nie gesehen.

Nach dem Essen bin ich müde, schäme mich auch ein wenig vor diesem lachenden Kindergesicht, ach, es ist eine fatale Situation, — man darf eben nie zögern, Doktor, zuwarten taugt nichts, verhandeln ist Quatsch. Aber was tu ich mit diesem Kind? Oder ist es kein Kind mehr und denkt schon ans Vergnügen? Das könnte die Arbeit natürlich mächtig erleichtern.

Ich probiere und lege den Arm um ihre Hüften und ziehe sie näher. Aber es zeigt sich, daß sie in diesen Dingen schon Bescheid weiß. Sie schüttelt den Kopf und gibt nicht nach, — durchaus ohne Furcht auch jetzt, ein wenig tappig, ein wenig verschämt. Dazu sagt sie: ‚Ich hab' Arbeit.' Und das Lächeln kriegt sie dabei nicht aus dem Gesicht. Es ist ihre Waffe, denk' ich, zum Teufel, ja, eine angeborene und eine gute dazu. Aber dann fällt mir doch wieder die Arbeit ein, und ich frage: ‚Hast du Geld?'

Sie sagt, es gäbe ein wenig in Vaters Schrank. Aber ich dürfe es nicht nehmen, setzt sie gleich hinzu.

Das würde man noch sehen, meine ich.

‚Ich laß es nicht zu', sagt sie.

Ich antworte nicht.

Als ich aufstehe, weiß sie, daß es nun Ernst wird, und lächelt nicht mehr. Aber sie ist sehr ruhig, steht aufgerichtet da, die kleinen Schultern ein wenig emporgezogen, die Nase spitz nach oben.

‚Wo ist es?' frag' ich.

Sie faßt mich an der Hand. Vor dem Schrank in der Stube bleibt sie stehen. Sie sieht auf das Möbel wie ein Kind auf seine Lade mit Spielzeug, — vielleicht hat sie noch eine Puppe von ehemals da drin liegen. Nachher sieht sie sich scheu im Raum um und legt die Finger auf die Lippen. Da mache ich: ‚Pst', und sie lacht. Warum ich es getan hab', weiß ich nicht, warum sie lacht, scheinen wir beide zu begreifen.

‚Aber du nimmst nichts', sagt sie, ‚gelt?'

Ich anwortete nicht und strecke die Hand nach dem Schloß aus.

Nun stellt sie sich vor den Schrank, stemmt sich gegen die Tür: ‚Nein, ich laß es nicht zu. Wir brauchen das Geld, verstehst du?'

Sie ist rot im Gesicht, ihr gelbes Haar erscheint mir jetzt noch heller, ihre Stirn ist breit und steil und kindlich gewölbt, ihre Augen, blau oder grau, sind mutig. Verteidigt sie jetzt ihre Puppe? Oder weiß sie, daß es auch Strolche gibt? Daß ich ein Schießzeug in der Tasche habe?

Als ich die Hand zurückziehe, reitet mich der Teufel und ich mache wieder: ‚Pst.' Warum? So etwas weiß man nicht. Und nun lacht sie hell auf, und ich weiß, daß ich verspielt hab'. — Im Lachen sagt sie: ‚Nein ... siehst du ... du nimmst nichts ... siehst du.' — Und ich stottere ihr etwas vor, es ist Blödsinn, ich weiß mir eben nicht zu helfen.

Als wir vom Schrank wegtreten, sag' ich, nur um etwas zu reden: ‚Müde bin ich, du. Gewaltig.'

Da führt sie mich zum Bett hin und richtet es zu. Dabei summt sie vor sich hin: ‚So ... gleich ... ja gleich ...', und arbeitet flink, und ihre Röcke fliegen, und ich sehe ihr weißes Fleisch.

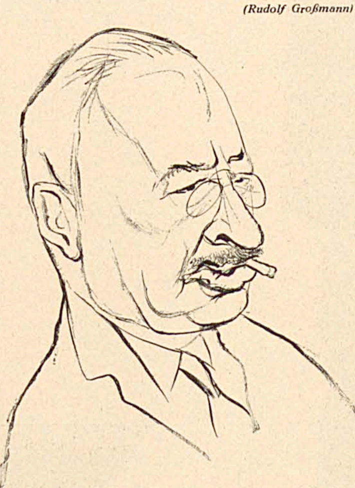
Dann leg' ich mich hin, — natürlich nur zum Schein, denn man ist vorsichtig, man schläft am Arbeitsplatz nicht ein. Aber als sie gegangen ist, springe ich nicht auf, keineswegs, sondern lieg' da und muß lachen über ihr Lachen, denk' wieder und wieder daran und werde nun wirklich müde und döse ein. Ich sag' mir noch: Ochse, ich sag' mir noch: Schafskopf. Ich denk' auch noch, daß der Alte mich überraschen könnte. Und wie ist es denn überhaupt zugegangen? denk' ich. Gibt es Hexen? Bin ich toll? Und warm ist es da ... Und wie sagte sie das? — ‚Du nimmst nichts, siehst du ...'

Als ich erwache, dunkelt es schon. Ich habe mich nicht besonnen, Doktor. Ich entwischte durch das Fenster und lief in den Wald hinein. —

Man stiehlt, Doktor, ja. Manche morden auch. Schön. Aber sagen Sie: wann stiehlt man n i c h t, und wann mordet man n i c h t?"

Berliner Köpfe

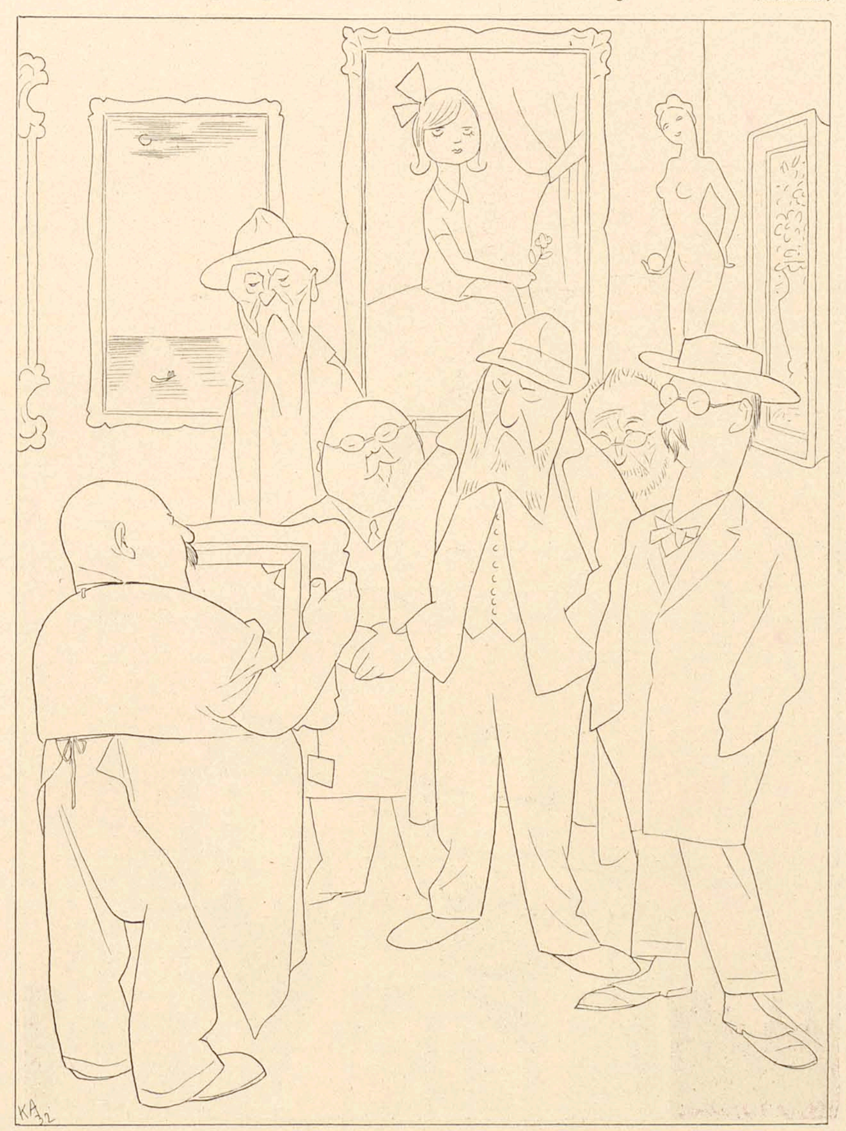
(Rudolf Großmann)



Theodor Wolff
Chefredakteur des „Berliner Tageblatt"

Jury der Kunstausstellung

(Karl Arnold)



„Sag net leichtfertig Kitsch, Xaverl, es kunnt' auch der Anbruch der neuen Herzlichkeit sein!"

Sic transit gloria Sklareks

(Olaf Gulbransson)



„Wenn man bedenkt, als unser Prozeß anfing, hielt alle Welt uns für die größten Gauner; aber nach den Meisterleistungen Kreugers wirken wir direkt als bescheidene Dilettanten."

Individualismus

Von Elis Stahl

Als Gott den verhängnisvollen Entschluß faßte, die Welt zu schaffen, ging er von der Überzeugung aus, daß es ihm eine Kleinigkeit sein würde, auf Grund genauer Berechnungen eine Art Glücksnorm für diese Welt zu finden, einen Modus, der allen Geschöpfen die vollste Zufriedenheit garantierte. Herrlich würde es sein, dachte der liebe Gott gerührt, unter diesen heiteren und dankbaren Wesen zu wohnen, der angebetete Schöpfer, der alles aufs prachtvollste ausgedacht und hergestellt hatte.

Also begab er sich an die Arbeit, schuf Licht, Finsternis, Sonne, Mond, Sterne, Wasser, Erde, Gras, Kraut und fruchtbare Bäume und fand, dies alles sei doch sehr schön eigentlich geworden und ausgezeichnet aufeinander abgestimmt. Heiter bückte er sich, um ein niedliches grünes Kleepflänzchen ins Knopfloch zu stecken. Da bemerkte er mit Verwunderung, daß das Dingelchen vier Blätter hatte statt der ihm zustehenden drei. „Wie kommt denn das?" fragte der liebe Gott streng. — „Ach", sagte das Pflänzchen schüchtern, „alle und alle und alle hatten drei Blätter. Es war so langweilig. Da habe ich mich ein bißchen angestrengt, und nun habe ich vier, ich allein. Sieht das nicht sehr apart aus?" — „Sicher, sicher", sagte der liebe Gott und ging weiter.

Aber er konnte nachts nicht recht schlafen, die Sache ging ihm nicht aus dem Kopf. Irgendwo mußte ein Fehler in seiner Berechnung stecken. Er beschloß, die Schöpfung noch ein wenig zu vervollkommnen, und schuf gleich früh am nächsten Morgen die Tiere.

„Die sind mir nun doch wirklich vortrefflich gelungen", dachte er, als er gegen Abend durch den Zoo des Paradieses ging. Plötzlich blieb er stehen. „Das ist denn doch aber!" rief er aufgebracht und trat auf ein schwarzes Schaf zu, das ihn halb unglücklich, halb befriedigt, aber jedenfalls ziemlich entschlossen ansah.

„Ich habe doch alle Schafe weiß gestrichen mit der euch zukommenden Farbe der Frömmigkeit und Unschuld", erboste sich der liebe Gott, „wie kommst du in dieses schwarze Kleid?"

„Ach, lieber, guter Gott", erwiderte das schwarze Schaf, „als ich in meinem schönen weißen Kleid mit den Kollegen zusammen fortlief, alle ebenfalls in schönen weißen Kleidern, und als ich erfreut ‚Mäh' rief und alle ebenfalls erfreut ‚Mäh' riefen und als ich hier auf der schönen grünen Wiese vergnügt mit allen vier Beinen zugleich in die Höhe sprang und alle ebenfalls auf der schönen grünen Wiese vergnügt mit allen vier Beinen zugleich in die Höhe sprangen, da erfaßte mich plötzlich ein so tiefer und hemmungsloser Widerwille, eine so schreckliche Abneigung gegen meine Kollegen — und wie ich in diesen schönen Bach hineinsehe und unsere Spiegelbilder betrachte und gar nicht imstande bin, das meine auch nur im geringsten herauszukennen — sieh, Herr, da wollte ich mein Leben enden, denn es war unerträglich. Aber da gedachte ich deiner und deines Kummers über den besudelten Schöpfungstag und trat vom Wasser zurück — aber was sollte ich tun, Herr, wie sollte ich leben? Da entdeckte ich den Topf mit der schwarzen Farbe, die noch vom Pantheranstrich übriggeblieben war, und sprang hinein, damit ich doch mein eigenes Ich hätte!"

Der liebe Gott sah das unglückselige Schaf an, und er sah auch ein Dutzend wehrhafter weißer Schafböcke, die nur darauf warteten, auf den schwarzen Kollegen losstürzen und ihn niederrennen zu können.

„Du siehst, mein Sohn," sagte er sorgenvoll, daß dein Los nun auf Erden sein wird, verfolgt und gehetzt zu werden. Soll ich dir nicht doch lieber die schwarze Farbe wieder abwaschen?" Das schwarze Schaf zauderte eine kleine Sekunde. „Nein", sagte es dann, „die Hauptsache bleibt doch, daß ich eben ich bin — ich meine, daß ich mich von den andern abhebe." — „Nun, Gott helfe dir!" murmelte Gott seufzend und ging seiner Wege. Aber in der nächsten Nacht konnte er noch schlechter schlafen. Der Fehler in seinen Berechnungen war nicht behoben worden, das Tier hatte die Schöpfung nicht vervollkommnet. Nach langem Nachdenken entschloß sich der liebe Gott zu einem letzten Versuch. Also schuf er am nächsten Tage die Menschen, nur zwei Exemplare, und beide verschieden voneinander. „Höher geht's nimmer!" dachte er ingrimmig und setzte sie ins Paradies.

Daß nun sein Ärger erst richtig anfing, ist ja allgemein bekannt. Aber nicht bekannt geworden ist die private Unterredung, die Gott am Tage des Brudermordes mit Kain hatte, neben der offiziellen, die man zu veröffentlichen für gut befand.

„Nachdem ich dich nun verdammt und ausgestoßen habe", sagte Gott in dieser privaten Unterredung zu Kain, „— und du wirst zugeben müssen, daß ich wirklich nicht anders konnte —, sage mir nun um Gottes willen, was in aller Welt dich dazu trieb, diesen sympathischen, harmlosen Burschen, den Abel, umzubringen?"

„Ich hielt es nicht mehr aus", sagte Kain, „ganz abgesehen davon, daß die Sache ein reiner Zufall war. Ebensogut wie Abel hätten auch Adam oder Eva oder Zillah oder Adah dranglauben können. Es war ja alles eins, sie waren ja nicht auseinanderzukennen. Sie hatten alle dasselbe Lieblingsgericht — rote Rüben — und pilgerten am Sonntag alle zusammen in den Wald und machten Picknick und sangen. Dazu klebten sie dauernd vor der Paradiestür, daß es greulich anzusehen war. Das Grauenvollste aber war, daß sie verlangten, ich solle auch rote Rüben essen und im Wald singenderweise picknicken und vor der Paradiesestür jammern, aus keinem andern Grund, als weil sie das alle so taten. Übrigens macht sich das mit dem Opfer als Mordmotiv für die Nachwelt recht stimmungsvoll, in Wirklichkeit handelte es sich um ein Paar Pulswärmer."

„Um was?" stöhnte der liebe Gott.

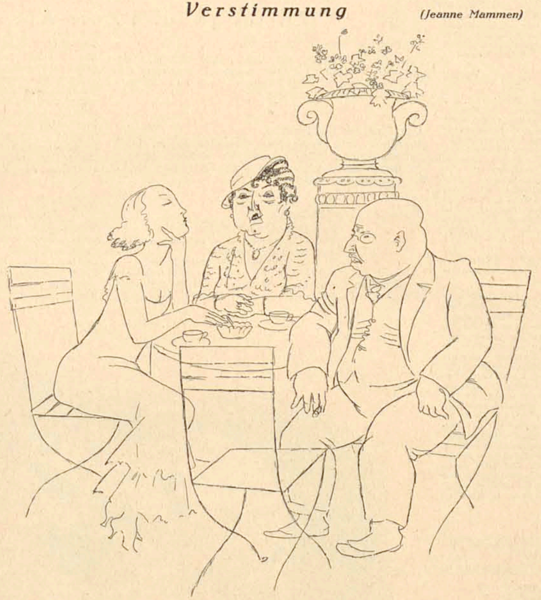
„Um ein Paar Pulswärmer, Herr. Eva hatte sechs Paar gestrickt, es war ihr schönster Gedanke, daß wir alle sechs die gleichen Pulswärmer tragen sollten. Aber ich konnte nicht, nein, ich konnte nicht. Wochenlang peinigten sie mich damit, schließlich rannte mir Abel zwei deutsche Meilen weit mit den Dingern nach — nun und da lief mir die Galle über."

„Wäre es nicht vielleicht doch möglich gewesen, ein Paar Pulswärmer anzuziehen?" fragte der liebe Gott traurig.

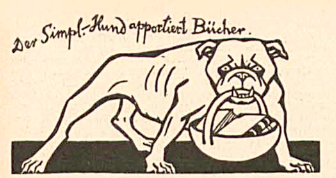
„Ein Paar Pulswärmer?" erwiderte Kain, „irgendein Paar? Sicherlich. Aber nicht das sechste Brüderpaar von fünf anderen gleichen Brüderpaaren — das war nicht möglich!"

„Scheint so!" sagte Gott nachdenklich und schuf weiter nichts Neues auf der Erde.

Verstimmung (*Jeanne Mammen*)



„Ich kann dir das sagen, mein Kind, weil ich nun mal zufällig dein Vater bin!"
„Ja, ja, solche Zufälle soll es manchmal in der Ehe geben!"



Ernst Erich Noth: Die Mietskaserne. Roman junger Menschen. (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.)

Ein Buch von bedrückender Eindringlichkeit. Unroutiniert geschrieben, oft wenig sorgfältig, unbeholfen, gehemmt und kunstlos im Ausdruck, von einer zähen, unnachgiebigen Bemühung um Wahrhaftigkeit der Darstellung. — Was sich hier enthüllt, ist letzte Ausweglosigkeit: Elend, das keiner mehr nennt, Armut, die alles lähmt, Ekel, der jeden würgt. Es ist die proletarische Höhle der Mietskaserne, es ist der Zerfall der Herzen, der noch mühselig und drohend sich hinhält, es ist die von Haß und Kummer verdorbene Welt verlorener Schicksale. Wer hier aufwächst, ist gezeichnet, wer hier überstand, vergißt keinen Tag. — Einer, der Freund, bleibt auf der Strecke, zerbricht, der andere kommt heraus, hinauf, nun schreibt er dieses Buch. Keine Dichtung, aber ein zwingendes, hoffnungsloses Dokument menschlichen Leides. Ernst Kreuder

Sigrid Undset: Viga-Ljot und Vigdis. (Verlag Bruno Cassirer, Berlin.)

In knapperer Linienführung als bei „Kristin Lavranstochter“ und „Olav Audunssohn“ wird hier altnordischer Sagenstoff zum Heldenepos geformt. Wenn Sigrid Undset auf jenes verbalhornte, blank gescheuerte Heldentum verzichtet, wie es eine umdichtende Nachwelt den germanischen Recken der Vorzeit gerne anheftet, wenn sie ihre Helden der verflachenden Wirkung theatralischen Rampenlichtes entrückt, so kehrt sie damit nur zum Ursprung jener Dichtungen zurück, die zwischen Menschlichem und Heldischem noch keine Trennung kannten. Mit den Mängeln seiner Natur seit Urbeginn behaftet, im ewigen Widerstreit mit ihnen, bleibt auch der Heros nur Mensch. Aus Blut formt er sich noch sein eigenes Gesetz, mit Blut rächt und sühnt er, im rauschenden Strom des Blutes wird auch Liebe zum Kampf. Doch unter dieser vorzeitlichen Barbarei der Sitten fühlt man die herbe Zartheit des nordischen Herzens. A. Wisbeck

Oskar Maria Graf: Notizbuch des Provinzschriftstellers Oskar Maria Graf. (Zinnen-Verlag, Basel — Leipzig — Wien.)

Graf hat in diesem Buch, wie der Titel es sagt, autobiographische Notizen, kleine, schwankhafte Erlebnisse des Schriftstellers gesammelt. (Wobei die Bezeichnung Provinzschriftsteller weniger Selbst-Persiflage als aggressive Anödung aller derer ist, die ihm immer wieder seine „lebfrische Naivität“, seine „köstliche Wurzelechtheit“ und ähnliche sentimentale Requisiten nachrühmen, — ein Abwehrakt, den man einem erwachsenen Menschen, der nach seinen Leistungen und nicht nach privaten Zufälligkeiten gewürdigt zu werden wünscht, schließlich nicht verdenken kann.) Trotz ihrer betonten Anspruchslosigkeit aber sind Grafs Notizen durchaus doppelbodig. So volkstümlich im Gegenstand und schlicht im Aufbau sie scheinen, — sie sind dennoch, jenseits und außerhalb hiervon, der spottsüchtige, pointierte und selbst raffinierte Zusammenprall einer oberbayerischen Lebensklugheit mit den Torheiten einer altersschwachen Bourgeois-Kultur. Graf hat etwas von der verschmitzt und geflissentlich gespielten Unwissenheit, mit der einst Grimmelshausens Simplicius sich durch eine gleichfalls ja schauderhaft verwüstete Welt half. Und auch seine Lustigkeit ist mit jener verwandt: der ersten Regung zum Lachen gibt er gern nach, um nicht etwa der zweiten, die vielleicht schon die zum Weinen sein könnte, anheimzufallen. Werner Richter

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Friedrich Schnack: „Goldgräber in Franken“. Jakob Hegner, Leipzig.
W. B Yeats: „Die chymische Rose“. Jakob Hegner, Leipzig.
O. A. Palitzsch: „Die Marie“. Propyläen-Verlag, Berlin.
Walter Schröder: „Der Nürnberger Trichter“. Verlag „Der Wille“, Wien.
Essad Bey: „Das weiße Rußland“. Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.
Michael Arlen: „So liebt man in Amerika“. Paul Neff, Verlag, Berlin.
Cécile Ines Loos: „Die Rätsel der Turandot“. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Martin Maurice: „Die Revolution der Reichen“. Paul Zsolnay, Verlag, Berlin.
Egon Erwin Kisch: „Asien gründlich verändert“. Erich Reiß, Verlag, Berlin.
Ulrich Becher: „Männer machen Fehler“. Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.
Rudolf Olden: „Das Wunderbare oder die Verzauberten“. Eine Sammlung. Rowohlt, Verlag, Berlin W 50.
Oskar Maria Graf: „Dorfbanditen“. Drei-Masken-Verlag, Berlin.

Sonderbare Brüder

Ich hab' mir ein Paar Schuh gekauft
und beide feierlichst getauft.
Der rechte Schuh heißt Ottokar,
der linke Schuh heißt Waldemar.
Sie sind zwei sonderbare Brüder,
geht der eine hoch, dann geht der andre nieder.
Hat der eine Freude, hat der andre Zorn.
Ist der eine hinten, ist der andre vorn.
Ein sonderbares Brüderpaar,
der Ottokar und Waldemar.
Sie sind aus gleichem Material,
aber Ottokar ist rechtsradikal,
und Waldemar linksradikal.
Sie stehen auf dem gleichen Fleck,
sie gehen durch den gleichen Dreck,
vom selben Rind dasselbe Leder,
trotzalledem behauptet jeder,
nur seine Meinung sei die echte,
sowohl der Linke wie der Rechte.
Sowohl der Rechte wie der Linke
sagt, daß des andern Ansicht stinke.
Ein sonderbares Brüderpaar,
der Ottokar und Waldemar.
Tritt O. in eine Wasserpfütze,
macht W. darüber faule Witze.
Tritt Otti in ein Moderloch,
dann freut sich Waldi noch und noch.
Die beiden gehn den gleichen Trott,
aber jeder schwört auf seinen Gott.
Ein jeder schwört auf seinen Leisten.
Sie können sich nicht recht bekneisten.
Sie hassen sich und zanken sich,
sie reiben sich beide auf für mich.
Im Streiten sind sie rast- und ruhlos.
Ach, wär' ich erst mal diese Schuh los.
Ein sonderbares Brüderpaar,
der Ottokar und Waldemar.
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
Glauben Sie daran? Ich glaube nein.
So blöd können nur wir Menschen sein.

Fred Endrikat

Zeitungs- und Zeit-Ausschnitte

„Stuttgarter Neues Tagblatt“:
„Der für Mittwoch, 25. Mai, nachmittags, vorgesehene Totschlag mußte wegen Erkrankung des Hauptzeugen von der Tagesordnung des Schwurgerichts abgesetzt werden.“

*

„Der Eisenhändler“, Berlin:
„Es sind nicht mehr Maschinenstürmer im landläufigen Sinne, die gegen die Rationalisierung und gegen das laufende Band predigen, aus Angst, wir fordsen uns kaputt.“

*

„Neue Zürcher Zeitung“:

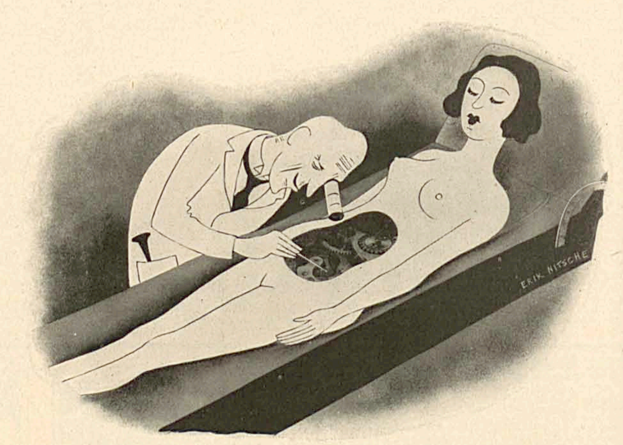
Goethe-Jahr 1932

„O Liebe, leihe mir den schnellsten deiner Flügel
Und führe mich in ihr Gefild!“
(Faust, I. Teil)

Im Zeichen von Goethe segelt mein Wunsch. Warum nicht heute den großen Meister der Liebe sprechen lassen? Denn vollkommene Liebe und Ehe mit einem feinen und klugen Mädchen in den zwanziger Jahren ist die Tendenz meiner innern und äußern Lebensgestaltung. Etwas Vermögen erwünscht. Sichere Position, sympathische Erscheinung und Frohnatur meinerseits bürgen für einen gesunden Ehestand. — Wo ist das musikliebende Mädchen, reformierter Konfession, mit den hellen oder dunklen Augen? „Ich gäbe die Krone, die Leier dafür!“ Ernstgemeinte Zuschriften, unter Zusicherung der Diskretion, erbeten unter Chiffre L 3360 an die Annoncen-Abteilung der Neuen Zürcher Zeitung.

*

„Mühldorfer Anzeiger“:
„Die Jungfrauenkongregation Peterskirchen tritt wieder mit einem Theaterstück in die Öffentlichkeit. „Genoveva“ betitelt sich das Stück. Sind ja die Spiele der Jungfrauen an und für sich bekannt, so kann man sich auch in diesem Falle wieder das erhoffen, was man von diesen gewöhnt ist. Die Proben haben bereits begonnen und liegen die Rollen in guten Händen.“



Der Gynäkologe — *Erik Nitsche*



Mimimax oder die Verwandlung in O.

Von Hans Leip

Folgendes hat den Vorzug, nicht aus der Luft gegriffen zu sein. Auf der „Radiance“ war in der ersten Kajüte ein Steward beschäftigt, der auffälligerweise auch von manchen Damen, wenngleich älteren Semesters, zu Hilfeleistungen herangezogen wurde, die man sonst allgemein einer Stewardeß zu überlassen pflegt, wie Bereiten des Badewassers, Haarwäsche und Schnüren der Corsage, welch letzteres ja nie ganz aussterben wird. Eine der besagten Ehrwürdigen erklärte auf die schnippische Bemerkung einer weit jüngeren lächelnd, es liege betreffs dieses Stewards eine alte Gewohnheit zugrunde; denn auf früheren Fahrten — es sei ja nicht die erste Reise mit diesem Schiff — habe der Steward, der jetzt den Namen Max trage, Mimi geheißen und sei Stewardeß gewesen. Der Verwandlung sei ein gewisses Erlebnis, das er selber nicht mehr als gerne und so oft man wolle zum besten gebe, voraufgegangen. Mimi, Tochter eines Wirtes zu O., habe außer einer tiefen Stimme, die allerdings hin und wieder einen Gast bezüglich Verwechslung mit dem Kellner in Verlegenheit zu setzen geeignet war, nichts besonderes Auffälliges an sich gehabt. Daß sie grobknochig war, ist in Norddeutschland nichts Ungewöhnliches, obgleich gerade in genanntem reizenden Elbdörfchen die Art durchweg schlank und zierlich ist. Auch daß sie eine leidenschaftliche Wasserratte und Seglerin war, konnte in O. nicht verwundern, wo das zartere Geschlecht den Männern an Kühnheit auf den Wellen kaum nachsteht und jedes Mädchen am liebsten Seemann würde. Eher mochte schon ihre Neigung zum Bierausschenken und Aufwarten stutzig machen, da man solches trotz einer in diesem Fall möglichen Vererbung eigentlich nur in Bayern als weibliche Eigenart ansprechen wird. Auch fühlte sich Mimi mehr zu Freundinnen als zu Freunden hingezogen, was aber nur hämische Charaktere nicht als Tugend, sondern als eine moderne Bedenklichkeit ansahen, jedenfalls wich sie, als ihre beste Freundin sich verlobte, durchaus nicht von deren Seite und war bei allen Spaziergängen mit dabei, was, die Betonung des Anstandes ungeachtet, nicht so sehr der Verlobten als dem Bräutigam lästig zu werden drohte. Mimi, nicht des Feingefühls entbehrend, unterwarf sich schließlich dem nicht mehr aufschiebbaren Trennungsweh, heuerte als Stewardeß bei einer Hamburger Linie an und kam gleich auf die „Radiance“. Der wiederkehrende Verlobungstag ihrer Freundin nun wurde in einem Altonaer Kaffeehaus gefeiert, und dort schlug die Schicksalsstunde für Mimi, die inzwischen verschiedene Fahrten hinter sich hatte und in unverwehter Neigung dem Himmel dankte, daß sie gerade auf Urlaub war. Anfangs nur zum Ulk, dann aber mit offenkundig durchbrechendem Genusse nahm sie von dem Verlobten, der, wie er ihr von Likör erhitzt zuflüsterte, es vorher mehr auf sie als auf seine nunmehrige Braut abgesehen gehabt, eine Zigarre an und begann mächtig zu qualmen. Sie war noch nicht bis zur Hälfte gelangt, als an den Nebentischen eine Empörung laut wurde; man rief nach dem Direktor und nach dem Portier, entrüstet Ausdruck gebend, daß ein Mann in Frauenkleidern es wage, anständigen Bürgern den Aufenthalt unmöglich zu machen und ein bislang gängiges Lokal zu einem fragwürdigen zu stempeln. Mimi, ihres Mädchentums bewußt, wehrte sich energisch gegen jede Verleumdung, indem sie wohl ihren Zigarrenstummel tötete, aber entschieden ablehnte, den Platz zu verlassen. Es kam so weit, daß man die Polizei holte, und zwar von beiden Parteien. Die Polizei nun, ungeachtet der vorgezeigten Papiere und des auf die Stewardeß Mimi lautenden Seefahrtbuches, nahm die Gute mit zur Wache, wo denn der Polizeiarzt eine Untersuchung vornahm und der Erstaunten riet, von nun ab doch lieber Männerkleidung zu tragen. Ohne den geringsten Seelenkampf fand Mimi sich in ihre neue und naturgemäßere Hosenrolle, nannte sich Max und verlobte sich umgehend mit jener erwähnten Freundin, die den anderen kurzerhand laufen ließ. Selbstverständlich erregte die ungewöhnliche Verwandlung in O. verworrenes Aufsehen, löste aber bei allen, die Sinn für den Witz des Daseins haben, die Küste auf und ab ein dröhnend schmunzelndes Gelächter aus.
Die Schiffahrtslinie hatte übrigens nichts dagegen, Mimi, die sich als tüchtig bewährt, nunmehr als Steward zu führen, und so eben kommt es, daß ihre oder vielmehr seine alten Bekannten an Bord bald nach Max und bald nach Mimi rufen, ja, die ganz Intimen haben es sich angewöhnt, der Einfachheit halber schlankweg Mimimax zu sagen.

Morgenluft

(Steffi Kohl)

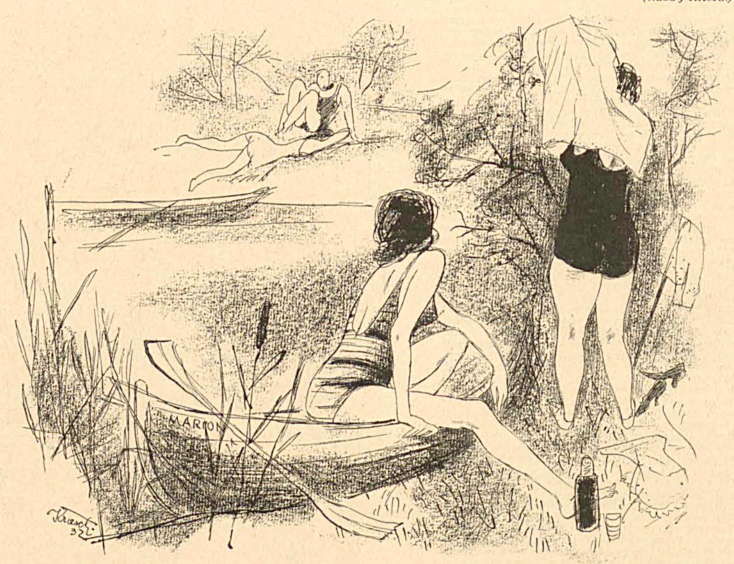


„Weeßte, Mieze, wie ick nu mal heute die politische Lage überblicke, markieren wa besser nich mehr ‚Pariser Kokotte‘, sondern jehen wieder uff deutsche Jräfin‘!“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Karl Rudolf Schulte, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Ausnahmefall

(Rudolf Kriesch)



„Siehst du, im Weekend kann eben so'n Mann von 'nem Mädchen alles haben."
„Doch nicht immer! — Bei mir war's letztes Mal ein Mittwoch."

Der Mäzen / Von Erich Rohde

Nachdem der junge Mann dem Generaldirektor sein ganzes Leid geklagt hatte, sah dieser ihn durchdringend an und sagte: „Lieber Herr Groß, ich kann ja nichts für Sie tun, aber wenn Sie sich an den Großindustriellen Hammer wenden würden — er ist ein stadtbekannter Mäzen und wird vielleicht auch für Sie etwas haben."

Der junge Mann schüttelte dem Generaldirektor herzlich beide Hände und verwandte schon am nächsten Tage seine ganze Energie, bei dem Großindustriellen Hammer vorgelassen zu werden. Das Empfehlungsschreiben des Generaldirektors vollbrachte das Wunder — er stand vor dem Gewaltigen ... und stotterte seine Bitte.

„Junger Mann", sagte der, „junger Mann, ich bin ein Freund der jungen Menschen. Ich helfe gern, denn ich habe selbst in der heutigen schweren Zeit, die uns dank Tarifen, Arbeitsunwilligkeit und einem Staatssystem, das mir gar nicht gefällt, zum Unheil geworden ist, den Glauben nicht verloren. Ohne den Glauben könnte man heute kein Mäzen mehr sein. Was können Sie, junger Mann? Sprechen Sie, ich will Ihnen helfen!"

Freudig bewegt sprudelte der junge Mann sein Bekenntnis hervor — das Entgegenkommen verwirrte ihn. „Ich glaube, ich bin ein Dichter!", rief er, „ich könnte es jedenfalls sein, wenn nicht elende Nahrungssorgen mich am Schaffen hindern würden. Mir schwebt ein Werk vor, das Tausende dem Alltag dieser elenden Zeit entreißen könnte!"

Auf dem Gesicht des Großindustriellen Hammer malte sich sichtliche Enttäuschung. „Ein Dichter? — sonst nichts?"

Der junge Mann wurde bleich, denn er fühlte seine Sicherheit schwinden. Er sammelte sich jedoch wieder und fuhr begeistert fort: „Ich habe auch Talent zum Maler — meine Bilder haben in einer Privatausstellung Aufsehen erregt. Wenn ich von allen Sorgen befreit wäre ..."

„Junger Mann", fiel ihm der Großindustrielle Hammer ins Wort, „es gibt viele Maler ... und alle haben Talent. Ich habe nicht Zeit, das Ihre zu prüfen. Aber ich stelle Ihnen eine Aufgabe. Entwerfen Sie mir eine Uniform, eine wunderschöne Uniform, die die Menschen begeistert. So gut, daß man mit ihr eine Partei — eine ganz neue Partei gründen kann. Sagen wir, die Partei der Unzufriedenen! Man muß dem Hunger der Masse diese Uniform anziehen können, und sie muß satt sein! Entwerfen Sie mir das, und wir können weiter sprechen. An Geld soll es dann nicht fehlen ..."

Der Mäzen winkte gütig mit der Hand, sah sein Gegenüber wohlwollend an, und der junge Mann war entlassen.

Mädchen im Sonnenbad

Von Maria Daut

Sie liegen nackt auf ihrem Badetuch
Und sind der Sonne und dem warmen Wind
So hingebreitet, wie die Gräser sind.
Und in die Luft steigt Blütenöl-Geruch.

Die Dusche sprüht auf braune Seidenhaut,
Und von den festen Brüsten prallt der Strahl
Vielregenbogenfarbig ab. Mit einemmal
Wirft man die Arme hoch und lacht sehr laut.

Doch manchmal hebt sich eine langsam auf,
Wenn eine alte Frau vorüberschreitet,
Und schaut. Und sieht, was uns die Zeit bereitet...
Und unaufhaltsam ist der Zeiten Lauf . . .

Da wird auf einmal Blau noch tiefer blau,
Die weichen Winde streicheln zart wie Hände,
Und aus dem Bad geht eine süße Frau.

USA.-Perspektive

Sam R. Josuah Undldoodle, Hollywood, USA., kommt nach Wien und gerät im Prater mit einem Wiener ins Gespräch.

„Na — wie g'fallt's Ihnen bei uns?" fragt der Wiener.

„Verry nice — aber not comfortable!" entgegnet Mister Undldoodle.

„Wia meinen S'?"

„Oh — nicht praktisch — nicht bequem —, the Stadt ist gemacht ohne Verstand!"

„Was? —", empört sich der Wiener, „— was? — ohne Verstand — alsdann, das hat uns no kaner g'sagt!"

„Please, Sir, erklären Sie mir, warum ist the Schönbrunn so weit from the Stefanschurch and the Greinsing so weit from the Prater?"

„W-w-w-e-i-t?" stammelt der Wiener verdattert, „weit? — Warum 's von Grinzing so weit in Prater is? . . . Na, so was — alsdann — da weiß i wirkli net, was i drauf sag'n soll!"

„Oh —", fährt Mister Undldoodle fort, „Sie werden mich verstehen sofort . . . Wir in Hollywood, Sir, wir have Vienna with the Stefanschurch, the Hofburg, Greinsing, Prater and Donau, viel schöner, viel echter — and wir have gebaut all this auf ein Platz ... Sie verstehen? ... Es ist nicht good for the Film, wenn man muß fahren allways one or two Stund von ein Motiv zu the other Motiv . . . The Buildings for the Film mussen sein auf ein Platz!"

„Ja —", meint der Wiener, „ja da irren S' Ihnen, Herr Mister, wann Sie glauben, daß mir de Stadt weg'n an Film baut ham . . . Mir ham des baut, weil mir a kunstsinnigs Volk sein, net wahr, ja!"

Reißt Mister Undldoodle Mund und Augen auf, schnappt nach Luft und sagt entrüstet: „Oh — nicht for the Film? . . . Sir — dann ich kann nicht verstehn, warum Sie uns haben nachgemacht the Vienna, wenn Sie es nicht brauchen for the Film!?"

H. K. Breslauer

Der Zwang zum freien Willen

(Wilhelm Schulz)



„Was heißt das nu wieder: freiwilliger Arbeitsdienst?" – „Ganz einfach, da zwingt dich eben keiner mehr, für die Arbeitslosenunterstützung arbeitslos herumzulaufen oder fürs Arbeiten Lohn anzunehmen."

Grenzen des Vertrauens

(M. Frischmann)



„Weeßte, Hilde, wenn nu nich jeder von uns wenigstens eenmal im Leben Minister wird, denn jloobe ick schließlich an unseren Osaf ooch nich mehr!"

Kleine Politik / Von Hans Seiffert

Bauzaun

Bauzäune sind auch heute noch wichtig. Hinter ihnen tut sich zwar nichts mehr; die Baustellen sind verödet. Aber um so mehr tut sich auf ihnen.
Deutschlands politische Entwicklung steht auf dem Bauzaun.
Heute gehe ich mit Julius durch die Straßen.
Und wir sprechen — wovon denn sonst! — von der Politik.
Oder besser von dem, was man dafür ausgibt. Also kurz: von der Schlacht im preußischen Landtag.
Julius, der ein friedliches Gemüt und einen Horror vor starken Worten sein eigen nennt, meint: „Der Dings, der Pieck, hat die Nazis aber auch schwer beleidigt. In ihren Reihen säßen massenhaft Mörder, hat er gesagt. Weißt du: es ist nicht richtig, so was von der Tribüne herab zu schreien. Das muß doch zu Gewalttätigkeiten aufreizen. Findest du nicht?"
Ich wollte gerade des längeren meinen Senf dazugeben, da fiel mein Blick auf ein Plakat, das vom Wahlkampf her noch am Bauzaun klebte, an dem wir entlang gingen.
Ein mächtiges Plakat von der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei. Mit Hakenkreuzen und „Für Juden verboten!" Mit SA.-Kapelle und allem Zubehör.
Und auf diesem Plakat stand in dicken Lettern zu lesen:
Redner:
Pg. Fememörder Leutnant Heines.
Pg. Soundso, gen. der Schrecken von Anhalt.
— Julius, denk an den Bauzaun . . .!

A propos Gott

Großer Menschenauflauf an der Andreaskirche.
Alles starrt gebannt nach oben. Da haben unbekannte Täter in der vergangenen Nacht eine große rote Fahne angebracht. In dreiundsiebzig Meter Höhe, an einem Wasserspeier des Turmes.
Jetzt weht sie im Wind, und wer gute Augen hat, kann sogar eine Inschrift lesen: „Nun erst recht heraus aus der Kirche!" Also die Gottlosen!
Die Feuerwehr kommt.
Nach einer halben Stunde rückt sie wieder ab. Unverrichteter Dinge. Es ist unmöglich, bis zu der Fahne zu gelangen.
Die waghalsigsten Dachdecker, garantiert schwindelfreie Leute, erprobte Kletterer, versuchen ihr Glück. Umsonst.
Die Menge wankt und weicht nicht. Sie verfolgt mit lüsternem Zittern und Zagen die halsbrecherischen Klettereien.
Im übrigen diskutiert sie.
Allgemeine Frage: Wie war es nur möglich, in stockdunkler Nacht auszuführen, was jetzt am hellen Tag keinem gelingen will? Wie haben diese Gottlosen das bloß fertig gebracht?
Und ein kleiner verhutzelter Greis — ahnte er die tiefe Weisheit dessen, was er sagte? — meinte bedächtig: „Wie die das ferdj gebrachd hamm? Ganz eenfach: die schdanden ähmd in Goddes Hand!"

Schlieffen

Also die Generalskamarilla hierzulande . . . Das ist ein ausgiebiger Gesprächsstoff.
Als wir ihn drei Viertelstunden lang gewälzt hatten, meinte der Doktor Fink abschließend: „Ich weiß ja nicht, was unsere Generale etwa in einem Kriege leisten würden — ich war bloß vier Jahre draußen und verstehe nicht viel davon —, aber die Sache jetzt mit dem Kabinettsturz haben sie glänzend gemacht. Allerhand Achtung! Das ist beste Schlieffensche Schule!"
„Wieso Schlieffen?" fragten wir.
„Macht mir den rechten Flügel stark . . ."

Systemwechsel?

Vor dem Aushang des „General-Anzeigers" drängen sich die Leute.
Die Ministerliste ist soeben herausgekommen.
In dicken Lettern steht darüber: „Die neuen Männer."
Einer lacht verächtlich: „Die neuen Männer. Aber die alten Herren!"

Kleine Gartentragödie

Ist das Wetter trüb und feucht,
wächst das Unkraut doppelt leicht.
Soll's nicht allzusehr erstarken,
muß man oft die Wege harken.

Was man leider übersah
dort, wo unser Großpapa,
unterlegt mit Filz und Watte,
seinen Gartenlehnstuhl hatte.

Als er neulich, wie schon oft,
diesen zu erreichen hofft,
blieb er in des Unkrauts Fängen
mit dem Stiefelabsatz hängen.

Und so konnte denn geschehn,
was wir mit Betrübnis sehn:
statt auf sanften Polstersesseln
sitzt er plötzlich in den Nesseln.

Ratatöskr

Klawuttke meckert sich eins:

„Nazjonale Konzentrazjon" — det klingt knorke und könnte so uffjefaßt wern, det nu det janze deutsche Volk sich zusammentut und saacht: Schluß mit die Vahetzung und Keilerei! und kennt nur een Ziel: Frieden und Brot for alle! Aba ick ha' da een dämlich-mulmijet Jefihl bei, und det konzentriert sich bei mir in'n Maren. Denn der Schleicher is nich von Pappe, aber der Papen is von Schleicher, will saren: von Schleichers Jnaden. Und wenn de Jeneräle an't Ruda komm', pflecht det uff de Wellen nich jrade wie Öl zu wirken, vastehste? Oder hamse schon mal een Jeneral jesehn, der den Kriech vaabscheut und nischt wie ewijen Frieden will? Det wär ja wie'n Metzja, der Propajanda for'n Vejetarismus treibt — is nich so? Und denn sind ja nu lauta Jrafens und Barone und Freiherrn und von-und-auf-und-zus —: tja, da hamwa wirklich unsa „Blauet Wunda" alebt! Mulmich. Der eene hat's mit die Jroßjrundbesitza und der andre mit die Schlotbarone, aba mit die kleenen Leite hat's keena. Vor die Wahl sprach man anders. Tja, wie man wählt, is't falsch! Nu wer'ick et bei nächste Wahl mal falsch machen — valleicht is et denn richtich —

Und was sarense zum Zentrum? Da muß ick lachen. Früha hieß et imma: die reaksjonären Jesuita und kulturfeindlichen Dunkelmänna — und nu is det Zentrum pletzlich sozusaren die „Partei der Vanunft" und for Freiheit und Demokratie und Republik —: doll, wat?

Ob det nu wirklich det richtje Mittel is, um die Not im Lande zu behem, wennse de Arbeitslosenuntastitzung abschaffen? Und ob det nich dazu fihren könnte, det selbst die Nazis sich zu eenem Teil nazjonal konzentriern und zu 'nen andern Teil sozjal? Na, wir wern ja sehn, wie der Hase looft! Jewehnlich loofta in'n Zickzack.

Und wat sarense zu die Prijelpädajoren in Waldhof? Ick perseenlich bin ja jejen die Prijelstrafe, aba in diesen Fall bin ick für se. Uff die Erzieha anjewandt, meene ick. Komisch: friha ha'ck imma jedacht, die Pasters wissen allens, fast noch 'n bißken mehr als der liebe Jott selba. Und nu zeicht sich, det der Pastor Jrüber, jenau wie sein Kolleje Krema von't Devaheim, von jar nischt weeß! Janz kleene poplije Zeujen wissen da ville mehr!

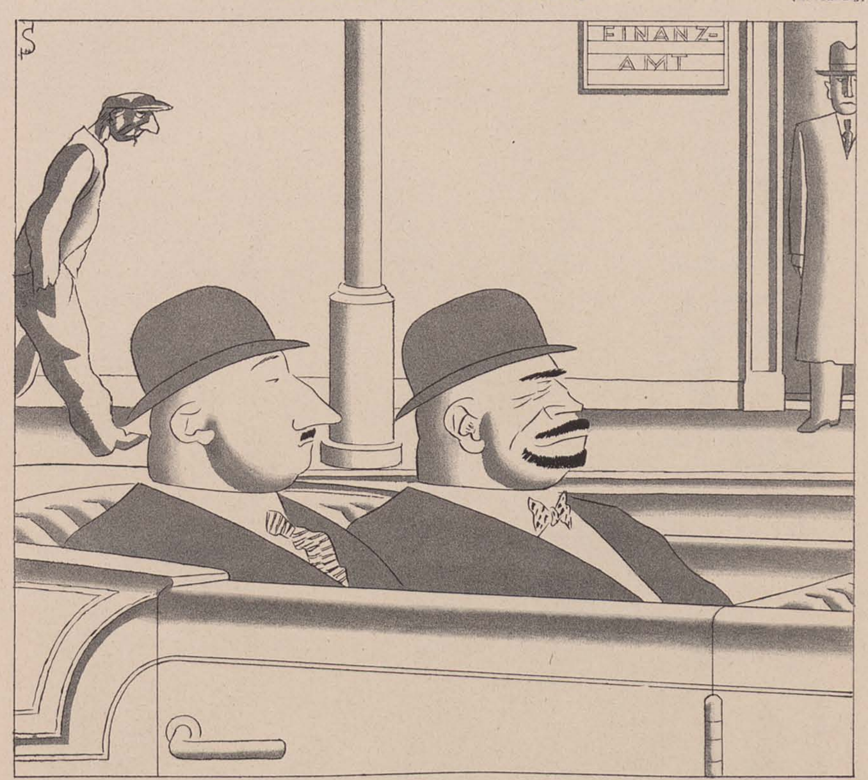
Jott sei Dank is nu wenichstens de Beerse wieda in Schwung jekomm —! Aba nich, weil ma nu herrlichen Zeiten enjejenjehn, sondern weil, wenn die Jeneräle zu saren ham, wirkt det leicht markerschütternd. — Und weil, wie imma, wenn't wo brenzlich riecht, der jute olle Onkel Schacht wieda in'n Hintajrunde ufftaucht.

Tja, den Winta unsres Mißvajnijens hätten wa nu — wenn ooch nich jrade jlicklich — hinta uns — und nu mechte man beinahe winschen, wa hätten ooch den Somma hinta uns! Ende Juli war't schon eenmal kritisch, und ick fìrchte, wa jehn wieda „historische Momente" entjejen. Wovon ick paseenlich die Neese pläng ha', vastehste? Een Trost is uns jebliem: imma ham wa jedacht, schlimma kann't nich wern — und denn is et doch noch schlimma jeworn. Und wenn et nu ooch wieda noch schlimma wird, denn komm'wa doch den Taach imma näha, wo't denn eenmal wirklich nich mehr schlimma wern kann. Und denn bleibt et so, oda et wird bessa — is nich so?

Kaki

Moralische Entrüstung

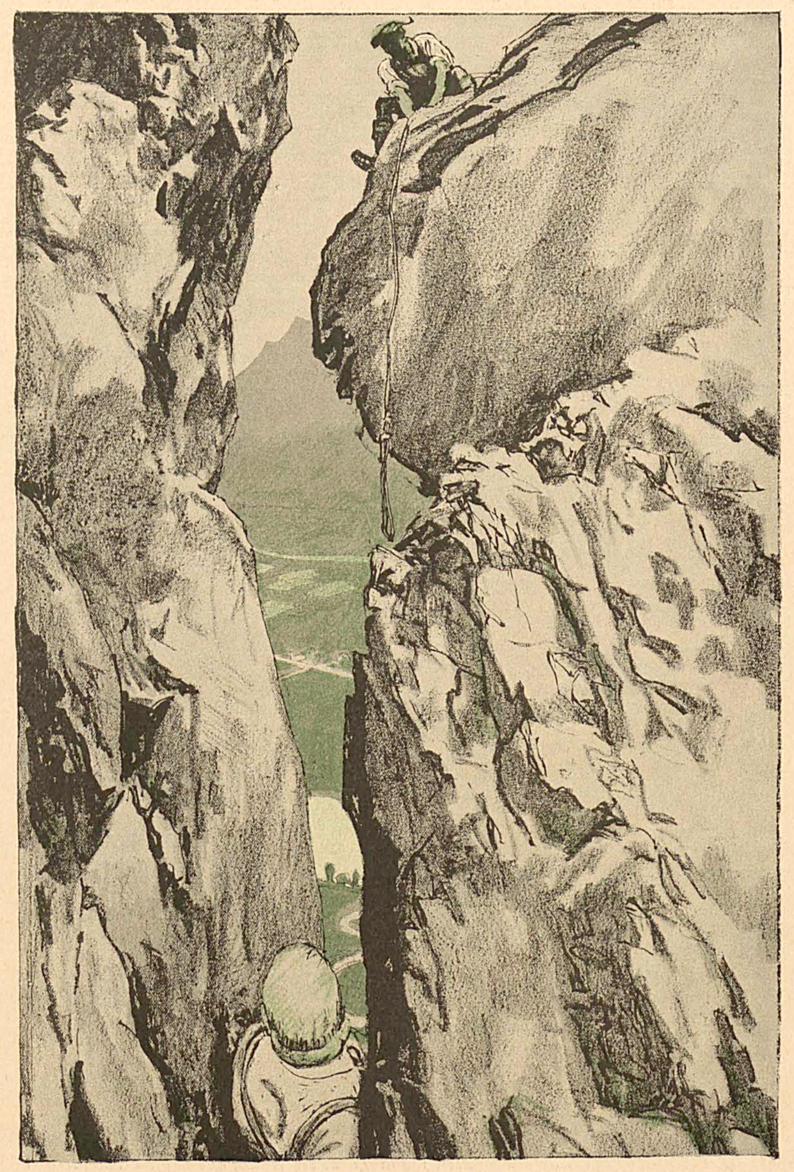
(E. Schilling)



„Unerhört, dieser Köppke, was der Mensch für einen Luxus treibt, der zahlt tatsächlich seine Steuern!"

S.O.S.

(E. Thöny)



„Ich sitze fest! Sofort dem Gläubigerausschuß telegraphieren!"

Stuttgart, 26. Juni 1932 Preis 60 Pfennig 37. Jahrgang Nr. 13

SIMPLICISSIMUS

„Nichts ist dauernd als der Wechsel“

(Karl Arnold)



„Man trägt mich bald vom rechten zum linken und wieder vom linken zum rechten Ufer — und das nennen sie immer Rettung.“

Konzentration — / Von Karl Kinndt

Wo bleiben nun die Taten
der neuen starken Herrn?
Sie raten und beraten,
man riecht zwar schon den Braten,
doch riecht man ihn nicht gern —

Man hört die dicksten Töne,
doch keine Melodie —
Der Hungernden Gestöhne
antwortet ein Geklöne
von Phrasen wie noch nie!

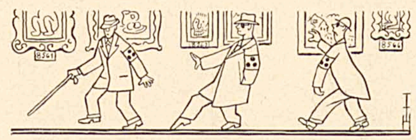
Konzentration — wo biste?
Die Länder rücken ab —
Seit man dies Banner hißte,
kracht es in dem Gerüste
des Reiches nicht zu knapp!

Auch in des Volkes Masse
wird eifrig „konzentriert":
Konzentration im Hasse
von Klasse gegen Klasse —
das Feuer wird geschürt!

Und zuckt der Blitz im fahlen
Gewölk und Stürme wehn,
ist's dank den Generalen
und ihrer „nationalen
Konzentration" geschehn — — —

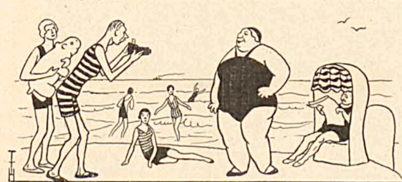
Bargeldloser Verkehr / Von Wilhelm Lichtenberg

Ja, die Sache war an sich höchst einfach. Nämlich: mein reichsdeutscher Verlag hatte an mich eine Zahlung von 200 Mark zu leisten. Nicht der Rede wert. Nur — es gibt ja jetzt wieder Devisenvorschriften. Wegen der Kapitalflucht. Nicht wahr? Also,



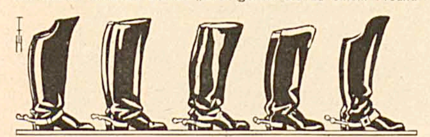
Kunstgelehrte in der Ausstellung

meine 200 Mark durften nicht fliehen. Deshalb schrieb mir der Verlag: „Wir haben in Wien eine Auslieferung, die mit uns im Verrechnungsverkehr steht, und werden die Wiener Firma anweisen, Ihnen den Gegenwert von 200 Mark in österreichischen Schillingen auszuzahlen."
Und siehe da — die Wiener Firma forderte mich innerhalb dreier Tage auf, mein Geld in Empfang zu nehmen. Es geschehen noch Zeichen und Wunder. Nun stellt sich so ein armseliges Schriftstellergehirn vor, daß man bei der Firma vorspricht, der Kassier geht über die Kasse, zählt die Scheine auf den Tisch und . . . Haha! Deshalb leben wir eben in außerordentlichen Zeiten. Die Wiener Firma sagte also: „Wir haben wohl Auftrag, Ihnen das Geld auszuzahlen, aber wir können nur das zahlen, was bei uns tatsächlich eingeht. Es geht aber nichts ein. Den Sortimentern geht es auch nicht gut, und sie bleiben etwas im Rückstand. Hier haben Sie aber eine Quittung, gehen Sie damit zu Hasenläufer & Co. und sehen Sie zu, daß Sie Ihr Geld auf unsere Rechnung bekommen."
Schön. Ich ging zu Hasenläufer & Co. und sah zu, daß ich das



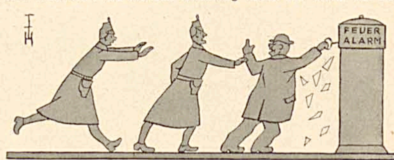
„Wohl Querformat, Frau Generaldirektor?"

Geld bekomme. Hasenläufer ist eine unerhört reelle Firma. Hasenläufer zahlt leidenschaftlich gern. Aber selbst Leidenschaften können in diesen Zeiten nicht so wie sie wollen. Kurz, es stellte sich heraus, daß die Sortimenter nur deshalb im Rückstand sind, weil auch die Buchkäufer im Rückstand sind. Und wahrscheinlich sind die Buchkäufer im Rückstand, weil überhaupt jetzt alle Leute im Rückstand sind. So wie sie früher an der Riviera waren. Also, Herr Hasenläufer, der charmanteste Nichtgeldbesitzer, der mir jemals begegnet war, konnte mit Bargeld natürlich nicht dienen. Auch zu seinen Kunden wollte er mich nicht schicken, um das Geld einzutreiben; weil er sich seine Nichtzahler erhalten wollte. „Aber gehen Sie zu einem Freund



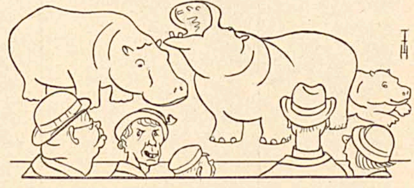
Republikanisches Ministerium

von mir, Herrn Aladar Benzheim, der mir genau 330 Schilling schuldet. Von dem kriegen Sie das Geld sicher." Hasenläufer nahm mir die Quittung ab und gab mir eine neue dafür.
Also, so reizend, wie mich Aladar Benzheim empfing, bin ich überhaupt noch nicht empfangen worden! „Die 330 Schilling für Hasenläufer? Aber natürlich! Sofort! Ich freue mich geradezu, das Geld endlich rückerstatten zu können! Da haben Sie einen Scheck, damit gehen Sie zu dem Bankhaus, das aufgedruckt ist, und beheben Ihre 330 Schilling." Ich war überglücklich! Endlich! Er nahm mir meine Quittung ab und gab mir eine neue dafür.
Schade nur, daß das Bankhaus inzwischen seine Schalter geschlossen hatte. Am Tag vorher hatte ein Run auf die Bank stattgefunden, und die Runtiers hatten alles Bargeld abgehoben. Schön. Was tun? Zurück zu Benzheim. Großes Bedauern Benzheims. Er meinte, ich müsse mich schon wieder zur Firma Hasenläufer bemühen, weil da nichts zu machen sei. Hasenläufer meinte, ich müsse mich zur Auslieferungsstelle bemühen, weil da auch nichts zu machen sei.
Und der Chef der Auslieferung dachte lange nach, wie ich doch endlich in den Besitz von Bargeld gelangen könne. Er hatte eine Idee! Nämlich, Frau Renate Ohnesorg hatte vor etwa vier Mo-



„Ich wollte nur die Löschung meiner Firma beantragen."

naten einen Teppich von ihm gekauft, weil er damals dringendst Bargeld benötigte, den sie aber nicht bezahlt hatte, weil sie auch kein Bargeld besaß. Vielleicht gelänge es mir, meinte er, jetzt das Geld für den Teppich einzukassieren.
Frau Renate Ohnesorg hörte mich beleidigt an. Menschen, die einkassieren kommen, rangieren heutzutage in einer Kategorie mit den Leprakranken. Man wird noch so weit kommen, daß man Gläubiger aussetzt. Und dann sagte sie: „Bargeld habe ich bei diesen Zeiten nicht. Aber da haben Sie den Teppich zurück und sehen Sie zu, wie Sie ihn zu Geld machen." Sie türmte den Teppich auf meine schwachen Arme und drängte mich unsanft zur Türe hinaus.
Da stand ich nun auf der Straße, mit dem schweren Teppich beladen, und grübelte nach, wer mir den Teppich abkaufen könnte. Bobby fiel mir ein! Bobby hatte vor zwei Monaten geheiratet und seine Mitgift in Kreuger-Aktien ausgezahlt erhalten. Bobby wird einen Teppich kaufen. Also, zu Bobby! Auto konnte



„Ich begreife nicht, daß die sich überhaupt fortpflanzen, so häßliche Geschöpfe können doch unmöglich einander lieben."

ich keines nehmen, weil man die Taxe leider noch immer mit Bargeld bezahlen muß. Und zu Fuß mit dem Teppich war immerhin eine Leistung. Aber ich war jetzt einmal ein Bargeldforscher geworden, und Forscher mußten schon immer unsägliche Strapazen bestehen.
Bobby war von dem Teppich entzückt. Er kaufte ihn auf der Stelle. Und wollte mir Kreuger-Aktien dafür geben. Aber ich lehnte ab. Dann dachte er lange nach und fragte schließlich:

Die Lage der allgemeinen Wirtschaftslage (Fr. Heubner)



„Im Ernst – nennt man so was überhaupts noch eine Lage?"

„Hast du Beziehungen zu Neuguinea? In Neuguinea lebt nämlich ein Geschäftsfreund von mir, der mir 180 Pesetas schuldet. Der Mann ist zahlungswillig. Er hat nur keine Gelegenheit, mir das Geld anzuweisen, weil die Senegambier ebenfalls Devisensperre haben. Wenn du aber eine Art Privat-Clearing einrichten könntest, und zwar in der Art, daß mein Geschäftsfreund das Geld an einen Bekannten von dir in Portugiesisch-Guinea zahlt, der Bekannte in Portugiesisch-Guinea einen anderen Bekannten in Wien anweist, dir das Geld auszuzahlen, dann ist die Sache glatt zu machen."

Ich ging auf den Vorschlag ein, schon deshalb, um den schweren Teppich nicht wieder mitnehmen zu müssen.

Und dann suchte ich lange einen Bekannten in Wien, der einen Bekannten in Neuguinea hatte. Das war nicht ganz einfach. Ich fand Bekannte, die Bekannte in Afghanistan und in Belutschistan hatten, andere wieder waren mit Tibet verschwägert, nur ausgerechnet Neuguinea war auf meiner Bekannten-Palette nicht vertreten.

Endlich, endlich hatte ich durch eine Freundin, die wieder die Freundin eines Freundes war, den Freund deren Freundin ausfindig gemacht. Er hatte einen alten Onkel in Neuguinea sitzen. Und er war ohne weiteres bereit, mir die Summe von 330 Schilling auszuzahlen, wenn der Neuguineer sie seinem alten Onkel auszahlen würde.

Es dauert lange, bis ungefähr acht Briefe von Wien nach Neuguinea und umgekehrt hin und her gehen. Dann aber war es so weit. Das heißt, Bargeld hatte der Geschäftsfreund Bobbys in Neuguinea auch nicht eingezahlt; aber er behauptete, auf den Fidschiinseln einen Geschäftsfreund zu haben, der ihm 20 000 Kaurimuscheln schulde. Und wenn es mir gelänge, diese 20 000 Kaurimuscheln auf den Fidschiinseln einzutreiben, wäre er gerne bereit . . .

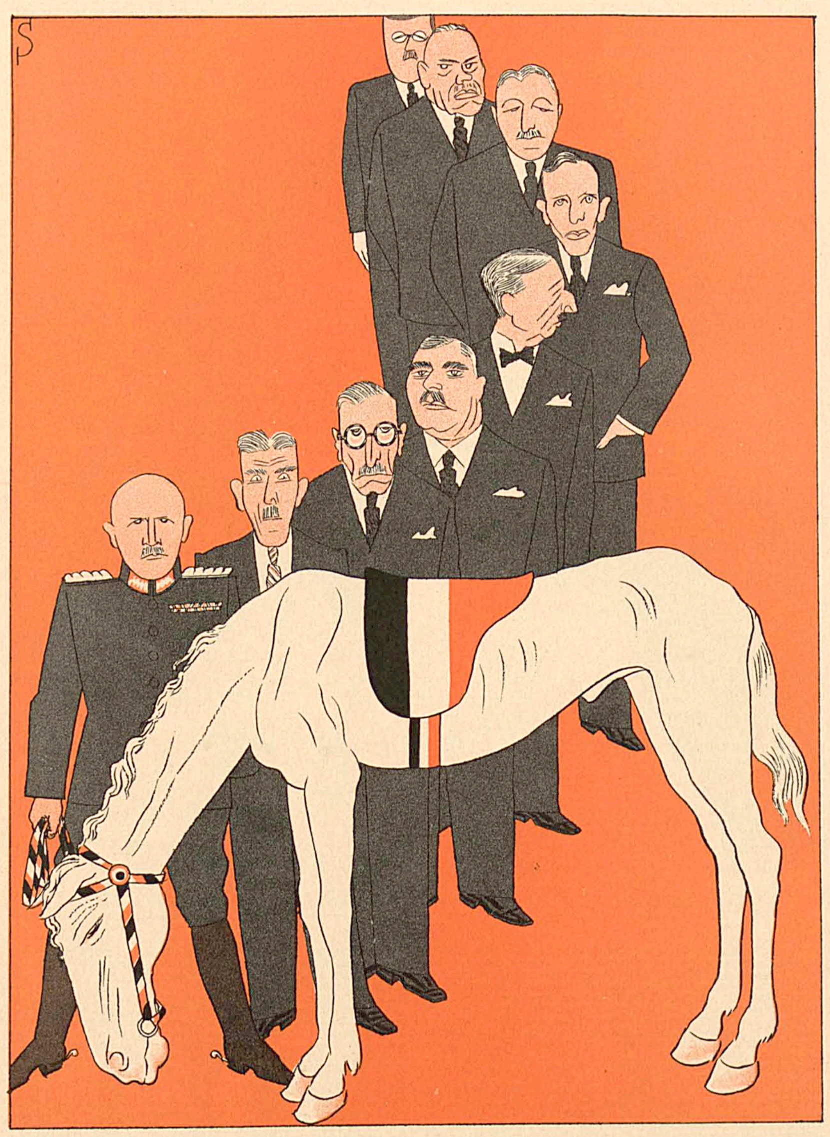
Da gab ich es auf.

Und als gestern mein Schneider mit der Bezahlung der Rechnung dringlich wurde, gab ich ihm einen Bon auf 20 000 Kaurimuscheln, Auszahlung Fidschiinsel.

Er war übrigens gar nicht erstaunt und meinte, daß er alles daran setzen wolle, die 20 000 Kaurimuscheln einzutreiben. Denn, fremde Devisen sind immerhin fremde Devisen, meinte er außerdem . . .

Trőstliche Gewißheit

(E. Schilling)



„Setzen wir die Herren nur in den Sattel, zusammenreiten werden sie das Pferd schon kőnnen!"

Der Raucher und die Geliebte

Von Yella Erdmann

Der Abend war schon vorgeschritten, und die Lampe brannte. Das Gespräch schwieg. Der Estländer streckte seine lange Hand zum zwanzigsten Male nach dem Zigarettenkästchen aus. Edith wandte sich ihm zu, es spielte etwas in ihren Augen: „Du rauchst zuviel, Berendt", sagte sie und schob die Schachtel beiseite.

Seine hellen baltischen Augen wurden dunkel, und Edith erschrak. Hatte sie so wenig Macht über ihn? Anita wollte ihr helfen: „Können Sie sich das Rauchen nicht abgewöhnen?" fragte sie. „Es wird Sie zugrunde richten."

„Lassen Sie das", antwortete er. „Hören Sie. Ich habe einmal, vor Jahren, eine Wette verloren, an eine Frau. Ich weiß nicht mehr, weswegen wir wetteten. Es ging à discrétion: der Gewinner durfte die Bedingung auferlegen. Ich liebte die Frau. Sie wollte ihre Macht über mich erproben. Vielleicht war sie auch als Liebende um meine Gesundheit besorgt. Sie gebot mir, vier Wochen lang nicht zu rauchen."

„Und das haben Sie nicht befolgen können!" rief Anita. Edith schwieg. Sie saß zurückgekauert in ihrem breitlehnigen Stuhl, und ihr Atem ging schwer. Was würde kommen? Das Herz zog sich ihr zusammen. Liebte sie ihn nicht auch, — wie jene? Er hatte noch nie von dieser Geschichte gesprochen.

Der Estländer hatte sich vorgebeugt. „Gnädige Frau", sagte er zu Anita, „ich berichte weiter. Von der Bedingung war nichts abzuhandeln. Ich ging nach Hause. Ich liebte die Frau. Wären es acht Tage gewesen! Aber es waren vier Wochen. Was dachte sie sich dabei? Sie wußte, daß ich keine Stunde ohne Zigarette sein konnte. Frauen wollen Macht haben. — Aber ich hatte die Wette verloren.

Die erste Woche verging. Ich habe nicht geraucht. Die Zigaretten standen auf meinem Tisch. Ich schloß sie nicht weg; ich sah sie immer. Aber ich nahm keine. Ich hatte die Wette verloren.

Die zweite Woche verging. Wer mich besuchte, griff nach den schlanken weißen Dingern in der Schachtel und rauchte. In meinem Zimmer, an meinem Tisch. Vor meinen Augen. „Rauchen Sie nicht mehr?" fragten die Besucher. „Sie taten es doch so gern?" — Ich hatte die Bedingung nicht vorher gewußt. Aber ich hatte sie angenommen.

Die dritte Woche ging hin. Ich saß viel in meinem Zimmer. Das Kästchen stand vor mir. Es war fast voll. Ich konnte nicht arbeiten. Ich schlief auch kaum mehr. Der Abend war immer noch da, an dem das Verbot ausgesprochen worden war. Ich hatte es genau gehört: es waren vier Wochen gewesen. Achtundzwanzig Tage. Ich hatte die Wette verloren.

Die vierte Woche kam. Ich konnte fast nichts mehr essen. Die Stunden brannten sich mir ein. Hatte ich mich nicht getäuscht? War die Wette wirklich verloren worden? — Kann man verurteilt werden, nicht mehr zu leben, weil man ein Spiel nicht gewann? Ich ließ niemand mehr herein. Die Zigaretten standen auf meinem Tisch. Der edle Tabak schimmerte dunkel durch die Papierhülse. Würde der Tag jemals kommen, an dem ich eines der schlanken Dinger wieder in meine Hand nehmen konnte?

Die vier Wochen waren herum. Ich ging zu dem Haus meiner Geliebten. Die Straßen flimmerten. Der Weg dehnte sich unendlich. Das Zigarettenetui hielt ich in der Tasche fest umklammert.

Ich trat in ihr Zimmer und zog das Etui heraus, ich nahm eine Zigarette. Das Streichholz kam in meine Hand. Die Zigarette brannte, und ich rauchte sie an. Dann sah ich auf. Die geliebte Frau streckte mir ihre Hände entgegen. Sie war stolz auf das, was sie fertiggebracht hatte. Ich verbeugte mich und ging hinaus. Ich bin nie wieder bei ihr gewesen."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Edith", sagte Anita nach einem längeren Schweigen, „willst du dich nicht oben in meinem Zimmer ein wenig hinlegen? Wir haben zu lange geplaudert, du siehst schrecklich müde aus . . ."

Edith ging still aus dem Raum.

„Frauen wollen immer an uns herummodeln", sagte er kalt und griff nach einer Zigarette.

Erholung

(Kurt Werth)



„Nee, nee, Kinners, immerzu nur Skat kloppen soll der Mensch im Weekend denn doch nich, man muß dazwischen ooch wieder mal 'n bißken Sechsundsechzig dreschen!"

Vom Tage

Theologie

Ein christlicher Gottesgelahrter, der evangelisch-lutherische Pastor Mattiat aus Kerstlingerode bei Göttingen, hat auf einer großen Theologenversammlung kürzlich eine Rede gehalten, die in dem Rufe gipfelte: „Wir sehen im Nationalsozialismus die deutsche Freiheitsbewegung, zu der wir uns bekennen würden, selbst wenn sie im Namen des Teufels geführt würde!"

— Martin Luther fürchtete sich noch vorm Teufel und warf ein Tintenfaß nach ihm; aber der verstand nichts von der Bekenntnisfreudigkeit eines aufgeklärten modernen Pastors.

*

Das sind die Starken — Sind die Autarken!

Den Zollbeamten, die für Durchführung der Autarkie zu sorgen haben, wachsen die Aufgaben nach und nach über den Kopf. Als Neuestes ist zu allem übrigen nun noch, veranlaßt durch die Holz- und Drahtkontingentierung, in den Kreis der Grenzkontrolle der Handel mit Mausefallen einbezogen worden.

— Manchmal ist uns, als säßen wir alle schon in einer drin.

*

Ende des vorigen Monats war das Kontingent von Stieren zur Verbesserung der Rinderzucht in Frankreich bereits geschlossen, als noch eine neue Sendung Stiere an der Grenze eintraf. Aber man wußte sich zu helfen. Um die Tiere dennoch über die Grenze bringen zu können, führte man eine Operation an ihnen aus, die sie ihrer besten Kraft beraubte und aus den Stieren Ochsen machte. Für die beabsichtigte Hochzucht der Rinder waren sie nun natürlich verloren!

— Nicht nur Stiere sind durch die Autarkie zu Ochsen geworden. Teha

*

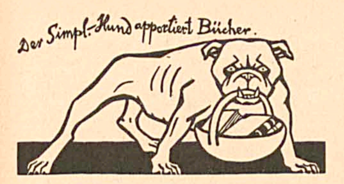
Wie du mir . . .

Wiederum hatte der österreichische Nationalbankpräsident in Genf statt des so oft versprochenen Völkerbundkredites bloß gute Ratschläge bekommen. Zum fünfundzwanzigsten oder dreißigsten Male.

Nach den offiziellen Verhandlungen sagte Dr. Kienböck zu dem französischen Delegierten: „Am nächsten Zinstermin werde ich Ihnen geeignete Vorschläge unterbreiten, Exzellenz, wie sich in Frankreich — durch Herabsetzung der Rüstungsausgaben — beträchtliche Budgetersparnisse erzielen ließen."

Der Franzose, erstaunt und pikiert, fragte: „Wie meinen Sie das, Herr Präsident? Ich verstehe Sie nicht!"

„Sehr einfach", lächelte Dr. Kienböck, „wenn wir die unbedingt nötigen Kredite immer nur in Form von Ratschlägen erhalten, dann wird uns schließlich nichts andres übrig bleiben, als auch unsere Schulden in derselben Währung zurückzuzahlen!" Salpeter



Rudolf G. Binding: „Moselfahrt aus Liebeskummer".

Der Titel gibt schon den Inhalt des kleinen Buches, dieser „Novelle in einer Landschaft". Er gibt die Heiterkeit, der ein leiser Schmerz beigemischt ist; die Freude am Wein, an Wasser und Wolken und Erde — gedämpft durch leidvolle Erinnerung, durch einen Liebeskummer, der freilich schon sehr im Hinschwinden ist. Eine gute Mischung: diese Freude am Dasein und dieser zarte Schatten von gestern, der immer siegreicher überglänzt wird. — Binding erzählt mit großer Sicherheit und Ruhe. In ein paar Seiten liegt eine Landschaft groß und rund beschlossen; bewegt und bunt ist die Sprache bei aller Einfachheit; der Dialog zwischen Mann und Frau glitzert verhalten von Witz und Klugheit. Eine schöne, warme, weiche — nicht weichliche — Novelle, zu der die fotografischen Beigaben, weil sie manchmal ein wenig hart und überdeutlich wirken, eine etwas schrille Begleitmusik machen. Das Buch ist erschienen bei Rütten und Loening in Frankfurt.

A. M. Frey

Eva Leidmann: Auch meine Mutter freute sich nicht. Fehltritte eines bayrischen Mädchens. (Zinnen-Verlag, Leipzig — Wien — Basel.)

Eva Leidmann ist Bayerin und schreibt mit ihrem ersten größeren Werk ein bayrisches Buch. Bayrisch nicht sowohl — oder wenigstens nur mit Zurückhaltung — im Dialektischen, aber bayrisch in der ganzen Einfühlung in einen Volksstamm, dessen innere Rasseeigentümlichkeiten, entgegen der üblichen Anschauung, komplizierte Widersprüche aufweisen und mit Schlagworten gar nicht zu erfassen sind. Dort, wo sich diese bajuvarische Rasse rein erhalten hat, das heißt von den Kornfeldern Niederbayerns bis zu den Weideplätzen der oberbayerischen Alpen, herrscht primitive bäuerliche Urwüchsigkeit, auch im seelischen Erleben, es gibt keine Halbheiten, keine Übergänge. Eva Leidmann kennt die Seele dieses Volkes gut, und ihr „bayrisches Mädchen" wird zwar mit allen Mängeln der Rasse reichlich bedacht, aber gerade diese Aufrichtigkeit, der Verzicht auf den mißverstandenen, verkitschten Typ der üblichen Art, arbeitet auch die höchst sympathischen — man ist geneigt zu sagen „edlen" — Züge plastisch heraus. Vor der Echtheit dieses Wesens, der natürlichen Geschlossenheit seines Stils müßte jede moralisierende Kritik versagen. Ein Buch von stärkstem Humor, aber dies nur deshalb, weil darin tiefe Tragik mitschwingt.

A. Wisbeck

Jean Giono: Ernte. Deutsch von Ferdinand Hardekopf. (S. Fischer, Verlag.)

In der nördlichen Provence ist, wie ein Wespennest an die Kante der Hochfläche geklebt, ein Dörflein, verfallen und verlassen; Hügelwellen, hinter denen — ganz weit — die Alpen wie eine schneeige Ahnung stehn, Hügelwellen, rostrot verbrannter Boden, verwahrloste graue Ölbäume wie tanzende Krüppel, der einsame schwarze Speer einer Zypresse, scharf riechendes Unkraut und Gestrüpp. Die Bevölkerung ist allmählich weggestorben oder ausgewandert in freundlichere, geselligere Gegenden. Doch einer, der letzte Zurückgebliebene, zwingt diese Öde zu Wiedergeburt und neuem Ertrag. Die Begebenheiten, die in diesem Buche erzählt werden, sind die Urhandlungen menschlicher Kultur. Dem Schoße des Weibes, dem Schoße der Natur, die der Mann befruchtet, entsprießen die Kinder, entsprießt das Grün der Felder. Segen der Erde; die verfallenen Häuser füllen sich wieder mit sorgender Tätigkeit Neuzugewanderter. Wie sinnlich glühend, wie leibhaft, mit welcher kraftvollen Einfalt das alles erzählt ist, das ist ein Wunder in unserer psychologisierenden Zeit.

Hans Kauders

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Kurt Lutz: „Anti-Kästner". Alemannischer Verlag, Mannheim.
Martin Luis Guzmann: „Adler und Schlange". J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.
Walter König: „Revolution des Geistes". Neuzeit-Verlag, Leipzig.
Goethe-Gedichte: „Leben und Welt". Schocken, Verlag, Berlin.
O. B. Server: „Matadore der Politik". Universitas, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Berlin.
Jules Romains: „Jemand stirbt". S. Fischer Verlag, Berlin.
Hans v. Hülsen: „Gerhart Hauptmann". S. Fischer, Verlag, Berlin.
Werner Sombart: „Die Zukunft des Kapitalismus". Buchholz & Weißwange G. m. b. H., Berlin.
Anita Loos: „Blondinen bevorzugt". Drei-Masken-Verlag A.-G., Berlin.

Krause wird weltgeschichtlich / Von Walther C. F. Lierke

Bis er Nazi wurde, spielte Krause
für die sonst'ge Menschheit keine Rolle.
Nach Geschäftsschluß saß er meist zu Hause.
Seine Frau hantierte dann mit Wolle,

die sie ihm zu grauen Socken strickte.
Krause selber las den Leitartikel,
den er mal verneinte, mal benickte . . .
Plötzlich nahm der Zeitgeist ihn beim Wickel.

Denn sein Vetter Fritz kam eines Tages,
schleppte ihn zu einer Hitler-Rede.
Krauses Schicksal, darin lag es! —
Und fortan verbrachte Krause jede

freie Zeit in Adolfs hohen Diensten.
Alle Augenblicke rief er „Heil!",
hatte somit an den allerkühnsten
Zeitprojekten teil . . .

Krause hat, weiß Gott, nicht falsch getippt.
Es ist möglich, daß die Weltgeschichte
ihn auf ein Ministerstühlchen stippt.
(Siehe nächste Parlamentsberichte!)

Zeitungs- und Zeitausschnitte

„Stuttgarter Neues Tagblatt:

„Faust-Tragödie!
Wer verhilft armem Gretchen wieder zu Daseinsfreude durch Güte und Heirat? (Alter mind. 35 J.) Angeb. u. S. 712 an das Tagblatt.

*

„Der Bote vom Bayrischen Wald", Regen:

Auf nach Gehmannsberg! Pfingstmontag nachm. 2 Uhr Nachmittags-Andacht in Frauenbründl mit herrlichen Mariengesängen. Anschließend Fußball-Wettspiel auf dem Sportplatz; hierauf Mai-Feier mit Tanz im Saale Ferdinand Marchl in Gehmannsberg. Hiezu ladet freundlichst ein
Ferd. Marchl, Gastwirt. Die Vorstandschaft."

*

„Der Photograph", Bunzlau:

„Vollplastisch wirkende Künstlerkarten, Akt- und Heiligenbilder mit Wunderbrille, die alle Formen plastisch hervorholt. 1 Serie 2 M., 6 Serien 10 M. Vorkasse franko, Nachnahme 30 Pf. mehr. Buchversand ‚Lebensfreude'."

Lieber Simplicissimus!

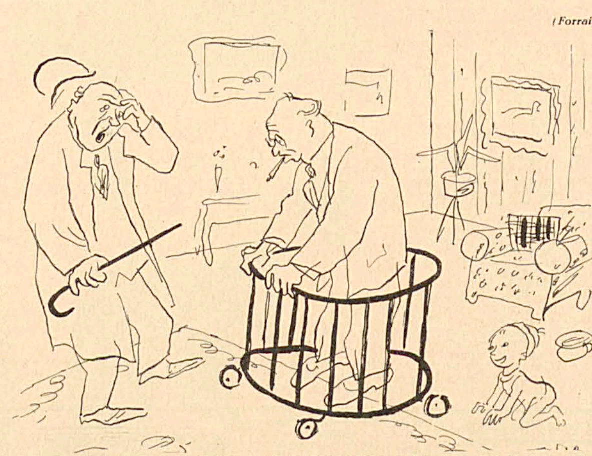
Beim Wohlfahrtsamt einer Hafenstadt an der Wasserkante lief folgendes Gesuch ein: „Bitte für meine Mutter (einundfünfzigjährig) um einen Abort für ihre Zerstreuung." Das etwas ungewöhnliche Ansinnen, das mit den Naturgesetzen auch einigermaßen im Widerspruch stand, fand bei der Vorladung der Bittschreiberin dahin seine Aufklärung, daß es sich um eine Bewerbung als Abortfrau an den städtischen Bedürfnisanstalten handelte.

Die Abstimmung

Bedauerlich, daß die Abrüstung der europäischen Heere nicht fortschreitet. Und sie war schon auf bestem Weg, man kann sagen, sie hing an einem Haar. Die letzte, die Präsidialkommission des Völkerbundes — aus drei, ganzen drei Mitgliedern bestehend — hatte das letzte Wort zu sprechen — da . . . Da konnten sich die Herrn nicht über den Abstimmungsmodus einigen:
Genügt für gültige Beschlüsse die einfache Mehrheit? — oder bedarf es einer Zweidrittelmajorität? — von drei Stimmen?

Roda Roda

(Forrai)



Der Mann, der sein Auto verkauft hat und nun gehen lernen muß.

Adam und Eva

Von Hermynia Zur Mühlen

Es goß in Strömen, der Wind peitschte die großen Tropfen, in die sich Hagelkörner mischten, gegen die Fensterscheiben. Die ganze Straße war verödet. In das Heulen des Gewitterwinds tönte klägliches Winseln, das immer lauter, immer jämmerlicher wurde. Adam und Eva saßen vor der Haustür, durchnäßt bis auf die Knochen, die zottigen Köpfe hochgereckt, ein verzweifeltes kleines Hundepaar.

Adam, bei dem man lieber nicht nach dem Stammbaum fragte, war klüger, lebhafter und verständiger als Eva, die vierzehn Generationen Foxterrier nachweisen konnte. Dafür war sie härter, weniger wehleidig, hatte mehr Haltung. Aber jetzt war es auch ihr zu arg.

Das Küchenfenster stand offen, herrlicher Speisengeruch drang heraus, und Adam, der größer war, konnte im Dämmerlicht auch die Flamme des Gasherdes sehen, eine schöne, Wärme verheißende Flamme. Wärme, Trockenheit, Essen, — das Paradies, von dem sie nur durch die geschlossene Haustür getrennt waren.

Aber diese Haustür konnte ihnen nur der Eine, der Allmächtige, öffnen, für den das Geheimnis verschlossener Türen kein Rätsel war, der Eine, der sie hinausgetrieben hatte in den Regen, und der sie erst wieder einlassen würde, wenn es ihm paßte.

Nun begann es auch noch zu donnern, und Eva fürchtete sich vor dem Gewitter. Wie schrecklich ist doch dieses Leben, dachte sie. Zwei kurze Sätze, und wir sind in Sicherheit. Aber zwischen uns und dem Paradies steht diese verwünschte Tür.

„Er tut es aus Bosheit", jammerte sie.

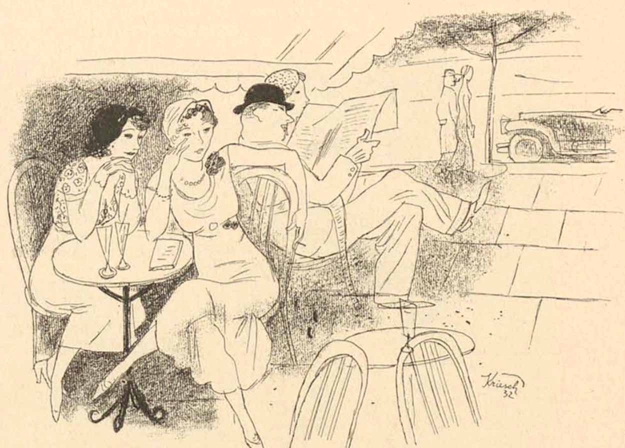
„Er ist ein böser Herr", stimmte Adam zu.

Und der Herr über ihr kleines Hundeschicksal saß oben am Fenster und las die Zeitung. Er war völlig in seine Lektüre vertieft, hatte vergessen, daß die Hunde draußen waren. Und ihr Winseln und Jammern hörte er nicht, weil er taub war.

Adam und Eva wehklagten vor dem verschlossenen Paradies, und der Herr hörte sie nicht. Der Herr war taub.

Kritik

(Rudolf Kriesch)



„Treu sind die Männer ja heutzutage überhaupt nicht mehr: von meinen fünf Freunden ist's höchstens einer!"

„In Europa passiert sowas nicht . . ." / Von Rudolf Steiner

Der junge Mann war sogar schon dem Portier aufgefallen. Heute war es das drittemal in drei Tagen, daß er in die Redaktion kam. Stets um die gleiche Zeit ging er zögernd durch das große Portal, aber jedesmal stand er beinahe schneller wieder vor dem Gebäude, als er hineingekommen war.

Kunststück! Der Doktor Schmelz empfing nicht jeden, der von irgendwo kam. „Nein, der Herr Doktor Schmelz sind nicht zugegen. Herr Doktor Schmelz sind zu Tisch gegangen." Der Boy lächelte dem jungen Mann freundlich zu und ließ ihn stehen. Robinson übersah das und öffnete eine Mappe. Er entnahm ihr ein Manuskript, das er schnell noch einmal prüfend überflog. Er sagte zu dem Boy, der auf einer Bank saß und an seiner Stulle kaute, in bestimmtem Ton: „Melden Sie mich jetzt bei Herrn Schmelz. Herr Schmelz ist im Hause. Verstanden?"

Der Boy griente, wischte sich mit dem Ärmel über den Mund, rieb sich die Hände diskret an seiner Hose ab und wollte nach dem Manuskript langen. Robinson brüllte: „Sie sollen mich melden — weiter nichts, verstehen Sie denn das nicht?" In diesem Augenblick betrat ein Herr den Raum, in dem diese Unterredung stattfand. Es war Doktor Schmelz. „Was ist denn hier los?" Der Boy zeigte mit dem Finger auf Robinson. Robinson verbeugte sich und trug sein Anliegen vor. „Bitte", sagte Doktor Schmelz und ließ den Bittsteller vorangehen.

Robinson saß Schmelz gegenüber. Schmelz knabberte erst an seiner Zunge, ehe er fragte: „Hm — was führt Sie zu mir? So . . . Sie bringen mir ein Manuskript. Hm . . ." Er nahm die beschriebenen Blätter und wedelte sie in der Hand. Sein Blick streifte den Titel. „Nicht übel, Herr . . . Herr Robinson . . . In drei Tagen geben wir Ihnen Bescheid. Ich danke Ihnen einstweilen."

Doktor Schmelz war im Begriff aufzustehen, aber Robinson nötigte ihn mit einer Handbewegung wieder zum Sitzen. „Einen Augenblick, Herr Doktor, wir sind noch nicht fertig. Sie müssen mein Manuskript annehmen und mir jetzt dafür das Honorar anweisen."

Doktor Schmelz lächelte gutmütig.' „Nicht so hastig, junger Mann", sagte er nachsichtig. „Bei uns läuft alles seinen ordentlichen Gang." Er las noch einmal den Titel des Manuskriptes: „Die Kunst, richtig zu leben." Er lächelte wieder. Auch Robinson lächelte. Es war ein vorteilhafter Augenblick. Doch Schmelz übersah ihn und sagte schnell: „Das geht nicht. Muß das Manuskript erst prüfen. Tut mir leid."

„Sie müssen es jetzt nehmen", antwortete Robinson ebenso kurz.

Schmelz war platt. Frech oder meschugge, dachte er. Vielleicht beides.

Robinson sprach jetzt schnell und überlegen: „Seit drei Tagen habe ich auf Sie gewartet. Ich kenne die Ausreden, die hier üblich sind. Ich weiß die ganze Skala von Vertröstungen auswendig. Vom Botenjungen bis zum Chef. Sie werden das Manuskript jetzt nehmen. Übrigens: Mit Ihrem Widerstand habe ich gerechnet. Hören Sie zu. Wenn Sie mich jetzt abweisen, geschieht etwas Unangenehmes. Erstens werde ich mich jetzt, hier vor Ihren Augen, erschießen, und zweitens wird spätestens eine halbe Stunde nachher diese Nachricht mit dem genauen Sachverhalt, der sich hier, bis zu diesem Augenblick, abgespielt hat, in der Redaktion der Konkurrenz sein."

Schmelz erblaßte, aber er behielt Haltung. „Ich lehne trotzdem ab", erklärte er schroff. „Tun Sie, was Ihnen beliebt. Wir behalten uns vor, Sie wegen Hausfriedensbruch zu verklagen."

Robinson griff in seine Rocktasche. Man hörte ein metallisches Geräusch. „Es handelt sich um keinen Scherz", sagte er ruhig. „Ich will ein Exempel statuieren . . . Also, wollen Sie sich bitte entscheiden."

Schmelz riskierte eine Bewegung, aber Robinson hielt ihn zurück. „Zwecklos", sagte er scharf. Schmelz röchelte, seine Hände zitterten, seine Kiefer blubberten. „Nein", sagte er mühsam, „ich kann es nicht machen. Ist gegen unsere Gepflogenheiten. Außerdem — uns schadet so eine Reklame nicht. Sie sind ja verrückt."

Robinson stand mit einem Ruck auf. Schmelz schwitzte Angst. Robinson legte die linke Hand auf sein Manuskript, die rechte griff in die Tasche.

„Sie müssen es annehmen. Sie m ü s s e n!"

„Warum muß ich?" fragte Schmelz neugierig.

„Weil ich schon bei der andern Redaktion — —"

„Bei der andern Redaktion — — a u c h — —"

Schmelz lachte dröhnend. Robinson lachte. Beide lachten. Wie aus einem Atem. Schmelz keuchte. Er faßte sich zuerst. „Bei den andern auch!" Er lachte wieder. „Sagen Sie — tatsächlich? Drüben waren Sie auch? Großartig!"

Robinson lachte nicht mehr. Er saß da und wartete.

Schmelz lächelte noch. Er nahm das Manuskript zwischen zwei Finger und betrachtete blinzelnd das schaukelnde Papier. „Ob ich das nehmen kann, weiß ich nicht. Aber ich will Ihnen was sagen. Sie bekommen von mir jetzt eine Anweisung für unsere Kasse. Können sich dort was holen. Und dann — dann — überlegen Sie sich, was Sie da eben gemacht haben. Und schreiben Sie mir das. Aber — bitte: Die Sache muß natürlich irgendwo — na, meinetwegen in einer Ecke von Amerika — sich zugetragen haben. — — Denn das müssen Sie sich merken, mein Lieber, ein für allemal: Bei uns in Europa passiert so was nicht, da wartet man einfach . . . Auf Wiedersehen!"

Vielleicht . . . / Von Lessie Sachs

Heut sah ich auf der Straße einen Herrn,
er sah mich mutig an, – jedoch vergebens.
Er hatte meinen Typ wahrscheinlich gern,
vielleicht war er die Chance meines Lebens?

Vielleicht war er der beste Mann der Welt?
Ich ging vorbei, um 's nachher zu bereuen, –
ich war so gar nicht auf ihn eingestellt,
man steht manchmal so ängstlich vor dem Neuen.

Vielleicht war er der Mann, der mir gefehlt,
vielleicht . . . hab' ich nicht viel an ihm verloren.
Der Zeitpunkt jedenfalls war schlecht gewählt:
Es gibt Momente, welche fehlgeboren . . .

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80**. **Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Karl Rudolf Schulte, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Aufklärung

(J. Fenneker)



„Aber, Hedchen, das ist doch nicht hübsch, seine Beine so weit zu zeigen!"
„Hast du 'ne Ahnung, Oma, gerade darauf fliegen die Männer!"

Es klingelt . . .

So gegen elf Uhr morgens. Ich sitze auf dem Clo. Es klingelt.
Wenn man keinen Diener hat zum Türöffnen, ist es unangenehm, wenn man auf dem Clo sitzt und es klingelt. Es könnte der Geldbriefträger sein oder sonst eine Wichtigkeit.
Ich rufe aus dem Clo in den Gang hinaus: „Augenblick, ich komme gleich!"
Keine Antwort.
Ich rufe nochmals: „Augenblick, bitte, ich komme gleich!"
Eine Stimme draußen: „Ja, ja."
In Eile ziehe ich meine Hose an. Es geht nicht so schnell, wie ich wohl möchte. Ich höre, wie sich draußen Schritte entfernen.
Ich fasse meine Hose zusammen, renne den Gang entlang, öffne die Etagentür, gehe hinaus, sehe einen Mann unten die letzten Treppenstufen hinabsteigen.
„Hallo! Sie! Hallo, was ist?"
Der Mann winkt philosophisch lächelnd mit der Hand ab: „Is ja net wichtig, is ja gar net wichtig, ich wär ja bloß zweg'n Betteln kommen."

Peter Paul Althaus

Im Flughafen

Von Georg Schwarz, Stuttgart

Weiße Stühle, weißer Tisch;
auf der Flughotelterrasse
sitzt man vor der Mokkatasse,
Lüftewellen streicheln frisch.

Wiese dämmert weit hinaus,
grüner, runder Rasenteller.
Donnernd bohrt sich ein Propeller
durch die Luft. Wind stößt ans Haus.

Surrend kommt ein Flugzeug an;
Vogel überm Kontinente,
watschelt es wie eine Ente
auf der glatten Anflugsbahn.

Andere stehn von Lust gepackt,
steigen auf zu neuem Spiele.
Das Orchester in der Diele
schwingt und schwebt im Walzertakt.

Und so tanzt man zur Musik
in den Wolken, trudelt munter,
Mond geht auf und Sonne unter.
Winzig blitzt ein Sternenblick.

Die Akten

In dem Urlaubszug, der mich ins Steirische entführte, traf ich meinen alten Freund Dr. Binder, der sich vom fröhlichen Couleurstudenten allmählich zur Position eines Finanzkonzipisten bei einem Wiener Steueramt hinaufgedienert hat. Als sichtbarliches Zeichen seiner amtlichen Würde trug er nebst dem Rucksack noch eine mächtige Aktentasche.
„Wozu die Aktentasche?" erkundigte ich mich.
„Ja, weißt, da sind Akten drin!"
„Du willst also im Urlaub Einkommensteuerakten erledigen?"
„Aber — gar ka Idee! Ich denk' net dran zu arbeiten!" Meine Verständnislosigkeit bemerkend, fuhr er leise fort: „Weißt, die G'schicht war nämlich so: mein Vorstand, der Hofrat, hat mich neulich rufen lassen und hat g'sagt: ‚Herr Kollega', hat er g'sagt, ‚Sie haben nur zwei Wochen Gebührenurlaub; aber wenn S' mir versprechen, sich aufs Land a paar Akten mitzunehmen, dann geb' ich Ihnen noch a Woch'n dazu!' — — — No, sixt, und so tu ich ihm halt die Freud'!"

Salpeter

Dernière

(E. Thöny)



„So ein Andrang! Wie heißt denn das neue Zugstück?" – „Lieber Herr – die Gläubigerversammlung des Direktors findet da statt."

Die kleine Zeitgeschichte / Von Hans Seiffert

Bassermann-Gastspiel im Leipziger Schauspielhaus. Ibsens „Volksfeind".
Und als Bassermann-Doktor Stockmann seine große Anklage gegen Parteiwesen und Parteiführerunfug — o prophetisch ahndevoller Hendrik Ibsen! — mit prachtvollem Elan hinlegt, da gibt es donnernden Beifall bei offener Szene. Die sonst so trägen Leipziger klatschten, was die Handflächen hergaben. Die mit Hakenkreuzen am Rockaufschlag und die mit Reichsbannernadel, die vom Stahlhelm und die vom Freidenkerverband — alle waren sie einmütig der Meinung, daß die Parteien eine Schweinerei sind.
Die eigene Partei natürlich ausgenommen.

*

Überall weht nun ein anderer Wind, und die nationale Welle geht hoch und hehr. Da heißt es, um Gottes willen nicht den Anschluß verpassen!
Die Leihbibliotheken — städtische wie private — haben sich bereits um- und ausgiebig nationale Literatur eingestellt. Die Theater, seit langem schon schwach im Geist, haben ebenfalls kapituliert und werden uns einen national rechtgläubigen Spielplan vorsetzen, der sich gewaschen hat. Und nun tagten die Filmproduzenten.
Ein nationalsozialistischer Kulturwart wies sie in hohen Tönen auf ihre Pflicht hin. „Aber mein Gott!" rief da einer von den Filmfritzen ganz verzweifelt, „was sollen wir denn tun? Wir können doch gar nicht noch mehr Militärfilme drehen als bisher!"

*

Ultima ratio

Amtlich gibt man uns zu wissen:
die Moral sei aus dem Leim,
und wir seien aufgeschmissen,
fänden wir nicht schleunigst heim.

Heim zur Tugend und zur Kerche,
wo, vom Schupo treu bewacht,
Krittelsucht, die überzwerche,
sich nicht mehr bemerkbar macht.

— Wie? Und dieses soll genügen,
wenn es aller Orten brennt?
Liegt nicht in den letzten Zügen
allbereits der Patient? —

Laßt das Zweifeln und Gemäkel!
Wer schon keine Quadern hat,
baut sich halt aus Pappendeckel
den erforderlichen Staat.

Ratatöskr

„Nehmen Sie inzwischen Platz!" sagte der Feuilletonredakteur zu einem Bekannten, der ihn in der Redaktion aufsuchte. „Ich muß nur noch ein paar Worte diktieren."
Und er fuhr fort, zu dem freundlichen Mädchen gewandt: „Also, haben Sie: Graf von Holten . . . von Ohrt . . . Baron Rappold von Ratz . . . von Tappenbeck . . . von Berg . . . Geheimrat Fahrenkrog . . . von Lussow . . . von Gallwitz . . ."
Hier konnte der Besucher nicht mehr an sich halten und fragte: „Nanu, das klingt ja wie eine deutsche Ministerliste?"
„Ist auch so was Ähnliches!" gab der andere Auskunft. „Es ist nämlich das Personenverzeichnis zu dem Lustspiel von Lothar, ‚Die Fahrt ins Blaue' . . .!"

*

In der „Neuen Leipziger Zeitung" vom 8. Juni 1932 findet sich ein Druckfehler, der unsere Lage überhell beleuchtet. Im Handelsteil heißt es da in einem Artikel, der über eine Aussprache zwischen Mitgliedern des Reichsbankdirektoriums und Vertretern des deutschen Einzelhandels berichtet: „Die Vertreter der Reichsbank beten, daß die jetzige Reichsbankleitung mit der Währung stehe und falle . . ."
Sie tun recht daran. „Betonen" genügt jetzt nicht mehr. Jetzt kann nur noch Beten helfen. „Ein feste Burg . . ."

Politik der Weitsicht

(M. Frischmann)



„Kinners, nu wird's aber Zeit, daß wa uns allmählich wieder uff de Monarchie umstellen, sonst heeßt et nachher vielleicht, man hätte keene Jesinnung!"



„Laß das Stöhnen, Emilie — wenn wir aus Marienbad zurückkommen, paßt uns der Wagen!"

Der Denker

Einer meiner Freunde erzählte, er habe unlängst den Bahnhof von Tsingtau passiert. Die Chinesen dort reden immer noch deutsch. Während der Zug hielt, eine halbe Stunde, ging ein chinesischer Arbeiter die Wagen entlang — mit einem langstieligen Hammer — und schlug an jedes einzelne Rad.
Mein Freund fragte ihn: „Tust du die Arbeit schon lange?"
„Zwanzig Jahre. Noch von den Deutschen her."
„Und wozu tust du das?"
Er hob die Achseln bis an die Ohren empor und sagte: „Ich hab's gewußt — aber zwanzig Jahre sind lang — da habe ich's vergessen."

Gesang der Minister über den Wassern*

National zu konzentrieren
Ist des Deutschen höchste Lust.
Erst beim Meinungsexerzieren
Wird er sich des Glücks bewußt,

Das man Freiheit nennt des Willens,
Männlichkeit und Heldentum;
Erst im Augenblick des Drillens
Weiß der Deutsche recht darum.

Lasset uns dem Volk erzählen,
Was es zur Nation erschuf:
Werktags stempeln, Sonntags wählen
Sei sein künftiger Beruf!

Fritz Rosenthal

* *die uns bis zum Halse stehen.*

Das Allerneueste

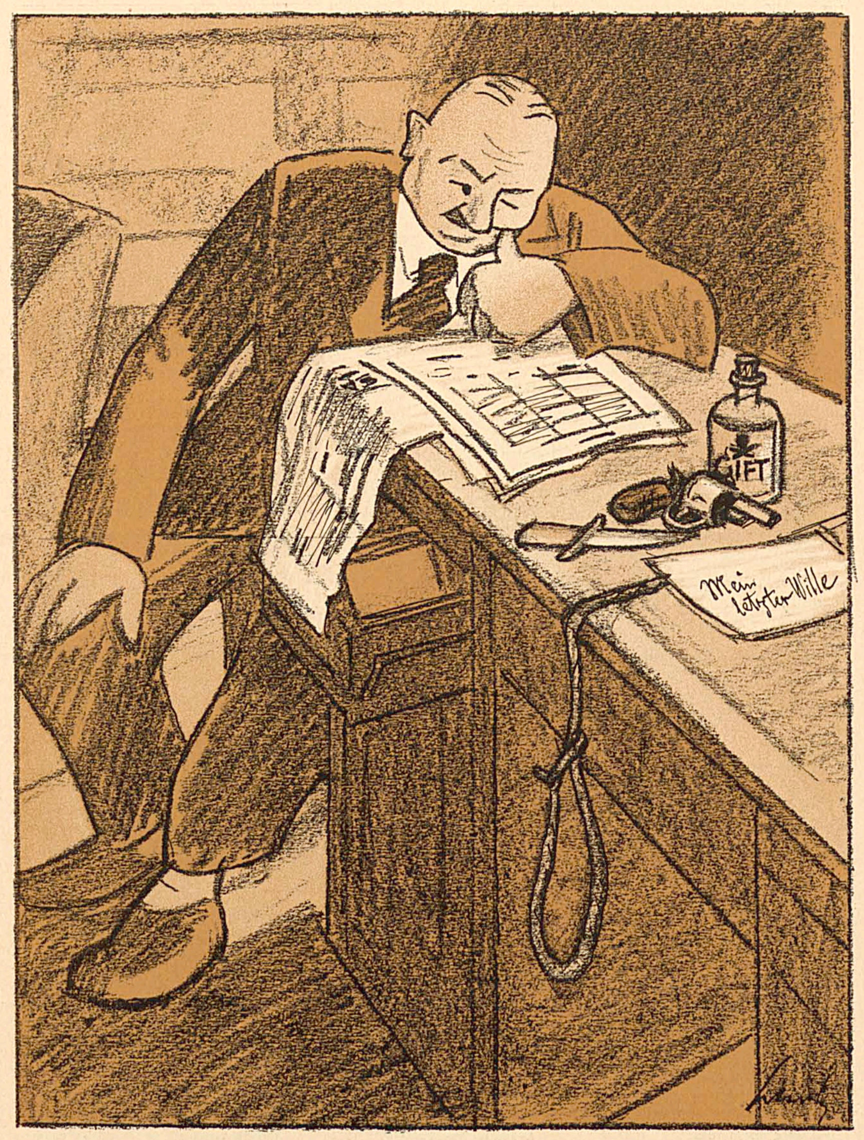
„So gehen sie dahin . . .", Hanns Johsts „Roman des sterbenden Adels" soll nun eine Fortsetzung erhalten, die in Berliner Kabinettskreisen spielt und den Titel führt: „So kommen sie wieder", Roman der Restauration.

*

Das neue Kabinett überlegte, wie der Beschluß der Reichstagsauflösung ohne Parlamentstagung veröffentlicht werden könnte. „Sehr einfach", sagte Herr v. Papen, „wir protokollieren den Beschluß, und ich lasse ihn in der Untergrundbahn liegen."

Der Unfug des Sterbens

(Wilhelm Schulz)



„Ich überleg' mir die Sache nochmal. Unter 'ner runden Milliarde Passiven lohnt sich heutzutage 'n Selbstmord eigentlich überhaupt nicht mehr!"

Stuttgart, 3. Juli 1932 Preis 60 Pfennig 37. Jahrgang Nr. 14

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Wahlagitation

(Wilhelm Schulz)



„'n dollen Kerl! Windstärke 9!"

Es wird Not verordnet / *Von Karl Kinndt*

Die Herrn, die uns das Reich erneuern
durch nationale Konzentrierung,
begannen ihre Aufwärts-Führung
mit Abbau und mit neuen Steuern.

Jedoch um nicht die eignen Kreise
zu Anfang gleich schon zu erbosen,
hielt man sich an die Arbeitslosen,
Kriegsopfer, Witwen, Waisen, Greise.

Denn wenn die kleinen Leute bellen,
dringt ihr Geklage und Gemecker
doch nur bis zum Gerichtsvollstrecker
und nicht gleich zu den obren Stellen.

Zum Schutz der Ordnung und der Ruhe
steht die SA. in neuem Glanze —
und außerdem schiebt man das Ganze
noch Brüning selig in die Schuhe.

Und eh der Neuwahl Saaten sprießen,
kann man noch viele Reden halten
und widerstrebenden Gewalten
die Presse und die Fresse schließen.

Das Reich ist da für den, der reich ist,
der Arme spürt die Hungerpeitsche —:
streng nach dem Satz, daß jeder Deutsche
vor dem Gesetze völlig gleich ist — — —

Das Attentat / Von Hans Gundlach

Der Landwirt Peter Raudauke hatte genug politische Versammlungen besucht, um reif zu sein für eine große Tat. „Schluß jetzt mit der Sauwirtschaft! Wir werden sie beseitigen, oder ich will auf der Stelle in die Erde versinken!" hatte der letzte Redner so laut geschrieen, daß das Podium unter ihm platzte und er vor den Augen der Zuhörer in die Tiefe versank. Radauke aber traf in aller Stille seine Vorbereitungen, kaufte elektrische Batterien, Drähte, Spiralen, eine kleine Weckeruhr, auf die er drei Jahre Garantie bekam, und stahl im benachbarten Steinbruch eine genügende Portion Ammonit, um das Finanzamt allerseits gründlich in die Luft zu sprengen. Er hatte einen kleinen braunen Reisekoffer, in den er die Höllenmaschine mit Fachkenntnis einbaute; dann stellte er den Wecker darin auf eine bestimmte Zeit, um die er das Volk aus seinem Schlaf zu erwecken gedachte, und fuhr mit dem Köfferchen in die Kreisstadt.

Es war an und für sich nichts Besonderes, daß ein eleganter Herr, der mit ihm in dasselbe Eisenbahnabteil stieg, ein fast genau gleich aussehendes und gleich großes Köfferchen in der Hand trug, denn derartige Durchschnittsköfferchen gibt es überall zu Tausenden. Das Besondere lag nur darin, daß dieser Herr der bekannte internationale Taschendieb Josef Krczschminski war, der mit geübtem Scharfblick sofort erkannt hatte, daß in dem auffällig sorgsam behüteten Köfferchen des Landwirts allerlei nicht unwesentliche Dinge enthalten sein müßten; leider rechnete er nicht mit der außergewöhnlichen Zusammensetzung dieser Dinge. Auf der Station hatte ihm sein Komplize aus dem mitgeführten Koffervorrat die entsprechende Größe zugesteckt, und nun verstand es der Meister seines Fachs, Radaukes Aufmerksamkeit so geschickt abzulenken, daß dieser von dem blitzschnell vorgenommenen Austausch der Köfferchen nicht das geringste bemerkte. Genug, der Dieb zog mit der Höllenmaschine vergnügt von dannen, und Radauke betrat eine Stunde später mit einem Vorrat alter Zeitungen und vollen Hosen das Finanzamt.

Er wurde tatsächlich vorgelassen. Dr. Filzauge saß, eine halb verfaulte Zigarre kauend, am grünen Tisch. Radauke stellte das Köfferchen vorsichtig vor ihn hin und sagte, mit dem Finger darauf zeigend: „Ich wollte Ihnen nur einen kleinen Schmus unterbreiten. Dies hier ist eine sogenannte Höllenmaschine, die sofort explodieren wird . . ." — Dr. Filzauge sprang mit solcher Heftigkeit auf, daß er in einem gewaltigen Satz bis an die Decke flog, wo er an einer Messingkrone hängen blieb. „Hilfe!! Hilfe!!!" schrie er gellend. Der Beamte aus dem Vorzimmer stürzte herein, spähte nach allen Seiten vergeblich im Zimmer umher, bis er den Chef an der Decke entdeckte, und schlug vor Entsetzen im Teppich Wurzeln. „Machen Sie mich ab!" schrie der Schwebende, „rasch, rasch, um Gottes willen, machen Sie mich ab!" — „Ja, was ist denn bloß passiert, Herr Rat?" stotterte der elende Sekretär entgeistert und langweilig, aber von oben brüllte es: „Fragen Sie doch nicht so lange, rasch, rasch, rasch, zum Donnerwetter nochmal!!!!" — „Jawohl, Herr Rat, ich benachrichtige sofort die Polizei und die Feuerwehr!" versicherte der Beamte diensteifrig. Aber das war wohl nicht die geeignete Maßnahme in solchen Zeitläuften, denn es donnerte zurück: „Herr des Himmels, reden Sie hier keinen Quatsch, Sie sollen mich sofort hier runterholen!!!" — „Jawohl, Herr Rat, ich gehe und suche eine Leiter." Natürlich wieder verkehrt! „Sie Idiot!" schrie der hohe Chef, und seine Stimme klang schon ganz silbern und jenseitig, „abmachen!, sofort abmachen! Steigen Sie auf den Aktenständer! Das Ding da kann jeden Augenblick mit uns allen in die Luft gehn!" — „Jeden Augenblick!" bestätigte Radauke und verließ eiligst das Zimmer, ohne eine kurze Aussprache erreicht zu haben. — Was? In die Luft gehen? — Der Sekretär warf einen Blick auf den Koffer, begriff seine Lage, nahm kurzen Anlauf und sprang durchs Fenster in einen zufällig vorbeifließenden Fluß, wo ihn ein Haifisch verschlang. Dr. Filzauge schaukelte verlassen und verklärt mit gebrochener Stimme an der Decke.

Man glaubt gar nicht, wie schnell sich ein Finanzamt entleeren kann, bloß weil ein Koffer mit alten Zeitungen darin auf einem Tisch steht. „Attentat! Attentat!!" brüllte alles und raste ins Freie, voran das hochgradig schreibmaschinöse Fräulein aus dem Vorzimmer. Brötchen, Pfeifen, Karikaturen, Aktenstöße wurden besinnungslos im Stich gelassen, ehrwürdige Greise sausten mit wehenden Vollbärten das Treppengeländer hinunter wie einst in seliger Knabenzeit, während die Stufen der Haupttreppe von zahllosen heißen Sohlen niedergetrampelt und völlig plattgetreten wurden, so daß die letzten auf einer glatten schiefen Ebene hinabrodelten und die Türpfosten mit Schwung vor sich her auf die Straße stießen. Im Handumdrehen lagen Zimmer, Flure und Aufgänge einsam und verödet.

Radauke versuchte zu fliehen, wurde jedoch ereilt und gepackt, und zwar zunächst von der Reue, die ihn sofort zu Boden warf. Später fanden ihn Polizisten, über und über mit Gewissensbissen bedeckt, nahmen ihn gefangen und führten ihn auf ihr Büro. „Bitte, legen Sie ab!" sagte der Kommissar freundlich. — „Was denn?" fragte Radauke. — „Ein Geständnis!" — Und Radauke gestand unter Tränen, er habe eine Ammonitbombe gebaut, die oben im Finanzamt liege und längst explodiert wäre, wenn nicht wahrscheinlich der Wecker nachginge oder stehengeblieben sei, obwohl drei Jahre Garantie darauf gegeben waren. — Ein gebührenpflichtiges Obergutachten des städtischen Oberbrandinspektors ging dahin, daß die Bombe nunmehr wahrscheinlich bei der geringsten Berührung oder sonstigen Erschütterung ihr abscheuliches Werk verrichten werde, insbesondere bei etwaigen Erdbeben und Vulkanausbrüchen. Darauf wurde die Umgebung des Finanzamts polizeilich hermetisch abgesperrt; keiner wagte sich mehr in die Nähe, und schließlich glich die ganze Gegend einer Wüstenei, in der nur Mäuse und Motten verkehrten. Meilenweit keine Menschenseele.

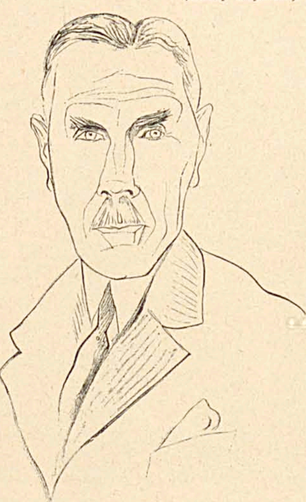
Die Jahrtausende vergingen, und keine Sage vermeldete, daß hier einst ein lebendiger Menschentümpel gewogt hatte. Das Köfferchen mit den Zeitungen stand noch immer auf seinem alten Fleck, längst ein Objekt höchsten Wertes für Historiker, Sprachforscher und Papiermaden. Am Kronleuchter aber hing inmitten blühenden Grünspans das Skelett des Dr. Filzauge. —

Die Hinrichtung Radaukes durch den Strang mißlang, da Radauke zeitlebens viel zu enge Kragen getragen hatte. Als man ihn nach drei Tagen abschnitt, reichte er eine Beschwerde ein, da er sich am Galgen erkältet habe. Von einer Hinrichtung durch elektrischen Stuhl wurde mit Rücksicht auf die hohen Strompreise Abstand genommen; schließlich entließ man ihn unter ernsthafter Verwarnung. —

Und der Taschendieb? — Er war gleich nach dem Diebstahl auf der nächsten Station ausgestiegen und in einen stillen Wald gelaufen. Auf einen Baumstumpf setzte er sich nieder, steckte sich eine Zigarette an und lauschte den Vöglein, die über ihm sangen. Dann öffnete er schmunzelnd den Koffer, wobei er über die grünen Baumwipfel hinweg in den Himmel flog. Ein braves Bäuerlein, das in der Nähe über die Schneise ging und von der Gewalt der Explosion in die Kniee sank (wobei es, um die Gelegenheit auszunutzen, gleich ein Gebet sprach), meinte irrtümlich, dort sei ein Mann vor Wut über die bestehenden Zustände geplatzt.

Berliner Köpfe

(Rudolf Großmann)



Herr von Papen

Dämmert's den Diplomaten?

(Karl Arnold)



„Ganz entre nous, messieurs, man müßte eigentlich einen neuen Frieden schaffen; der alte ist scheinbar doch nicht lebensfähig."

Bade mit Goethe

(Th. Th. Heine)



„Unsere Goethefeiern waren doch nicht umsonst. Endlich bekennt sich auch die Sportjugend zu unserem Dichterfürsten!"

Der Gemütsmensch

(Karl Weinmair)



„Aber rülpsen Sie doch nicht so laut, Herr!" – „Ja mei, i hab' halt a reiches Innenleben!"

Regierungs-Funkstunde / Von Ratatöskr

Trister wird's und immer trister.
Lauscht noch jemand feuertrunken,
wenn ihn eifrige Minister
pädagogisch rundbefunken?

Wirkt das etwa analeptisch,
was so ein Geheimrat flötet?
Aller Augen blicken skeptisch,
und man fühlt sich angeödet.

Denn sie sprechen und versprechen,
und sie lassen Gründe rollen:
daß, warum, wieviel wir blechen,
blechen, blechen, blechen sollen.

Aber fergen sie hinüber
uns zu besseren Revieren?
. . . Ach, da gehn wir denn doch lieber
abends neunzehn Uhr spazieren.

Über den Dächern / Von Alfred Wolfenstein

Als der Einbrecher Ernst bei seiner Arbeit in der schönen Wohnung durch ein verdächtiges Geräusch gestört wurde, flüchtete er nicht nach unten.

Denn es war schon heller Tag, Straße und Treppen erklangen von Tritten, sein feines Ohr vernahm durch drei Schlüssellöcher ein Flüstern vor der Wohnungstür.

Ruhig ging er auf den Balkon, und an der Regenrinne, durch die er das Wasser hinabließen hörte, kletterte er hinauf bis zum Dach. In der guten Luft und unbeschwert von Beute machte er noch etwas Morgengymnastik, einige Atemübungen unter den Wolken, Kniebeugen zwischen den Schornsteinen.

Dann zündete er sich eine Zigarette an, aber plötzlich trat hinter dem dicken, auch ein wenig rauchenden Kamin ein Polizist hervor.

Ernst machte kehrt, sprang auf das tiefere Nachbarhaus hinab, lief über das leicht geneigte Dach wie über einen Stadionhang, und zum nächsten wieder hinauf, wand sich durch einen Haufen Schlote und sah dabei, es waren drei Verfolger, sie schrien: „Halt!" Aber auf dem Nebenhaus war die Bahn frei, leider auch für die Kugeln, die jetzt knallten. Er sauste in einen Dachgarten, mit einem Schwung darüber hinweg und auf die flachen Dächer von Neubauten wie ins gelobte Land und in gleichem Pace bis auf den nächsten höheren Giebel. Dahinter lag ein Steildach glatt wie die Dolomiten, glasierte Ziegel, kein Schlot, keine Blitzstange, keine Antenne, keine Wolke mehr am strahlenden Himmel, nichts, woran man sich halten konnte. —

Da hörte er einen Schrei, einen Krach, der kein Schuß war: Der erste Polizist, den anderen weit voraus, war durch die Decke eines Lichtschachts eingebrochen.

Ernst lief hin. Der Mann, noch an den platzenden Rahmen im Glas hängend, starrte ihn entsetzt an. Und er zog ihn aufs feste Land. Dann erst kamen die andern.

Sogleich machte Ernst wieder kehrt und rannte seinen Weg zurück. Doch er hatte Schmerzen. Er blutete. Er hatte sich den Fuß zerschnitten.

Immer langsamer ging es, und er wunderte sich nur, daß die Verfolger noch nicht heran waren, — er drehte sich um und sah, sie liefen genau so langsam wie er und wollten ihn durchaus nicht einholen.

Sie hoben ihre Beine so schleichend durch die Luft, wie mit der Zeitlupe aufgenommen, sie lösten so zögernd den Fuß vom Dach und winkelten vorsichtig das Knie durch die Luft und senkten den Schenkel in gemessenen Stufen zum Boden nieder.

Das war eine sonderbare Jagd über die Dächer, wie nach bedächtiger Melodie tänzelten drei gute Polizisten einer hinter dem andern und hinter ihrem hilfreichen Diebe her.

Doch so langsam kann selbst ein erschöpfter Dieb nicht kriechen, daß ihn nicht schließlich der dankbarste Polizist schweren Herzens auch im Schneckentempo einmal erreichen muß.

Und der erste streckte seine Hand aus, und obwohl die Hand immer noch eine kleine Entfernung bis zu seiner Schulter offen ließ, mußte sich die Hand am Ende auf die Schulter legen.

Als dies eintrat, und zwar auf dem gleichen Dach, zu dem er an der Rinne emporgeklettert war, sahen ihn die drei Polizisten, zumal der eine, nicht wie Polizisten an.

Und wir ahnen, sie werden vor Gericht noch viel rührsamer als wir diese Geschichte erzählen: wie der Sünder seinen Verfolger, wie der Einbrecher den Eingebrochenen rettete.



Friedrich Schnack: Goldgräber in Franken. (Jacob Hegner, Leipzig.)

Ein frohes, sommerliches Buch vom Dichter der „Goldenen Äpfel". Es ist viel Licht und Luft darin, eine frische, klare Atmosphäre, gesättigt von Farben, Tönen und Gerüchen, es ist die milde, friedvolle Idyllik der fränkischen Landschaft, in der Schnack zu Hause ist und aus der er immer wieder Fruchtbares schöpft. Zwei Jungen, zwei junge Freunde füllen die Ferienwochen mit Schatzgräber-Träumen und geduldigen Streifzügen aus, angeregt von dem etwas komisch zünftigen ehemaligen Goldgräber „Alaska", der ihnen unentwegt von „drüben" erzählt, in einer leicht patriarchalisch kolportagehaften Pathetik. Der Hintergrund dieser Knabenwelt ist das Amerika des letzten Jahrhunderts, wie es in der Überlieferung der beliebten Jugendliteratur fortlebt. Echter ist schon die neben den Abenteuern der Knaben herlaufende Geschichte des Oberbuchhalters Reinhart, der sich aus bürgerlicher Enge in die erregenden Spannungen von Pferdewetten verliert und gerade noch mit einem Generalschrecken davonkommt. — Im Ganzen erscheint uns dieses Buch nicht gründlich genug angelegt, es gibt sehr viel bessere Bücher von Friedrich Schnack. Ernst Kreuder

Friedrich Michael: Die gut empfohlene Frau. (Rütten & Loening, Verlag, Frankfurt a. M.)

Ein „seelenschürfender" Roman der Biedermeierzeit. Handelt von einer frigiden Frau, die dem zweiten Bräutigam von ihrem geschiedenen ersten Mann zwecks zarter Behandlung empfohlen wird, so daß der zweite dabei vor lauter Nachdenklichkeit nicht mehr zu standesamtlicher Eheschließung kommt. Nach mannigfachen Reisen läßt sich die „frigide", preußische Frau in Paris nieder — als berühmte Kokotte. Da scheint etwas nicht zu stimmen; und der Autor fühlt es selbst, wobei er zu dem Schluß kommt: „Ob ein Mann diese Frau ganz kennen kann?" — Stilistisch ist der Roman jener beschaulich-empfindsamen Zeit hervorragend angepaßt, im Aufbau ebenso schön geschlossen. Unproblematisch mag dem modernen Menschen das Leben von 1820 erscheinen, wie es hier geruhsam vorüberzieht, in Berlin, Leipzig, Kissingen, Frankfurt, Paris. Die formale Gestaltung des Stoffes harmoniert in glücklicher Weise mit der typographischen Einteilung; überhaupt ist die geschmackvolle Aufmachung des Buches anzuerkennen.
Ein Buch für die Ferien, fern von Politik und Wirtschaft? — Hier, bitte. Karl Kurt Wolter

Ludwig Tügel: „Die Treue". (Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.)

Tügel ist noch unbekannt im heutigen Schrifttum, sein erster kleiner Roman ist beachtenswert. Er hebt an mit Vorgängen im Felde, aber er geht weiter in der Heimat und in den sogenannten Jahren des Friedens. Ein Mädchen büßt den Verlobten ein, wie Hunderttausende von Bräuten den ihren eingebüßt haben: er wird zusammengeschossen. Sie kommt nicht hinweg über diese Leiche sie will gar nicht, sie hält die Treue dem Toten, den sie mehr und mehr verlebendigt, je ferner er zeitlich liegt. Die Eltern konstatieren an ihr eine leise — sie denken: behebbare — Verrücktheit. Ja: sie selbst weiß (und weiß doch nicht), wie es mit ihr steht. Sie lernt einen Kameraden des toten Bräutigams kennen, lernt ihn lieben — seltsames Doppelwesen, Doppelherz — vertraut sich ihm an, seelisch und körperlich. Stärker aber als alle verworrenen Vorgänge in ihr bleibt der Zustand der „Treue", der sie schließlich hineinführt in den eindeutigen Zustand des Irrwahns. Die Pforten einer Anstalt schließen sich hinter ihr. — Ludwig Tügel hat die verschiedenen Ebenen, auf denen diese Frauenseele sich bewegt, und die sich doch irgendwie ineinander krümmen, glaubhaft gemacht: eine bedeutende Leistung. Das traumhaft Irre, die Gefährlichkeit dieses Schlafwandelns, die Zartheit der Liebesbeziehungen zu dem realen und dem visionären Objekt baut der Autor mit großer sprachlicher Kunst und Feinheit auf. Ein unheimliches, schwebendes, vibrierendes Buch. A. M. Frey

Junge Autoren im Zwei-Säulen-Verlag, Limburg/Lahn.

All diesen jungen Autoren gemeinsam ist die Wahrheit des Lebensgefühls und der Ernst und die gesunde Naivität des Ausdrucks. Aus einer Fülle von ungleichwertigen, teilweise unreifen Arbeiten heben sich durch ihren menschlichen Reichtum und eine gewisse stilistische Vollendung hervor: H. A. Weber „Überfahrt" (Gedichte), Hansgeorg Garreis, „Der Pygmäe" (Novelle), Joachim Barckhausen „Einsamkeit en gros" (Gedichte). — Muß man bei Weber zuweilen auch an George und Hofmannsthal denken, so finden sich doch Verse von einer derartigen Eigenart, Stärke des Gefühls und wahrhaft staunenswerten Vollendung in Rhythmus und Reim, daß man fasziniert wird. Gegenwärtiger, ergreifend schon durch den Stoff: die grenzenlose Einsamkeit des modernen Menschen — ist Joachim Barckhausen. Er entgeht der gefährlichen Suggestivkraft Kästners und ist in Gefühl und Sprache durchaus ein Eigener. Garreis Novelle ist bizarr im Stil, phantastisch im Geschehen, aber immer fühlt man den Erlebnisgrund — und das macht ihre beklemmende Wirkung aus. Charly Conrad

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Edward G. Blumberg: „Am Krankenbett der Wirtschaft". Erich Lichtenstein, Verlag, Weimar.
Ernest Hemingway: „In unserer Zeit". Erzählungen. Rowohlt-Verlag, Berlin.
D. H. Lawrence: „Die gefiederte Schlange". Insel-Verlag, Leipzig.
Hans Reimann: „Quartett zu dritt". Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.

Schriftsteller ...

Shaw war von Lady Chamberlain zum Lunch eingeladen worden. Da bekam die Dame ein Telegramm: „Auf keinen Fall. Lunch außer dem Hause widerspricht meinen Grundsätzen. Bernhard Shaw." Noch am selben Nachmittag erhielt der Dichter folgende Antwort: „Wußte nicht, daß Sie Grundsätze haben. Hoffentlich sind diese besser als Ihre Manieren. Lady Chamberlain."

*

Die Zeiten sind schlecht. Alles jammert, alles raunzt — sogar die Generaldirektoren.
Nur der Schriftsteller A. K. raunzt nicht. Als ihn ein Kollege im Café Central neulich fragte: „Wie geht's, alter Freund?", da sagte A. K.: „Danke, ich kann nicht klagen, mir geht's sehr gut!"
Worauf der andere ärgerlich losknurrte: „Ach, Sie — mit Ihrer ewigen Originalitätshascherei!" Spt.

Lieber Simplicissimus!

Maxl Taussig in Prag bestellt sich ein Schnitzel. Das Schnitzel schmeckt ihm nicht. Draußen steht ein Dienstmann.
Maxl winkt dem Dienstmann und heißt ihn, das Schnitzel essen.
Der Dienstmann vertilgt das Schnitzel, wischt sich den Bart und spricht: „Bittäh — macht sechs Kronen — meine Taxe."

•

Auf dem Dresdner Hauptbahnhof gegen Mitternacht. Ein Nationalsozialist in voller Kriegsbemalung tritt an den Zeitungsstand und verlangt laut und mit militärischer Kürze Goebbels „Angriff", der gerade wieder einmal verboten ist. Der Zeitungshändler: „'n Angriff? — Nee, dän kann ich Ihn' leider nich gäm. — Aber v'leicht nähm Se was anders Hibsches?"

•

Aus einem Prospekt:
„Wie bist du, Weib? Von Med.-Rat Dr. Bernhard Bauer." „Das Werk reißt den Schleier, der über das Weib gebreitet ist, rücksichtslos herab. Hier wird in allgemeinverständlicher Form das Weib von der Wiege bis zum Grabe verfolgt."

•

Aus einem Konzertprogramm:
Dr. Kurt Singer
Berliner Ärztechor
Wenn ich einmal soll scheiden . Bach
Komm, süßer Tod . . . . Bach
EG 1904

Song des Jazzspielers von der Sommernacht

Von Anton Schnack

Nachlässig, in seidenem Fracke,
Jeden Abend von neun bis drei
Brilliert meine Schlagerattacke
Unter Gesumm, Gelächter, Geschrei.

Die Bar hat die Fenster offen,
Und manchmal weht etwas herein,
Das macht mich plötzlich betroffen.
Ich denke: Was mag das wohl sein?

Das ist kein Parfüm von den Damen,
Die unter mir sitzen, halb nackt.
Das riecht nach Blättern und Samen.
Das zittert ins Blut. Das packt.

Ich erinnere mich schmerzlich: der Sommer
Liegt über der Landschaft mit Pracht.
Wie an reine Dinge ein Frommer
Denke ich der süßen Leuchtkäfernacht.

Wie lang sah ich nicht mehr nach oben,
Ich Tier im Stadtlabyrinth,
Ich jage des Nachts die Synkopen,
Der Tag mir mit Schlafen verrinnt!

Ich öffne die Nasenflügel
Und spiele blasiert und verträumt,
Ich sehe vor mir tausend Hügel
Mit Sternenpunkten gesäumt.

Ich möchte im Nachtgrund sitzen
Auf Klee wie auf einem Thron,
Und blasen beim Fernwetterblitzen
Schwermütig mein Saxophon.

Nachlässig, im seidenen Fracke,
Jeden Abend von neun bis drei
Brilliert meine Schlagerattacke,
Aber ich bin nicht dabei.

Gino / Von Walther Rode

„Diesen Gino, der gestern aufgetaucht ist", sagte die Hamburger Tänzerin, die groß und schlank und jung war, aber hölzern tanzte, zu ihrer Kollegin Genia, „diesen Gino möchte ich für mein Leben gerne haben, aber ich glaube, er fliegt auf dich."

„Gino kann mir entwendet werden, dieser Zuhälter", erwiderte Genia, die nicht so schlank und nicht so jung und entfernt nicht so hübsch war wie die Hamburgerin, aber erheblich besser tanzte.

Genia nestelte sich ihr rotes Flitterkleid, das den Oberkellner vom „Imperial" in Mährisch-Ostrau dreitausend Tschechenkronen gekostet hatte, behutsam ab, dann begann sie ihre etwas längliche Nase mit einem in Alkohol getunkten Wattefleck abzuschminken. Die Hamburgerin hatte sich auf den einzigen Garderobeschemel niedergelassen. Ihre Gedanken waren auf Gino und auf eine Aussprache über Gino gerichtet.

„Dieser Gino ist ein Bandit, ein Erpresser, ein Zechpreller", setzte Genia, den Absichten der anderen dienend, das Gespräch über Gino fort. „Weißt du, was mir mit diesem Gino in Lugano passiert ist?"

„Dir ist schon einmal etwas mit Gino passiert, du Glückliche?" fragte die Schlanke.

„Ja, ich erzähl's dir geschwind. Der Professor, dieser alte Trottel, kann warten. Der redet immer über Ausgrabungen. Hör zu: Im April haben wir in Lugano im ‚Cecil' gearbeitet. Ich bin damals aus Kairo hingekommen. Es war schon mehr als öd im ‚Cecil'. Am zweiten Abend hat sich dein Gino zu uns gesetzt. Dicht neben mich. Die Visage und das Geschau haben mir schon nicht gefallen. Der Bursch, weil er gut gewachsen und ein Dortiger ist, glaubte, jedes Mädel gehört gleich ihm. — Nach Schluß hat er mich in meine Pension begleitet. Am Haustor fragt er, ob er mich schlafen legen darf. Ich sag: ‚Fahren Sie ab', und suche meinen Schlüssel im Beutel. Ich finde ihn nicht. Da zieht er ihn aus der Tasche. Meinen Schlüssel aus seiner Tasche! Hat der Kerl mir den Schlüssel geklaut gehabt! Und schon war er drin mit mir im Haus! Ich traue mich nicht, Spektakel zu machen: es war eine feine Pension. Auch meinen Zimmerschlüssel hat er gehabt! — Ich lasse ihn ins Zimmer, und bleibe im Gang. Ich denke mir: er wird schon wieder herauskommen. Nach einer Weile, da er nicht kommt, trete ich ein. Liegt dieser Mensch nicht splitternackt in meinem Bett? Ich sage: ‚Hinaus mit Ihnen, Sie Fallot!' Er aber springt auf und versucht, mir die Kleider herunterzureißen. Es war ein lautloser Kampf. Neben mir schlief die Inhaberin der Pension. Ich habe ihn zurückgepufft und bin auf den Balkon gerannt. — Nie in meinem Leben war soviel Wut in mir. Das kann man mit einem Bürgermädchen machen, das der Situation nicht gewachsen ist, habe ich mir gesagt, aber nicht mit mir. Wart, du gemeiner Halunke, dir werd' ich's zeigen! Was habe ich getan? Erst habe ich die Balkontür und das Fenster aufgemacht. Es war eine kühle Nacht. Dann bin ich zum Bett gesprungen und hab' ihm die Decke weggerissen. Dann hab' ich das Leintuch unter ihm gepackt und weggetan. Bis er nackt bei offener Balkontür und offenem Fenster im leeren Bett gelegen ist. — Nun konnte ich warten. Es war zwei Uhr morgens. Ich saß auf dem Balkon im Mantel, und in Bettdecke und Leintuch gehüllt. Ich bildete mir ein: er wird doch endlich aufstehn und gehn. Er aber stand nicht auf und ging nicht. Es schlug drei, es schlug vier, es schlug fünf. Er blieb und fror und trotzte. Er wollte mich für meinen Widerstand strafen und riskierte dabei eine Lungenentzündung. Und so schlug es sechs Uhr. Da sprang er plötzlich auf, zog sich an und wollte weggehn. Ich habe ihm, noch ehe er ging, wie er aus der Türe trat, einen Fußtritt in den Hintern gegeben. — Was sagst du also jetzt zu deinem Gino?"

„Wirklich ein fabelhafter Mensch!" antwortete die Hamburgerin. —

Schwimmunterricht

(Rudolf Kriesch)

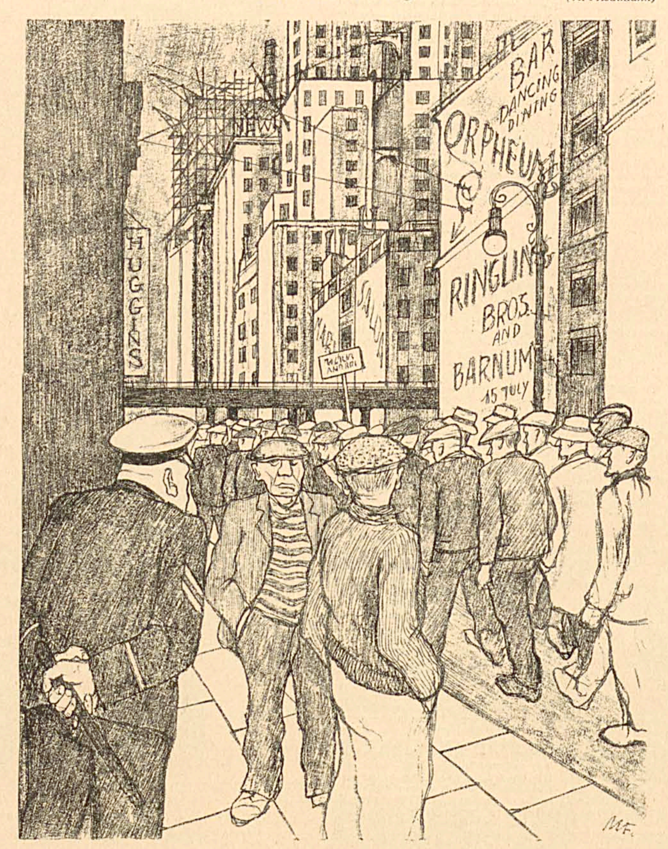


„Und was dann, Fritz, wenn der Schlauch platzt?" – „Na, denn is der eben ooch hin!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Entlastung

(M. Frischmann)



„Please, Policeman, wir haben den Krieg mitgemacht und müssen jetzt hungern!" — „Aber ihr guten Leute, kann denn vielleicht der Staat etwas dafür, daß ihr nicht gefallen seid?"

Vom Tage

Im Wuppertal wurde kürzlich die Polizei in Kenntnis gesetzt, daß im Nebenzimmer eines Gasthauses eine langgesuchte Gaunergesellschaft eine Sitzung abhalte. Bis die Polizei aber kam, war die Sitzung der Gauner schon beendet und das Nebenzimmer in Benutzung genommen vom Vorstand eines „Vereins zum Schutz der Interessen der bürgerlichen Mitte". Plötzlich erschien das Überfallkommando und brachte mit dem Ruf „Hände hoch!" den gesamten Vorstand trotz aller Einsprüche zur Wache. Nur schwer war die Polizei von ihrem Fehlgriff zu überzeugen.
— Selbst in den Irrtümern des Papa Staat verbirgt sich eine höhere Weisheit.

*

Nachdem so ziemlich alle Großstaaten sich hinter chinesischen Mauern eingemottet hatten, folgten mittlere und kleinere dem Beispiel nach. Jetzt hat auch Island sich für autark erklärt, und man liest auf der ganzen Insel Plakate: „Isländer, kauft nur isländische Waren!"
— Wenn sie nun auch wenigstens ihre Depressionen selber verbrauchen wollten!

Teha

Giftgas für alle / *Von Peter Pons*

Bitte nicht erschrecken,
Ihr Heldenfrauen und Stammtischkanonen,
der nächste Krieg wird auch Euch nicht verschonen;
da gibt's kein Sichdrücken und kein Sichverstecken,
da gibt's keine Säbel und kaum noch Gewehre,
aber unglaublich viel Feld der Ehre,
auf dem wir gemeinsam vergast verrecken.
Bitte nicht erschrecken!

Distanz wahren

Unbewegt und ruhig lächelnd schreitet er durch den allgemeinen Wirrwarr.
Die angstvollen Mienen der Menschen kümmern ihn nicht. Die gedrückte Stimmung ficht ihn nicht an.
Inmitten des Chaos bleibt er gelassen.
„Was sagen Sie zu der furchtbaren Lage?" fragt man ihn.
Er macht erstaunte Augen.
„Wieso furchtbare Lage?"
„Aber, lieber Mann! Lesen Sie denn keine Zeitung?"
„Nein!" antwortet er seelenruhig.
Die Leute sind fassungslos.
„Keine Zeitung? Ja, sind Sie denn verrückt?"
„Im Gegenteil!" lächelt er überlegen. „Jetzt Zeitung lesen ist doch blanker Unsinn. Da warte ich lieber vierzehn Tage, bis alles entschieden und vorbei ist."

Bescheidenheit

(J. Fenneker)



„Woran mögen nun wohl so die Männer denken, die uns nachlaufen?" — „An die letzte Notverordnung."

Mädchen am Sonntag / Von Ernst Klotz

Alle sind sie unterwegs und hoffen,
Hoffnungslos sind die nur mit Mama,
Allen andern steht der Himmel offen,
Denn sie wittern ja: der Mann ist nah!

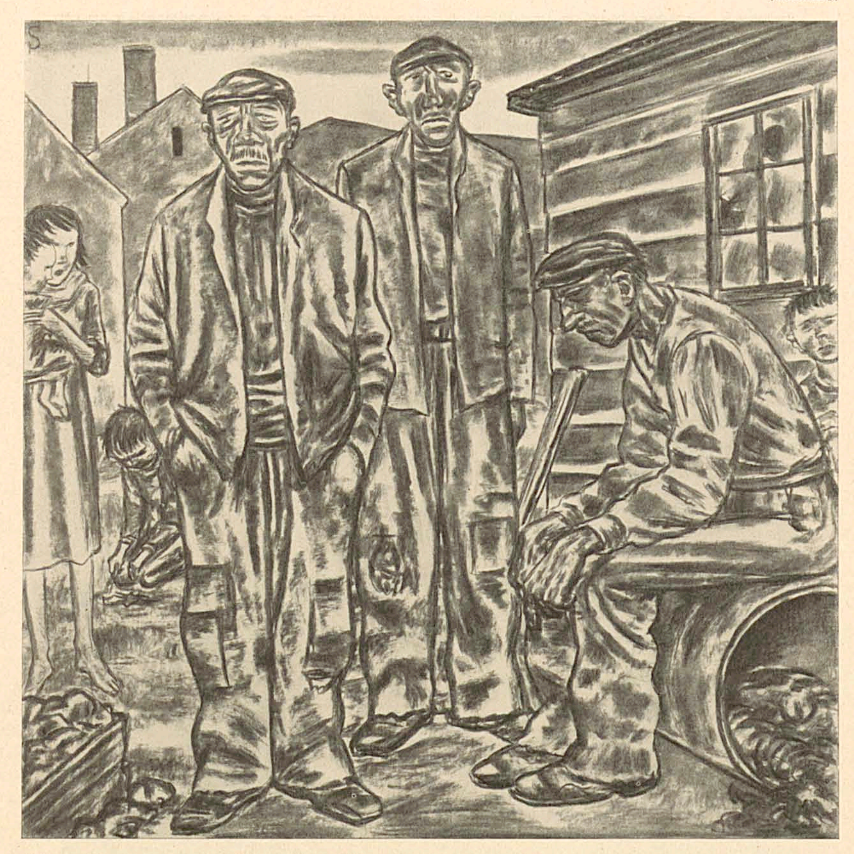
Lüstevoll durchstreichen sie die Straßen,
Lauernd, wann nun einer kommt und will.
Wird es nichts, mit arroganten Nasen,
Schiefen Mundes ärgern sie sich still.

Denn die Zeit entwertet ja entschieden
Den erotischen Privatbesitz.
Die nun haben, sind deshalb zufrieden
Und markieren Bildung oder Witz.

Und die früher schon einmal Beglückten
Stechen wieder die Novizen aus.
Gegen diese aufgeregt Entzückten
Pendeln sie legaler mit nach Haus.

Die nichts fanden, haben sich inzwischen
In die Fensterrahmen eingesargt,
Und von da mit Blicken und mit Zischen
Wird den Glücklichen der Mann verargt.

Wenn einer eine Reise tut, läßt er sich was erzählen (E. Schilling)



„Wir müßten dem alten Hindenburg hier eine Baracke schenken — dann wird er bei seinem nächsten Erholungsaufenthalt schon auf bessere Gedanken kommen!"

Lieber Simplicissimus!

In einem oberhessischen Dorf findet die vor der Konfirmation jeweils fällige „Vorstellung" der Konfirmanden statt. Vorstellung besagt: Der Pfarrer stellt die von ihm im Glauben Gefestigten der Gemeinde vor, und es spielt sich das übliche, auf Stichwort geprobte und am Schnürchen laufende Frage-und-Antwort-Spiel ab.

Der Pfarrer fragt, und die Gefestigten geben brav ihre Sprüchlein von sich wie gehabt.

Bis der Hirte der Seelen sich zu dieser schwerwiegenden Erkundigung aufschwingt: „Und nun sage mir: was erfolgt nach der Geburt?" — die selbstverständliche Antwort erwartend: „Nach der Geburt erfolgt die Taufe des Neugeborenen!" Aber siehe, der oberhessische Junge, an den diese durchaus auf bekanntem Gebiet sich bewegende Frage gerichtet ist, entscheidet prompt, logisch und sachlich: „Nach der Geburt, Herr Pfarrer, erfolgt die Nachgeburt!"

*

Einen denkwürdigen Ausspruch tut ein Mann in der Trambahn, als er die Zeitung durchfliegt. Er bemerkt, daß verschiedene Passanten in sein Blatt sehen. Weiß der Teufel warum, er faltet auf einmal die Zeitung zusammen und steckt sie verärgert in die Tasche.

„Jetz hob'ns wieda wos für dö ganz' Woch, dö Scheißzeitunga!" murrt er. „I' sog ja!... Für 'n kloana Gschäftsmann gibt's nix ois wia Notverordnunga, aba d ö! Dö Zeitunga hobn oiwai 's Glück! Für dö passiert oiwai wos, daß s' a Gschäft macha!"

*

In der „Neuen Leipziger Zeitung" erschien folgende kleine Anzeige:

Altertum

Eine gut erhaltene, in Leder gebundene Bibel aus der Zeit Christi, m. Bildern, zu verkaufen. L.

*

Ein altes, sehr reiches, aber auch sehr zänkisches Weib war von einem Hunde gebissen worden. Das Tier wurde niedergeschossen. Die Obduktion ergab Tollwut. „Werde ich nun auch die Tollwut bekommen?" fragte die Alte.

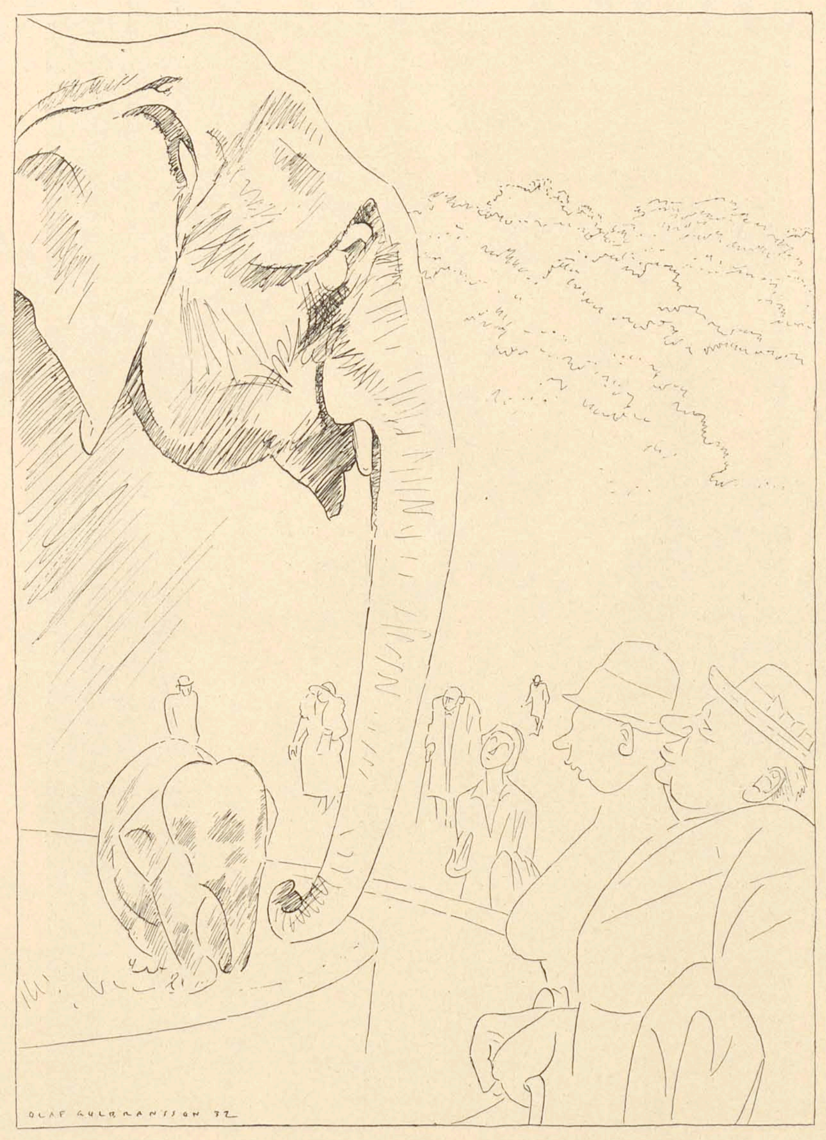
Als man ihre Frage schonend bejahte, verlangte sie einen Bleistift und Papier und schrieb in fieberhafter Eile eine lange Reihe von Namen nieder.

„Das ist wohl", so fragte man sie, „eine Liste der Menschen, die Sie testamentarisch bedenken wollen?"

„Nein", zischte die Alte, „das ist eine Liste der Leute, die ich vor meinem Tode noch beißen möchte!"

Es lebe die Autarkie!

(Olaf Gulbransson)



„Siehst du wohl, Emilie, ein deutsches Elefantenbaby! Mit einigem guten Willen können wir uns also auch in der zoologischen Branche vom Ausland unabhängig machen!"

Ballast

(E. Thöny)



„Und Sie haben gar keine Angst gehabt, den Ozean ganz allein, ohne Mann zu überfliegen?“ – „Aber nein, auf dieser Seite gibt's ja auch genug Männer!“

Stuttgart, 10. Juli 1932 Preis 60 Pfennig 37. Jahrgang Nr. 15

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Der Kampf mit dem Drachen der Not

(E. Schilling)



Die Lanze der Verordnung sticht – doch nur den Drachen leider nicht.

Krach um die Krone / Von Karl Kinndt

Nun liegt der hohe Herr von Doorn
im Rennen wieder ziemlich vorn:
Die Sprossen beider Ehen
sowie die Enkelsöhnchen
liebäugeln mit dem Thrönchen,
das sie schon greifbar vor sich sehen!

Sie haben ja auch guten Grund:
die Republik liegt todeswund,
und ihre Ärzte wetzen
die nationalen Messer bloß,
um ihr damit den Gnadenstoß
zwecks rascher Heilung zu versetzen.

Doch ach, man ist in Doorn nicht eins,
wer würdig sei des Kaiser-seins —:
Er will für sich verzichten,
doch dafür soll sein ält'ster Sohn
besteigen den „ererbten Thron" —
Hermine aber sagt: mitnichten!

Sie will, daß der das Szepter führt,
den sie höchstselber produziert!
Doch Kronprinzfrau Cecilie
hält wieder ihre eigne Brut
für mindestens genau so gut —
und Aufruhr tobt in der Familie!

Oh, einigt euch! Und tut es fix,
sonst nützt die ganze Mühe nix,
das Thrönchen aufzurichten —:
dann kommt ihr grade an die Macht,
wenn rings das ganze Reich zerkracht
und es ist wieder Zeit zu — flüchten — — —

Ein Girl / Von Walter Kujawski

„Mieze, weißte schon, daß die Fanni in der nächsten Revue wirklich ein Solo hat?"

„Ph! Solo! Die zwei Sätze, die sie schon kriegen wird! So was wird doch nachher immer gestrichen. Und wenn es nur ein Satz ist. Und wenn der einen Lacher bringen könnte, doch schon ganz bestimmt. Das ließe sich doch die Almanura um keinen Preis gefallen."

„Na, das ist ja auch noch 'ne Sache für sich. Aber daß die Kröte, die Fanni, überhaupt schon an die Sätze 'rangekommen ist!"

„Da wunderst du dich?" Mieze Piefke zog bedauernd über dieses Nichtwissen die Schultern hoch. „Haste denn keine Augen mehr im Kopf?"

Rosa Schneider hielt erstaunt bei ihrer gründlichen Puderprozedur inne. „Verstehe kein Wort."

„Aber, Mensch, haste denn noch nie gesehen, wenn der Alte der Fanni in den Hintern kneift? Na? Kunststück, dabei zu 'ner Rolle zu kommen. Die soll ja manchmal richtig blaue Flecken am Achtersteven haben."

Rosa schüttelte den Kopf. „Na, so ein Schwein. Ich würde mir das nicht bieten lassen."

„Na, na, mein Liebling!" Mieze besah sich lächelnd in ihrem Klappspiegel. „Halt nur die Puste an. Alle würden das."

Rosa schwieg und überlegte. Möglich, daß Mieze recht hatte. Aber immerhin. Schließlich war doch auch ein Unterschied zwischen ihr und der Fanni. Sogar allerhand Unterschiede. Hatte die eine Figur, wie man sie in der Revue eigentlich haben müßte? Noch ein Jahr, und die war mehr als vollschlank. Der Busen! Und dann die Schenkel! Wie bei einem Mastschwein. Noch und noch.

Die Garderobiere kam mit den Kostümen. Eben wieder mal aufgebügelt. Oben lief ja noch die Rokokoszene. In zehn Minuten waren sie dran. In Badekostümen aus dem Jahr 1905. Der große Lacher der Revue.

Die Almanura hatte einen großen Grotesktanz. Und sie standen alle untergefaßt im Hintergrund und sangen siebenmal hintereinander den Refrain. Vom Kuß der Meereswellen, und daß sie alle kleine Nixen seien, die auf einen jungen Fischer warten. Und dann wurden die Beine etwas geschmissen.

Auch eine Beschäftigung. Vor zehn Jahren hatte sie mal große Rosinen im Kopf gehabt. Tanzstunden bei der Wigman. Extra nach Dresden war sie rübergefahren. Aber mit der Kunst war es dann doch Essig gewesen. Von ihrem letzten Geld hatte sie in Berlin einen Tanzabend gegeben. Solch einen Verriß hatte es kaum doppelt gegeben. Und dann? Leben mußte jeder. Da kam dann eben die Revue an die Reihe. Da konnte man froh sein, wenn man mal in der ersten Reihe stehen durfte. Mit der Frechheit weiterzukommen ging auch. Dazu war man aber eben wieder nicht frech genug. Ein Jahr lang war man noch anständig. Aber das legte sich, als man vierzehn Tage kein Mittag essen konnte, weil ein neuer Wintermantel gekauft werden mußte. Da kam dann so einer nach dem andern. Langsam rutschte man bergab. Und in der Revue blieb man egalweg ein Girl. Man durfte jedesmal neu froh sein, wenn man in der nächsten Revue wieder mithuppen konnte.

Eine Klingel schrillte. Ein letzter Blick in den Spiegel. Mieze war ja schon draußen. Sie lief schnell über den Gang. Die Eisentür zur Bühne schlug weit auf. Da kam ja erst Friedrich Fresco, der Tonfilmliebling, verschwitzt und außer Atem angerannt. Das Rokokobild war also erst aus. Draußen war noch Umbau. Die Schloßfassade wurde zurückgeschoben. Ein grauer Sammetvorhang fiel eilig. Es kam ja noch die Stepptanzeinlage vor dem Badebild.

Die Brothers standen noch in der Kulisse. Amerikaner aus Wurzen. Drei miekrige Burschen. Aber sie konnten allerlei.

Laut schlug eine Musikwelle auf die Bühne. Der Zwischenvorhang war aufgegangen.

Rosa quetschte sich in die Nullgasse. Die Jungens arbeiteten sauber.

Klack. Klack. Klackklackklack. Die harten Sohlen knallten auf der Vorbühne. Albern und kindisch quäkte dazu ein Saxophon.

Plötzlich spürte Rosa in der Enge der Kulisse eine Hand auf ihrem Rücken. Sie erschrak. Eine kalte, schweißige Hand fuhr über ihre nackte Haut. Das Märchen vom Froschkönig fiel ihr wieder ein. Als Kind hatte sie sich davor geekelt und gegrault. Nachts hatte sie davon geträumt und dann geschrieen, daß die Mutter erschreckt in ihr Zimmer gelaufen kam. Dann war das Licht brennen geblieben. Mutter hatte an Rosas Bett gesessen und ihre Hand gehalten, bis der schleimigkalte Frosch mit der goldnen Krone endlich weg war, ganz aus dem Erinnern verschwunden, und sie beruhigt wieder einschlief.

Rosa ahnte den Direktor hinter sich. Was tun? War eine Chance für sie da? Es war ja schließlich alles egal. Wozu gab es in der Garderobe eine Brause? Abwarten, was weiter kommt.

Da endlich die fette Stimme, die sie nur von den Proben her kennt. „Sie haben sich aber nett rausgemacht." Die Hand blieb kalt an ihrem Körper. Was meinte der Kerl damit? Ihre Tanzerei? Na, das bißchen Gehuppe, was hier zu leisten war, konnte jede Tippmamsell ohne große Proben genau so gut vollbringen. „Rausgemacht?" Das Wort lag fest in ihrem Ohr. Ach so! Na, noch ein Wörtchen, Dickerchen. Ein kleines Solo bringt monatlich fünfzig Mark Zulage. Die Hand blieb auf ihrer Hüfte. Wie angeklebt.

„Sind Sie eigentlich mit Ihrer Beschäftigung zufrieden?"

Also doch eine Chance! Rosa überlegte, nur eine Sekunde. Peinliche Situation.

„Das kann ich hier nicht so ohne weiteres sagen, Herr Direktor!"

Sie versuchte zu lächeln. Eine starre Maske griente den Revuegewaltigen an. Er strich über die glatte Seide der Kostümhose.

„Kommen Sie doch nach der Vorstellung mal in mein Büro. Vielleicht kann man mit Ihnen etwas in der nächsten Revue anfangen. Da ist eine Urwaldszene. Vielleicht kann ich Sie da einschieben." Seine Hand strich weiter über ihre Hüfte. „Also bis nachher!"

Er ging. Rosa blieb noch einen Augenblick stehen. Die Wurzener Brothers waren beim Dacapotanz. Sie mußte an ihren Platz. Wie in tiefem Trancezustand ging sie an Arbeitern, Feuerwehrleuten und Chorherren vorüber. Sie rechnete. Fünfzig Mark monatlich mehr. Was gingen davon wohl für Steuern ab? Und für die Krankenkasse sicher auch wieder etwas. Aber immerhin. Haben und Nichthaben!

Die Mädels standen schon alle in der Reihe. Sie schob sich auf ihren Platz neben Mieze. Die sah sie komisch lachend an.

„Na, Rosa, würdest du dich immer noch nicht von dem Ollen ein bißchen tätscheln lassen?"

Sie wollte antworten. Aber da flog schon der Vorhang auf.

Berliner Köpfe

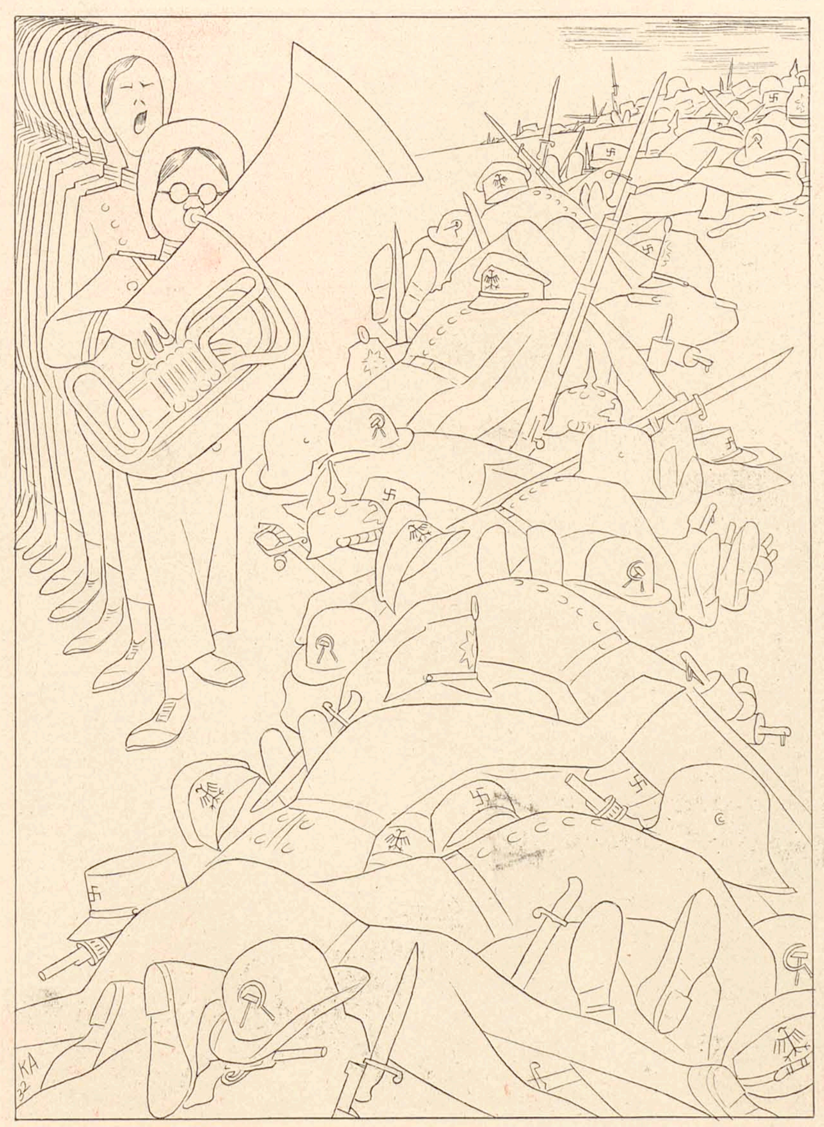
(Rudolf Großmann)



Der Hellseher Hanussen

Krieg der Uniform-Deutschen

(Karl Arnold)



Wenn das so weitergeht, bleibt uns am Ende nur noch die Heilsarmee.

Ferienlust und -leid

(Wilhelm Schulz)



„Großartig, vier Wochen lang Bankdirektors! Vor der Polizei brauchen wir keine Angst zu haben, wenn uns bloß der Gerichtsvollzieher nicht stört!"

Plenum / Von Hans Max Hackenberger

Du redst deins, und ich red' meins.
Jeder redet seins.
Heute reden wir uns feind,
morgen wieder eins.

Wenn wir reden, reden wir
aufeinander ein.
Ohne Streit verblöden wir –
und das darf nicht sein.

Widersprich und unterbrich.
Speie Haß und Hohn.
Brülle. Schlage auf den Tisch.
Das ist Diskussion.

Wichtig ist, daß man sofort
andrer Meinung ist.
Und im Anfang war das Wort.
Und die Tat ist Mist.

Daß mal was geschehen muß,
haben wir gesagt.
Doch die Tat und den Entschluß
haben wir vertagt.

Denn der Blödsinn ist komplett
und die Not im Gang
mit und ohne Kabinett
oder Parlamang.

Es ist piepe, ob wir eins
haben oder keins. –
Du redst deins, und ich red' meins.
Jeder redet seins.

Der ungeschehene Mord

Von Charly Conrad

Ich hatte schon in meiner Kindheit das Gewissen als eine furchtbare und unangenehme Macht empfunden und verschiedene, in einer gewissen Bauernschläue erdachte Methoden angewandt, mich seinen Belästigungen und Quälereien zu entwinden. Wollte ich beim Großvater, der Schuster war, ein besonders braunes, blankes Stückchen Leder stehlen, so ließ ich es in eine Bodenritze hinter dem Werkzeugtisch fallen. Später behandelte ich Geldstücke, die ich daheim in der Küche auf dem Schranke liegend fand, auf eine ähnliche Weise, indem ich sie unter die Spitzendecke schob, auf der die Brottrommel stand. Ich redete mir ein, daß dergleichen ja auch aus Zufall geschehen sein könne. Vermißte man die beiseite geschafften Dinge, so rief man wohl ein wenig erstaunt: „Ei, da ist doch das verfluchte Leder in die Ritze gefallen!", oder: „Oh, seht nur, wie sich das Geldstückchen unter der Decke versteckt hat!" Vermißte aber niemand die Gegenstände, so war ich der Ansicht, daß es alsdann auch kein Diebstahl sein könne, wenn ich sie nach einigen Tagen an mich nahm.

Und weiter: Mein Bruder Hans kam jeden Mittag um Viertel nach zwölf Uhr aus der Schule. Er ging den Weg, der unter unserem Balkon her führte. Wenn ich nun also einen Ziegel derart auf das Geländer dieses Balkones legte, daß er beim kleinsten Windstoß herabfallen mußte, so war es wohl auch kein Mord, wenn zufällig der Windstoß sich um diese Zeit auftat, um den Stein hinabzuschleudern. Und selbst dann war es noch keineswegs unbedingt sicher, daß der Ziegel ausgerechnet auf den Kopf meines Bruders Hans fallen mußte.

Aber das Gewissen ließ sich auf die Dauer nicht übertölpeln, und ich hielt es für vorteilhafter, jeden Konflikt mit ihm zu vermeiden. Ich hatte mich um die Zeit, da ich das Elternhaus verließ, schon vollständig der furchtbaren Macht des Gewissens unterworfen, und zwar aus keinem anderen Grunde, als aus Angst vor den mörderischen Qualen, die es den Menschen zu bereiten imstande ist.

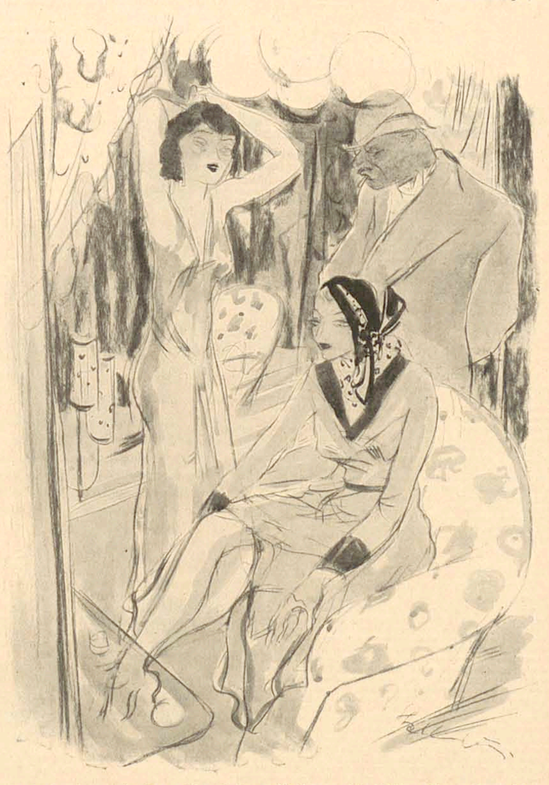
Nach Jahren rief mich der Tod meiner Mutter wieder in die Vaterstadt zurück. Das Haus, welches ich als ein phantastisches, geradezu palastartiges Bauwerk im Gedächtnis hatte, erschien mir klein, eng, schmutzig und trostlos düster. Die Mutter lag im gleichen Bette aufgebahrt, in dem auch der Vater gestorben war, und im gleichen Zimmer.

Mein Bruder Hans, der inzwischen ein fetter, stattlicher Mann geworden war und sich völlig unberechtigt des Hauses bemächtigt hatte, wies mir zur Nacht ein elendes Zimmer im Nebengebäude an, und ich legte mich, indes in meinem Gemüt eine seltsame Mischung von Schmerz und Zorn wühlte, gegen elf Uhr ins Bett. Das Ticken meiner Taschenuhr auf dem Nachttisch, das ich sonst nie vernahm, störte mich, überreizt wie ich war,

(Schluß auf Seite 174)

Vorzug der Transparenz

(E. Wallenburger)



„Ich glaube, mein Herr, Sie würden mit diesem Kleid Ihrer Frau Gemahlin eine große Freude machen." — „Jewiß, aber den Männern, die durch det Kleidchen durchsehen, noch 'ne viel jrößere!"



Bruno Nelissen Haken: Angeklagter Schleppegrell. (E. Diederichs, Verlag, Jena.)

Dem „Fall Bundhund", der den Autor mit einem Schlag bekannt gemacht hat, läßt er nun diesen neuen Roman folgen, ebenso aktuell, ebenso mutig, ebenso erschütternd. Es geht diesmal, an der Hand eines Meineidverfahrens, um die heutige Rechtsprechung, um die Fragwürdigkeit ihrer Objektivität, um das Hineinspielen parteipolitischer Interessen und Machtfaktoren, um das Verhältnis von Polizei und Justiz und ähnliche Probleme. Die Figuren und Vorgänge sind für jeden, der schon einmal hinter die Kulissen dieses Theaters geblickt hat, von peinlichster Lebenswahrheit — der Verfasser ist nicht umsonst selber juristisch gründlich geschult. Man täte ihm bitter Unrecht, sein Buch mit dem Schlagwort „tendenziös" abzutun; es steckt neben der menschlichen Wärme soviel Wille zur Sachlichkeit und soviel Gestaltungskraft darin, daß es allein schon als künstlerische Leistung Respekt verdient, von dem das Gewissen aufwühlenden Schicksals-Sonderfall ganz abgesehen. Dr. Owglaß

Ernest Hemingway: In unserer Zeit. Erzählungen. (Rowohlt, Verlag, Berlin.)

Hier sind fünfzehn Erzählungen, die schon ein Äußerstes an Gedrängtheit und Kürze darstellen. Diese neue Form wirkt erregend, zumal dabei auf keine Pointe hin erzählt wird und fast jede dieser meisterhaften Kurzgeschichten schroff und unerwartet endigt. Sozusagen: Schicksale, gekürzt. Oft ist es eine belanglose Situation, die mit knappesten Sprachmitteln eine spannende Wirksamkeit erreicht, einen eigentümlich strengen, lebendigen Reiz. Dies schien Hemingways Absicht und Aufgabe. Ein Geschehnis als solches, ohne jegliche literarische Deutung, den Sinn eines Ereignisses, der sich in seiner eigengesetzlichen Realität manifestiert, möglichst unmittelbar an den Leser weiterzugeben. Atmosphäre statt Fabel, Darstellung statt Psychologie, Bericht statt Analyse. Was darüber hinaus dieses im tieferen Sinne abenteuerliche und unerhört bewegende Buch auszeichnet, ist die große, männliche Haltung, der nachdenkliche Stolz, der noch das Bitterste klar und ohne Anmerkung sagt. Ernst Kreuder

Rudolf Olden: Das Wunderbare oder Die Verzauberten. (Rowohlt, Verlag, Berlin.)

Da sind sie alle vereint, die bekannten Außenseiter von Religion, Chemie, Physik, Medizin und der übrigen Wissenschaft unserer Tage. Weißenberg, Zeileis, Schappeller, Tausend, Krishnamurti, die Okkultisten, die Christian Science, Therese von Konnersreuth u. a. werden von verschiedenen Autoren gewürdigt, soweit dreieinhalbhundert Seiten Platz bieten. Rudolf Olden hat diese Sammlung mit einem sehr klugen Vorwort herausgegeben. Dem einen mag „das Wunderbare" an sich lächerlich vorkommen, der andere kennt es nicht — während Tausende ihm alles opfern. Aber das scheint gerade eine Eigentümlichkeit des Wunders, daß immer nur ein Teil der Menschen daran glaubt. Und „es ist immer nur der Glaube, der diese Wunder tut", erkennt schon Paracelsus. Ungeklärt bleibt, wie der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung des Wunderbaren, also zwischen Prophet und Anhänger, hervorgerufen wird. Die Psychologen sprechen vom „Zustand der Erlöser-Neurose" beim Wundertäter, andere wieder erklären seinen Einfluß mit dem „Od", das der Prophet ausstrahlen soll; die Parapsychologen verlegen solch rätselhafte Vorgänge in das Gebiet eines unter dem Unterbewußtsein gelagerten „Vegetativbewußtseins", ganz Moderne reden von „psychochemischen Auswirkungen". Zweifellos, es ist stets etwas Wunderbares um ein Wunder. — Abgesehen vom unterhaltenden Interesse, das solche Lektüre bietet, ist dieses Buch als zeitgeschichtliches Dokument zu empfehlen. Ein wertvoller Beitrag zu einer Kulturdarstellung von heute. Karl Kurt Wolter

(Schluß von Seite 173)

auf die peinlichste Weise, und ich mußte die Uhr auf ein Taschentuch legen. Trotzdem glaubte ich das Ticken noch immer zu vernehmen, als ich mich schon im Hausflur befand. Die kleinen Fenster in der Tür standen offen, und durch ein geschmiedetes Gitter blickte ich in den mondhellen Garten. Der friedliche Anblick ließ etwas wie Weichheit in mir aufkommen, die ich schnell unterdrückte, um unverzüglich ans Werk zu gehn. Die Fetzen der feuchten Tapeten, die wie große tropische Blätter von den Wänden hingen, streiften mein Nachthemd, und meine Füße klatschten häßlich auf den Steinen. Mein Bruder Hans hatte seine Schlafzimmertür nicht verschlossen, ich dachte, der ist noch derselbe dumme, lachende Leichtsinn wie früher, ärgerte mich, daß er seinen Hals so ganz ins Bett vergraben hatte, zog die Decke sachte beiseite und faßte mit einem rücksichtslosen Griff seine Kehle. Ich fühlte durch das Fleisch hindurch den Kehlkopf und die Luftröhre, umklammerte alles mit den Fingern meiner rechten Hand und zerrte es gleichsam heraus. Ob mein Bruder Hans geschrieen hat, weiß ich nicht, denn ich war zu eingehend mit meiner Sache beschäftigt.

Ich packte ihn auf meine Schultern, er war furchtbar schwer. Das kommt vom vielen Schlemmen, dachte ich und schleppte ihn die Kellertreppe hinab. Meine Füße klatschten wieder häßlich über die Steine, aber ich fand sogleich das Loch. Hier hatten wir im Kriege verbotene Schinken und Kartoffeln versteckt gehalten. Der Kopf meines Bruders krachte auf die steinerne Kante, daß ich dachte, jetzt hat er sich auch noch den Schädel gebrochen. Ich stieß den Kopf mit dem Fuß ins Loch, legte die Bretter wieder auf und die Steine darüber sorgfältig nebeneinander. Als ich die Treppe heraufkletterte, glaubte ich schon hinter mir Modergeruch zu spüren. Mir wurde übel, ich fiel quer ins Bett und hörte die Uhr ticken. Der Morgen schien schon streifenweise durch die Jalousien. Ich zog sie empor und blickte in den Garten. Noch standen die Bäume kahl wie Gerippe, und in diesem Augenblick schüttelte es mich — es hatte mich überfallen, es kroch über meinen Rücken, es schlüpfte in mein Gehirn und fraß den Verstand. Es blieb nichts als die Überzeugung, daß, gesetzt den Fall, man werde die ziemlich raffiniert versteckte Leiche wirklich nicht finden — ich doch niemals in meinem Leben auch nur eine Sekunde mehr haben würde, wo das Krachen des Schädels, der weiche Widerstand des zusammengestauchten Fleisches gegen die Bretter, kurz, alle diese entsetzlichen Erinnerungen mich nicht foltern würden bis zum Wahnsinn.

Ich legte meinen Browning zurecht und ging in das Schlafzimmer meines Bruders. Ich hatte noch eine ganz leise Hoffnung. Schon von jeher hatten mich seltene, aber ungemein plastische, ja geradezu atemberaubend realistische Träume zuweilen zwar beglückt, meistens aber schmerzvoll verfolgt.

Ich stürzte, da ich das Bett leer fand, ins Wohnzimmer und sah meinen Bruder Hans am Tisch sitzen, wo er Kaffee trank und Buttersemmeln aß. Ich bekenne hier, daß ich seit meiner Kindheit zum ersten Male wieder betete, ein schluchzendes, stammelndes Dankgebet.

Nachruf auf die Deutsche Republik / Von Hans Seiffert

Sie war von Anbeginn ein Sorgenkind.
War lahm und taub. Auf einem Auge blind.
Und mit dem andern schielte sie nach rechts.
Sie merkte nie, von wannen ging der Wind.
Sie war fürs Militär — wie Kinder sind —
und völlig nebensächlichen Geschlechts.

Sie ließ sich gern mit großen Herren ein.
Die legten sie nach Kräften erst hinein
und brachen ihr dann vollends das Genick.
Sie starb und dachte noch, das muß so sein.
Drum steht auf ihrem schlichten Leichenstein:
Hier ruht nach Wunsch die Deutsche Republik!

Flickereien

Das Reich muß uns doch bleiben

Zuerst wackelten die Banken.
Das Reich nahm sich ihrer hilfreich an.
Dann wurde die Schiffahrt seekrank.
Das Reich, eingedenk des alten Wahlspruches: Navigare necesse est, vivere non, machte sie mit hundert Millionen wieder flott.
Nun ist die Schwerindustrie in Nöten.
(Sagt sie.)
Und das Reich greift Herrn Flick unter die Arme und kauft ihm zum vierfachen Kurswert seine Gelsenkirchen- und Stahlvereinspaketchen ab, damit es nicht die Holländer tun und somit Gott behüte unsere nationalen Industriespekulanten überfremden.
Dies die Tatbestände, die wir erörtern.
Dann debattieren wir, wer bei diesen Sachen nun eigentlich den Dummen macht.
Ein Harmloser meint: „Staatssozialismus. Der Staat kontrolliert Bankwesen, Schiffahrt, Schwerindustrie. Ist sozusagen Mädchen für alles."
„Sagen Sie lieber: Kontrollmädchen für alles!" erwidert ein Weiser.

Probatum est

Seit die Arbeitslosenversicherung besteht — es lebe unsere in der ganzen Welt als vorbildlich anerkannte Sozialgesetzgebung! können wir nicht umhin auszurufen —, hat Paul Wiewall pünktlich seine Beiträge gezahlt. Er mochte wollen oder nicht.
Nun ist er arbeitslos geworden. Als er aber ehrlich ersteuerte Unterstützung haben will, verweigert man sie ihm. Sein Vater, Invalidenrentner mit monatlich siebenundvierzig Mark vierunddreißig, solle ihn unterstützen, sagt man. Siebenundvierzig Mark vierunddreißig sei ein schönes Geld, sagt man. Genug für zwei. Das Ganze nennt sich Bedürftigkeitsprüfung.
Verzweifelt sitzt Paul Wiewall auf der Bank am Stadtgraben und klagt sein Leid. Einer legt ihm begütigend die Hand auf die Schulter: „Mach's doch wie die Jroßen von Stahlverein. Jehst einfach noch mal hin un sagst, die Holländer wolln dir uffkoofen. Schonst ham se Angst vor die Ibafremdung, un du kriejst deine Untastitzung!" hs

Die Toteninsel / Von Stefan Kat

Das Ganze wäre wahrscheinlich nie aufgekommen, hätte der Pariser Journalist Albin Gerbault nicht Schiffbruch erlitten. Auf seinem schmucken Kanu den Ozean überquerend, geriet er in einen bösen Taifun, kenterte und trieb einen Tag und zwei Nächte hilflos auf dem Wasser. Am Morgen des dritten Tages warf ihn eine Sturzwelle ans Ufer einer Insel.

Gerbault hatte keine Ahnung, wo er war; die Insel war auf seiner Seekarte ganz bestimmt nicht eingezeichnet. Auf eine langwierige Robinsonade gefaßt, schritt er ins Inselinnere; da trat ihm hinter dem schützenden Uferfelsen — Ivar Kreuger entgegen.

Kein Zweifel, er war es! Gerbault kannte ihn persönlich (wie man so schön sagt) aus Paris; hatte er doch seine Karriere einem frech erschlichenen Kreuger-Interview zu verdanken! „Herr Kreuger?!" — „Ja", lächelte der. „Wozu leugnen, wenn Sie ohnehin nie mehr in die Zivilisation zurückkehren und das Geheimnis nicht ausplaudern können!" Also waren die dunklen Gerüchte, daß der Edelschwede gar nicht tot sei, wirklich kein Börsenmanöver; Gerbault fieberte, weil ein richtiger Journalist auch dann zu fiebern hat, wenn keine Zeitung in der Nähe ist. Und schritt mit Kreuger in das Innere der wunderlichsten Insel, die je aus einem Meer emporgeragt war.

„Sie werden Augen machen!", versprach Ivar. „Und Auskünfte bitte erst nachher, bis Sie die anderen gesehen haben."

Unter Platanen — auf Inseln gehört sich das so — ergingen sich einige gut aussehende Herren, angeregt plaudernd. „Darf ich vorstellen?" lud der illustre Begleiter den immerhin doch verblüfften Gerbault ein, näherzutreten. „Herr Gerbault, einer der nettesten Zeitungsschreiber Europas." Die Herren verbeugten sich. „Und das, Herr Gerbault, — bitte fassen Sie sich . . . das sind . . ."

Also der eine Herr, der dickliche, war Baron Löwenstein, — ja, stimmt schon, der belgische Nabob mit dem Flugzeugunglück. Der schlanke Brünette war Baron Louis Rothschild. „Aber wie denn? Der lebt doch noch?" warf Gerbault, dem die Spezialität der Insel schon aufgegangen war, ein. — „Wie wir alle", sagte Löwenstein, elegant lächelnd. „Sie meinen, der lebt noch in Europa. Aber das ist nur sein Double. Louis selbst ist erfreulicherweise schon in unserer Mitte." Bei Jakob Goldschmid, den er nun kennenlernte, konnte Gerbault das entsprechende Mißverständnis also nicht mehr passieren. Auch nicht bei J. P. Morgan, bei Sir Henry Deterding und Mister Mellon. (Die anderen Herren waren weniger prominent und sollen also nicht detailliert genannt werden.)

Die Insel war, was Gerbault mit großer Ruhe über sein weiteres Schiffbrüchigenschicksal erfüllte, durchaus im Stile ihrer illustren Bewohner eingerichtet. Neben ihren Bungalows hätten jene von Hollywood wie armselige Köhlerhütten gewirkt; die Vegetation war üppig, das Essen — wie der immerhin verwöhnte Pariser Journalist am gleichen Abend feststellen konnte — noch üppiger; die Straßen mit glattem Marmor gepflastert, so daß es geradezu Blasphemie gewesen wäre, mit einem Auto unter der Rangstufe von Rolls-Royce darüber zu fahren. (M. Gerbault blieb ein solcher Verstoß dank der Aufmerksamkeit Herrn Kreugers, der ihm einen seiner sieben Wagen zur Verfügung stellte, erspart.) Und das Glück des verhinderten Robinson war vollends groß, als man ihm nach dem animierten Empfangsessen die Geschichte der Toteninsel erzählte.

Hier ist sie:

Wirtschaftsführer sind, das hat sich endgültig herausgestellt, von Berufs wegen vorausblickende Geister. Überdies sind sie Naturen mit einem unüberwindlichen Drang zur Gesellschaftsbildung. Also hatten die siebenundzwanzig reichsten Leute der Welt schon vor langer Zeit einen der Öffentlichkeit diskret entzogenen Weltverband gegründet, und nicht zuletzt deshalb eben, weil sie noch in der Hochkonjunktur begriffen, daß die nicht ewig dauern werde. Der Klub traf seine Vorbereitungen für diese schreckliche Zeit, in der man keine Börsenschlachten mehr schlagen, keine Konzerne gründen und keine Monopole kaufen können würde. All das brauchen aber die wahrhaft männlichen Naturen, und so mußte man rechtzeitig für Ersatz sorgen. Aus dem gemeinsamen, recht stattlichen Klubvermögen wurde im Stillen Ozean, weit weg von den üblichen Schiffahrtsrouten, eine hübsche Insel gekauft und seit dem Jahre 1928 in den gebotenen Zustand gesetzt. Alles war vorgesehen, komplett: mächtige Börsengebäude, imposante Direktorenzimmer, Warteräume für Regierungsvertreter, tiefversenkte Tresore, riesige Armeen (wenn auch, aus Rücksicht auf die insularen Raumverhältnisse, nur aus Zinn), nationalsozialistische Arbeiterparteien (aus dem gleichen Material) und was man halt sonst noch für das große Geschäft braucht. Als die Insel fix und fertig installiert war, durfte die Krise ausbrechen; denn nun gab es einen einzigen gesicherten Punkt auf der Welt, an dem das Spiel weitergehen konnte.

Unter allen Garantien der Geheimhaltung (zum Beispiel fand die entscheidende Klubzusammenkunft als Monatsversammlung eines Sparvereins „Immer brav!" in der Destille Pumke, Berlin-Neukölln, statt) ging der Klub daran, die Reihenfolge des Austretens zu bestimmen. Die Herren kalkulierten nämlich ganz richtig, daß ein gleichzeitiges Verschwinden aller Wirtschaftsführer die Welt erschüttern und das Geheimnis gefährden würde; also mußte eine bestimmte Reihenfolge, in der einer nach dem anderen die Reise ins gemeinsame Paradies antreten sollte, eingehalten werden. Es wurden Hölzlein geworfen und so nach den üblichen Prinzipien der Wirtschaftsführung die Namen und Termine der Reihe nach errechnet. Was dann einer uninformierten Zeitgenossenschaft als Bankrotte, Zusammenbrüche, Insolvenzen und Abschreibungen galt, war bloß die planmäßige Durchführung der bei Pumke gefaßten freien Entschlüsse. Auf diese Art gelang die Übersiedlung ohne jedes peinliche Aufsehen; um so mehr, als sie auf Jahre verteilt und in die Form von unerwartetem Ableben, plötzlichem Verschwinden und anderer, der klassischen Dramaturgie entlehnter Effekte verschattet wurde. Der aufmerksame Leser weiß bereits, daß dabei selbstverständlich nicht die Helden dieser Geschichte (und unserer Zeit) starben oder im Elend leben blieben, sondern treue Kammerdiener, gemietete Doubles und nicht selten gar nur gut imitierende Wachspuppen.

Die Herren selbst trafen wohlbehalten auf der Insel ein, der sie mit feiner Ironie den Namen „Toteninsel" gaben. Dort spielen sie weiter. Einer kauft den andern auf, einer kartelliert sich mit dem andern, Holdinggesellschaften und Investmenttrusts sprießen aus dem südlich fruchtbaren Boden, jeden Dienstag gibt's Hausse an der Börse und jeden Dreizehnten eine kleine, die Nerven angenehm stimulierende Baisse, die gesamte Industrie des Landes ist fein säuberlich in Monopole geschachtelt, — kurz, man lebt. Fern von Europa, fern von der Zivilisation, die aus den sybaritischen Ansprüchen der unteren Klassen die unangenehmen Spielstörungen erstehen ließ. Mit entsprechenden Radioanlagen ausgerüstet, sind die Herren der Toteninsel dabei aber durchaus in der Lage, die Entwicklung auf der übrigen Welt sorgfältig zu beobachten und auch ihren Einfluß geltend zu machen. Herr Schneider-Creuzot zum Beispiel, der gegenwärtig seinen Urlaub auf der Toteninsel verbringt, hat

(Schluß auf Seite 176)

Entschuldigung *(Rudolf Kriesch)*



„Was sehen Sie mich so an, junger Mann? Ich glaube, Sie denken beim Kartenspielen an ganz andere Dinge." — „Immer noch besser, als wenn ich bei den ganz anderen Dingen an das Kartenspielen dächte!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Zukunftstraum

(M. Frischmann)



„Wissense, wenn ick mal so mit meinem alten Rejiment diesen Bayern Raison beibringen könnte, hätte ick wenigstens det stolze Jefühl, daß ick dem Reich for meine Pension ooch noch wat leiste!"

(Schluß von Seite 175)

eine entzückende Apparatur in seinem Arbeitszimmer aufstellen lassen, auf deren Mattscheibe sofort ein Lämpchen aufblitzt, wenn irgendwo in der Welt ein Schuß losgeht. Herr Schneider-Creuzot hat sich auch schon glänzend erholt. Nicht anders Herr Bata, dem ein zuverlässiger Nachrichtendienst von jeder durchgelaufenen Schuhsohle Mitteilung gibt.

So ist denn die Toteninsel der einzige wirklich glückhafte Ort inmitten einer Krisenwelt. Und wenn Sie demnächst lesen, ein Wirtschaftsführer sei verschwunden, habe Selbstmord verübt oder sei gestorben, — glauben Sie das nicht! Sie wissen nun, daß er bloß die Überfahrt nach der glückhaften Insel angetreten hat, nach dem diesseitigen Walhall der modernen Helden.

Und wie die Kunde von der Toteninsel zu mir gedrungen ist, obwohl Herr Gerbault ehrenwörtlich Stillschweigen gelobt hatte? Redaktionsgeheimnis! (Und übrigens war es nur das kleine Ehrenwort.)

Vom Tage

Der Deutsche Sprachverein schickt sich an, die letzten Reste verächtlicher Fremdtümelei aus unsrer teutschen Muttersprache auszumerzen; denn das Dritte Reich ist nahe herbeigekommen. Ein Lichterfelder Mitglied, dem Wotans Raben flüstern, schlägt in der neuesten Nummer der Verbandszeitschrift eine Liste von Verdeutschungen vor. Aus „kokettieren" soll „schelmeln" werden; aus „Profil" ein „Gebüge"; aus „Organismus" „Leibtum". Aber auch aktuelle Begriffe werden in der sprachschöpferischen Weißglut umgeschmolzen. Aus einem „Defizit" soll ein „Fehlsal" werden, aus „pleite machen" (jüdisch-ostisch!) soll „fallenzen", aus „stagnieren" „sumpfenzen" werden.

— Und bei dieser glorreichen Weltwende wird es dann sein Bewenden haben. Teha

*

Nationalsozialistische Ehen werden im Himmel geschlossen. Darüber ist die „Leipziger Abendpost", die offenbar ihre ganz besonderen Beziehungen hat, unterrichtet. Sie schreibt in ihrer Nummer vom 31. Mai 1932: „Wir vergessen nicht, daß selbst die katholische Kirche auf Weisung des Zentrums ermordeten Nationalsozialisten das kirchliche Begräbnis versagte und auch den Segen bei der kirchlichen Trauung."

Mode-Renntag

(E. Thöny)



„Warum läuft denn der Schinder nich?" – „Weeßte, det Biest hat sich vorhin an den Mannekängs verkuckt!"

Schwierige Schätzung

(George Grosz)



„Wissen Sie, Gnädige, heute muß man eben jedes Kunstwerk nach drei Gesichtspunkten beurteilen: nach seinem ideellen, seinem illusorischen und seinem Pfändungs-Wert!"

Die kleine Zeitgeschichte

Gottgewollt

Eine schöne Bescherung:
Kürzung der Sätze in der Arbeitslosenversicherung, Kürzung der Sätze in der Krisenfürsorge, Kürzung der Wohlfahrtsunterstützung, verschärfte Bedürftigkeitsprüfung, Aufhebung des Versicherungscharakters der Arbeitslosenversicherung...
„Aber das ist ja unerhört!" ereifert sich ein Mitmensch. „Das ist ja ein Schlag ins Gesicht! Wo bleibt da das Christentum, das die neuen Männer immer im Munde führen?"
„Was wollen Sie? Man handelt eben nach dem Bibelwort: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen!" sagt ein Weiser.

Gruselfilm

Der neueste Schrei aus USA. sind Gruselfilme.
Man zeigt sie jetzt auch bei uns.
Da passieren schreckliche Dinge. Tote Raubmörder erleben eine fröhliche Wiederkunft und gehen über Leichen; ganze Städte veröden, die Bewohner fliehen angstgeschüttelt . . .
Die Zuschauer sollen — so will es wenigstens der Film — von Grauen und Entsetzen gepackt werden; sie sollen die Gänsehaut gar nicht mehr loskriegen.
Worauf Peschke richtig bemerkt: „Wenn ick so wat will, jenücht mich die Zeitung vollkommen!"

Ewige Wiederkehr

Im Café.
Am Nebentisch zwei Damen reiferen Alters.
Stück Holländer Kirsch, Erdbeeren mit Schlag. Schillerlocke, Mailänder Kuchen, Portion Schlag extra . . .
Und zwischendurch Reden. Reden. Reden.

Clou: „Ach, gesdrn habbj endlij widdr emal änne richdje Freude gehabbd!"
„Was war dn?"
„Mei Neffe, dr Gurdl, haddsj in der neuen Uhniform vorgeschdelld. Ach, zu hibbsch sahg 'r aus drinne, der Junge! Wissense — 'j glaube, es wärrd nu balde bessr wärn . . ."

hs.

Unser Führer

Die „Deutsche Buchhandlung" in München, die ihr Schaufenster stets mit wahrhaft teutschen Geistesfrüchten ziert, hatte jüngst inmitten dieser aufnordenden Werke ein riesiges, kunstvoll gerahmtes Lichtbild, Adolf selbst in voller Kriegsbemalung darstellend, aufgestellt, das mit folgender sinniger Unterschrift versehen war: „Adolf Hitler verkäuflich."

F. R.

Wechsel der Instrumente

Bloß Trommeln ist — was ich begreife —
ja schließlich auf die Dauer fad.
Drum zückt ER nunmehr seine Pfeife,
nach der die Welt zu tanzen hat.

Teils bläst ER selbst auf dieser Pipe,
teils bläst mal wer aus jenem Kreis,
den ER verschmitzt an seiner Strippe
zu gängeln und zu drängeln weiß.

Nur herrscht betreffend Tanzbegabung
nicht allgemeine Harmonie.
Der Glieder willige Gehabung
wird anderwärts zur Ataxie.

Das äußert sich denn recht verdrießlich:
zunächst einmal als contre-pas,
als Schimpfen, als Geräufe schließlich . . .
Wie heißt es doch? „L'éclat c'est moi!"

Ratatöskr

Klawuttke meckert sich eins:

Jotte, war det mal wieda een Klamauk um Maxe, weil se nich jesaacht ham: unentschieden, wat valleicht richtija jewesen wär, sondan een' Amerikana den Weltmeistatitel jejem ham! Jleich heeßt et: Schiebung! Na — und? Sind eben een nazjonalet Volk, die Amerikana, obwohl se aus allen Nazjonen zusammenjemixt sind, und nazjonal-sein heeßt doch nu mal, unjerecht jejen Fremde sein und de eijenen Leite rausstreichen uff Kosten von Zujereiste. Wer nich unjerecht sein will, det is 'n Pazifiste. Wenn alle jerecht wärn, denn jäb et in da janzen Welt keen Krach und keen Kriech und keen Jeholze!
Bei uns is ja nu ibaall ooch wieda Mord und Doodschlach wejen die SA.-Uniformen! Uniform vapflichtet. Den, der se trächt, den zu vakeilen, der eene andre trächt, oder der keene trächt, weil a, wenn a det dirfte, eene andre wirde traren. Uniform is jut — solange et bloß eene jibt. Und denn isse nich neetich. Aba det die Bayan nu so jejen sind, det is vielleicht ooch bloß 'n Regiefehla —: wer weeß, wenn se for die bayrische SA. weiß-blaue Hemden hätten vorjeschriemn, ob det denn nich doch leichter jejangen wäre? — Oda?
Der Prozeß Caro-Petscheck amüsiert mir. Reiche Leite könn' sich det Lem doch hibsch schwer machen! Die ham's dazu. Wenn ma det liest, freit ma sich jradezu, det een' der Zasta fehlt, so 'n Familjenkrach so jroß uffzuziehn! Der Prozeß kost't doch jewiß mehr, als die janze Sache wert is. Wenn ick reich wär, denn wollte ick meine Ruhe ham und sonst jar nischt. „Wech mit Schaden!" wirde ick saren, aba nich det Jeld an de Anwälte jem. Aba is ja janz jut, det die reichen Leite 'n bißken doof sind, denn die Anwälte und die Zeitungen und die Berichtastatta wolln schließlich ooch lem! Und for die is Caro Trumpf.

Wenn ick wieda an Maxe denke —: is doch komisch, det de janze Welt nu so 'n Boxkampf per Radio mitalebt und sich quasi 'n Urteil kann bilden — aba wat in 'n Parlament los is und wat se in Lausanne quasseln, det dirfen die Völka nich hean. Jeheimdiplomatie is abjeschafft. Sarense. Aba wat die Leite da zwischen Frihstick und Ahmdessen unta sich ausmachen, davon afährste so jut wie nischt. Oda bloß det, wat se for jut halten, dette det afährst. Oft denke ick mir, wenn die Völka nich so dämlich wärn, denn wärnse nich so dämlich. Schließlich und endlich kann 'n Volk ohne Rejierung imma noch eha existiean als 'ne Rejierung ohne Volk — is nich so? Tja, Jedanken sind ja nu allmählich det einzje, wat zollfrei is — und trotzdem is et bessa, ooch damit Autarkie zu treim und se for sich zu behalten. Sicha is sicha.

Jestan bin'ck an 'n SA.-Lokal vorbeijekomm', und da standen zwee Jungs vor — unbewechlich-stramm wie aus Eisen jejossen. Zuerst dachte ick, det sind anjezorene Puppen, aba wie'ck eene anstipsen wollte, hata mit de Oogen jerollt. Und da dachte ick mir, wie wir friha bei't Militär jeschimpft und jewettat ham iba so 'n Drill —: und die tun det aus freien Sticken und sind ooch noch stolz druff! So ändan sich die Zeiten. Freilich, wenn wir friha jewußt hätten, det ärjat andre, hätte uns det valleicht ooch Spaß jemacht — und wenn die det nu eenes Taachs eejal tun missen, denn macht sie det ooch keen Spaß mehr — jloomse det?

Det die Kirche 'nen jroßen Maren hat, wußten wa ja. Aba Jelsenkirchen kann ooch mächtich schlucken! Komisch, det for so Stitzungsaksjonen imma Jeld da is, aba for die Kriechsinvaliden und Kriechswitwen fehlen de letzten Jroschen. Wenn dausend kleene Leite den Jashahn uffdrehn, macht det ja ooch wenja Uffsehn, als wenn een jroßa Konzern hops jeht. Aba det wird ja nu allens anders wern! Wird et ooch. „Qui vivra, verra", hieß et friha in die Romane bei feine Jesellschaft. Na, und wer denn nich mehr lebt, wird det jroße Wunda em nich mehr ablicken. Nur Aksjen von Jasjesellschaften koof ick keene, denn ick firchte, die wern trotz jrößan Vabrauch mit die Einnahmen zurickjehn — vastehste?

Kaki

Kleines Menetekel

Von Benedikt

Jedem vierten – und selbst dem fleißigsten
Berliner fehlt Arbeit und Geld,
wofür auf den achtunddreißigsten
jeweils ein Auto entfällt –

Auf zehn Berliner, die hungrig sind,
ein Satter, der Glück und Geld hat:
so sind die Rollen verteilt, mein Kind,
im Totentanze der Weltstadt!

So ist das Leben nackt gesehn
und entkleidet vernebelnder Mystik,
und mancher findet es weniger schön
im kalten Licht der Statistik –

Man denkt sich müd und desperat:
das kann nicht lange mehr halten,
sieht man dazu den Vater Staat
mutlos die Hände falten!

Man tanzt und tanzt auf dem Vulkan
in bunt-bewegten Reihen
und macht sich blind und denkt nicht dran,
er könnte auch mal speien – – –

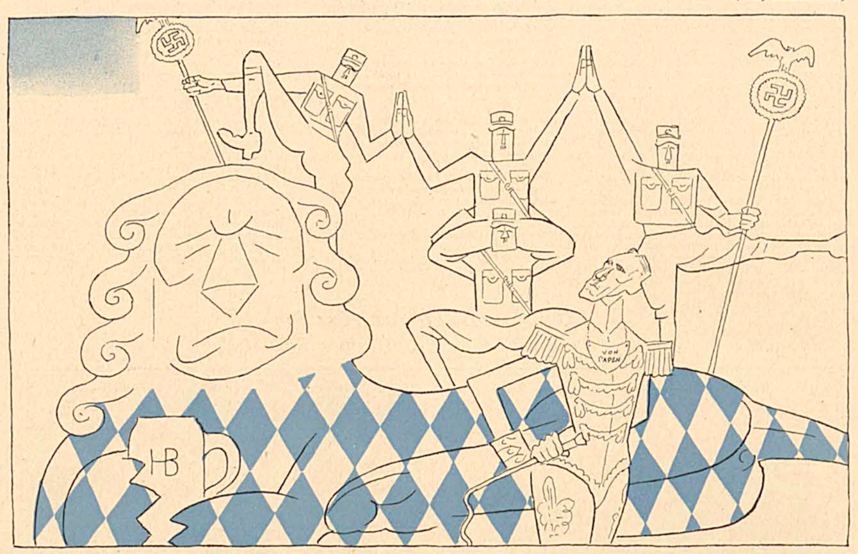
Unser Bilderrätsel:

(Th. Th. Heine) **Wer hat die neuen SA.-Uniformen bezahlt?**

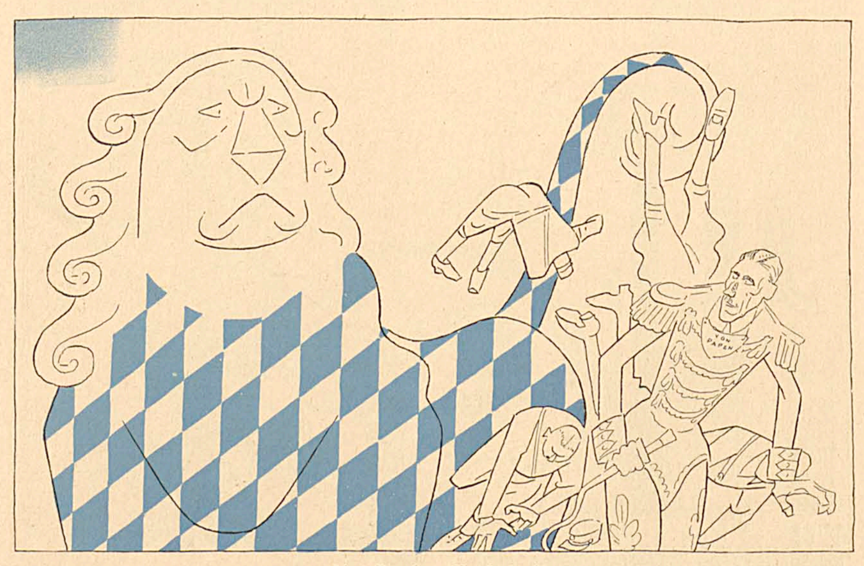


Gefährlich ist's, den Leu zu wecken!

(Olaf Gulbransson)



„Sie sehen jetzt den großen Dressurakt ‚Deutschland erwache'!"



„Mei Ruah will i ha'm!"

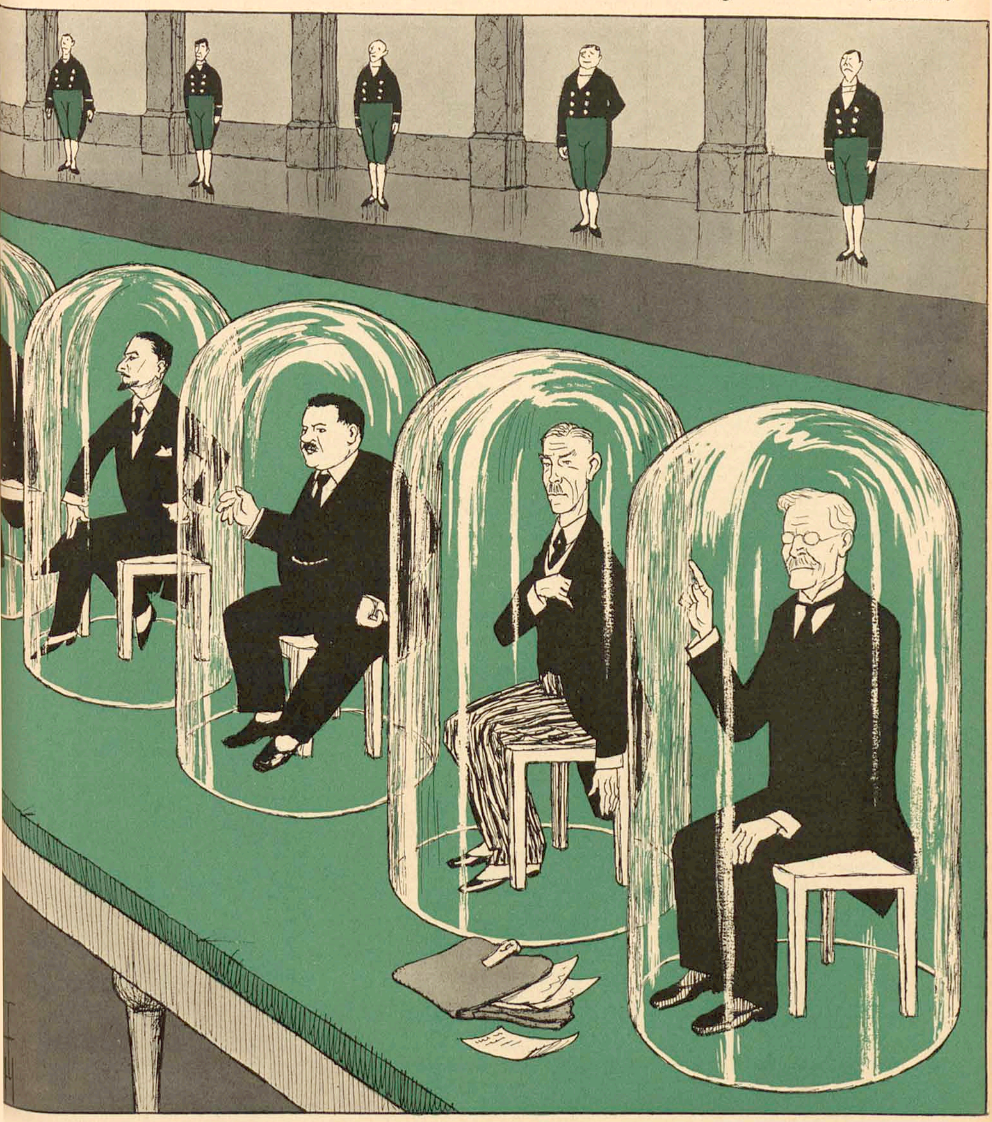
(Fortsetzung siehe oben)

Stuttgart, 17. Juli 1932 Preis 60 Pfennig 37. Jahrgang Nr. 16

SIMPLICISSIMUS

Aber wie ist's mit der Abrüstung?

(Th. Th. Heine)



„Jeder meiner verehrten Herren Kollegen hat natürlich von seinem Standpunkt aus völlig recht – aber leider ist sein Standpunkt nicht der meine!"

Reise-Erleichterung / Von Karl Kinndt

Wer Geld hat, kann nun ungehemmt
sich in die freie Schweiz begeben,
und Not und Elend bleibt ihm fremd,
wenn er nicht allzu üppig schlemmt:
mit siebenhundert läßt sich leben!

Auch in der Tschechoslowakei
kann badend er den Leib kurieren
und dann, von innrem Unrat frei,
fernab vom deutschen Wahlgeschrei
ein sorgenloses Leben führen.

Wer kein Geld hat, kann's leider nicht,
denn er hat hier kaum satt zu essen,
und bleibt, wo man in harter Pflicht
einander prügelt, schießt und sticht
aus vaterländischen Intressen.

Ihm fehlt auch schließlich jeder Grund,
sich auswärts künstlich zu entfetten,
denn die Verdauung ist gesund —:
er leidet nur an Rentenschwund,
und davor kann kein Bad ihn retten — — —

Will er sich trotzdem ohne Geld
entfernen aus dem Land der Krisen,
so fahre er, wann's ihm gefällt,
per Gas in eine andre Welt,
wo man nicht Paß braucht, noch Devisen — — —

Scheinwerferlicht! / Kleine Zeitgeschichte von Fred Steiner

Als Erna Gädicke, Anfangskontoristin bei Heß & Kleinlich, Damenkonfektion en gros, ihre Schreibmaschine zugeklappt, die Hände gewaschen und dann mit wenigen Strichen des Lippen- und Augenbrauenstiftes ihrem achtzehnjährigen Kindergesicht eine naiv-mondäne Note verliehen hatte, zeigte die Uhr bereits die achte Abendstunde: „Also, Lotte, willst du mir die zwei Märker geben?" — Die Buchhalterin Lotte Seifert blickt mißmutig von ihrer Arbeit auf: „Können wir leider nich machen, mein Kleines, wenn der Olle den Vorschußzettel sieht, gibt's nen mächtigen Krach." — Erna zuckt enttäuscht mit den Achseln: „Na, denn nich, liebe Tante", und damit schlägt sie ziemlich energisch die Türe hinter sich zu.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Nun könnt' er ja langsam anspaziert kommen!" Erna knöpft sich enger in den Mantel. Sie fröstelt. Vom Himmel stäubt feiner Nebelregen. Auf dem feuchtglänzenden Pflaster spiegeln sich verzerrt die rotleuchtenden Buchstaben: „Konditorei Kugelmann." Seit einer Viertelstunde schreitet Erna unruhig die glänzende Front der Auslage auf und ab. Vom Tiergarten herüber wehen Glockentöne: neun Uhr! Entschlossen drückt jetzt Erna die schwere Messingtüre auf und steht nun in dem hellerleuchteten Café. Ein dicker Herr im prallsitzenden Cutaway verbeugt sich achtungsvoll vor ihr. Sicher Herr Kugelmann persönlich, denkt Erna etwas verwirrt und nimmt an einem Marmortischchen Platz, das schräggegenüber dem Eingang steht. Nur wenige Tische sind in der kleinen Konditorei besetzt. „Lauter Liebespaare", stellt Erna mit einer gewissen Befriedigung fest und erinnert sich an „ihren Schauspieler", der sie vor drei Tagen in der Untergrundbahn angesprochen und mit dem sie sich für heute abend verabredet hat. „Wenn ‚er' kommt, ist gerade das halbe Dutzend Liebespaare komplett." — Aus diesen tiefsinnigen Erwägungen wird Erna durch einen Kellner gerissen, der ihr mit achtungsvoller Verbeugung die Getränkkarte überreicht. Unwillkürlich zuckt das junge Mädchen zusammen: dann überfliegt es rasch die Preise. Die spielen zwar bei ihrer völligen Mittellosigkeit keine Rolle, aber immerhin, man muß orientiert sein. Und weil Erna erfüllt ist von dem Gedanken, daß jeden Augenblick die Samtportiere zurückgeschlagen wird — und „er" eintritt, bestellt sie mit heiterer Stimme: „Ein Silberkännchen Mokka und Kuchen!" — Der Ober hat sich lautlos entfernt. Genießerisch lehnt sich Erna in ihren bequemen Samtsessel zurück. Aus einer Ecke des Lokals hört man jetzt das Surren eines Radios: Tanzmusik aus einem Londoner Hotel! Durch die schmale Gitterwand des Lautsprechers wellen einschmeichelnde Klänge. — Ein Hauch jener vornehmen Welt, die jetzt nach dieser Musik tanzt, streift die kleine Anfangskontoristin, umhüllt sie mit einem milden Nebel und läßt sie unmerklich ihre wirkliche Situation vergessen. Nur noch flüchtig denkt sie an das muffige Büro am Hausvogteiplatz. Die erregende Musik wandelt gleichsam ihr monotones Dasein, verleiht ihm Farbe und Phantasie, daß sie gewissermaßen mit wachen Augen zu träumen beginnt: von ihm, der kommen wird, um sie aus dem kleinlichen Alltag zu entführen: „Vielleicht hat er sich nur auf der Probe verspätet . . .?" Der Kellner ist an den Tisch getreten, stellt ein silbernes Mokkakännchen und eine zarte Porzellanschale mit kleinem köstlichen Gebäck vor Erna hin. Durch die blauseidig-rauchverwirrte Luft der weiß-goldenen Konditorei zittert die Melodie eines argentinischen Tangos lockend und sanft berauschend im Rhythmus. Mit spitzen Fingern führt Erna die Tasse zum Mund, nimmt einen Schluck Mokka und ißt die schmelzenden Köstlichkeiten; dann träumt sie weiter vom „neuen Leben", das mit ihm beginnen wird: „Wenn ‚er' einen Wagen hat, könnten wir übern Sonntag wegfahren . . . nach Wannsee . . . jeden Samstag . . . er muß mich schon um drei Uhr von Heß & Kleinlich abholen . . . natürlich wird er das tun . . . und meinen Urlaub verbringen wir gemeinsam . . . an irgendeinem einsamen See in der Mark . . . oder im Spreewald . . . noch lieber möcht' ich nach Rheinsberg . . . wenn ‚er' das Meer noch nicht gesehen hat, könnten wir auf ein paar Wochen an die Ostsee . . . wunderbar . . . die Lotte wird ja spucken, wenn die 'ne Ansichtskarte kriegt: Kurbad Swinemünde — freundliche Grüße von Erna und Paul . . . richtig, Paul heißt er . . . ein süßer Name . . . aber ein hübsches Kleid muß ich noch haben . . . wenn ich den Ollen recht schön bitte, gibt er mir zwanzig Prozent . . . er ist ja gar nich so kleinlich, wie er heißt . . ." Und erfüllt von diesen Gedankengängen sieht Erna schon in eine fernere Zukunft . . . als junge Hausfrau in einem hübschen Landhaus, draußen in einem Villenvorort, glücklich verheiratet, wie es in den Büchern der Leihbibliotheken und in den Magazinen immer so einleuchtend beschrieben wird . . . Längst ist die Musik zu neuen Schlagern übergegangen, aber beglückt von ihren Wunschvorstellungen hat es Erna kaum bemerkt. Das kleine Silberkännchen hat sich geleert; die Porzellanschale ist inzwischen kahl geworden — der Uhrenzeiger hat mittlerweile eine umfängliche Wanderung zurückgelegt. Von diesen Tatsachen nimmt Erna aber erst Kenntnis, als der Lautsprecher verstummt. Da ist der bunte Vorhang zerrissen: sie sieht ein nüchternes, leeres, raucherfülltes Lokal. Sie bemerkt den Ober, der sie auffällig zu mustern scheint. Und wie sie jetzt aufgeregt nach der Handtasche greift, kommt er näher und erkundigt sich mit diskreter Stimme, ob er kassieren dürfte. Erna dankt mit einem krampfhaften Lächeln. Sie möchte nur die genaue Zeit wissen. Zehn Minuten vor zwölf! Erna spürt einen Stich in der Herzgegend. Das Wort stockt ihr im Halse. Ein Abgrund weitet sich vor ihr — versunken sind alle Bilder; verrauscht die Zukunftsmusik. Nur das eine steht unerbittlich vor ihren Augen: das strenge Gesicht des Kellners, das zu zahlen befiehlt. Schreckhaft deutlich wird ihr die eigene Situation: Man wird Bezahlung von ihr fordern — die Polizei kommt — sie wird als Zechprellerin festgenommen . . . muß die Nacht auf der Wache bleiben, weil sie keinen Ausweis besitzt . . . Mutter kann nicht einschlafen . . . überhaupt, wenn diese Geschichte der Chef erfährt . . . wird sie die Stellung verlieren . . . „Ich kann nicht mehr nach Hause zurück!" Im Tumult dieser Gedanken sucht Erna nach einem Ausweg. Die Wahrheit sagen — man wird sie auslachen. Den Mantel als Pfand dalassen — unmöglich, wenn sie jetzt nachts zu Fuß gehen muß. Und sie ersinnt neue Pläne, verwirft sie wieder, formuliert Ausreden, die ihr selbst unsinnig erscheinen. Dabei vergeht unaufhaltsam die Zeit. Schon werden die Stühle auf die Tische gestellt — Lichter gelöscht. Herr Kugelmann kontrolliert bereits die Kasse. Nur der Ober geht wachsam auf und ab. Erna überlegt angestrengt. Jetzt winkt sie dem Kellner: „Bitte, ein frisches Glas Wasser, Herr Ober, mir ist so übel!" — Dienstbeflissen geht der Kellner nach der Küche. Erna überprüft ihre Lage. Der dicke Kugelmann ist mit dem Geldzählen beschäftigt. Der Weg scheint frei. Den Mantel hat Erna anbehalten. Im Sprung ist sie an der Messingtüre, stemmt ihren Körper dagegen. Kalte Nachtluft schlägt ihr ins erregte Gesicht. Taxi rasen über den Fahrdamm. Erna will die Straße überqueren, um drüben im schützenden Dunkel des Tiergartens unterzutauchen. Wieder hemmt ein Auto ihren Weg. Da hört sie schrille Rufe: „Festhalten . . . eine Zechprellerin . . . festhalten . . .!!" Erna blickt rasch zurück: Kugelmann und der Kellner sind nur noch wenige Schritte von ihr entfernt. Von rechts kommt jetzt ein Schupo im Laufschritt heran. Der Scheinwerfer eines anbrausenden Autos blendet sekundenlang Ernas Augen. In diesem Moment erfaßt ihr Gehirn blitzartig die Situation. Gleich einem Film rollt das nahende Schicksal vor ihr ab: Polizei . . . Gefängnis . . . Mutter . . . Entlassung . . . arbeitslos . . . und dann rennt sie, geradezu, in das grell aufglänzende Scheinwerferlicht . . . taumelt . . . schlägt hart auf . . . versinkt . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auf der Rettungswache gibt Herr Kugelmann ausführlichen Bericht. Der Schupobeamte protokolliert — falls später einmal Anzeige wegen Zechprellerei erstattet werden sollte. Jetzt kommt der Stationsarzt aus dem Nebenzimmer, nickt flüchtig den Anwesenden zu und diktiert dem Sanitäter den Befund für die Krankenhausüberweisung der Erna Gädicke: „Doppelter Oberschenkelbruch — Bluterguß im Schultergelenk — Rippenbrüche — Gehirnerschütterung — Zustand bedenklich, da Herztätigkeit sehr schwach." — „Wünscht einer der Herren die Verunglückte zu begleiten?" Stille. Der Kellner ist vorgetreten. Wieder hat sich die Türe des Neben-

So und so ist doch nicht so —

Von Peter Scher

Heute fröhliches Gewieher,
morgen der Gerichtsvollzieher,
heute eine Flasche Wein,
morgen eingebuddelt sein —
was man übermorgen macht,
kommt schon gar nicht in Betracht.
Alle kennen das Programm,
jedem hält man's vor die Nase,
jedes Auto, jede Tram
fährt ja wohl die gleiche Straße,
und die ganz Erwählten fliegen.
„Aufgesprungen! Eingestiegen!"

Ja doch, zweimal zwei bleibt vier,
dennoch unterscheiden wir:
Die mit eig'nem Wagen sausen,
die da durch die Lüfte brausen,
ob ihr Schmerz auch unsrer sei,
sind behaglicher dabei.
Wie der Jammer auch gefügt ist,
wichtig bleibt auf dieser Fahrt,
ob das Elend noch vergnügt ist
oder schon von saurer Art;
dem nur wird die Faust geschwungen:
„Ausgestiegen! Abgesprungen!"

zimmers geöffnet: auf einer Tragbahre wird die Erna Gädicke hinausgetragen. Ein blutbefleckter Verband verhüllt fast völlig ihr Gesicht. — Der Krankenwagen rollt auf weichen Rädern durch die Nacht. „Warum hat das Mädel det jemacht?" Der Kellner zuckt, wie abwesend, die Schultern: „Wegen 'ner Tasse Kaffee, die se nich bezahlen konnte . . ." Der Sanitäter schüttelt verwundert den Kopf: „Wat Se nich sag'n, Herr. Det kommt aber allens nur von die falschen Illusionen, die heute die jungen Dinger im Kopp hab'n . . ." Der Ober hat sein Gesicht zur Seite gewendet und stiert auf das schwach atmende Mädchen. Seine Stimme zittert: „Hätt' das Mädel nich den Trick mit dem Glas Wasser gemacht, wär' ich doch für die Zeche beim Alten eingesprungen . . . aber so hab' ich hinter ihr herhetzen müssen, sonst hätt' ich meine Stellung verloren . . ." Der alte Sanitäter nickt bedächtig. Nach einer kleinen Pause sagt er halblaut, mehr zu sich selber: „Vielleicht wollt' sich det arme Ding jar nich dat Leben nehmen und is nur vom Scheinwerferlicht jeblendet word'n . . .?!"

Luftschutzübung

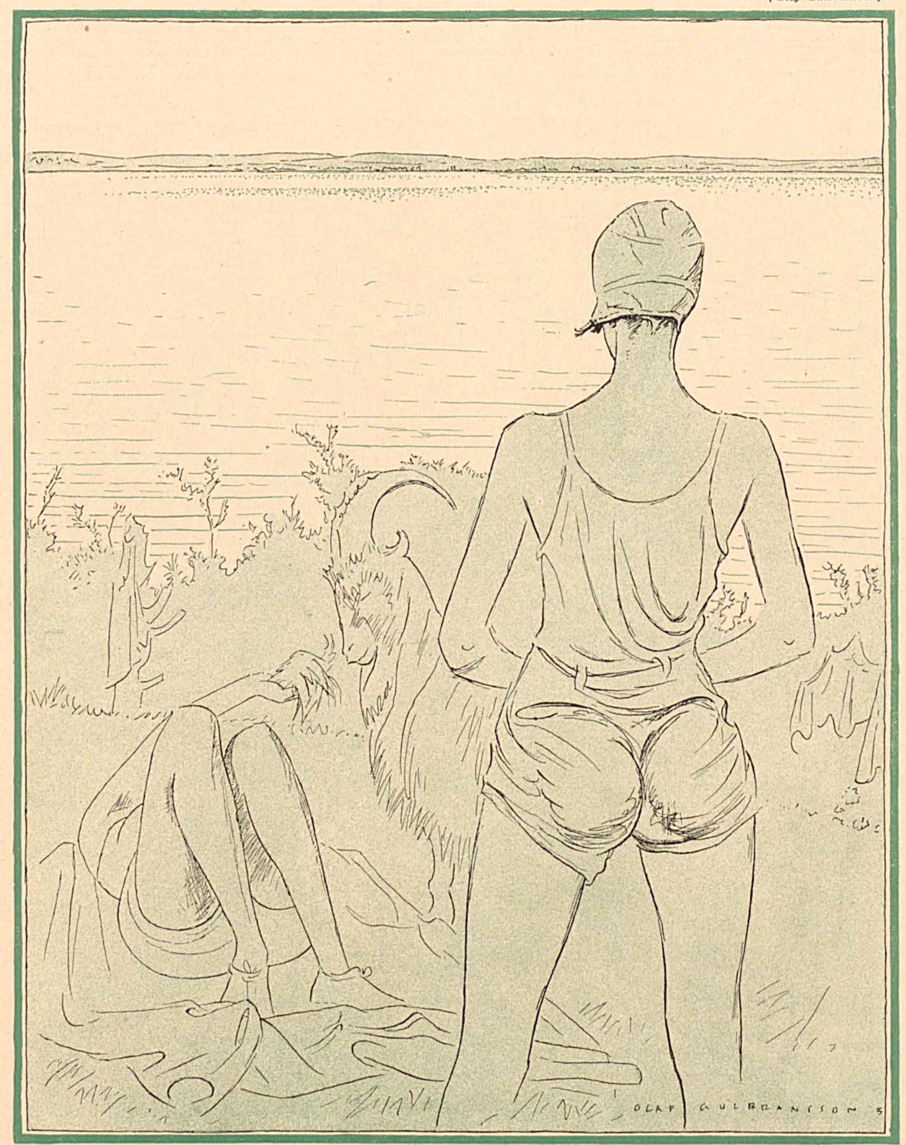
(E. Thöny)



„Gegen welchen Feind müssen wir uns denn nun schützen, Herr Lehrer?" — „Das ist eben nicht so einfach, mein Junge — das müssen die Staatsmänner auf ihren Konferenzen erst richtig ausknobeln!"

Das größere Wunder

(Olaf Gulbransson)



„Ob ich den Ziegenbock nicht doch durch meinen Zauber in einen schönen Jüngling verwandeln könnte?" — „Schon möglich — aber wer verzaubert dich zuerst in eine reine Jungfrau?"

Urlaubsgestaltung

(auf verantwortungsvoller Einkommensstufe)

Staffiert mit Kram in dankenswerter Weise
(in Hinblick auf die Reise-Industrie),
betritt der Mensch der angestrengten Kreise
den Urlaub und verläßt die Werktagsmüh.

Um diese mit Naturprogramm zu tauschen.
So steigt er Berge, sein Gewicht zu mindern,
und muß dem Plätschern des Gebirgsbachs lauschen,
um seine Nerven am Verfall zu hindern.

Verstänkert durch das Dasein auf Asphalt,
betont er jetzt den Hang zu Kuhstalldüften
und muß Ozone sammeln gehn im Wald,
um auch das Innenleben durchzulüften.

Wenn diese Mittel dann genügend ziehn,
bekommt er wieder echte Seelentiefe,
versenkt sich abends still ins Alpenglühn:
„— und ist mir dann, als ob mein Gott mich riefe."

Am Ende ruft er auch, und zwar wie immer
ins Direktionsbüro, ins Börsenleben –
Und mit dem wohlerworbnen Herrgottsschimmer
läßt sich vielleicht die Kursnotierung heben.

Walther C. F. Lierke

Verdacht

(Kurt Werth)



„Sehen Sie, Gnädige, zuerst habe ich mein ganzes Vermögen verloren, dann bin ich ins Ausland gegangen —" — „Und auf welcher Bank haben Sie es dort wieder gefunden?"

Krebs am Aszendenten

Von Karl Kurt Wolter

Horst-Ulrich Junggeburt wurde mit zwölf Jahren — gemeinsam mit mir — in die Sexta des Gymnasiums aufgenommen. Er war ein zartes Kind, gutmütig und weich, mit dünnem blondem Haar und einem seltsam breiten Gesicht. Seinen Spitznamen erhielt er gleich zu Anfang. Als man uns nämlich fragte, wie wir hießen, erhob sich Horst-Ulrich und stotterte: „Ho' . . . ho . . ." Wir nannten ihn den „Hoho".

Sein Vater, der eine gutgehende Ledergerberei besaß, war als Kunstliebhaber bekannt. Hauptsächlich gefiel er sich in einer Vorliebe für Musik, bei der er wiederum die Opern von Verdi bevorzugte. Da in unserer Kleinstadt wenig Konzerte stattfanden (und noch weniger Opern gespielt wurden), begnügte sich Herr Junggeburt damit, seine Sehnsüchte auf indirekte Weise zu stillen. Ein großes, modernes Grammophon stand im Salon, und einige hundert dazugehörige Platten lagen wohlgeordnet im Schrank. Verdi war mit achtzig Prozent beteiligt, das übrige waren meist Couplets von Reutter. Die Sontagnachmittage pflegte Herr Junggeburt mit diesen Musikkonserven zu würzen.

Die Mutter betätigte sich entsprechend beruflich. Sie präsidierte einem christlichen Frauenverein und galt deshalb in unserer Stadt als besonders aufopfernd und fortschrittlich.

In solcher Umgebung war Horst-Ulrich herangewachsen. Er war ein bemitleidenswertes Geschöpf. Beim Sprechen stieß er mit der Zunge an, außerdem war er blutarm. Regelmäßig im Frühjahr bekam er den Heuschnupfen. Dann mußte er nach Helgoland. Von dort schickte er jedesmal eine Postkarte an die Klasse. Einer entsinne ich mich noch: „Euch allen herzliche Grüße, außer Hans Liebmann, Euer Horst-Ulrich." (Weil er nämlich mit Hans Liebmann gerade bös war.)

Horst-Ulrich lernte zu Hause viel, den ganzen Nachmittag saß er über den Büchern; aber in der Schule wußte er nie etwas. In jeder Klasse blieb er sitzen.

Seine Mutter war sehr stolz auf ihn. Besonders, weil er ins Gymnasium ging. Die Gymnasiasten trugen rote Mützen; die Realschüler grüne. Außerdem gab es schwarze Wachstuchschoner, die man bei Regenwetter über die Mützen zog. Diese Schoner waren für die Schüler beider Anstalten von gleicher Farbe.

Einmal fuhr ich mit Horst-Ulrich in der Straßenbahn nach Hause. Unterwegs stieg seine Mutter ein.

„Horst-Ulrich", sagte sie empört, „nimm sofort den Schoner von deiner Mütze. Man könnte meinen, du seiest Realschüler!" —

Um diese Zeit etwa brach der Krieg aus.

Horst-Ulrichs Papa war unabkömmlich: er belieferte das Heeresamt mit Stiefelleder. Die Mama betete in ihrem Frauenverein zu Gott, daß er England strafen möge. Horst-Ulrich blieb jetzt weniger häufig sitzen. Mit emsigem Fleiß schleppte er große Pakete zur Materialsammelstelle, die unsere Schule errichtet hatte. Wer nämlich im Monat die höchste Punktzahl an abgeliefertem Material erreichte, dem wurde eine Prämie verliehen. Horst-Ulrich erhielt sie oft, — bis einmal sein Vater entdeckte, daß nach jeder Sammlung eine Anzahl Grammophonplatten verschwunden war. Heulend gestand Horst-Ulrich, die Platten dem Vaterland geopfert zu haben, weil sie mit besonders hohen Punkten bewertet wurden. Herr Junggeburt war aber der Ansicht, daß diese Vaterlandsliebe entschieden zu weit ginge, und forderte seine Lieblinge zurück.

Daraufhin blieb Horst-Ulrich an Ostern wieder sitzen und bekam Professor Saenger zum Klassenführer.

Professor Saenger konnte sich absolut keinen Namen merken.

„Ich weiß, daß Se anders heißen, Frühgeburt", pflegte er zu Horst-Ulrich zu sagen. „Stehense aber trotzdem auf, wenn ich ‚Frühgeburt' rufe." Von da an hieß Horst-Ulrich nur noch „Frühgeburt". —

Als danach Deutschland den Krieg verlor und der Umsturz kam, wurde Frau Junggeburts Glaube an Gott heftig erschüttert. Nur die Tatsache, daß eine benachbarte Leder-Großindustrie Herrn Junggeburts Gerberei mit einer hohen Summe aufkaufte, konnte ihr seelisches Gleichgewicht wiederherstellen.

Mit reichen Schätzen zog sich Herr Junggeburt ins Privatleben zurück, — um gleich darauf alles restlos durch die Inflation zu verlieren.

Über Nacht war Herr Junggeburt zum armen Mann geworden, und Frau Junggeburt hatte ihren Glauben an Gott endgültig verloren. Herr Junggeburt sah sich genötigt, eine Stellung als Vertreter für Lederpaste anzunehmen; Horst-Ulrich wurde der Schule entzogen und mußte seinem Vater assistieren. Der Vater aber begann zu trinken.

(Schluß auf Seite 186)



Marcel Arland: Heilige Ordnung. Deutsch von Franz Hessel. (Rowohlt, Verlag, Berlin.)

Steht man vor der Aufgabe, dieses fünfhundertfünfzig Seiten dicke mit dem Goncourt-Preis gekrönte Standardwerk in zwei Worten zu charakterisieren, so wird man wohl mit einigem Vorbehalt sagen dürfen, daß es einem Roman von Jakob Wassermann entspricht, der auf das französische Kulturniveau transponiert worden wäre. Damit ist etwas über die Qualität des Buches und über sein Publikum gesagt. Problematik der französischen Nachkriegsgeneration, Bürgertum und Kommunismus, große Leidenschaft und eheliche Pflicht werden an sehr lebenswirklichen und (infolgedessen) ziemlich unsympathischen Menschen abgewandelt. Die Sauberkeit und Naturtreue der Zeichnung entschädigt für den Pessimismus des Betrachters. Die Ordnung siegt durch den Tod des Rebellen. — Die Übersetzung von Franz Hessel ist leichtfüßig und graziös.

Hans Kauders

Paul Renner: Kulturbolschewismus? (Eugen Rentsch, Verlag, Zürich-München-Leipzig.)

Kulturbolschewismus? Dieses törichte Zeitungsschlagwort ist neuerdings doppelt aktuell geworden durch die Regierungserklärung des neuen Kabinetts gegen den „Kulturbolschewismus, der wie ein fressendes Gift die besten sittlichen Grundlagen der Nation zu vernichten droht". — Die Schmocks, die diesen Begriff prägten, wissen nichts von wahrer Kultur und nicht einmal was vom echten Bolschewismus. Sie sollten diese kleine Schrift zur Hand nehmen. Es ist jedoch zu fürchten, daß bei ihnen zu solcher Orientierung wenig Lust und Laune vorliegt. Deshalb sollte die Angegriffene, nämlich die Nation, deren beste sittliche Grundlagen nach der Regierungserklärung bedroht sind, sich um so gründlicher über die Wahrheit unterrichten. Es genügt heute nicht mehr, sich zum Geist, zur Kultur, zur Humanität und all dem andern „fressenden Gift" zu bekennen; man muß auch die Beweise für dies Bekenntnis bereithalten. Man findet eine erdrückende Menge davon in Renners Broschüre. Ursprünglich um das Thema vom modernen Bauen geschrieben, hat sie sich dem Verfasser unter der Hand geweitet zu einem Katechismus geistiger Verpflichtungen, eben jener, die wirklich für die ganze Nation maßgebend sein sollten — nicht nur für die halbe.

Dr. H. A. Thies

Hans Reimann: „Quartett zu dritt". Alles andere als ein Roman. (Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.)

Reimann behauptet einmal, den Starnberger See entdeckt zu haben. Für die Norddeutschen — vielleicht. Jedenfalls kommt der Autor regelmäßig jedes Jahr nach Leoni, dem „Idyll, wo man leben kann wie Adam und Eva im Garten Eden, also in Kulturlosigkeit und Primitivität". Und jetzt hat er ein Buch darüber geschrieben; aus Liebe zum See. Die Geschichte einer versäumten Liebe. Drei männliche Wesen warten auf eine angebetete Frau, die das Quartett schließen soll. Kein schweres Buch; eben ein Ferienbuch, wie es sein soll. Eine in lichten Farben angelegte Landschaft, ein Aquarell. Auch einige dunkle Töne — wie Vater Remmlinger stirbt. Mit besinnlichem, weichem Schluß. O. M. Grafs Heimat auf norddeutsch erlebt, aber sehr originell erlebt. Geradezu ein Schlüsselroman — wenn die Beteiligten Prominente wären! (Auch ich war dabei.) Als Lektüre zur Sommerreise besonders geeignet; es regnet so echt in dem Buch. (Eines: Ethymologische Erläuterungen und schulmeisterliche Belehrungen sollten im Roman wegbleiben. Aber es ist ja „alles andere als ein Roman" — schlauer Bursche!) H. R., mußt du eine Indienfahrt machen? Das geht doch auch am Starnberger See . . .

Karl Kurt Wolter

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Süskind: „Mary und ihr Knecht". Neuer Deutscher Verlag, Stuttgart.
J. N. J. Smulders: „Periodische Enthaltung in der Ehe". Verlagsanstalt, vorm. G. J. Manz AG., Regensburg.
Jobst Jupp: „Ballade in Kräh-Dur". Paul Neff, Verlag, Berlin.
Hermann Drechsler: „Aktenstaub". (Aus dem Tagebuch eines Wohlfahrtsdezernenten.) Verlagsanstalt „Courier" G.m.b.H., Berlin.
Irmgard Keun: „Das kunstseidene Mädchen". Roman. Universitas, Deutsche Verlags-AG., Berlin.
D. H. Lawrence: „Die gefiederte Schlange". Übersetzt von Georg Goyert. Insel-Verlag, Leipzig.
Anthony Berkeley: „Mord in der Mansarde". Übersetzt von Magda Feld. Kriminalklub, Berlin.
Otwell Binns: „Die graue Ratte". Übersetzt von Dr. Helmut Polt. Kriminalklub, Berlin.

(Schluß von Seite 185)

Die Mutter fand eine beruhigende Zuflucht in der Astrologie. Sie erkannte auf einmal, daß am Aszendenten ihrer Ehe der Krebs gestanden sei. Diese Entdeckung tröstete sie in gleicher Weise, wie ihren Mann die Bekanntschaft eines Weinreisenden erfreute, der bereitwillig Grammophonplatten gegen alkoholische Getränke eintauschte. Herr Junggeburt kam ganz auf den Suff. Eine Platte nach der andern wanderte in die Hände des Weinvertreters. Eigentlich seien sie ja veraltet, meinte der, aber Reutter könne man immer noch hören. Nur Verdi wollte er ungern. Das nahm sich Herr Junggeburt zu Herzen. Eines Abends, als er die letzte Flasche geleert hatte, legte er das Schlußduett aus der „Aida" aufs Grammophon, ging ins Klosett und schoß sich tot . . .

Seine Witwe befaßte sich von nun an nur noch mit Astrologie.

„Wo haben Sie Ihre Sonne?" fragte sie jeden, der ihr begegnete. Und dann fügte sie hinzu: „Mein Mann hatte sie drei Minuten vor Eintritt des Krebses in die Jungfrau . . ."

Sie gilt jetzt allgemein als närrisch.

Horst-Ulrich betätigt sich abwechselnd in den Berufen Vertreter und Arbeitsloser.

Neulich traf ich ihn auf der Straße. Er schien voller Hoffnung in seinem abgetragenen Anzug. Ein Auto der großen Lederwerke habe ihn kürzlich überfahren, erzählte er strahlend. Jetzt bekomme er hundert Mark Entschädigung für den Schmerz. Er war ordentlich stolz auf sein erstes selbstverdientes Geld . . .

Die kleine Zeitgeschichte

Union der festen Hand

Die Herren von Kohle und Eisen saßen beisammen. Gelsenkirchener Bergwerks-AG., Phönix-AG., Vereinigte-Stahlwerke-AG., Charlottenhütte-AG., Maxhütte-Mittelstahl . . .

Die Herren repräsentieren Hunderte und aber Hunderte von Millionen. Auch noch zu den heutigen Kursen.

Und sie sprachen von der Transaktion des Reiches. Von der Übernahme des Flickschen Aktienpaketes durch den Staat.

„Aber, meine Herren!" sagte einer der Jüngeren mit sorgenumwölkter Stirn. „Bedenken Sie doch: durch diese Sache bekommt doch der Staat maßgebenden Einfluß auf uns!"

Der Präsident lächelte nachsichtig: „Wenn schon. Schließlich haben wir doch maßgebenden Einfluß auf den Staat!"

Ausweg

Ich habe die, glauben Sie mir, sehr unangenehme Aufgabe, Mister Stockbroker, der in Geschäften aus Chikago herübergekommen ist, über unsere deutschen Probleme zu informieren. Denn Mister Stockbroker will alles wissen.

Beispielsweise: Weshalb der Kampf um die Uniform?

So gut es geht — und es geht solch einem Ausländer gegenüber gar nicht so leicht! — suche ich ihm die Sache klarzumachen.

Er hört aufmerksam zu. Dann: „But — uarum macht der Staat kein Monopol aus die Uniform and verlangt keine Steuer for das Tragen von die Uniforms? Uenn Ihre Germans die Uniform so lieben, uie Sie mir have erklärt diese moment, uäre das doch eine große Einnahmequelle for den Staat, to be sure!"

Österreich

Nicht nur der österreichische Finanzminister, sondern auch der Bundeskanzler hatte wiederholt erklärt, daß ein Transfermoratorium kaum zu vermeiden sei. Es wurde sogar schon ein Stichtag genannt, aber dann wurde die Entscheidung — den p. t. Auslandsgläubigern zuliebe — doch wieder auf einen späteren Termin vertagt, und dann auf einen noch späteren und schließlich erst recht in Schwebe gelassen.

„Ein komisches Volk, diese Österreicher", sagte damals Macdonald zu seinem intimsten Mitarbeiter, „sogar wenn sie nicht zahlen wollen, verschieben sie's von Tag zu Tag!"

Salpeter

Lehrfilm

(G. Rasp)

„Weißt du, wenn man ‚Mädchen in Uniform' gesehen hat, dann merkt man erst, wie anormal normal man eigentlich ist."

Der Spiegel / Von Georg Rendl

Als sie in den Dienst getreten war, hatte sie nichts anderes mitgebracht als das blaue Waschkleid, das sie an ihrem jungen Leibe trug, schwere Schuhe, derbe Strümpfe und ein oder zwei rauhe Hemden.

Aber nachdem sie sieben Monate lang Dienstmädchen gewesen war, lagen ihre Löhne unberührt in einem Schächtelchen beisammen, lachten sie an und versprachen alle Herrlichkeiten und Wunder, die ein armes, stadtfern aufgewachsenes Mädchen vom Leben erwarten durfte. Sie wollte sich ein schönes Kleid kaufen, wollte sich feine Strümpfe, Schuhe und weiche Wäsche anschaffen, denn sie dachte, es würde dann in ihrem kleinen Zimmer anders werden. Es war dämmrig, feucht und lag hinter allen Fenstern der Herrschaft und hatte nur ein schmales Fensterchen gegen einen dunklen Hof zu.

Oft an Sonntagen, wenn die Frau mit den Söhnen und Töchtern, die sie sonst zu bedienen hatte, eine Spazierfahrt auf das Land machte, stand sie am Fenster des Salons, schaute auf die lebendige Straße, wo die vielen Leute gingen, städtisch gekleidet, wie eben echte Städter, lachend und voller Glückseligkeit des freien Tages. Junge Herren redeten mit Mädchen; Arm in Arm gingen sie dahin, und manchmal sah sie Paare dahinschreiten, die so eng aneinandergeschmiegt gingen, daß es aussah, als sei Mann und Mädchen ein einziger glühender Leib.

Alles sah sie in Liebe, alles war schön und feiertäglich. Sie dachte, sie sei die einzige Einsame, Verschmähte, die einzige Winkelsteherin des Lebens.

Nicht mehr lange werde das so sein, das wußte sie: Bald würde auch sie sich den Sonntagen zeigen können. Wie viele würden sie bewundern, bestaunen und beneiden! Sie würde neben einem Liebhaber einhergehen, und er würde ihr alle köstlichen Dinge der Stadt zeigen, im Park sitzen, vielleicht Kinostunden mit ihr teilen und gut und zärtlich zu ihr sein.

Der Tag kam, an dem sie in das Kaufhaus ging. Alle die Sachen, die sie brauchte und noch viel mehr, lagen da. Sie kaufte Wäsche, Strümpfe, Schuhe, ein lichtblaues Kleid. Man machte ihr ein großes Paket, und man wollte ihr einen Träger mitgeben, aber daß das üblich war, das begriff sie nicht, und sie wurde glührot im Gesicht und trug ihren Pack selber.

Bis zum Sonntag lag er fast unberührt neben ihren Arbeitsschürzen im Kasten, nur das Kleid hing stolz am Haken, betastet, bestaunt zu jeder Stunde.

Ein Waschtisch war da, und darüber hing ein kleiner Spiegel.

Sie fürchtete sich, nur mit dem Arbeitsgewande bekleidet, hinein zu schauen. Sie wußte, daß sie vor ihrer Häßlichkeit erschrecken würde. Das rot-runde Gesicht war von gelben Pünktchen überstreut; eine Stumpfnase hockte darin. Aus dem Munde ragten schrägrunde und quersitzende Zähne. Ihre Augen hatten stets verschwollene Lider.

Das war ohne Schuld über sie gekommen, und sie trug ihre Häßlichkeit wie eine Last.

Nun aber, da der Kasten die teueren, schönen Dinge barg, nun sollte es ja anders werden.

Als am Nachmittag des Sonntages alles getan war und die Stunden bis zur Nacht und die Geschenke der Minuten ihr gehörten, ging sie in ihr düsteres Zimmer, wusch sich und kleidete sich an. Sie war sehr aufgeregt. Es stand ihr so viel bevor, und der Tag war hell, und die Sonne schien brünstig warm. Sie sah im Geiste junge Männer, alle auf sie wartend. Sie beeilte sich, daß der eine wenigstens, der eine, der ihr Bräutigam werden sollte, nicht zu lange warten müsse.

Sie zog die Strümpfe an, die Schuhe. Sie nahm den Spiegel von der Wand, hielt ihn zu Boden, ihre Füße darin zu sehen. Sie schlüpfte in die schneeweiße Leibwäsche, in das lichtblaue Kleid. Sie spiegelte sich auf und ab, und wieder auf und ab, sie sah nichts, als ihr neues Kleid. In ihrem ganzen Leben hatte sie nie dergleichen getragen. Es saß gut, es schmiegte sich an die Hüften, ihre Brüste wölbten es mutig, und es war, als sagten sie: Seht, seht, welch prächtiges junges Weib ich bin!

Heftig schlug ihr Herz; sie fühlte ihr ganzes Weibsein mit doppelt brennender Wucht. Sie glühte nach der Zärtlichkeit eines Mannes.

Sie strich ihre ruppigen Haare unter den Hut und ging dann.

Durch Alleen ging sie, durch einen schattigen, sonnedurchtanzten Park. Liebespaare saßen auf den Bänken, Kinder spielten in Sandhaufen, Alte, Stockgestützte sonnten sich. Da und dort stand ein junger Mann, allein, auf Bekannte wartend — vielleicht auch auf Unbekannte.

Einer machte es sehr deutlich: Er ging ihr lange Zeit nach, beharrlich nur ihr. Es war kein Zweifel darüber, daß er nur ihr nachging. Sie bog in einen Kiesweg ein, der von allen Leuten gemieden war, und auch da folgte er ihr. Dann kam er auf sie zu, grüßte schon von weitem, trat nahe, hatte Worte auf den Lippen, aber als er Gesicht gegen Gesicht vor ihr stand, sagte er nichts, schaute sie nur erschrocken an, kehrte ihr den Rücken und ging eilig weg.

Das Mädchen wußte, weshalb er geflohen war.

Da es Nacht zu werden begann, ging sie heim, müde, müde und enttäuscht.

Sie stellte den Spiegel auf den Waschtisch und schaute hinein. Je länger sie das tat, desto verschwollener wurden ihre Lider. Sie sah nur das Gesicht, das häßliche, sie sah nicht mehr das Kleid.

Sie zürnte dem Leben, zürnte dem Spiegel, sie streifte ihn zu Boden, daß er zerbrach. Und sie trat mit den neuen Schuhen in den Scherben herum, als zertrample sie ein Gifttier.

Dann zog sie ihr Barchentgewand an.

Trotz
(Otto Herrmann)

„Nee, wenn mir die Jnädige den Lohn wieder um 'nen Taler kürzt, denn arbeit' ick eben janz einfach an Deutschlands Uffbau nich mehr mit!"

Kultur und Bolschewismus

In Sowjetrußland ist das Schaf als wichtiger Faktor der Wollproduktion in den Fünfjahresplan einbezogen worden. Aber der Organisator des Scherenfeldzuges, Professor A. M. Iljin, fand alsbald, daß durch das Einzelscheren zuviel Schererei entsteht. Die Schafe könnten sich in Bausch und Bogen selber scheren. Ein Berichterstatter schreibt darüber: „Jetzt ist das Schaf so weit. Es schert sich in Zukunft ganz allein viermal im Jahr. Der Mensch braucht die Arbeit des Schafes nur dadurch zu unterstützen, daß er dem frommen Tier von Zeit zu Zeit eine bestimmte Tablette eingibt, aus Chemikalien gefertigt, die das sympathetische Nervensystem beeinflussen. Das Schaf reagiert sofort, indem es die Wolle abwirft. Es geht so weit, zuerst die bessere Wolle abzustoßen für Schals und Badeanzüge, nachher die gröbere für Fausthandschuhe und Ohrenschützer. Nach einigen Tagen aber beginnt das Schaf, eingedenk des Fünfjahresplans, neue Wolle zu produzieren, bis zur dritten und vierten Tablette . . ."

— Vergleicht man mit dieser Neuordnung des Systems der Schafschur die Hauptschlagworte der neuen deutschen Regierungserklärung, so kann man selber ermessen, welcher Unterschied besteht. Sie heißen:

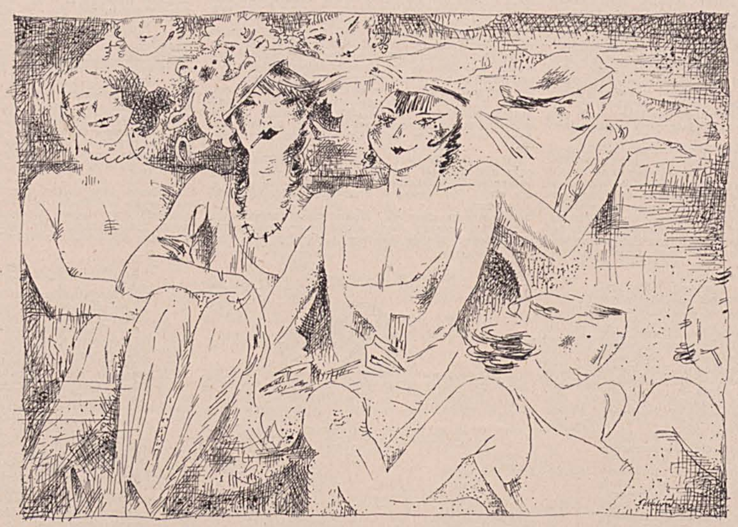
Neue Willensbildung
Anfassen von grundlegenden Problemen
Gottgewollte organische Regelung
Seelische Krise
Staat keine Wohlfahrtsanstalt
Grundsätze christlicher Weltanschauung
Umbau der Wirtschaft!

Es paßt alles. Nur daß auf der höheren Kulturstufe des Westens der Mensch an Stelle des Schafes tritt. H. A. T.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Vorteil

(Paul Scheurich)



„Weeßte, unsereener is ja heute for de Männer bloß noch Erholung von de Politik."
„Jott sei Dank, for seine Jesundheit jibt eben der Mensch sojar noch heute wat aus!"

Besuch vom Finanzamt / Von Gerhart Gleißberg

Die Glocke an der Wohnungstür wurde hörbar gehandhabt. Herr Bornekamp sah kurz darauf seine Hausangestellte ins Zimmer treten. „Ein Herr wünscht Sie zu sprechen", sagte sie eifrig. Und auf Bornekamps Frage: „Was für ein Herr?" meldete sie mit dem feierlichen Flüstern, das nur ein ungewöhnliches Ereignis anzuregen vermag: „Ein Herr vom Finanzamt."

Bornekamp setzte seine Zigarre zu einem heftigen Zuge an. „Sagen Sie dem Herrn, er möchte einen Augenblick warten."

Der Augenblick verging damit, daß Herr Bornekamp das marmorne Tintenfaß von seinem Schreibtisch hob und im Schrank verschloß, die goldene Uhr aus seiner Westentasche in eine Kassette verschwinden ließ, die Brillantnadel aus seiner Krawatte und die Ringe von seinen Fingern zog und sie sorgfältig in die Tasche steckte. Er dachte auch noch daran, den Perserteppich einzurollen. Aber als er sich nahezu erfolglos zu bücken versuchte, beschloß er, das Schicksal herauszufordern.

Der Besucher, ein blonder Herr mit einer geräumigen Mappe unter dem Arm, trat nach Bornekamps Aufforderung mit gezwungenem Lächeln ins Zimmer. „Mein Name ist Becker", sagte er mit kurzer Verbeugung, „ich komme vom Finanzamt und möchte mit Ihnen sprechen."

Bornekamp, um Ruhe und Freundlichkeit bemüht, fragte fast gleichgültig: „In welcher Angelegenheit?" Und seine Ahnung bestätigte sich, als Becker mit gefährlicher Sachlichkeit begann: „Sagen Sie mir, bitte, Herr Bornekamp, haben Sie Ihr Einkommen dem Finanzamt in voller Höhe angegeben?"

„Aber selbstverständlich", beteuerte Bornekamp eilig. „Ich habe einen Bücherrevisor mit der Aufstellung betraut, der alles gewissenhaft geprüft hat." — „Im Ausland haben Sie nichts?" forschte Becker neugierig weiter. „Im Ausland?" fragte Bornekamp mit betontem Erstaunen. „Wie kommen Sie darauf?" — „Man könnte es vermuten . . .", meinte der Besucher bescheiden. Aber Bornekamp war so vorsichtig, dem nichts hinzuzufügen.

„Sie haben auch Ihren Umsatz restlos versteuert?" fing Becker abermals an.

Bornekamp fühlte seine Handgelenke zittern. „Ja, meinen Sie denn", ereiferte er sich, „meinen Sie denn, mein Bilanzbuchhalter wird sich meinetwegen strafbar machen, oder glauben Sie etwa, ich werde ihn dazu veranlassen? Noch nie hat mir das Finanzamt eine Unkorrektheit nachweisen können. Und ich habe auch noch nie einen Pfennig verschwiegen, das dürfen Sie mir glauben." Und da Becker ein ungläubiges Gesicht machte, fügte Bornekamp, vor Aufregung schon ein wenig keuchend, hinzu: „Welchen Anlaß haben Sie denn, an meinen Angaben zu zweifeln? Was erscheint Ihnen denn verdächtig? Wie?"

Der blonde Herr Becker sah ihn durchdringend an. „Ich wundere mich, daß Ihr Geschäft floriert, wenn Sie alle Steuern voll bezahlen."

Jetzt schlug Bornekamp mit der Faust auf den Tisch. „Ja, sollen wir denn alle pleite gehen! Wollen Sie es mir denn verbieten, noch ein Geschäft und ein Vermögen zu haben? Und was habe ich denn noch? Sehen Sie doch her! Früher trug ich Brillantringe und goldene Uhren. Hier", er stampfte mit dem Fuß, „hier der Perserteppich, das ist der ganze Luxus, den Sie noch sehen können."

Becker gab sich Mühe, ihn zu beruhigen. „Aber es geht Ihnen doch nicht schlecht, Herr Bornekamp."

Bornekamp lachte heiser. „Soll ich vielleicht mein letztes Hemd zum Finanzamt tragen? Soll ich vielleicht mein Geschäft ruinieren, weil es dem Herrn Finanzminister so gefällt? Der Teufel soll alle die Steuern und die Finanzämter holen!" — „Jawohl!" rief Becker, so laut, daß Bornekamp erschrak.

Er fuhr sich verstört über die Stirn. „Das habe ich nur so in der Aufregung gesagt, verstehen Sie doch. Ich habe niemanden beleidigen wollen. Sie tun ja auch nur Ihre Pflicht. Und ich bitte Sie, Herr Becker, vergessen Sie, was Sie gehört haben."

Becker aber schüttelte den Kopf. „Warum soll ich das vergessen? Im Gegenteil: ich möchte allen erzählen, was Sie über die Finanzämter denken."

Bornekamp legte ihm die Hand auf die Schulter. „Aber, mein lieber Herr Becker, machen Sie mir um Himmels willen keine Unannehmlichkeiten. Sie werden ja schließlich begreifen, daß man sein Geld lieber für anderes als für Steuern hergeben möchte."

„Da haben Sie recht", meinte Becker errötend. „Ich brauchte es zum Beispiel viel nötiger als die Steuer."

Bornekamp nahm die Hand von der Schulter des Gastes, zog die Brieftasche, entnahm ihr einen Hundertmarkschein und schob ihn mit abgewandtem Gesicht dem Besucher zu. Der ließ das Papier schnell in seine Tasche gleiten.

„Nicht wahr", lächelte Bornekamp, „jetzt ist der Vorfall erledigt. Und jetzt erzählen Sie mir auch ganz privat, was an meiner Steuererklärung unrichtig sein soll. Ist es die Sache mit den Auslandsbeteiligungen? Sagen Sie es mir ganz unter uns. Nicht als Beamter, — als Gast und Freund."

Becker riß sehr erstaunt seine Augen auf: „Aber ich bin doch kein Beamter, Herr Bornekamp. Ich bin ein kleiner Kaufmann . . ."

„Sie sind kein Beamter?" donnerte Bornekamp fassungslos. „Sie haben doch gesagt, Sie kommen vom Finanzamt?!"

Der blonde Herr Becker wich ängstlich auf die Tür zurück. „Jawohl, Herr Bornekamp, ich komme vom Finanzamt, und dort hat man mir meinen letzten Groschen Bargeld abgenommen, und ich bin Ihnen ewig dankbar, daß Sie mir aus der schrecklichen Verlegenheit geholfen haben."

„Der Teufel soll Sie holen!" schrie Bornekamp. Aber Becker wartete nicht auf den Teufel. Er ging von selbst.

Der amerikanische Abrüstungsvorschlag

(E. Schilling)



„Hoover hat leicht reden – aber solange nicht jeder von uns doppelt so stark gerüstet ist wie sein Nachbar, können wir an Abrüstung gar nicht denken!"

Kleine Politik

In einem Wirtshaus im Badischen wird eifrig über die hohe Politik gestritten. Nur ein einziger Teilnehmer der Tafelrunde, ein älterer Herr, hat bislang geschwiegen. Gelegentlich einer Trinkpause nimmt er die Pfeife aus dem Mund und läßt sich wie folgt vernehmen: „Ich will eich mal was sage. Es war vor Jahre, gerad um die selbi Zeit, also ä Zeit, wo die Hinkel fleißig lege, daß ich mit änem Mol kä Eier mehr in de Neschter finne du. Ich überleg hie und her, was mit dene Hinkel los sei könnt, aber ich kann's nit rausbekomme. Änes Dags klag ich mei' Leid eme gude Freind. Der lacht und segt: du hascht doch en Hund? Freilich, sag ich, hab' ich en Hund, aber was hot der mit de Eier zu dun? Ganz efach, segt mei Freind, der frißt se. Ich hab' die Sach nadierlich nit geglaubt, aber trotzdem mein Hund an die Kett gelegt. Un was denkt ihr, am annern Morge liege achtzeh Eier in de Neschter. Also jetzt wußt ich, warum die Hinkel kä Eier legte, un weshalb mein Hund ä Fell hat, so glatt wie ä Forell'. — Ich sag eich aber, daß ich dem Hund nix habe du könne, weil er so gebildet war un des mit dene Eier fertig gebracht hat. Un wann heit nur ä jeder soviel Bildung hät als wie der Hund, nämlich, daß er sich soviel stehle könnt wie er zum Läwe braucht, ich sag eich, es ging uns besser."

Stumm nickte die Tafelrunde, sieghaft lächelnd steckte der Redner die Pfeife wieder in den Mund. Doch sie war ausgegangen.

*

In der Nähe von Potsdam begegneten mir SA.-Leute, die von einer Felddienstübung mit fröhlichen Marschliedern heimkehrten. Sie sangen gerade: „Siegreich wollen wir Bayern schlagen." Bald hatten sie das Münchener Zeichen auf dem Nummernschild meines Wagens entdeckt, und ich hörte noch ihren Schlachtruf: „Gott strafe Bayern!"

*

Eben zwitscherten die Polizeiautos unten vorbei.
Dann hörte man Geschrei, Laufen, vereinzelte Schüsse . . .
Alles wegen dieser gottverdammten Uniformen!
Und dann klang aus dem Lautsprecher noch einmal die zweite Notverordnung des Reichspräsidenten, die alle Uniform- und Demonstrationsverbote aufhebt und betitelt ist:
Zweite Notverordnung des Reichspräsidenten gegen politische Ausschreitungen.
— „Gegen" ist gut.

Im Juli / Von Ratatöskr

Gibt's denn, kotz Donnerwetter,
bloß noch die Politik
und vor dem Hirn die Bretter
und drinnen Schlamm und Schlick?

Das Leben an und für sich
läuft weiter wie geschmiert.
Vergiß drum nicht den Pfirsich,
mit Mosel kombiniert!

Du schüttelst ungebärdig
dein trotziges Genick? . . .
Mir scheint das gegenwärtig
die beste Bowletik.

Lieber Simplicissimus!

Lande ich da eines Tages zu Füßen eines niederbayrischen Wallfahrtsortes. Alljährlich zu Pfingsten strömt das gläubige Volk in Massen dort zusammen, um den Schutz des Himmels gegen Unwetter und Hagelschlag zu erflehen. Heuer soll die Wallfahrt das letztemal stattgefunden haben. Ich frage einen Einheimischen, ob das wahr sei. Tiefernst und aus vollster Überzeugung antwortet der biedere Landmann: „Ja, ich weiß nicht — das Gelübde ist abgelaufen, und außerdem brauchen wir keine Wallfahrt mehr wie früher, weil wir jetzt die Hagelversicherung haben!" W.

*

Mein Freund Kornhäuser, der Wirkwarenagent, hatte geschäftlich in einer kleinen ostgalizischen Gemeinde zu tun.
Eines Tages wollte er ein Telegramm an seine Wiener Firma aufgeben, ging aufs Postamt und fand über dem Telegrammschalter eine mächtige Affiche:

„Hier werd nicht gehandelt!"

Spt.

*

Mein alter Freund Schlumberger ist neulich überraschend aus Chikago heimgekehrt. Mitten in der Nacht.
Lieselotte, sein fünfjähriges Töchterchen, berichtete mir über dieses freudige Begebnis folgendermaßen: „In der Früh wach' ich auf und will zur Mutti gehn, da seh ich, daß ein Mann bei ihr im Bett liegt. Denk' ich mir: Wer kann das sein? Das kann doch nur der Onkel Theodor sein! Aber nein — es war der Papa!" Spt.

Agitation

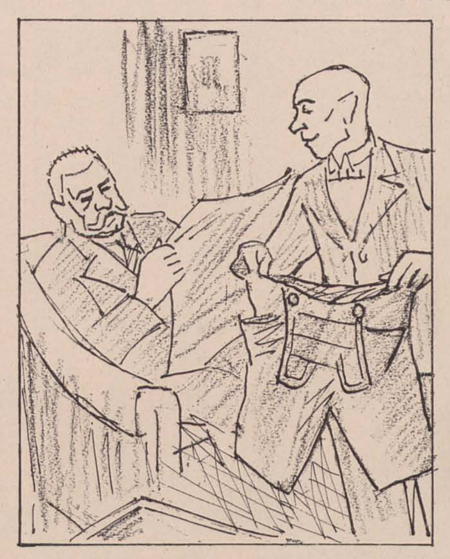
(M. Frischmann)



„Und daß euch der Herr Baron erloobt hat, im freiwilligen Arbeetsdienst 'ne janze Woche lang Dung bei ihm zu fahren, det sollt ihr ihm bei den Wahlen eben ooch nich vajessen!"

Reisezeit

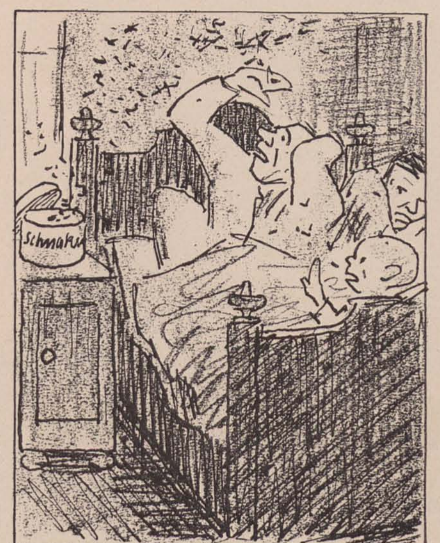
(Wilhelm Schulz)



Hindenburg läßt seine Hirschledernen einmotten, da er dieses Jahr ***nicht*** *nach Bayern reist.*



Frau Kolonialwarenhändler Pietschke erkundigt sich, ob durch die neue Salzsteuer die Nordsee nicht zu teuer geworden sei.



Damit auch die ärmere Bevölkerung sich wie in der Sommerfrische fühlen kann, hat das Wohlfahrtsamt größere Quantitäten von Schnaken kostenlos verteilen lassen.



Der bekannte Prähistoriker Prof. Dr. Müllkratzer verzichtet diesmal auf eine Forschungsreise, da er das Leben der Höhlenbewohner dicht bei Berlin studieren kann.

Parteivogt im Land

(Karl Arnold)



König Adolf herrscht, aber er regiert nicht.

Stuttgart, 24. Juli 1932 Preis 60 Pfennig 37. Jahrgang Nr. 17

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Die Genfer Fesselkünstler

(E. Schilling)



„Solange der Mars schläft, haben wir ihn in unseren Paragraphenschlingen ganz sicher gefesselt!"



Schwüle Nacht — *Hilla Osswald*

Der Broterwerb / Von Maria Pflugk

Der Kriegsbeschädigte Karl Gottlieb trat vor die Tür seiner Hütte. Das Körpergewicht auf das einzige Bein legend, stand er, schief auf den Stock gestützt.
Eine Schar Enten watschelte schnatternd zum Dorfteich. Aus den Bauernhöfen kamen die Knechte mit Pferden und Wagen voller Ackergerät. Das Eisen machte auf dem holprigen Pflaster einen rasselnden Lärm.
Die Knechte riefen ihm im Vorbeifahren kurze Bemerkungen über das Wetter zu. Früher, als er kurz nach dem Kriege heimgekehrt war, hatte er, auf die Prothese zeigend, gesagt: „Ja, ja, den habe ich bei Verdun gelassen."
Aber mit der Zeit hatten sie sich daran gewöhnt und wollten heute weder etwas von Verdun noch von andern Kriegsgeschichten wissen. Auch war der Kriegsbeschädigte seither in ihrer Achtung gesunken.
Karl Gottlieb sah mißmutig den Fuhrwerken nach und kramte in seinen Taschen. Dreizehn Pfennige und eine angerauchte Zigarette brachte er zum Vorschein.
Es war Mitte des Monats, dachte er beruhigt, da konnte er sich immerhin schon nach einem kleinen Vorschuß umsehen. Aber ehe er daran ging, wollte er sich bei seiner Braut Marie durch ein gutes Frühstück stärken.
Er humpelte die Dorfstraße entlang. Vor Maries Haus saß der alte Vater und schälte Kartoffeln. Er sah nicht auf, als Karl vorbeiging, und murmelte etwas wie „Tagedieb" vor sich hin.
Zwei blonde kleine Mädchen, die kurzen Zöpfe fest geflochten, kamen herausgesprungen. Mit nackten Füßen liefen sie schnell über den Weg.
Die Braut Marie stand blond, breithüftig und fest am Herd. Schweigsam stellte sie Eier, Speck und Schwarzbrot vor ihn hin.
Er wußte wohl, daß sie ihm das Wirtshaus und das Kartenspiel verübelte. Aber was sollte er machen? Arbeiten konnte er nicht, und etwas mußte ein Mann doch schließlich tun. Die Frauen verstanden wirklich gar nichts, und es war überflüssig, mit ihnen über Männerangelegenheiten zu reden. Er dachte jetzt an die geringe Barschaft in seiner Tasche. Kredit gab ihm der Wirt aus verschiedenen Gründen nicht.
Mit noch kauendem Munde erhob er sich, zündete die halbe Zigarette an und gab Marie einen Klaps: „Na, laß man, Mädchen, wir schaffen's noch."
Am Dorfteich sah er eine Zeitlang den planschenden Kindern zu. Wie gut war es doch, überlegte er, daß er Marie hatte; und was für ein Glück war es wiederum, daß Marie die Kinder hatte. Ohne sie hätte sie sich bei einem Bauern als Magd abschuften müssen, anstatt die kleine Vieh- und Ackerwirtschaft des alternden Vaters zu besorgen, die auch nur wenig einbrachte. Jedes der vier Kinder hatte einen andern Vater, einen Bauern natürlich, denn so dumm war Marie nicht, daß sie sich mit einem Habenichts abgab, der sie nachher sitzenließ. Von ihm, Karl Gottlieb, war keins, denn, Gott sei's geklagt, seit seiner Verwundung . . .
Da waren Fritz und August, beide besuchten schon die Schule, und beide Väter waren wohlangesehene Bauern. Die Väter der kleinen Mädchen hatten etwas kleinere Höfe, aber immerhin zahlten auch sie ihr Teil. Für jedes Kind fünfunddreißig Mark machte im Monat hundertvierzig Mark. Dazu kam noch seine Rente; man konnte ganz nett davon leben. Er dachte an einen großen Radioapparat, den er sich schon lange wünschte. Der Schnaps und der Skat fraßen ja eine Menge auf, aber wenn man sich gar nichts mehr gönnte, konnte man ja gleich den Strick nehmen, wie neulich der alte Vater Krull, dem seine Frau immer alles Geld abgenommen hatte.
Ja, Marie war tüchtig, und eigentlich brauchte sie ihn gar nicht. Aber er würde sie einmal heiraten. Es war auch nicht schön für sie, mit den vielen Kindern immer noch als Fräulein angeredet zu werden. Einen andern würde sie unter diesen Umständen wohl nicht so leicht bekommen. Jedermanns Sache war es schließlich nicht.
Jetzt wollte er erst mal sehen, ob er von Jonathan Roß, Augusts Vater, einen kleinen Vorschuß auf den Sohn bekommen konnte. Er hatte einen mächtigen Durst.
Den kleinen Mädchen winkte er noch einmal freundlich zu und humpelte aufs Feld. Vorhin hatte er den Bauern rausfahren sehen.
Jonathan Roß pflügte. Karl blieb am Rande des Ackers stehen. Erdgeruch stieg ihm in die Nase; die Pferde kamen stampfend näher. Die ganze Zeit tat Jonathan so, als bemerke er ihn nicht, und hielt seinen Kopf hinter den Pferderücken.
„Halt, stopp, mal einen Moment", sagte Karl, als er nahe genug heran war.
„Prrrr", Jonathan hielt die Pferde an. Unfreundlich sahen die kleinen Augen des Bauern aus dem faltigen Gesicht. Mager und sehnig stand er da, die schwere Faust auf dem Pflug.
„Du bist ja noch pünktlicher als der Kalender, Karl, bei mir ist erst der Achtzehnte."
„Na, ich mein' auch man. Schöner Acker für Sommerkorn."
Aber Jonathan ließ sich nicht beirren.
„Ne Kleinigkeit kannst du kriegen", sagte er geradeheraus, „aber dann komm mir nicht wieder; 's ist wirklich 'ne Schande mit dir."
„Du hast gut reden, mit deinen beiden Beinen, aber ich nehm' dir's nicht übel. Da kann sich eben keiner reindenken." Unterwürfig und dankbar nahm er die Markstücke in Empfang.
Als er aufsah, war Jonathan schon an der Ecke des Ackers.
Karl hinkte so schnell er konnte dem Wirtshaus zu. Nach einer Stunde wankte er zu Marie und sang lustig vor sich hin: „Der Schnaps, der macht das Leben süß, ich bin schon hier im Paradies . . ."
Schluchzend, mit herunterlaufenden Tränen stellte Marie die Kartoffeln auf den Tisch.
„Na, was ist denn?" sagte Karl erstaunt.
Maries Tränen liefen heftiger: „Ich wollte dir's vorhin schon sagen, — es ist wieder soweit." Sie legte die Arme auf den Tisch.
„Wer ist es denn diesmal?" fragte er besorgt.
„Der Bauer Maiboom." Marie schluchzte herzzerbrechend.
„Na, siehst du, Marie", sagte Karl gütig, „der liebe Gott sorgt für uns. Nun können wir uns nächstens das Pferd kaufen, das ich schon auf dem Handel hab', und dann heiraten wir auch bald", und er küßte sie schallend auf die Wange.

Zu spät —?

Von Karl Kinndt

Nun sind wir frei von Kriegstributen,
der Geist des Friedens löst die Fronten —
und Deutschland muß nicht mehr verbluten
an Wunden, die nicht heilen konnten.

Und warum darf man es nicht wagen,
Lausanne zu grüßen als ein Glück?
Dies hindern die „Prestige-Fragen"
der p. p. Innenpolitik.

Wo ist bei Völkern und Parteien
ein „Führer" noch, dem es nicht bangt,
daß ihn die Wähler niederschreien,
wenn er Erreichbares verlangt?

Und sagte einer schlicht und ehrlich:
„Na, Gott sei Dank, das wär' geschafft!",
dann wär' er alsobald entbehrlich
als Schwächling ohne Mark und Kraft.

Die Kunst der Politik von heute
heißt: auf Unmöglichem bestehn,
damit doch wenigstens die Leute
den unbeugsamen Willen sehn — — —

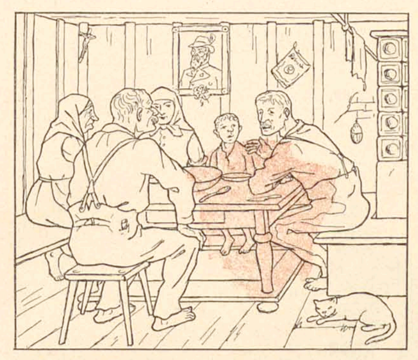
Ist es zu spät? Vor zwei, drei Jahren
wär' alles wieder gut gewesen:
wir konnten uns die Krisen sparen
und wären längst vom Krieg genesen —

Ist es zu spät? Ersteht kein Mittler
im Volke zwischen Mann und Mann,
nur weil der Zauberlehrling Hitler
die Geister nicht mehr meistern kann?

Die Völker haben sich gefunden,
des Friedens Grundstein ward gelegt —:
und es ist Platz für neue Wunden,
die man einander selber schlägt — — —

Bayrisches

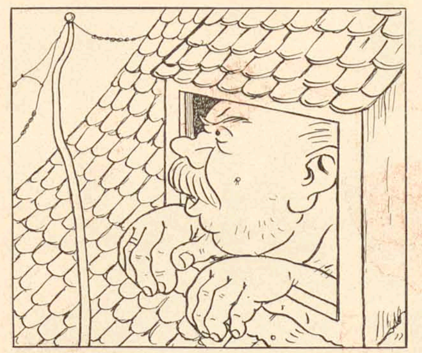
(Th. Th. Heine)



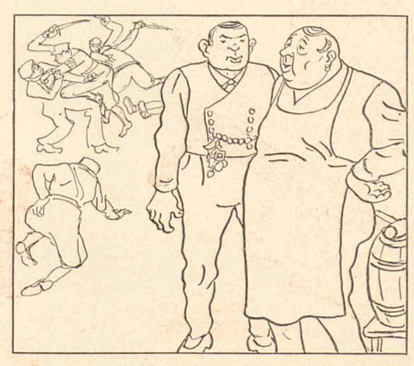
„A Republik war' scho recht, aber a weng Freiheit muaß halt der Mensch hab'n, drum brauchat ma a Monarchie."



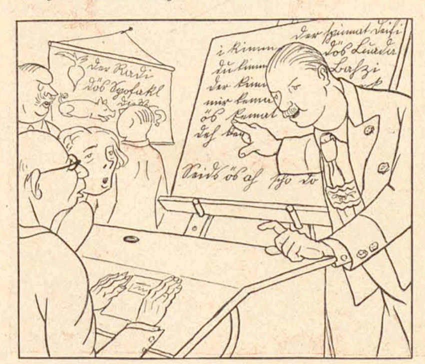
„Bal i nur 's Wort ‚Jänsebraten' hör', nacha ko mir scho glei 's schönst' Ganserl nimmer schmecka!"



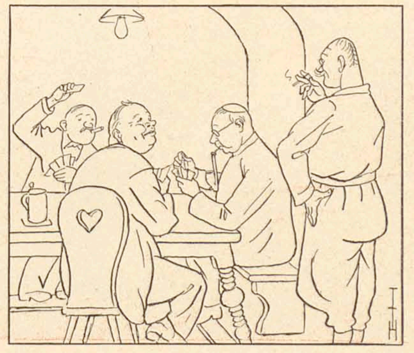
„Mit sellene preißischen Rundfunk-Wahlreden hat si wieder amoi mei ganz' Antenne verbog'n."



„Heit is a so: Bal der oane sagt, 's dunkle Bier is 's beste, und der ander' sauft liaber a hell's, nacha schlagt er eahm glei 'n Schädel ei."



Xaverl Hinterhuber hat endli wieder a Arbeit g'funden, indem weil er bayrischen Sprachunterricht an dö neu zuag'roasten Preißen gibt.



„Na, saren Se mal, Sie können hier in Bayern wohl nischt als Tarok spielen?" – „Aha, möcht's woi wieder gern amoi – 66 mit ins spui'n, ös Luadern?"

Gekränkter Ehrgeiz

(E. Thöny)



„Mit sellenem Schmeling macht die ganz' Welt a Getua – aber bal unseroaner glei drei niederschlagt, da red't koa Mensch davo."

Hundstags-Steuer-Notverordnung

Artikel I

Steuer im Sinne dieser Notverordnung ist alles, was von oben kommt und nicht anderweitig unterzubringen ist.

Artikel II

Glatzensteuer

Zu der bisherigen Kopfsteuer tritt ein $43\frac{9}{10}$prozentiger Zuschlag als Glatzensteuer bei denjenigen Kopfinhabern, deren Glatze im Durchmesser $7\frac{1}{2}$ Zentimeter übersteigt.

Dieser Zuschlag erhöht sich auf $63\frac{1}{7}$ Prozent, wenn der Kopfinhaber entweder:

1. Seit dem 2. Dezember 1930 zurückgerechnet 3 Jahre lang nicht Huhn mit Reis gegessen hat – oder:
2. derselbe im rechten Unterkiefer eine Zahnlücke hat, oder:
3. derselbe mit einer Person im 45. Grade verwandt oder im 68. Grade verschwägert ist, die auf dem linken Fuße hinkt.

Diese Zuschläge können bis um $29\frac{1}{17}$ Prozent gesenkt werden, wenn der Glatzler entweder:

1. nachweist, daß einer seiner Urgroßeltern Harmonika gespielt hat, — oder
2. nachweist, daß einer seiner Ururgroßeltern an einem Freitage geboren ist und an jenem Tage eine Mondfinsternis gewesen ist.

Die Glatzenzuschlagssteuer wird um $99\frac{1}{5}$ Prozent erhöht, wenn der Glatzler entweder:

1. wasserscheu ist, oder:
2. in der Quarta eines humanistischen oder eines Realgymnasiums sitzen geblieben ist, oder:
3. einer Ortsgruppe des Vereins zur Prüfung der Elastizität der Maikäferbeine zur Zeit der Steuerfälligkeit bereits 30 Jahre lang angehört und nachweisbar niemals Vereinsbeiträge schuldig geblieben ist.

Führt der Steuerpflichtige den Vornamen Hans, Gustav oder Emil, so finden auf ihn, sofern nicht sein Familienname mit dem Buchstaben C, M oder R beginnt, die veränderten Sätze des Tarifs B Anwendung. (Siehe Anhang XX Ziffer 4 Fußnote Y der Ausführungsbestimmungen.)

Artikel III

Bauchsteuer

Nach Maßgabe der nachstehenden Grundsätze wird von jedem Deutschen eine Bauchsteuer erhoben.

Bäuche mit einer Fettschicht bis zu 11 Kubikzentimeter bleiben steuerfrei.

Für jeden diese Freigrenze übersteigenden Bauchspeckkubikzentimeter wird Steuer erhoben.

Diese Steuer beträgt für den ersten die Freigrenze überschreitenden Bauchspeckkubikzentimeter jährlich 1,000 987 Reichspfennig.

Für jeden weiteren Kubikzentimeter Bauchspeck tritt bis zum 13. Überzentimeter ein Zuschlag, der das arithmetische Mittel zwischen der Kubikwurzel von 3 und der Quadratwurzel von 28,006 beträgt. Vom 14. bis 31. Überzentimeter erhöhen sich die Zuschläge um das 14fache eines Achtels des Brutto-Monatsverdienstes des Steuerpflichtigen, jedoch kann auf Antrag dieser Zuschlag auf $\frac{1}{57}$ seines Betrages herabgesetzt werden, wenn sich im Umkreise von 3 Kilometern von der Wohnung des Steuerpflichtigen eine Hühnerfarm befindet. Dieser Nachlaß wird indes um $\frac{1}{8}$ gekürzt, wenn der Steuerpflichtige in einer Laubenkolonie wohnt und einen grauen Anzug trägt. Ist dieser Anzug auf Ratenzahlung gekauft und noch nicht oder noch nicht voll bezahlt, so erhöht sich der Nachlaß um $\frac{1}{73}$ derjenigen Kosten, welche die Beerdigung der Großmutter väterlicherseits des Steuerpflichtigen verursacht hat, jedoch nicht über denjenigen Betrag hinaus, den eine Eisenbahnfahrkarte 3. Klasse von Runxendorf nach Buxtehude kostet.

Artikel IV

Veranlagungsbehörde

Als Veranlagungsbehörde fungiert ein 17gliedriger Ausschuß, welcher sich nach Belieben zusammensetzt, mindestens aber einen Bäckermeister, zwei Schornsteinfeger und drei Chausseearbeiter enthalten muß.

Postboten, Buchhändler und Gastwirte sollen nicht in den Ausschuß gewählt werden.

Gutsbesitzer, Artisten und Friseure sind gesetzlich ausgeschlossen.

Personen, die der bürgerlichen Ehrenrechte für verlustig erklärt sind, sind wählbar.

Artikel V

Rechtsmittel

Gegen die Entscheidungen des Veranlagungsausschusses findet sofortige Beschwerde an den aus 48 Personen bestehenden Prüfungsausschuß statt, welcher sich so zusammensetzt, wie er will.

Die Beschwerdefrist beträgt 5 Minuten, doch kann dieselbe erforderlichenfalls auf 100 Jahre verlängert werden.

Gegen die Entscheidungen des Prüfungsausschusses findet die sofortige weitere Beschwerde mit einer Frist von einem Monat statt, deren Laufzeit indessen erst 30 Jahre nach der Entstehung des Streitfalles beginnt.

Der Oberprüfungsausschuß, an den diese sofortige weitere Beschwerde zu richten ist, setzt sich nach Wunsch des Beschwerdeführers zusammen, kann sich aber bei Eingang der Beschwerdeschrift für aufgelöst erklären.

Artikel VI (Inkrafttretung)

Diese Steuernotverordnung tritt erst gar nicht in Kraft.

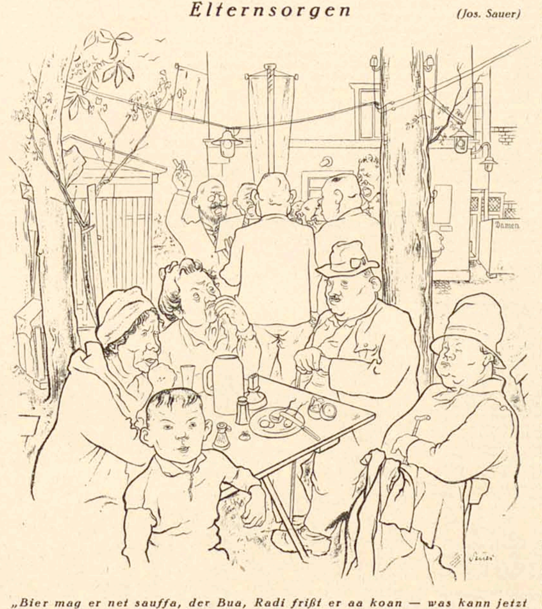
Gegeben Mammonswert, den 20. Juli 1932.

Der Oberreichs-Hundstags-Kommissarnarr: (gez.) von Sinnen.

Für die Richtigkeit: Dr. Erich Woltersdorf.

Elternsorgen

(*Jos. Sauer*)



„Bier mag er net sauffa, der Bua, Radi frißt er aa koan — was kann jetzt nacha scho amoi später aus so an Menschen werd'n?"

Vom Tage

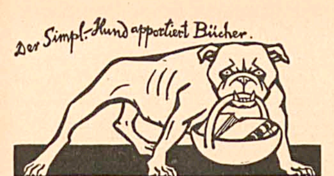
In einer kommunistischen Wahlversammlung in Oberhessen spricht der Pfarrer Eckert, will sagen: der gewesene Pfarrer Eckert, denn er predigt nun nicht mehr christliche, sondern kommunistische Nächstenliebe.

Expfarrer Eckert, Inkarnation des Ariers: blond, blauäugig, wirft den Rock ab, krempelt die Ärmel hoch und legt los. Gepackt und hingegeben lauscht die kommunistische Brudergemeinde seinem temperamentvollen Vortrag.

Da aber geschieht es, daß der Redner mit einer weitausholenden Geste das vor ihm stehende obligate Glas Wasser umwirft; und während es langsam vom Pulte niederrieselt, erhebt sich von unten eine kritische oberhessische Stimme: „Er is und bleibt en Pfarrer: er kanns Taufe net lasse!"

*

Am Karolinenplatz stehen debattierende Gruppen. Ein erregter junger Mann schreit in der Abwehr: „Dös is mir alles Wurscht. I will halt zum Militär, i will halt a Uniform." Ein älterer Mann hört erst zu und klopft ihm dann beruhigend auf die Schultern und meint: „Gengas doch zu da Feuerwehr oder zu die Sanitäter!"



M. Iljin: Fünf Jahre, die die Welt verändern. Autorisierte, vom Autor für Deutschland bearbeitete Übersetzung aus dem Russischen von Michael Swjetly. (Malik-Verlag, Berlin.)

Man stelle sich ein Hundertsechzig-Millionen-Volk vor, das auf einer weltabgeschiedenen Insel ganz auf sich selbst angewiesen lebt. Nur so ist es recht zu verstehen, wie hier ein russischer Ingenieur mit der naiven Freude eines Robinson Crusoe, für den jedes neu verfertigte Werkzeug ein Ereignis ist, von den technischen Errungenschaften des Fünfjahresplans erzählt: vom Kampf um die Erschließung der Naturkräfte und Bodenschätze, vom Bau des großen Kraftwerkes „Dnjeprostroj", von neugeschaffenen gigantischen Industriezentren wie „Magnitogorsk" im Ural — und vom neuen russischen Menschen im Rahmen der Verwirklichung eines romantisch-heroisch gefärbten sozialistischen Zukunftstraumes. Wenn auch das Buch mitsamt seinen dreißig vorzüglichen Photos kein vollständiges Bild der Sowjetunion gibt, so vermittelt es doch eine imponierende Vorstellung von dem hinter allen Vorgängen im Osten stehenden treibenden Willen. Hans Ruoff

Milo Urban: Die lebende Peitsche. (Neuer Deutscher Verlag, Berlin.)

In der langen Reihe der Kriegsbücher jetzt auch dieses: Der Krieg im Dorf hinter der Front. Ein slowakischer Bauernsohn beschreibt ihn mit zweiundzwanzig Jahren. Er schildert die Dorfbewohner von Raztoky, denen allmählich der Haß geweckt wird gegen das unsinnige Morden. Der Roman ist vorteilhafterweise nicht in der Ich-Form geschrieben, will also nicht unbedingt so erlebt sein, wie bekannte andere. Es dauert lang, bis sich die Bauern aufbäumen unter der „lebenden Peitsche", bis sie eine freudige und gründliche Abrechnung halten mit dem alten System. Dieser Handlung entspricht der episch-breite Stil; er wirkt erdhaft und schwermütig, wie die Landschaft der Tatra. — Die Dynamik des Geschehens mag durch die Übersetzung gelitten haben. Dagegen sprechen Erlebnisgestaltung und die Art seiner Vergleichführung für die Originalität des Autors. Urban kämpft sich mit ernsthafter Mühe durch Erinnerungen früher Jugend. Schon deshalb mußte es ein gutes Buch werden. Karl Kurt Wolter

Michael Arlen: „So liebt man in Amerika". Roman. Übertragung von H. Keller. (Verlag der Zeitromane [Paul Neff], Berlin.)

Wie schon so viele Nichtengländer, so bedeutet auch der Rumäne Arlen einen entschiedenen Gewinn für das angelsächsische Schrifttum. Aufs beste in die Literatur eingeführt durch seine früheren Schilderungen des englischen Gesellschaftslebens, zeigt er sich in diesem Roman als kluger und verständnisvoller Betrachter der New-Yorker Gesellschaft. Es ist ein sehr witziges und sehr geistvolles Buch, gewürzt mit Scherz, Satire, Ironie, deren tiefere Bedeutung in einer unaufdringlichen, aber auch unnachsichtlichen Kritik der bestehenden Zustände liegt. Arlen enthüllt die eigenartige Struktur dieser auf Korruption und Skrupellosigkeit aufgebauten Gesellschaft, deren Mitglieder sich aus den verschiedensten Nationen und sozialen Schichten rekrutieren, und zeigt ihre eigentümliche, grotesk anmutende Flappermoral und ihren unausrottbaren Snobismus. Seine Menschen sind keine bloßen Typen, sondern Wesen von Fleisch und Blut, mit ihren Widersprüchen und Leidenschaften. Ihre Auseinandersetzung mit dem Leben führt nicht immer zu einem Kompromiß — sie kann auch tragisch enden, wie der Tod des Haupthelden beweist. Von einigen empfindlichen stilistischen Mängeln der Übersetzung abgesehen, steht das anregende und inhaltsreiche Buch auf einer hohen Stufe der guten Unterhaltungslektüre. Ernst Angreß

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Belloc-Lowndes: „Vanderlyns Abenteuer". Übersetzt von Fred Schwarz. Kriminalklub, Berlin.
Artur Kutscher: „Die Elemente des Theaters". Pflugschar-Verlag Klein, Vater und Sohn, Düsseldorf.
Hans Fallada: „Kleiner Mann, was nun?" Rowohlt-Verlag, Berlin.
Lili Körber: „Eine Frau erlebt den roten Alltag". Rowohlt-Verlag, Berlin.
Alexander Lernet-Holenia: „Ljuba's Zobel". Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.
Fannie Hurst: „Mannequin". Paul Zsolnay, Verlag, Berlin-Wien.
Emil Ludwig: „Mussolinis Gespräch mit Emil Ludwig". Paul Zsolnay, Verlag, Berlin-Wien.
Ludwig Kunz: „Gerhart Hauptmann und das junge Deutschland". Priebatsch's Buchhandlung, Breslau.
Dr. Julius Schwabe: „Schillers Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine 1805 — 1826 — 1827". Georg Kummers Verlag, Leipzig.

Abschied von der Liebsten / *Von Hermann Pirich*

Der Zug schlich träge aus der Halle. Starr
sah ich ihm nach. In mir war alles leer.
Ich wußte gar nicht, ob ich selbst es war.
Ach Gott, ich wußte überhaupt nichts mehr.

Ich glotzte stumpf und lang noch in der Richtung,
in der der Zug sich in ein Nichts verkroch . . .
Als Mann hat man die heiligste Verpflichtung,
daß man nicht flennt, dacht ich, zum Teufel doch!

In meinen Augen schwamm es sehr verdächtig.
(Wenn mir das Zeug nur nicht herunterrinnt!)
Zur Bahnhofskuppel guckte ich geschwind
hinauf und murmelte: „Herrgott, wie mächtig!"

Ich tat, als wär' ich von dem Bau entzückt,
und kratzte mich inzwischen irgendwo
(ich hätte mich genauer ausgedrückt —
es reimt sich nämlich — doch es geht auch so).

Vorsichtig hab ich dann mich umgesehn,
kein Hund hat aber sich um mich geschert.
(Na, eigentlich ist das ja nicht sehr schön!)
Leicht abgekühlt bin ich nun heimgekehrt.

Zeitungsblüten

Kleine Anzeige aus dem „Berliner Lokal-Anzeiger" unter der Rubrik Gewerbliches Personal:
Christlicher, perfekter Eierleuchter sofort gesucht. Frau Schröder, Berlin-Schöneberg.

*

Die Fremdenliste der „Verkaufsvereinigung Pforzheimer Bijouterie-Fabrikanten" bringt in ihrer Suchliste folgende Anzeige:
Fabrikant. Wer fertigt Autarkie-Schmuck an? Gesucht werden insbesondere Colliers in Silber und Platinin, darstellend 4 Kornähren auf jeder Seite, in der Mitte Kartoffel emailliert mit der Inschrift „Deutschland erwache". Off. u. 395.

*

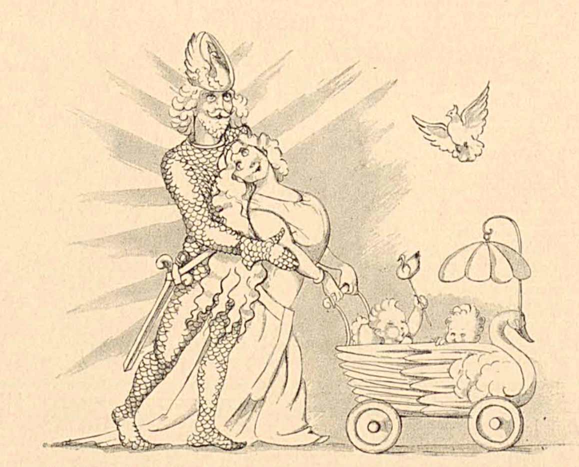
In einem Zeitungsroman fand ich neulich die folgende Stelle:
Das Weib stand plötzlich still, in kalten Angstschweiß gebadet. Aus dem ziehenden Nebel ragte plötzlich die Mutter Gottes, die entkrönte Himmelskönigin aus der kleinen Kapelle. In grauenhafter Hoheit stand sie in dem weißen Mondlicht, wie der zürnende Engel vor dem Paradies . . . und sprach in weiße Nacht: „Wer vorsätzlich einen Menschen tötet, wird, wenn er die Tötung mit Überlegung ausgeführt hat, wegen Mordes mit dem Tode bestraft."
Das Weib stürzte heulend in die Kniee und rang die Hände: „Gnade . . . Gnade . . . Gnade . . ."
— Gegrüßest seist du, Maria, ob deiner Kenntnis des Reichsstrafgesetzbuches!

*

Es gibt ein altes Liedchen, das jetzt wieder die Nationalsozialisten singen: Den Lorbeer um die Siegerstirn — Das Kreuzlein auf der Brust — Für diesen Preis, mein Vaterland, — Ist Sterben eine Lust! —
Aber auch sonst wird das Sterben heute zeitgemäß erleichtert: „Herner Zeitung", vom 17. Mai 1932.
„Der Weg lohnt sich bestimmt beim Kauf von einem Zweimeter-Sarg. Stelle dann den Leichenwagen gratis zur Verfügung. Schierbaum, Herne, Wiescherstraße 48. Neben dem Versorgungsamt." Es lohnt sich wieder zu sterben!

*

Aus einem Führer durch Braunschweig:
„Treffliche Einrichtungen (die Wallanlagen, großen Parks . . ., gutes Straßenpflaster, zwei Wasserwerke, Fernheizwerk . . ., ausgezeichnete Krankenhäuser und Armenanstalten . . ., Städt. Desinfektionsanstalt, Schlachthaus . . ., Zentralfriedhof mit Krematorium . . . usw.) machen den Aufenthalt in der Stadt in jeder Weise angenehm."



Wenn Elsa nicht gefragt hätte . . . *E. Niemeyer-Moxter*

Sexualnot der Lokomotiven

Was wissen wir vom Schmerz der Lokomotiven,
Wenn sie vergeblich durch die Nächte rasen.
Ob sie nicht auch mal gern zusammen schliefen?
Und dennoch stets nur Leerlauf der Ekstasen!

Der Mißerfolg, er zwingt zu philosophieren
Und komprimiert so Triebe zu Begierden,
Und das macht rasen, nicht das Öl vom Schmieren,
Zumal Maschinen sich noch nie genierten.

Die Tragik liegt im ewigen Nebengeleise.
Den Ursprung für das sogenannte Böse
Analysiert man leicht auf diese Weise,
Drum: mehr Verständnis für Zusammenstöße!

Ernst Klotz

Kunstenthusiasmus

(Rudolf Kriesch)



„Apropos, Kind, beim ‚Feuerzauber' ist mir eben einjefallen: Haben wa eijentlich unsere Brandversicherungs-Police in diesem Jahr schon bezahlt?"

Der heilige Radio-Abonnent

Groteske von Liberat Korn

Der Generaldirektor der Rund-Radiogesellschaft tobte und schrie. Er entsandte seinen Sekretär in alle Abteilungen, der Befehl lautete: „Alle Mann zur Konferenz!" Als schließlich nach einer halben Stunde der ganze Stab des Studios im allerheiligsten Raum des Generaldirektors versammelt war, schien das Schlimmste verraucht zu sein. Immerhin bebte die Stimme des Chefs, als er begann: „Meine Herren! Seit einigen Wochen hat das Schicksal über unsere Sendegesellschaft schweres Ungemach verhängt. Sie alle wissen es ja, in den letzten vier Wochen sind allein fünf Zuschriften von unzufriedenen Abonnenten eingelangt. Unzufriedene Abonnenten schwersten Grades, unzufriedene Abonnenten, die ihre Aufkündigung androhen. Gut! Ich hoffte zu Gott, er werde uns beistehen. Gott hilft ja, aber meine Herren, Sie, ja Sie haben Ihren Führer treulos verlassen, Sie haben Ihren Vertrag und mein Herz gebrochen, ich spreche den Tadel schlimmster Pflichtverletzung aus!" Der Generaldirektor mußte einen Schluck Wasser schnippen, die Mitarbeiter hätten dies allzugerne getan, denn auch ihnen brannte die angstbekleckerte Zunge. Dann fuhr der Gewaltige fort: „Heute nun langte dieser Beschwerdebrief ein. Hören Sie ihn, mein Sekretär wird ihn verlesen!" Der Sekretär las mit klammer Stimme: „An die Generaldirektion der Rund-Radiogesellschaft. Ich bin seit sieben Jahren treue Abonnentin Ihres Funkdienstes, gar oft habe ich meine Augen über Mißstände Ihres Programmes zugedrückt, aber das, was Sie kürzlich zur Durchgabe wagten, das geht denn doch auch über meine tolerante Hutschnur. In dem Funkspiel ‚Der Hund von Baskerville' spricht ein Darsteller die Worte: ‚Dieser Wotan (nämlich ein Hund) ist eine richtige Bestie.' Ja wissen Sie denn nicht, daß mein rasseechter Zuchthund Wotan heißt? Damit habe ich wohl alles gesagt. Hiermit melde ich gleichzeitig mein Abonnement ab.

Frau Alice Kratochwill!"

Der Generaldirektor war blaß geworden, so sehr hatte ihn der Inhalt des Briefes abermals angegriffen. „Meine Herren!" schrie er, „die Maßregeln, die ich jetzt ergreifen werde, können Sie sich gar nicht ausdenken!" Und damit war die Konferenz zu Ende.

Bald darauf prangten an allen Wänden des Studios große Affichen des Inhaltes: „Wer Abonnenten kränkt, wird erschossen!" Man glaubte zunächst, der Chef habe sich einen diabolischen Spaß geleistet. Aber diese Meinung war mitnichten richtig. Dem allmächtigen Generaldirektor der Rund-Radiogesellschaft war es nämlich gelungen, die Regierung, die den Funkdienst als politisches Werkzeug sehr schätzte, zu bewegen, die Todesstrafe über jene zu verhängen, die Radioabonnenten kränken. Das Gesetz konnte durchgepeitscht werden, da kein Nationalrat es wagte, gegen die Interessen der Radiogesellschaft zu stimmen.

So sehr nun auch die Programmbeamten des Rundradio-Studios alle zu funkenden Vorträge, Hörspiele und Nachrichten siebten und siebenmal siebten, ereignete sich etwas ganz Fürchterliches. Wieder langte ein Beschwerdebrief ein, er lautete: „Seit Aufstellung von Ihrem geschätzten Funkturm bin ich dessen treues Mitglied und Stromabnehmer. Jetzt hab' ich aber genügend von Ihren schamlosen Frozzeleien. In einer Geschichte, die was kürzlich verlesen worden ist, kommt folgender Satz vor: ‚Aber, Fritz, bist du heute schlecht rasiert!' Jetzt frag' ich Sie: Darf sich der deutsche Friseur-Gewerbestand sich das bieten lassen? Eine Frau sagt öffentlich vor Millionen, daß ein deutscher Mann schlecht rasiert ist. Was wirft das für ein Licht auf die deutsche Haarpflegekunst? Ich bestelle daher selbstverständlich meinen Radiostrom ab. Anatol Kistenbrecher, Friseur."

Der Generaldirektor war nun unerbittlich. Rasch wurde der Übeltäter eruiert. Es war der Programmbeamte Peter Bitterbrot, ein ehemaliger Literat, der diese Entgleisung durchließ. Grauenhaft rasch arbeitete die Justizmaschine. Der Generaldirektor drängte darauf, ein Exempel zu statuieren. Bitterbrot wurde zum Tode verurteilt. Alle Proteste („Bund oppositioneller Radiohörer", „Funk-Secessionisten" usw.) nützten nichts. Der Tag der Hinrichtung wurde angesetzt.

Peter Bitterbrot in der Todeszelle briet in seinem glühenden Kopf Rettungsgedanken. Alles schien vergebens. In der letzten Nacht jedoch (vor Redaktionsschluß hatte er immer die besten Einfälle) kam ihm eine wundervolle Erleuchtung.

Am frühen Morgen vor seiner Hinrichtung meldete er nicht etwa einen letzten Rekurs an, er schrieb auch kein Gnadengesuch, er versendete auch keine Telegramme, er meldete sich lediglich bei der Rund-Radiogesellschaft als Abonnent an.

Der erste Staatsanwalt ließ Peter Bitterbrot, als er dies erfuhr, sofort frei. Der Generaldirektor wurde aber in scharfe Haft gesetzt. Natürlich, ganz klar, denn nun hatte ja er sich gegen das Abonnenten-Kränkungsgesetz vergangen.

Schützt euch alle schnell durch ein Abonnement der Rund-Radiogesellschaft!

Kleine Zeitglossen

Im Bayrischen Landtag wurde eine kurze Anfrage eingebracht: ob es nicht möglich sei, die Haltung von Schafen, zu der die Landwirtschaft aus betriebswirtschaftlichen Gründen gezwungen sei, dadurch rentabler zu machen, daß Staats- und Reichsregierung den Absatz der anfallenden Wolle sicherstelle. Ein vermehrter Verbrauch von Schafwolle für Militärtuch würde dies bewirken.

— Immer müssen die Schafe herhalten, wenn der Wehrgeist steigt. Wie wäre es mit einem Ausbau der Interessengemeinschaft zwischen Schaf- und S. A.-Zucht?

*

In Spremberg in der Lausitz hat irgendein Geometer herausgefunden, daß sich in der Gegend der Mittelpunkt des Reiches befindet. Darauf errichtete der Magistrat von Spremberg dort einen Gedenkstein mit der Aufschrift „Mittelpunkt vom Deutschen Reiche".

— Um doch einen Ort sicherzustellen, wo diejenigen, die das Reich zum Zerfall bringen, späterhin einen Kranz mit schwarzweißroter Schleife niederlegen können.

*

In Marseille hat ein geschäftstüchtiger Hausierer die Bettelei zur Planwirtschaft ausgebaut. Er importierte kleine Syrier, die er scharenweise in der Kunst des Bettelns ausbildete. Sie stellten die Passanten mit unglaublicher Hartnäckigkeit und brachten erkleckliche Summen ein.

— Zur Nachahmung empfohlen allen Arrangeuren des beliebten Samstag-Sonntag-Spaßes „Mit Blume und Sammelbüchse durch die Reviere der deutschen Großstadt"!

Teha

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1932 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Überholt

(Rudolf Großmann)



„Ihre Ehelinie wird an mehreren Stellen durchkreuzt . . .“ — „Zwei Stellen können Sie schon jetzt davon abziehen!“

Die Geschichte von Kreiner und Lina / Von Kurt Stein

Diese Geschichte, die ich erzählen will, das sind eigentlich zwei Geschichten. Es geschieht oft, daß zwei Leute eine Sache erleben, daß sie miteinander sprechen, vielleicht einander lieben. Aber in Wahrheit sieht und liebt jedes nur einen Schatten, und was einfach scheint, ist zweifaches Geschehen.

Herr Kreiner war ein Heiratsschwindler; nun dürfen Sie aber ja nicht glauben, daß Kreiner so etwas war wie ein verfluchter Kerl, der im Sturm das Herz jeder Frau erobert. Seine Hosen waren nie gebügelt, seine Wäsche war nie ganz sauber, er war alles eher als hübsch, und seine Beine steckten in Stiefeln mit einem Gummizug. Er roch nicht nach Abenteuern und nicht nach Kölnischwasser, sondern nach Biederkeit. Aber er war doch nicht schwerfällig, er hatte Gemüt, und er brauchte das für seine Kundschaft; bei den alt gewordenen Dienstmädchen und Kellnerinnen, denen er ihre Ersparnisse abnahm, kam er ohne Romantik nicht weit. Seine Ergüsse troffen von Gefühlen, die es gar nicht mehr gibt, und seine Bräute, von der Unreinlichkeit seines Hemdkragens und seiner Fingernägel in Sicherheit gewiegt, waren von dem Schwung seiner Worte hingerissen. Er hatte sein gutes Auskommen, es gab in seinem Leben keine Überraschungen, und die Liebesfreuden, die er als Zugabe zu den Sparbüchern empfing, waren ein Vorschuß auf die muffige Seligkeit der Ehen, die er nie einging.

Fräulein Lina war kein Straßenmädchen; ich muß zugeben, daß sie jeden Tag mit einem andern Herrn zu Bett ging. Aber, und das ist wohl das Entscheidende, die Männer, mit denen sie schlafen ging, glaubten, daß sie von ihr geliebt wurden. Wenn ihnen am nächsten Morgen ein paar Mark fehlten, fluchten sie eine Zeitlang und gingen meist nicht zur Polizei. Lina hätte schwerlich genug Liebhaber zum Auskommen gefunden, wenn sie offen den Liebeslohn gefordert hätte, den sie eigenmächtig einhob; aber sie nahm nie mehr, als ihr, wie sie glaubte, zukam.

Sie war nicht hübsch und meistens traurig. Sie sah aus wie ein Dienstmädchen vom Land, wie ein Mädchen, das auf die unbeholfene Freundlichkeit wartet, die ihre Liebhaber zu verschenken hatten.

Lina sah wie ein Opfer Herrn Kreiners aus.

Herr Kreiner sah aus wie ein Liebhaber Linas.

Sie begegneten einander. Lina errötete. Kreiner steckte die Brust vor und folgte ihr. Er sprach sie an, sie gingen spazieren, beide waren zufrieden. Kreiner gab sich als Tischlergeselle aus, einsam und seit Jahren verwitwet. Sie hörte es gern, und mit Freude vernahm er, daß sie ein Kindermädchen sei, seit fünf Jahren auf einer guten Stelle und nicht ganz ohne Ersparnisse. Kreiner sagte etwas von wahrer Liebe, die nicht an Bankbüchern hängt, und Lina sagte —

Keines hätte ein besseres Opfer finden können. Sie ahnten nicht, auf welcher doppelten Lüge ihre Freude ruhte. Niemand wußte etwas vom andern; jedes erlebte eine andere Geschichte.

Weil sie einander so gut zu verstehen schienen, wurden sie rasch einig. Kreiner trank Bier, Lina Limonade, sie schwuren Treue, und weil sie beide eine gute Beute witterten, wollte Kreiner für Lina zahlen und sie für ihn. Schließlich bezahlte er die Limonade und sie das Bier; dann gingen sie in Kreiners Zimmer.

In der Nacht dachte er darüber nach, wie er am besten in den Besitz ihres Bankbuchs gelangen könnte. Sie bewegte sich, wie er meinte, im Schlaf. Aber sie tastete nach Herrn Kreiners Hose, die auf dem Bett neben dem Stuhl lag und in der sie seine Geldtasche vermutete. Er griff nach Linas Handtäschchen; vielleicht gab es dort, wenn nicht das Sparbuch, doch irgend etwas, das Näheres verriet.

Jetzt kommt der Augenblick, in dem in manchen Detektivgeschichten, die ich in meiner Kindheit las, Herr Kreiner durch das Erscheinen eines weißgekleideten kleinen Mädchens gebessert würde und Lina durch einen unschuldigen Knaben, der mit lieblicher Stimme sagen müßte —

Es geschahen natürlich keine Wunder; es wurde nur aus den beiden Geschichten eine einzige. Ihre Hände trafen sich auf dem Stuhl, sie waren beide verlegen, sprachen viel und glaubten zu lügen und sagten die Wahrheit. Es zeigte sich, daß sie einander gar nicht betrogen hatten, sie bezauberten einander.

Ja, in wen sollte sich denn Lina sonst verlieben? Sie war doch wirklich ein Mädchen, das keine einzige Freude erlebte, auf ein bißchen Liebe wartete, auf die Liebe, die sie aus schlechten Büchern kannte, auf Liebe, die Ihnen gewiß komisch scheinen würde. Sie müssen ihr verzeihen, sie verstand es nicht besser, sie liebte diesen verdrückten, schlecht riechenden Mann, einen Mann, der sie zu verstehen schien und ihr gute Worte gab, schönere, als sie sie je gehört hatte. Und er war doch ein Schwindler.

Oder war er das gar nicht? War er nur ein Mann, der ein wenig Zärtlichkeit von der Hand Linas dringend nötig hatte? War er so wenig ein verkappter Schwindler, wie Lina eine verkappte Diebin war?

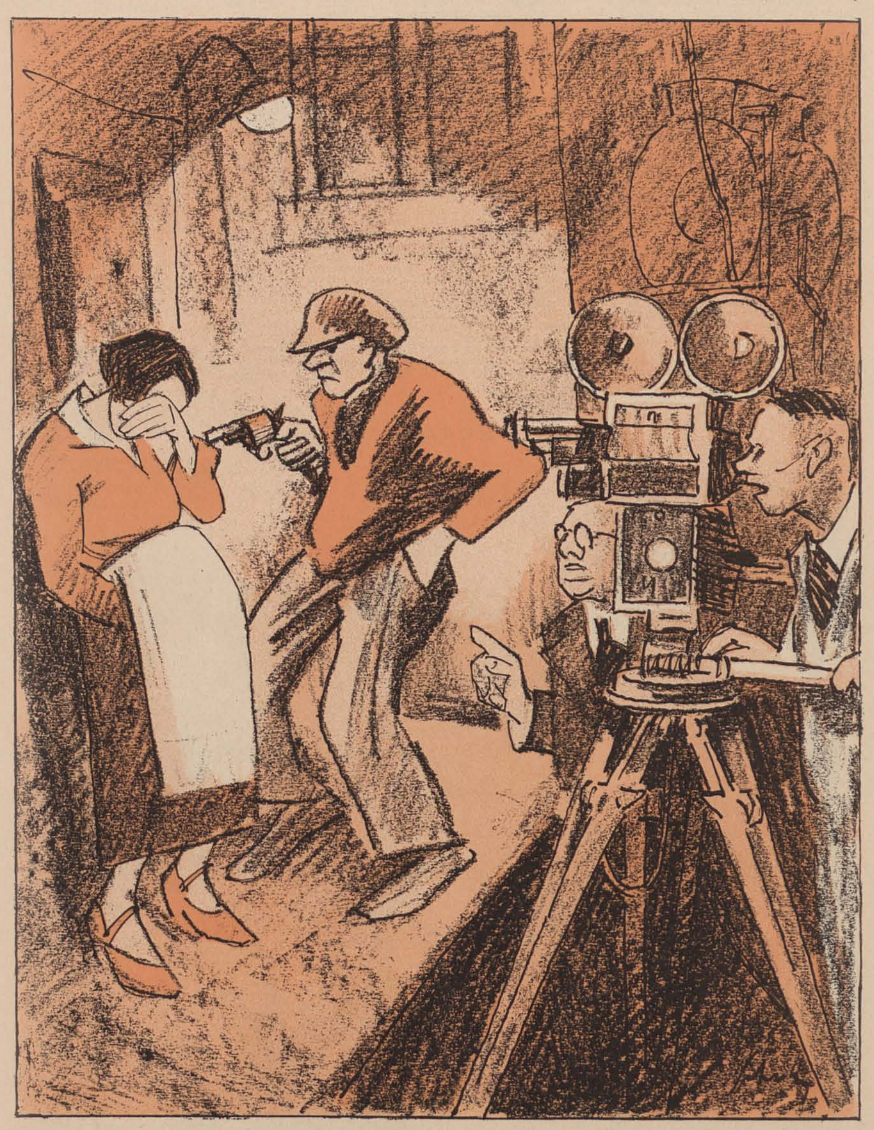
Da sie einander liebten, ist es erwiesen: er war das, was er zu spielen meinte, und Lina war im Grunde ein armes Dienstmädchen, ein Geschöpf ohne einen Menschen.

Am Morgen verließen sie einander, und sie haben sich nie mehr gesehen. Aber Kreiner, der den Kindermädchen ihren letzten Groschen stiehlt, spricht manchmal, wenn er betrunken ist, von Lina, die er geliebt hat. Und Lina hat ihn nicht vergessen.

Die Geschichten, deren jede eigentlich zwei sind, sind sehr häufig; aber man merkt es nur selten, und noch viel seltener wird aus zwei Geschichten eine einzige.

Zensuriertes Leben

(Wilhelm Schulz)



„Den Schluß von ‚Proletenliebe' müssen wir ändern: Kirchliche Trauung und Großaufnahme der glücklichen Mutter mit Kind – sonst streicht's die Zensur als Kulturbolschewismus!"

Zeunemanns Vogel / Von Peter Scher

Der alte Zeunemann betete seinen Harzer Roller an, der originell Hänschen hieß. So hatte ihn Frau Zeunemann genannt, die schon lange tot war und nun eingerahmt über des Alten Schreibtisch hing. Hänschen flog frei herum, setzte sich auf Schultern, selbst auf Köpfe und bei dieser Gelegenheit gern etwas daneben. Ein liebes Geschöpf, Zeunemanns Trost in Zeitwirren und Darniederlagen. Wenn er von der Reise kam — er war Vertreter, Donnerwetter nochmal, was vertrat er nicht! —, war sein erstes: Hänschen Zucker geben, mit ihm reden, sich was vorrollern lassen.
Auf so wohlfeile Art entspannte sich Zeunemann.
Bürovorsteher Questenberg war bei den beiden Jünglingen, die das Bürochen starteten, unten durch, weil er scharf aufpaßte und wie eine Kneifzange Zeunemanns Interessen wahrnahm.
Der eine Knabe hieß — obgleich es unwahrscheinlich klingt — Knospe und konnte mit gütiger Erlaubnis als Keimzelle eines künftigen Lumpen bezeichnet werden. Er ist dann ja auch später erfolgreich gewesen und in Ehren nicht so zeitig grau geworden wie der andere, Eberhard, der ein anständiger Esel war und sich den Kopf rechtzeitig an irgendeiner Wand einstieß, die ihn nichts anging.
Na, da haben wir ja die handelnden Personen recht hübsch beisammen; bleibt nur noch ein bißchen Milieu hinzutupfen, mit zwei Strichen: Doppelpult an Doppelpult, Regale, Haupt- und Kassenbücher. Nebenan der klingende Vogel, eigentlich ungehörig hier, aber laut Machtspruch des Chefs ein oberster Götze.
Also nun los. Eines Tages, eh' Zeunemann von der Tour kam, sitzt Hänschen am Boden auf dem Linoleum und pickt was auf. Der Tolpatsch Questenberg segelt auf seinen Kähnen durchs Zimmer. Die Jünglinge halten den Atem an, glotzen mit quellenden Augen. Noch einen Schritt und Hänschen ist geliefert!
Was geschieht?
Der spätere anständige Esel Eberhard öffnet den Mund zur Warnung, um Questenberg das nicht anzutun, obgleich er ihn nicht lieben kann. Da — es ist alles schon im Keim beschlossen, geehrter Leser, glauben Sie mir, alles! — da legt der künftige Halunke und Diplomat Knospe den Finger, den Schweigefinger an den Mund. Seine Schweinsaugen blinzen grün vor Bosheit. Die Gelegenheit, Questenberg zu schaden und zugleich sich selbst zu inszenieren, ist günstig. Eberhard läßt sich betören, rührt sich nicht und — — —
Knietsch! ist Hänschen plattgewalzt von massigen Stiebeln.
Nun erst — Bosheit über Bosheit! — stürzt der saubere Knospe hin und scheint in des Vorstehers doofen Augen, vom biederen Willen beseelt, zu warnen: „Leider zu spät."
Questenberg ist erschlagen, weil Hänschen gewalzt ist — oh, ihr Gütigen im Himmel! Und morgen kommt Zeunemann!
Er kam und wechselte die Farbe. Die Tragödie wurde vielfach durchgesprochen. Zeunemann vertrat in diesem Falle nicht nur seltsame Waren, sondern den humanen Standpunkt, daß der gebrochene Questenberg nicht schuld sei.
Der Knabe Eberhard, der aus Anstand warnen gewollt hatte, wurde zum Sündenbock ernannt, weil er als Nächstsitzender das Unglück hätte kommen sehen müssen.
Was aber geschah Knospe, dem Schwein?
Lob ward ihm von Zeunemann gespendet ob der Redlichkeit seiner Gesinnung — hier und so fort in seiner Laufbahn, bei jeglicher Niedertracht, die er hübsch einzurahmen wußte.
Der Roller wurde ausgestopft und über dem Bild der Verstorbenen angebracht. Zeunemann aber pflegt zu sagen, ihm sei er nicht gestorben, denn nicht auf die Realität komme es einer offenen und ehrlichen Mannesnatur an, sondern aufs Gefühl. Türülü —
Gefü-hü-hül!
Worauf er einem bedauernswerten neuen Kunden kaltblütig einen schnöden Schund andreht.

Rekord

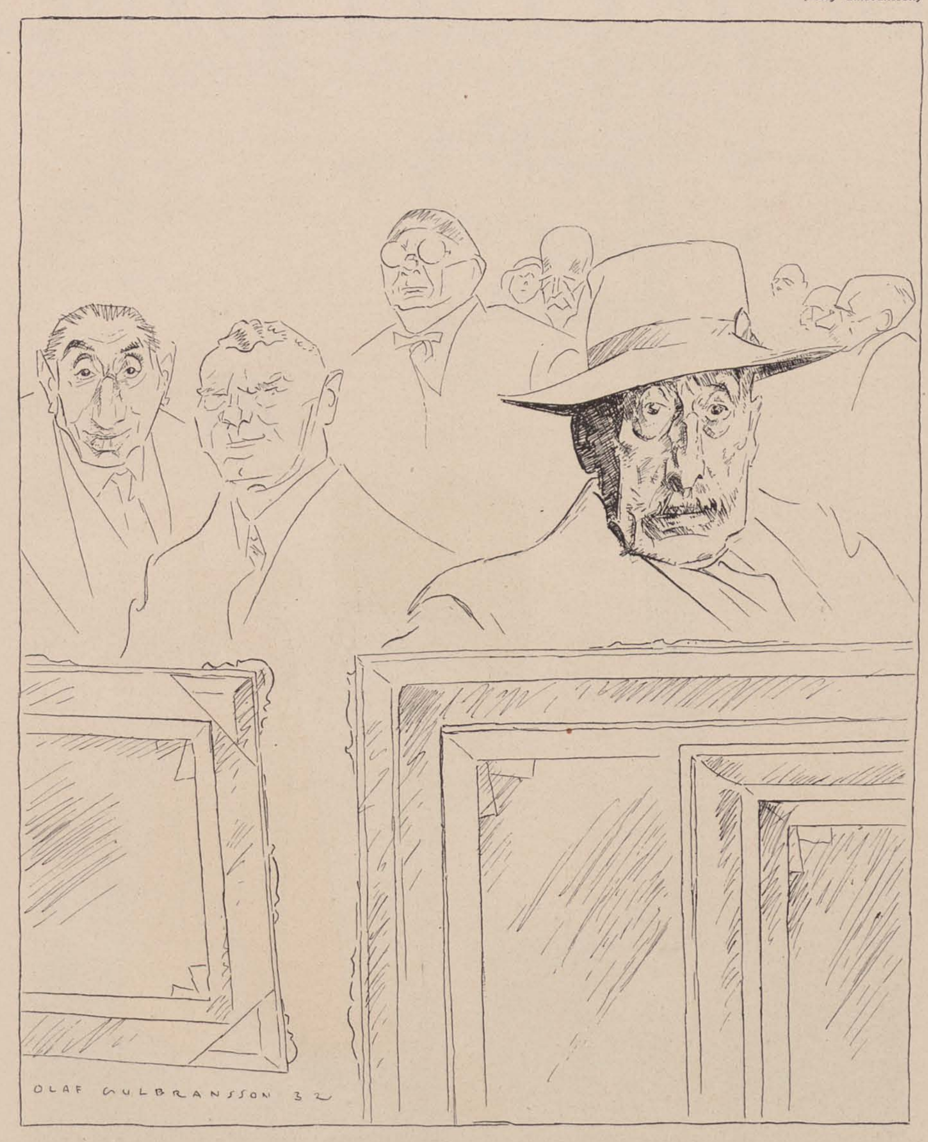
(M. Frischmann)



„Nee, weeßte, Hein, jetzt sieht man erst so recht: unser oller Willem war eben doch 'ne Nummer, denn mehr versprechen wie der kann uns Adolf ooch nich!"

Ein echter Meister

(Olaf Gulbransson)



„Der Fünfundachtzigjährige hört noch immer nicht auf, die besten Liebermanns selbst zu malen. Da können die armen Teufel von Fälschern kaum noch auf ihre Kosten kommen!"

Koalition

(Karl Arnold)



„Natürli bin i beim Hitler – aber wann i die Juden net mog, braucha do net die Damen d'runter zu leiden!"

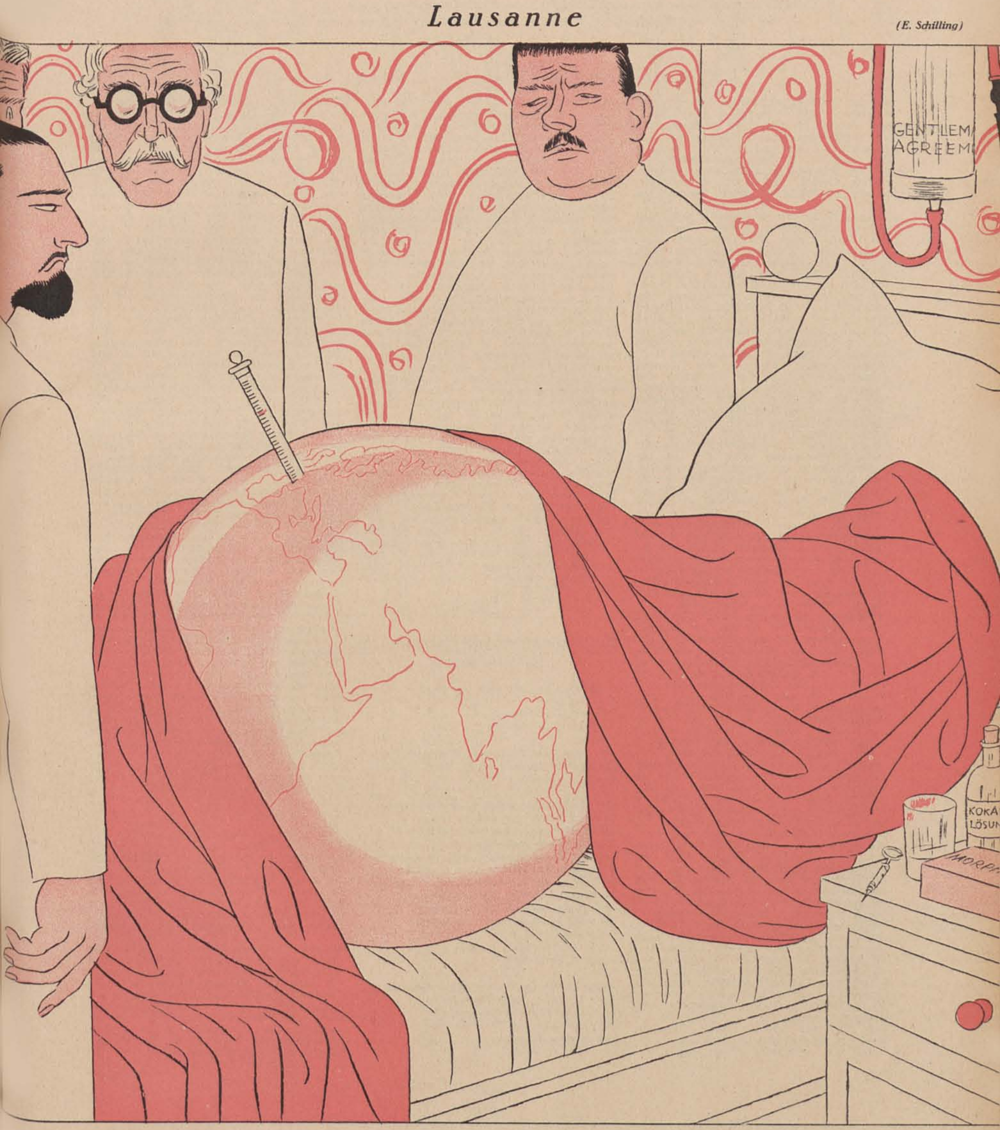
Stuttgart, 31. Juli 1932 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 18

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Lausanne

(E. Schilling)



„Der Patient scheint gar nicht zu merken, daß unsere Wunderkur gelungen ist. Das Fieber steigt immer weiter!"

So oder so — — — / *Von Karl Kinndt*

Nun sollen wir wieder wählen
— wahrscheinlich zum letztenmal —
und lassen uns Märchen erzählen
von den Rettern aus Elend und Qual —

Bisher haben alle gelogen
nach parlamentarischem Brauch —:
nun ist das Vertrauen verflogen
und die kindliche Hoffnung auch.

Wer kann uns Arbeit geben,
fragt man, und Ordnung und Ruh?
Man will nur das nackte Leben
und ein bißchen Freiheit dazu.

Noch machen uns alle reicher
durch Reden am Mikrophon —
Es schweigt allein Herr von Schleicher
und träumt von Napoleon — — —

Ja, wählt nur, ihr lieben Leute,
lächelt er still in sich:
sind alle andren erst pleite,
dann komm' ich — dann komm' ich — dann komm' ich!

Carolinus Rex / Von W. J. Solsky

Morgen, am 1. August dieses Jahres — wir schreiben 1986 —, sind es zehn Jahre, seit Thomas M. Kingstown gestorben ist. Bei dieser Gelegenheit möchten wir den Lesern das Leben und das Werk des großen Gelehrten in Erinnerung bringen, der mit der scharfen Schneide seines erfinderischen Geistes die Schlinge der internationalen Wirtschaftskrise zerschnitten hat.

Thomas M. Kingstown wurde in New York geboren und machte sein Glück nur dank der unermüdlichen Arbeit und dem unerschütterlichen Glauben an sich selbst. Mit fünfzehn Jahren trat er als Lehrling in das Geschäft von Isidor S. Rubin ein, der sich mit Vertilgung von Ratten, Schaben und Wanzen in den schmutzigen Häusern der New York East-Side beschäftigte. Damals wurden Ratten und Mäuse durch Gift und nicht durch Elektrizität ausgerottet. Die Zubereitung dieses Giftes gehörte zu den Obliegenheiten des Lehrlings. Doch eines Morgens, es war ein frostiger Januartag, erlebten die Einwohner des Hauses Nr. 265 in der 149sten Straße eine große Enttäuschung. Sie hatten Isidor S. Rubin mit der Beseitigung der Ratten, die sich bei ihnen allzu stark vermehrt hatten, betraut. Wie groß war ihr Erstaunen, als nach den Maßnahmen, die dieser vorgenommen hatte, die Zahl der Ratten sich um das Dreifache vergrößerte. Erst da stellte es sich heraus, daß Thomas die Tiere mit Honig, statt mit Gift gefüttert hatte. Isidor S. Rubin wurde hinausgeworfen, ohne daß man ihm das vereinbarte Honorar von zweiundzwanzig Dollar ausbezahlte. Er, wiederum, schmiß Thomas heraus. Niemand aber ahnte damals, daß dieser Knabenstreich des jungen Kingstown in Wirklichkeit der erste Schritt auf dem Wege zu jener großen Erfindung war, die ein paar Jahre später die Rettung der Menschheit werden sollte.

Nach dem Verlust seiner Stellung bei Isidor Rubin eröffnete der künftige Gelehrte ein eigenes Geschäft und widmete sich der Vernichtung von Roggen- und Weizenschädlingen. Doch die Entwicklung seiner Tätigkeit auf diesem Gebiet fiel mit der Verschärfung der Weltkrise zusammen, und Thomas blieb bald ohne Arbeit. Er hatte jedoch eine kleine Geldsumme zurückzulegen vermocht und bot nun seine Dienste den Farmern an, wobei er zu Fuß durch Amerika wanderte. Man empfing ihn überall ziemlich feindselig, und seine Profession erwies sich als völlig überflüssig. Ein älterer und sehr kluger Farmer erklärte ihm sogar in einem Anfall von Wut, daß, in Anbetracht der augenblicklichen ökonomischen Lage, der eigentliche Schädling nicht der weizenfressende Käfer sei, sondern er selbst, Thomas M. Kingstown.

Diese Äußerung brachte Thomas M. Kingstown auf eine Idee, die . . . Doch wir wollen nicht allzusehr vorausgreifen.

Heute steht es fest, daß Thomas M. Kingstown fast ein Jahr zu seinen Experimenten gebraucht hat. Aber er erreichte sein Ziel. Durch komplizierte Kreuzungen gelang es ihm, einen Universalkäfer, den „Carolinus Rex“, zu schaffen. Der genealogische Stammbaum dieses Käfers ist äußerst interessant. Wir finden in ihm chinesische, sibirische, afrikanische und holländische Arten, wobei Thomas M. Kingstowns Biographen behaupten, daß er nicht weniger als achttausend Kreuzungsversuche vorgenommen habe.

Das Ziel war erreicht. Sein „Carolinus Rex“ erwies sich in jeder Hinsicht als ein Käfer von wahrhaft universellen Eigenschaften. Während es bis dahin Käfer gab, die nur Roggen, und andere, die, sagen wir, nur Baumwolle fraßen, verschlang „Carolinus Rex“ alles, was man wollte. Er verspeiste mit dem gleichen Appetit Baumwolle wie Kartoffeln, Weizen wie Äpfel und Kirschen. Außerdem besaß er die Fähigkeit, sich ungeheuer zu vermehren.

Es ist bis heute noch nicht erforscht, warum Kingstown seinen Käfer „Carolinus Rex“ nannte. Seine Biographen behaupten, daß das Mädchen aus dem Drogeriegeschäft, in die der junge Thomas verliebt gewesen, Caroline hieß. Allein, er liebte sie zu jener Zeit, da sein ganzes Vermögen in einem Paar ungebügelter Hosen und einem ziemlich schmutzigen Hemd bestand. Vielleicht verhielt sich Caroline deshalb dem künftigen Retter der Menschheit gegenüber nicht nur gleichgültig, sondern direkt feindselig, indem sie ihn einmal aus dem Fenster ihres im dritten Stockwerk gelegenen Zimmers mit kaltem und nicht sehr sauberem Wasser übergoß.

Doch diese Episode steht in keinem direkten Zusammenhang mit der Sache selbst. Kehren wir also zur Biographie unseres großen Erfinders zurück.

Nachdem Thomas M. Kingstown seine Experimente beendet hatte, begab er sich zum Landwirtschaftsminister und sagte: „Mein Käfer frißt alles, und dabei viel rascher, als alle anderen Käfer zusammengenommen. Ich habe ihn patentieren lassen. Ich biete Ihnen eine Lizenz für Amerika an. Der Preis ist: drei Millionen Dollar in bar und ebensoviel in prima Wechseln.“

Der Minister gähnte, trommelte mit den Fingern auf den Tisch und antwortete: „Zu viel. Lassen Sie zwanzig Prozent nach. Im übrigen habe ich Sie nicht recht verstanden. Erklären Sie es mir bitte etwas einfacher.“

Thomas M. Kingstown erwiderte mild und höflich: „Sie sind ein Esel. Die Sache ist von elementarer Einfachheit. Nehmen wir beispielsweise Weizen an. Mein patentierter Käfer frißt ihn auf dem Halm, er frißt ihn radikal auf, ohne den geringsten Rest übrig zu lassen. Das Resultat? Es gibt keinen Weizen. Die Folgen? Der Weizen steigt unerhört im Preis. Die Regierung verkauft ihre Vorräte an die Bevölkerung und baut für den Erlös drei Panzerkreuzer: Belebung der Industrie. Ferner: Die Farmer verkaufen ihren vorjährigen Weizen, selbstverständlich zu hohen Preisen. Sie bekommen wieder Geld, und jeder von ihnen kauft ein Auto, ein Paar Schuhe und drei Hemden. Die Automobilfabriken, ebenso wie die Wäsche- und Schuhfabriken arbeiten in drei Schichten. Die Arbeiter dieser Fabriken ihrerseits . . .“

Der Landwirtschaftsminister erhob sich. Sein Gesicht strahlte, und seine goldene Uhrkette baumelte vergnügt auf seinem runden Bäuchlein. Er reichte Thomas M. Kingstown die Hand und sagte: „Mister Kingstown, die Regierung der Vereinigten Staaten kauft Ihnen Ihre Erfindung ab. Sie sind das größte Genie des Jahrhunderts.“

Und drei Wochen später begannen die Kauwerkzeuge des patentierten Käfers mit Energie zu arbeiten. Im Laufe der nächsten sechs Wochen hatte er die ganze Weizen-, Kartoffel-, Baumwoll- und Roggenernte aufgefressen, von anderen, kleineren Pflanzen ganz zu schweigen. Die brasilianische Regierung verlor nach Ankauf des Patentes bei Thomas M. Kingstown in fünf Wochen ihre ganze Kaffee-Ernte, worauf der Käfer in die Lagerräume hinüberwechselte und binnen weiteren drei Wochen sämtliche Vorräte vernichtete, die dort von früheren Jahren aufgestapelt waren. In ganz Argentinien blieb nicht ein einziges Pfund Weizen übrig. Mister Kingstowns Käfer wurde dort aus Flugzeugen auf die Felder hinabgeworfen. Es ist nicht uninteressant, zu vermerken, daß nur wenige Jahre vorher dieselben Flugzeuge für entgegengesetzte Zwecke verwendet wurden. Die Menschen bedienten sich ihrer damals zum Kampf gegen Heuschrecken und andere, wie man sie damals nannte, „schädliche“ Insekten. Die Felder wurden in jenem schmachvollen Abschnitt der Geschichte der Menschheit vermittelst der Aeroplane mit Schwefel und anderem ekelhaften Zeug beräuchert. Aber das ist schon lange her. Heute legen Millionen patentierter Käfer, sanft auf die sonnenübergossenen Äcker herabfallend, beredtes Zeugnis ab von der Genialität des menschlichen Geistes.

*

Dies in großen Zügen die Geschichte des Käfers „Carolinus Rex“, den Thomas M. Kingstown geschaffen hat. Wie bekannt, begnügte sich der große Gelehrte nicht mit dieser Schöpfung. Seine genialen Erfindungen auf dem Gebiete der Bakteriologie, die die Sterblichkeit des Viehs um das Zweiundvierzigfache vergrößerte, dürfte noch in allgemeiner Erinnerung sein.

Morgen sind zehn Jahre seit dem Tode dieses genialen Menschen verflossen. Und wenn heute keine einzige Stadt, die etwas auf sich hält, in Amerika existiert, die Thomas M. Kingstown kein Denkmal errichtet hätte, so ist es nur ein Beweis dafür, daß das amerikanische Volk es versteht, die Verdienste seines großen Landsmannes zu schätzen und ihm die gebührende Anerkennung zu zollen.

Die merken det nich . . .

Von Dolf Mende

Is die Welt nu groß oder isse klein –
Ganz egal!
Schwein bleibt Schwein,
Schimmel bleibt Schimmel.
Versprich
den Leuten das Blaue vom Himmel.
Die merken det nich –
Versprich, versprich!

Das Modekostüm is braun, na wenn schon.
Red den Leuten was anderes ein.
Sie werden es glauben und glücklich sein.
Sag, die Klosettfraun sind überall schuld.
Paß auf, Zehntausenden „reißt die Geduld“.
Sie werden son bißchen Heer formieren
und gegen die kleinen Häuschen marschieren.
Verlange, sie sollten Hautanas tragen
oder Badehosen mit steifen Kragen.
Du mußt es ihnen nur richtig sagen,
dann zweifeln sie nich.
Doch die Hauptsache bleibt:
versprich, versprich!

Versprich den Leuten das Blaue vom Himmel,
denn Deutscher bleibt Deutscher,
und Schimmel bleibt Schimmel.
Sie haben alle den Glaubensfimmel
und merken det nich –
Versprich, versprich . . .

Am Wahltag

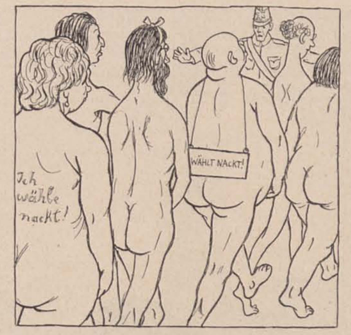
(Th. Th. Heine)



Kein Deutscher darf am Wählen gehindert werden, aber man kann ihn so hauen, daß seine Stimme zersplittert.



Passives Wahlrecht ist, wenn man bei seiner Ausübung zu leiden hat.



Nach Aufhebung der Uniformverbote hat die Liga für Nacktkultur beschlossen, nur in der Vereinsuniform zur Wahl zu gehen.



Nationalsozialistische Kinder schließen ihre Großmutter ein, damit sie keinen Zentrumskandidaten wählen kann.



„Entschuldigens, Herr Wahlvorstand, wann i jetzt an Falschen wähl, wer i da eing'sperrt?"



„Heutzutage, wo es auf jede gesinnungstreue Stimme ankommt, sollte man den Hunden das Wahlrecht nicht länger vorenthalten."



„Laßt mich in Frieden! Mein Mann ist im Krieg gefallen und mein Sohn im Wahlkampf. Unser Herrgott mag nichts wissen von der Politik."



„Nein, so ein kleines Kind darf denn doch noch nicht wählen!"



„Ich wähl' nimmer, die tun ja doch, was sie mögen."

Wahlrecht im Massage-Salon

(E. Thöny)



„Wenn man schon sonst nicht wählerisch sein darf, denn freut's einen doch, daß man endlich ooch mal selber wählen kann!"

Erntetag / Von Ratatöskr

Wieder schwingt denn also Michel
seine Sense oder Sichel
und besieht dann schweißgelockt,
was er sich da eingebrockt.

Weil er geistig äußerst lenkbar,
ist natürlich manches denkbar,
was bis dato nicht gedieh.
Beispielsweis' die Autarkie.

Dieses schöne Wortgebilde
gilt es nun, auf die Gefilde
unsrer Wirtschaft auszusä'n,
um entsprechend dazustehn.

Wenn wir freilich kritisch prüfen,
sehn wir einen negativen
oder doch wohl vorderhand
zweifelhaften Tatbestand.

Unabhängig vom Importe
sind wir nur bei einer Sorte:
bloß mit Minus-Intellekt
sind wir dauernd eingedeckt.

Adam auf dem Birnbaum / Von Hanns U. Kostheim

Er war versucht, immerfort „rot, rot, rot" zu rufen. So leuchtete das Feld vor ihm. Riesiger Mohn schaukelte wollüstige Blüten. Dahinter glänzte der See. Nur ein einzelner Baum hob sich darüber hinaus. Ein schiefer Stamm trug die breit verzweigte Krone. Ein Birnbaum. Als ob er entlaufen wäre aus einem Garten, um hier zu einsiedeln. Hier im Gelände trieb sich Adam umher, badete oder hockte unter dem Baum. Die Sehnsucht nach ihr machte ihm viel zu schaffen. Das Rot des Mohns war wirklich penetrant und regte an.

Die junge Dame saß im Garten, in ihrem mitgebrachten Schaukelstuhl. Modernste Konstruktion hatte der, wiegte raffiniert und war so leicht zusammenzuklappen. Sie wiegte sich, wollte schlafen. Doch war es schön, es eben nicht zu tun. Weiße Wolkenballen zogen heran. Ihre braunen Tieraugen schauten entgegen. Was hatte er gesagt?

„Wenn so etwas im Roman beschrieben wird, steht sicher in den nächsten Zeilen das Wort Sehnsucht. Und gewöhnlich passiert Herrliches und Liebes."

Was war er für ein närrischer Kerl! Sie hatte erfahren, daß er Adam hieß. Und Adam — dabei dachte man doch immer an einen nackten Mann, an den Prototyp der männlichen Schönheit. War er denn schön? Er hatte so etwas. Die junge Dame dachte über ihn nach.

Die junge Dame war zweiundzwanzig Jahre alt, Sekretärin von Beruf und sehr sensibel. Man stellte ihr nach. Aber die Männer waren zu plump. Zuletzt gar der Chef. Der war dick und roch so. Aus Ekel war sie in ihren Ferien in die Öde gefahren. Hier sollte es nur Familien geben. Als aber zwei Tage nach ihr der junge Herr eintraf, war sie empört. Bloß weil er schüchtern tat, blieb sie. Er störte so gar nicht. Er war nett. Er trug ihr den Stuhl in den Garten und ging sofort, wenn sie vom Schlafen sprach.

Die junge Dame dachte über ihn nach. Er blieb immer so lange aus. Einmal hatte er von einem schönen Fleck erzählt, von einem Mohnfeld, einem Birnbaum und einem kleinen See. Niemand käme dorthin. Man könnte nackt baden. Es sei nur zwanzig Minuten zu gehen. Wie lyrisch war sein Ausdruck! Er war ein närrischer Kerl.

Ein feuriger Himmel überwölbte den Birnbaum. Buddha nicht unähnlich, saß Adam darunter und trainierte in Liebesträumen. Ein Wind strich durch das Mohnfeld, und eine rote Flut Blüten wogte auf Adam zu. Das überstand er nicht. Er schoß hoch, riß sich die Kleider vom Leib und sprang ins Wasser. Abkühlung tat ihm not.

Auch sie war aufgestanden. Es verlangte sie nach einem Spaziergang. Der Abend war so schön. Den See, den Birnbaum, das Mohnfeld, das wollte sie sehen! Vielleicht auch — baden. Ihre Tieraugen blickten wieder zu den Wolken auf. Sie hatte unbestimmte Gefühle dabei.

„Ich bin so neugierig", entschuldigte sie sich.

Er reckte sich am Strand und war unschlüssig, ob er sich schon anzöge und dann unter dem Baum eine Zigarette rauchte. Resigniert blickte er über das Mohnfeld hin — und erschrak heftig. Von dort hinten kam eine weibliche Gestalt. Er erkannte das Kleid. Er überlegte. Zum Anziehen war es zu spät. Er zögerte. Endlich faßte er seine Kleider, schob sie unter den Arm und kroch den schiefen Stamm hinauf. Oben verbarg er sich, so gut es ging.

Sie kam angeträllert, hockte sich am Wasser hin und guckte still umher.

„Sie findet die Gegend schön", sagte sich Adam im Laub.

Plötzlich erhob sie sich, spähte auffällig in alle Winde und begann sich zu entkleiden. Bst, wollte Adam machen. Doch das hätte ihn verraten. Jetzt war er auf alles gefaßt.

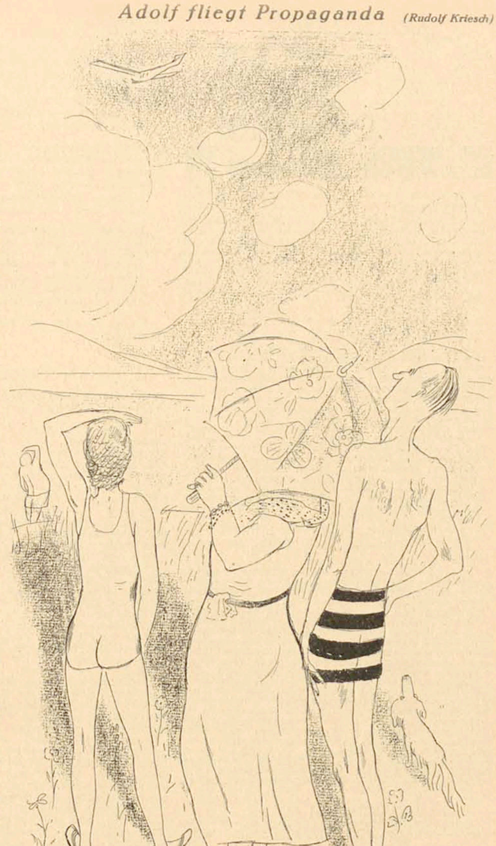
Da stand sie — nackt unter dem feurigen Himmel: Danae.

Doch nein, sie trällerte. Sie bückte sich, nahm ihre Kleider und trat unter den Baum. Adam erstarrte. Sie warf die Kleider hin, richtete sich auf, blickte am Stamm entlang — und sah ihn, sah sein ängstliches Gesicht und lachte, lachte los. „Hu-i", schrie sie. „Adam auf dem Birnbaum!"

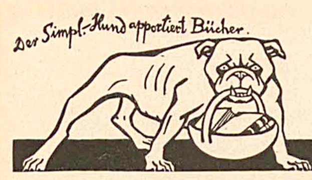
Sie bog den Kopf fort und lachte ein ganzes Arienfinale ab. So stand sie beschattet im Gezweig. Ein Strahl der untergehenden Sonne traf ihre linke Brust, ließ sie aufblühen, rot wie eine Mohnblüte.

Das erst riß ihn herab.

Adolf fliegt Propaganda (Rudolf Kriesch)



„Sag mal, Männe, kommt nun eijentlich dieses Gesurre vom Propeller her, oder hält der Osaf schon seine nächste Rede?"



Oskar Maria Graf: Dorfbanditen. (Drei-Masken-Verlag, Berlin.)

Das sind Jungens (bayrisch Buam), die selbst vor dem, was Erwachsene als das Heiligste zu empfinden vorgeben, Respekt im besten Falle heucheln. Unüberwindlich in Kraft und Widerspenstigkeit, zu jeder Schandtat bereit, besitzen sie die Frechheit, sich ungehemmt ihrer Jugend zu freuen und nichts Idyllisches anzustreben. Eher beißend als lieblich das Aroma ihrer Gesundheit. So etwas von Kindergeschichten war noch nicht da. Stücke wie „Die Eisscholle" erzählt nicht so leicht jemand mit ähnlicher Plastik.

Peter Scher

Ernst Glaeser: Das Gut im Elsaß. (G. Kiepenheuer, Verlag, Berlin.)

Erst in der zweiten Hälfte bekommt dieser Roman Tiefgang, erhält die Sprache über ihre impressionistische Drastik und photographische Schärfe hinaus Klang und Beseeltheit, gelingt es dem Autor, die ätzende Nüchternheit der Darstellung aufzulösen und in schwingendere Bezirke vorzudringen. Sonst bliebe dieses Buch nur unterhaltsam und politisch interessant: es werden gescheite Reden gehalten über Deutschland und Frankreich, dazu wird fleißig getrunken. Das alles aber wird feuilletonistisch knapp behandelt, selbst die landschaftlichen Elemente, die daher mehr als Hinweis, Beiwerk und geschickte Szenerie wirken. Es genügt nun einmal nicht, schreiben zu können, wie die Dinge aussehen, es muß ihnen tiefer nachgegangen werden als bis zur Beobachtung Sie frugen mich einmal vor Jahren, lieber Glaeser, ob man vielleicht dichten sollte. Dies schien Ihnen etwas Verächtliches. Nun sehe ich, daß Sie es gerne möchten und daß es Ihnen, wie bei dieser schönen Liebesgeschichte jetzt, schon zuweilen gelingt. Deshalb wird man diesen Roman lesen.

Ernst Kreuder

Hans von Hülsen: „Gerhart Hauptmann, siebzig Jahre seines Lebens". (S. Fischer, Verlag, Berlin)

Gut zehn Jahre sind verflossen, seit Hauptmanns Freund Paul Schlenther die erste Biographie des damals sechzigjährigen Dichters schrieb und seine Bedeutung durch eine Analyse seines Werkes darlegte. Jetzt unternimmt es ein anderer, Hans von Hülsen, uns in einer Folge von Einzelbildern die Entwicklung des siebzigjährigen Hauptmann zu schildern. Beiden ist das tiefe Verständnis, die starke Liebe und aufrechte Treue wahrer Freunde gemeinsam. Überzeugt davon, daß das Werk eines Großen stets nur der Ausdruck seiner einzigartigen Persönlichkeit ist, gibt Hülsen zunächst eine Charakterzeichnung des Dichters, dessen lauteres und demütiges Wesen für ihn die Wurzel seiner künstlerischen Schöpfung ist. Das Buch ist mit Geschick und Taktgefühl geschrieben; er fesselt den Leser von Seite zu Seite mehr, läßt ihn das stürmische Suchen und qualvolle Warten des Jünglings, das harte Ringen des Mannes, die fruchtschwere Reife des Greises verstehen und miterleben. Die kritische Würdigung von Hauptmanns Werk kommt freilich auf den knapp 140 Seiten des schmalen Bandes viel zu kurz, und Hülsens Überschwang restlos hingebender Verehrung vermag kaum jeder zu teilen – das hohe und starke Menschentum des Dichters aber tritt bezeichnend hervor, und das ist, abgesehen von jeder literarischen Wertung, das wahrhaft Große an der Erscheinung Gerhart Hauptmanns.

Ernst Angreß

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Dr. Else Kienle: „Frauen". (Aus dem Tagebuch einer Ärztin.) Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.

Blair Niles: „Teufelsinsel". Lebensgeschichte eines unbekannten Sträflings. Deutsch von Else Baronin Werkmann. Drei-Masken-Verlag, A.-G., Berlin.

Alfred Grotjahn: „Eine Kartothek zu § 218". Alfred Metzner, Verlag, Berlin.

K. H. Waggerl: „Das Wiesenbuch". Insel-Verlag, Berlin.

Balder Olden: „Ziel in den Wolken". Universitas, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Berlin.

Ernst Glaeser: „Das Gut im Elsaß". Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.

Eugen Graske: „Der politische Freiheitskampf gegen Kapitalismus und Marxismus". Verlag der freiwirtschaftlichen Zeitung, Erfurt.

Upton Sinclair: „Römische Vision". Deutsch von Lyonel Dunin. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Georg Rendl: „Vor den Fenstern". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Das Kind / Von Peter Scher

Ein Mensch, an dem vieler Augen hängen,
ging an einem weinenden Kind vorbei;
noch tüchtig umnebelt von Lobgesängen
und ergriffen davon, daß er einmalig sei,
fühlte er eine herzliche Regung
und produzierte eine gütige Trostbewegung
in den Wind.

Aber das Kind –
aber das Kind war anderer Meinung,
denn es sah nicht nur, was es sah:
Eine vor Andern erhöhte Erscheinung –
ein Pomp, eine Größe kam ihm zu nah
und es schrie: „Du Dummer, geh fort!"

Da kam ein Garnichts, von Glorie fern –
dem traute es gleich, den hatte es gern.

Seltsam! dachte die große Nummer –
warum gibt es der Null die Hand
und Mich nennt es dumm?
Hatte ich nicht Verständnis für seinen Kummer?

Ja, ein Kind hat eben keinen Verstand –
darum!

„Ein Jahr Selbstmordverbot"

Unter diesem Titel erschien in Wiener Zeitungen der folgende Bericht über eine Gerichtsverhandlung:

„Der Arbeitslose Josef F. wollte Selbstmord begehen und warf sich vor einen heranbrausenden Stadtbahnzug. Der Motorführer konnte den Zug drei Meter vor dem Selbstmordkandidaten bremsen. F. hatte sich nun vor dem Margaretner Strafrichter Oberlandesgerichtsrat Dr. Willer wegen Gefährdung der körperlichen Sicherheit zu verantworten. — Angeklagter: ‚Ich habe keinen anderen Ausweg gewußt, weil ich arbeitslos bin und keine Unterstützung bekomme.' — Der Richter verurteilte den Selbstmordkandidaten zu drei Tagen Arrest, bedingt mit einjähriger Bewährungsfrist. In der Begründung dieses Urteils heißt es, die Tat des Angeklagten sei eine Rücksichtslosigkeit gewesen, da er voraussehen mußte, daß er dadurch zahlreiche Personen, die im Stadtbahnzug saßen, gefährdete. Als mildernd sei ihm die Aufregung zuzubilligen. Mit der bedingten Verurteilung wäre deshalb vorgegangen worden, weil anzunehmen sei, daß sich der Angeklagte durch diese Strafe von einer Wiederholung der Tat werde abhalten lassen."

Ein vorbildliches Urteil, ein verdienstvolles Urteil! Denn erstens legt es den Finger an einen schweren Übelstand: die Selbstmörder nehmen wirklich viel zu wenig Rücksicht auf ihre Nachbarn! Wie leicht kann man da zum Beispiel aus dem besten Schlaf geweckt werden, wenn sich nebenan einer mit mörderischem Knall seine Lebenszeit vertreibt! Der Herr Oberlandesgerichtsrat möge sich aber mit dem ersten Schritt nicht begnügen: vielleicht könnte er bei einer hohen Behörde die Herausgabe eines Leitfadens für Selbstmörder anregen, eines neuen Knigge, etwa unter dem Titel: „Wie morde ich mich rücksichtsvoll?" — Zweitens zeugt das Urteil von ausgeprägtem Sinn für Pädagogik. Ein Musterfall praktischer Vorbeugung! Da die Strafe bedingt verhängt worden ist, muß der Josef F. beim nächsten Versuch nicht nur damit rechnen, daß der gelingen könnte, sondern auch damit, daß er im anderen Fall überdies die drei Tage abzusitzen hätte. Und da wird er es also wohl schon bleiben lassen!

Kat.

Zeitungsblüte

Inserat aus der „Tagespost", Graz:

Morgen Sonntag bei Eröffnung des Krematoriums Gartenkonzert. Gutes Gabelfrühstück, Mittagessen sowie schöne Backhendl. — Prima Getränk. Um zahlreichen Zuspruch bittet Hans Sauer, Gastwirtschaft Schröderhof.

Das Röntgenohr

Ein Experiment von Stefan Kat

Die experimentelle Psychologie kann einen neuen Triumph feiern. Dem Berliner Professor Pummerer gelang die Konstruktion eines Apparates, mit dessen Hilfe — in der Welt des Sichtbaren besorgt man Ähnliches seit langem schon mit der Röntgendurchstrahlung — psychische Vorgänge von außen her faßbar werden können. Das Röntgenohr.

Vorige Woche wurde es erprobt, in einer Versammlung. Es ist ja gar nicht wahr, daß die Adressaten einer Rede alle das gleiche hören, nämlich das, was der Redner wirklich spricht. So viele Versammelte — so viele verschiedene Hörapperzeptionen; kluge Leute haben das schon immer vermutet. Und nun ist, dank Pummerers Erfindung, das praktische Experiment möglich geworden.

Die Versammlung fand im Sportpalast statt. Hinter der Rednertribüne war der Apparat aufgestellt. Ein Griff — und Professor Pummerer fing in den übergestülpten Kopfhörern auf, was unten in den Menschen vorging. Nicht was der Redner wirklich sprach, sondern was die unten an einer bestimmten Stelle der Rede zu hören vermeinten. — Hier das Versuchsprotokoll:

„Dauer der Aufnahme: Von 19 Uhr 21 Minuten bis 19 Uhr 21 Minuten 14 Sekunden. Temperatur: 39 Grad Celsius.

Der Tabakladenpächter Krump hört: „Meine Partei, lieber Herr Krump, wird die Verkaufsprovision auf fünfzig Prozent festsetzen. Licht und Beheizung des Lokals werden vom Staate gratis geliefert. Wer nicht raucht, wird erschossen . . .“

Der Arbeitslose Gulke hört: „Es wird Arbeit geben, Herr Gulke, zum Aussuchen. Und eine Zweizimmerwohnung im Neubau. Und die Frau wird wieder aufblühen. Die Pfandämter müssen alles wieder herausgeben, die Darlehen werden gestrichen. Und am Sonntag . . .“

Der Fabrikant Andernach hört: „Die Erwerbssteuer wird abgeschafft, lieber Herr Andernach, — bis wir erst mal dran sind! Der Umsatz wird im gleichen Maße steigen, in dem die Löhne sinken. Der diplomatische Dienst im Ausland übernimmt gratis die Exportorganisation für Ihre Pappschachteln. Einem Land, das den Zoll darauf erhöht, wird der Krieg erklärt. Ihre Tochter Selma bekommt ohne einen Pfennig Mitgift einen Baron. Ihre Frau brennt durch . . .“

Die fünfunddreißigjährige Weißnäherin Frieda hört: „Jede deutsche Frau wird mindestens einmal für die Hauptrolle in einem Ufa-Film engagiert. Sie, liebes Fräulein, dreimal; weil Sie so schön sind. Macht nichts, die Runzeln werden auch verschwinden, bis wir erst mal dran sind. Sie kriegen eine Marmorwanne. Und einen ganz reichen Freund . . .“

Die Arbeiterfrau Roll hört: „Die Schuld beim Bäcker übernimmt der Staat. Und natürlich kriegen Sie die Vierzimmerwohnung der Frau Brauneis, bei der Sie jetzt bedienen. Und einen Garten. Und die Kinder werden alle Abitur machen. Der Mann wird endlich brav. Die Tage, liebe Frau Roll, werden still, und die Nächte werden heiß sein . . .“

Der Student Nekidowsky hört: „Den Doktor machen Sie honoris causa. Die Assistentenstelle ist schon heute reserviert. Im nächsten Sommer ist die Seereise mit Irene fällig. Mit dreißig sind Sie dann Professor, gepflegt, jung, verwöhnt. Ein Stolz der Nation, Führer . . .“

Der Schriftsteller Braude hört: „Der Kleistpreis . . . Und das Staatstheater ist jetzt schon nur mehr Ihren Stücken vorbehalten. Ihre Romane erscheinen in der B. I. Z., in der aufgenordeten, versteht sich. Und wenn der Stoff mal ausgeht, wird Ihnen das große Staatsstipendium gegeben, Meister . . .“

Der Lehrer Diehl hört: „Selbstverständlich wird der Oberlehrer Hanke, dieser widerliche Bursche, der Ihre guten Vorschläge grundsätzlich verspottet, hinausgeworfen — bis wir erst mal dran sind. Und Sie kriegen die Stelle, mit doppelter Vorrückung, lieber Herr Oberlehrer, jawohl: Oberlehrer . . .“

Der Erfinder und Autodidakt Ebenhoch hört: „Ihre Bremse wird in alle Waggons des Reiches eingebaut. Und Ihr U-Bahn-Projekt ist hiemit auch schon akzeptiert. Der Patentanwalt Grau wird gehängt, dieser Kerl, der Sie nicht hochkommen ließ. Wir haben schon ein Gesetz vorbereitet, das Ihre geniale Lösung des Perpetuum mobile als endgültig anerkennt . . .“

Der Statist Timpel hört: „Fendrich hat alle seine Rollen an Sie abzugeben, das ist beschlossene Sache. Den stecken Sie ja in die Tasche, wenn's drauf ankommt, lieber Herr Timpel. Und dann werden Sie auch Regie führen dürfen . . .“

*

Stenogramm dessen, was der Redner Kunze in der gleichen Aufnahmezeit von 19 Uhr 21 Minuten bis 19 Uhr 21 Minuten 14 Sekunden tatsächlich sagte: „Juda verrecke!“

Entlastung

(J. Mammen)

„Es ist erwiesen, daß Sie in Ihrer Wohnung Geld anfertigen!“ — „Na ja, wenn der Staat den Bedarf nicht mehr decken kann, muß eben die Privatindustrie einjreifen!“

Ein schlechter Statist

Von Erich Rohde

Der Kriegsbeschädigte Anselm Haberklein war dem Schicksal für den Aufseherposten in dem großen Stahlwerk mit dreitausend Mann Belegschaft sehr dankbar. Die Gewißheit zwar, nur beschäftigt zu werden, weil die gesetzlichen Bestimmungen das Stahlwerk zu einer prozentualen Einstellung von Kriegsbeschädigten zwangen, war nicht sonderlich ermutigend. Von der Rente aber hätte Haberklein verhungern können, außerdem entsprach es seiner inneren Überzeugung, wohl dabei sein zu wollen, jedoch dankbar sein zu müssen, weil er schließlich nur ein Mensch von halbem Wert war.

Zu sagen ist über Anselm Haberklein noch, daß sein kleiner Verstand trotz der eigenen bösen Erfahrung, die ihn ein Bein gekostet hatte, den Krieg weder liebte noch haßte. Er glaubte an Gott und die Obrigkeit, wobei er jedesmal den Standpunkt wechselte, wenn die Obrigkeit Gesicht und Programm geändert hatte. Er lebte nicht, sondern ließ sich leben, wie der Segler mit gebrochenem Mast auf weitem Meer umhertreibt.

Der neue Zug, der durch die Zeit ging, wurde von Haberklein sehr spät bemerkt. Bei den letzten Wahlen kam er gerade noch zurecht. Auch der Wehrsportverein im Stahlwerk bestand schon einige Monate, als Haberklein von seiner exerzierenden und drillenden Tätigkeit erfuhr.

Mit Unruhe bemerkte er, daß man ihn draußen gelassen hatte. Vorsichtig zog er Erkundigungen ein, erfuhr vieles über Handgranatenwerfen, Schießen und gewaltige Gepäckmärsche. Auch von Nachtübungen mit Schützengräben und Drahtverhau, wo der Stellungskrieg, der Haberklein sehr gut bekannt war, gelehrt wurde.

Haberkleins Hoffnungen, doch noch bemerkt und in den Verein aufgenommen zu werden, erwiesen sich als trügerisch. Da er sich aber unbedingt zugehörig fühlte, schritt er zur Selbsthilfe, besuchte eine Versammlung des Vereins und stellte an Standartenführer Dobbeleiche, sonst Prokurist des Stahlwerks, die Bitte, in den Wehrsportverein eingereiht zu werden.

Standartenführer Dobbeleiche sah ihn groß und verwundert an, schüttelte den Kopf und sagte: „Ja, Herr Haberklein, was sollten wir denn mit Ihnen beim Wehrsportverein?“

Da überall gelacht wurde, kam sich Haberklein sehr klein und häßlich vor. Sein kleiner Verstand bemühte sich vergebens um Würde. Zuletzt stotterte er: „Vielleicht könnte ich . . . beim Stellungskrieg gibt es doch immer eine Menge Verwundete. Vielleicht könnte ich als Verwundeter daliegen . . .“

Er zog die Hose über seinem eisernen Bein hoch, das bis zur Hüfte ging, und zeigte es schüchtern in der Runde. Viele aus der Versammlung suchten ein besseres Bild für ihre Augen. Der Sieger beim Gepäckmarsch am letzten Sonntag fühlte einen Druck in der Magengegend und mußte raus. Standartenführer Dobbeleiche fand zuerst die Worte wieder. „Haberklein“, sagte er, „melden Sie sich morgen beim Prokuristen Dobbeleiche, damit Sie Ihre Papiere bekommen. Wir brauchen hier Männer. Und wenn wir schon Kriegsverletzte einstellen müssen, dann niemand wie Sie, der anscheinend den Zug der Zeit noch nicht begriffen hat.“

Preßfreiheit

Vorwärts . . . Kölnische Volkszeitung . . . Gießener Volksstimme . . . usw., usw., usw.

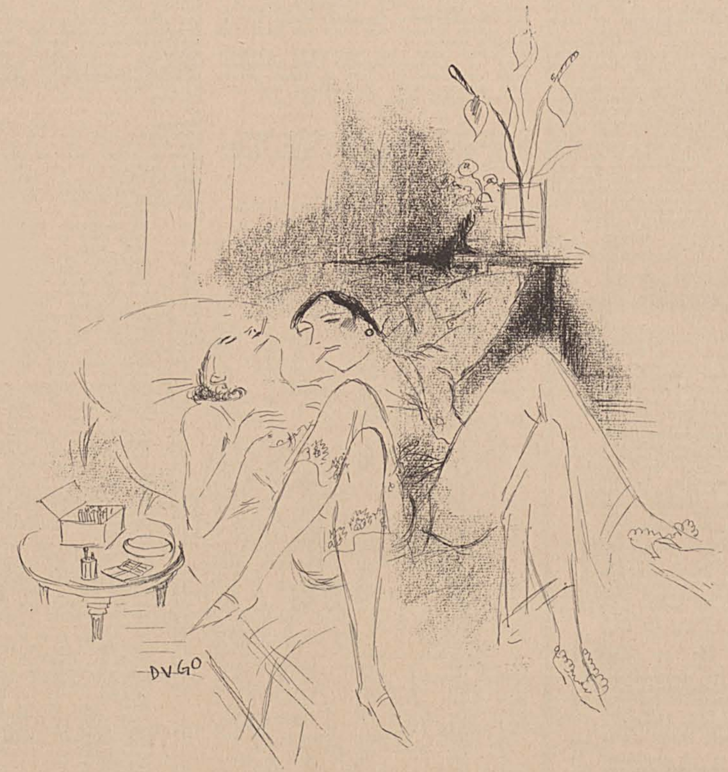
„Wenn ich nur einsehen könnte, was an den Artikeln staatsgefährlich und beleidigend war!“ sagt einer. „Warum in aller Welt hat man also diese Zeitungen auf fünf und drei Tage verboten?“

„Weil wir nur ein Übergangskabinett haben. Im Dritten Reich wird man sie für immer verbieten!“ erwidert ein anderer.

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Charakter

(Dugo)



„Weißt du, mein einer Freund steht rechts, der andere links — na, da wählt man eben dann als anständige Frau 'ne Mittelpartei!"

Süßes Geheimnis

Als Herr Milfred eines Abends ein wenig früher als sonst nach Hause kam, fand er seine Frau mit Nadel und Fingerhut bewaffnet über ihr Nähkörbchen gebeugt vor. Kaum hatte sie ihren Mann bemerkt, als sie schuldbewußt errötete, das Körbchen zudeckte und es vor ihm zu verstecken versuchte. Aber Herrn Milfreds Neugierde war geweckt. Lächelnd entwand er ihr das Nähkörbchen und durchsuchte es. Ein winziges Hemdchen lag darin.

Ungläubig starrte Herr Milfred auf das winzige Hemdchen. „Liebling", stammelte er dann zärtlich und neigte sich zu seiner Frau, „Liebling, du willst doch damit nicht sagen, daß . . ."

„Ja", antwortete Frau Milfred und senkte schamhaft die Augen.

Herr Milfred umarmte sie zärtlich. „Meine liebe süße kleine Frau", sagte er. „Warum hast du es mir nicht schon früher gesagt?"

„Ich hatte solche Angst", gestand Frau Milfred, „daß du böse sein würdest. Aber diese Badekostüme, Mode 1932, sind eben nicht anders, und ich kann mein altes heuer unmöglich tragen." Weare Holbrook

Konsequente Werbung

Wollen wir im Café
Mit Schokolade und Kuchen
Uns zu belügen versuchen?
Nee.

Wir leiden beide Pein.
Die Dinge lähmen Sie.
Ich lade Sie zu mir ein.
Kämen Sie?

Was wir wollen, wissen wir.
Wir verzichten darauf, auf den Zehen
Gefühlen entgegenzugehen,
Auf dem Umweg über Tee oder Bier.

Man erspart sich Übergänge.
Und viel Geld.
Nur was uns gefällt,
Ziehen wir in die Länge.

Die Nacht verbrennt.
Man soll nicht im Kreise reden,
Sondern konsequent.
Laßt uns beten!

Max Hackenberger

Lieber Simplicissimus!

Dr. Anna Maria Nußbaum war heute an der Klinik als Hilfsarzt eingetreten und bekam, weil sich das für einen Rekruten so gehört, gleich Nachtdienst.

Die den Nachtdienst übernehmende Pflegerin kannte die Ärztin noch nicht. Nachts ging es einem Kranken schlecht. Die Pflegerin las auf der Diensttafel: Nachtdienst — Dr. Nußbaum. Sie stieg zu den Ärztewohnungen hinauf, suchte, fand die Tür mit dem Täfelchen: Dr. Nußbaum und klopfte an.

Die Ärztin lag schon im Bett und rief: „Herein!"

Die Pflegerin trat ein: „Ah, Pardon. Bittschön, sans so guat, Fräul'n. Auf 37 is an Patienten schlecht. Wann der Herr Dokter zruckkommt, bittschön, schicken S' eahm abi." Ast

•

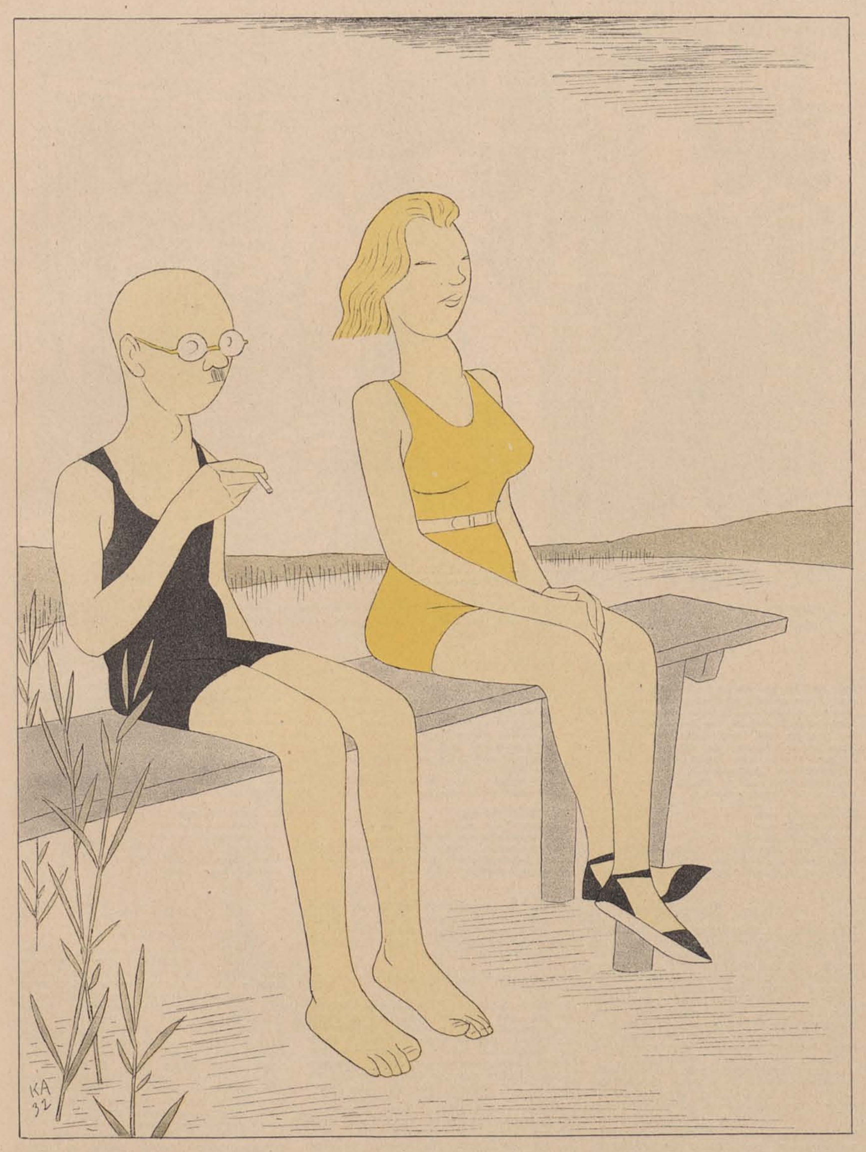
Kürzlich war Lotteliese im Theater. In Lohengrin.

Hinterher wurde sie gefragt, wie es ihr gefallen hat.

„Sehr gut. Genau wie im Leben. Nie wollen die Männer sagen, wie sie heißen!" m-d.

Sachwerte

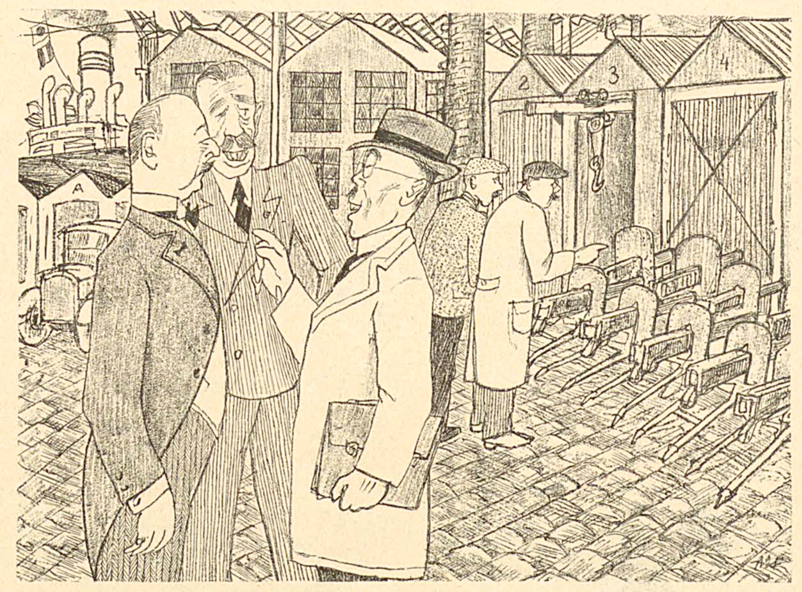
(Karl Arnold)



„Was hoaßt sichere Existenz bieten, Herr Neumeier, moanen Sie, mein Greta-Garbo-Typ is koa Kapital?"

Abrüstungsindustrie

(M. Frischmann)



„Also wohlgemerkt, Mister Smith, Japan hat diesmal nur Nähmaschinen bei Ihnen bestellt. Daß wieder Maschinengewehre daraus geworden sind, ist schließlich bloß ein kleiner Konstruktionsfehler!"

Ostasien-Song / *Von Walther C. F. Lierke*

Fern im Ost, wo die Sonne startet,
liegt Japan nebst Interessensphäre.
Man hat von den Leuten nichts Schlimmes erwartet:
Jetzt drängeln sich die zur Machtkarriere. –
Taxieren Sie mal, Herr Schmitt:
Dann bröckelt ringsum der Kitt!
Da wird was aus den Fugen gehn,
da wackelt die Weltgeschichte.
Da müßte man nicht so abseits stehn,
sondern im Heeresberichte.

Es braut sich was.
Es braut sich was.
Es braut sich allerlei.
Herr Schmitt, das wird ein prima Konflikt,
wenn Japan nach Sibirien rückt
und nicht bloß nach Schanghai.

Fern im Ost, gleich nebenan,
da liegt der chinesische Länderkomplex.
Da schuftet der Kuli, was er kann,
im Sinn primitiven Daseinszwecks. –
Sagen Sie, Mister Brown:
Kann man den Kulis traun?
Dort gibt es bereits, soviel man hört,
eine Sowjet-Filiale.
Und wenn es von dort aus weitergärt,
das schadet dem Weltkapitale.

Es braut sich was.
Es braut sich was.
Es braut sich was im Töpfchen.
Mister Brown, da muß man geschäftlich denken
und jedem Ereignis Beachtung schenken
mit spekulativem Köpfchen.

Fern im Ost, wo die Sonne startet,
da bringt man den Lauf der Dinge in Schwung.
Da wird ein Spielchen abgekartet,
da dient man der göttlichen Vorsehung. –
Hallo, Monsieur Lecocq,
Wie schön ist ein Waffenrock!
Wie schneidig ist das Militär,
wie nützlich der Rüstungsbedarf!
Wie eifrig sind – à la bonheur! –
Nationen auf Sicherheit scharf!

Es braut sich was.
Es braut sich was –:
Auf einmal ist es da.
Monsieur, das wird ein netter Krieg,
ein Fressen für jede Waffenfabrik . . .
Hurra! Hurra! Hurra!

Vom Tage

Eine englische Gesellschaft, die Bell Telefon Cy., hat durch eine neue Erfindung auf dem Gebiet der Radiosendung erreicht, daß das schwere und unhandliche Mikrophon nunmehr durch einen kleinen Apparat ersetzt werden kann, der etwa die Form eines dicken Füllfederhalters hat. Man kann das Ding bequem auf allen Wegen mit sich nehmen; hält man den dicken Füllfederhalter eine Armlänge vom Mund entfernt, so erfolgt die Sendung mit äußerster Klarheit und Deutlichkeit.

— Jetzt braucht bloß noch der Rundfunk-Reporter erfunden zu werden, dessen Gedanken wert sind, daß er mit dem dicken Füller vorm Mund durchs Leben wandelt.

*

In Pilsen hat sich der Besitzer einer kleinen Brauerei kopfüber in ein 80-Hektoliter-Faß mit Bier gestürzt. Er hinterließ die Erklärung: daß er das Leben, nachdem der Bierverbrauch so zurückgegangen wäre, nicht länger zu ertragen vermöge.

— Ein Bierbrauer hat's leicht, sich einen so stilvollen und demonstrativen Abgang zu sichern; was aber machen die andern, in Handwerken und Gewerben mit festerem und trocknerem Boden?

„Kommt im Triumph der Perserschah?"

In Berlin läuft ein Majestätsbeleidigungsprozeß des Schahs von Persien gegen die oppositionelle persische Emigranten-Zeitschrift „Peykar", die behauptet hatte, der Schah sei ein blutrünstiger Despot. Zur Erhärtung dieser und andrer Behauptungen stellte nun der Verteidiger Beweisantrag des Inhalts: daß der Schah von Persien in Teheran fünf Postboten, die „Peykar" in Ausübung ihres Amtes als Briefträger austrugen, kurzerhand habe köpfen lassen.

— Daß der Prozeß sich nur nicht zu lange hinzieht! Noch heißt das zwar nach deutschem Sprachgebrauch „blutrünstige Despotie" — aber auch der Schah ist legal zur Macht gelangt.

Teha

Zeitglossen

Drittreichsdeutsch

Das Dritte Reich hat sich auch schon eine eigenständige, wurzelhaft knorrige Sprache geschaffen. Leute, die sich gern Dichter nennen hören, und Vertreter der hehren Wissenschaft haben sie prompt geliefert.

Und nun branden die Sturzfluten mystischer Phrasen auf uns hernieder: vom unwiderstehlich fortreißenden Aufbruch der Jugend, vom Anbruch erdverwurzelt volkhaften Seins, vom zukunftsträchtigen Umbruch der Nation, vom Einbruch des Scholle-Denkens in das Städtertum, vom flammenden Ausbruch des Edelrassigen, vom Durchbruch des erb-biologischen Verantwortungsbewußtseins, vom Zusammenbruch der Ichvergottung . . .

Als Paul durch diesen Phrasenwald sich durchgearbeitet hatte, nahm er einen Kognak und sagte: „Das viele Brechen ist weiß Gott zum Kotzen!"

hs.

*

Nachdem Reichskanzler von Papen auf der Konferenz von Lausanne mit Erfolg den leichten Unterhaltungsstil eingeführt hat, wird von den verschiedenen Nationen stark erwogen, sich auf der nächsten Konferenz anstatt durch übergewichtige Staatsmänner und Diplomaten durch die liebenswürdigsten und beliebtesten ihrer Filmdarsteller vertreten zu lassen. Für Frankreich ist der charmante Maurice Chevalier in Aussicht genommen, der dann mehr als einmal Gelegenheit haben wird, seine berühmte skeptische Unterlippe vorzuschieben. England plant, Charly Chaplin zu entsenden, der aus der bisher von MacDonald gespielten Vermittlerrolle noch weit komischere Effekte ziehen dürfte als sein Vorgänger. Deutschlands Belange vertritt in Zukunft, wie mit einiger Sicherheit anzunehmen ist, Hans Albers; da bleibt kein Auge trocken, wenn der blonde Hans ein Memorandum hinlegt. Und die Interessen Amerikas werden aller Wahrscheinlichkeit nach durch Buster Keaton wahrgenommen, den Mann, der nicht lacht. Tatsächlich wird bei der nächsten Konferenz Amerika ja nichts zu lachen haben. K.

Wahl-Komplex

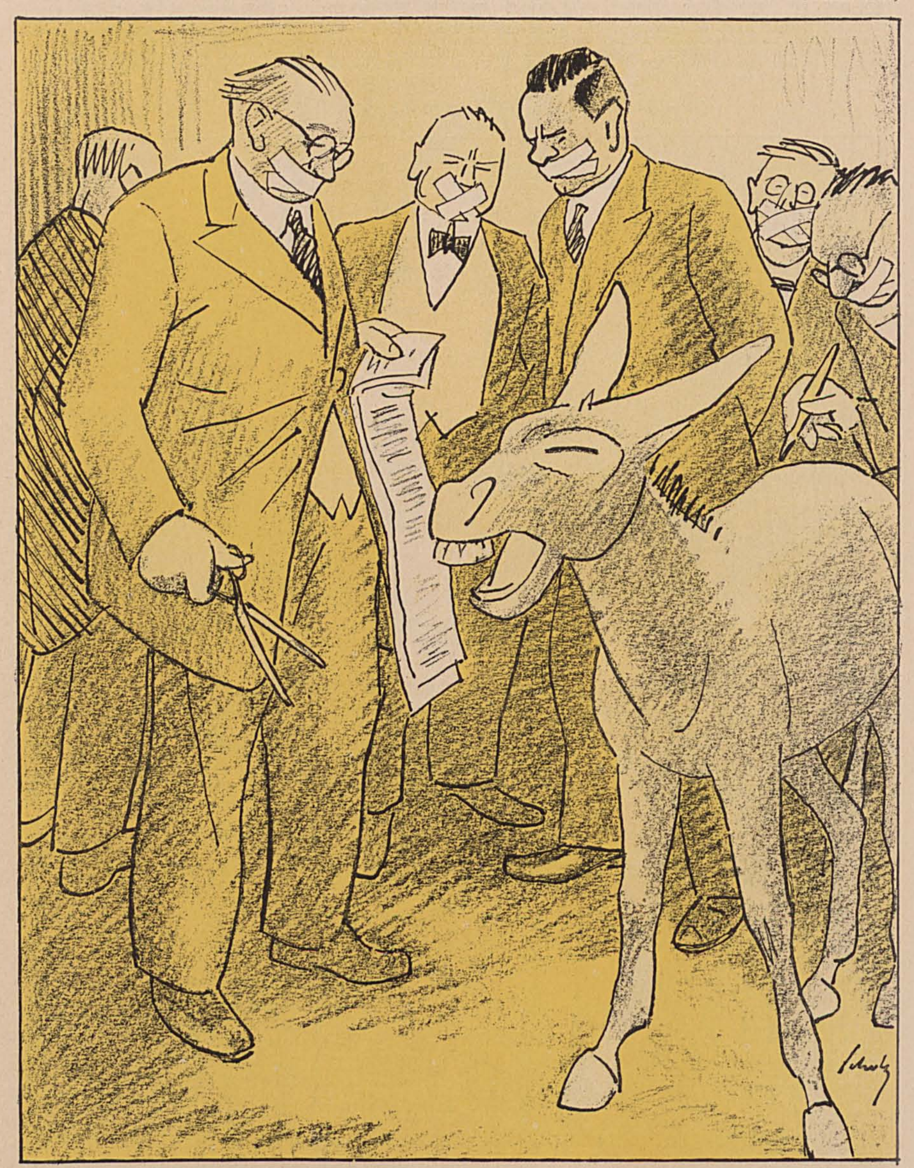
(Olaf Gulbransson)



„Sehen Sie, lieber Freund, der Natur ist es ganz gleichgültig, wer gewählt wird!" — „Bong, der internationalen Natur, aber die deutsche steht rechts!"

Preßfreiheit

(Wilhelm Schulz)



„Der Glückliche hat kein Verbot zu fürchten, er kann sowieso nur ia schreien!"

Stuttgart, 7. August 1932 Preis 60 Pfennig 37. Jahrgang Nr. 19

SIMPLICISSIMUS

(Karl Arnold)

Wahl-Resultat

Blutbad

in die Luft sprengen

...emen ein Polizeibeamter getötet

16 Tote an einem Tag!

Die Bluttaten der ...

Noch zwei Todesopfer

2 Tote und 17 Schwerverletzte

Mit Totschlägern und Knüppeln

(Drahtber.) Greifswald, 18. Juli. Nach ... nationalsozialistischen Kundgebung ... schweren Zusammenstößen zwi... Nationalsozialisten und Kommuni... Gebrauch gemacht. Vier Beteiligte wurden schwer und zwei leicht verletzt

Zahlreiche Opfer der politischen Mordhetze

Schüsse auf Frauen und Kinder

(Drahtber.) Gladbach, 18. Juli. ... Zusammenstoß zwischen ...

Hunderte von Verletzten

hingeschlachtet

Drei Tote, sieben Schw...

Nach dem Bericht des städtischen Presse... sind 55 Personen in das Altonaer städ... Krankenhaus eingeliefert worden. Da... befinden sich

Neun Tote und 28 Schwerverle...

Zehn Tote in Altona

...ießen ... auf die Bevölkerung.

zu Tode getreten

1 Toter, 2 Schwerverletzte in Berlin

(Drahtber.) Berlin, 18. Juli. In Berlin kam es ... blutigen Zusammenstößen ...

1 Toter ...

Nürnberg, 16. Juli. In ... nen Nacht ereigneten sich wieder ... sche Zwischenfälle. Ein Nationalsozialist wurde von einem Reichsbannermann erstochen. In einer Wirtschaft ...

Ein Todesopfer in Frankfurt.

Bilanz eines Sonntags.

10 Tote und 50 Verletzte

17 Tote, 10 tödlich Verwundete. — 181 Schwerverletzte.

Barrikadenk...

Ein Stadtviertel im ...

Ein Toter, mehrere Verle...

12 Tote 55 Verletzte

politische Zusammenstöße in ...

aus dem Hinterhalt niedergemacht

Terror ... im Re...

100 Tote

Die gestrige Verlustliste

Zusammenstoß nach der Beerdigung

bis zur Unkenntlichkeit zusammengeschlagen

12 Todesopfer an einem Tag.

Mordoffensive

Blutso...

„Was bedeutet eine gewonnene Schlacht gegenüber der Trauer einer Mutter um ihren gefallenen Sohn!"

(Helmuth v. Moltke)

Ausnahme-Schlaflied / *Von Karl Kinndt*

Schlaft, Kinder, schlaft,
wer wach bleibt, wird bestraft,
wer widerspricht und kritisiert,
wird abgeführt und inhaftiert,
schlaft, Kinder, schlaft!

Träumt, Kinder, träumt,
wie schön sich alles reimt,
und seht im Traum die Republik
als Siegerin und nicht am Strick —
träumt, Kinder, träumt!

Schweigt, Kinder, schweigt,
sonst werd't ihr angezeigt.
Wer reden will, schrei Hoch! und Heil!,
sonst kriegt er was aufs Hinterteil!
Schweigt, Kinder, schweigt!

Lacht, Kinder, lacht,
im Schlaf die ganze Nacht:
bald kommt das schöne Dritte Reich,
wo alles dann in Butter gleich,
lacht, Kinder, lacht!

Flaggt, Kinder, flaggt,
doch tut es auch mit Takt!
Wer bleiben will in Amt und Sold,
vermeide peinlichst schwarzrotgold,
flaggt, Kinder, flaggt!

Gut' Nacht, gut' Nacht, gut' Nacht,
schlaft still, bis ihr erwacht —:
dann tönt es laut tahütata!
Ei, sieh mal an, wer tommt denn da?
Schlaft, Kinder, schlaft!

Gespräch zwischen Unbekannten / Von A. M. Frey

„Ein unglaublicher Leichtsinn!" sagte der Herr und legte die Zeitung, in die er den Kopf gesteckt hatte, auf den Tisch. Er konnte vor Entrüstung im Augenblick nicht weiter lesen.

Ihm gegenüber saß jemand, der sich zu langweilen schien, denn er sah mit fragenden Augen her und war offenbar bereit, Erklärungen entgegen zu nehmen.

„Ja, sehen Sie", sagte der erste, „so etwas kann einen doch aufregen. Da bringt ein Mensch einen anderen um und läßt aus Versehen einen Briefumschlag mit seiner Adresse am Totort — ich meine, am Tatort liegen. Drei Stunden später haben sie ihn gefaßt. — Übrigens: mein Name ist Kiepen."

Der andere lächelte, er beugte sich vor, er sagte nur: „Schuller."

Kiepen meinte: „Ich weiß, weshalb Sie lächeln. Sie denken, es ist merkwürdig, daß ich kopfloses Handeln bei einer Mordtat einen unglaublichen Leichtsinn nenne — so, als könnte am Ende ich selber interessiert sein am glatten Ergebnis der Tat. Ich bin nicht interessiert an diesem Ergebnis, aber es ist doch so, daß Dummheit, Halbheit, Zerfahrenheit, wo immer sie herumgeistern, ärgerlich und störend wirken. Zudem: der Verbrecher soll der Kriminalpolizei ihre Siege nicht allzu leicht machen. Das war ja überhaupt kein Verbrecher, das war ja ein blanker Hanswurst!" Kiepen geriet in neue Erbitterung.

Schuller fragte vorsichtig: „Worum handelte sich's denn? Raubmord?"

„Richtig. Um den einfachsten aller Morde. Um den, der am wenigsten belastet ist mit Affekten. Ihn kann man in Ruhe vorbereiten. Daß er ordentlich durchdacht und sauber ausgeführt wird, kann man vom Täter verlangen."

„Und der Giftmord? Ist nicht er der einfachste?" fragte Schuller behutsam.

„Hat eigentlich keinen Anspruch mehr auf den ehrlichen Namen Mord. Jemanden vergiften ist so kinderleicht wie — wie jemandem ein Glas Wasser reichen."

„Aber Sie fordern doch gerade die gute und schöne Beseitigung der Spuren. Bei der Auslöschung eines Lebens durch Gift muß man höllisch aufpassen, damit nichts den Hergang später verrät."

„Jajaja. Aber die Vergifterei kann ein zehnjähriges intelligentes Kind leisten."

„Sie nehmen die Sache zu leicht. Bedenken Sie bitte: wichtig ist hier, daß nicht einmal die Leiche in Verdacht kommt. Der Täter hat den ‚natürlichen' Tod vorzutäuschen, gewissermaßen zu gewährleisten. Immerhin eine Aufgabe! Die hat er zu vollbringen, sonst ist er ein Pfuscher. Wenigstens nach meiner Meinung."

„Trotzdem. Ich sage: trotzdem ist die Hantiererei mit Gift zweitklassig. Eine Domäne der Weiber."

„Erlauben Sie!" unterbrach Herr Schuller, beinahe beleidigt. „Es hat wirklich sehr tüchtige, umsichtige, nervenstarke Männer gegeben, die hervorragend mit Gift gearbeitet haben."

Kiepen schüttelte den Kopf. „Nicht mein Fall. Klare unverdeckte Beseitigung eines Menschen, der deinen selbstbewußten, festen Schritt hemmt, der dir im Weg steht auf eine Position, eine Frau zu — das ist der Mord von hohem Rang. Wenn ich unverdeckt sage, so heißt das: unverdeckt dem Opfer gegenüber. Natürlich verdeckt gegen die Öffentlichkeit, die sich sonst überflüssigerweise einmischt."

Schuller lächelte wieder. „Man könnte doch meinen —", begann er.

Kiepen sah ihn sich an. „Man könnte das gleiche von Ihnen meinen", sagte er dunkel und dennoch deutlich genug.

Schuller lenkte ab. „Einen Briefumschlag hat er liegen lassen, sagen Sie? Das ist freilich unverzeihlich. Wird ihm aus der Tasche gerutscht sein. Hat es denn einen Kampf gegeben? Selbstverständlich muß man sich sorgsam umsehen, ehe man den Ort der Tat verläßt. Immer ist Eile im letzten Augenblick ein Verhängnis. Man ist hier am wenigsten fertig, wenn man vorschnell glaubt, fertig zu sein."

Es nickte Kiepen. „In keiner Phase des Vorgangs darf man weniger hudeln, weniger flüchtig sein, als wenn man es hinter sich hat. Sonst hat man es eben nicht hinter sich, ganz und gar nicht, sonst beginnt es erst. Wollten alle sich das angelegen sein lassen — die Zahl der unaufgeklärten Morde wäre noch viel größer."

Schuller kicherte. „Was heißt da: unaufgeklärte Morde? Die Zahl der Todesfälle, die gar nicht als Morde erkannt werden, wäre phantastisch! Sie muß so schon riesig genug sein."

„Sagen Sie das einmal einem vom Bau — auf der Gegenseite. Die Kriminaler und Kriminalisten bestreiten es immer wieder, wenn man sie darauf aufmerksam macht, daß sie eigentlich völlig blind umher laufen und daß sie kaum anders als durch Zufall, mit Hilfe von billigen Zufällen auf hingestümperte Morde stoßen. Aber wir wissen es."

Schuller nickte. Dann fragte er langsam: „Woher wissen wir es eigentlich?"

„Pssst!" machte Kiepen und legte den Finger lustig an die schmalen, aufwärts gekrümmten Lippen.

„Es kommt noch etwas hinzu", sagte Schuller. „Da wird auf weitem Plan oder im Gestrüpp der Geschehnisse alle Jubeljahr' mal armselig genug ein Mord als Mord erkannt. Hat man damit den Täter? Man hat ihn nicht. Selbst zu diesen spärlichen Aufstöberungen, fast möchte man sagen: Ausgrabungen fehlt das Pendant. Da gibt's nichts mehr zu melden in alle Ewigkeit. Fehlanzeige! schrieben wir beim Militär. Der Prozentsatz der zum festgenagelten Mord nicht hinzugenagelten Verbrecher ist geradezu grotesk."

„Aber das wird gerne vertuscht", nickte Kiepen. Er schien sich sehr wohl zu fühlen, er scherzte: „Was meinen Sie: ist wohl die Zahl der geheimbleibenden Ehebrüche größer oder die Zahl der geheimbleibenden Lebensauslöschungen?"

„Fast könnte man so fragen", bestätigte Schuller lachend. „Und man könnte hinzusetzen: gibt es wohl einen Menschen, der, wenn er nicht gerade als Säugling stirbt, nicht mindestens einmal in seinem Leben einem Mörder die Hand gedrückt hat?"

„Bravo!" gab Kiepen zu. „Daß so wenige dies alles wissen — woran liegt es? An der Denkfaulheit!"

„Richtig", sagte Schuller. „Und weiter: an der Feigheit, die es verhindert, den Dingen ins Gesicht zu sehen. Denn es ist doch so, daß die Hälfte aller Geschäfte auf dieser Erde erledigt wird mit Hilfe von Feigheit, das heißt, unerledigt erledigt wird."

„Mit Hilfe von pssst — ja", lachte Kiepen. „Haben Sie mir eins auswischen wollen?"

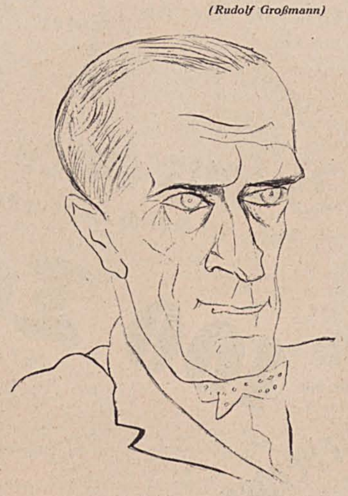
„Oh", sagte Schuller höflich, „nein, so dürfen Sie das wirklich nicht auffassen. Ich habe Sie nicht im mindesten zu kränken versucht. Ich schätze Sie in der Tat. Wie könnte es anders sein nach unserem kurzen, dennoch inhaltreichen Gespräch!" Er schien wirklich untröstlich.

„Schon gut, Verehrter", beruhigte Kiepen ihn. Er wurde ernst. „Aber behalten wir unsere Weisheit für uns. Obwohl eines unbezweifelbar ist: wenn Leute wie wir eine Schule, eine Erziehung des Täters einrichten wollten — man könnte den Standard des Mordes in ungeahnter Weise heben."

Schuller wurde wieder munter. „So ist es. Und die Kriminalmenschen würden völlig überflüssig, weil es dann nicht einmal mehr die albernen Zufälle gäbe, die Schlampereien, mit deren Hilfe sie existieren, — oder in

Berliner Köpfe

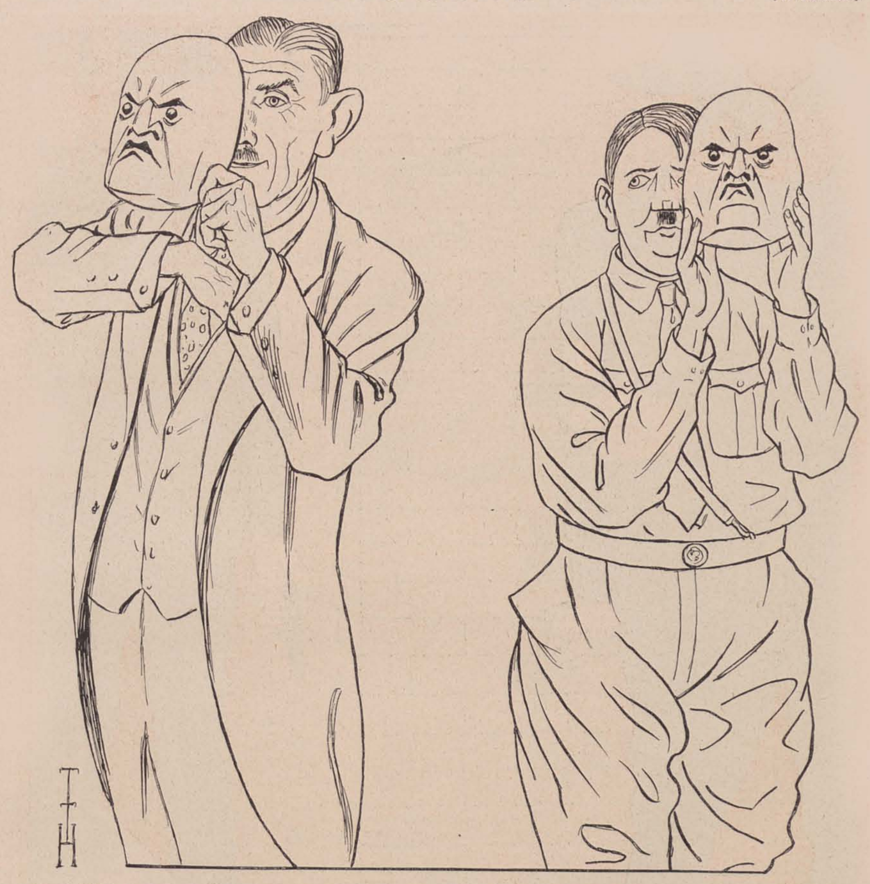
(Rudolf Großmann)



Der Dichter Leonhard Frank

Die große Frage

(Th. Th. Heine)



„Zwei Diktatoren sind unmöglich. Wir müssen uns endlich entscheiden, wer nun eigentlich den Mussolini spielen soll!"

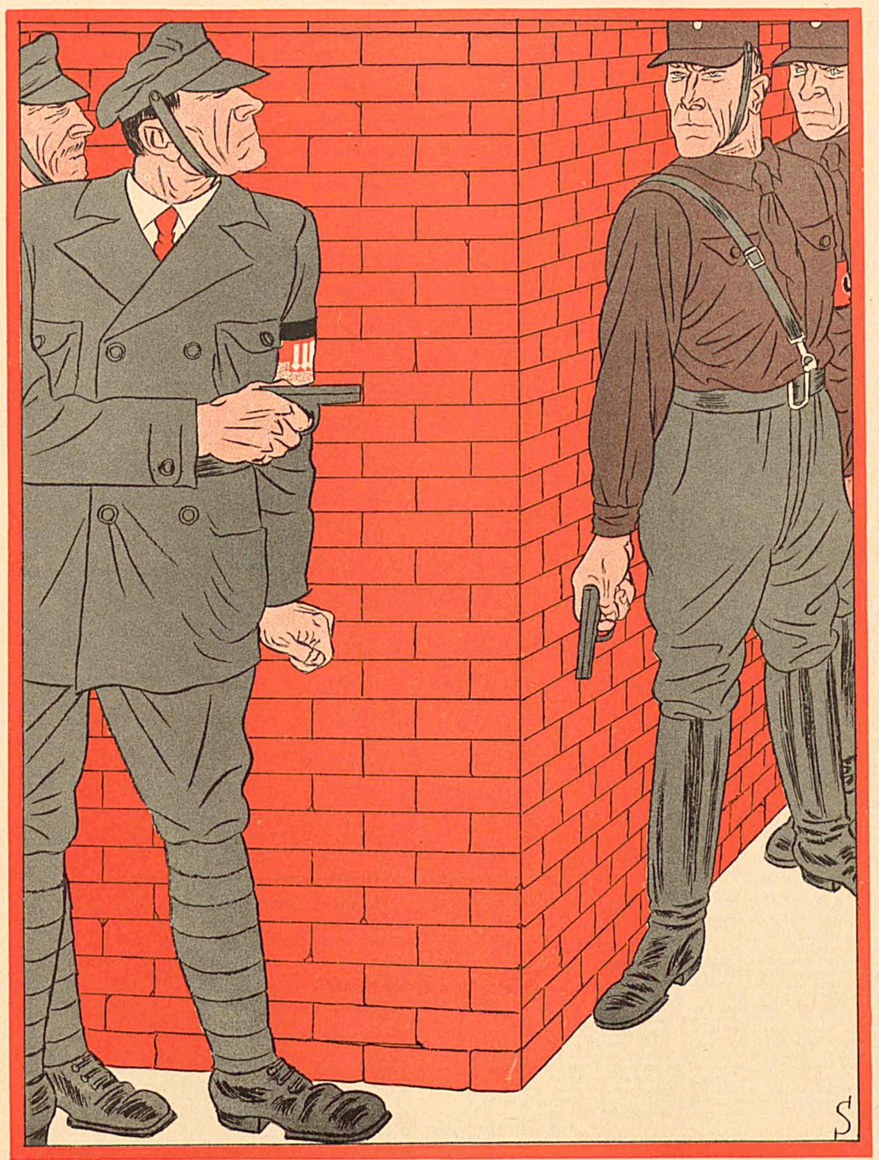
so geringer Zahl gäbe, daß keinerlei Justizmaschinerie mehr sich rentiert."
„Schule? Ja, gut", nickte Kiepen. „Ach, es würde schon das eine genügen: eine bescheidene Propaganda, die der Allgemeinheit bekanntgibt, wie selten ein Mörder entdeckt wird, wenn er nur einigermaßen besonnen zu Werke geht. Man spricht so viel von der Wehrfreudigkeit, man könnte auch die private Mordfreudigkeit wesentlich erhöhen. — Entschuldigen Sie mich, unsere famose Unterhaltung muß abgebrochen werden, ich muß das Café verlassen, ich habe einen dringenden Gang."
„Aha", sagte Schuller anerkennend.
„Nein, nicht aha", korrigierte Kiepen mit leichtem Stirnrunzeln. „Wollen Sie mich bitte nicht überschätzen."
„Danke", sagte Schuller bereitwillig, aber es war ziemlich sinnlos gesagt.
Kiepen reichte ihm die Hand. Schuller nahm sie und hielt sie fest.
„Lassen Sie los", lachte Kiepen. „Werden Sie nicht allzu nachdenklich. Sie erinnern sich wohl gerade an Ihren Satz mit dem Säugling?"
„Es sieht so aus", meinte Schuller und gab die Hand frei.
„Pssst", machte Kiepen und ging.
An der Türe winkte er noch einmal schelmisch zurück, aber Schuller sah ihn nicht, denn nun war er es, der die Nase in die Zeitung steckte.

Aus Briefen ans Steueramt

„Die Ablehnung meines Antrages bedeutet für mich, Sie wollen mich ohne Sarg beerdigen." —
„Ich befinde mich in heißhungriger Geldverlegenheit." —
„Muß in nächster Zeit zum Traualtar um einen ständigen Haushalt zu führen. Ich muß ja noch etwas kaufen an Kleidung was ja auch dann zur Hochzeit sein muß. Sollten Sie es nicht können so ist es schade aber meine noch Braut und ich werden den lieben Gott bitten ihnen dabei zu helfen.
Ich will hiermit schließen und hoff über mich nicht böse zu sein sodaß in nächsten Tagen von Ihnen befriedig were." —
„Ich habe bis jetzt an wirtschaftlicher Lage gelitten. Die Möbel habe ich bereits noch nicht bezahlt." —
„Es wäre wirklich wünschenswert, wenn von Ihrer Seite eine kleine Erfrischung erfolgen würde." —
„Durch die Schwangerschaft meiner Frau hatte sie verschiedene Zähne verloren, die durch ihre Gesundheit ersetzt werden mußten." —

Deutschlands Autarkie

(E. Schilling)



Welch Fortschritt seit 1914! Die Deutschen haben sich jetzt beim Kriegführen vom Ausland vollständig unabhängig gemacht.

Diese Geschichte begann damit, daß der vierzehnjährige Karl Haberstock nach Lektüre der Morgenzeitung zu seinem um zwei Jahre jüngeren Bruder sagte: „Du, Gustl — hast es g'lesen — morgen is sie wieder . . .“ — „Was moanst'n?“ fragte der Gustl zurück, obwohl er genau wußte, um was es sich handelte.

„Depp, damischer, wos wer i denn nacher moana — Dult is morgn.“

Nach diesem aufklärenden Gespräch wurde von den beiden Brüdern Haberstock einstimmig beschlossen, die morgige Dult zu besuchen.

Der Mutter, der sie am darauffolgenden Tage ihren Entschluß mitteilten, entlockten sie nach etlichen Bitten ein Paket mit Butterbroten als Wegzehrung, und außerdem bekam jeder von ihnen fünfzig Pfennig, um sich zu amüsieren.

Es war ein schöner, sonniger Tag. Und nach einstündigem Fußmarsch erreichten die beiden die Budenstadt, die im nördlichen Viertel, etwas außerhalb der Stadt, aufgebaut war. An all den dort mehr oder weniger verlockenden Herrlichkeiten gingen sie gleichgültig vorüber, nur der Glückshafen zog sie einen Augenblick an. Da aber Karl dem Gustl ebenso energisch wie besonnen erklärte, daß das etwas für Dumme sei, widerstand der Jüngere der Verlockung . . .

Rings um die Kirche, deren Zwiebeldach in der Sonne glänzte, zogen sich die Stände mit Büchern. Das war das Ziel der Brüder. Sie drängten sich rücksichtslos und ungeniert durch die Schar der Neugierigen, die suchend und kaufend die Buden umlagerten, und schnüffelten, ob sie nicht irgendwelche Schmöker für sich entdecken würden. Vieles stach ihnen in die Augen. Da war Gerstäcker: „Die Flußpiraten des Mississippi“ oder die teilweise in Goldschnitt gehaltene Ausgabe „Columbus, der Eroberer des Meeres“ — — — und dann reizte eine allerdings ungebundene dreibändige Ausgabe „Der Graf von Monte Christo“ . . .

„Kostät nur achtzig Pfennig, meine Herren“, sagte die dicke Verkäuferin und lächelte Karl freundlich zu. Der winkte erschrocken ab.

Karl war unschlüssig, was er tun sollte. Ihn reute es überhaupt, Geld auszugeben; aber die Bücher lockten doch sehr. Er überlegte — er hatte ja Geld — er konnte doch warten. Man konnte morgen oder übermorgen wieder hierherkommen . . . Er stieß Gustl, der in irgendein Buch vertieft war, in die Rippen und sagte: „Mir genga . . .“ — „I net“, erklärte Gustl mit erstaunlicher Entschlossenheit. Karl war sprachlos. Der Kleine gehorchte ihm nicht? „Was willst'n nacher mit deine paar Pfenning — du Hanswurscht — moanst eppa, doß die dir was schenka . . .?“

Gustl trennte sich stumm von dem Buch, sie gingen schweigend nebeneinander, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Plötzlich blieb Karl an einer Bücherbude stehen. Gustl grinste. Er freute sich. Jetzt winkte Karl heftig — Gustl kam langsam näher. Karl war so ins Lesen vertieft, daß er den Bruder gar nicht bemerkte. Der legte ihm die Hand auf die Schulter: erschrocken drehte Karl sich um. Sein Gesicht glänzte. „Du — da schau her — Goethä — eine wunderbare Goethäausgabä — du — dös wär was für uns . . .“ — Gustl sah sich die Bände an und nickte. Auch er hatte vor Aufregung einen roten Kopf bekommen. Er starrte eine Weile auf die roten mit Gold gepreßten Leinenbände, dann wandte er sich ab und meinte resigniert: „Z' teuer — komm — mir genga . . .“ — Aber Karl rührte sich nicht vom Fleck. Er war in Nachdenken versunken. „Du — Gustl — woaßt was — mir fragn jetzt, was' kostn — nacher zahl'n ma unser Markl an und holns' uns morgen.“ — „Bist narrisch — d' Muatta gibt uns dafür koa Geld net . . .“ — „Dös wer ma nacher scho sehng.“ — Karl war Feuer und Flamme für seinen Plan. „Da — nimm“ — er drückte Gustl fünf Bände in die Hand und nahm selbst die fünf andern. „Jetzt fragn ma erst amal . . .“ — Aber sie konnten den Besitzer oder die Besitzerin des Bücherstands nicht entdecken. Doch — da vorne links neben dem Altkleiderladen stand eine Frau, die konnte es sein. Karl stieß Gustl an. Gustl nickte nur. Sie gingen langsam gerade aus. Jetzt standen sie dicht hinter der Frau, die ihnen den Rücken zuwandte und eifrig mit einem Kunden verhandelte. Ohne ein Wort zu sagen, gingen beide weiter. Dann bogen sie plötzlich in eine Seitengasse ab und beschleunigten ihr Tempo, bis sie außerhalb der Budenstadt waren. Karl packte Gustl am Arm: „Jetzt is gnua — jetzt wird langsam gangen — verstanden. Mir san ja narrisch.“

Worauf sich diese dunkle Bemerkung bezog, blieb unklar.

Am Mariahilfplatz bestiegen die Brüder Haberstock eine Straßenbahn und fuhren nach Hause.

Als die Mutter sich beim Abendbrot erkundigte, wie's denn gewesen sei, wurden beide verlegen und begannen zu stottern. „Habt's euch wohl lauter süßes Zeug kauft?“ meinte die Mutter und lachte.

Um zehn Uhr gingen Karl und Gustl schlafen. Die Bücher hatten sie vorher in Zeitungspapier gewickelt und oben auf dem Ofen versteckt. Sie lagen in ihren Betten, das Licht war gelöscht. Sie schliefen nicht, sie atmeten kaum, sie wagten nicht sich zu rühren. Nach einer Weile richtete Gustl sich plötzlich auf: Du — Karl — schlafst scho . . ?“

Karl gab keine Antwort. Gustl traute sich nicht weiterzufragen. Nach einer Weile kam's aus dem andern Bett: „Gustl — schlafst scho . . .?“

Gustl sagte leise: „Warum denn?“

„Ah — nix — ich hab' nur so gmoant . . .“

Pause. Dann sagte Gustl sehr bestimmt: „Du — Karl — gell — du moanst doch auch?“

Karl zögernd: „I moan scho . . .“ — dann hastiger: „Glaubst', daß uns wer gsehn hat?“

„Ja — mei — wenn ma dös gwiß wüßt' . . .“

Karl entschlossen: „Du, Gustl — i denk', mir trogn's wieder zruck . . ., des war dös beste, moan i . . .“

Gustl atmet sehr tief. Ganz kleinlaut bemerkt er: „Is ja eigentli schad', san so schön, die Bände . . .“

„Freili, freili, Gustl — aba weißt, mir dürfens net tun. Wenn uns doch wer gsehn hätt' . . . Der Schutzmann zum Beispiel — der Depp, der damische, der da an der Ecken gstanden is . . ., woaßt, wenn uns der wen nachgschickt hot — nacha kemma's plötzlich und halten Haussuchung. Na — na —, mir trogens zruck und ferti is . . .“

„Ja — ja — nacher müass' ma's halt tun . . .“

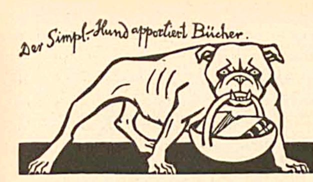
— — — — — — — — — — — — —

(Schluß auf Seite 222)

Schicksal *(Rudolf Kriesch)*



„Weißt du, nach meinem Horoskop mußte ich deutschnational wählen, aber wenn ich nur zwei Minuten später geboren worden wäre, hätte ich schon ‚Sozi‘ wählen müssen!“



Martin Luis Guzmán: Adler und Schlange. (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.)

Der ungewöhnliche Zufall, daß ein hervorragend begabter Schriftsteller die Mehrzahl der führenden Persönlichkeiten einer großen Bewegung aus unmittelbarem Erleben kannte, gibt diesem Roman der mexikanischen Revolution die besondere Physiognomie. Ein Zeitabschnitt hat einen Dichter gefunden, der nicht „Reportage" macht, um mitzustenographieren. Hier ist vielmehr eine Phantasiekraft gestaltend tätig: noch einmal erstehen zu lassen, was sich in Wirklichkeit — so schwört der Leser! — gar nicht anders abgespielt haben kann: Die bittere Tragikomödie einer von herrschwütigen Abenteurern erbarmungslos zu Tode gehetzten großen Volksbewegung. Machtgierige Generäle und Führer „killen" das edelste Menschenrecht. Das hat es zwischen 1915 und 16 in Mexiko gegeben — sonst wohl nie und nirgends. Eine flammende, aufreizende, schwermütige Menschheitsmelodie mit dem Ausklang: Ach, wir Armen!

Peter Scher

Otto Alfred Palitzsch: Die Marie. (Propyläen-Verlag, Berlin.)

Das Dienstmädchen Marie kommt vom Lande in die Stadt. Es wird verdorben, verführt, ausgenutzt, betrogen, geheiratet, geschunden vom Mann und seinen Anverwandten. Bis die gemarterte Kreatur aufspringt und mit einem Beilhieb sich Freiheit zu verschaffen sucht. Aber sie belastet nur ihr Gewissen mit diesem Mord und geht daran zugrunde. Kraß ist dieser Schluß und wird trotz der außerordentlichen psychologischen Kunst des Autors nicht recht glaubhaft. Er ist zu balladesk und fügt sich stilistisch nicht ein in die realistisch-psychologische Haltung der übrigen Erzählung. — Palitzsch gehört zu den heute so zahlreichen schriftstellerischen Begabungen von literarischem Belang. Er erzählt kühl, ehrlich, unbedingt sachlich, und so erhalten manche Kapitel seines Romanes als Sittenschilderungen dokumentarischen Wert.

Charly Conrad

Valeriu Marcu: Das Große Kommando Scharnhorsts. (Paul List, Verlag, Leipzig.)

Scharnhorst hat die preußische, in veraltetem Formenwesen erstarrte Armee reformiert und aus den Besiegten von Jena und Auerstädt das schlagkräftigste Heer Europas geschaffen. Umfang und Erfolg dieses Werkes von rein militärischem Gesichtspunkt aus zu betrachten, könnte den Inhalt eines nur für „Leute vom Fach" geschriebenen Buches bilden. Marcu stellt sich jedoch eine vertieftere Aufgabe. Für ihn ist Scharnhorsts Reformwerk nicht loszulösen von der allgemeinen Zeitströmung, es ist nur die Auswirkung eines neuen, vom revolutionären Frankreich ausgehenden Geistes, den Scharnhorst als erster preußischer General aufgenommen und vollstreckt hat. Aus dem friderizianischen Drill der Masse, aus der Schwerfälligkeit starrer Lineartaktik wird das Individuum herausgehoben, der kämpfende Soldat als Mensch begriffen, und die Waffe mit dem Geist ihres Trägers belebt. Es bedurfte des hohen Menschentumes eines Scharnhorst, der mehr Gelehrter als Soldat war, um diese militärisch-revolutionäre Gesinnung gegen den Konservativismus des eigenen Königs und der verknöcherten Generäle durchzusetzen. — Mit welchem intuitiven Scharfblick der Rumäne Marcu die tieferen Beziehungen zwischen Scharnhorsts militärischem Reformwerk und dem inneren Wesen eines fremden Volkes aufzuspüren und auszudeuten vermochte, ist erstaunlich.

A. Wisbeck

Jobst Jupp: „Ballade in Kräh-Dur". Ein heiterer Roman. (Paul Neff, Verlag, Berlin 1932.)

Was dieses Erstlingswerk des jungen Autors auszeichnet, ist weder die Originalität des Einfalls noch eine Besonderheit der Formgebung — beides ist keineswegs ungewöhnlich oder gar neu. Der Reiz dieser harmlosen Kleinstadtgeschichte liegt vielmehr ganz in der liebenswürdigen Art des Erzählers selbst, der mit einer wunderbar leichten, natürlichen Ungezwungenheit und Munterkeit zu plaudern weiß. Sein feiner Humor, sein prickelnder Witz, seine frohe Unbekümmertheit und heitere Aufgeschlossenheit muß jeden gefangennehmen — wenn er nicht ein ausgemachter sauertöpfischer Griesgram ist. Freilich: die Moralphilister aller Schattierungen mögen dieses herzerfrischende Büchlein „frivol" nennen und es genau so entrüstet beklatschen, wie die „Nebelkrähen" der kleinen Universitätsstadt den Kreis der freisinnigen, lebensfrohen Künstler und Akademiker, aber dadurch wird sich niemand, der das Buch mit Freude und Vergnügen gelesen hat, die gute Laune verderben lassen. Daß „sie" sich hier einmal nicht „kriegen", daß der Schluß des Romans kein kitschiges „happy end" ist, sondern daß der Autor mit einem lachenden und einem weinenden Auge ein Stück Lebenswahrheit darin ausspricht — das muß als ein besonderer Vorzug des vom Verlag nett ausgestatteten Buches hervorgehoben werden.

Ernst Angreß

(Schluß von Seite 221)

Am nächsten Morgen, als die Mutter beim Einholen ist, schleichen sich die beiden, jeder mit einem Paket unter dem Arm, aus dem Haus. Mit der Straßenbahn fahren sie zum Mariahilfplatz. Dann pirschen sie sich vorsichtig in das Revier, wo die Bücherstände sind. Schon von weitem sehen sie einen Schutzmann stehen.

„Du — da is gwesn", sagt Gustl. „Naa — du bist ja narrisch — vui weiter obn", antwortet Karl grob. Er läßt seine Blicke die Reihe der Stände entlang gehen, aber er kann den Stand von gestern nicht finden. Zu blöd! „Himmi — Herrgott!" schimpft Karl. „I trog' die Büacher nimmer hoam", erklärt Gustl. — „Ja moanst vielleicht i?" sagt Karl. Er überlegt. Dann kommt ihm plötzlich eine Erleuchtung. „Woaßt wos, Gustl, mir legn's jetzt einfach an irgendein Stand — hast ghört. Nacher san ma's los . . ."

Sie gehen langsam weiter. An einem Stand bleiben sie stehen. Karl hat sein Paket blitzschnell unter einen großen Bücherhaufen geschmissen — am nächsten Stand wird Gustl seine Last los.

Jetzt sind die Brüder Karl und Gustl Haberstock wieder ehrliche Menschen, die ohne Gewissensbisse nach Hause fahren können.

Vor der Haustür sagt der Gustl: „Woaßt, Karl — ich hob ma glei denkt — schön war er scho — der Goethä — aba eigentli san mir no vui z'jung dafür . . ."

„Dös scho, Gustl — aba weißt — Goethä — dös is a Klassiker — dös war was für's Leben gwesn . . ."

Deutscher Kalender

Frühjahr 1914 faßten wir den Plan, uns ein Sommerhäuschen zu bauen.

Als der Winter kam, sagte Oskar: „Wir wollen bis Weihnachten warten oder bis zum Frühjahr, bis der Krieg vorbei ist."

Frühjahr 1918 warteten wir noch.

1919 sagte Oskar: „Erst laß mal ruhigere Zeiten sein. Wenn die Nationalversammlung gewählt ist."

1920 meinte Oskar: „Weißt du, jetzt wollen wir lieber erst mal abwarten, bis die Mark wieder steigt."

1921 sagte Oskar: „Sieh mal, wenn die Mark stabilisiert ist, wird doch alles viel einfacher sein."

1922 überlegten wir, daß das Häuschen gebaut werden sollte, wenn die Mark auf 5000 bliebe.

1923 faßten wir den endgültigen Entschluß zu bauen, sobald die Mark auf 20000 stabilisiert würde.

1924 sagte Oskar: „Jetzt haben wir kein Geld mehr."

1925 begannen wir wieder davon zu reden. „Wir können uns ja auf alle Fälle mal Grundstücke ansehen", sagte Oskar, „vielleicht bekommen wir einen Kredit."

1926 sagte Oskar: „Wollen wir doch erst mal die Verhandlungen in Genf abwarten, man kann ja nicht wissen, was kommt."

1928 waren wir nun so weit, aber da war alles so entsetzlich teuer, daß wir uns nicht entschließen konnten.

1930 meinte Oskar: „Wollen wir doch erst mal die Reichstagswahlen abwarten."

1931 sagte Oskar: „Nun wollen wir doch erst mal die Reichspräsidentenwahl abwarten."

1932 sagte Oskar: „Kommt gar nicht in Frage, bevor man nicht ganz genau weiß, was jetzt nach den Wahlen wird."

Oskar und ich feiern bald das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der Idee, uns ein Häuschen anzuschaffen.

Tergit

Kleine Kuriosa

In der großen Ausgabe des Werkes von Adolf Hitler: „Mein Kampf" (1925) findet sich in Band 1 auf Seite 94 folgender, die politische Ahnungsgabe des Autors bestätigender Passus:

„. . . der Vorderaufstieg in das Pantheon der Geschichte ist nicht für Schleicher da, sondern für Helden!" — Na also!

*

Auf dem Kreuzer Köln, der zur Zeit seine Sommervisite an der Ostseeküste erledigt, befindet sich auf Deck eine Verbotstafel mit folgender Inschrift: „Kommunisten und Kindern unter zwölf Jahren ist das Betreten des Kreuzers Köln nur in Begleitung Erwachsener gestattet.

Ausländer und Mitglieder der Deutschen Friedensgesellschaft haben sich nach An-Bord-Kommen beim wachhabenden Offizier zu melden.

Der Kommandant."

*

In Calambashire, Ohio, USA, erscheint, von einer religiösen Sekte herausgegeben, die Zeitschrift „Der Messias". Unter dem Namen der Zeitschrift steht in fetten Buchstaben: „Der Messias erscheint einmal monatlich!" — Ob das stimmt?



Ankunft in der Sommerfrische — *Hilla Osswald*

Vor dem Schaufenster eines Reisebüros

Von Hermann Pirich

Wie bunt und schön und groß die Welt doch ist!
Man hat das eigentlich schon längst vergessen. –
Ach ja, kein Wunder, wenn man das vergißt
im sauren Kampf um dieses bißchen Essen.

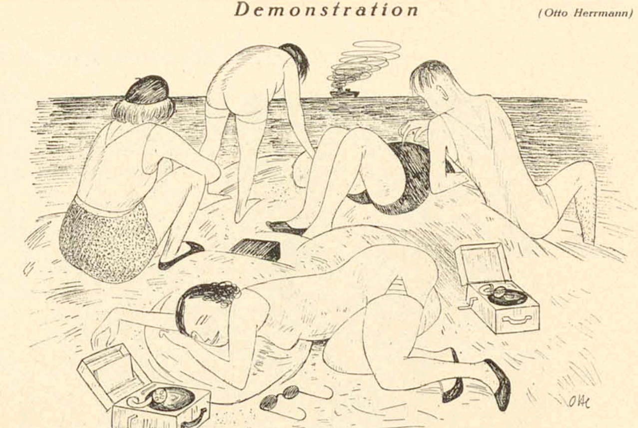
Mein Gott, als Kind, was hat man da geträumt
von Indianern, Schiffen und Piraten . . .
Das Leben hat das alles weggeräumt,
mit Spielzeug, Bausteinkasten, Zinnsoldaten.

Man guckt mit leerem Blick auf die Broschüren
und fühlt sich abgespielt, verbraucht und alt.
Die Welt ist schön, nur hat sie alle Türen
vor unsern heißen Augen zugeknallt. – – –

Nicht traurig sein, verzweifelt und verdrossen!
Es gibt ein Wörtchen und das heißt „vielleicht". –
Es ist – vielleicht ja nicht ganz ausgeschlossen,
daß irgendwie das Glück auch uns erreicht.

Demonstration

(Otto Herrmann)



„So, Kinners, nu aber nach jedem Nigger-Song ooch 'nen Richard Tauber, damit man nich etwa an unserer nationalen Jesinnung zweifelt!"

Hundert Pfund

Von Peter Hammerschlag

Direktor Reinhold Isengrimer lag im Sande dahingestreckt. Er hatte viel, viel Verantwortung und einen bleichen, schweren Bauch zu tragen. Und litt an einer leichten Arteriosklerose und an einer leichten Freundin. Auch mußten seine Herzklappen von Zeit zu Zeit nachgesehen und geölt werden ... Alles in allem war Isengrimer mit seinen zweiundfünfzig Jahren kein glücklicher Mensch, aber auch kein schlechter Mensch. Wenn er die Krabben, von einer gleichgültigen Welle zurückgelassen, sich im nassen Sand abzappeln sah, warf er sie, auf die Gefahr hin, gebissen zu werden, mit einem geschickten Schwung der großen Zehe herum, daß sie mit einem dankbaren Lächeln weiterkrauchen konnten . . . Überhaupt konnte er nicht ohne Arbeit leben und ließ sich auch hier von dem fabelhaft eingearbeiteten Fräulein Klattke die wichtigsten Sachen nachschicken. Die hatte einen messerscharfen Falkenblick für unheilschwangere Kuverts. Wenn Isengrimer müßig ging, stand oder lag, kamen die zweiundfünfzig Jahre, der Kalk, die Verwaltungsratsitzungen . . . Da schon lieber zwei Stunden täglich Stadtärger, als Erholung von früh bis abends. Mochten die andern nur die Augenbrauen hochziehen . . . Jetzt aber lag er neben seiner Freundin Lis im Sande und las eine Broschüre. Da brachte eine Gesellschaft so einen neuen Nährwürfel heraus, der wahrhaftig alle sympathischen und lebenswichtigen Stoffe enthalten mußte. Und die Broschüre war ärgerlich gut gemacht. So populärwissenschaftlich. Da gab es anschauliche Schemen der menschlichen Verdauungsorgane, lustige Tabellen mit kindlichen Bildern von bunten Schweinen und Kälbern, die alle in einen riesigen Magen hineinmarschierten . . . Das Nachdenklichste aber war doch das Schlußbild. Die Photographie eines ranken, hochbeinigen, amerikanisch lächelnden Mädchens. Es stand zwischen einem riesigen, wassergefüllten Glaszylinder und einem großen Porzellanbecken, das mit einer dunklen Masse gefüllt war. Der Begleittext lautete: „Diese nette junge Dame wiegt gerade hundertzwanzig Pfund. Würde man sie nach unserem Verfahren zerlegen, so ergäbe das gerade x Liter Wasser und y Pfund fester Stoffe." Isengrimer runzelte innerlich die Brauen. Es war so lächerlich und beschämend, sich einen Menschen einmal rein chemisch, ohne Sorgen, Launen, Kopfweh und Hemmungen zu denken. Wo blieb da der Respekt? Wenn etwa Fräulein Klattke wüßte, daß auch er, Reinhold Isengrimer, nur aus Wasser und derlei . . .? Isengrimer warf sich aufschnaufend herum und beugte sich über seine Freundin Lis, die ungern neben ihm lag. Lis war gewiß noch hübscher gewachsen als das Zerlegmädchen der Broschüre. Ihre Beine nahmen fast kein Ende, die Brüste wie halbe Apfelsinen. Sie trug, weil Isengrimer das nicht ausstehen konnte, ein ganz modernes Badetrikot in Türkisblau, und zwischen dem winzigen Höschen und dem stilisierten Busenhalter leuchtete ihre leicht goldbraun gebratene Haut. So klein war Lis' Bäuchlein, fast negativ. Wieviel mochte Lis wohl wiegen? Sie hatte, dieser Splitter von einem Mädchen, gewiß nur das Girl-Standardgewicht von hundert Pfund. Klein und zierlich, gerade noch recht für den kurzen, untermittelgroßen Isengrimer. Hundert Pfund. Wieviel feste Masse und wieviel Wasser mochte das sein? Unmutig, aber gottergeben betrachtete Isengrimer diesen kleinen Körper, den er so gut kannte und dessen Besitzerin er so über hatte, wie sie ihn. Aber nicht das, daß die zweiundzwanzigjährige Lis seine Berührung gerade noch duldete, war das Ärgste. Schlimmer war, daß sie, wie er zu bequem zum Wechseln war, aus Bequemlichkeit bei ihm blieb und vor ihm kuschte . . . In diesem Augenblick machte Isengrimer das erste und einzige Gedicht seines Lebens. Es war mehr ein Aperçu, ein Gedichtanfang, ein Einzeiler: „Hundert Pfund sind all mein Glück."

Lis tat, als erwache sie, zuckte mit der kurzen frechen, ein wenig aufgebrannten Nase, richtete sich knurrend, schmatzend und blinzelnd auf. Während sie das Trikot zurechtzog, maulte sie heiser: „Was gibt's denn zu glupschen? Ganz verwaschen und verschossen ist das Zeug schon! Natürlich, ein seidenes hätte ein paar Mark mehr gekostet . . ." Plötzlich sprang Lis auf wie eine affektierte Gazelle und lief mit kindlichem Gehabe und einem kleinen dummen Schrei dem Wasser zu. Isengrimer watschelte mißmutig hinterher. Er brauchte gar nicht über die Schulter zu schielen, er fühlte es. In einiger Entfernung stand breitbeinig ein schokoladebrauner junger Mensch, im kindisch-frechen Sportgesicht ein Paar wasserblauer Augen. Scheitel in der Mitte, schief rasierte Koteletts. Dieser junge Mann hatte sich bei der gestrigen Réunion von der frech kichernden Lis an den Tisch führen lassen, um sich mit schlecht gespielter Harmlosigkeit dem „Herrn Papa" vorzustellen . . .

Lis war eine gute Schwimmerin und schon weit draußen. Isengrimer aber stand am Ufer und dachte: „Hundert Pfund sind all mein Glück." Auf einmal fiel ihm der längst verschüttete Physiklehrsatz ein, daß ein Körper im Wasser soviel an Gewicht verliert, als er selbst an Flüssigkeit verdrängt. Wieviel Wasser mochten hundert Pfund Lis verdrängen? Plötzlich schlug die Schwimmende draußen ein paarmal mit den flachen Händen aufs Wasser und schrie halblaut und ganz eigentümlich nach innen um Hilfe. Trotz der großen Distanz sah Isengrimer ihr Gesicht wie durch ein gutes Fernglas so deutlich. Bei jedem Ruf schlugen kleine freche Wellen in den frechen kleinen Mund, jeder Atemzug wurde zum Gurgeln, ihre Hilferufe klangen, als wolle sie sich erbrechen. Der junge Gent brüllte auf, sprang mit drei unglaubhaften Sätzen ins Wasser und warf sich klatschend auf den Bauch. Bestand Lis nicht ohnehin aus etwa zwei Dritteln Wasser, und verliert ein Körper nicht im Wasser an Gewicht? Der junge Mensch aber schwamm wie ein Rasender in einer Schaumtorte von Gischt, um etwa zwanzig bis dreißig Pfund Lis für sich zu retten. Isengrimer wunderte sich kaum. Isengrimer stand am Ufer.

Isengrimer stand am Ufer und sah, wie der junge Mann Lis vorbeitrug. Sie hing in seinen Armen wie eine aufgeweichte Marionette, der kleine Katzenkopf baumelte, und aus dem merkwürdig blauen Mund floß ein wenig Ostsee. Dann warf jemand einen Bademantel über die Tote, und die Badewärter warfen sich mit ausgebreiteten Armen und einem beruhigenden Wortschwall den aufgeregten Leuten entgegen, die plötzlich, wie aus dem Boden geschossen, in dichtem Knäuel dem Retter nachdrängten . . .

In seinem Hotelzimmer saß Isengrimer. Jetzt würde er seinen Urlaub abbrechen müssen und in die heiße Stadt hinein zur Untersuchung. So schnell ertrinkt ein Mensch doch nicht. Offenbar eine Herzlähmung. Der Schreck. Und plötzlich mußte er an seine zweiundfünfzig Jahre denken und an seine knarrenden Herzklappen. Unten in der Hall lärmte der Gong bereits zum drittenmal zum Mittagessen. So außer sich waren die Leute, daß man sie selbst ans Fressen mahnen mußte. In seinem Office tuschelte der vor Entsetzen schwitzende Hotelier mit zwei Detektiven. Am Ende würde es noch heißen, daß Isengrimer selbst . . . Dabei war er so gut wie Nichtschwimmer.

„Hundert Pfund sind all mein Glück . . ."

Isengrimer dachte einen Augenblick über einen Reim auf „Glück" nach.

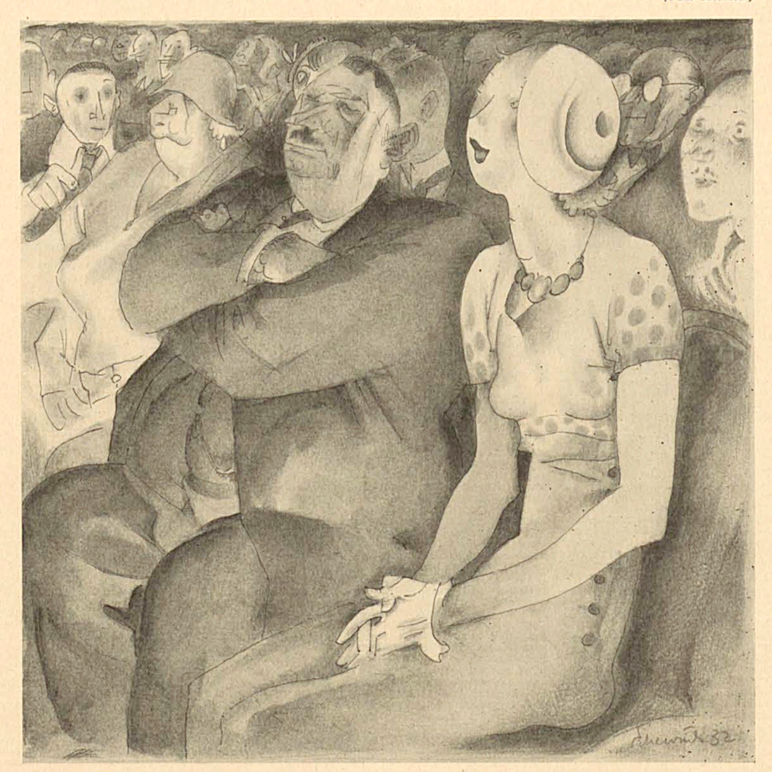
Und fand keinen.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Kritik am Box-Sport

(Paul Scheurich)



„Sehgn's, Freilein, was hoaßt überhaupts scho ‚knack aut' — bal oaner beim Raffa net glei ganz hi werd, is' ja net lusti!"

Klawuttke murmelt sich ausnahmsweise eins in den Bart:

Von wejen meckan —: det Wort sollte man schon jar nich in den Mund nehm'! Scheene Zeit ham wa uns ausjesucht! Det meen' ick natirlich in vollen Ernst, vastehste? Nu jehn wa wiedamal herrlichen Zeiten entjejen. Aba nu jloobe ick selba fast, det et nich ville schlimma kann wern. Also los und rinjeschliddert in die joldene Zukunft!

Aba det se nu det 8-Uhr-Abendblatt ham vaboten, nur weil eena da Papen mit seine vaehrte Frau Jemahlin bei't Abendbrot hat abjebild't, und sie ihm fraacht, wata nu wieda notvaornt hat, det vasteh'ck nich. Dirfen die Leite etwa nich wissen, det ooch een Reichskommissar abends wat zu präpeln muß ham, und det seine Frau jern wissen mechte, wata'n Taach iba jeschafft hat?

Wissense, wat ich von Schleichern jloobe? Nee, det sare ick nich. Ick jloobe nämlich, der nimmt Hitlern mit seine Säuberungs-Aksjon een bißken den Wind aus den Sejeln. Oda nich? Ick frare mir, wat for Adolfen noch zu tun ibrich bleibt, wenn a nu an't Ruda kommt — und allens is schon sauba jemacht? Det is doch, als wenn ick eene Reinmachefrau bestelle und denn schrubb ick vorher selba den janzen Laden — is nich so? Wenn ick nu die Reinmachefrau wär, denn wär ick mächtich beese uff mir und fraachte mir: warum machense det, wenn se mir dafor ham bestellt??

Und der Prozeß Caro looft imma weita. Und kost't Jeld. Wenn ick Caro wär, denn hätt' ick zum Beweis, det mir an die lumpjen Vierhundatdausend een Dreck liecht, den jleichen Zasta for arme Leite jejem, damitse sich mal könn'n satt essen — det wär ihm ooch nich ville teira jekomm' — wat? Und hätte valleicht een'n bessan Eindruck hintalassen.

Det Jenfa Abristungs-Untanehmen hat nu ooch — dem Zuch der Zeit foljend — mit eene saftije Pleite jeendicht. Fimf Jahre Vorbereitung und fimf Monate Jequassel und denn als Ajebnis een Fetzen Papier und scheene Worte —: da muß ick lachen! Könn'nse sich noch erinnan, det da mal een jewissa Briang von die Vaeinichten Staaten von Europa oda so jesprochen hat? Lieba nich erinnan und ooch nich nachdenken, sonst steeßt eenen det sauer uff! Obwohl man sollte meinen, et jäbe nischt Einfacheres und Vaninftijeres, und alle brauchten bloß mit'n Koppe zu nicken und ja zu saren — und der Laden wär jeschmissen! Warum da nischt draus wird? Det is so, als wenn vier Familjen wollen Kaffe kochen, und eene hat den Kaffe und die zwote den Zucka, und die dritte die Milch, und die vierte det heeße Wassa — und jede will, det die andern ihr det Neetije abjem, aba selba will keene wat abjem — und darum is et Essich mit'n Kaffe — und det nennt man heizutare Autarkie. So besehn, kennte man saren, die Leite sind doof, wo se doch zusammen eenen knorken Kaffe sich kennten kochen, wo for alle reichte. Aba lieba schütt't der eene den Kaffe in't Meer und der andre steht dämlich da mit det heeße Wassa, als dasse alle zusamm'schitten! Stimmt det oda nich?

Bei'n eijenen Volke ließe sich der Vajleich ja ooch anwenden — aba det is denn Innenpolletik, und die is ja nu for'n einfachen Birja vaboten — — —

Kaki

An der schönen grauen Donau

(E. Thöny)



„Na, hier in Österreich scheint's fast noch besser zu gehn als bei uns in Amerika."
„Aber bittschön, wir san halt das Land der unbegrenzten Sanierungsmöglichkeiten!"

Verhört

Ich habe in meinem Büro eine Sekretärin, die ist ein netter, fleißiger Kerl — dennoch steht sie in dem Ruf, ein Hauskreuz zu sein. Beim Diktat nämlich verhört sie sich andauernd. Wenn man ihr z. B. das Wort „Geistreicheleien" in die Maschine diktiert, schreibt sie todsicher „geistreiche Laien". Aber das ist noch gar nichts.

Unlängst sollte sie den Namen des norwegischen Königs tippen: Haakon.
Sie fragt zurück.
Man macht ihr deutlich: Ha—a—kon.
In dem Artikelmanuskript stand: Der König H. A. Cohn . . .

Politik

(M. Frischmann)



„Aber, mein Herr, ick jehöre doch der jleichen Partei an wie Sie!" — „Um so schlimmer, denn kann man ja mit Ihnen nich mal mehr streiten!"

Vertrauen

Ein älteres, würdiges Ehepaar schreitet vor mir auf dem Bürgersteig. Gerade hat die Frau eine Straße, die kreuzt, betreten, als ein Auto vorüber fährt, das weder durch Signal noch durch Richtungsanzeiger erkennen läßt, welchen Weg es einschlagen will. Hurtig springt die Frau auf den Bürgersteig zurück, doch das Auto behält seine Fahrtrichtung bei.

Der Ehemann schüttelt indigniert sein greises Haupt. „Warum nun das?" sagt er vorwurfsvoll. — „Der Fahrer hat zu hupen und die Richtung anzuzeigen, falls er seine Fahrbahn ändern will. Du konntest also ruhig weitergehen, hätte er dich überfahren, so wäre er unbedingt bestraft worden."

Pe De

An den Herrn Wahlkommissar

Verehrter Kommissar:
Wie steht das mit den Stimmen?
Beweist ihr Aufwärtsklimmen,
daß alles richtig war?

Herr Kommissarie:
Die angeschwoll'nen Zahlen,
sie taugen zwar zum Prahlen.
Sonst aber sind sie Schnee.

Geschätzter Kommissär,
gestatten Sie die Frage:
Wo ist denn Ihre Wage,
die doch so nötig wär'?

Mit der man wägen könnt'?
Sie muß wohl hier auf Erden
erst noch erfunden werden
als Deutsches Reichspatent?

Ratatöskr

Kompetenzabgrenzung

Zu Wagner-Jauregg, dem Nobelpreisträger, kam eine Kranke. Kein Leid in diesem Jammertal, das sie nicht befallen hätte. Alle bekannten und unbekannten Krankheiten peinigten sie.

Der Gelehrte hatte die unaufhörlich Klagende untersucht, jetzt saß er am Schreibtisch und schrieb ein Rezept.

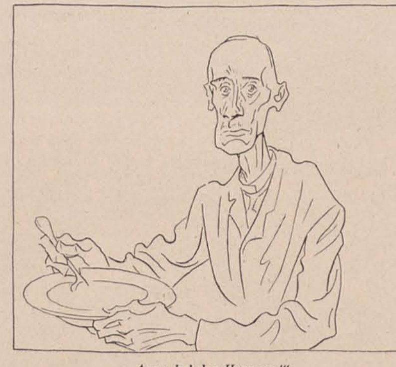
„Nein, Herr Hofrat", hauchte die Bedauernswerte, „nein, verschreiben Sie mir nichts. Ich war schon bei so vielen Ärzten, mir hilft keine Medizin, gar nichts kann mir helfen — ach, lassen Sie mich doch sterben!"

Weiterschreibend knurrte der Psychiater unter dem Gestrüpp seines Schnauzbartes: „Aber geh'n S', gnä Frau, geben S' mir kane Ratschläg'!"

Ast

Die Familienreliquie

(Olaf Gulbransson)



„Anna, hol den Hennessy!"



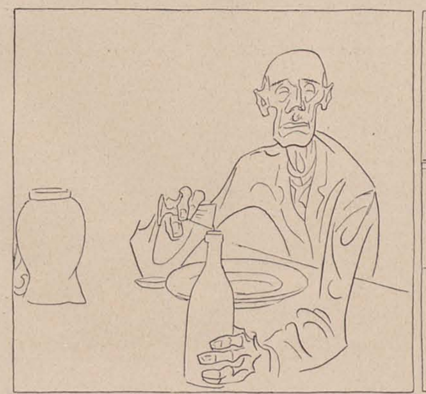
„Von so einem Hennessy aus dem Jahre 1880 kostet heut die Flasche mindestens vierzig Mark."



„Da kostet so ein großes Glas also etwa vier Mark . . ."



„im Adlon womöglich sechs Mark . . ."



„Wer kann sich das heute noch leisten! . . ."



„Anna, stell den Hennessy wieder weg."

Erntebetrachtung

(Wilhelm Schulz)



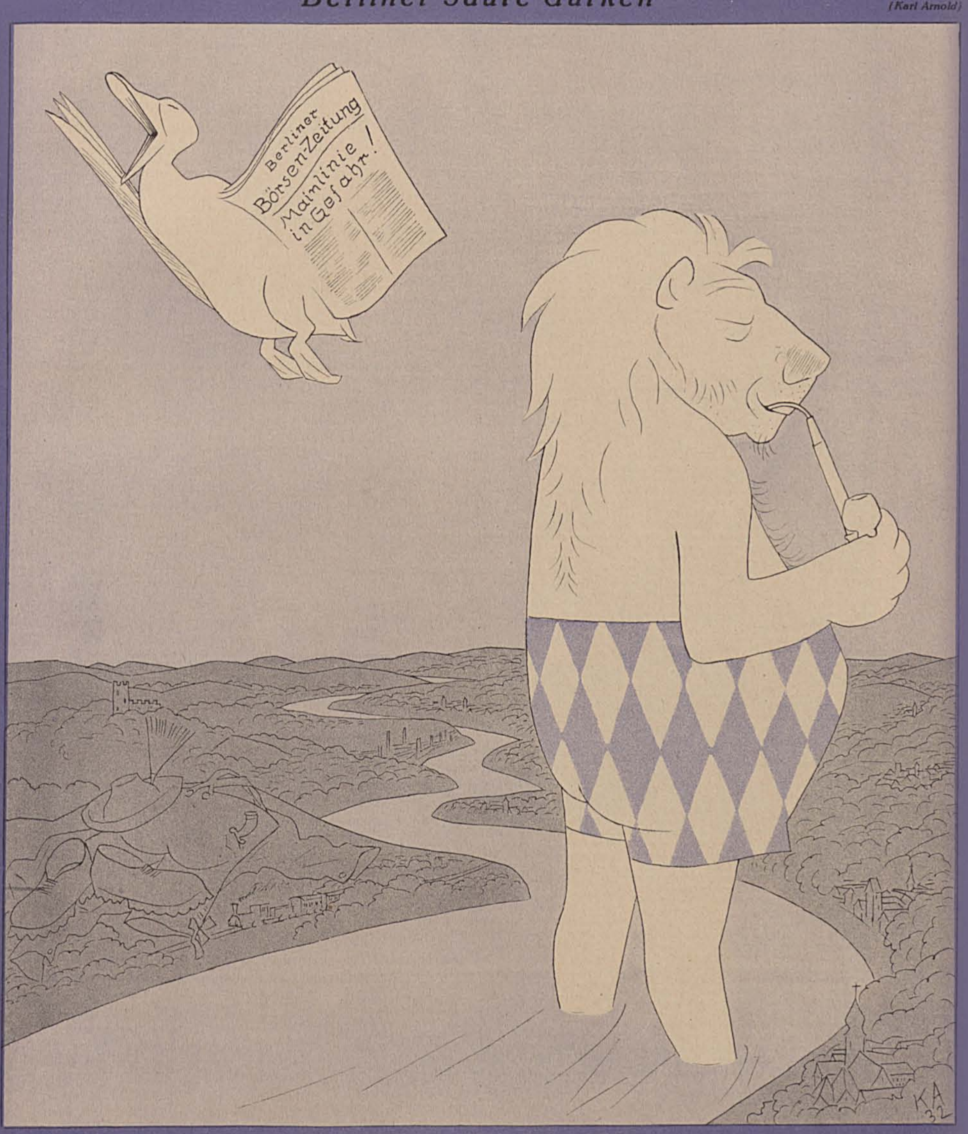
„Dő Kornmandl'n san ma halt no die allerliabsten: alle die gleiche Uniform, alle in Reih und Glied, koa G'schrei net, und bal man's drischt, gibt's wenigstens was G'scheits."

Stuttgart, 14. August 1932 Preis 60 Pfennig 37. Jahrgang Nr. 20

SIMPLICISSIMUS

Berliner Saure Gurken

(Karl Arnold)



Die Ente in die Lüfte steigt, der Löwe zeigt sich abgeneigt.

Deutsche Freiheit / Von Ernst Klotz

Nur in Deutschland darfst du alles sagen, was du denkst,
(Merke: Deutschland, Volk der Denker, Dichter!),
Stets vorausgesetzt, daß du mir Gott nicht kränkst,
Oder die den ganzen Zimt doch kommandierenden Generäle und die Richter.

Sonst ist einfach alles in der Republik erlaubt,
Du kannst Filme drehen, Bücher schreiben.
Freilich wird, ist die Tendenz nicht ganz verstaubt,
Wohl dank der bekanntlich nicht existierenden Zensur davon nichts übrigbleiben.

Deutschland hat die freieste Verfassung von der Welt,
Wer's nicht glaubt, der wird sofort erschossen.
Das Verfahren wird dann später eingestellt,
Hat das Rechtsgericht, Abteilung für Schutz der Republik, im voraus schon beschlossen.

Mister Flips entzieht sich dem Krieg / Von Walter Sueß

Mister Flips war, als der Weltkrieg begann, erst zehn Jahre alt. Er lernte ihn also nicht aus eigener Anschauung kennen, sondern machte erst viele Jahre später mit ihm Bekanntschaft. Flips dem Kind erschien der Krieg nicht schrecklich. Vater verdiente mehr, er ließ in seiner Fabrik Granaten drehen, und die schwammen über den großen Teich, damit sie in Europa den damned Germans auf die Schädel fielen. Flips der Vater verdiente damals ein paar schöne hunderttausend Dollar, und er wäre vielleicht sogar Millionär geworden und hätte ein Krankenhaus gegründet, wenn er nicht an einem Gänseknochen erstickt wäre. Er starb an dem Tag, an dem der Waffenstillstand abgeschlossen wurde, in seiner Villa am Hudson, zehn Meilen West von Neuyork. Flips der Jüngling hatte, als die Mutter ein reichliches Jahrzehnt später dem Gatten in den Tod und in die gemeinsame Familiengruft folgte — über dem schlichten Mausoleum erhebt sich eine treffliche, verkleinerte Nachbildung der Neuyorker Freiheitsstatue —, ein stattliches Vermögen zur Verfügung, von dessen Zinsen es sich gut leben ließ. Es war ein Vermögen, entstanden aus Krieg und Tod, aber es waren gute Dollars, und die stinken nicht, weder von dem Blut, noch von dem Schweiß, der an ihnen haftet.
Mister Flips lernte den Krieg im Kino kennen. Es war das Gespenst des Krieges: aber ein tönendes Gespenst, ein Teufel, den Hollywood an die Wände der Kinopaläste malte. Granaten krachten, solche Granaten, wie sie Flips der Vater geliefert hatte, und sie schlugen ein in Menschenleiber. Es war ein pazifistischer Film, hergestellt mit einem Aufwand von vielen tausend Dollars. Der Film war wirkungsvoll, und die Gesellschaft, die ihn hergestellt hatte, verdiente daran Hunderttausende. Nicht nur der Krieg, auch der Friede ist ein Geschäft.
Man kann nicht leugnen, daß dieser und ähnliche Filme auf Mister Flips Eindruck machten. Seine Hände, die auf den samtenen Armlehnen des Kinofauteuils lagen, zitterten vor Angst, und er mußte sich gestehen, daß er feig war. Und es dauerte nicht lange, ehe ihm zum Bewußtsein kam, daß diesem Krieg, der von den Führern der Völker feierlich als letzter deklariert worden war, ein allerletzter folgen mußte. Mister Flips, dessen Geld teilweise in der Rüstungsindustrie steckte, begann sich dafür zu interessieren. Eine pazifistische Vereinigung gab ihm Ratschläge, und er verschaffte sich die Literatur des kommenden Krieges, phantastische Romane und kühle, sachliche Darstellungen der Fachleute.
Mister Flips hatte nichts zu tun. Sein Einkommen wuchs, ohne daß er einen Finger rührte. Er hatte Zeit und Muße genug, die Bücher zu lesen, die er gekauft hatte. Er erfuhr von Kampfgasen und Supertanks, von Bombenflugzeugen und Brisanzgranaten, von Tierexperimenten und Lewisit. Er verfolgte die Vervollkommnung der Artillerie, die Fortschritte des chemischen Krieges, die Schrecken zukünftiger Schlachten. Er erfuhr von Gasen, gegen die es keinen Schutz gibt, keine Masken und keine Guttaperchaanzüge. Er las, daß die Bevölkerung einer Stadt von der Größe Neuyorks in einigen Stunden ausgerottet werden kann.
Das Gespenst des kommenden Krieges, ungleich lebendiger als des vergangenen, wurde für Mister Flips schicksalsbestimmend. Es gab Nächte, in denen Träume zu visionärem Alpdrücken wurden. Mister Flips sah Gassümpfe, durch die undeutlich und schattenhaft die Silhouetten der Tanks krochen, und zwischen ihnen eine lose Schützenlinie von Infanteristen in Landtaucheruniformen, die Rüssel der Gasmasken unter bedreckten Stahlhelmen. Er selbst, Mister Flips, lag hilflos auf dem Boden, das Caterpillarband eines Tanks zerriß seine Brust. Er erwachte schweißgebadet und verfluchte die Decke, die auf seine Rippen drückte.
Mister Flips' Zustand verschlechterte sich noch mehr. Er hatte Wachträume. Er saß in einem Strohfauteuil vor einem Lokal am Broadway, er sah den Strom der Menschen, der Straßenbahnwagen und Automobile. Und plötzlich hatte er den Eindruck, das alles sei tot: die Straßen, die Menschen, die Fahrzeuge. Entgleiste Straßenbahnwagen, umgestürzte Automobile. Und überall Tote. Übereinander liegend, kreuz und quer, mit verzerrten Gesichtern, gekrampft in letzter Qual des Erstickens, wirre Haufen, die verwesten. Und die Neonröhren der Reklamelichter waren Feuersbrünste der Wolkenkratzer, und hoch oben geisterte der Spuk feindlicher Geschwader, die Gas und Brisanzbomben herabschleuderten.

*

Mister Flips' Zustände wurden schließlich so ernst, daß sie in seinem Hirn eine fixe Idee erzeugten: sich dem kommenden Krieg zu entziehen, koste es, was es wolle. Eine Robinsonade jenseits der Zivilisation und den Krämpfen ihres Unterganges. Er hörte das Erdbeben poltern, tief unten in den Fundamenten der Wirtschaft. An dem Tag, an dem Henry Ford, der Messias, das Himmelreich der laufenden Bänder von Detroit schließen ließ und Hunderttausende auf die Straße setzte, legte sich Mister Flips auf einen Operationstisch, um seinen Blinddarm loszuwerden. Von Robinsonaden mit Blinddarmentzündung hielt er nichts. Im Traum der Narkose sah er die Götter stürzen und apokalyptische Tanks über die Ebene rattern.
Die nächsten Wochen ließ sich Mister Flips die Zähne reißen und ein rostfreies Stahlgebiß montieren. Ein deutscher Gelehrter, der mit einer Frau als Einsiedler auf den Galapagosinseln lebte, hatte es auch so gemacht.
Mister Flips kaufte alles, was er brauchte. Ein Boot mit Hilfsmotor und Segel, Kleider, Konserven, ausreichende Benzinvorräte, Waffen und Munition, eine Hausapotheke, Sämereien, Werkzeuge und landwirtschaftliche Geräte. Und er vergaß nicht einen guten Radioapparat. An einem Sommertag des Jahres 1931 verließ er mit einem Dampfer, der durch den Panamakanal fuhr, die Wolkenkratzer von Neuyork, die Krise, die Kriegsgefahr und die Welt. Jenseits des Kanals, irgendwo in der Südsee, war eine kleine Insel, unbewohnt, still und fruchtbar. Eine Quelle murmelte, und Palmen schwankten leise im Wind.
Mister Flips ließ sein Boot über Bord hissen und verschwand aus dem Kreise dieser zivilisierten Welt.

*

Er pflanzte sein Gemüse und schaufelte schwarze Erde um. Er baute sich einen kleinen Bungalow und lief nackt ins Wasser. Er vergaß Neuyork und die Welt. Er vergaß die Zeitrechnung. Tage, Wochen, Monate, Jahre vergingen, ungezählt unter einem blauen Himmel, den nur die Wolken der Regenzeiten umdüsterten. Mister Flips horchte nicht mehr auf seinen Radioapparat. Alles war fern und unwirklich. Nur die kleine Insel war, das Meer, die Palmen und die große Stille . . .

*

Das amerikanische Geschwader dampfte mit voller Kraft westwärts. Der Krieg war noch nicht erklärt, aber die antijapanische Hetze schlug hoch. Die Funker saßen an den Apparaten . . .
Um vier Uhr nachmittags wurden japanische Kreuzer gesichtet. Fünfundzwanzig Kilometer. Sie fuhren scharf nach Ost, kleine Qualmwölkchen am Horizont.
Jetzt und jetzt . . .
Die Funker zuckten zusammen.
Krieg!
San Franzisko telegraphierte den Krieg.
Krieg mit Japan!

*

Um vier Uhr fünf Minuten stiegen die Bombenflugzeuge von den Decks der Mutterschiffe auf. Der amerikanische Admiral jagte mit donnernden Maschinen den Japanern entgegen.

*

Um vier Uhr sechs Minuten wurde der erste Kanonenschuß abgefeuert. Die Brisanzgranate ging fehl. Fünf Kilometer von den japanischen Schiffen entfernt schlug sie nieder. Sie traf den Bungalow Mister Flips' und tötete ihn während seines Nachmittagsschlafes. Der Übergang in den Tod war ganz unauffällig. Mister Flips merkte gar nicht, daß er starb. Er hatte sich dem Krieg entzogen, und der Krieg mordete ihn als ersten.
Aber man wußte nichts davon. Es gab andere Sensationen. Am nächsten Tag verbrannte Neuyork und Tokio, und es gab zehn Millionen Tote, zehn Millionen häßlich Erstickte, deren aufgedunsene Leichen in den Sümpfen des Giftgases lagen. Der Krieg ging weiter, und es wurde allgemein versichert, daß er der allerletzte sei . . .

Amerikanische Tragödie

Von Karl Kinndt

Schon einmal wußten die Blätter zu melden
von amerikanischen Weltkrieg-Helden —:
damals, als sie, noch dumm und jung,
in aufgeputschter Begeisterung
zu den Fahnen geeilt, um vor uns Barbaren
Europas hohe Kultur zu bewahren.
Und als sie per Schiff zur Schlachtbank geschwommen,
sind allen Tränen der Rührung gekommen:
Ihr jungen Helden in hehrem Glanz,
seid sicher des Dankes des Vaterlands!

Nun wissen die Blätter wieder zu melden
von eben denselben Weltkrieg-Helden,
die freilich im Laufe von fünfzehn Jahren
mancherlei böse Enttäuschung erfahren,
die arbeitslos auf den Straßen lungern
und nun als Alternde frieren und hungern.
Doch keiner war zu Tränen gerührt,
als sie zum zweitenmal ausmarschiert,
um sich in Erinnerung zu bringen
und den Dank des Vaterlands zu erzwingen —:
man mußte die Zähren künstlich erzeugen
und brachte mit Tränengas sie zum Schweigen —
Man verbrannte die Zelte — Gewehre knallten —
die jungen Soldaten beschossen die alten — — —

— — — Und die Zeitungen bringen die grausige Märe
unter „Peinliche Veteranen-Affäre",
doch keine bemerkt dazu ergänzend:
bei uns geht's den Veteranen glänzend!

Im Dritten Reich

(Th. Th. Heine)



„Blond färben lassen sich ja viele Herren jetzt sowieso, aber wenn der Herr Osaf vielleicht noch verordnen wollten, daß sich die blonden Juden schwarz färben lassen müßten, dann gäb's für uns Friseure gleich noch mehr Arbeit."

Die Parteifahne

In einer mecklenburgischen Kleinstadt war in den Wahltagen am Balkon eines biederen Bürgers eine ganz absonderliche Parteifahne befestigt. Besagte Fahne war zur Hälfte schwarz-weiß-rot, zur anderen Hälfte schwarz-rot-gold. Über beide Landesfarben hinweg aber ragte das Hakenkreuz. — Kleiner, aber doch sichtbar, prangten zu guter Letzt noch in zwei entgegengesetzten Ecken die drei Pfeile der Eisernen Front und das Emblem der Kommunistischen Partei. Die Fahne gab Anlaß zu einem Straßenauflauf und zu polizeilichem Einschreiten. Vor der Polizei ließ sich ihr Besitzer also vernehmen:

„Tscha, dat will ick Üch nu vertellen. — Schwarz-weiß-rot ist min Fahn', weil ick en guter Deutscher bün. — Und schwarz-rot-gold ist min Fahn', weil ick ja nu ook Republikaner bün. – Und dat Hakenkreuz hew ick drauf, weil ick den Silwerstein über mir nich verknusen kann. — Und wat den annern Firlefanz angeiht — tscha, da will man denn ook nich so sein — nöch?"

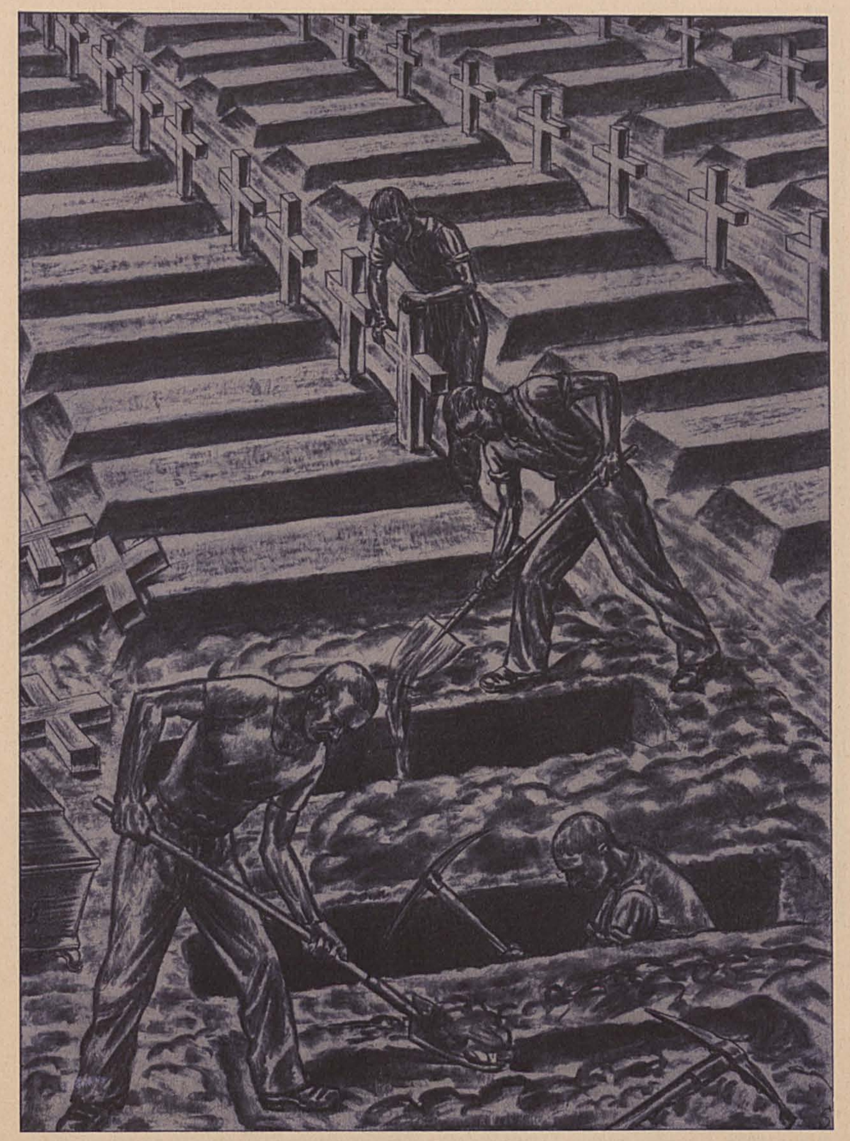
Peter Strom

Lieber Simplicissimus!

„Es wird schon wieder besser – – –" Mein Schwiegervater ist Vorstand eines Gymnasiums. Er hat kürzlich einen jungen Lehrer bekommen, der gleich zu Anfang die furchtbarsten Kämpfe mit seiner Klasse auszustehen hatte. Nach einigen Wochen fragt er ihn einmal, wie es nun jetzt gehe, und bekommt zur Antwort: „O danke, Herr Direktor, ganz gut. — Das Werfen mit Zwetschgensteinen hat etwas nachgelassen."

Eine Hoffnung

(E. Schilling)



„Wenn wir mit den Opfern des deutschen Parteikrieges auch den Parteienhader begraben könnten, dann wären sie nicht umsonst gefallen!"

Die brüderliche Badehose

Von Fred Endrikat

„Nacht, Walter un Äusken.“

„Gut Nacht, Adam. Du, sage aber Mutter vorher nix von de Badehose. Haste gehört? Dreißig Pfennige ham wir schon. Jch un Walter ham morgen nachmittag frei, dann gehn wir an Bahnhof Pakete tragen. Wenn du mit de Zeitungen fertig bist, treffen wir uns an de Ecke bei Lewinneck, dann kaufen wir die Badehose.“

„Walter! Du — Walter, schläfst du schon? Vergeß nich, morgen unsere dreißig Pfennige aus dein Griffelkasten mitzunehmen. Nacht.“

Drei Knaben liegen auf ihren Strohsäcken in der Bodenkammer und träumen von einer Badehose, von einer rot-weiß gestreiften Badehose.

Am folgenden Nachmittag treffen sich die Brüder an der verabredeten Ecke vor dem kleinen Kaufladen. Hier im Schaufenster liegt die so sehnlich erwünschte Badehose, zwischen Ballen von gedruckten Kattunstoffen, blauen Arbeiterblusen und baumwollenen Socken und Unterkleidern.

Walter hält das Geld in seiner krampfhaft festgeschlossenen Faust. Als erster betritt Äusken den Laden; er ist zwar der Jüngste, aber der Stärkste von ihnen und gibt darum den Ton an. Adam hält sich schüchtern im Hintergund, man behandelt ihn nachsichtig als Trottel. Äusken ergreift das Wort: „Wir wollen die Badehose. Die mit de roten Streifen, wo fünfzig Pfennige dran steht.“

„Schön, mein Junge, für wen soll die sein?“

„Für uns alle.“

Die Verkäuferin lächelt. Walter entballt seine Faust und läßt das Geld auf den Ladentisch rollen, der letzte Groschen klebt noch in der Handfläche. Die Verkäuferin packt die Badehose in einen Bogen Papier. Stumm und erwartungsvoll stehen die drei Jungens da, dann nimmt Äusken das Paket an sich, und geräuschlos verschwinden alle drei aus dem Laden.

Rennen die Landstraße entlang; voraus die beiden Jüngeren, hinterdrein trottelt Adam. Nach einer Weile setzen sie sich am Straßenrand nieder und öffnen das Paket. Endlich halten sie die Badehose in ihren Händen, ihr gemeinsames, alleiniges Eigentum.

„Schmeiß den Zettel nich weg, sons meint noch einer, wir hätten die Buxe geklaut.“

„Ich glaube, die is doch 'n bißken zu weit für uns.“

„Ach, quatsch nich, du has ja keine Ahnung. Die läuft im Wasser noch ein.“

„Wenn man bloß das Rot nich abfärbt.“

„Du bis ja verrückt, von wegen abfärben. Die Farben sind wasserecht.“

„Aber ich bade zuerst damit. Ich bin der Älteste von euch.“

„Du hast wohl 'n Forz verschluckt. Ich bade zuerst damit.“

„Ich habe fünf Pfennige mehr dazu gegeben als ihr.“

„Hier wird nich gezankt. Wir raten mit Steine aus, wer zuerst dran is. Wem dat nich paßt, der kriegt 'n paar hinter de Binde und badet überhaupt nicht.“

Hinter einem Eisenbahndamm liegt ein schmutziger Tümpel, die eine Hälfte ist mit Schilf zugewachsen.

Hier am Ufer entkleiden sich die Brüder. Vor ihnen, auf dem Rasen ausgebreitet, liegt die Badehose. Sie raten mit Kieselsteinen aus, wer von ihnen der Glücklichere ist, als erster die Badehose zu tragen. Das Los trifft Äusken; Adam muß bis zuletzt warten. Man hat ungefähr fünf Minuten Badezeit für jeden vereinbart.

Wie ein neugekrönter König im Hermelin seinen Thron besteigt, so stolz steigt Äusken mit der neuen Badehose in den Tümpel.

Die Blicke seiner nackten Brüder folgen ihm, teils bewundernd, teils neidisch. Das schlammige Wasser reicht ihm kaum bis zum Nabel. Er schwelgt und planscht vor Wonne im Morast. Die nackten Brüder am Ufer rufen und winken: „Komm raus. Die Zeit is schon längst vorbei. Jetz sin wir dran.“

Er kümmert sich nicht darum und läßt die beiden rufen und winken. Nach einer Stunde steigt er aus dem Wasser und übergibt dem zweiten Bruder die eingeweihte Badehose. Walter läßt sich Zeit bis zum Abend; dann darf der Trottel Adam als Entschädigung die Badehose — — — nach Hause tragen, und ist stolz darauf. Abends legt er sie unter sein Kopfkissen. Dieser Tag war für alle drei ein neuer Lebensabschnitt.

Mißverständnis

(Anton Leidl)



„Wissen Sie, mein Lieber, ich lasse mich nicht gerne von einem Mann in Gedanken entkleiden!“ — „Selbstverständlich, aber schließlich hat er sich's doch selber zuzuschreiben, wenn er's tut!“

Die kleine Zeitgeschichte

Koalition

Mein Freund Bögner, der Hauslehrer beim Grafen K. ist, erzählte mir folgende ergötzliche Geschichte: Der junge Graf, sieben Jahre alt, hat im Seebad enge Freundschaft mit dem gleichaltrigen Söhnchen des Berliner Rechtsanwalts Löwenstein geschlossen.

Sie spielen die üblichen Spiele „Fangen“, „Räuber und Gendarm“, sie bauen Sandburgen und legen kleine Kanäle an, aber schließlich ist ihre Phantasie doch an jenem berühmten Punkte angelangt, da Kinder vorwurfsvoll und herrisch einander zu fragen pflegen „Was tun wir jetzt?“

Der kleine Graf — Kind seiner Umgebung — schlägt schließlich vor, „Stahlhelm“ zu spielen, während Löwenstein junior darauf besteht, daß „Schabbes“ gespielt wird.

Jeder versucht den andern von den Vorzügen seines Spiels zu überzeugen, ohne daß dies — begreiflicherweise — gelingt.

Schließlich, um dem langen Disput ein Ende zu bereiten, schlägt der mehr zu Kompromissen geneigte Löwenstein vor: „Weißt du was: wir spielen einfach ‚Stahlhelm am Schabbes'!“ R.

Militarisierung

Das Kabinett von Papen — alle Achtung! Exkaiser Willem in Doorn muß seine rechte Freude daran haben.

„Wenn das so weiter geht“, sagte unlängst der Bankier F., „dann werden wir wohl auch bei der Reichsbank statt eines Generaldirektors bald einen Direktionsgeneral sitzen haben!“

Schadensgutmachung

In Wien ist unlängst eine Falschspieleraffäre aufgeflogen, die beträchtliches Aufsehen erregte, zumal es sich in diesem Fall um zwei waschechte Baröner handelte, die ihre Klubpartner, zumeist reiche Großgrundbesitzer, um sechsstellige Beträge geschröpft hatten.

Nach der Gerichtsverhandlung meinte einer der Journalisten im Café Central: „Ich wundere mich wirklich, daß die Opfer dieser Falschspielerei gar keine Ersatzansprüche gestellt haben. Diese Großgrundbesitzer sind doch sonst nicht gar so nobel.“

„Aber, lieber Freund“, sagte da lächelnd der Kritiker Julius B., „wozu soll'n s' denn da lang herumprozessieren. Die paar hunderttausend Schilling, um die sie beim Bakkarat beschwindelt worden sind, die wird ihnen schon die Regierung in Form einer neuen Agrarhilfe ersetzen!“ Spt.

Vom Tage

Auch auf dem Vesuv sind schlechte Zeiten angebrochen. Die Reihen der Fremden lichten sich dort oben bedenklich. Um nun den Besuch zu heben, hat soeben der Regierungskommissar von Neapel eine Verordnung erlassen, welche die Preise für den Besuch des Vesuvs stark ermäßigt. Der Tarif, der bisher fünfundzwanzig Lire betrug, ist auf fünfzehn Lire herabgesetzt worden.

— Die Ermäßigung wird noch nicht genügen, denn inzwischen ist alle Welt schon längst gewöhnt, sich ohne jede Entreezahlung auf einem Vulkan zu bewegen. Teha



Hans Ostwald: Sittengeschichte der Inflation. (Neufeld & Henius, Verlag, Berlin.)

Eine bunte Aneinanderreihung von Zeitungs- und sonstigen Berichten, unterbrochen durch vermittelnde Textstellen. Das Ganze ist mit guten Fotos und Zeichnungen reich ausgestattet, so daß man sich wirklich über den erstaunlich niedrigen Preis wundern kann. Der Herausgeber hat zweifellos viel Mühe auf die Zusammenstellung verwandt, das Werk erhebt sich aber nicht über das Niveau eines bloßen Tatsachenberichts (zugegeben, daß es auch nicht mehr sein will). Leider wird es noch durch die Oberflächlichkeit einiger Stellen mangelhaft (die Kunst wird auf vier Seiten abgetan; die Ruhrinvasion mit ihren Auswirkungen knapp gestreift). Wie hätte einer berichten können, der diese Zeit als Erlebnis gestaltet hätte! Trotz diesen Einwänden glaube ich, daß das preiswerte Buch seine Käufer und Interessenten findet.

Karl Kurt Wolter

Heinrich Mann: „Das öffentliche Leben". (Paul Zsolnay, Verlag, Wien.)

Der Begriff des öffentlichen Lebens ist hier weit genommen. Er umfaßt die Leistungen großer Menschen aus der jüngsten Vergangenheit, Manifestationen der heutigen Kultur und Gesellschaft, Daseinsäußerungen von Weltstädten wie Berlin und Paris, er umfaßt natürlich in breiter Front Politisches und das aus ihm Resultierende. In richtunggebender Weise wird dabei kritisch verfahren. Der Band ist von einer gedrängten Fülle und Buntheit, er ist geladen bis zum Platzen; nur eine Persönlichkeit vom Range Heinrich Manns kann sich solche Zusammenraffung erlauben, denn es wird eine klare Zusammenfassung daraus, und die Gefahr des Zusammengewürfelten ist völlig vermieden. Was die fast fünfzig Artikel, größere und kleinere, harmonisch bindet, ist die starke und ruhige Hand des Autors, der sichere Blick, der seit Jahrzehnten unverwandt auf ein Ziel gerichtet ist: auf das, geistige und menschliche Qualität durchzusetzen gegen den Ungeist, gegen Roheit und Blindheit und den falschen Lärm des Tages. Auf jeder Seite dieses „Öffentlichen Lebens" finden sich Sätze mit weitem Horizont, voll reiner Luft und voll von Ahnung und Hinweis auf eine bessere Welt — die doch ganz von dieser Welt sein soll. Denn was wir lieben an Heinrich Mann, ist unter anderem vor allem das, daß er als Dichter und Seher durchaus auf unserer Erde steht, kämpfend mit ihren Qualen und Bitternissen, kämpfend um ihre glücklichere Zukunft. Sein letzter Band beweist diesen Kampf der Güte gegen das Ungute wiederum aufs schönste.

A. M. Frey

W. B. Yeats: Die chymische Rose. Übertragen von H. E. Herlitschka. (Jacob Hegner, Leipzig.)

Heute, in diesem konjunkturfrohen, aufgeregten und erfolgssüchtigen Großmarktbetrieb der Literatur findet ein solches Buch kaum eine Stelle der Aufmerksamkeit und der ernsthaften Beachtung. Aber es wird diese lärmende Geschäftigkeit überdauern wie selten eines, es ist nicht neu und gar nicht aktuell, und es werden gewiß nie viele sein, die es bezaubern und beglücken wird. Es ist ein Buch, das der alten Berufung des Dichters Sinn und Größe gibt. — Vor der hohen dichterischen Kunst dieses Iren, von dem Chesterton sagt: „der erste aller Dichter", erscheint uns Kritik kaum noch zuständig. Es kann berichtet werden von dem edlen, schwermütigen Liebreiz der Sprache, von der geheimen, magischen Atmosphäre, in deren Bezirk dieses Buch lebt, von den sagenhaften Motiven, die in diese visionären Erzählungen eingegangen sind; sein tiefstes Gut wird man nicht nennen können. Es stehen unendlich schöne und unendlich schmerzliche Dinge darin, und was dahinter beschwört und mahnt, kommt von weiter her, von einer Stimme, die so alt ist wie die Welt, so alt wie die Liebe, so alt wie das Leid.

Ernst Kreuder

Einer geht an den Schenken vorüber / Von Alfred Pabst

Ein grauer Regen stäubt in den grauen Abend.
Der Asphalt glimmt, und die Pfützen spiegeln im Licht.
Heute möchte ich, Geld in der Tasche habend,
hingehn und trinken, bis alle Schwermut zerbricht!

In einer lauten Schenke Winkel verkrochen —
wie täte der warme Dunstkreis der Trinker gut! —
tränke ich, bis die letzte Trauer zerbrochen,
bis des Alkohols scharfe Hitze schaukelt im Blut!

Aber ich habe kein Geld. Ich trotte so hin.
Der Asphalt glimmt, und die Pfützen spiegeln im Licht.
Die langen Straßen, durch die ich gegangen bin,
sind regengrau, und die Schwermut vergißt mich nicht.

Der Arbeitslose / Von Charly Conrad

Daniel Krebs brauchte den Sturm nicht zu fürchten, der den feinen Herren die Hüte vom Kopfe riß. Er hatte seine alte Mütze tief über die Ohren gezogen. Einen grauen Wollschal aus Militärbeständen trug er um den Hals geschlungen. Das ersetzte Kragen und Krawatte. Die schweren Arbeiterhände staken in den Taschen. Daniel schritt eilig voran. Er fühlte ganz genau, daß irgend etwas aufstieg, gegen ihn anging, aber es wurde nicht faßbar, er konnte nicht mit der Faust darein schlagen. Gestern abend beispielsweise, als er Lina heimgebracht hatte, die seine Braut war, schlug, als er unter einer verloschenen Laterne an einem Kramladen vorüberging, aus dem Keller dieses Hauses eine weiße Stichflamme empor bis in die Höhe des Giebels. Der Vorgang war unheimlich wegen seiner absoluten Geräuschlosigkeit. Daniel blieb wie angenagelt stehn. Aber die übrigen Passanten gingen völlig unbekümmert weiter. Da packte ihn eine eigentümliche Angst, daß er schwitzte. Er schlug sich vor den Schädel. Aber in der Nacht, in einem qualvollen und völlig sinnlosen Traum, trieb ihn diese Stichflamme eine Treppe hinab, von Stufe zu Stufe. Kaum hatte er auf einer Stufe das Gleichgewicht zu erringen vermocht, als ihn die Glut schon wieder anblies, daß er zurücktaumelte. Bis er vor sich einen schweren Hammer liegen sah, der ihm bekannt vorkam: aber so sehr er sich streckte, er konnte ihn nicht erreichen. So nämlich war er es früher, als er noch Arbeit hatte, gewohnt gewesen: Wenn der Schmelzprozeß seinem Ende zuging, stand Daniel am Schmelzofen auf einer eisernen, ein wenig halsbrecherischen Leiter, und sobald aus der kleinen Öffnung die weiße Stichflamme herausschlug, mußte er in aller Hast mit dem schweren Vorhammer die dicke, zähe Lehmverschmierung des Gießloches einschlagen, daß sich das weißglühende Eisen in die Formen ergießen konnte. — Nun war Daniel auf dem Wege zum Arbeitsamt, den er dreimal in der Woche zu machen hatte. Er konnte sich nicht einmal die verbilligte Straßenbahnkarte erlauben, wie die meisten Kollegen, die so glücklich waren, daheim bei den Eltern zu wohnen. Er hatte weder Eltern noch Geschwister mehr. In den ersten Wochen seiner Arbeitslosigkeit war alles gut gegangen. Er hatte zuweilen Ausflüge unternommen, er hatte beinahe geglaubt, dies faule Leben sei die furchtbare Einschränkung aller Bedürfnisse, sei die furchtbare Armut schon wert, aber bald hatte der starke, an schwere Tätigkeit gewohnte Körper angefangen, zu rebellieren. Es war, als seien alle Kräfte aufwärts in den Kopf gestiegen und überhitzten die Phantasie. Daniel schlug sich wieder an den Kopf. Der Sturmwind war ihm eine Wohltat.

Die lange Reihe der Wartenden zog sich durch die halbe Straße. Das Arbeitsamt selbst war ein trostloses, schmutziges Gebäude. Gegenüber lag zufällig ein Friedhof. Als Daniel endlich vor dem Schalter stand, das Geld in Empfang zu nehmen, und ihm der Beamte verdrossen die Stücke auf das schmutzige Holzbrett zählte, sah er deutlich, wie jener sich aufblies, wie sein Gesicht breiter und furchtbarer wurde, wie er anstieg zu einer drohenden Größe und gegen ihn anging. Daniel glaubte plötzlich auf einer Treppe zu stehn, er fühlte sich schon hintenüber torkeln, und er machte einen Sprung, daß jedermann lachte. Daniel blickte entsetzt um sich, nahm sein Geld und ging.

Er überquerte den Friedhof. Als er an einer Leichenhalle vorüberkam, meldete sich eine alte Gewohnheit aus seiner Kindheit, und er kehrte um, die Toten anzuschaun. Er sah zwei alte Männer und ein junges Mädchen, die still und bleich auf ihren Linnen lagen. Das Mädchen grinste. Als Daniel den offenstehenden Mund sah, verspürte er Hunger.

An einem elenden Lokal fiel ihm ein schwarzes Holzbrett auf, darauf mit Kreide geschrieben war: „Menü 40 Pfg." Die Suppe war wie Spülwasser, das Fleisch so zäh, daß mehr davon zwischen den Zähnen hängen blieb, als in den Magen gelangte.

Vor einem billigen Schokoladenladen blieb er wieder stehn. Er sah eine bunte Bonbonniere mit einer großen rosa Schleife, die nur eine Mark kostete. Er konnte auch einige Mittage Brot essen. Er nahm die Dose behutsam unter den Arm und freute sich.

Als er heimkam, setzte er sich ans Fenster und rauchte seinen schlechten Tabak. Das Zimmer übrigens war klein wie eine Zigarrenkiste. Zwischen Schrank, Tisch und Bett konnte man gerade zwei Stühle einzwängen, zwei wacklige Stühle mit zerrissener Strohbespannung.

Als Daniel gegen vier Uhr Lina die Treppe heraufsteigen hörte, verbarg er die Bonbonniere, die bis dahin auf dem Tische gestanden hatte, eilig im Schrank.

Dann klopfte er die Pfeife zum Fenster hinaus, weil Lina den Rauch nicht vertragen konnte.

Sie trat so munter ins Zimmer, daß es Daniel sogleich verdächtig war. „Woaßt was", sagte sie, „gehn ma ins Kapitol! Liebe und Soldatenleben, woaßt, die Pia spuilt mit." Sie blickte Daniel an, machte einen spitzen Mund und große Augen.

Der Arbeitslose war traurig. Er dachte daran, daß Lina schon über einen Monat nicht mehr zur Nacht bei ihm gewesen war. Früher war alles ganz anders gewesen, als er noch Arbeit hatte und Geld und Lina noch als Tagesmädchen bei einer „Herr-

schaft“ war. Da war man Sonntags hinausgefahren und hatte getanzt und getrunken. Er fühlte eine kalte, öde Stimmung im Zimmer aufsteigen, er hörte sich fragen, ob sie wolle, daß er die letzte halbe Woche wieder hungern müsse. Lina war selbst arbeitslos. Die ganze große Familie daheim ging zum Stempeln. Sie sagte nichts mehr. Sie hatte oft genug zu Daniel gesagt, daß sie es niemals begreifen werde, warum ausgerechnet sie nicht auch so reich sei wie viele andere. Und Daniel war dann jedesmal in einen so furchtbaren Zorn ausgebrochen, daß sie schließlich stille schwieg. Daniel hatte innerlich dieselben Fragen, und wenn er auch wußte, was die gescheiten Leute in den Zeitungen schrieben, es sei ganz natürlich, daß es Reiche und Arme auf der Welt gebe, und es sei niemals anders gewesen, so konnte er es doch nicht begreifen. Aber aus einer unbestimmten Furcht heraus, denn er hatte eine Leidenschaft für Lina, gestand er ihr niemals etwas derart ein, und hatte ihr sogar verboten, ins Kino zu gehn, weil ihre Unzufriedenheit dort an den Bildern des Wohllebens, der Schlösser und Kurorte, der Autos und berauschenden Toiletten der Damen immer neue Nahrung fand.
Beide saßen in einer zerrenden, bohrenden Spannung da. Lina blickte in den Hof hinunter, wo die Kinder Ringelreihn um eine Kehrrichttonne tanzten. Daniel stand auf, tippte mit dem Finger ganz vorsichtig an ihre Schulter, er dachte an die Bonbonniere, aber Lina rührte sich nicht. Argwöhnisch fragte er: „Du . . . Lina . . . was is? Muckst du?“ Und als die, mit der Schulter zuckend, zur Antwort gab: „Is ja doch alles nix mehr!“, schoß ihm das Blut in den Kopf, daß es geradezu beängstigend aussah. Durch ihre Antwort hatte sie ihm seinen Verdacht bestätigt, daß sie wieder gewissen Gedanken nachhänge. Sie erhob sich müde, mit völlig ausdruckslosem Gesicht, aber Daniel schien es, als steige sie empor wie eine Stichflamme, er fühlte, daß er taumelte, als habe ihm jemand auf einer Treppe einen Stoß versetzt, seine Hand fuhr durch die Luft, sie schien irgend etwas zu greifen, dann aber ballte sie sich und schlug zu. Die Faust fuhr in etwas Nachgiebiges, Weiches, das Licht verschwand, Lina saß am Tisch, den Kopf auf den Arm gelegt. Daniel stellte sich ans Fenster. Seine Gedanken gingen nicht weit; er dachte, wären wir für das Geld, was die Bonbonniere gekostet hat, ins Kino gegangen, wär' das ganze Unglück nicht passiert.
Keiner sprach ein Wort. Daniel weinte leise. Aber er fühlte sich befreit. Er hatte wieder Hoffnung, daß es einmal besser werde. Als es sieben Uhr schlug, ging Lina zur Kiste, nahm das Brot und die Butter heraus, und richtete für Daniel, wie immer um diese Zeit, die Butterbrote, welche er zu Abend aß. Sie tat, als ob nichts geschehen sei. Daniel ging zum Schrank, die Bonbonniere zu holen.

Kleine Vorstadtmädchen

Sie stehen oft vor hellen Kinopforten
Und träumen gern von Liebe und von Küssen
Und . . . einmal nicht mehr ins Geschäft zu müssen,
Von zärtlichen und heißen Liebesworten.

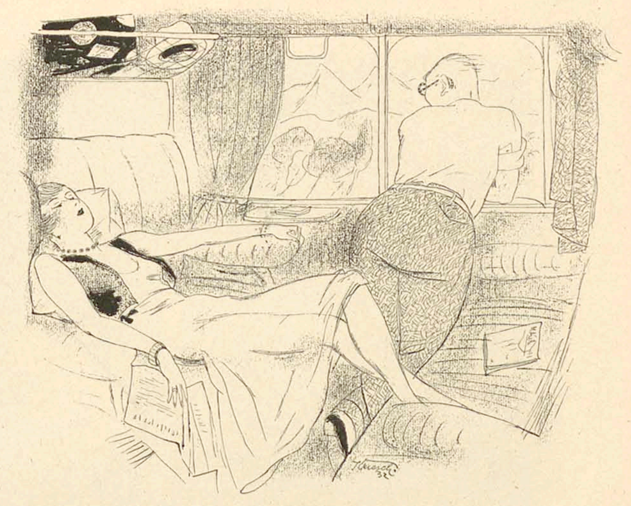
Sie sehen staunend in die Luxusläden
Und wünschten sich, sie hätten hier die Wahl.
Zuhaus bei ihnen ist es eng und kahl,
Und mit der Mutter mögen sie nicht reden.

Sie wollen nichts von Pflicht und Arbeit wissen,
Von stricken, putzen und vom Treppen scheuern.
Sie möchten einen Achtzylinder steuern
Und weinen nachts noch lang in ihre Kissen –
Und würden doch bei Glanz und Eleganz
Das alte Leben manchmal sehr vermissen . . .

Ernst Blumenthal

Demonstration

(Rudolf Kriesch)



„Schau mal, Kind, welch gewaltige Formationen die Natur oft schafft!“ — „Ja, das fällt mir an deiner Hose auch gerade auf.“

Der Lustlügner

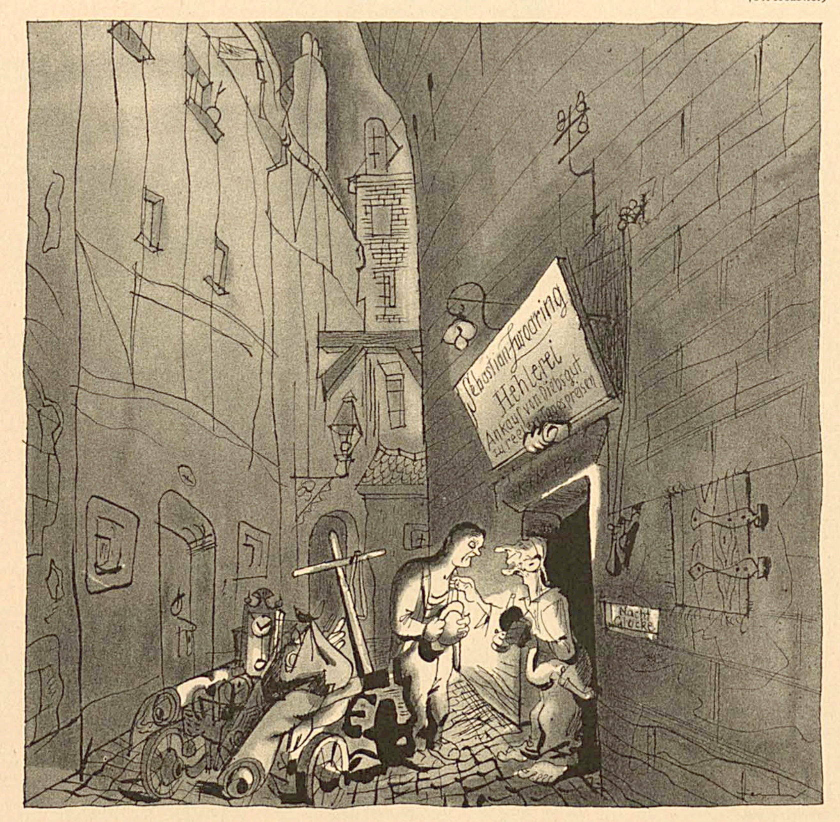
Von Heljar Mjöen

Es gibt mancherlei Menschen, zum Beispiel Schneidemaier. Schneidemaier ist nämlich zweifellos ein Mensch. Das ist aber auch das einzige, was man mit Bestimmtheit von ihm behaupten kann.
Schneidemaier kann nicht beschrieben werden, man muß ihn erleben.
Es gibt zum Beispiel Leute, die lügen, und dann sagen wir, sie lügen. Und es gibt andere Leute, die sich gegenseitig totschlagen oder alle Tage Schnaps trinken oder ins Haus des Nachbarn einbrechen und die gesammelten Werke von Cäsar Flaischlen stehlen. Dann nennen wir sie beziehungsweise Mörder, Trinker und Kraftidioten.
Anders aber hier. Schneidemaier ist und bleibt Schneidemaier. Allerdings lügt er bedeutend schneller, als ein Pferd laufen kann, aber wer von uns täte das nicht. — — —
Mit Schneidemaier zu reden ist wie Schlittschuhlaufen. Eine Weile geht es ausgezeichnet, doch nur eine Weile.
Fragt man Schneidemaier, wie alt er ist, wozu man allerdings keinen direkten Grund hat, dann antwortet er fünfundfünfzig, während er in Wirklichkeit neununddreißig ist. Und fragt man ihn, wo er wohnt, dann antwortet er, ohne zu zögern, Kurfürstendamm, obwohl in der Tat eine Reihe von Menschen in dieser vorzüglichen Straße wohnen, nur nicht Schneidemaier. Von Goethe behauptete er einmal, er schriebe schlechte Sachen, und als er in der Schule hörte, daß es Kolumbus war, der Amerika entdeckt habe, schüttelte er energisch den Kopf.
Jeder leidlich begabte Leser wird begreifen, wo es hinführt, wenn man zum Beispiel abends einmal mit Schneidemaier bummeln geht und ihn fragt: „Du hast doch Geld bei dir?“ Wenn er nein antwortet, kann man zwar sowohl ins Esplanade wie ins Café Wien mit ihm gehen, aber Schneidemaier antwortet fast immer ja. Und dann endet die ganze Geschichte so, daß man heimwandert ohne goldne Uhr, Hut, Überzieher und anderes Pfändbares, das zur Feier des Tages von einer Anzahl Kellner um den Tauentzien und Zoo herum übernommen worden ist.
Aus all dem wird man ersehen, daß Schneidemaier starke Veranlagung hat, ein wenig unwahr zu sein, — und auf die Gefahr hin, unwahrscheinlich zu wirken, erstatte ich jetzt ganz nüchtern Bericht von unserm letzten Zusammensein. Er gibt in kurzen Zügen ein ergreifendes Bild von der Tatsache, daß selbst die Wahrheit nicht immer ungestraft an den Tag kommt.
Zufällig hatten Schneidemaier und ich zur selben Zeit unsern Sommerurlaub bekommen. Ich fragte ihn, ob er auch dies Jahr nach Bayern gehe, wozu er nein sagte, er reise nach dem Norden. Folglich traf ich ihn im Schottenhammel am 3. August.
Es war eigentlich Zufall, wenigstens meinerseits, daß wir eine kleine gemeinsame Hochtour verabredeten. Treffpunkt und Zeit wurden verabredet, und da ich nun Scheidemaier so weit kannte, daß

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.—; in Österreich die Nummer S 1.—; das Vierteljahr S 12.—; in der Schweiz die Nummer Fr —.80. Übriges Ausland einschließlich Porto vierteljährlich 2 Dollar • Anzeigenpreis für die 8gespaltene Millimeter-Zeile RM —.35 • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse • Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Robert Urban, München • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. Komm.-Gesellsch., München • Postscheck München 5802 • Redaktion u. Verlag: München 13, Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • Erfüllungsort München • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Absatzkrise

(Fr. Heubner)



„Na, na, mei Liaba, Sachwerte nimmt niemand mehr — heut hoaßt's Bargeld klaun — oder ehrlich werden — — —.“

ich an einem ganz andern Ort und zu einer ganz andern Zeit auftauchte, traf ich ihn ganz richtig da. Wir hatten nichts Besonderes verabredet von wegen Bergausrüstung und so, die hatte er also in Ordnung.
Ich hatte mir die wilde und ziemlich heimtückische Rotspitze als Opfer unsrer aufwärtsstrebenden Bewegungen ausgedacht. Er folgte mir gutwillig, nachdem er sich völlig uneinig erklärt hatte. Unter unaufhörlicher Lügerei von Schneidemaier langten wir im Laufe des Tages am Fuß des Gipfels an.
„Du hast wohl was zu futtern mit?“ fragte ich ermattet.
„Selbstverständlich“, antwortete er und griff nach meinen letzten Brotrinden. Da wir schweigend aßen, hatte Schneidemaier wenig Gelegenheit, seine Talente zu entfalten, worauf wir mit einem langen Seil bewaffnet zum Angriff auf den Felsenkoloß übergingen. Wir zogen uns abwechselnd in die Höhe und waren endlich am letzten steilen Kegel angelangt.
„Jetzt bin ich dran, voranzugehen“, sagte ich.
„Nein“, sagte er nur, denn er wußte, daß ich dran war.
Also kletterte ich hoch und langte mit Hilfe verschiedener Krummsprünge und Zickzackbewegungen oben an.
Dann zog ich Schneidemaier am Seil nach. Nach minutenlangem Winden hielt ich einen Augenblick inne. Ich war ganz erschöpft und kann nicht leugnen, daß ich trotz aller Selbstbeherrschung mich in einer Mischung von Wut und Gereiztheit befand. „Kann ich loslassen?“ brüllte ich.
„Nein, ich hänge ja mitten in der Luft“, rief er zurück.
Ohne mich zu besinnen ließ ich los.
Ein gedämpftes Geräusch vom Fuße des Kegels verkündete, daß Schneidemaier zum erstenmal die Wahrheit gesagt hatte.

Ersprießlicher Zuwachs

Von Ratatöskr

Was sind doch in den letzten Wochen
für Schattenblätler ans Licht gekrochen!
Sie waren bis dato nicht Mäh und nicht Muh;
jetzt legt man sich schleunigst das Hakenkreuz zu
und schmückt damit seine schäbige Pelle.
Warum? . . . Nun eben: für alle Fälle!

Überzeugung – ach Gott, das kennen sie nicht,
weil's ihnen an Kopf und an Mut gebricht.
Dem großen Maul, dem großen Haufen
sind sie noch jedesmal nachgelaufen,
entweder um beim Stöbern und Räumen
den profitlichen Anschluß nicht zu versäumen
(Opportunisten Zoll für Zoll),
oder – sie haben die Hosen voll
und hasten ängstlich, sich anzuschmieren.

So oder so: wir gratulieren!

Majorität

Der Freund sagte zum Abgeordneten: „Sei überzeugt, morgen wirst du bei deinem Antrag alle anständigen Menschen auf deiner Seite haben.“
Der Abgeordnete seufzte: „Das befürchte ich eben. Ich hätte lieber die Majorität.“

Jagdrecht

(E. Thöny)



„Da hinten ist wieder mal 'ne Geiß abgeschossen worden!" — „Daß die Herren das nicht dürfen, find' ich sehr galant, aber für Damen gilt das doch wohl nicht?"

Abweisung

(M. Frischmann)



„Sagense, lieber Mann, wat denkense nu eijentlich so dabei, wennse Fische fangen?"
„Ick denke mir dabei, ob wohl eener so dämlich ist und mich det frägt."

Der bibelfeste Mauthner

Der 1923 verstorbene Philosoph Fritz Mauthner, dessen Werk „Geschichte des Atheismus" großes Aufsehen erregte, erzählte einmal — kurz vor seinem Tode — diese Anekdote, die höchst bezeichnend für Mauthners Schlagfertigkeit ist:
Mauthner, der sehr jüdisch aussah, reiste — ich glaube, es war 1922 — von Berlin nach Nürnberg. Ihm gegenüber saßen drei Nazistudenten, die nichts unversucht ließen, Mauthner durch forsche Bemerkungen über rassefremden, zersetzenden Geist in seiner Lektüre zu stören.
Mauthner blieb ruhig.
Schließlich wandte sich einer der drei mit der Anrede „Vater Abraham" direkt an Mauthner.
Dieser sah lächelnd von seinem Buche auf und entgegnete: „Sie irren: ich bin nicht Abraham, sondern Saul, den sein Vater auf die Reise sandte, um seine Esel zu suchen — und ich hätte nicht gedacht, daß es mir gelänge, sie so schnell zu finden."

F. R.

Lieber Simplicissimus!

Zyperowitsch machte eine Reise nach China. In Tientsin sah er einen Chinesen, der auf das Grab seines Freundes eine Schüssel mit Reis stellte. Zyperowitsch lachte und fragte den Chinesen: „Wann wird nun also nach Ihrer Meinung Ihr Freund aufstehen aus seinem Grabe, um den Reis zu essen?"
„Am selben Tage, an dem Ihr Freund aus seinem Grabe aufstehen wird, um an den Blumen zu riechen, die Sie darauf gelegt haben", erwiderte der Chinese.

K. M.

Geistliche Ermahnung

(Olaf Gulbransson)



„Ich habe gehört, Sie sitzen immer im Wirtshaus, statt zu arbeiten?" — „Hm . . ."



„Wie stehet doch gleich geschrieben im ersten Buch Mose im dritten Kapitel?" — „Weeß ooch nich!"



„Es stehet geschrieben: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen!"



„Nich möglich — switzen Sie denn immer bei'm Essen, Herr Paster?"



„Schweiß bedeutet doch nur Arbeit — und wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!"



„Denn bliev ick doch leever bi'm Supen, Herr Paster!"

Bayrische Idylle

(Wilhelm Schulz)



„Nach der sechsten Maß bin i allaweil Optimist, aber bei dene Zeiten langt's halt bloß mehr für zwoa!"

Stuttgart, 21. August 1932 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 21

SIMPLICISSIMUS

Nach der Wahl

(Wilhelm Schulz)



„Nun ist doch wieder keiner der Parteibäume in den Himmel gewachsen, und dabei ist soviel Mist geredet worden, um sie zu düngen."

Es wird Zeit — / *Von Karl Kinndt*

In Deutschland ist ein Warten,
man weiß nur nicht worauf —
Man mischt und mischt die Karten,
doch keiner spielt mit harten
Schlägen die Trümpfe auf.

Wenn Haßgesänge schallen
und rings ist Blut und Tod —
wenn Handgranaten knallen
und Menschen sterbend fallen —:
gibt das den Armen Brot?

Schon naht der Winter wieder,
der unsre Not erhöht —
und man schreit Hoch! und Nieder!
bis es im Kampf der Brüder
zum Rettungswerk zu spät!

Wer uns den Weg will weisen,
der zeige, was er kann!
Wir wollen jeden preisen,
der uns auf sichren Gleisen
nach oben führen kann!

Mit Hetzen und mit Prahlen
ist es noch nicht getan:
jetzt heißt's die Zeche zahlen!
Hört Gottes Mühlen mahlen —
Fangt an, ihr Herrn, fangt an!

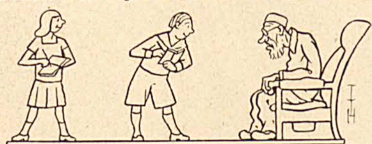
Das Glück des alten Brekkox / Von Peter Scher

Die lebendige Mumie des fürchterlich reichen alten Brekkox las die Zeitung und lächelte beglückt.
Dem Schöpfer aller Dinge ist manches Wunder gelungen; aber ein menschenähnliches Geschöpf bei der Durchsicht gedruckter Neuigkeiten lächeln zu lassen — das ist ein Rekord.



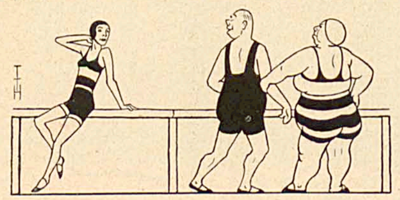
„Sieh mal, Mutti, die armen Vögel haben gewiß ihre Fliegerprüfung nicht bestanden."

Die Werke und Unternehmungen Brekkoxens lagen über die ganze Welt verstreut. Alles lief wie ein Uhrwerk den bestimmten Gang. Die Organisation funktionierte längst ohne ihn — besser gesagt: trotz seiner. (Was Herrschende und Diktatoren im allgemeinen nicht gern wahrhaben wollen, aber Brekkox bewegte sich — wenn man es als Bewegung gelten lassen will — längst jenseits der Ehrgeizgrenze.
Er interessierte sich nur noch für die wachsende Zahl seiner Jahre.
Die Brekkox-Organisation hatte sich mit der Zeit die zunehmende Verkalkung ihres Urhebers zunutze gemacht. Teilnahmsvoll lächelnd hätschelte sie den Verfall des Individuums, um es nicht fädenverwirrend in den Organismus der Maschine tappen zu lassen.

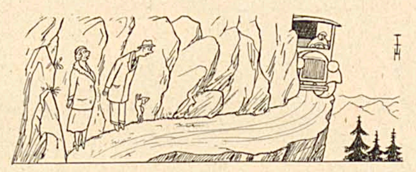


Der Großvater ist schon ganz verblödet. Was er sagt, schreiben die kleinen Enkel auf und verkaufen es als „Kindermund" an die Zeitungen.

Alles wurde getan, um Brekkoxens blühenden Schwund zu erhalten. Nur Frohsinn transpirierende Menschenmaschinen durften sich um ihn bewegen und selige Faxen machen. Gut dressierte Kinderchen krochen ihm zwischen den Knickebeinen durch und hielten ihm krähend Patschhändchen hin, in die er kleine Münzen legte, mit denen die Organisation seine Tasche füllen ließ. Alles andere war einfach da — vom Himmel gefallen.
Die einzige Zeitung, die er in die Hand bekam, wurde in eigener Regie für ihn hergestellt. Sie troff vom Honig einer Lebensbejahung, die den Tod nicht einmal vom Hörensagen kannte. Nicht e i n e negative Erscheinung durfte in ihren Spalten erwähnt werden. Das Wort Krieg war verboten. Seine Stelle vertrat das weithin leuchtende Wort Humanität. Die Begriffe Elend, Krise, Krankheit waren ausgeschaltet. Unfälle konnten in geringem Maße — mehr zur Abwechslung und kichernden Befröhlichung — gelegentlich erwähnt werden, doch höchstens bis zum Grade einer Knöchelverstauchung beim Golfspiel.
Friede, Eintracht, brüderliches Mitgefühl waren nach der Zeitung des alten Brekkox die weltbewegenden Elemente.
Daher das beglückende Lächeln schon am Morgen. Na und in der Art ging es bis zum Schlafengehen weiter. Mit Hilfe der Organisation vollzogen sich sogar die Träume in rosenroter Unbeschwertheit, so daß Tag und Nacht sich — mit Verlaub — wie ringelreihtanzende Amoretten die Hände reichten.
Auf diese Art war der alte Brekkox neunundneunzig Jahre plus dreihundertvierundsechzig Tage alt geworden. Der Triumph des hundersten Geburtstages stand vor der Schwelle.
Wie würde der Greis sich — selbstverständlich wohltemperiert und ohne aufreibende Heftigkeit — freuen, wenn man ihn morgen mit der Tatsache des hundertsten Geburtstages überraschte!



„Reinhold, findest du magere Weiber schön?"



„Raum für alle hat die Erde —" (Schiller)

(Denn natürlich hatte man ihn aus Vorsicht nicht über die genaue Zahl seiner Jahre unterrichtet.)
Also gut. Um auch nichts zu versäumen, hatte man am Vorabend ein besonders süßes kleines Mädi zu ihm gelassen, das wie aus Buttermilch und Himbeersauce gemixt und obendrein mit einem allerliebsten schelmischen Plappermäulchen versehen war. Der Arglosigkeit dieses Kindes, von dessen hold belebender Ausstrahlung sich die Organisation eine hundertprozentig beruhigende Wirkung versprach, war aber gerade der Ausbruch des Kladderadatschs vorbehalten — solche Unregelmäßigkeiten kommen in den geordnetsten Betrieben vor.
Anfangs schien alles wunderbar zu gehen. Der alte Brekkox



„Seitdem mei Kropf operiert word'n is, muaß i mir immer a G'wicht vorn an' Hals hi hänga, wei i sonst hintüber schnackl."

plapperte mit dem rosigen Kleinchen um die Wette, und keine Ahnung des bevorstehenden Ereignisses belastete sein Gemüt, da — — —
Grund genug, einen neuen Absatz zu machen: — da brachte das Kind im Verlauf des Spiels irgendwoher einen kleinen runden Spiegel zum Vorschein und hielt ihn neckend dem alten Brekkox unter die Nase.
Er mußte, ob er wollte oder nicht, hineinsehen und wahrhaftig — sein Haar, wenn er noch welches gehabt hätte, würde sich bei dem Anblick sträubend aufgerichtet haben: ein so grausames altes Lämmergeiergesicht stierte ihn mit ausdruckslosen bleiernen Fischaugen an, daß sich der alte Brekkox leise ächzend umlegte und, knapp neunundneunzig Jahre und dreihundertvierundsechzig Tage alt, hinüberging.
Da sieht man wieder, daß man nicht vorsichtig genug sein kann.

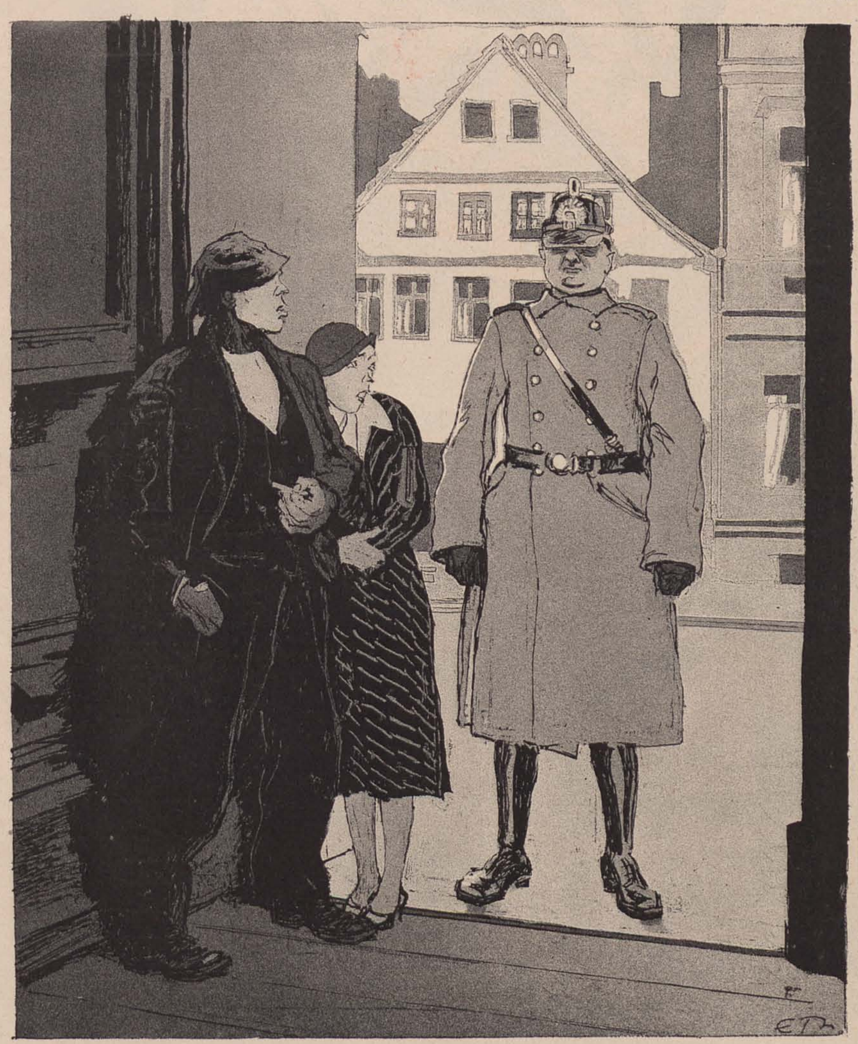
Einen Spiegel in die Nähe des so zielbewußt konservierten Greises gelangen zu lassen — das hätte der Organisation denn doch nicht passieren dürfen. Man munkelte auch bald von einem Komplott interessierter Erben, aber offen gesagt, ich glaube nicht daran — es sei denn, daß man dem Schöpfer aller Dinge nachreden wolle, er habe dem arglosen Kind den Gedanken an den Spiegel eingegeben. Wer aber möchte die Skepsis so weit treiben?

Zu dumm das alles — eine einzige mit himmelblauen Träumen tapezierte Nacht noch, und es wäre geschafft gewesen!

Na immerhin gut, daß man den alten Brekkox auch über sein letztes Ziel in wohltätiger Unklarheit gelassen hatte!

Verkennung der Tatsachen

(E. Thöny)



„Von wejen Zuhälter, Herr Wachtmeester, kommt iarnich in Frage. Der Herr is bloß meen Impresario."

Adolf-Barbarossa

(Karl Arnold)



Und da die bösen Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß er weitertrommeln
Und zaubern viele Jahr.

Mein Freund, der Prinzgemahl

Von Walther Rode

„Und so hat dieses Luder mich zu behandeln gewagt, mich, vor dem die Wache ins Gewehr getreten ist, sooft ich das Schlafzimmer von Königinnen verließ."

Es war mein Freund Winterstein, der so sprach. So war er, und so ist er, wie dieser Ausspruch. Nach jeder Watschen bläht er sich wie ein Pfau. Es ist richtig, daß Winterstein damals von einer raffinierten Kanaille an der Nase herumgeführt worden war; unrichtig, daß er je mit Königinnen geschlafen hat. Ganz und gar unrichtig, daß ihm danach die nur einem Prinzgemahl vorbehaltenen Ehren erwiesen wurden.

Richtig ist weiter, daß Winterstein immer auf der Suche nach hohen Frauen ist, wenngleich ihm nur geringe beschieden zu sein scheinen.

Lange bevor der zitierte Klagelaut sich der Brust Wintersteins entrungen hatte, ist sein hohes Streben und seine Adelssucht einmal unter meinen Augen bestraft worden.

Wir fuhren nach Montreux. Vor dem Montreux Palace angekommen, sagte Winterstein: „Nein, fahren wir hinüber nach Territet. Ich sehe dort ein Hotel, das mir noch fashionabler zu sein scheint."

Wir fuhren ins Territet Palace, das anderthalb Wegminuten vom Montreux Palace entfernt ist.

Beim Territet Palace angekommen, sagt Winterstein: „Es ist gut, daß wir uns umgesehen haben. Aber das Montreux Palace ist doch mächtiger und vornehmer. Fahren wir wieder zurück."

Als wir nun wieder beim Montreux Palace angelangt waren, erschien ein Jüngling in roter Golfjacke auf der Rampe. Der gefiel meinem Freunde Winterstein nicht. „Unmöglich, hier abzusteigen", sagte er, „da sind Juden aus Budapest."

Wir fuhren daher zum zweitenmal ins Territet Palace. Aber auch diesmal sind wird dort nicht wirklich abgestiegen. Vor dem Portal des Territet Palace nämlich wurde Winterstein wieder unschlüssig. Er wendete sich ein: „Wo Budapester Juden wohnen, muß es doch am höchsten hergehn. Wirst du böse sein, wenn wir doch nochmals ins Montreux Palace zurückfahren?"

Ich war nicht böse. Ich sagte mir: ganz unrecht wird Winterstein nicht haben.

Wir fuhren also zum Montreux Palace zurück. Langsam lenkte Winterstein seinen Wagen nach Montreux. Er war nachdenklich geworden. Vielleicht sagte ihm seine Erfahrung: das Beste, was im Montreux Palace an hohen Frauen zu finden sein wird, hat mir der Kerl in der roten Golfjacke doch schon weggeschnappt.

Plötzlich wurde Winterstein lebhaft. Mit einer Kopfbewegung machte er mich auf eine Dame, ganz in Weiß, aufmerksam, die uns zu Fuß entgegenkam. Er sagte: „Fabelhaft feine Person das! Ich muß feststellen, wo sie her ist. Kehren wir um!"

Wir kehrten um. Die fabelhaft feine Person, der wir langsam nachfuhren, verschwand in einem Nebeneingang des Territet Palace.

Nun stiegen wir endgültig auch dort ab.

Die Dame in Weiß allerdings war nicht mehr zu sehen. Weder am ersten Tag noch an den folgenden. Nicht in der Hall, nicht in den Salons, nicht im Speisesaal.

Am fünften Tag unseres Aufenthaltes im Territet Palace entdeckte ich sie: sie war Zimmermädchen im vierten Stock. —

Spruch vom Abreißkalender:

„Nur durch das Glas beschauen
Kann ich der Blumen eine;
O, dürft ich auf sie tauen
Im Morgensonnenscheine."

Komplex

(Rudolf Kriesch)

„Sag' mal, Fritz, wer hat denn nun eigentlich den Mann da unten überfahren?" — „Weeß ooch nich, im Zweifelsfall war's eben wieder 'n Kommunist!"

Die kleine Zeitgeschichte

Gazetten müssen sein

Das Wahlergebnis war natürlich ein Festessen für die Herren Leitartikler, die denn auch ihr Lichtchen nicht unter den Scheffel stellten.

In den Leipziger Neuesten Nachrichten konnte man lesen, daß der Wahlausgang als ein entschiedener Erfolg des Kabinetts von Papen zu buchen sei, da die Mehrzahl der Wähler sich eindeutig für die Politik des Kabinetts ausgesprochen habe.

Die Kreuzzeitung schrieb, daß die sieben Millionen Nichtwähler in ihrer überwiegenden Mehrheit Anhänger der Papenschen Politik seien. Gerade ihr Fernbleiben von der Wahl beweise, daß sie mit Papen einverstanden seien und deshalb nicht Parteien ihre Stimme geben wollten, die ja alle das Papensche Kabinett mehr oder weniger heftig bekämpften.

Also:

Die Wähler waren für Papen.

Die Nichtwähler waren erst recht für Papen.

Und nun soll noch einer kommen und sagen, Papens Kabinett sei keine Regierung der nationalen Konzentration! Quod erat demonstrandum.

Angewandte Politik

Manchmal fällt ein Lichtstrahl in unsere düstere Gegenwart. Gestern gehen zwei etwa zwanzigjährige Arbeitslose vor mir her. Und ich höre den einen sagen: „Ich habb von allen was. Die scheen Schdiebln un die Hosen habbj bai dr SA. gegriejd, 's Hemde habbj von dn rodn Frondgämbfrn, und de Jagke un de Middze von Raichsbannr. Nu träätj noch bai dr Hailsarmee ain un laß mr ä Windrmanndl gähm . . ."

Finden Sie nicht auch, daß der Junge sich goldrichtig verhält? hs.

Dialog

„Was macht die Autofabrik eigentlich bei diesen Zeiten mit ihrem laufenden Band?"

„Das benutzt sie zum Angestelltenabbau."

Vom Tage

Ein kommunistischer Abgeordneter soll für die Reichstagswahl die Formulierung gefunden haben, die mit großer Heiterkeit aufgenommen wurde: „Das Gemüse der kleinen Parteien ist nun von dem großen nationalsozialistischen Ochsen radikal aufgefressen worden."

— Und nun werden wir bald die natürlichen Folgen des Verdauungsprozesses über uns ergehen lassen müssen. Teha

*

Nach den Wahlen verschwanden mit einem Schlage die Propagandaplakate der Parteien von den Anschlagsäulen, die sich in neuem Gewande präsentierten. In der Münchner Sonnenstraße konnte man nur unter dem versehentlich stehengebliebenen Kopf „Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei" eine der überall ausgehängten Warnungen lesen:

„Vorsicht beim Überholen!!!"



Karl Jacob Hirsch: „Kaiserwetter". Roman. (S. Fischer Verlag, Berlin.)

Hannover war eine besondere Figur im Schachspiel der Hohenzollern, und es gab Gründe genug, das Deutschland Wilhelms II. aus diesem Winkel zu schildern. Welfische Opposition und Mußpreußentum, aufgeweckter Liberalismus und Bürgertrott, frische Intelligenz einer fortschrittlichen, kunstfreundlichen Industrie und scharf reglementierende kaiserliche Hierarchie: diese und tausend andere Schnittlinien, die alle zusammen „Kgl. Haupt- und Residenzstadt Hannover" hießen, wären nachzuzeichnen gewesen. K. J. Hirsch hat sich mit einiger Lässigkeit dieser bedeutenden Aufgabe unterzogen; er hat es auf „flotte Erzählerkunst" angelegt, und gerade sie reicht für den Gegenstand nicht aus (was besonders bei der Schilderung des Massenmörders und seines Tuns zutage tritt); aber das alles möchte verziehen werden, weil er doch eine sehr lesenswerte, ja wichtige Milieustudie aus dem Vorkriegs-Deutschland zustandegebracht hat, — nur eines nicht: daß er das Hannover vor 14, also doch schließlich einer bestimmten historischen Sphäre, die in mehr als einer Hinsicht das Abbild einer so sauberen, anständigen, ja bedeutenden Persönlichkeit war wie seines „Stadtdirektors" Heinrich Tramm, gemixt hat mit dem Hannover der Haarmannaffäre, zwei völlig getrennte Zeitbereiche zusammengelegt hat um des romanhaften Reizes willen. Das ist Sünde wider den heiligen Geist der Geschichte; sie bringt das Buch um seine schönste Wirkung, die der Wahrheit.

Dr. H. A. Thies

Joseph Chapiro: Der arme Villon. Mit 38 Bildbeilagen. (Verlag Paul Zsolnay, Wien, 1932.)

François Villon, 1431 zu Paris geboren, Schüler der Faculté des arts, wo er Latein, Logik und Rhetorik gelernt hatte, Spießgeselle der Räuberbande der Coquillards, mehr als einmal in der Nähe des Galgens, an dem er vielleicht auch geendet haben mag — man weiß nichts über den Ausgang seines Lebens —, ist der Dichter von unsterblichen Balladen. Villon gab Beichte und Anklage des Ausgestoßenen, Hohn und Triumph des Lumpen, Gebundenheit und Souveränität der ewigen Vagabundage und in ihm, „enfant de Paris", wurde als erstem die Großstadt mit der Wachheit und Zerrissenheit ihrer Menschen Dichtung großer erschütternder Art. Joseph Chapiros Darstellung löst das Bild dieses merkwürdigen Genies aus den schwer zugänglichen Quellen, er schildert die Zeit, weil nur sie ganz Villons abenteuerliches Leben erklärt, und er läßt den Dichter in seiner ganzen Macht erstehen, indem er dessen Hauptwerk „Das große Testament" vollständig und wortgetreu (wenn auch in Prosa) übersetzt. Es ist der Wert dieses Buches, unmittelbar an Villon, an den Menschen und Dichter, heranzuführen und seine Größe in ihrer ganzen wilden Leidenschaftlichkeit fühlen zu lassen.

Oskar Maurus Fontana

Cecile Ines Loos: Die Rätsel der Turandot. Roman. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Es ist schwierig, diesem Buch gerecht zu werden. Es deutet wichtige Dinge der heutigen weiblichen Generation, wie sie nur von einer schöpferischen Frau erspürt werden können. Aber als Roman ist das Buch oft wirr und willkürlich gefügt, Geschehnisse von unbedingter innerer Gültigkeit wechseln mit unnötig eigenwilligen Verwicklungen, die zum Teil mit den herkömmlichsten Romaneffekten inszeniert sind. So zeigt sich auch der Stil. Neben echten, dichterisch gegründeten Stellen stehen Wendungen, die kaum erträglich sind. (Das Wort Blut wird viel in Anspruch genommen.) Aber dieser Roman, der mit schonungsloser Hellsicht das Leben einer Frau von leidenschaftlicher innerer Wahrhaftigkeit gestaltet, gibt Kunde von der Inbrunst einer hohen Seele, so daß man ihn, mit allen Mängeln und Kurzsichtigkeiten, bewegt und zustimmend aufnimmt.

Ernst Kreuder

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Ernst Ottwalt: „Denn sie wissen, was sie tun". Malik-Verlag, Berlin.
André Maurois: „Im Kreis der Familie". R. Piper & Co., Verlag, München.
Gustav Regler: „Wasser, Brot und blaue Bohnen". Neuer Deutscher Verlag, Berlin.
Ludwig Renn: „Rußlandfahrten". Lasso-Verlag, Berlin.
Else Lasker-Schüler: „Konzert". Rowohlt-Verlag, Berlin.
Süskind: „Mary und ihr Knecht". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Günther Birkenfeld: „Dritter Hof links". Roman. Bruno Cassirer, Verlag, Berlin.
Ilja Ehrenburg: „Spanien heute". Malik-Verlag, Berlin.
Paul Morand: „New York". Phaidon-Verlag, Wien-Leipzig.

So sehn sie aus — Sehn sie so aus? / Chanson von Karl Schnog

Wir in Fabriken und auf Reisen,
In Stempelstellen, in Büros,
Wir brauchen — wie das Salz zu Speisen —
Ein paar Gestalten riesengroß.
Und wenn die Blätter Neues melden
Auf weichem Rotationspapier,
Dann suchen wir sofort die Helden.
Die wollen wir. Die brauchen wir!

Wir brauchen etwas zur Verehrung,
Für Herz und Hirn, für Hof und Haus.
Zur Unterhaltung und Belehrung.
So sehn sie aus.
Sehn sie so aus?

Der Held beschäftigt die Gedanken.
Denn, was den Alltag überragt,
Braucht man, sich daran hochzuranken.
Drum: Frisch gewonnen, halb gewagt.
Sei es auf sportlichem Gebiete,
Sei es ein Forscher für den Mars:
Wir brauchen unbedingt „Elite",
Und unsre Seele schreit nach Stars.

Wir brauchen etwas zur Verehrung,
Für Herz und Hirn, für Hof und Haus.
Zur Unterhaltung und Belehrung.
So sehn sie aus.
Sehn sie so aus?

Wir in Neustrelitz und in Bentschen,
Vom grauen Alltag eingezäunt,
Wir brauchen einen Übermenschen,
Der das erlebt, was wir versäumt.
Cäsaren wollen wir und Neros.
Wir halten's ohne sie nicht aus.
Und jeder kriegt drum seinen Heros
Per Abendblättchen frei ins Haus.

(Die Gegenstände der Verehrung,
Schneidst du sie aus dem Rahmen raus,
Mein Freund, dann hast du die Bescherung.
Sehn die so aus?
So siehst du aus!)

Papen an Papen

An den Reichskommissar für Preußen
Herrn von Papen.

Sehr geehrter Herr Reichskommissar!

Die von nationalsozialistischer Seite hervorgerufenen Unruhen stellen die Reichsregierung erneut vor die schwere Aufgabe, von sich aus für Ruhe und Sicherheit im größten Land Deutschlands zu sorgen.

In den übrigen deutschen Ländern, in denen die Polizeibehörden straff geleitet werden, besteht keine Befürchtung, daß nationalsozialistische Umtriebe Erfolg erzielen. Die Reichsregierung bedauert lebhaft, daß diese Voraussetzungen für Preußen nicht in dem notwendigen Umfang zutreffen, obgleich die ordentlichen Polizeiorgane durch Einsatz von Person und Leben der Beamten sich bemüht haben, der offenbar von langer Hand vorbereiteten Unruhen Herr zu werden. In Preußen hat die Reichsregierung die Beobachtung machen müssen, daß Planmäßigkeit und Zielbewußtheit der Führung gegen den blutigen nationalsozialistischen Terror fehlen. Es ist kein Zufall, daß gerade in Preußen die nationalsozialistische Kampfesorganisation am straffsten und erfolgreichsten aufgetreten ist und an den verschiedensten Orten ernste und blutige Unruhen hervorgerufen hat. Es besteht der begründete Verdacht, daß viele preußische Dienststellen in Berlin und an anderen wichtigen Punkten nicht mehr die innere Unabhängigkeit besitzen, die zur Erfüllung ihrer Aufgabe notwendig ist. Dadurch ist in weiten Kreisen der Behörden, der Exekutivbeamten sowie der Bevölkerung die staatliche Autorität erschüttert.

Unter diesen unerträglichen Umständen sehe ich mich leider genötigt, den Ihnen vor kurzem erteilten Auftrag zur raschen Befriedung des großen deutschen Landes wieder rückgängig zu machen und Sie von dem Posten eines Reichskommissars für Preußen mit sofortiger Wirkung zu entheben.

Genehmigen Sie, Herr Reichskommissar von Papen, den Ausdruck meiner vorzüglichsten persönlichen Hochachtung!

Gez. von Papen, Reichskanzler.

Anmerkung der Redaktion: Wie wir soeben noch in später Nachtstunde auf telephonische Anfrage bei den zuständigen Stellen erfahren, ist dort von einem solchen Schreiben des Reichskanzlers von Papen an den Reichskommissar von Papen nichts bekannt. Wir geben den obigen Brief also mit allem Vorbehalt wieder.



Flucht im Kreis

Von Ernst Kreuder

Nun sind die Packer schon auf der Treppe. Es ist alles gerichtet. Bertier hat die letzten Manuskripte im Küchenherd verbrannt. Die Packer treten ein und gehen an die Arbeit. Es dauert nicht lange, dann sind sämtliche Bücher in den Kisten untergebracht. Die Kisten werden hinuntergetragen, eine nach der anderen. Julius Bertier sieht zu, wie seine Bibliothek verschwindet. Als letzter verläßt er die große Wohnung und nimmt drunten zwischen den Kisten im Lastauto Platz. Die Kanne Petroleum steht in der Ecke. Eine halbe Stunde dauert die Fahrt durch die Stadt hinaus zum Müllfeld. Dort werden die Kisten ausgeladen und geleert. Der Bücherhaufen wird hoch. Bertier bezahlt den Transport und will jetzt allein sein. Das Lastauto mit den Packern fährt davon. Es ist nicht mehr viel zu tun. Er klettert auf den Bücherhaufen, öffnet die schwere Kanne ... Dante, Heraklit, Poe, Dostojewski, Novalis, Spinoza, Kleist, Stendhal ... das Erdöl fließt darüber und hinunter. Er springt auf die Seite und bringt das brennende Zündholz hin. Eine schwere Flamme weht auf, sehr hoch, es prasselt, dunkler, rußiger Qualm wälzt sich fort.

Die Manuskripte verbrannt, die Bücher verbrannt, der Schriftsteller Bertier hat abgerechnet. Er wird niemals mehr ein Buch lesen, er wird nie mehr eine Zeile schreiben. Er wird das Land verlassen und auch seine Frau nicht mehr wiedersehn. Was wird er tun?

Er geht zur Stadt zurück, die Sonne brennt heiß auf den Feldern, die Luft zittert über dem dichten, harten Schilf, Frösche plumpsen in den Teich, der seinen schweren, fauligen Geruch ausbreitet. Lange noch ist die mächtige Flamme zu sehn, die der Wind etwas schräg hält.

Auf dem Bahnhof schreibt Bertier einen Brief an seine Frau, die noch an der See weilt. Er schreibt, daß er Schluß gemacht hat, endgültig, mit diesem hirnlichen Leben, das ihn austrocknete; aber er kann es ihr nicht richtig erklären. Wie soll er es schreiben, daß er noch einmal leben will, leben um jeden Preis, leben wie einer, der nichts hat als die Erde unter seinen Füßen und den Himmel über sich, der nichts hat als sein Leben?

*

In der Nacht fährt er über die Grenze. Als er den Zug verläßt, ist sein Geld zu Ende. Er ist in einem Land auf dem Balkan, dessen Sprache er nicht kennt. Das ist der erste Schritt, er ist wieder ein Fremder. Es regnet. Er beginnt seine Wanderung, er trägt einen alten Sportanzug, einen Lodenmantel und eine Mütze. Er marschiert den ganzen Tag, er kommt durch manche Dörfer, die Wege sind aufgeweicht, der Regen durchnäßt ihn völlig, er wandert ohne Ziel. Als es dunkel wird, kriecht er am Ausgang eines Dorfes zwischen Bretterstöße und verbringt dort die Nacht. Gegen Morgen schläft er ein wenig.

Monate wandert er so durch das fremde Land. Er kann sich bald mit den Leuten verständigen, überall erhält er Speise und Trank, er hilft bei den Erntearbeiten, er verrichtet jede körperliche Arbeit mit gutem Willen und bescheidenen Kräften, man nimmt ihn nicht schlecht auf, und er findet fast immer ein Obdach, bei Bauern, Lehrern, Popen, Landärzten, in Gendarmeriestationen. Er lernt viele Menschen kennen, er weilt als Gast da und dort, zieht weiter, er kommt durch große, fremdartige Landschaften, die ihm unvergeßlich bleiben werden, durch verwilderte Wälder, über große Steppen. Riesige Maisfelder erstrecken sich in den Ebenen, große Tabakfelder, er wandert an breiten, grünen Strömen entlang, in der Ferne stehen mächtige, blaue Gebirge.

Eines Tages ersteigt er einen Hügel mit baumhohen Kakteen, und als der Weg wendet, liegt eine weite, dunstig blaue Fläche vor ihm, groß, still und verlassen; das Meer. In dieser Minute widerfährt ihm etwas Einmaliges, und fast überwältigt es ihn: er kommt zur Ruhe. Es ist, als sei er heimgekehrt zu seinem Namen, zu sich. Die Zikaden zirpen im Gestrüpp, Bertier steht unbeweglich und schaut über das Meer. Er bleibt bis zum Abend, unter einem Feigenbaum macht er sich ein Lager, es sind schon alle Sterne am nachtblauen Himmel, als er einschläft. In dieser Nacht träumt er zum erstenmal von zu Hause, von seiner Frau und von seinen Büchern, von seiner Arbeit. Als die Sonne aufgeht, erwacht er und weiß, daß etwas zu Ende ist. Es ist ihm leicht ums Herz. Wohlgemut betrachtet er den zerfetzten Anzug, die grauen, rissigen Hände. Da sieht er ein großes, schönes Schiff draußen vorüberkommen. Er steht auf, nimmt die zerschlissene Mütze vom Kopf und winkt.

*

Zu Fuß kehrt er zurück in sein Land. Es muß alles zu Ende gegangen werden. Manches Auto nimmt ihn eine Tagereise mit. Sein Bart wächst weiter, und das Haupthaar wird dichter und länger. Er ist fröhlich geworden. Zuweilen singt er unterwegs. Er singt ein Lied, das er für sich selbst gemacht hat. Es handelt von einem Schriftsteller, der auszog, das Schreiben zu verlernen. Und der wieder heimzog, weil er sich ein wenig geirrt hatte.

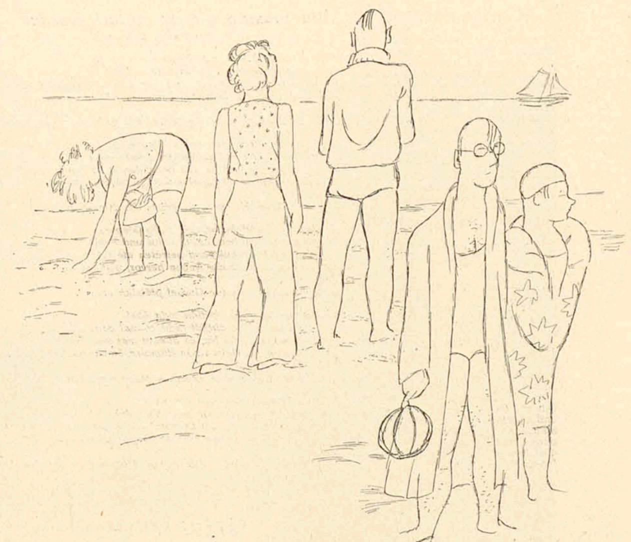
Eines Abends ist die Reise zu Ende. Er geht durch die Stadt, jetzt kann er sich Zeit nehmen, jetzt braucht er nicht mehr um Brot zu bitten und um ein Lager für die Nacht. Er kommt in seine Straße und vor das Haus. Das Schlafzimmerfenster ist erleuchtet. Er hat die Schlüssel noch, sie sind etwas verrostet, er streift die Stiefel ab, schließt leise auf und geht auf den Zehenspitzen im Dunkel über die Diele. Klinkt die Tür zum Bad auf, tritt ein und läßt sich auf dem Rand der Badewanne nieder. Aus dem Schlafzimmer dringt Musik. Es ist eine gute Opernübertragung. Die Badeseifen duften stark, die Parfumfläschchen. Er ruht sich aus. Es ist lange her, daß er hier war. Die Manuskripte verbrannt, die Bücher verbrannt, der Schriftsteller Bertier hat abgerechnet. Er hat Schluß gemacht mit diesem hirnlichen Leben. Er wird das Land verlassen und seine Frau nie mehr wiedersehn.

Er öffnet vorsichtig die Tür zum Schlafzimmer. Nun sieht er seine Frau, sie liegt in dem schönen weißen Bett und liest. Ein wenig blaß wird er jetzt. Er schaut sie lange an, darüber wird er wieder ruhig. Schmäler ist sie geworden. Ihr Gesicht ist so still. Aber jetzt muß er wohl aufstehen, er muß es einfach machen, dieses Wiedersehn. Er holt Atem, er schluckt, dann sagt er freundlich: „Erschrick nicht, Cécile, ich bin zurückgekommen. Ich sehe etwas verändert aus, du wirst mich vielleicht nicht gleich erkennen."

Mit einem hellen Schrei fährt sie hoch. Er tritt ruhig aus dem Bad, nimmt still die Mütze ab. Da erkennt sie ihn an den Augen. Ihr Gesicht verwandelt sich, und plötzlich muß sie lachen. Da lachen sie beide, während die Musik mit einem mächtigen Finale endet.

Rückkehr zum Alltag

(J. Mammen)



„Findest du nicht auch, Emmy, wenn man mal 'n paar Wochen lang nicht wählen darf, kommt man sich gleich wieder so unbedeutend vor!"

Mittag

Nun ruhn die Wälder groß im Lande.
Kein Schatten rührt die hohe Zeit.
O Glanz des Mittags! Silberne Guirlande,
Wächst nun sein Reich in blaue Herrlichkeit.

Da liegt der Gott am großen Himmelsrande;
Sein braunes Haupt bräunt an der Felder Saum
Und schläfrig schon, halb wie im Traum
Bläst er des Mittags leise Sarabande.

Er spielt sie sanft, da schon die Felder schweigen;
Dann senkt er sacht das grüne Weiherrohr
Und sieht im Glas der Welt die Träume steigen,
Und lächelnd lauscht er mit geneigtem Ohr.

Josef Michtl

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Kindermund

Einmal in der Woche kommt die Müllabfuhr. Das große gelbe Auto hält außen auf der Straße. Vier Männer begeben sich auf den Innenhof der neuen Siedlung, wo, schamhaft hinter einem Boskett versteckt, die lange Reihe der Müllkästen steht. Einer nach dem andern wird vorgerückt, an Traggurten gehängt und von zwei Männern weggeschafft, die, um die Last auszugleichen, sich die Hände auf die Schultern legen.
Peterchen sieht jedesmal diesem Vorgang voll Interesse zu. Aber heute wendet er sich um und fragt: „Mutti, kannst du mir nicht sagen, warum die Müllmänner immer so zärtlich miteinander sind?"

*

Wir machen Besuch. Im Empfangszimmer erscheint vor seinen Eltern der fünfjährige Sohn des Hauses. Er beginnt die Unterhaltung mit folgender, verlegen herausgestotterter Eröffnung: „Mein Pappi — und unsere Katze haben Junge gekriegt."

*

Mäxchen fragt mal wieder: „Papa, was sind Vorfahren?"
„Nun, ich bin einer deiner Vorfahren, Großpapa ist auch einer, und so weiter."
Mäxchen überlegt einen Augenblick. Dann: „Papa, warum protzen die Leute dann mit ihren Vorfahren?"

m-d

„Wir müssen wieder einfach werden —"

Von Peter Scher

Bessere Leute haben gute Manieren
und natürlich verfügen sie auch über Takt,
darum werden sie oft von der Not der andern gepackt,
und dann mangelt die rechte Freude beim Soupieren,
hupp –
auch ein Kognak bringt die Sache nicht immer auf den Schub.

Ypsilon also, Mann von vielen Graden,
hatte die hübsche und zeitentsprechende Idee,
seine Bekannten mal zu was Besonderem zu laden,
nämlich zu einem richtiggehenden „popligen Souper".
Rums –
dieses erschien ihm auch als Pflicht des Menschentums.

Rollmops, Kartoffelsalat, viel heiße Wiener;
Blümchens dazwischen, billig, dünn und kahl.
Pünktlich und vorgenießend betraten die Gäste den Saal.
Hei, wie quollen da die Augen hervor, gehorsamer Diener.
Peng –
mancher empfand seine Gurgel plötzlich etwas eng.

Aber sie nahmen es Ypsilon nicht übel,
und sie fanden den Einfall nicht einmal ganz schwach,
denn sie sagten sich: Na, es kommt was nach,
und sie sahen im Geist schon Hummer, Steaks und Sekt im Kübel.
Weh –
nichts mehr ließ Ypsilon kommen außer schlapprigem Tee.

Bessere Leute haben gute Manieren
und natürlich verfügen sie auch über Takt,
aber hier fanden sie alle belfernd und kompakt:
Bei dem Fressen müsse ein Ferkel die Geduld verlieren
und
ohne Stimmung komme das Mitgefühl für andere auf den Hund.

Abenteuer

Ich kam mit dem Frühzuge in einer größeren bayrischen Stadt an. Da es erst halb acht Uhr war, bummelte ich in den Straßen umher. Vor dem Schaukasten einer Buchhandlung verweilte ich etwas länger.

Plötzlich zupfte mich jemand am Ärmel. Als ich mich umdrehte, blickte ich in die Augen einer zirka dreißig Jahre alten, vollschlanken Bürgersfrau. „Sie wünschen, liebe Frau?"

„Gelt, Herr Nachbar, Sö san ka Hiesiga?"

„Nein, ich bin nicht von hier!"
„Dös hab' i ma glei denkt, daß Sö ka Hiesiga san! Bleiben S' länger hier?"

„Verehrte Frau, ich weiß nicht —"

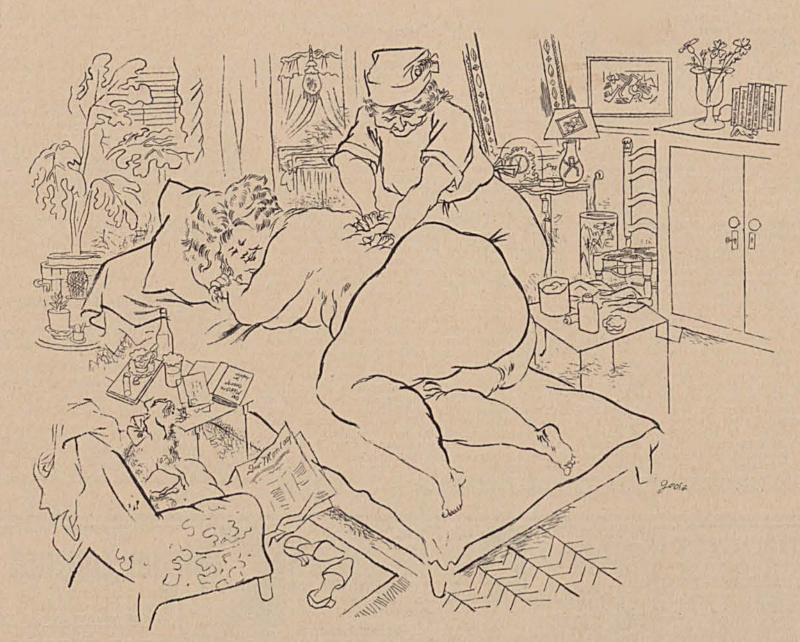
„Ja mei, Herr Nachbar, san S' nöt bös! I wollt' Ihna bloß frag'n, ob S' nöt a möblierts Zimmer brauchaten!"

„Allerdings, das könnte ich schon brauchen . . ."
„Na alstern, Herr Nachbar! I hätt a schöns Zimmer, glei in der Näh'! Und bülli' is a! Und, was dö Hauptsach' is, dös Zimmer is ganz ungeniert! Wissen S', i bin a allanstehende Frau und — — — ja mei — — — i man halt, wenn i an besser'n Herrn kriag und 's is a bissel Sympathie da, nachher könnt' er a was anders a no kriag'n!!!"

F. P-a.

Orientierung

(George Grosz)



„Bevor i o'fang', g'nä Frau: soll i Ehana bloß auf ‚vollschlank' massier'n oder auf ‚notleidend durch die Zeit'?"

Lehren des Handelsteils

(Paul Scheurich)



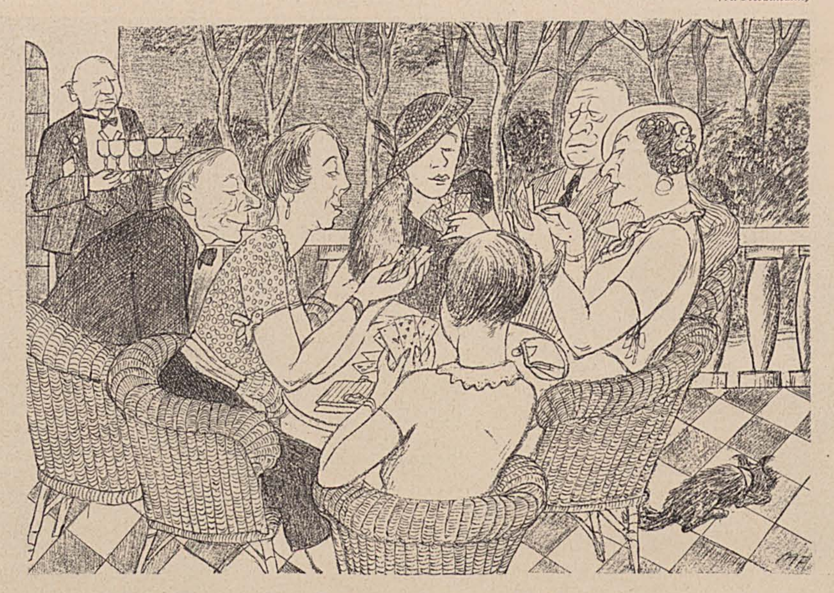
„Wenn du mich nicht freigiebiger subventionierst, Edgar, brauchst du dich über drohende Überfremdungsgefahr nicht zu wundern!"

Dusedonk macht eine Rheumakur / Von Deuschlöfft

„Nu sag mir bloß mal, Jrete, wat ick hier soll? Ach, erzähl mir doch nischt von wejen ‚Rheuma auskurieren'! Zwee Bäder hab ick nu schon jenommen, und immer noch det vadammte Ziehn in de linken Schulter. Nee, alladings kann ick nach zwee Bädern nich verlangen, daß es schon jut is, weeß ick alleene, aber merken müßte ick doch wenigstens, daß de Kur anschlägt. Wärnwa bloß nach Binz jefahren! Aber nee, du hast ja hier auf des Kaff bestanden! — Ick??!! Nu red doch nich, ja! Jck hab nur jesacht, wenn schon durchaus nich Binz, denn wenigstens hierher wegen mei'm Rheuma. — Wieso hab ick nu mein' Willen? Hab ick vielleicht jewollt, det es den janzen Tach mit Mollen jießt, wa? — Nee, ausnahmsweise mal jestern nich. Dafür war ne Jlut, daß ick dachte, ick krieg'n Hitzschlach. — Jenuch Abwechslung hier? Jlänzend! Ja, ja, ja, wenns erst besser is mit'm Rheuma, kann ick sojar hier in' See schwimmen. Sehr richtig! Aber erstens wird's nich besser, und zweetens schwimm du mal bei elf Jrad Wassertempratur! Bin ick ne Forelle?! Und denn: Keen Menschen kennt ma hier, keene Ansprache hat ma, und der Fraß: Ejalwech det jriene Kuhfutter, statt'n orntliches Beefsteak. — Humor? Wo soll ick d'n den Humor hernehmen bei des Reißen in de Schulter und zwölf Mark fuffzig Pensionspreis?! Und zum Empfang natierlich jleich de Steuerveranlagung uff mei'm Zimmer hier! Konnten die nich'n paar Tare warten, bis man sich akklimatisiert hat? — Jaja, jewiß, de paar Spazierjänge durch de Wiesen und zum Rundblick. Fimfvierte! Stunden steijen, und wenn man oben is mit raushängende Zunge, keen Schluck Bier trinken. Hat der Arzt doch vaboten, nur die labbrije Zitron'limonade, und roochen ooch nich wejen Blutdruck! Keen Aas hat frieha wat von Blutdruck jewußt, und de Leute sind achtzig Jahr un

Demoralisierung

(M. Frischmann)



„Eijentlich ooch wieder mal so'n Zeichen unserer fortschreitenden Verarmung, daß unsereener vom ehrlichen Poker schon uff's Bridge jekommen is!"

älter jewor'n. Vaflucht, jetzt reißt's wieda in de Schulter! Nee, uff'n Lenzberch klettr' ick nich. Wozu soll ick denn erst ruff, wenn ick doch nachher wieder runter muß?! Blödsinn!

Jawoll, ick rooch ne Zijarre, nu jrade! Platzen soll der Doktor, Quatschkopp, hat mir wat zu vabieten! — Weißte, Jrete, morgen koof ick ma ooch so'ne Hosen, so'ne kurzen, wo de Knie unten rauskucken. — Ach, red doch nich! Erstens sindse bequem, und denn . . . Wieso hab ick O-Beine, hat der Mensch Töne?! Janz jrade Beine hab ick, bitte sehr! Uff'm Alpenball in meine Junggesellenzeit bin ick doch imma so jejang, und de Meechen warn alle janz futsch! — Ach, wat ick schon spendiert hab! Mal, wenn's hoch kam, 'n Jlas Sekt, für ne Mark fuffzig! — In mein Alta kann man nich mehr mit nackte Knien jehn? Nu red doch keen Unsinn! Brannstätt is sojar siebenundsechzig und jeht noch jeden Donnerstag in sein Nacktkulturklub! — Wieso? Find ick jar nich unästhetisch. Jott nee, wie det zerrt in de Schulter! Meinste, ick soll's mal mit'ne Einreibung vasuchen? — An der Kurverordnung halten, jroßartig! Siehst doch, der Doktor kriegt's nich weg, wo ick doch schon zwee Bäder un drei Massagen jehabt hab!

Jieb doch mal de Zeitung rieber! Was? Farben 91¾, wose noch Sonnabend 94½ notiert ham? Nich uffrejen, jroßartig, da mißte die Börse anders aussehn, wenn ick mich nich uffrejen soll! Meinste, de Baissiers nehm Rücksicht uff meen Blutdruck?! So ist richtig, sachste dazu: Hagenbuttenwerke diß Jahr ohne Dividende! Na, dem Meierwitz wer ick aber Bescheid stoßen von wejen ‚joldsichres Papier'. Dem verpaß ick jleich een paar Zeilen, die er sich nich wird hintern Spiejel stecken! Mit mir, jlaubense, könnse allet machen, warte man, Jungeken!

Frollein, Frollein! . . . Hört nich! Frollein, habense velleicht mal de Jnade, herzukomm'! Bringse mir mal 'n Briefbogen un'n Kuvert, nee, Bleistift brauch ick nich, hab'n Fillhalter. — Bitte, misch dich nich in meine jeschäftlichen Transaktionen, ja?! Und denn, Frollein, bringse mir . . ., was habense denn für Schnäpse? Na schön, also bringse mir 'n Steinhäjer!

Alladings, wie de siehst, trink ick Alkohol, oder valangste velleicht, det ick mein' Ärjer mit Kurbrunn' runtaspüle?! Heer uff, ick feif uff dein ‚kurjemäß'! Is null Prozent Dividende velleicht kurjemäß, wa? Und Frollein, hörense mal: Bringse mir ooch jleich noch'n halbet Liter Dunkles mit! So! Is een Uffwaschen!

Na, da fängts richtig wieder an zu jießen. Natierlich! Ooch kurjemäß, so'n Wetter für Leute mit Rheuma! Wo hab ick denn mein Schirm? Du solltest mich doch an mein Schirm ainnern, hab ick des nich extra jesacht, wo's in dem Loch alle fimf Minuten losdreetscht! — Wat soll ick denn in de Wandelhalle? Det mir der olle Postrat zum fimfundreißigsten Male azählt, wo er ieberall Jichtknoten zu sitzen hat! — Nee, in'n Lesesaal jeh ick ooch nich, hab keene Lust, mich ieber de Zeitungen zu ärjern! Herrjeh, wie det piekt in de Schulter!

Nu will ick dir mal was saren, Jrete: Ick hab jenuch von de Kur, bis dahin hab ick's! Jawoll, schon nach vier Taren, oder dachteste vielleicht, ick wer ma bis Weihnachten hierher setzen? Ausjerechnet! Außerdem muß ick mit Birnast & Ungetüm noch wejen dem Posten Mäntel ins reine komm'. — Nee, det jeht eben nich schriftlich. Red doch nich ieber Sachen, von den' de keenen Dunst hast! Und dem Meierwitz sar ick ooch besser mündlich Bescheid mit seine joldsichern Hagebutten. Und denn muß noch de Sache mit de Vasichrung aledigt wern.

Frollein, zahln! Een Steinhäjer und 'n Dunkles. Nee, de Bogen und de Kuverts könnse wieder mitnehm.

So, nu packste heut abend hibsch de Koffer, und morjen mittag sind wa wieder in Berlin! Jott — sei — Dank!"

Erwägungen eines Schusters

Ein Kürassierstiefel – zugegeben –,
tappt er mitunter auch stark daneben,
kann doch gelegentlich nutzbringend sein,
sitzt er nur an dem richtigen Bein.

Man pflegt da in nationalen Kreisen
auf Bismarck verehrungsvoll hinzuweisen.

Immerhin, wie gesagt, kommt's auf den Mann,
als welcher ihn trägt, ganz erheblich an.
Und zweitens ist's auch nicht einerlei,
wie der Stiefel als solcher beschaffen sei.

Da meinen wir denn ganz unverhohlen:
wenn schon, so erfordert er derbe Sohlen,
weil Katzenpfötchen stilistisch stören.
Man will doch die Nachtigall laufen hören.

Oder glaubt ihr, es werde viel Gutes erreicht,
wenn einer gestiefelt auf Filzsohlen schleicht?

Ratatöskr

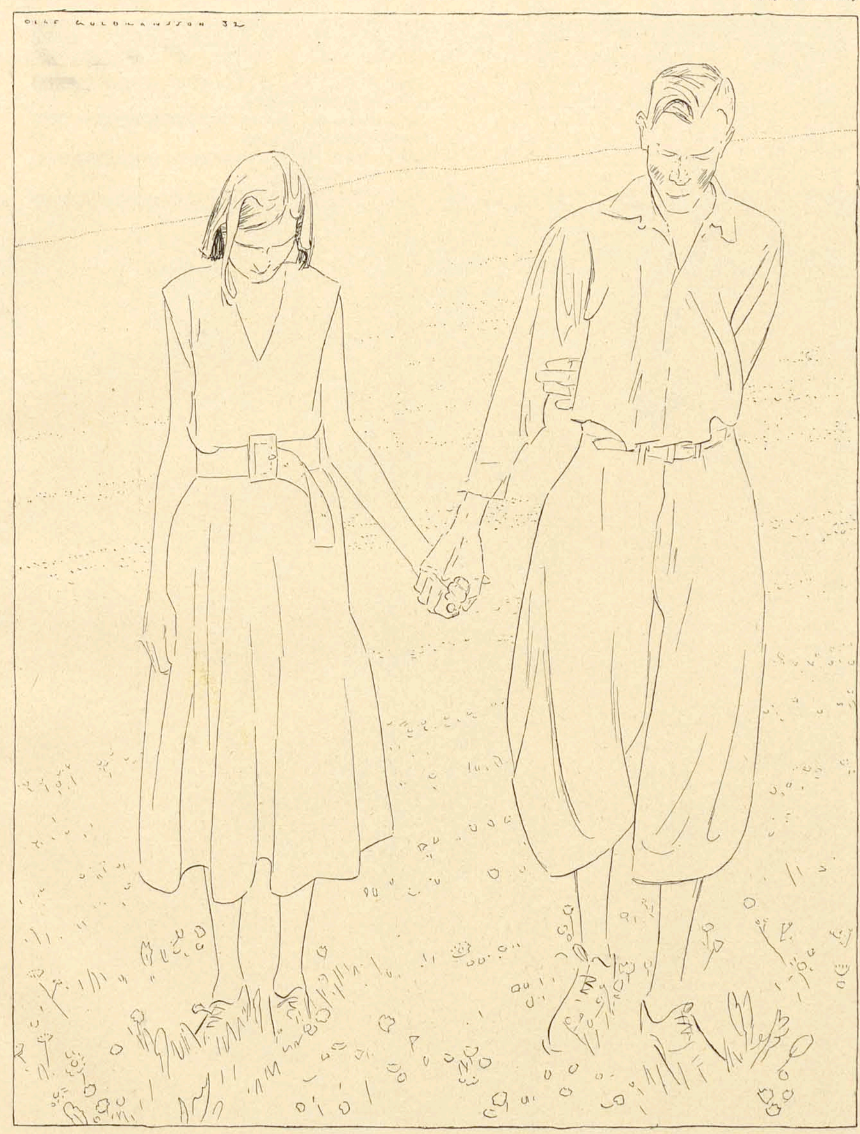
Das goldene Wiener Herz —

Auf der Donaubrücke in Wien steht eine verzweifelte Frau und ist gerade im Begriff, sich über die Brüstung zu schwingen, als ein Wachmann die Lebensmüde beim Rockzipfel erwischt und zurückzieht.

„Schau'n S', Frau", sagt der Brave, „was machen S' da für Sachen! Sie springen hinein, i spring Ihnen nach, Sie wer'n naß, i wer naß, Sie wer'n krank, i wer krank . . . was ham S' davon? . . . Schau'n S', Frau, san S' vernünfti, gengan S' z' Haus und — drahn S' 's Gas auf!"

Romeo und Julia in der Politik

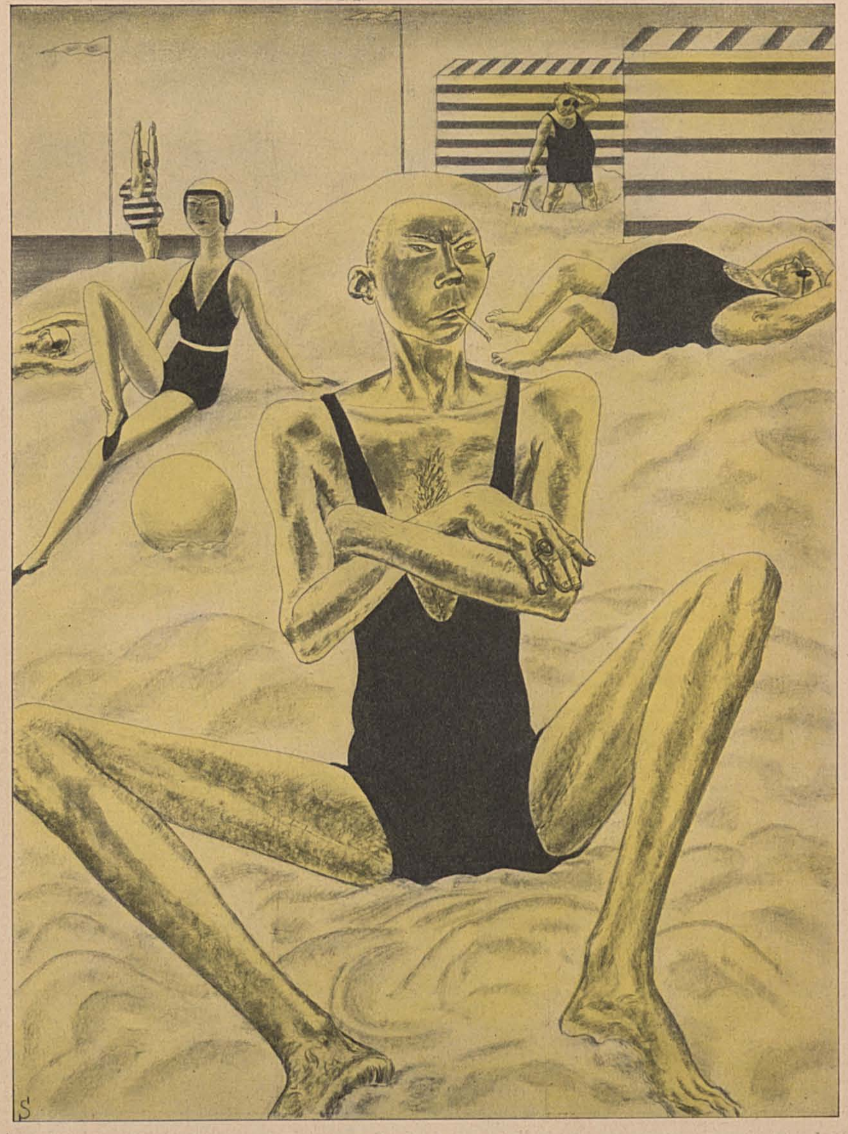
(Olaf Gulbransson)



„Siehst du, Julchen, wenn nicht mein Vater die Liste 19, ‚Deutsche Einheitspartei für wahre Volkswirtschaft, Unterstützungsempfängerpartei Deutschlands', und dein Vater dagegen die Liste 26, ‚Gerechtigkeitsbewegung für Parteienverbot — gegen Lohn-, Gehalts- und Rentenkürzung, für Arbeitsbeschaffung', gewählt hätte — wie glücklich könnten wir dann werden!"

Schrecklicher Gedanke

(E. Schilling)



„Ohne Parteiabzeichen sollte das Baden überhaupt nicht erlaubt sein: sonst kanns einem womöglich passieren, daß man seinen schlimmsten Parteifeind vorm Ersaufen rettet!"

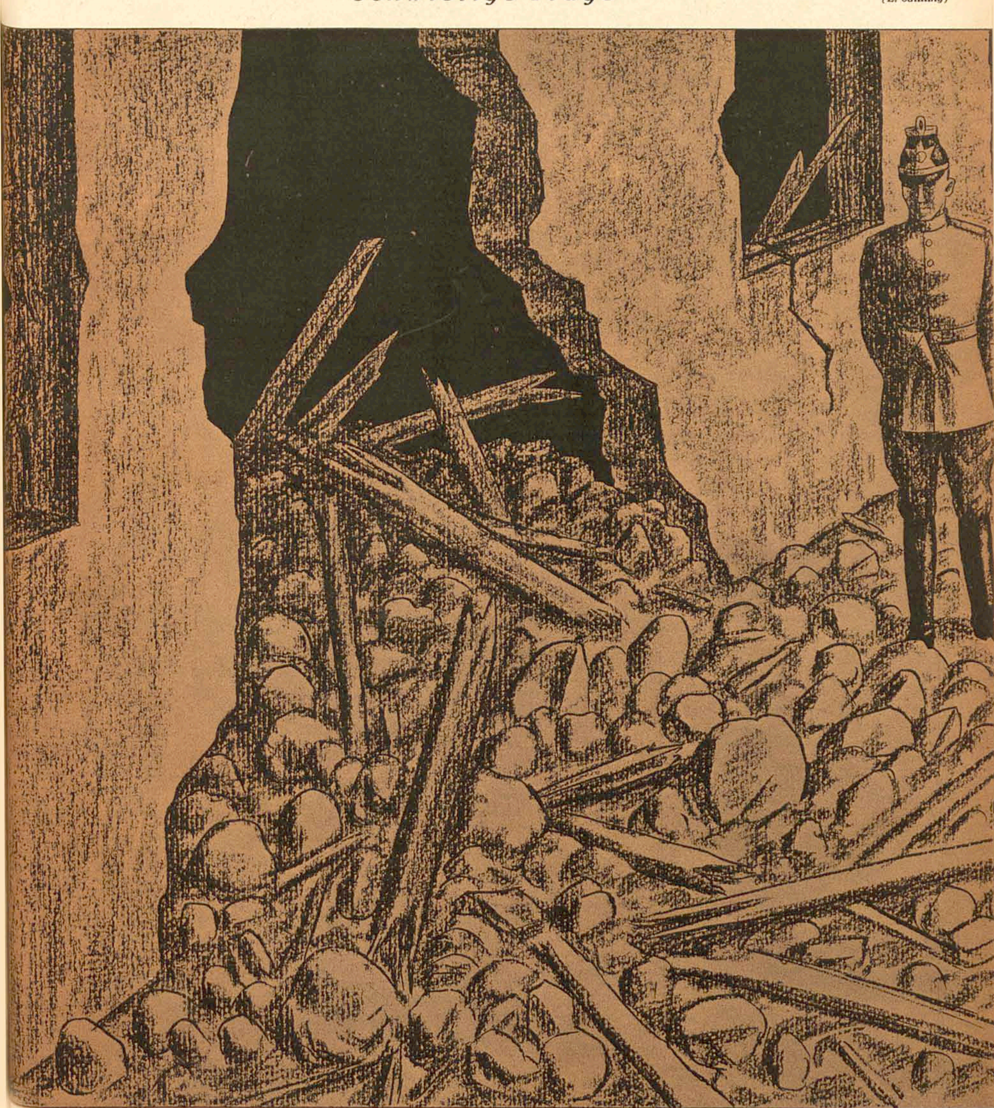
Stuttgart, 28. August 1932 Preis 60 Pfennig 37. Jahrgang Nr. 22

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Schwierige Frage

(E. Schilling)



„War das nun roter Mordterror oder doch nur eine Explosion der aufbauwilligen Kräfte der Nation?"

Die rettende Tat / *Von Karl Kinndt*

Lange haben wir gewartet
auf die rettend-große Tat,
und nun hat man sie gestartet
sittlich säubernd Strand und Bad!

Nackt zu baden ist verboten,
denn die neue Staats-Moral
macht nun Schluß mit den verrohten
Bräuchen ein für alle Mal.

Hast du Sonne stets im Herzen,
brauchst du sie nicht auf der Haut!
Erst beim Schein der Hochzeitskerzen
merke, wie die Braut gebaut!

Geh bekleidet durch die Fluren,
schwitzend, aber dafür keusch!
Fort mit allen Nackt-Kulturen
Und Revue-Theater-Fleisch!

Runter mit den Mädchen-Röcken,
rauf die Blusen bis zum Hals —:
Reize hat man zum verstecken
und zum Hofball allenfalls!

Die Entscheidung, ob was sittlich
oder anstandswidrig ist,
fällt nun wieder unerbittlich
wie dereinst der Polizist.

Zu den guten alten Zeiten
kehren sprunghaft wir zurück,
lüstert's dich nach Zärtlichkeiten,
such sie mittels Eheglück!

Endlich hat man die Entstehung
aller Krisen klar erkannt:
nur durch Stoffverbrauch-Erhöhung
retten wir das Vaterland!

Desiderius Diedendamm oder Das Wunder des Kredits / Von Edmund Finke

Der Dichter Desiderius Diedendamm kam von der Philosophie her, was ihn jedoch nicht verhinderte, Barbara Bock zu ehelichen, die außer ihrer nordisch einwandfreien Blondheit in diese Ehe nicht viel mehr mitbrachte als drei rosarote Hemdchen und einen leicht beschwingten Sinn, der, wenn schon nicht einen mongoloiden, so doch sicherlich dinarischen Rasseneinschlag verriet.
Sie bezogen das Heizhaus eines verlassenen Barackenlagers an der Peripherie der Stadt und machten vorerst einmal die unwillkommene Erfahrung, daß geteilte Not doppelte Not ist, auch dann, wenn der stoische Leib sich zu Mazdaznan, Kräutertee, Bücklingen und Bananen entschlossen hat, um den sündhaften Trieben einen ungebrochenen freien Willen vorzutäuschen.
Dies wäre nun, zwischen Papiersäcke-Kleben, lyrischen Gedichten und Caféhausschulden längere oder kürzere Zeit so hingegangen, wenn nicht eines schönen Tages Gabor Kertes' unverschämte Lebenskraft Anlaß gewesen wäre, Diedendamm den archimedischen Punkt vor Augen zu führen, von dem aus die Welt der Bücklinge und Bananen sich mühelos auf das Niveau eines anständigen Benz-Mercedes mit Luxuskarosserie heben läßt.
Kertes wohnte ebenfalls in der Künstlersiedlung „Eden", wie ein zynischer Spaßvogel das Barackenlager getauft hatte, und betrieb das zünftige Gewerbe eines kleinen Hochstaplers, das übrigens infolge der allgemeinen Pleite auch recht beschwerlich geworden war. Als er Barbara zum zweiten Male in eines jener zuchtlosen Lokale mitnahm, in denen zu mäßigen Preisen Fleisch und Bier verabreicht wird, veranlaßte ein leichter Schwindelanfall die junge Dame, Herrn Kertes an die zephirne Hemdbrust zu sinken.
Nachdem dieser, nun wärmer geworden, Räumlichkeiten und Lage des Diedendammschen Heizhauses eingehend untersucht hatte, legte er eines Abends dem Ehepaar den fertigen Vertrag zur Gründung einer „Zentraleuropäischen Großeinkaufs-Gesellschaft m. b. H." namens „Gigantic" vor und wußte Diedendamms Einwände ethischer Natur so wunderbar zu entkräften, daß dieser schließlich unterschrieb. Kertes bediente sich ungefähr folgender Argumente: „Mein lieber Desiderius, Ihre ganze Sittlichkeit ist ungefähr dasselbe wie ein leerer Papiersack. Man bedient sich beider nur, um ein beliebiges Gut zu schützen oder nach Hause zu tragen, und wirft sie nachher als unnützen Ballast sofort in den nächstbesten Mistkübel. Sie müssen sich schon um Barbaras willen sagen, daß der archimedische Punkt, von dem aus diese, in einem sehr fragwürdigen System von Ordnung und Gerechtigkeit rotierende Welt aus den Angeln gehoben werden kann, die wunderbare und groteske Einrichtung des Kredites ist. Wenn Sie bedenken, daß die sogenannte ‚Ordnung' nichts anderes als eine archaische Erfindung der Stärkeren ist, um die Schwächeren zu knechten, während sich die Schwächeren dadurch rächten, daß sie etwas so Blödsinniges und Undefinierbares erfanden wie die ‚Gerechtigkeit', in deren Schatten sich diese idiotischen Krüppel in Sicherheit wähnen, wenn Sie, lieber Desiderius, diesen Klamauk durchschauen, müssen Sie zugeben, daß für den Weisen, der zufällig arm geboren wurde, nur ein einziges Hilfshauptwort gegeben kann: Kredit!"

Große, bedeutungsvolle Entschließungen sind zumeist von Dingen abhängig, die der Unbeteiligte für nebensächlich hält. Desiderius hatte sich an Bücklingen und Bananen übergessen und nahm deshalb die Teilhaberbürde an der „Gigantic" willig auf seine schwachen Philosophenschultern. Als Kapitalanteil brachte Desiderius das Heizhaus, Barbara und eine angrenzende Baracke, die leerstand, Kertes tausend Blatt silbergraues Geschäftspapier mit dem zweifarbigen Firmenschild in Hochprägung und die dazugehörigen Kuverts ein.
Nach einer lebhaft verbrachten Pokernacht war Kertes in der Lage, Telephon einleiten zu lassen. Die Büroeinrichtung wurde bereits auf Kredit angeschafft.
Als die Fassade der „Gigantic", hinter der sich weniger als Nichts verbarg, fertiggestellt war, wurde bei schottischem Whisky und Gianaklis frères eine Firmenkonferenz abgehalten, bei der Kertes den Vorsitz führte und seinen Feldzugsplan entwickelte. Es galt, hochwertige Waren: Seide, Champagner, Kaviar, erstklassige Tuche, kunstgewerbliche Gegenstände aus Edelmetallen, womöglich Erzeugnisse der Juwelierkunst fix auf Lager oder in Kommission zu erhalten. Ein halbes oder dreiviertel Jahr lang unaufhörlich einzukaufen (sechs bis neun Monate Ziel), nur ganz geringe Mengen zu verkaufen, etwa das, was zu einem sehr bescheidenen Leben unbedingt notwendig war, und dann mit einem Schlage den großen Coup zu versuchen, nämlich das ganze Lager ungeteilt an einen Dummen zu bringen, der sich durch die aufgestapelten Herrlichkeiten, sowie die gefälschten Rechnungsbelege und Bilanzen hineinlegen ließ.

Aus dem neuen Lied von der Glocke

Von Schiller redivivus

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch auch Buche mag es sein,
Haut mit der Begeistrung Flamme
Gegnerische Schädel ein.
Säumet nicht in Ruhepausen,
Lasset kühn den Schlagring sausen,
Der die Nase strömen macht.
Zieht auch die Chemie zu Rate;
Unvermutet in der Nacht
Explodier' die Handgranate
Wo kein Auge des Gesetzes wacht.

Ziehet, ziehet, hebt
Auch den friedlichsten vom Sessel;
Wem ihr eine klebt,
Den befreit ihr von der Fessel
Dumpfer Bildungsstreberei —
Walkt ihn! Haut ihn frei!

Von dem Dome schwer und bang
Tönt die Glocke Grabgesang — — —
Ach, es war die teure Klugheit,
Die der braune Fürst der Knoten
Fortriß aus des Spießers Pfoten,
Wo sie, wenn auch manchmal rar,
Schließlich doch noch wirksam war — — —

Barbara bewunderte Gabors großen Geist. Es war also keine kleinzügige Schwindelei geplant, wie sie befürchtet hatte. Unsinne, wie Detailkäufe mit darnachfolgendem Verschleudern und Belehnen. Nein, durch vorsichtige Ausnützung des bestehenden Kreditsystems sollte alles auf eine einzige Karte gesetzt werden, die nach menschlicher Voraussicht geradezu automatisch gewinnen mußte.
Alles ging, wie man im Geschäftsleben so treffend sagt, fünf Monate lang „in Ordnung". Im Heizhaus und der verlassenen Baracke, die von der „Gigantic" dem großen Nichts des Kriegs enteignet worden war, häuften sich Waren im Werte von ungefähr zwanzigtausend Reichsmark an.
Da aber begann Kertes der Haber zu stechen. Er annektierte kurz entschlossen Barbara und maßte sich Diedendamm gegenüber die Rechte eines Chefs an. Desiderius war seinerzeit wohlweislich auf der Abfassung eines Notariatsaktes bestanden, was Gabor Kertes damals blödsinnig gefunden und dem verrückten Philosophen achselzuckend bewilligt hatte. Wie konnte man gelegentlich der Gründung eines Schwindel-, Luft- und Gaunergeschäftes seine Beteiligung auch noch notariell festlegen lassen? Kertes hatte den Vertrag bloß als stiller Gesellschafter unterzeichnet. Auf diese Weise gedachte er, später die Verantwortung für den Schwindel von sich auf Desiderius abzuwälzen.
Wenn aber die Widersprüche: Geschäft, Philosophie, weiblicher Unverstand und Gaunerei sich mengen, wird das Unwahrscheinliche geboren, die große Chimära, in deren Tatzen die Dinge jene Umkehrung erfahren, die nur dem Skeptiker glaubwürdig erscheint.
Als Kertes Barbara an sich nahm, nachdem er sie in die Baracke geführt und sie mit den klassischen Worten: „Siehe, dies alles will ich dir schenken, so du mich liebest!" versucht und gewonnen hatte, begann Desiderius logisch zu denken. Im Hirn des geübten Denkers aber ist Logik eine furchtbare Waffe. Desiderius dachte: Gabor nimmt Barbara. Hiefür bietet er das Warenlager, beziehungsweise den Wert dieses Lagers. Barbara aber gehört mir. Daher ist folgerichtig das Warenlager mein Eigentum geworden.
Diesmal begnügte sich Desiderius nicht mit dem bloßen Denkprozeß, sondern handelte auch nach der gefundenen Konklusion. Als Kertes, um Barbara einen Vorgeschmack des verheißenen Paradieses zu geben, dem Lager Waren entnahm und verschleuderte, ohne seinen Kompagnon zu befragen, entschloß sich Desiderius rasch und sicher einzugreifen. Er ließ Gabor Kertes einfach unter Kuratel setzen. Zähneknirschend mußte sich der Initiator der glorreichen „Gigantic" während der Verhandlung den Anträgen Diedendamms fügen und dessen Beschuldigungen geduldig hinnehmen, denn jedes vorlaute Wort hätte den verbrecherischen Plan gefährdet oder verraten, den herrlichen Plan, auf dem die „Gigantic" ihre großzügigen Geschäfte aufgebaut hatte. Diese Gefühle aber waren nichts gegen die Explosivwirkung, die des Philosophen vor Gericht zu Protokoll gegebener Vorschlag in Kertes Lumpenseele auslöste, nämlich, daß Desiderius gern bereit sei, dem entmündigten Kompagnon eine den Geschäftsgewinnen angemessene Rente auszusetzen. Nach seinem und der vereidigten Buchsachver-

Forschungsergebnis

(Th. Th. Heine)



Ein Professor fuhr nach Afrika, um die Sprache des Menschenaffen zu studieren.



Mit einer wohlausgerüsteten Expedition begab er sich in das Innere des schwarzen Erdteils.



Im Urwald fand er die Behausung einer Schimpansenfamilie und quartierte sich bei ihr ein.



Nach einem Jahr hatte er eine gründliche Kenntnis der Affensprache gewonnen. Da hörte er, wie sich die Schimpansenmutter mit einer Freundin unterhielt. Er verstand die Worte: „Es gibt doch nichts ekelhafteres als Logierbesuch von Verwandten."

ständigen Gutachten etwa zweihundert Mark im Monat. Der Richter nahm die genannte Summe gähnend zu Protokoll. — Als nach der Verhandlung beim Vormundschaftsgericht — Desiderius war zu Gabors Kurator eingesetzt worden, — der noch nicht völlig gebändigte Skythe versuchte, in den Räumen der „Gigantic" Krach zu schlagen, ließ ihn Diedendamm mit stoischer Ruhe durch zwei handfeste Kerle aus dem Lokal entfernen.

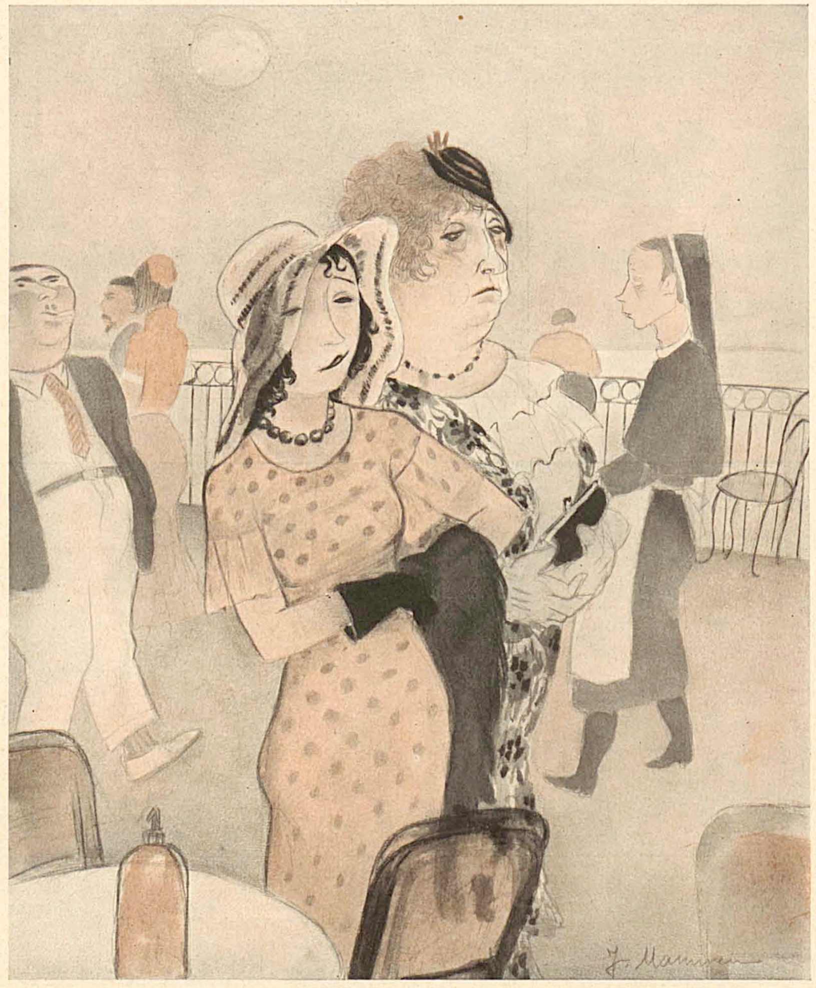
Kertes beschloß abzuwarten. Erst nachdem Diedendamm den beabsichtigten Coup in Szene gesetzt haben würde, wollte er seinen Anteil mit List oder Gewalt an sich bringen und verduften. Mochte der elende Philosoph dann selbst dazusehen, mit der Kriminalpolizei fertig zu werden. Barbara, die Ursache seines Unglücks, hatte er inzwischen dankend an Desiderius zurückgestellt. Sie sollte ihn, Kertes, über die Geschäftslage auf dem laufenden halten.

Wie sehr aber erstaunte Kertes, als nach einigen Wochen Diedendamm ganz ordnungsgemäß die Insolvenz der „Gigantic" anmeldete und sich mit den Gläubigern still und ruhig auf fünfzig Prozent, zahlbar in zweiundsiebzig Monatsraten, ausglich. Sodann nahm sich Diedendamm einen guttrainierten Disponenten ins Geschäft und wurde auf der breiten Basis des fünfzigprozentigen Ausgleichs ein solider und angesehener Kaufmann.

Kertes erhält an jedem Monatsersten pünktlich seine Rente von zweihundert Reichsmark. Barbara hat ihren leichtbeschwingten Sinnen gebührend die Flügel beschnitten und ist Desiderius ein treues germanisches Eheweib geworden. Von der Philosophie hält Desiderius nicht mehr allzuviel. Ausgenommen William James, den Begründer des Pragmatismus. Das ist bekanntermaßen die Lehre, wonach das Förderliche das einzig Gute ist. Darauf habe ihn eigentlich erst Kertes durch sein archimedisches Prinzip vom absoluten Werte des Kredits gebracht. Das sei immerhin zweihundert Mark im Monat wert. Auf die erkenntnistheoretischen Probleme aber, mit Respekt zu sagen, pfeife er. Sie seien weder nützlich noch förderlich. Worauf Barbara nachdenklich die Tasten ihrer Schreibmaschine betrachtet, deren chaotische und doch praktische Anordnung ihr plötzlich und visionär einen geheimen Sinn enthüllt. Nämlich, daß in dieser Welt aus Wahn und Ware das Wunder des Kredits die weise ausgleichende Gerechtigkeit darstelle zwischen dem willigen Geiste und der widerspenstigen Materie, auf daß es uns wohlergehe auf Erden . . . trotz Pleite, Politik und Regierungskrisen.

Mütterliche Anweisung

(Jeanne Mammen)



„Gib dich doch nicht so sinnlich, Hedchen, sonst glauben die Männer vielleicht, wir wären bloß zum Vergnügen da!"

Stoßseufzer eines Unbemittelten / Von Theodor Riegler

Ach, ich möchte ja im Grunde nur
Einmal noch in eignen Räumen wohnen
Und beim sanften Ticken einer Uhr
Meine angefreßnen Nerven schonen.

Denn der Mensch besteht ja schließlich nicht
Nur aus Ganglien, Drüsen und Gedärmen,
Und du möchtest manchmal dir im Licht,
Wenn es eines gibt, die Seele wärmen.

Möchtest lieben ohne Herzensschwere
Eine Gattin, der du viel verdankst,
Und dein Leben wäre ohne Angst
Vor der Zeit und ihrer dumpfen Leere.

Und man brauchte nicht in dunklen Gassen
Warten, bis das Fremde dir begegnet,
Und man könnte, wenn es draußen regnet,
Die Gardinen still herunterlassen.

Und man würde sich bereits um zehn
Sozusagen glücklich schlafen legen
Und noch etwas nach den Schatten sehn,
Die sich dunkel an der Wand bewegen.

Und man hätte nächtlich neben sich
Eine Frau, die deinen Herzschlag spürt,
Und die Seele, wenn sie existiert,
Ginge nicht mehr einsam auf den Strich.

Mein Vater, der Diktator

Von Peter Scher

Mein Vater war Königlich Preußischer Gendarmeriewachtmeister. Ein Bauernsohn aus der Mark Brandenburg. Es ging Stufe um Stufe abwärts mit uns — ich bin bereits Schriftsteller; was kann man dagegen tun, es ist Schicksal.

Er war ein bitterernster Mann. Sein Barbarossabart reichte fast bis zum Gürtelriemen; der Turnvater Jahn hätte nicht in Konkurrenz zu ihm treten können. Seine Stimme war eine Fanfare. Wenn er auf dem braunen Dienstpferd saß, das Minna hieß, liefen uns allen Respektschauer über den Rücken. Der Lauf seines Karabiners blitzte in der Sonne, der Bart lohte, Minna scharrte aufgeregt das Pflaster. Er war ein Soldat, der wenig mehr als befehlen und gehorchen kannte. Gleichwohl hatte ich ihn ahnungsvoll schon damals im Verdacht, daß die zu große Strammheit etwas verbergen mußte, das er nicht wahrhaben wollte: Sehnsucht nach zivilem Leben.

Wenn er im Garten arbeitete, schien er sich des Kleinkrams zu schämen und nach ordentlicher Bauernarbeit zu sehnen. Manchmal starrte er beängstigend lange in die Luft, und dann wurde er plötzlich unbegreiflich wütend. Später dachte ich mir, daß er da wohl mit seinem peinlich gehüteten wahren Gefühl in dem für immer verlorenen Bauernland herumgetappt sein mochte. Wenn es ihn so hatte, konnten die Gastwirte sich gratulieren. Da trat er zwei Minuten vor elf unerwartet in die Schankstube und ließ seine Augen schweigend über die letzten Gäste hinrollen. Da stülpte einer nach dem andern hastig sein Glas hinunter und schlich Gute Nacht! wünschend hinaus. Der Wirt betete unterdessen mit einem langen Blick in die Augen meines Vaters um gutes Wetter.

Einmal widersetzte sich einer — der erste Revolutionär, von dem ich als Kind erfuhr. Er hatte die Stirn, sein Bier in Ruhe austrinken zu wollen, obgleich es schon fünf Minuten nach elf war. Mein Vater strich seinen Barbarossabart und ging langsam auf ihn zu. Aber der verblendete Mensch schien nun erst recht halsstarrig darauf bestehen zu wollen, sein Glas gemächlich zu leeren. Dem Wirt, der ihm Zeichen machte, stand Angstschweiß auf der Stirn — umsonst, der Rasende trotzte weiter. Da trat mein Vater an ihn heran, ergriff ihn mit der rechten Hand oben hinterm Hals am Rock und trug ihn schweigend durch den langen Gastraum bis zur Tür, die er mit der linken Hand aufklinkte. Danach setzte er ihn ruhig auf das Pflaster nieder.

Nach dieser Tat, die seiner Kraft im Volksmund einen sagenhaften Nimbus gab, entfernte er sich beschwichtigt und einigermaßen mit seinem Geschick versöhnt. Übrigens bewies jener widersetzliche Mensch durch weitere Handlungen, daß er zwangsläufig — wie man jetzt sagt — den Berg hinunterrutschte. Bei der nächsten Reichstagswahl wurde eine nichtkonservative, also freisinnige Stimme im Bezirk abgegeben — es war seine. Man hielt es daraufhin für möglich, daß er das nächste Mal sozialistisch wählen würde. Wie der Unglückliche endete, ist aber unbekannt geblieben. Doch zurück zu meinem Vater.

Ob er auf dem Dienstpferd Minna durch seinen Bezirk trabte oder zähneknirschend Rosen beschnitt, weil er nicht märkische Felder pflügen durfte, er war immer so ernst, ja finster, daß ich Herzklopfen bekam bei dem Gedanken, jemals ein Erwachsener werden zu müssen. Ich glaubte — und hatte in der ganzen Umgebung nichts als lebende Begründungen für diese Mutmaßung — daß ein Mann kein Mann sei, wenn er sich nicht immer ernst und würdig zeige.

So scharf und einschüchternd wehte die preußische Luft damals; jetzt ist selbstverständlich alles anders, das ist eben der Fortschritt.

Aber einmal erlebte ich etwas mit meinem Vater, das mir tief zu denken gab. Ich strolchte vor dem Städtchen in den Wäldern umher und bemühte mich, am Rande eines Teiches nahe der Landstraße die scheuen Wildenten auftauchen zu sehen. Mein Vater war über Land geritten, und ich war unbekümmert fröhlich. Da hörte ich von ferne einen Gesang, der näher und näher kam. Es war eine männliche Stimme, stark und durchdringend wie eine Trompete, und sie schien, merkwürdig, nicht von der Erde, sondern aus einer gewissen Höhe zu klingen. Auf einmal hörte ich Pferdegetrappel, und was erblickte ich durch die Tannenschonung? Meinen Vater, der hoch aufgereckt auf der dienstlichen Minna dahertrabte und aus vollem Halse sang. Ich war starr, einen erwachsenen Mann singen zu hören — obendrein meinen Vater. Es war das erste ganz große Wunder, das mich ergriff. Ja, so faszinierend war das Erlebnis, daß ich verwirrt aus dem Gebüsch hervor zu ihm hin stürzte und laut: Vater! schrie.

Da riß der Gesang ab. Ich sah, wie mein Vater, noch mit offenem Mund, herumfuhr und wie seine Augen mich unheildrohend erfaßten. Aber sogleich geschah ein noch größeres Wunder. Sein Gesicht erheiterte sich, er winkte grüßend und lachte. Mein Vater lachte! Die Erde schien sich zu öffnen, eine Kluft sich aufzutun, in die hinabzustürzen ich große Angst ausstand. Es konnte ja nicht möglich sein. Und es war doch so, er lachte immer noch und sprang sogar von Minnas Rücken, um mich hinaufzuheben.

Dabei erzählte er mir, daß er eine freudige Nachricht erhalten habe, er sei Oberwachtmeister geworden. Königlich Preußischer Gendarmerieoberwachtmeister.

Damit war es aber auch genug. Das letzte Wort war kaum aus seinem Mund, als er auch schon wieder ernst wie immer neben mir einherging, und so kamen wir, ich hoch auf Minnas Rücken, schweigend in den Ort.

Wir wohnten am Markt im dritten Stock des einzigen hohen Hauses, das früher einmal irgendeine Anstalt gewesen war. Auf dem Markt ging es immer lebhaft zu, Kinder schrieen, Hunde balgten sich, Frauen kreischten, es war eben der Markt.

An diesem bedeutungsvollen Abend führte mein Vater in seiner gewaltigen neuen Würde eine Übung ein, die viel von sich reden machte und seine Geltung sehr vermehrte. Zu einer bestimmten Stunde, ich weiß nicht mehr genau, ob es um neun oder doch erst um zehn war, jedenfalls zu einer Zeit des stürmischsten Verkehrs da unten, öffnete er ein Fenster und rief mit seiner Fanfarenstimme: „Ru—he!"

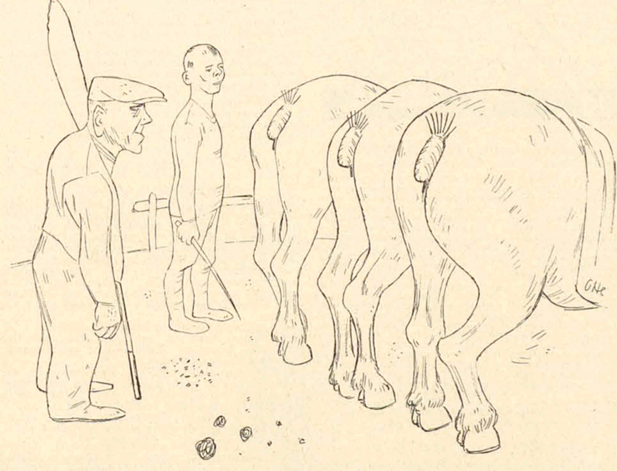
Worauf alles Leben auf dem Markt wie infolge eines Zauberspruchs verstummte.

So war mein Vater, Königlich Preußischer Gendarmerieoberwachtmeister. Er ist lange tot. Gott gebe ihm, daß seine unbarmherzig verdrängte Bauernseele in einem freundlicheren Bezirk Erlösung gefunden haben möge.

Er war der erste Diktator, den ich kennenlernte.

Maschinen-Zeitalter

(Otto Herrmann)



„Woaßt, Alisi, a Motor tat ja scho mehra leist'n als wia dö drei Rooß, aber was fangst nacha mit sovui Leistung an?"

Der Simpl.-Hund apportiert Bücher.

Dr. Ludwig Reiners: Die wirkliche Wirtschaft. (C. H. Beck, München. 13.—18. Tausend.)

Nicht bloß in der Heilkunde macht sich die Kurpfuscherei wichtig und breit, sondern ebenso sehr in der Wirtschaftskunde. Hier wie dort ist man mit Zauberformeln und Wundertränkchen rasch zur Hand, ohne sich über die komplizierten biologischen bzw. ökonomischen Ursachen und Zusammenhänge groß Gedanken zu machen, sie säuberlich auseinander zu wirren, eine Diagnose zu stellen und erst dann sich um eine angemessene Therapie zu bemühen. Nirgends wird mehr das Blaue vom Himmel heruntergeschwatzt als bei der Erörterung wirtschaftlicher Fragen, und diese Kannegießerei erstreckt sich von den Stammtischen bis weit hinein in die politischen Parteiprogramme. Da ist denn das Buch von Reiners ein wahrer Segen und freudig und dankbar zu begrüßen. Hier kann, wer guten Willens ist, sich von einem gründlichen, sehr klaren Sachkenner und Praktiker, der jeweils von den „brennenden Fragen des Alltags“ ausgeht, den Kopf fegen und sich die so wünschenswerten Lichter aufstecken lassen, ohne Gefahr zu laufen, mit „Halbbildung“ oder theoretischem Krimskrams vollgepumpt zu werden. Der Verfasser hat die pädagogisch überaus geschickte Form von Zwiegesprächen zwischen einem Kaufmann und einem Nationalökonomen gewählt und dergestalt ein Werk geschaffen, das Wesentliches „zu der sehr nötigen wirtschaftlichen Erziehung des deutschen Volkes beitragen“ könnte (wie Gustav Cassel hofft) — falls nur besagtes deutsches Volk huldvollst geruhen wollte, sich nachdenklich ein bißchen auf die Hosen zu setzen, statt immer wieder gutgläubig hinter jedem wahren Jahrmarkts-Jakob herzulaufen.

Dr. Owiglaß

W. E. Süskind: „Mary und ihr Knecht“. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin.)

Sehr schön. Eigentlich zu schön, wie mitunter klassizistische Kunst erscheint. Es ist der Roman einer alleinstehenden, naturnahen Frau, die mit dem Stolz ihrer Unabhängigkeit spielt und dabei so weit geht, sich unbedenklich einem Knecht hinzugeben; ohne zu bemerken, wie sie damit ihre natürliche Anlehnungsbedürftigkeit offenbart. „Roman“ scheint vielleicht zu viel gesagt; es ist eher eine Novelle (und in ihr liegt von jeher Süskinds Stärke), eine Novelle mit bedeutenden Hintergründen. Großzügig ist die Anlage des Ganzen, das dabei doch bis ins Einzelne durchgearbeitet ist. Ich gestehe: frühere Arbeiten des Autors erschienen mir stets brav und untadelig, aber immer ein wenig wie Aufsätze eines Musterschülers. Hier gelang ihm mehr: Eine romantisch gestaltete Handlung vermittelt zugleich Erkenntnisse einer modernen Soziologie. Beherrscht und streng im Formalen, begabt mit einem geradezu verblüffenden psychologischen Einfühlungsvermögen, vermag er zugleich die lyrische Schönheit einer Landschaft vor dem Leser erstehen zu lassen. (Übrigens der zweite Starnbergersee-Roman dieses Jahres; vergleiche Reimanns „Quartett zu dritt“.) — Süskind, wenn Dich nach diesem Buch noch Gleichaltrige befeinden, glaub mir, es ist Neid!

Karl Kurt Wolter

John Dos Passos: Auf den Trümmern. (Verlag von S. Fischer, Berlin.)

Europa 1917. Seit drei Jahren wütet der Krieg, und die „alte Welt“ ist längst kein idyllischer Aufenthaltsort mehr für bebrillte Kunstgewerblerinnen aus U. S. A., dem Lande der Demokratie und der Freiheit, und das Leben ist nur noch ein sinnloses Sterben; aber für das Haus Morgan ist es ein Geschäft, und als die Anleihen in Gefahr sind, ziehen die amerikanischen Jungens los, um die Welt von der Barbarei zu befreien und ihr die Demokratie zu erhalten. Und unter ihnen sind drei Burschen und zwei Mädels unterschiedlicher Herkunft, anonyme Schicksale aus einer Masse von Millionen, proletarisierte Kleinbürger und welche aus den besseren Kreisen, für die das Leben bisher eine sichere Sache war. Dos Passos schreibt ihre Biographien, erzählt von den Erlebnissen und den individuellen Interessen dieser Menschen, die nichts von einander wissen, und denen nur die Sinnlosigkeit ihres Daseins gemeinsam ist. Es ist das Buch von der Anarchie und der Planlosigkeit der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft und ihrer Zivilisation, die keine ist und sich durch den Krieg selbst negiert. Der Schwerpunkt des Buches liegt in der Form; die Novellen der einzelnen Helden sind nach der Technik des Films montiert, ihre Schicksale überschneiden sich, daneben steht wieder die Weltwochenschau mit den Schlagworten des Tages, ziellos, planlos, irrsinnig, ein beziehungsloses Nebeneinander. Der Zustand einer Gesellschaft und einer Zeit wird durch diese Form deutlich gemacht. Es ist keine künstlerische Marotte, sondern der Verfasser will etwas ausdrücken durch diese Form, und es gelingt ihm, die verdinglichte Welt des Kapitalismus darzustellen und durch die eingeflochtenen balladenartigen Biographien von Revolutionären die Neuordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse zu propagieren.

Sylvester Pepper

Erinnerung / Von Jakob Haringer

In meiner Heimat ist alles viel schöner –
der Frühling, die Mädchen und alles Leid.
In meiner Heimat blühn nun die Astern,
da rauschen die Brunnen von alter Zeit.

Da plaudern die Mägde fröhlich vorm Haustor,
da führt man die Pferde zur Tränke, und leis
singen die Fuhrleut die uralten Lieder
von Alpenrosen und Edelweiß.

Wird Manche sich wohl auch mal meiner erinnern,
die Mutter betet für mich, oh sie meint,
daß ich dann glücklich, gescheiter und braver
und all meine Wege mit Sonne bescheint.

Die alte Frau – ach, was weiß sie vom Leben!
Der Vater spielt Billard im kleinen Café,
die Schwester strickt Strümpfe für ihren Jungen,
Verliebte zerpflücken viel Mohn und viel Klee.

Ich denk an all die verlorenen Jahre,
mein Glück, meine Jugend ... ach alles ist Nacht.
Was hab ich mit den viel schönen Blumen –
Was hab ich mit meinem Leben gemacht!

Ihr kleinen Sterne ... o grüßt mir die Heimat!
Ob ich noch einmal die Donau seh!!
Für was hat die alte Frau denn gebetet,
und für wen blüht der rote Mohn und der weiße Klee

Kleine Aktualitäten

Mechanisierung

Der Marathonlauf erinnert bekanntlich an jenen athenischen Läufer, der Anno 490 — stimmt's, Herr Studienrat? — die Nachricht vom Sieg über die persischen Mießnickel in einem ununterbrochenen Lauf von zweiundvierzig Kilometern vom Schlachtfeld bei Marathon ins Große Hauptquartier nach Athen brachte und, als er die Freudenbotschaft verkündet hatte, tot zu Boden stürzte.
(Nebenbei bemerkt: das happy end war in jenen heidnischen Zeiten mangels Kino noch nicht erfunden.)
Und nun liefen sie in Los Angeles Marathon.
Und Ottomar liest mit freudigem Stolz, daß der fabelhafte Argentinier Zabala dabei einen neuen Weltrekord aufgestellt hat.
„Da sieht man also wieder mal, daß unsere Sportsleute heute viel mehr leisten als die ollen Griechen!“ sagt er. „Sie schaffen dieselbe Strecke in bedeutend kürzerer Zeit und fallen nicht tot um!“
„Aber dafür bringen sie auch keine Freudenbotschaften mehr!“ entgegnet jemand nachdenklich.

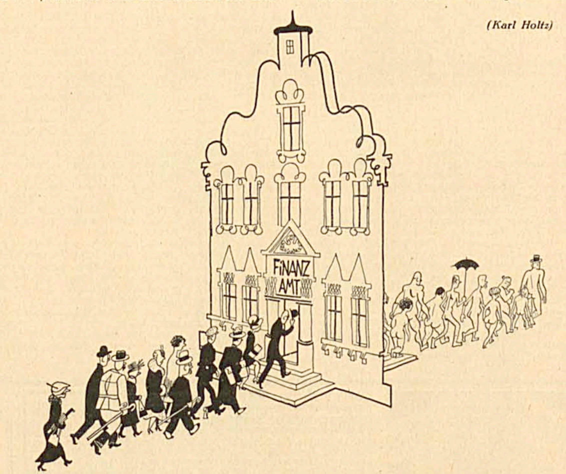
Die Täter entkamen unerkannt

Bombenanschlag in Stettin ... Schüsse in Ortelsburg ... Bombenattentat in Marienburg ... Feuerüberfall in Münsterberg ... Karabinerschüsse in Schönwald ... Handgranatenanschlag in Markowitz ... politischer Mord in Holzhausen bei Dillenburg ... Brandbomben in Neidenburg ... Revolveranschlag in Dittersbach ... Handgranatenwerfer in Heidersdorf und Groß-Kniegnitz ... Schüsse in Waldenburg ... Bombenattentat in Allenstein ... Anschlag in Bischofsburg ...
Immer gegen sozialistische und Zentrumszeitungen, gegen Sozialisten und Kommunisten, gegen Konsumvereine und jüdische Geschäfte.
Immer heißt es am Schluß der Meldung: Die Täter entkamen unerkannt.
„Aber wie ist denn das nur möglich, daß in keinem einzigen Falle die Täter gefaßt wurden?“ wundert sich einer. „Als gleich nach der Wahl der erste Bombenanschlag passierte, da oben in Königsberg, hat die Polizei doch sofort die Täter verhaften können und einwandfrei festgestellt, daß es SA-Leute waren!“
„Ja mein Lieber, damals hatte die Polizei in diesen Sachen auch noch keine Erfahrung!“ belehrt ihn ein Wissender.

hs

Randbemerkung

Der Verein der deutschen Zuckerindustrie hat einen Preis von zehntausend Mark ausgesetzt für denjenigen, der ein neuartiges Verfahren erfindet, um jährlich hunderttausend Zentner Zucker, die in Deutschland unverbraucht bleiben, der Verwendung zuzuführen.
— Man setze die Steuer um neunzig Prozent herab.



(Karl Holtz)

Versuch einer Erklärung für die Zunahme der Nacktkultur in Deutschland

Dr. Bummerls große Entdeckung / Von Stefan Kat

Ist Ihnen nicht auch schon aufgefallen, wie blöd die Leute daherreden?

Da sitzen Sie zum Beispiel mit einem sympathischen jungen Mann am friedlichen Mittagstisch; er hat freundliche Augen, ein hübsches Gesicht, nettes Benehmen; er reicht Ihnen unaufgefordert den Senftiegel herüber, kaut diskret, spricht nicht über das Wetter; und dann, ganz am Ende — Sie strecken eben gesättigt die Beine weg — sagt er plötzlich: „Bitte sehr, legal, — aber gehängt wird doch!", oder: „An allem sind die pfälzischen Krebsforscher schuld!", oder: „Wir brauchen halt wieder einen Krieg!".

Was er sagt, ist so urblöd, steht so im Widerspruch mit seiner von Natur her offenbar friedlichen und gutmütigen Wesensart, daß Sie sich nur wundern können. Ich wenigstens wundere mich; schon seit langem. Und da ich das Vergnügen habe, den Dr. Bummerl zu kennen (von dem haben Sie doch sicher gehört, von diesem scharfsinnigen Enthüller undurchsichtiger Zusammenhänge, diesem erfolgreichen Projektemacher, der in einem kleinen Wiener Kaffeehaus europäische Staatsmänner berät — für fünf Schilling pro guten Rat!), — also ich wandte mich an Dr. Bummerl. Ob ihm dies und das schon aufgefallen sei? Und ob er einen zureichenden Grund dafür wisse, daß die nettesten Leute plötzlich so blöd daherredeten?

„Das Radio beruht auf Wellenschwingungen", begann Dr. Bummerl. Anfangs schien mir, als wollte er mit dieser zweifellos deplacierten Tatsachenfeststellung beweisen, wie sehr meine Anfrage über das unvermittelt blöde Daherreden sachlich berechtigt wäre.

„Nein, nein", lächelte Dr. Bummerl, „das gehört schon dazu, und Sie müssen mich erst mal aussprechen lassen. Also: Das Radio beruht auf Wellenschwingungen. Irgendwo, nicht wahr, ist ein Sender aufgestellt. Der schickt Schlagermusik oder Sonntagspredigten oder Aufklärungsvorträge über Vererbungsgesetze bei afrikanischen Blattläusen in den Äther hinaus. Und überall, wo eine Antenne mit dem entsprechenden Apparat vorhanden ist, wird das alles aufgefangen, nicht wahr."

Pause. Nach diesen reichlich laienhaften Bemerkungen Bummerls dachte ich natürlich erst recht, sogar dieser kluge Dr. Bummerl wäre der sonderbaren Zeitkrankheit zum Opfer gefallen. „Haben Sie mir sonst noch etwas darüber mitzuteilen, lieber Bummerl?", sagte ich deprimiert und stand auf.

„Ja. Nämlich das wichtigste. Das bisher ist doch allgemein bekannt. Das andere allerdings, das habe erst ich aufgedeckt. Haben Sie schon einmal gehört, daß eine dieser armen Antennen die Übernahme einer Sendung verweigert? Wenn ihr zum Beispiel das Hörspiel nicht und nicht gefällt? Es fragt sie kein Mensch. Sie muß. Gleichgültig, ob sie aus feinstem Kupferdraht oder aus Blech besteht, — sie muß. Was sie von sich gibt, hat mit ihr nicht das geringste zu tun, sie hat keine Ahnung, daß sie es tut. Sie gibt einfach weiter, was ihr ein Sender, der auf sie abgestimmt ist, zugeführt hat. Und jetzt, passen Sie auf, kommt meine Entdeckung: das Nervensystem des Menschen ist eine richtiggehende Antenne. Ganz ohne Metapher, im technischen Sinn des Wortes! Um nicht zu lügen: das ist noch gar nicht meine Entdeckung. Sie erinnern sich doch, man hat das ja erst unlängst in allen Zeitungen lesen können. Diese Frau in New-York, die ununterbrochen ihr fremde Musikwerke summte oder Vorträge sprach, die sie nachweislich nicht verstand. Zuerst hielt man sie für verrückt. Bis dann ein paar Professoren draufkamen, daß sie bloß als regelrechte Antenne funktionierte, das Programm des New-Yorker Senders auffing und mit ihrem gutentwickelten Lautsprecher weitergab. Die anderen haben das in der Zeitung gelesen, sich über das Kuriosum gefreut, — und Schluß. Aber ich, das ist schon so meine Art, ich habe weitergedacht. Und bin dem größten Abenteuer aller Zeiten auf die Spur gekommen.

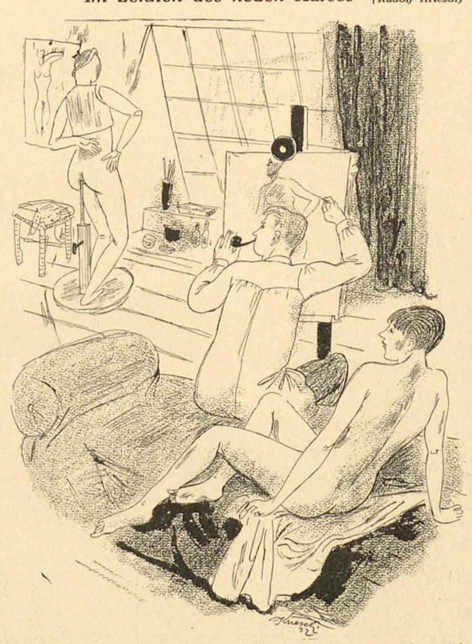
Um es kurz zu machen: Im Jahre 1924 entdeckte ein levantinischer Techniker diese Tatsache, die den Universitätsprofessoren, wie gewöhnlich, erst etwas später auffiel. Ein Levantiner macht aber keine Entdeckungen, sondern Geschäfte. In der Öffentlichkeit schwieg er, im geheimen baute er seinen Plan komplett aus. Konstruierte einen Versuchssender für Menschenantennen; der Apparat funktioniert so, daß die angefunkten Leute, genau wie sonst der Kupferdraht, willenlos und ohne Bewußtsein an ihre Lautsprecher weitergeben, was sie erreicht. Jener allererste Apparat war übrigens in Kottbus aufgestellt und sandte immer wieder den Satz: „Die Republik ist eigentlich gar nicht so arg." An jene Zeit erinnern Sie sich doch noch?

Also, die Probevorführung vor einem kleinen Kreis von Geheiminteressenten bewährte sich. Mit ein paar solchen Apparaten ist der Levantiner ein reicher Mann geworden; er lebt jetzt in Nizza und spielt den ganzen Tag mit Sir Basil Zaharoff Rummy.

Die Folgen kennen Sie ja: Die Menschen geben plötzlich die irrsinnigsten Sachen von sich, — weil nämlich, ohne daß sie es ahnen, einer der Sender aus diesen Lautsprechern spricht. Fünf gibt's im ganzen. So sieht in Wirklichkeit das aus, was die harmlosen Leute Ideologie und ihre erstaunlichen Änderungen nennen. Einfach ein Problem der Technik, und ein gelöstes dazu.

Einen der Apparate hat übrigens ein Berliner, ein gewisser Dr. G., gekauft. Kennen Sie den? So ein Kleiner, Schwarzer . . ."

Im Zeichen des neuen Kurses (Rudolf Kriesch)



„Nee, Kind, jetzt, wo die neue Sittlichkeit ausgebrochen ist, kann ich kein Modell mehr brauchen, da zeichne ich meine Akte lieber nach der Gliederpuppe."

Vom Tage

Der Däne Peter Nissen hat eine Wanderschaft zu Fuß um die ganze Welt gemacht. Er benutzte nicht einmal die Bahn oder sonst ein Vehikel, trug alte Anzüge auf und ging in Pantoffeln. Seinen Lebensunterhalt erwarb er sich durch Schreiben von Feuilletons. — Drum.

Teha

Heiliges Notwehrrecht

Monatelang hatte ihn das Schild „Aron Silberstein, Herren- und Knabenbekleidung", bis aufs Blut gereizt. Es hatte ihn belästigt, beleidigt, beschimpft, sein arisches Empfinden in den Kot gezerrt und mit schmutzigen Plattfüßen getreten.

Er hatte schweigend gelitten. Für Deutschland.

Doch als er gestern wieder vorbeiging, geschah der heimtückische feige Überfall. Das Schild „Aron Silberstein, Herren- und Knabenbekleidung", leuchtete frischgemalt in der Sonne und versuchte ihm mit reflektierten Lichtstrahlenbündeln die Blauaugen auszustechen; üble Lack- und Firnisdüfte drangen ihm beizend in Mund und Nase und suchten ihn auf hinterhältige Weise kampfunfähig zu machen; die Buchstaben des verruchten Schildes führten wilddrohende orientalische Kriegstänze auf und wollten sich mit scharfen Spitzen auf ihn stürzen...

Um sein Leben zu retten, blieb ihm nur das heilige Recht der Notwehr. Er verteidigte sich löwenkühn mit der ersten besten Waffe, die ihm in die Hände kam.

Es waren zufällig fünf Handgranaten und zwei Brandbomben, sowie ein Armeerevolver 08. So gut es ging, setzte er sich mit diesen unzulänglichen Mitteln gegen das furchtbare Schild zur Wehr und schlug endlich den Angreifer siegreich in die Flucht.

Hierauf sang er entblößten Hauptes das Horst-Wessel-Lied.

Furchtbare Drohung

In den Kämpfen um den Gran Chaco haben Töchter und Schwestern von Offizieren einen „Bund der Mädchen" gebildet, der als Amazonen-Bataillon an der Front teilnimmt. Sie haben auf die Fahne einen Eid geleistet: solange der Gran Chaco nicht wieder im Besitz von Paraguay sei, wollten sie keinen Puder und keine Schminke auflegen.

— Die Wirkung auf die Feinde, die ihnen ins Antlitz sehen müssen, bleibt abzuwarten.

Teha

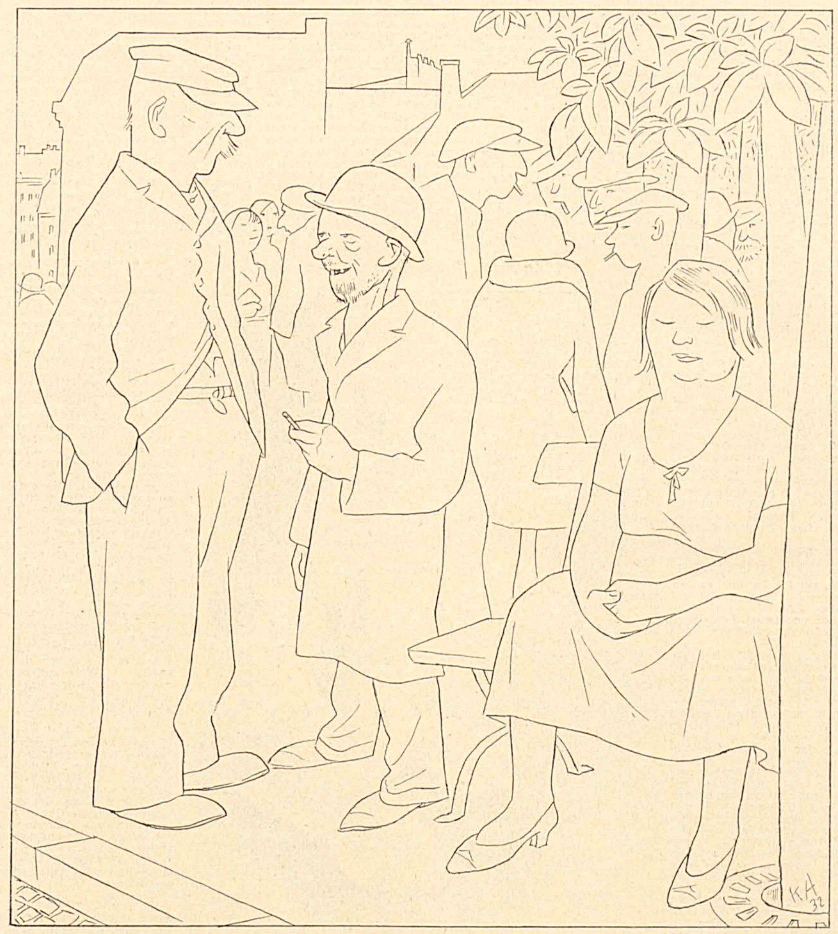
Ein Inserat

Ich suche Anschluß an nationalsoz. Familie, wo ich mich betätigen kann. 33, ledig, ev.
Tierarzt Tilch, Berlin N. 20, Schönstedtstr. 1.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Arbeitslosenproblem gelöst!

(Karl Arnold)



„Immer mal wieder Stadtrats-Gemeinde-Landtags- und Reichstags-Wahl. Mittenmang mal 'n kleenes Volksbegehren oder Abstimmung über die Staatsform — so sinn wa endlich vollauf beschäftigt!"

Lieber Simplicissimus!

Anläßlich eines Volksfestes in Dachau sind auf dem dortigen Bahnhof scheinbar mehr Wagen bereitgestellt als sonst. Da die zur Verfügung stehenden Fahrtrichtungsschilder offenbar nicht an die eingesetzten Wagen passen, sind statt dessen große Schilder mit schwarzem Grund, wie Schiefertafeln, an den Wagen angehängt. Auf diesen steht mit Kreide geschrieben — oh, nein, nicht die Fahrtrichtung! Die Reichsbahn hält auf Solidität und rechnet damit, daß Kreide sich verwischen könnte, — nein, es steht groß darauf: „Das Fahrtrichtungsschild befindet sich im Abort des Wagens!"

Der Hochsommer spricht:

Menschenskind, nun sieh doch zu,
wie die Malven wieder steigen,
wie sich alle Äste neigen,
schwer von Früchten ... Aber du?
— O du Schafskopf!

Ganz verschwiegen geht's da her.
Du hast unterdes spektakelt,
Schaum geschlagen und mirakelt.
Und nun stehst du dürr und leer.
— O du Schafskopf!

Dr. Owlglaß

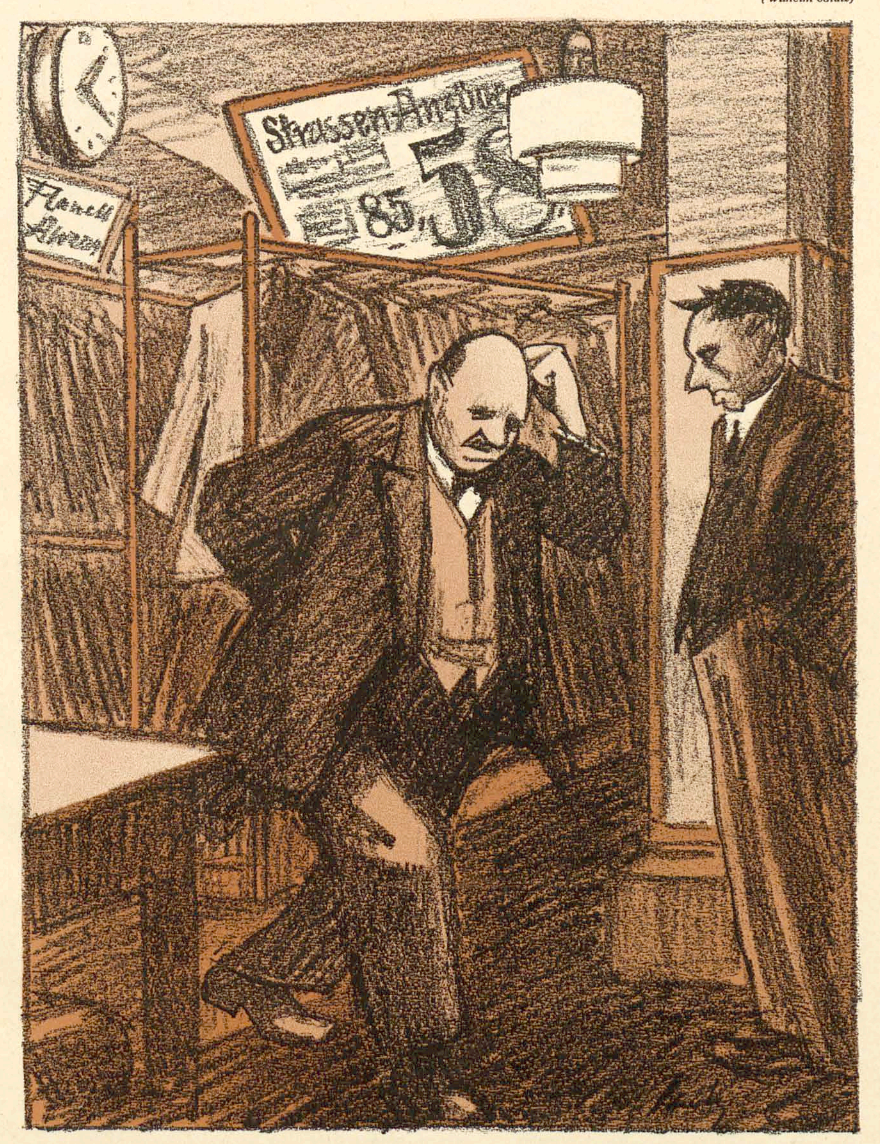
Versicherung gegen Durchfall

Die Wiener Theaterkritiker schreiben fast ausnahmslos Theaterstücke, die sie gern an Wiener Bühnen uraufführen lassen, das können sie ohne jedes Risiko tun, denn auch ein Kritiker hackt dem andern kein Auge aus.
Unlängst nun bewarb sich ein bekannter Bühnenautor um den eben freigewordenen Posten des Theaterreferenten bei einem Wiener Morgenblatt.
„Ist Ihr neues Stück denn gar so schlecht?" erkundigte sich der Chefredakteur voll Teilnahme.

Spt.

Deutsche Konfektionskrise

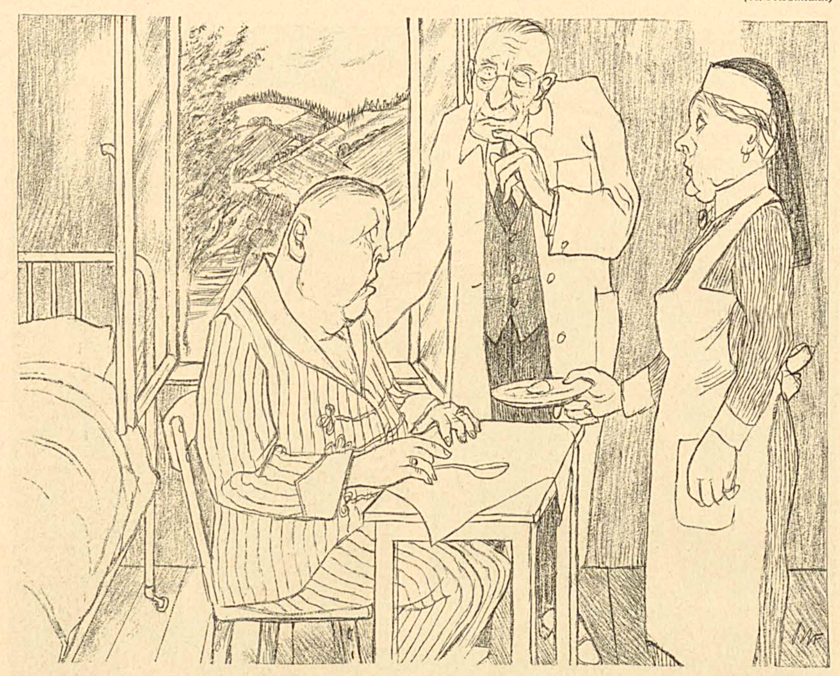
(Wilhelm Schulz)



„Was sollen wir um Himmels willen mit unseren Zivilanzügen anfangen, wenn alle Deutsche doch nur noch Parteiuniformen tragen?"

Diät-Sanatorium

(M. Frischmann)



„Sehen Sie, Herr Direktor, diese Speise enthält nun alle für die Ernährung nötigen Vitamine!"
„Aha, da sieht man wieder mal, daß das Volk noch immer viel zu viel futtert!"

Kleine Geschichten

Sächsisches Gemüt

Vor einiger Zeit hatte ich im tiefsten Sachsen — in der Nähe von Dresden — das Pech, zusammen mit einer Freundin einen glücklicherweise harmlosen Autounfall zu erleiden. Neben zwei kaputten Wagen waren einige blutige Schrammen des Kraftwagenführers die einzigen betrüblichen Folgen. Immerhin genügten sie, uns das Interesse und das Mitgefühl der bald zahlreich versammelten Landbevölkerung zu sichern. Eine biedere Bauersfrau gab dabei ihrer Befriedigung über den glimpflichen Ausgang des Unfalls mit dem klassischen — so wohl nur in Sachsen möglichen — Satze Ausdruck: „Nee, wissnse, —, ich gann Sie nähmlich geene Leichen sähn. — — — Wenn'ch nu so denke, wenn die beeden hibschn Fräulleins nu dood gewäsen wärn, — — — mir wär'n ganz'n Daach schlecht gewäsn."

Anfang vom Glück

Der Abendzug Dresden—Leipzig hatte eine Viertelstunde Aufenthalt in Riesa. Was soll man beginnen in der langen Zeit? Man schaut sich, vom Fenster aus, das Leben und Treiben auf dem Bahnsteig an. Und da gab es in meiner dichtesten Nähe ein herztrauliches Bild zu sehen: ein frischvermähltes Ehepaar stieg in das Abteil neben mir, kletterte, nachdem das Gepäck verstaut, wieder heraus und nahm, zehn Minuten lang, ebenso gefühlvollen wie lauten Abschied von drei oder vier Verwandten.
Einmal hat auch ein Aufenthalt in Riesa ein Ende. Der Rotbemützte hob den Stab. Der Zug, nur schwach besetzt, rollte an. Neben mir wurde, solange es möglich war, heftig gewinkt. Darauf:
Sie: „Ändlich allain! Mai Gurdl!"
Er: „Chah frailich, mai Härze!"
Sie: „Hach duuu —!"
Lange Pause, vom Stuckern des Zuges übertönt.
Dann wieder er, auftauchend aus einer Flut von Küssen: „. . . unn wämmrsj forschdälld, daßj die andrn jädsd noch egal besaufn dun genn'n —!"

Jojakim

Das Zentrum

Donnerwetter, das war nicht übel!
Hiebe flogen und Unratkübel
(letztre zumeist von der anderen Seite).
Aber so leicht geht das Zentrum nicht pleite.
Was auch im übrigen sonst geschah —
unerschütterlich steht es da.

Bruttelt's jetzt nein oder lispelt es ja?

Wird es trutzen und opponieren?
Wird es „von Fall zu Fall" tolerieren?
Wird sich's ersprießlicher Mitarbeit weih'n?
Wird es der pfiffige Wagscheißer sein?

Grundsätze hat es, das muß man ihm lassen.
Bloß kann man's leider niemals dran fassen;
denn sein bewährtester hieß ja von je:
il ne faut dire ni toujours ni jamais!

Ratatöskr

Der Materialist

Sitzt eine Dame im Kaffeehaus und liest Zeitung. Unweit von ihr sitzt ein Herr, der gebannt auf ihre Beine starrt. Sie bemerkt es, lächelt, schlägt diskret die Beine übereinander, zieht ganz unabsichtlich den Rock ein wenig hinauf — und die Aussicht wird zur Augenweide.
Der Herr bekommt Stielaugen, rutscht unruhig auf seinem Sessel hin und her, steht endlich auf, nähert sich dem Tisch der ihn kokett erwartungsvoll ansehenden Dame, bückt sich, hebt etwas auf und sagt freundlich grinsend: „Entschuldigen schon, aber ich hab' nur den Schilling aufheb'n woll'n, der was da g'leg'n is — jetzt können S' Ihnen schon wieder zuadecken!"

H. K. B.

Reisen bildet

Wir steigen in Rom von der seit einiger Zeit zugänglichen Kolosseum-Seite auf das Forum romanum, um den Palatin zu betrachten, als beim Titus-Bogen zwei ältliche Damen neben uns treten, die soeben alles Sehenswürdige zur Kenntnis genommen haben.
Die eine sagt: „Tjaja — hier ham nun also die Römer gehaust."
Die andere sagt: „Tjaja — aber da waren se noch Heiden."

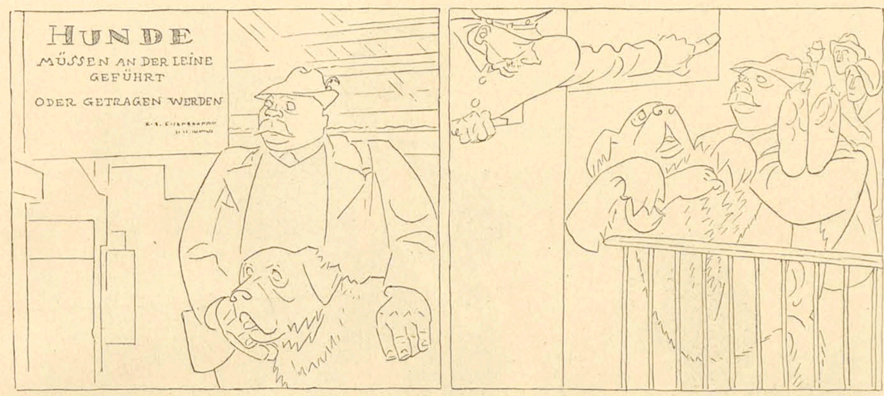
Hans Reimann

Auch ein Goetheverehrer

Bei der Aufführung von Torquato Tasso, anläßlich des Goethejahrs, hört der amtierende Feuerwehrmann angestrengt zu und äußert sich endlich: „Dös is aber schwer zu verstehe — ja, des war a beeser Mensch, der Goethe."

Tragődie des Alltags

(Olaf Gulbransson)



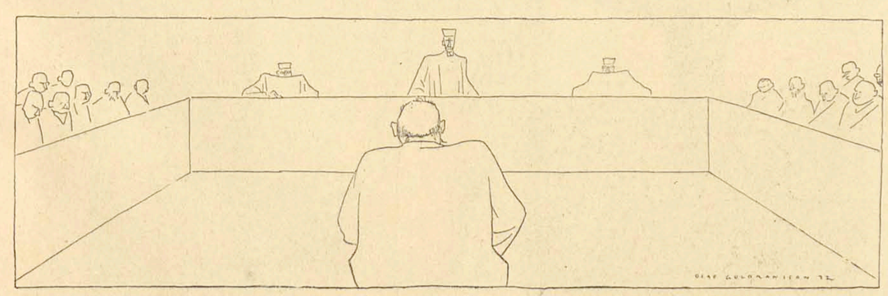
„Da schaug' hi, Azorl, trag'n muaßt werd'n, wei ma koa Leine net hab'n."

„Glei gehn S' naus! Dős Mistviech g'hőrt in' Viechwag'n eini, so a Trumm is do ka Schoßhund net!"



„Geh, Azorl, sei a weng liab mit dem Herrl und gib eahm a Busserl!"

„Bluatsa!! Beamtenbeleidigung!! Mi trifft pfeig'rad der Schlag . . .!"



„Der Angeklagte Xaver Hinterstoißer wird wegen Beamtenbeleidigung mit tődlichem Ausgang in Idealkonkurrenz mit bőswilliger Verächtlichmachung eines Reichsbeamten zweimal zum Tode, sowie zu vier Wochen Gefängnis unter Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von zweieinhalb Jahren verurteilt. Der Hund Azorl wird eingezogen."

„Christlich-deutsche Volkskultur“

(E. Thöny)



„Schade lieber Freund, daß wir uns nicht früher kennen gelernt haben. Heutzutage weiß man nie, ob ein Handkuß zu viel nicht schon eine ‚kulturelle Zersetzungserscheinung‘ bedeutet.“

Stuttgart, 4. September 1932 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 23

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Deutsche Tragik

(Th. Th. Heine)



„Jeder möchte den Wagen führen, aber keinen kümmert's, ob ich gut fahre!"

Wehmütiger Nekrolog / *Von Karl Kinndt*

Die deutsche Republik ist sanft entschlafen,
ihr Tod ward nicht mal offiziell vermerkt —
und nun bedroht man schon mit schweren Strafen
die, die dereinst den Rücken ihr gestärkt.

Als „aufbauwillig" aber gelten jene,
die offen-zielbewußt sie umgebracht:
an ihrem Grabe schmiedet man die Pläne
für einen streng legalen Marsch zur Macht.

Man darf selbst ihre Flagge nicht mehr zeigen
in Anhalt und im Mecklenburger Land —
Sie ist vergessen — und der Rest ist Schweigen —
sie ließ sich meucheln ohne Widerstand —

Nichts blieb von ihr als einzig noch ihr Name
— auf dem Papier — man spricht ihn ungern aus —
Tja, denkt man so zurück: die alte Dame
war eigentlich nie richtig Herr im Haus!

Aus steter Sorge um ihr zartes Leben,
aus Angst vor allem, was zum Kampfe führt,
hat sie sich jedem willig hingegeben,
der nur die Existenz ihr garantiert.

Vielleicht war sie in Wirklichkeit ein Zwitter
und fand nur deshalb keinen starken Mann —?
So blieb ihr Dasein arm und leer und bitter,
bis es nun ruhmlos still ins Nichts zerrann —

Der Einbrecher / Von Bruno Wolfgang

Frau Bisam hatte keinen Rausch, sie war nur leicht angetrunken. Das kam immer dann vor, wenn sie waschen ging. Denn die Wäscherinnen brauchen den Wein nötiger als Wasser. Vormittags hatte Frau Bisam noch die Wäsche der Frau Notarin auszuwinden und im Garten aufzuhängen gehabt. Nachmittags hatte sie ein wenig gezecht und sich dann nach Hause begeben, um sich auszuschlafen. Sie warf sich, wie sie war, auf das Bett im Zimmer, zog sich die Decke über das Gesicht und schlief ein. Ihr Mann, der beim Bau der Talsperre beschäftigt war, kam erst morgen früh. Sie hatte Zeit und Muße, sich gründlich auszuschlafen. Als sie erwachte, war es bereits dunkel. Sie streckte sich ein wenig, gähnte und blieb dann noch im Halbschlummer liegen. Es war angenehm, vor sich hin zu duseln. Sie hatte keinen Hunger. Nur Durst. Aber sie konnte sich nicht entschließen aufzustehen. Sie lag so bequem, und unter der Decke war es warm wie in einem Kuhstall.

Da hörte sie ein leises Kratzen von der Wohnungstüre her. Eine Maus? Sie hielt den Atem an und horchte. Nein. Es war irgendein Metallklang dabei. Der Mann? Unmöglich. Er kam nie vor acht Uhr früh. Und es war noch nicht einmal Mitternacht. Die Türe wurde behutsam geöffnet, und ganz leise Schritte tappten, ein wenig scharrend, durch die Küche. Also doch der Mann? Offenbar wollte er sie überraschen. Nun, da war es ein Spaß, ihm zuvorzukommen. Lautlos glitt sie aus dem Bett und stellte sich im Winkel neben der Küchentüre auf. Die Türe öffnete sich langsam, der Mann schob sich herein. Jetzt los, ehe er das Licht anknipst. „Puh!" machte sie mit ihrer Bärenstimme und umschlang ihn mit ihren starken Armen. „Gelt, jetzt hab' ich dich erschreckt?"

Der Mann war tatsächlich erschrocken. Er suchte sich mit verzweifelten Anstrengungen loszumachen. „Oha!" rief Frau Bisam, umklammerte den Ankömmling noch fester mit einem Arm und drehte mit der freien Hand das Licht auf. Sie hielt nicht ihren Mann in den Armen, sondern einen ganz jungen Burschen, der nun angesichts der plötzlich veränderten Lage jeden Widerstand aufgab und zusammensackte.

„Einbrechen? Bei uns? Ha, ha!" schrie Frau Bisam und schüttelte sich vor Lachen. „Na, du verstehst dein G'schäft, das muß ich sagen!"

Sie ließ ihn los, setzte sich auf einen Stuhl vor die Tür und betrachtete ihn genauer. Er war ein schmächtiger, junger Bursche, kaum zwanzig Jahre alt, mit hübschen Gesichtszügen, die an die sympathische Verworfenheit der Kinoverbrecher erinnerten. Die Haare hingen ihm wirr in die Stirn, und sein hageres Gesicht war blaß und abgezehrt. Der zerschlissene Anzug, den er offenbar an irgendeiner Tür erbettelt hatte, mischte in sonderbarem Verein erborgte Eleganz mit angestammtem Elend, in den Schuhen klafften breite Risse.

„Setz dich doch wenigstens, du Held", sprach Frau Bisam mitleidig. Denn sie hatte ein gutes Herz. Der Bursche nahm gehorsam auf dem Bettrand Platz und starrte die Frau an wie ein Gespenst.

„Mein Gott", fuhr sie fort, „du schaust ja aus wie ein Kind im Spiritus. Ist das dein erster . . ."

Der Bursche nickte.

„Und macht dir wenigstens draußen einer die Mauer?"

„Nein."

„Auch nicht? Du bist ja ein Rindviech! Hast du die Arbeitslose, he . . .?"

„Nein."

„Na, und der Vater?"

„Der Vater hat die Mutter mit vier Kindern sitzen lassen und ist mit einer andern davon."

„So, so. Na freilich, was bleibt dir da anderes übrig? Aber grad bei mir? Hörst, mir scheint, du bist ein Pechvogel. Hast Hunger, he?"

Sie brachte aus der Küche eine Speckschwarte und ein Stück Brot.

„Da, iß, du Künstler."

Unter dem Bett stand eine halbvolle Flasche mit Wein. Sie schenkte ihm ein Glas voll. Der Bursche erholte sich rasch von seinem Schrecken. Er aß und trank. Seine Wangen röteten sich. Er saß jetzt beim Tisch, und vom Bettrand her sah ihm Frau Bisam wohlgefällig zu, die Hände auf die kräftigen Schenkel gestemmt.

„Beim Einbrechen ist es so wie beim Schwammerlsuchen. Du mußt schon vorher wissen, wo was wachst. Zum Beispiel beim Notar, zwei Häuser weiter, da ist ein G'schäft zu machen. Oder beim Weinhändler Holzknecht in der Mühlgasse, oder beim Herrn Ingenieur Sachs, Fuhrmanngasse 2, oder beim Spediteur Brunner Adolf, Alfonsgasse, das gelbe Eckhaus. Das sind Adressen, ja. Alles ebenerdig, nirgends ein Hundsviech. Und Sonntag gehn die Herrschaften ins Varieteh und die Mädln ins Kino. Das sind Leut. Aber ich? . . . Und auf alle Fälle, hörst, mußt du dir doch wenigstens ein Kappl aufsetzen, damit du einer Amtsperson gleichschaust. Zuerst anläuten. Macht niemand auf, gut. Macht aber doch wer auf, dann sagst ihm, du bist von der Gas oder vom Elektrischen und mußt den Zähler untersuchen. Nur recht grob sein, damit man dir's glaubt. So kannst du jeden Doktor anschmieren. Ein Kappl wirkt Wunder. Sie halten dir noch die Leiter, damit dir nichts passiert, kannst mir's glauben. Wart einmal . . ."

Sie kramte im Kasten und brachte dem Burschen eine alte Tellerkappe. „Da, nimm. Die ist von meinem Mann, wie er noch bei der Gas war. Sie paßt dir ganz gut." Sie strich ihm die Haare glatt und setzte ihm die Kappe auf. „Schaust ganz lieb aus. Nur einbrechen kannst halt nicht."

Der Bursche wollte einige Dankesworte stammeln. Aber sie wehrte ab. „Nichts zu danken. Ich hab' ein gutes Herz. Du hast Glück g'habt. Da hast noch ein Hemd, sonst zahlt sich's dir ja gar nicht aus. Nimm's nur. Brauchst dir kein Gewissen deswegen machen. Ich hab's bei der Notarin mitgehn lassen. Das mach ich jeden Waschtag, und die Gnädige hat keine Ahnung. Und da, diese alten Filzpatschen kannst du auch brauchen. Schuh' hört man kratzen. Na, und eine Mark könnt' ich zur Not entbehren."

Überwältigt durch soviel Güte stand der Einbrecher da und stotterte: „Und gerade bei Ihnen wollt' ich . . ."

„Halt's Maul, du hast ja nicht im voraus wissen können, daß du zu der anständigsten Frau im ganzen Viertel kommst."

Sie lachte, er lachte auch. Dann trank er sein Glas aus.

„Jetzt geh ich."

„Wo wohnst du denn?"

„Nirgends." Das Lächeln verschwand wieder.

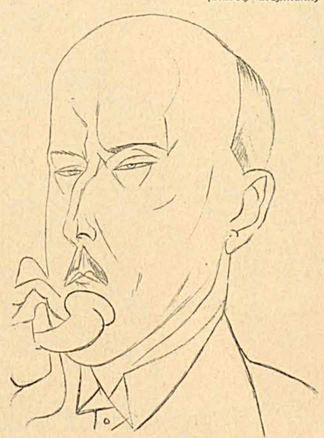
„Kein Unterstand?" Auch sie wurde ernst. Sie dachte nach und ging langsam in die Küche hinaus. Sie sah auf die Uhr. Es war erst halb eins. Er war ihr zögernd nachgefolgt und stand in der Tür mit gesenktem Kopf. Sie schob mit heftigem Ruck den Riegel vor, drehte den Schlüssel um und setzte noch einen Stuhl vor die Tür.

„Ich . . . ich gehe jetzt . . .", sprach der Bursche leise, fast mädchenhaft schüchtern.

„Nein!" erwiderte sie mit rauher Stimme und drehte tief aufatmend das Licht ab. Und während sie ihn im Dunkel ins Zimmer zurückschob, flüsterte sie zärtlich: „Hab' keine Angst. Wir sind gegen Einbruch versichert."

Berliner Köpfe

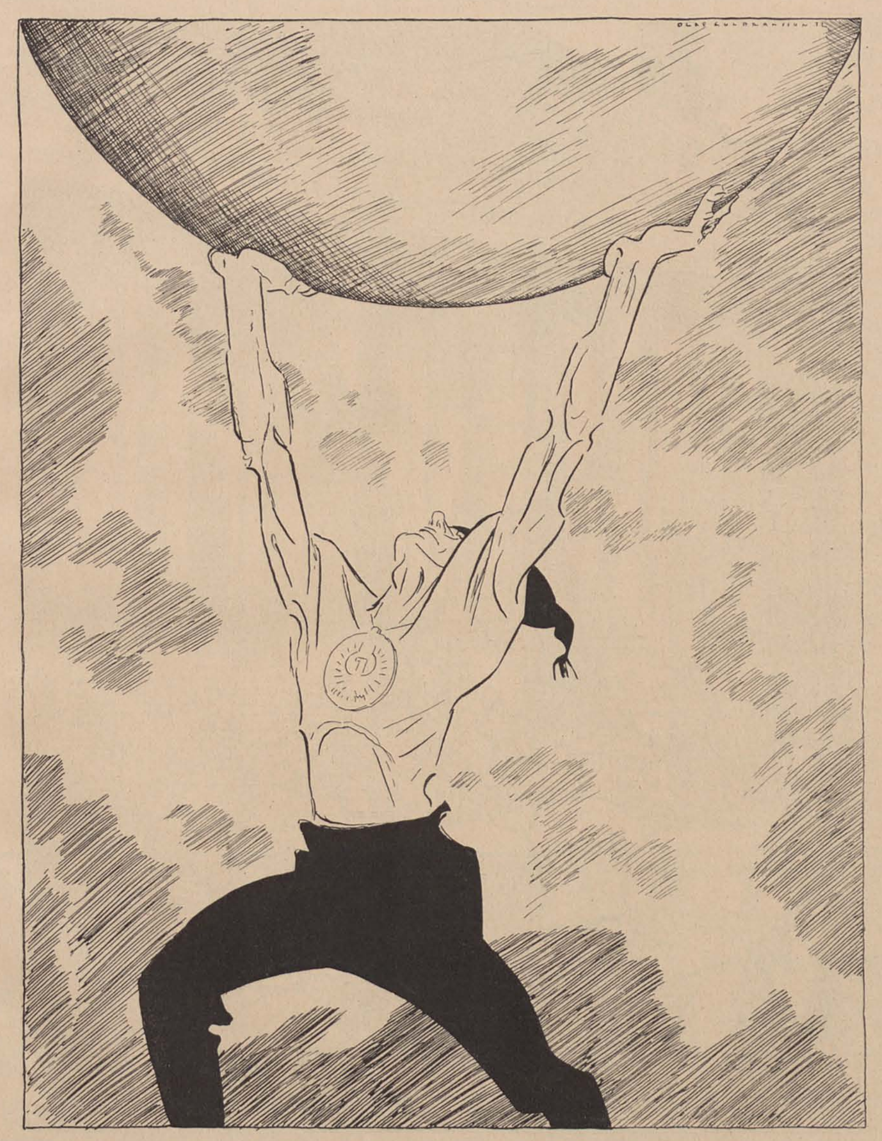
(Rudolf Großmann)



Max von Schillings
Präsident der Akademie der bildenden Künste

Der deutsche Sport

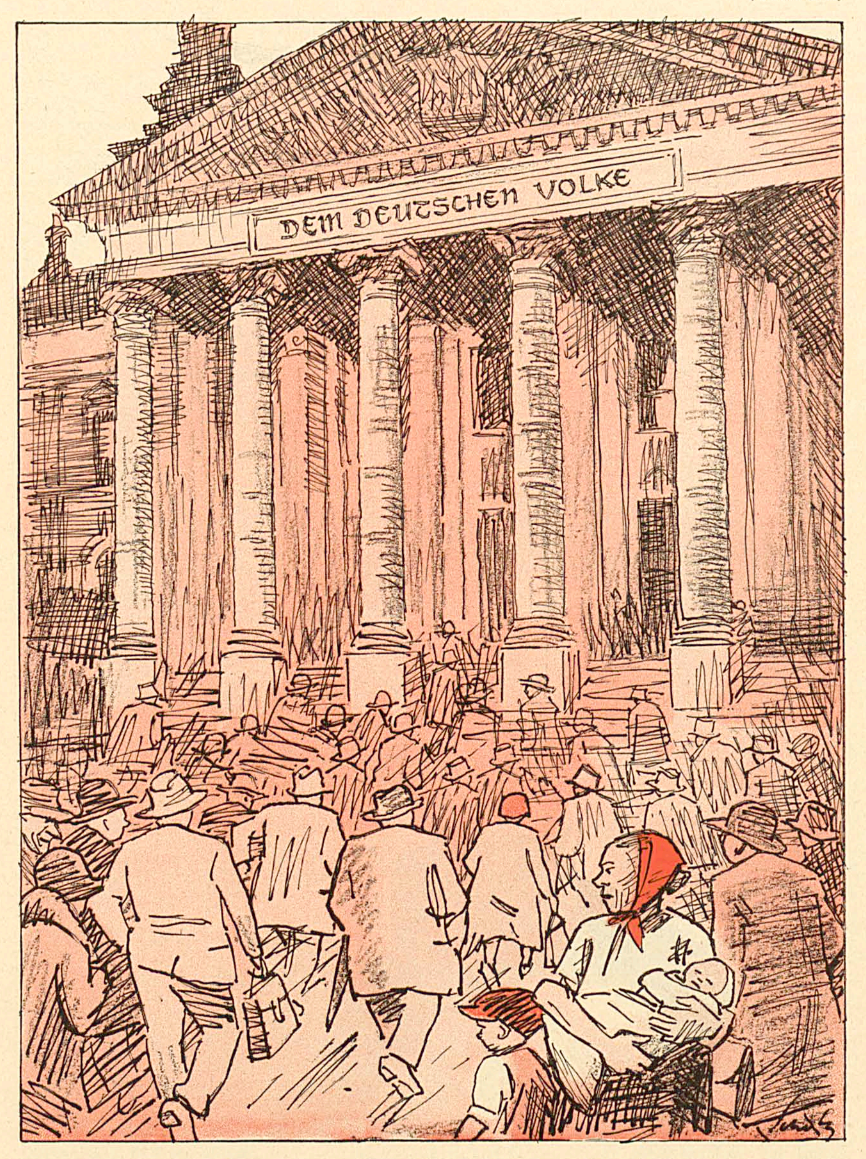
(Olaf Gulbransson)



Deutschland hat bei den Olympischen Spielen die Goldmedaille für Gewichtheben gewonnen. – Kein Wunder, da es eine Welt von Elend zu tragen gewohnt ist!

Reichstagseröffnung

(Wilhelm Schulz)



„Immer mal wieder ein neuer Reichstag — aber unser Elend bleibt das alte!"

Auf dem Reichstags-W. C. / von Fred Endrikat

Szene: Auf der Toilette des Deutschen Reichstags.

Personen: Klara, die Toilettenfrau; Adolf, der Toilettenmann. Man hört hinter der Szene eine laute Stimme: „Jawohl, meine Herren, diese Wirtschaft muß aufhören. Alles muß in Grund und Boden gehauen werden. Stellt die Halunken an die Wand!“ (Lautes Pfeifen und Bravo- und Pfuirufe, Glocke des Präsidenten:) „Ich schließe die Sitzung!“

Adolf: Na, det is ja wiedermal eene stirmische Sitzung. Die ham sich ja jrindlich bei de Keppe.

Klara: Det sin deine lieben Herrn Parteikollejen von de rechte Flanke. Die baun det dritte Reich uff, mit de Jummiknippel.

Adolf: Meckere nich, Klara, det vastehste nich. Det vasteh ick selber kaum. Kiek mal, ick bin een ehemalijer preißischer Vizewachtmeester mit Zivil-Vasorjungsschein un langjährjer Klosettjee des Deitschen Reichstages un kenn den janzen Rummel ausn ff. Da hinten drin in mein Jeheimkabinett liecht een janzes Stick deitscher Weltpolitik un Diplomatie. Ick sare dir, Klara, uns kann nur eene Diktatur retten. Wir brauchen 'nen Bismarck oder 'nen Mussolini.

Klara: Adolf, quassele keene Makelatur. Ick bin politisch durch un durch jebildet un links orientiert. Ick ha ja von Lilly Braun „Die Memorjen eener Sozialistin“ jelesen. Aber die is mir nich links extrem jenuch.

Adolf: Det merkt man ooch jleich an dein Benimm. Prolet bleibt Prolet. Ick ha im Laufe von meine langjährije Praxis die filosofische Betrachtung anjestellt, det ick janz jenau am Stuhl feststellen kann, wer bei mir zu Jast jewesen is, ob det een Prolet oder een Aristokrat jewesen is.

Klara: Det mußte mir doch nich erzählen, du oller Pulverkopp. Ick ha jenau det Jejenteil festjestellt, ob de Hummern oder Kohlrieben ißt, ob de Fusel oder Schampanja drinkst, et kommt allens uff eens raus — det Resultat is jenau det selbije. Jedenfalls det eene steht bombenfest, det de jeistije Elite bei uns im linken Fliejel vatreten is.

Adolf: Jeh bloß weg mit eire jeistije Elite. Nich mal reenet deitsch quatschen diese Brieder. Du hast doch den ollen Zehnjebote-Hoffmann von de Sozis jekannt. Den ha ick mal wejen de Jramatik uffn Zahn jefiehlt. Ick ha zu ihm jesagt: Herr Hoffmann, ha ick zu ihm jesacht, se sin doch 'n jebildeter Mensch. Ick will se nu mal 'n Vorschlach machen. Se kenn bei mir während de janze Lejislatur-Perjode jratis ihre Jeschäfte varichten, wenn se mir aklären, wie det nu eejentlich richtich is in de deitsche Sprache, heeßt det nu eejentlich „mir“ oder heeßt det „mich“. Da hat er ers mal tief Atem jeholt, un denn fing er an, von wejen Akusativ un Jennitiv un Davit un Sekativ, denn quatschte er noch wat von dritten Fall un vierten Fall un Sindenfall. Da ha ick zu ihm jesacht: „Danke scheen, Herr Hoffmann, aba ick merke, Se wissen es ooch nich.“ Siehste det is de jeistije Elite vom linken Fliejel.

Klara: Det is eene jroße Nebensache. Uff det mir un mich kommt et nich an, de Hauptsache is, det se det Mein von Dein untascheiden kenn. Ihr Herren von rechts seid unjerecht un predicht den Haß un Kriech. Zum Beispiel schreit ihr bei jede Jelegenheit: Juden raus! Akläre mir bloß, wat habt ihr eijentlich jejen de Juden?

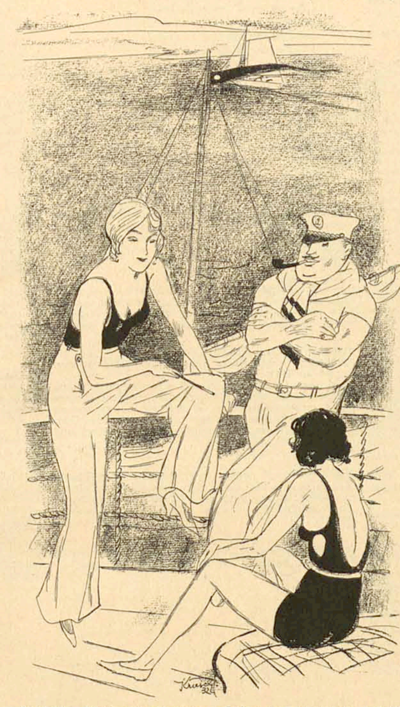
Adolf: Ick persönlich ha reene jarnischt jejen de Juden. Im Jejenteil, ick ha darunter schon sehr anständije Menschen jefunden. Aber et steht nu eben in unser Parteiprojramm, un als konsekwenter Deitscher muß man em daran festhalten.

Klara: So, nu bin ick jenau so schlau wie vorher. Na sare mal, wenn nu so een Jude zu dir uffn Clo kommt un jibt dir nachher sein Jroschen odern Sechser, wie vahält sich denn det mit dein Parteiprojramm un deine Konsekwenz? Denn nimmste doch dein Sechser ooch von een' Juden an, oder nich?

Adolf: Det is etwas janz anderes. Det is reine jeschäftlich. Son Pinkelsechser der besudelt mein völkisches Empfinden nich im jeringsten. Aber ick sehe wieder, wir sind zwee entjejenjesetzte Welten. Wir werden uns nie vastehn.

Klara: Wir sind ebend wie die beeden Keenichskinder: Se konnten zusammen nich kommen, det Wasser war ville zu tief.

Verdiente Ruhe (Rudolf Kriesch)



„Seht ihr, Kinder, mein ganzes Leben war nischt als Arbeit. Erst jetzt, wo ich pleite bin, hab' ich endlich Zeit für 'n jesunden Sport.“

Spuk im Funk

Von Kiekmal Den

Eines schwülen Sommertags also . . . wer paßt da schon groß auf!

„Na, is ja doch wieder 'n ganz süßes Prografmmchen geworden! Wenn bloß die Zeit vergeht!“, sagte, dienstlich gähnend, der gute alte Hilfsregisseur. „Gleich darf ich zu Muttern!“

Da kam der Zwischenfall. Donnerschlag! Das hätte den Kragen kosten können!

Der geschätzte Autor, der zwischen Musikalien und Vortragsgeneck zehn Minuten Eigenes zwitschern gedurft hatte — natürlich nicht Kulturbol — Sie verstehen, Leser, sondern was Ordentliches, Saftundkraftspritzendes, kurz: das Mickrigste, was ihm seit Jahren aus der Maschine gerutscht war . . . also der Autor hielt gerade das Grapschhändchen hin, den Sündenlohn zu empfangen. Die Sekretärin zählte auf, aber scheinbar stimmte was nicht; dreißig Emm schienen sich verflüchtigt zu haben. (Irrtum übrigens, wie sich nachher zeigte.) Große Aufregung — wie von solchen, wenn sie schon mal Geld besehn, nicht anders zu erwarten: „Unerhört! Ich beschwere mich! Der Funk verdient Millionen und zahlt was — ? Ich werd' mich hüten, zu sagen: einen Dreck!“ In der Art.

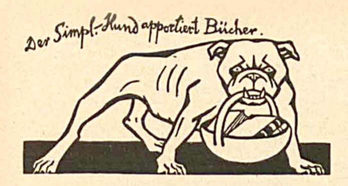
Es wäre noch eine Weile so weiter gegangen, wenn nicht plötzlich kreideweiß, Finger am Mund, der gute alte Hilfsgeist auf Zehen in den Raum geschwebt wäre: Psch! Barmherzigkeit!

Es war noch nicht umgestellt gewesen! (Eines schwülen Sommertags, wie gesagt; wer paßt da schon groß auf!)

Die Autorenflüche hatten sich, statt wenigstens resigniert innerhalb der Hausleitung zu bleiben, eigenmächtig einen Weg ins Weltall gebahnt. So geschah es, daß die verblüfften Teilnehmer einmal mit Entzücken die Sprache der Natur zu hören bekamen.

Was anderntags Autor und Hilfsgeist von der Intendanz zu hören bekamen, wäre zwar für die Hörer auch nicht uninteressant gewesen — aber diesmal geschah kein sträflicher Irrtum. Zweimal geschieht so etwas nie.

Na ja, das Publikum hat natürlich keinen Rechtsanspruch, sich beim Funk zu unterhalten — womöglich gar noch gut — aber Versehen kommen, wie man sieht, doch einmal vor, und dann kann es direkt amüsant werden. Unberufen — !



Blair Niles: „Teufelsinsel". (Drei-Masken-Verlag, Berlin.)

Der Name der Teufelsinsel, auf der einst der Major Dreyfus unschuldig gelitten hat, steht für das ganze große Territorium der französischen Strafkolonie Guyana. Blair Niles, eine Amerikanerin, berichtet, wie es dort zugeht, berichtet sehr glaubwürdig und einfach aus eigener Anschauung und aus den Erzählungen der Sträflinge. Man hat garnicht den Eindruck des Tendenziösen oder der Sensationsmacherei, damit ein „interessantes", gruseliges Buch entsteht. Aber was entsteht, ist erschütternd, empörend, unbegreiflich. Es entsteht das durchaus wahrhaftig anmutende Bild einer Strafvollstreckung, die ins Mittelalter gehört und einer großen Nation wie Frankreich, der Verkünderin der Menschenrechte, mehr als unwürdig ist. Man ist immer geneigt, den Begriff Guyana in die Vergangenheit zu schieben. Nein, heute, in dieser Stunde, läuft die Schande weiter, wie sie vor Jahrzehnten schon lief und wie sie vielen Zehntausenden die Gesundheit zerfressen und die Seele zerstört hat. Blair Niles' Buch müßte ein Weckruf werden, die Franzosen müßten endlich begreifen, wie sehr sie sich mit Schmach bedecken, wenn sie die Hölle Guyana weiter wüten lassen gegen Wehrlose, gegen Menschen, die „gebessert" werden sollen.

A. M. Frey

K. H. Waggerl: Das Wiesenbuch. Mit 16 Scherenschnitten des Verfassers. (Insel-Bücherei Nr. 426. Insel-Verlag, Leipzig.)

In diesen beschwingten Seiten ist nichts als das Lied einer Wiese, die Gerüche der Beeren und Kräuter, die Stille des blauen Himmels, Abendwerden und Morgenwerden. Die Bauern führen ihr einfaches Leben. Die Baumblüte kommt, die Säfte im Boden rühren sich, der Kuckuck schreit. Während man liest, ist es genau, als läge man selbst mit dem Rücken im Gras. Brennesseln, Disteln und Glockenblumen hat der Dichter sehr schwungvoll und dekorativ, ganz österreichisch, zu Bildern geschnitten, schwarzweiß, reizende Zierlichkeiten, so wie es auf einer Wiese eben zugeht, keine gewaltigen Kunstwerke, bewahre, das war nicht beabsichtigt; aber sogar die Fliege ist vorhanden und hat Flügel von Glas. Eine winzige Liebesgeschichte rieselt in das allgemeine schöne Gras- und Worte-Gewoge mit hinein und vollendet die Stimmung, nicht ohne daß von gebrochenem Herzen und von der Sense am Schluß gesprochen wird, damit alles seine Richtigkeit hat.

Dr. R. Gerlach

Theodor Plivier: Der Kaiser ging — die Generäle blieben. Ein deutscher Roman. (Malik-Verlag, Berlin 1932.)

Die Tage des deutschen Zusammenbruchs vom 16. Oktober bis zum 9. November 1918 sind hier auf 345 Seiten dargestellt. Ein großer, historischer Roman von höchstem, literarischem Rang, ein deutsches Seitenstück zu Zolas „Zusammenbruch" und zugleich ein Kapitel exakter Geschichtsschreibung. Schlechthin bewunderungswürdig ist die künstlerische Elastizität, mit der Plivier aus Zusammenspiel und Gegenspiel zahlloser Einzelschicksale das welthistorische Schicksalspanorama jener Tage aufbaut. Wenn man nach der Lektüre vor allem begreift, weshalb die Ereignisse nicht anders kommen konnten als sie kamen, so beweist das, wie fern sich der Autor von jeder tendenziösen Mache gehalten hat. Freilich lässt die reine Logik der Tatsachen für jeden Leser die Notwendigkeit einer gründlichen Neuordnung unserer politischen, gesellschaftlichen und individuellen Verhältnisse durchaus zwingend erscheinen, und dieser Effekt ist nachdrücklich zu bejahen. Er hat mit tendenziöser Verfärbung nichts zu tun, er läßt im Gegenteil erkennen, daß hier wirklich ein deutscher Roman von überragender Bedeutung geschaffen worden ist.

Walther C. F. Lierke

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Bertrand Russell: „Schlüssel zum Glück". Drei-Masken-Verlag A.-G.. Berlin.
Max Hodann: „Geschlecht und Liebe". Büchergilde Gutenberg, Berlin.
Munkepunke: „Würzburger Stein Auslese". Kartell Lyrischer Autoren, Berlin.
Richard Lewinsohn (Morus): „Die Welt aus den Fugen". (Amerika in der Krise.) Carl Reißner, Verlag, Dresden.
Denise Leblond-Zola: „Zola". (Sein Leben, sein Werk, sein Kampf.) Malik-Verlag, Berlin.
Emil Flusser: „Krieg als Krankheit". Paul Riechert, Verlag, Heide i. Holstein.

Von wegen Führer / Von Walther C. F. Lierke

Hörst du den Propeller surren? —
Das wird Adolf sein.
Hörst du auch die Masse murren? —
Die fliegt auf ihn rein.
Denn die Masse braucht zumeist
starke Dosen Führergeist.

Aus den Wolken kommt er nieder,
und er landet weich.
Und er redet immer wieder
stramm vom Dritten Reich. —
Schöner nationaler Brauch!
Finden Sie nicht auch?

Und da stehn sie nun in Menge,
von Begeisterung gerötet.
Ja, es sind begehrte Klänge,
die er ihnen flötet.
Denn: was man nicht haben kann,
sieht man für die Zukunft an.

Und sie hören, und sie warten,
warten ohne Ende.
seinen mostrichbraunen Garten
dehnt der Führer ins Gelände.
Jedes Pflänzchen wächst sein Teil,
und ein Blätterwald rauscht „Heil!"

Deshalb wird's auch besser werden
mit der Massen-Not.
Aus heroischen Gebärden
backt man nächstens Brot.
Und dann wird sich alles fügen. —
Wohl zu speisen! Viel Vergnügen!

Kleine Kuriosa

Aus dem Roman „Die klingende Schelle", von Felix Salten: „Seine Augen tranken den Anblick der in Juwelen funkelnden Frau . . . Sein Mund atmete den Duft ihres Leibes, der laut und verständlich durch das Zimmer drang, als spräche er in Worten."

*

Aus dem Roman „Der Kettenträger" von Richard Kühlmann: „Schuß rollt auf Schuß, und hier und da hört man das durchdringende Klagen von unglücklichen Schützen nicht tödlich getroffener Hasen."

*

Aus dem Roman „Luzifers Ende" von W. Kloepffer: „‚Geliebte', sagte Klaus Sander, und küßte mit den Augen ihr Gesicht."
Bald darauf heißt es: „Nicholas Bender, nicht Klaus Sander, küßte sie auf den zuckenden Mund. Dieser Mund verbrannte und wand sich wie ein kleines zu Tode getroffenes Tier. Der Kuß von Nicholas Bender war wie ein Pantherbiß, brutal, erbittert und mit Grausamkeit geladen."

*

Aus dem Roman „Feuer im Eis" von Sophie Kloerß: „Die Frau Probst, die hinter dem Mädchen stand, sah seine Augen ganz fest werden, als wollte er sie hineinbohren in das junge weiße Mädchenfleisch."

*

Aus dem Roman „Um Haaresbreite" von Guido Kreutzer: „Seine Blicke ballten sich zur Faust."

*

Kleine Anzeige aus der „Front, Kampfblatt des Gaues München-Oberbayern der NSDAP":
„Suche Herren allerorts zum Verkauf des neuen Gasherdes für jedermann in Stadt und Land (Gasselbsterzeuger). Verdienst: monatlich M 300.—. Bedingung: M 60.— Kaution für Vorführungsherd (christlich) . . ."

*

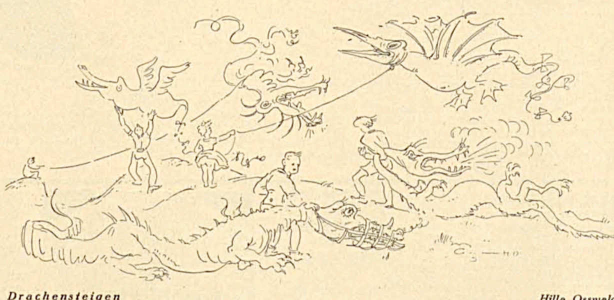
Anzeige aus dem „Warener Tageblatt" Nr. 123:
Warener Weidegenossenschaft, e. G. m. b. H. Wegen Hitlerkundgebung findet der Austrieb der Kälberherde am Montag, d. 30. d. M. nicht statt.

*

Kleine Anzeige aus dem „Münsterischen Anzeiger":
Jg. Herr (Schneider) sucht ein ruhig. Schlafzimmer. Bett muß gestellt werd. Zusammenschlaf angenehm.

*

In einer großen Breslauer Leihbibliothek verlangt eine Dame ein Buch mit dem Titel „Eine Frau zieht sich aus". Dem sie bedienenden Fräulein ist das Buch nicht bekannt.
„Vielleicht irren sich gnädige Frau im Titel des Buches?" wagt sie zu bemerken.
„Aber das ist ganz unmöglich", entrüstet sich die Dame, „außerdem muß Ihnen das Buch bekannt sein, es ist doch eines der letzterschienenen Bücher der Michaelis."
Ein Lächeln des Verständnisses, und das gewünschte Buch liegt auf dem Ladentisch: Karin Michaelis, „Eine Frau macht sich frei."



Drachensteigen — *Hilla Osswald*

Mein Liebling heißt Joseph . . .

(Aus den Papieren eines Selfmademans)

Von Robert Gehrke

Zur Sommersaison hatte ich mich einmal in einer Bahnhofswirtschaft als Aushilfskellner bewegt. An jenem amüsanten Tage, den ich hier notiere, bediente ich mit Nr. 8 gemeinsam die „Spitze“ — das heißt die erste Tischreihe vom Büfett aus. 8 trug außer seiner Nummer — wir Serviettenschwenker waren alle numeriert — noch den frappanten Namen Josef Essig. Er war also trotz seiner Nummer und seines automatenhaften Wirkens ein Mensch wie alle anderen. Seine Ferien hatte Josef bereits hinter sich. Mulattenbraun war er zurückgekehrt. Aber — noch eins war mir an ihm aufgefallen: Seine wirklich reizenden Ohren lagen neuerdings vollkommen an. Bis dato kannte ich meinen lieben Essig nur mit hinreichend großen Ohren, die abstanden wie Henkel an Kaffeetassen. Und jetzt lagen sie vollkommen an.

Josef, hier stimmt etwas nicht! Ihn diesbezüglich zu verhören, hatte sich bisher noch keine Möglichkeit geboten. Betäubende Hitze. Stundenlang hatten wir eisgekühlte Getränke zu schleppen. Unsere Arme waren davon fast gelähmt, und die Ohnmacht in den Knieen steigerte sich. Doch wir hatten keine Zeit, zusammenzubrechen. Der Wartesaal war laufend besetzt. In der ersten Nische saß ein fliederfarbenes Seidenwunder, das sog mit dem Strohhalm rubinrote Limonade und lächelte aus schokoladenbraunen Augen mir vielverheißend zu. Ich aber hatte keine Gefühle im Herzen, sondern meine Prozente im Kopf zu haben. Gott steh' mir bei! „Ober! — Ober!“ schnarrte am Nebentisch ein zweimeterlanger Dandy. Ich hatte dem farbenfreudigen Herrn für seine Zigarre wiederholt ein Zündholz gereicht und ihm trotz rasender Inanspruchnahme eine illustrierte Zeitung besorgt. Was wollte er denn jetzt schon wieder?? — Ob der D-Zug nach Breslau Speisewagen führte? — Die Menschen sind doch maßlos verfressen!

Am Spätnachmittag leerte sich unser Revier einigermaßen. Nun bot sich auch Gelegenheit, meinen Freund Essig wegen seiner veränderten Ohren zu befragen:

Unterwegs auf seiner Ferienreise war Josef mit einem Berufsreisenden bekannt geworden — große Kanone! — wie er versicherte. Dieser geschäftseifrige Herr hatte mit erstaunlicher Zungengewandtheit dem harmlosen Essig ein Korrektionsmittel für seine ausschweifenden Ohren offeriert — und letzten Endes auch verkauft. Das Mittel sollte sofort ausprobiert werden. Die Gelegenheit war günstig: Die zwei Herren im Abteil allein. Josefs Frau befand sich etc. etc. — Zurückgekehrt, sah sie entsetzt ihren Gatten an und stieß einen gellenden Schrei aus! Olly glaubte, man habe ihrem treuen Josef die Ohren abgeschnitten. Daß sie nicht die Notbremse zog, war allein der Geistesgegenwart des rührigen Vertreters der Firma Auftritt & Co. zu verdanken. —

Nr. 8 wurde abgerufen. Die Herrschaften aus Westpreußen wollten zahlen. Nr. 8 vermochte nicht gleich wiederzugeben. Ich sprang hinzu. Alsbald stammelte Josef sein: „Ich danke ergebenst, meine Herrschaften! Angenehme Reise!“ Dienstmann 26 schnallte die Koffer zusammen.

Da geschah das Wunder!

Das Ehepaar, der Gepäckträger und ich, der Laufbursche, schauten im selben Moment nach den Riesenohren von Nr. 8, die wie zwei Fächer, erst ganz langsam, dann mit einem burlesken Ruck in ihre frühere altgewohnte Lage schnellten . . .

Josefs Ohren waren mit dem Korrektionsmittel, einer Art Kitt, diskret angeklebt gewesen — — — und der Kleister hatte sich bei der Hitze und Jagd losgelöst — — — Punktum.

Leere Drohung

Die junge Frau lief weinend zu ihrer Mutter.

„Weißt du, was mir Adolf geschworen hat, Mutter?“

„Was denn, mein Kind?“

„Er sagte, wenn ich ihn betrüge, würde er mich sofort töten.“

„Das hat dein Vater zu mir auch gesagt, mein Kind“, tröstete die Mutter, „und wie du siehst, lebe ich immer noch.“

J. H. R.

Anprobe

(E. Wallenburger)



„Machen Sie den Rückenausschnitt recht tief. Wenn man jetzt schon im Bade so angezogen sein muß, will man seinem Körper wenigstens im Gesellschaftskleid Luft gönnen.“

Die kleine Zeitgeschichte

Monumenta Germaniae

Gegen die Kieler Synagoge ist eine Bombe geworfen worden.

Die Wirkung war für den Anfang gar nicht schlecht: Tiefe Löcher in der dreiviertel Meter dicken Mauer, zersplitterte Fenster, herausgerissene Fensterrahmen . . . Von den Tätern aber fehlt jede Spur.

Viele Leute sehen sich die Zerstörungen an.

Und einer meint: „Dat is also nu unser Denkmal des unbekannten SA-ten!“

hs.

Das Gastspiel

Hubert Marischka, einer der wenigen Wiener Theaterdirektoren, dem man eine gewisse Unternehmungslust nicht absprechen kann, hatte den Liebling der Damen, Maurice Chevalier, zu einem Gastspiel nach Wien eingeladen, obwohl der Filmstar, nicht eben bescheiden, ein Auftrittshonorar von dreitausend Dollar pro Abend beanspruchte.

Die Verhandlungen schienen schon sehr aussichtsreich, als sie plötzlich überraschend abgebrochen wurden. Ohne Kommentar.

„Sagen Sie“, fragte ein Neugieriger den Kritiker Julius B., „warum hat sich denn die G'schicht' mit dem Chevalier zerschlagen?“

„Das wissen Sie nicht?“ staunte Julius B., „der Präsident der Nationalbank hat Einspruch erhoben, weil nämlich ein siebentägiges Chevalier-Gastspiel den ganzen währungspolitischen Erfolg der Lausanner Anleihe wieder zunichte gemacht hätt'!“

Politik

Wenn ich in mein Stammkaffeehaus komme, bringt mir der Ober die Mittagblätter und fängt, so geht es schon seit Jahren, sofort zu politisieren an.

Er ist radikal, der Josef, mordsradikal, und nimmt sich kein Blatt vor den Mund.

Dieser Tage aber, da war er die Sanftmut selbst und seine Worte flossen wie Honigseim. Der trotzige Nordost wich einem leisen, linden Föhn.

„Na —“, sagte ich erstaunt, „was ist los mit Ihnen, Josef? . . . Woher der plötzliche Gesinnungswechsel?“

Beugte sich der Josef zu mir und flüsterte.

„Ja — heut san S' a bisserl später dran . . . Wissen S', nach drei, da kummen schon die bessern Leut, da bin i ganz anderst . . . Schaun S', am Nebentisch zum Beispiel sitzt glei der Herr Hofrat von Wrtilekno — und i kann mi do net verfeinden mit eahm, wo er mir do immer fuchzehn Groschen Trinkgeld gibt!“

Heimat

Ich habe einen Ostpreußen vorgeladen, dem der Ruf der Heimat gefolgt ist. Ich versuche ihn zu bewegen, eine Vaterschaft anzuerkennen, und sage: „Sehen Sie, das sind monatlich nur zwölf Mark. Wären Sie hier in Düsseldorf Vater geworden, kostete es Sie monatlich bereits dreißig Mark.“

„Ach, Herr Amtsrichter, wenn Sie die Gegend kennen würden! Dafür sind zwölf Mark noch viel zuviel Geld.“

hal.

Vom Tage

Bad Doberan hat auf einen Dringlichkeitsantrag der Nationalsozialisten hin Adolf Hitler das Ehrenbürgerrecht verliehen. Gleichzeitig wurde eine Chaussee in „Adolf-Hitler-Straße“ umbenannt.

— Die einzige Hitlerstraße, von der bekannt sein dürfte, wohin sie führt.

*

Während eines Tanzvergnügens drückten junge Mädchen Reichswehrsoldaten, die in Ohrdruf zu einer Übung einquartiert lagen, kleine Heftchen in die Hand mit der Aufschrift „Technik der Liebe, von Vandervelde“. Der Inhalt war indes eine kommunistische Hetzschrift mit Aufforderung zum Ungehorsam und zur Revolution. Unteroffiziere ließen die Mädchen sofort festnehmen und in Untersuchungshaft abführen.

Man begreift die Empörung der Soldaten: Rache der Enttäuschten!

Teha

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Die Gebrauchskinder / Von Peter Scher

Oft wenn der Direktor ganz lahmgehetzt nach Hause kam, konnte ihm Frau Aline kaum noch ein ordentliches Entspannungsmoment servieren — so sehr hatten sie sich in den zwei Ehejahren schon auseinandergeliebt. Manchmal wäre es dringend nötig gewesen, sich wieder ein bißchen zusammen zu raufen, etwas zu albern, eine kleine Fröhlichkeit an den Haaren herbeizureißen. Der Mann verkam ja in lauter Zahlentrübsinn und Angstkomplexen. Seine krampfhaften Versuche, mit tierischem Ernst heitere Momente vorzutäuschen, waren bedrückender als alle Trübsinnsanwandlungen.

Was sollte Aline bloß tun, die ohnehin nicht wußte, wie ihr geschah, weil sie nichts zu tun hatte, als ständig das Thema zu variieren, wie notwendig es für einen erwachsenen intelligenten Menschen ihrer Art sei, etwas Ernsthaftes zu tun.

Ja, wenn sie Kinder hätte —! (Aber in Wahrheit hätte sie mit Kindern noch weniger anzufangen gewußt — doch greifen wir nicht vor.)

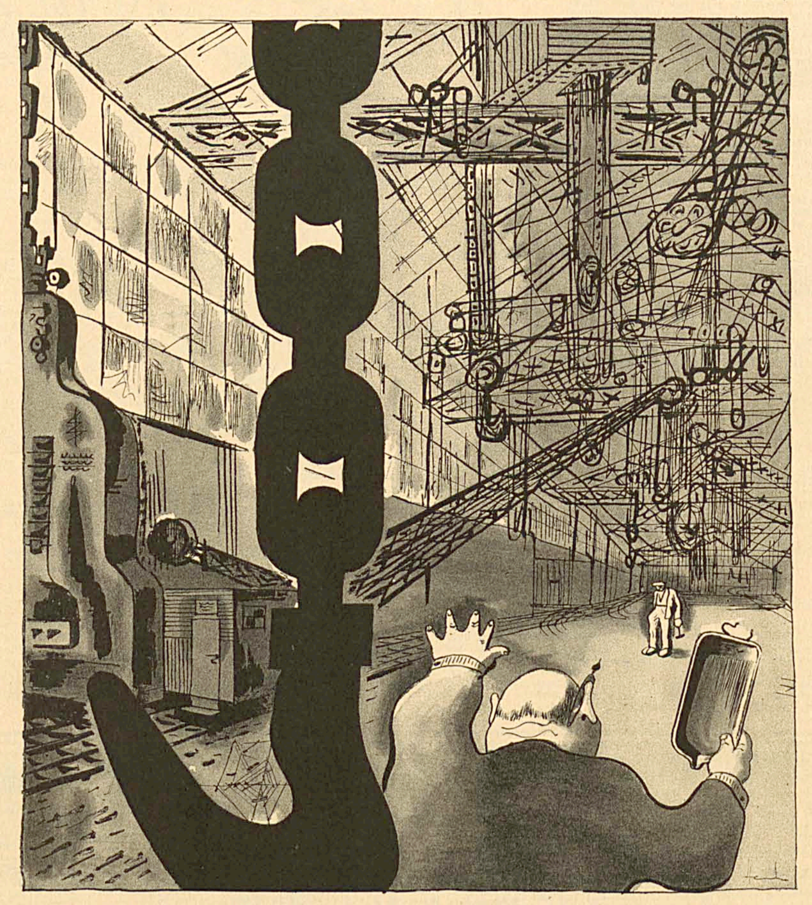
Es kam so weit, daß Alines Phantasie das Thema energisch angriff. Eines Tages erfand sie kühn und mit der anerkennenswerten Nebenabsicht, dem Mann um jeden Preis etwas zu bieten, ein Töchterchen, das sie Lil nannte.

Lil wurde mit aller erdenklichen Blondheit ausgestattet. Dazu selbstverständlich himmelblaue Kulleraugen. Das Näschen schien Regentropfen auffangen zu wollen — so keß stand es empor. Sehr lange Beine gehörten so unbedingt zu Lil wie ein ganz unaufdringlicher, schon ein bißchen an Doofheit grenzender Intellekt. Süß-bockig, wie ein von der Sintenis geknetetes Pferdchen, bewegte sich das kleine Geschöpf in Alines Einbildungskraft. So gut gefiel es ihr, daß sie anfing „Briefe an Lil" zu schreiben, kleine Zettel mit hingeworfenem Zärtlichkeitsquatsch im Telegrammstil. Es dauerte nicht lange und sie war so vernarrt in Lil, daß sie bei sich selbst von „dem Kind" wie von einer Realität fabelte. Das harmlose Spiel beschäftigte sie sehr, und sie gewann etwas wie Haltung vor ihrem Phantasieprodukt. Lil war ein überaus bequemes Kind, was um so mehr anerkannt zu werden verdiente, als es ja doch zugleich ein über alle Maßen reiz-

(Schluß auf S. 274)

Wirtschafts-Optimismus

(Fr. Heubner)



„Hallo – Werkmeister – es geht aufwärts! Grad is 'ne Bratpfanne zum Reparieren gebracht worden!"

Bedrohtes Prestige

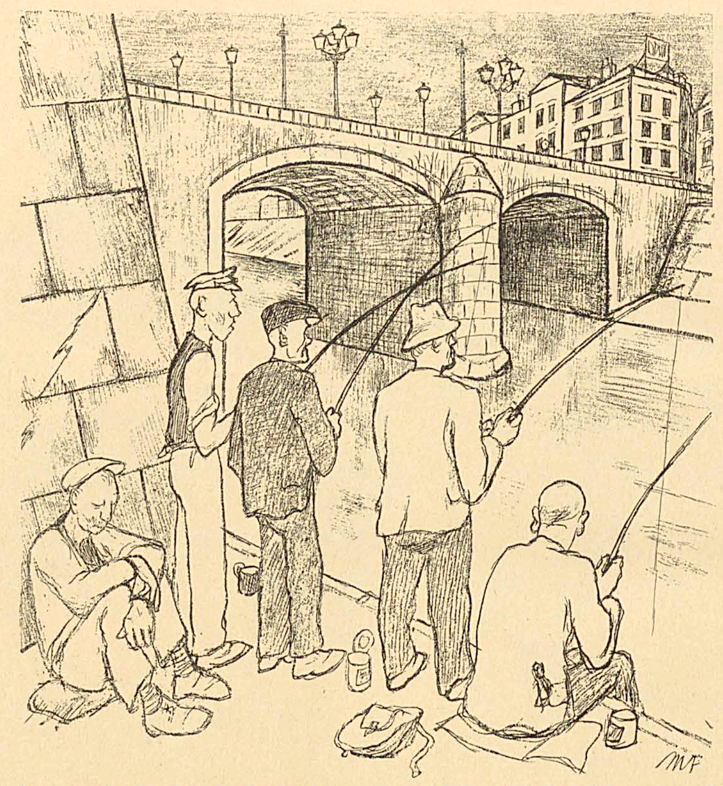
(E. Thöny)



„Fatal, daß jrade so 'n deutscher Literaturfritze 'ne joldene Olympia-Medaille für 'n Reisebuch jewonnen hat. Nu heißt's womöglich jleich wieder, wir wären das Volk der Dichter und Denker."

Sport der Arbeitslosen

(M. Frischmann)



„Wenn man den halben Tag uff'm Arbeetsamt steht und keene Arbeet kriegt, denn is det schon der reinste Hochjenuß, hier zu stehn und keenen Fisch zu kriejen!"

(Schluß von S. 272)

volles Wesen war. Wo um alles in der Welt fand man das sonst so leicht beisammen?

Eines Tages, als der Direktor wieder reichlich trübetimpelig heimkam, warf sie zum erstenmal „usere kleine Lil" in die Debatte. Er sagte erst nichts, dann schien er bestürzt und entschlossen, den Arzt zu rufen. Aber als sie die drolligen Briefe an Lil zitierte, mußte er lachen, und das war wirklich schon allerhand.

„Kind", seufzte er, „der Blödsinn hat mir noch gefehlt!"

„Hat er auch!" sagte sie so frisch und resolut, wie er sie lange nicht erlebt hatte. Er schüttelte den Kopf. Die glückliche Mutter ließ sich aber nicht stören und sagte eine ganze Preisliste der entzückenden Eigenschaften des liebenswürdigen Mädchens her, das übrigens nächstens Geburtstag haben würde.

Der Direktor gewöhnte sich allmählich daran, mit Aline über Lil zu plaudern. Schließlich — meinte er — sei es auf die Dauer auch nicht langweiliger als ewig Bridge, und wie die Dinge jetzt lägen, wisse man ja ohnehin nicht mehr, was wirklich und was eingebildet sei. Praktisch sei es jedenfalls sehr, ein Kind zu haben, das man jeden Tag mit einer neuen reizenden Eigenschaft spottbillig bekleiden könne und das einem nicht die leiseste Sorge mache.

Inzwischen

Der Herbst steht vor den Türen.
Wohin wird er uns führen!
Von einem Wendepunkt
wird vielerorts geunkt.

Die Ernte, wie wir lesen,
sei rühmenswert gewesen,
und auch betreffend Obst
sei Aussicht, daß du 's lobst.

Nur mit dem Kaufenkönnen
wirst du, o Mensch, dich brennen:
die Beutel um und um
sind voller Vakuum.

Wie läßt in Reich und Ländern
sich dieser Umstand ändern?
Die hohe Obrigkeit
besinnt sich noch zur Zeit.

Inzwischen bis sie fertig,
genieß', was gegenwärtig:
ganz gratis blüht der Phlox . . .
Tjaja — und Holz und Koks?

Ratatöskr

Der Gedanke heiterte ihn wirklich etwas auf, — wenigstens bis zum nächsten Telephonanruf.

An Lils Geburtstag gab es eine nicht alltägliche Überraschung. Das Mädchen bekam von seiner Mutter ein fix und fertiges Schwesterchen auf den Gabentisch phantasiert, das Hella hieß, schon skeptisch war — also zur Abwechslung intelligent — und freche Bemerkungen über alles machte, vor allem über die Eltern, besonders den Vater, der sich über die neue Kollektion glänzend vererbter Vorzüge so offenkundig freute, daß er das Kreuzworträtsellösen darüber vergaß und sich damit erheiterte, die ausgeprägt verschiedenen Anlagen der Kinder gegeneinander abzuwägen.

Indessen — alles geht so lange, wie es geht.

Als der Kladderadatsch kam, der Direktors aus der Etagenwohnung in irgendeine düstere Ecke wehte, hatten Lil und Hella plötzlich ausgespielt. Dem Mann war ja nun ohnehin nicht mehr zu helfen, der mußte erst seinen Prozeß abwarten. Die Mädels aber waren besser aufgehoben als andere Kinder unter ähnlichen Verhältnissen.

Wo denn, bitte?

In Mütterchens Phantasie, die sie nun nicht mehr herausgab, weil jetzt allerlei Wirkliches noch dazu mit den Händen! — getan werden mußte.

Kleine Geschichten

Die Notendeckung

Ein reicher Gast aus Südafrika, der Negerhäuptling Jumba di Bumba, war in Wien eingetroffen. Er verkehrte in allen möglichen Nachtlokalen und gab für Sekt und Frauen sehr viel Geld aus.

„Auf den nächsten Bankausweis bin ich schon neugierig", sagte in diesen Tagen der Bankier Porges zum Nationalbankpräsidenten Dr. Kienböck, „seit dieser schwarze Exot in Wien ist, müssen sich die Kaurimuschelbestände der Nationalbank doch beträchtlich gehoben haben!"

Balkanpolitik

Der mazedonische Führer Mihailoff wurde einmal gefragt, aus welchem Grunde er seinen Rivalen Protogeroff habe erschießen lassen. „Ich wollte verhindern", antwortete der Bandenführer, „daß Sie eines Tages in die Lage kämen, die gleiche Frage, meine Person betreffend, an Protogeroff zu richten."

Der dankbare Pornograph

Von Ernst Klotz

Nun laßt mich der Regierung danken
Aus meines Herzens tiefstem Grund,
An den von ihr gesetzten Schranken
Der Keuschheit stoß ich mich gesund!

Schon wollt' ich meinen Laden schließen,
Weil Unzucht heute nicht mehr zieht,
Denn Pornographisches genießen
Kann nicht, wer harmlos Nacktes sieht.

Ich hatte wirklich ernste Sorgen,
Weil Jugendkundschaft heute fehlt,
Nun quält sie wohl das gleiche morgen,
Was die verschwitzten Väter quält.

Mich schädigt einfach das Gesunde,
Mich nährt ja nur der Mensch als Schwein.
Ich denke, schon aus diesem Grunde
Kann ich wohl recht zufrieden sein!

Lieber Simplicissimus!

Der Sekretärin wurde ein Telegramm an einen überseeischen Korrespondenten diktiert. Der Kollege hatte die Anweisung gehabt, eine Umfrage durchzuführen, und da er seine Aufgabe glänzend gelöst, sollte ihm eine Anerkennung zugehen.

Er hat große Augen gemacht, als er dieses Telegramm las. Die Redaktion telegraphierte ihm: „Herzlichen Glückwunsch an Käthe."

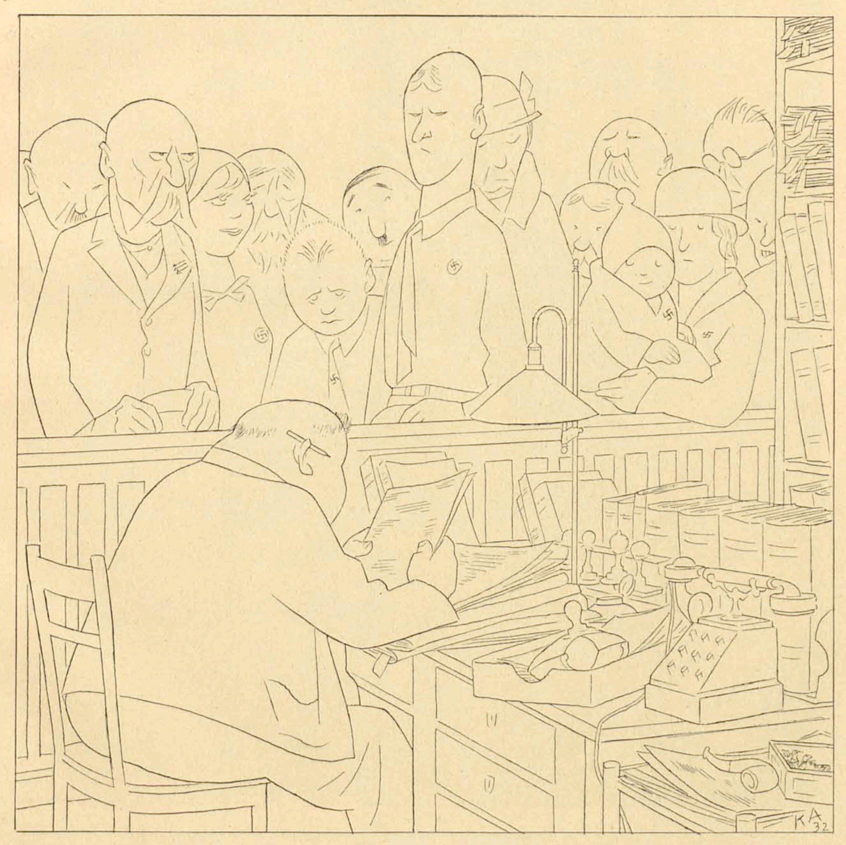
„Enquête" sollte es heißen.

*

Bei mir zu Besuch weilt seit ein paar Monaten ein Verwandter aus Paris, zum ersten Male in Deutschland. Er hat sich gut eingelebt, und es gefällt ihm ausgezeichnet. Als ein Bekannter ihn kürzlich fragte, wie es denn mit der deutschen Sprache ginge, antwortete er prompt: „Oh, ick sprech schon ganz gut das Deutsche, nur ich tu verwechseln immer die Geschlechtsteile!"

Versprochene Wünsche

(Karl Arnold)



„Nur Zeit lassen — im Dritten Reich sitzen wir alle am Schreibtisch, und der Dicke muß warten!"

„Drauß' ist alles so Brächtig ..."

(E. Schilling)



„Ich werde euch gleich verhaften! In Preußen ist alles verboten, was an paradiesische Zustände erinnert!"

Stuttgart, 11. September 1932 Preis 60 Pfennig 37. Jahrgang Nr. 24

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Unter hohem Druck

(E. Schilling)



„Er quetscht uns ja allen die Hühneraugen – aber er hält uns immerhin sozusagen noch zusammen!"

Freiheit des Worts / *Von Karl Kinndt*

Wir haben beileibe keine Zensur,
die die Presse gefesselt hält,
vorausgesetzt, man äußert nur,
was den Herrn der Regierung gefällt!

Am Urteil jedes Sondergerichts
steht jede Kritik dir frei,
vorausgesetzt, es entfährt dir nichts,
daß es hart und parteiisch sei.

Noch kannst du schreiben, was du willst,
und sagen, was du sinnst,
sofern du die Bürgerpflicht erfüllst
und alles vortrefflich findst.

Erlaubt ist alles, was gefällt
(außer am Badestrand!),
und du kommst, wenn du positiv eingestellt,
mit dem Hut in der Hand durchs Land!

Nur wenn du bemeckerst, verneinst, belachst,
was oben geschieht, dann zieht's!
Weil du dadurch böswillig verächtlich machst
Regierung oder Justiz!

Es gibt ein gutes graues Tier,
das sagt zu allem J—a:
und nimmst du an ihm ein Beispiel dir,
dann tritt dir kein Mensch zu nah!

Wir leben in einer Republik,
in der bestimmt nichts faul —:
und wer's nicht glaubt und übt Kritik,
kriegt mit Recht eins übers Maul!

Honigbirnen und ein Mädchen / Von Sylvester Pepper

Wir waren die Friedrichstraße, und an diesem Tage hockten wir in der Sandgrube. Es sollte eine ganz geheime Sitzung sein, aber in der Nähe spielten ein paar Mädchen, die unsere Geheimniskrämerei auf ungeschickte Art belauschen wollten. Wenn wir nicht gerade gegen eine andere Straße oder ein anderes Dorf Krieg führten, waren die Mädchen unsere größten Feinde. Wir verachteten sie und vertrieben sie mit Sand und Lehmklumpen. Jetzt standen sie drüben im Schutze der Sträucher und steckten uns die Zungen raus. Das war so ganz ihre Art. Wir taten, als existierten sie gar nicht, und fingen ernsthaft an, zu beraten, wie man am besten zu den Honigbirnen, die jetzt im Garten des Fabrikbesitzers reif waren, kommen könnte. Kurt war unser Führer, er sprach mit leiser Stimme, geheimnisvoll, wir rückten dicht zusammen und hörten aufmerksam zu. Man mußte den Hund mit Knochen und Wurstpellen weglocken, dann mußten zwei in den Garten steigen, auf den Baum klettern und, wenn alles gut ging, konnten wir reiche Beute machen. Es blieb nur noch das Schwere zu entscheiden, welche zwei in den Garten klettern sollten. Kurt kam auf einen klugen Ausweg. Wir wollten losen, das Schicksal selbst sollte zwei wählen. Übermorgen in der Dämmerung wollten wir uns treffen. Und erst dann sollte gelost werden. Denn dann gab es kein Zurück mehr, dann war es zu spät, sich herauszureden, zu sagen, man müßte einkaufen gehen oder abtrocknen. Und bis dahin konnte jeder in dem Gedanken leben, daß das Los auf einen anderen fallen würde, und ruhig schlafen.

Als ich am nächsten Tage aus der Schule kam, hätte ich beinahe vergessen, den Rektor zu grüßen. Ich zog meine rote Mütze, die mich von den anderen unterschied. Ich war gezeichnet, war etwas Besseres und hatte schon deswegen unter den Volksschülern viele Feinde. Ich war schon oft verprügelt worden. Dafür gab es keine greifbaren Gründe. Ich wunderte mich auch nicht darüber, es war ganz natürlich, die Feindschaft zwischen Volksschülern und Mittelschülern war Tradition, und so war es schon immer gewesen. Ich war bald daheim, und am Eingang einer kleinen Gasse kam plötzlich die Gertrud aus dem Nachbarhause auf mich zugestürzt. Sie mußte hier auf mich gewartet haben, und mir fiel ein, daß ich sie gestern beinah mit einem Lehmklumpen getroffen hatte. Das tat mir jetzt leid, und ich wollte mich schon entschuldigen. Aber was sollte ich sagen? Sollte ich die Mütze abnehmen vor ihr? Das war albern und, wenn es jemand sah, würde man mich verspotten. Ich behielt die Hände in den Hosentaschen und schaute sie herausfordernd an. Sie war sehr aufgeregt und rot im Gesicht. Sie ergriff meine Hand: „Komm schnell", sagte sie und zog mich fort. „Du darfst nicht durch die Gasse gehen, hinten stehen die aus der Mühlgasse und lauern dir auf. Es sind drei, und sie werden dich verprügeln." Ich ließ mich von ihr führen und rannte neben ihr her. Meine Müdigkeit war weg. Die aus der Mühlgasse hatten es besonders auf mich abgesehen. Wir hatten uns an den Händen gefaßt und liefen durch die stillen Straßen. Sie brachte mich auch in Sicherheit, und ich sah an ihren Augen, wie sie sich darüber freute. Plötzlich merkten wir, daß wir uns noch immer bei den Händen hielten. Wir zogen sie beide erschreckt zurück. Ich machte ein dummes Gesicht und sagte: „Du denkst wohl, ich hab' Angst gehabt, was? Die hätten nur kommen sollen!" Dann rückte ich meine Mütze zurecht und ging. Ich drehte mich nicht mehr um und ließ meine Schuhe auf das Pflaster fallen, daß es dröhnte.

Das Los, in den Garten zu steigen, fiel auf Hermann und mich. Als ich oben auf dem Zaun hing, fühlte ich, daß ich zitterte. Am liebsten wäre ich wieder heruntergesprungen und hätte gesagt: „Ich hab' mir das Bein verstaucht." Wir rannten auf den Birnbaum zu. Das waren vielleicht zwanzig Schritte, aber es war ein langer Weg. An einem tiefhängenden Zweige zog ich mich hoch, kletterte in den Wipfel hinein und schüttelte die Äste. Hermann steckte unten seine Taschen voll und füllte auch noch die Mütze. Da pfiff jemand. Den Pfiff kannten wir. Er bedeutete Gefahr. Ich ließ mich von den untersten Zweigen herabfallen und warf mich lang ins Gras. Ein alter Mann ging auf der Straße vorüber. Er schaute in den Garten, und wir spürten seine Augen. Mein Herz pochte gegen die Erde. Das war wie Hammerschläge, und man mußte es bis auf die Straße hören. Dann bellte der Hund plötzlich in die unheimliche Stille des Abends. Wir sprangen auf und liefen auf den Zaun zu. Wir kletterten drüber hinweg und konnten nicht sprechen, als wir drüben waren. Es war gelungen! Gott, was waren wir für Kerle! Und die Birnen waren süß und weich und, wenn man hineinbiß, lief der Saft heraus. Wir fraßen nun die Birnen nicht etwa gleich am selben Abend auf, o nein. Sie wurden unser gemeinsames Eigentum. Sie wurden genau gezählt und kamen in das Beuteversteck, in ein Loch der Mauer hinter der Sommerlaube, wo wir schon Zigaretten, eine richtige Schrotpatrone und eine alte, verrostete Marderfalle versteckt hatten. Es war eine feierliche Handlung. Wir gelobten, uns nicht daran zu vergreifen, und es war auch noch nicht vorgekommen, daß einer etwas von dem, was uns allen gehörte, für sich genommen hätte. Das wäre Verrat gewesen. Wir waren Blutsbrüder und hatten die Freundschaftspfeife miteinander geraucht, und es war kein Verräter unter uns.

Auf dem Schulwege begegnete ich der Gertrud. Ich hielt mich dicht hinter den Mädchen und trug den Stolz über das gelungene Abenteuer im Gesicht. Sie schwatzten und lachten, und in ihren Kleidern ging der Wind. Als wir schon dicht vor der Schule waren, hielt ich es nicht mehr aus. Ich mußte mich bemerkbar machen. Ich nahm einen Anlauf und rannte an ihnen vorbei und sprang mit einem Satz über den Zaun, der den Garten des Schuldieners gegen die Straße abgrenzte. Und mit beiden Füßen hinein in das Gemüsebeet des Schuldieners. Gertrud stieß einen kleinen Schrei aus, und am Zaun sammelten sich die Kinder. Die Pflanzen waren zerbrochen und das Erdreich zerwühlt. Der Schuldiener schleppte mich zum Rektor. Ich sollte sagen, warum ich das getan hätte. Wegen der Gertrud hatte ich es getan, aber das sagte ich ihnen nicht. Ich verstand es selbst noch nicht ganz und war unglücklich darüber. Alles war verändert, die Indianerbücher, der Flitzbogen, meine Angelschnur, ich mochte die Dinge nicht ansehen, sie waren mir fremd geworden. Niemand konnte mir helfen. Am Nachmittag schickte die Mutter mich eine Besorgung erledigen. Ich war noch nie so willig gewesen, etwas zu tun. Als ich zurückkam, schlich ich um das Nachbarhaus. Ich stand vor dem Hause und wartete. Ich fühlte, daß das Schwere, Quälende der letzten Stunden von hier kam. Gertrud erblickte mich. Wir standen uns gegenüber. Ich war nicht mehr böse auf sie. Zum ersten Male sah ich die Zartheit ihres Gesichts, ihr dunkelbraunes Haar. Nach ihr würde ich nie mehr mit Lehmklumpen werfen können. Sie war wie verzaubert, ein Wunder. In ihrer Nähe war die Welt anders, da hatten unsere Spielregeln keine Gültigkeit, und das, was unserem Knabenleben seinen Sinn gab, war hier bedeutungslos. Und dann kam es über mich, daß man ihr eine Freude machen müßte. Und dann kam der Gedanke an die Birnen. „Wenn du heut abend mal runter kommen kannst zum Brunnen, dann schenk ich dir etwas", sagte ich. Jetzt mußte ich die Birnen nehmen. Was ich tun wollte, war ein Verbrechen, es war Verrat an den Kameraden und an meinem bisherigen Leben. Aber etwas anderes war stärker in mir als das Gewissen aus der Knabenwelt. Es war das Neue, das von dem Mädchen kam, es war wie ein Traum, eine große Unruhe, wie ein warmer Wind war es. Und als es Abend wurde, schlich ich aus dem Hause. Ich war abtrünnig geworden, und was ich tat, war abscheulich, und doch war es richtig und gut. Ich nahm von den Birnen, ließ nur noch ein paar übrig, und keiner sah es. Die Gertrud war schon am Brunnen, als ich kam. Ihr Gesicht war in der Dämmerung nicht ganz deutlich, und ihre Stimme klang fremd. Ich steckte ihr die Birnen zu: „Es

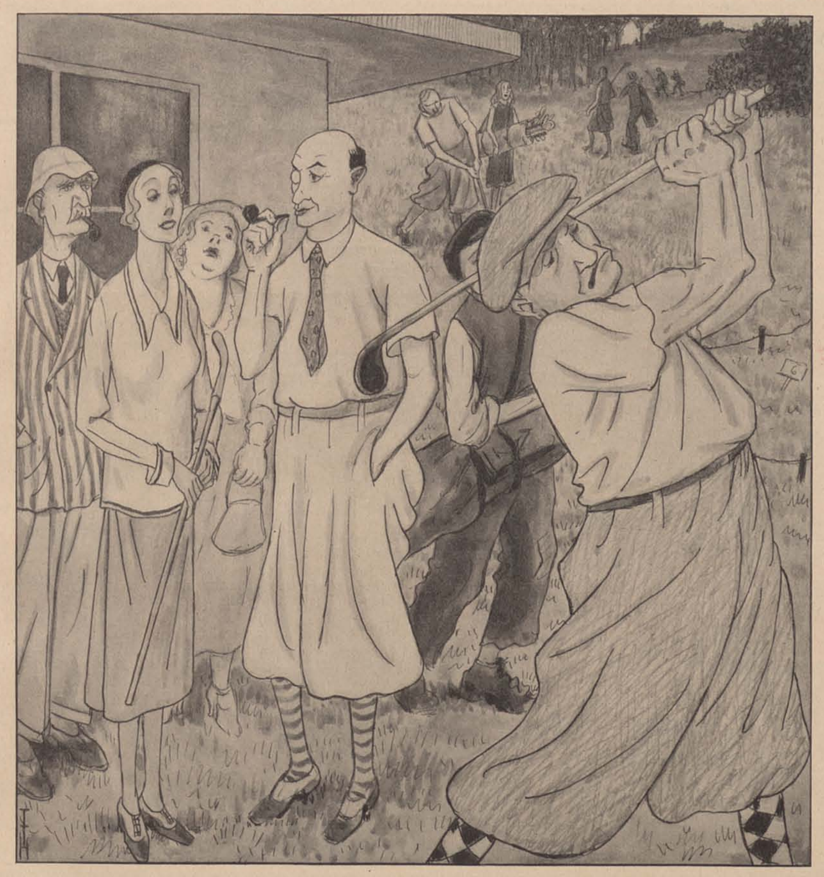
Wenn ich — — / *Von Peter Scher*

Wenn ich Richter wäre und ich fühlte braun,
würde ich mir selber eine an die Backe hau'n.
Wenn ich Richter wäre und ich fühlte rot,
brächt' ich mich damit natürlich um mein Brot.
Wenn ich schwarz-rot-golden fühlte
und ich wäre beim Gericht
einer, der in Akten wühlte,
tät' ich erst mal meine Pflicht,
dann adieu und Schluß —
weil man doch in jedem Falle an die Folgen denken muß.

Wenn ich aber ohne Farben
und nur menschlich richten würde,
trüg' ich solchen Daseins Bürde
stolzer als ein Krieger seine Narben.

Golfklub

(Th. Th. Heine)



„Schrecklich mit der Arbeitslosigkeit, jetzt haben sich schon wieder vierzehn neue Mitglieder vorschlagen lassen!"

sind Honigbirnen", sagte ich. Dann lief ich schnell davon.
Die Sache mit dem Diebstahl kam nicht raus. Wenn ich mit den anderen Jungens zusammen war, konnte ich mit ruhiger Stimme sagen: „Wer weiß, wer sie genommen hat." Und ich fand es ganz selbstverständlich, daß wir uns ein neues Versteck suchten. Das war jetzt nicht mehr von Bedeutung. Unser Bündnis bis in den Tod war aufgelockert. Die Gesetze der Knabenwelt waren abgefallen von mir wie Schuppen, und es begann ein neuer Daseinskreis, und diese kleine Liebe zu Gertrud war ein erstes schüchternes Hineintasten in eine Welt voller Süße und Leid.

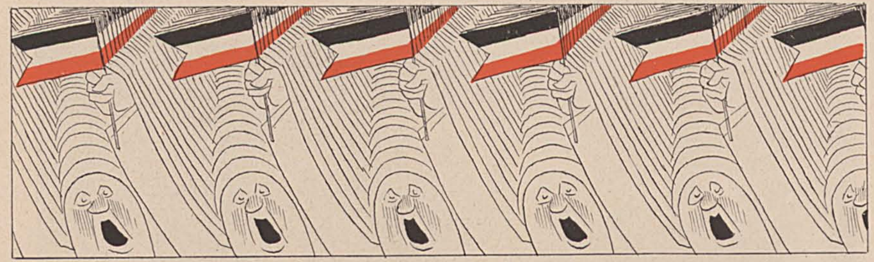
Der labile Theophil

Von Trim

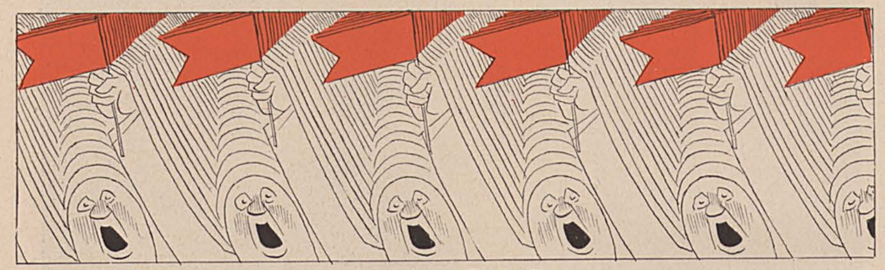
Theophils Geltungsdrang ist durch nichts zu hemmen — nicht einmal durch die Angst, die er vor der eigenen Courage hat, mit der er ständig vorwärts flieht.
Oft kommt es vor, daß er nach Ausübung einer Kühnheit, mit der er Aufsehen zu machen hofft, verschwinden muß. Nicht ins Exil, bewahre, sondern richtig verschwinden — Sie verstehn! So treibend wirkt bei ihm die Angst, wenn er tapfer war, um Eindruck zu schinden. Also schön — er muß verschwinden, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Aber was sagen Sie dazu, daß er es sogar im geheimen Kabinett nicht dazu bringt, sich auszubalancieren! Er ist noch nicht — entschuldigen Sie — fertig mit der Überwindung seiner Depression wegen zu starker Mutausübung, als er auch schon wieder vom Genius erfaßt wird — Papier zu Entwürfen für neue Heldentaten hängt ja gleich rechts an der Wand —, und wer und was tritt mit sieghaft gewölbtem Brustkorb strahlend aus dem Kabinettchen? Der Urheber des nächsten aufsehenerregend mutigen Streiches — Theophil.
Auf in den Krampf, Torero!

Das Volk als Masse

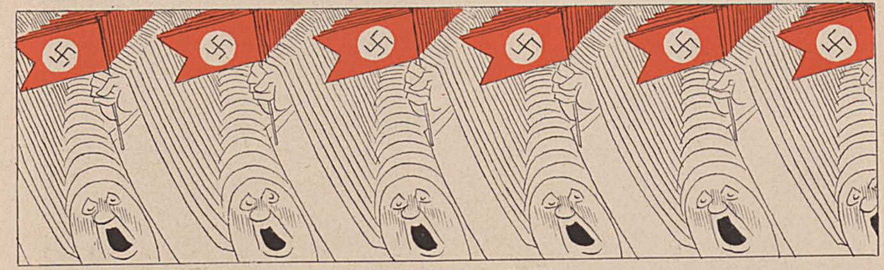
(Karl Arnold)



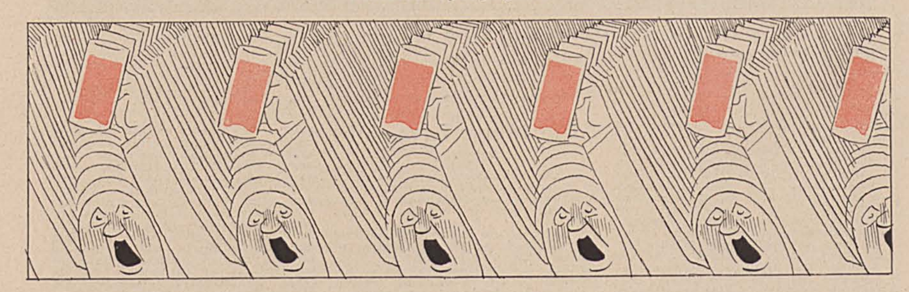
S. M. kommt: „Hoch!“



Revolution: „Nieder!“



Parteibewegung: „Heil!“



Volksfest: „Prost!“

Unter Kollegen / Von Leon Lafage

Mein alter Onkel war ein Original; dürr und sehnig, ausrasiert wie ein Bauer der Gascogne oder der Provence. Er lebte mit nur einer alten Haushälterin auf seiner Besitzung. Als er starb, war er zweiundneunzig Jahre alt. Damals aber zählte er einundsiebzig und kam waldwärts aus der Stadt, wo er seine Renten behoben hatte. Kam zu Fuß. Nicht aus Geiz, sondern aus Vorliebe. Weil solche Rüstigkeit seinen Jahren schmeichelte. Und aus lieber alter Gewohnheit. In seiner Jugend hatte es weder Eisenbahn noch Autobus gegeben.

So wanderte denn mein Onkel, nachdem er seine Coupons eingewechselt hatte, seinem Herrensitz zu. Und ging der Tag auch zur Neige, so war er dennoch drückend heiß. In jenen Jahren war der Sommer stets brennend, ohne Unterlaß sengte die Sonne, und man pilgerte in langen Zügen zu einem alten Gebirgsheiligen, um von ihm Regen zu erflehen. Ein wenig müde und mit knurrendem Magen setzte der gute Rentner sich schweißtriefend neben eine ihm wohlbekannte Quelle ins Moos. Aus der Tasche zog er ein Stück trockenen Brotes, das er „für vier Uhr“ eingesteckt hatte. Und er begann zu essen, wenn es inzwischen auch schon sechs geworden war. Er hätte ebensogut Früchte schmausen können oder ein Stück von einem der Schinken, die in stattlichen Reihen in seiner Rauchkammer hingen. Nein. Er war genügsam. Brot sagte seinen alten Zähnen zu. In seiner wildledernen Tasche aber staken etwa fünfzehn Scheine, ein jeder zu tausend Franks.

Der Kassier, der sie ihm mit aller Hochachtung einhändigte, hatte nicht verfehlt, ihm — ins Ohr geflüstert — Ratschläge für deren günstige Anlage zu erteilen. Ihrer dachte er, als plötzlich sich ein Schatten vor ihm dehnte. Er hob die Augen und erblickte einen Vagabunden, der unter seinem verbeulten Hut hervor ihn teilnahmsvoll betrachtete.

„Armer Alter“, meinte er, „ist das alles, was du zu beißen hast?“

Er schüttelte den Kopf, warf mit einer Schulterwendung seinen Bettelsack nach vorn, wühlte darin und entnahm ihm, in rohes Leinen geschlagen, ein Stück Schweinebraten. „Das wollen wir teilen“, sagte er.

„Aber . . . aber . . .“, wehrte mein Onkel betreten ab.

„Laß nur“, begütigte der andere. „Wir sind doch Kameraden und leiden beide Not. Komm, koste das einmal. Und wenn du alles wissen willst: den Braten hat mir die Müllerin gegeben. Ist ein blitzsauberes Frauenzimmer, sapristi!“

Unter seiner dürren wilden Außenseite barg mein alter Onkel viel Höflichkeit und Herzensgüte. Die Geste des Strolches rührte ihn. Er wollte ihn nicht durch Zurückweisung kränken. Doch überlegte er, wie er sich wohl für solch schlichte Herzlichkeit erkenntlich zeigen könnte.

„Sie sind äußerst liebenswürdig“, begann er . . .

„Oh“, rief der andere, „du scheinst noch nicht lange beim Bau zu sein, wie? Keine Umstände, keine Fisematentchen, verstanden? Wir unter uns duzen einander . . . Und übrigens“, fuhr er fort, „was hast du eigentlich zu trinken? Nur diesen Wasserstrahl? Warte — hier wird auch noch für dich ein Schlückchen übrig sein.“

Er wusch seinen blechernen Becher und füllte ihn mit dunklem kräftigem Wein. Mein Onkel mußte trinken. Dann packte jener seinen Ranzen und entschuldigte sich. Er müsse nun eilen, er habe unweit von hier eine Vereinbarung, bei der er „einen guten Tip“ erhalten sollte. Pfeifend schritt er von dannen.

Auch mein Onkel erhob sich. Und als er nach seinem Hut griff, klirrte es auf den Steinen. Dort lagen vierzig Sous. In Silber. —

Einige Wochen später fuhr der Alte mitten in der Nacht aus dem Schlaf. Es geschah zuweilen, daß nachts in seinem Kastell die Möbel knarrten. Vertraute Laute waren das, die seinen Schlummer nicht bedrängten. Diesmal aber war das anders. Er konnte die Magd nicht wecken, die, zum Überfluß taub, hoch oben unter dem Dach hauste. Halb bekleidet fuhr er in seine Pantoffeln. Mit wachsamem Ohr und lautlosem Schritt strebte er dem Raum zu, in dessen Schreibtischladen er sein Geld verwahrte.

Als er eintrat, ging das Fenster eben vollends auf, und mit dem Mondlicht kam ein Mann hereingeschlüpft. Mein Onkel entsann sich der Kraft seiner jungen Jahre und ging unerschrocken den Räuber an. Packte ihn heftig, schrie dann vor Überraschung auf und lockerte seinen Griff.

„Hol's der Teufel! Du bist heute hier?“ rief nicht weniger verdutzt der Einschleicher. „Das hättest du mir aber neulich sagen können. Wie stehe ich jetzt da?“

Es war der Vagabund, dem „ein guter Tip“ gegeben worden war. Mein Onkel aber verriet sich nicht.

„Reg' dich nicht auf“, beschwichtigte er. „Wie du jetzt dastehst? Ganz einfach wie ein braver Junge, der eben einmal ein wenig Verspätung hat. Ich trage Schuld, ich war zu wenig mitteilsam. Aber nimm immerhin das hier und trolle dich. Ich mache mich indessen wieder an die ‚Arbeit‘.“

Er schob ihm ein Paket Banknoten in die Hand und führte ihn an das Fenster zurück. Nur einen einzigen abschätzenden Blick warf der Vagabund auf das viele Papier, das er hielt. Seine vierzig Sous hatten sich überraschend vermehrt. „Na“, sagte er ergriffen, „du bist wenigstens nicht undankbar.“

Und er gab meinem Onkel den Bruderkuß.

(Deutsch von Irene Kafka)

Bedingte Kritik (*Jos. Sauer*)

„Was moanst jetzt eigatli du zu dem neuen Kurs auf Berlin drob'n?“ – „Ja no, solang' er si net auf die Kaibi-Preis' auswirkt, sag' i net so und net a so!“

Zeitspiegel

In dem Städtchen Heppenheim an der Bergstraße regiert ein sittenstrenger Stadtrat. So wurde beim Bau des Strandbades beschlossen und verfügt, daß es beiden Geschlechtern zugleich nur am Mittwoch, Samstag und Sonntag geöffnet sein soll, während sich in die restlichen Tage der Woche Männlein und Weiblein hälftig zu teilen haben. Die Verordnung wird gewissenhaft eingehalten und überwacht. Wie sehr aber das Badepersonal sittlich geschult ist, konnte man an einem der letzten Sonntage beobachten, als ein Bademeister grimmigen Blickes durch die dichten Reihen der Badenden schritt und mit düsterer Stimme befahl: „Abstand! Dreißig Zentimeter! Abstand! Dreißig Zentimeter!“ — Wer nun auch diese vorbeugende Maßnahme angeordnet hat, und wie es auch gekommen sein mag, daß ausgerechnet dreißig Zentimeter die angemessene Distanz zwischen den einzelnen Badenden bilden, ist solche vorsorgende Fürsorge nicht mehr als „bracht“voll?

•

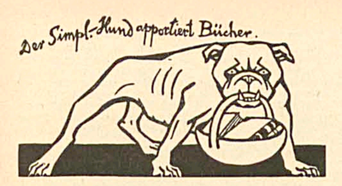
Eva ist eine fünfjährige Range, und in der ganzen Nachbarschaft unterhält sie dicke Freundschaften. Neulich trifft sie einen ihrer Bekannten, den forschen, jungen Mann von nebenan, der eben seine neue SA.-Uniform spazieren trägt.

„Bist du heute verkleidet?“ fragt sie ihn geradezu und vertraulich, „was bist du denn? Bist du vielleicht ein Ulkmann? Oder bist du ein Indianer?“

Klein-Evchen erhält keine Antwort.

Als er dann aber einen vorübergehenden Kameraden begrüßt, staunt sie über den römischen Gruß, und als sei sie plötzlich erleuchtet, schreit sie ihm jubelnd zu: „Ich weiß, du bist ein Dienstmann.“

Ihm bleibt die Spucke weg, und Klein-Evchen sieht sich genötigt, ihre Erkenntnis zu demonstrieren. Sie stolziert hin und her, hebt den Arm und ruft: „Abfahren“.



Sehn Sie wohl — es geht! / *Von Kiekmal Den*

Herr Melunke hat drei Schwiegersöhne;
kräftige Mundtrompeten haben alle drei;
Sonntags, wenn sie da sind, gibt es allerlei,
denn sie reden gern beherzte Töne.

Hebt der eine seinen Arm beim Grüßen,
lacht der zweite, und der dritte höhnt;
doch bei Tisch sieht man sie bald versöhnt,
und ihr Angriff gilt dem Fleisch und den Gemüsen.

Nachher, zur Verdauung und beim Rauchen,
geht es wieder tüchtig drauf und dran,
bis es Vater schließlich nicht mehr hören kann;
also widmen sie sich brav nun ihren Frauchen.

Warum — fragt man sich gerümpften Riechers —
geht hier alles spielend unter einen Hut?
Weil die einigende Krippe Wunder tut?
Oder sind nur Schwiegersöhne keine Viechers?

Gunnar Gunnarsson: „Jon Arason". Roman. (Albert Langen, Verlag, München.)

Die Saga von Jon Arason, dem letzten Bischof auf Island, stellt eine überlebensgroße Gestalt in den Ernst einer Vergangenheit, die doch nichts Abgelebtes hat. Eine Insel ragt aus dem Meere Zeitlosigkeit auf. Der Stalljunge wird Priester, nimmt ein Weib, wie es der Brauch war, die Isländer waren keine Freunde des Zölibats. Der Bischof Jon Arason verkörpert das Gesetz, die Kraft und die Erde. Seine Söhne und Töchter gleichen ihm. Aber der Neid weiß Schleichwege zu Königsbriefen und Vollmachten, die Reformation hat den erzbischöflichen Stuhl in Nidaros vernichtet. Aus Norwegen kommt keine Hilfe, der letzte Bischof des Landes ist ganz auf sich gestellt. Mit seinen Knappen und Knechten wird er auf der Höhe seines Lebens in eine Falle gelockt, verraten und gefällt. Er und seine beiden Söhne werden dem Henker überliefert. Aufrecht stirbt Jon Arason. Ein großer Roman, ein starker reiner Klang. Die Übertragung von Johann Jonsson hat den überzeugenden Tonfall echter Chroniken. Richard Gerlach

Artur Kutscher: Die Elemente des Theaters. (Pflugschar-Verlag, Düsseldorf.)

Dieses Buch wird aus der Diskussion theaterwissenschaftlicher Themen niemals mehr verschwinden. Es gibt eine grundlegende Systematisierung dieses vielverzweigten und schwierigen Gebietes, legt Begriffe fest und baut darauf in sicheren, durch mannigfache historische Belege gestützten Folgerungen auf. Professor Kutscher räumt dem Mimus wieder die ihm zukommende Bedeutung ein, die Elemente des Theaters sind für ihn Darsteller und Text, bzw. deren höchste Form: Schauspieler und Drama. Bühnenbild und Regie gelten nur als Hilfskünste. Der Beweis für die zuweilen angezweifelte Behauptung Kutschers, der Mimus sei autonom und unabhängig vom Kult aus dem Tanz entstanden, muß als völlig gelungen angesehen werden. Es ist schon aus rein psychologischen Gründen unzweifelhaft, daß der Tanz als die körperlichste, nächstliegende und primitivste aller möglichen Ausdrucksformen die ursprüngliche und primäre Stellung innehatte. — Der Stil des Werkes ist, wie stets bei Kutscher, von eindeutiger Präzision und klarer Einfachheit. Charly Conrad

Gustav Regler: „Wasser, Brot und blaue Bohnen". Roman. (Neuer Deutscher Verlag, Berlin 1932.)

Um es gleich zu sagen: dies ist ein aufrechtes, starkes und tapferes Buch, von einem rücksichtslos ehrlichen und mutigen Manne aus unerschütterlicher Überzeugung mit fast grausamer Wahrhaftigkeit geschrieben. Regler nennt diesen Erstling einen Roman, aber im Grunde ist er eine eingekleidete Reportage aus dem Zuchthaus, die zur schreienden Anklage gegen die bürgerliche Gesellschaftsordnung und ihre Justiz wird. An dem Fall des Arbeitslosen Gottfried Naumann, der schon nach den ersten Seiten zum Zuchthäusler geworden ist, zeigt der Autor, wo die Wurzeln des Verbrechertums wirklich liegen und wer seinem Wachstum den Boden bereitet, aber auch wie diese Wurzeln auszuroden und der Boden zu veredeln ist: durch das Ende des Kapitalismus und den Aufbau des Sozialismus. — Ich weiß nicht, ob das Buch ein Kunstwerk zu nennen ist: manche verletzende Plattheit des Ausdrucks und die flüssige, unverfestigte Form sprechen dagegen, doch ein so ganz und gar revolutionäres Buch in einer Zeit gewaltigster Umwälzungen kann nicht reif und geschlossen erscheinen, und die jungen Kräfte, die sich hier regen, sind sichere Zeichen eines werdenden Neuen. Jedenfalls gibt dies Buch viel Stoff zum Nachdenken — nicht zuletzt für Staatsanwälte, Landgerichtsdirektoren und Strafvollzugsbeamte ... Ernst Angreß

O. B. Server: Matadore der Politik. Mit 26 Karikaturen von Goltz. (Universitas Deutsche Verlags-A.-G., Berlin.)

Die Politik, ganz besonders die deutsche, ist eine recht unerquickliche Sache. Aber dieser Observer, der mit den höchst verschieden benannten Verfassern ähnlicher politischer Portäts in allen möglichen Blättern ziemlich nah verwandt sein dürfte, versteht selbst einem so undankbaren Gegenstand eine heitere Seite abzugewinnen. Er ist, was man journalistisch glänzend informiert nennt und verbrämt seine kleinen Porträts politischer Matadore höchst geschickt mit kleinen diskreten Indiskretionen und liebenswürdiger Medisance in einer Art, die niemandem ernstlich wehtut, den Leser aber erheitert oder manchmal sogar auch ernsthaft orientiert. Denn was z. T. wie ein bißchen politischer Kulissenklatsch erscheint, läßt doch hie und da die Vorgänge auf offener Bühne besser verstehen. Die sehr schmissigen, wenn auch etwas schematischen Karikaturen von Goltz geben diesem amüsanten und geschickten Buch eine entsprechende Begleitung. Da die hier gegebene Auswahl von Persönlichkeiten ersten, zweiten und dritten Ranges ein wenig zufällig erscheint, wäre eine baldige ergänzende Fortsetzung sehr erwünscht. Der Herrenklub allein böte gewiß genügend Stoff für eine zweite Folge. Franz Schoenberner

Kleine Literaturgeschichten

Ruhm!

Pilnjak, einer der bekanntesten russischen Schriftsteller, kommt nach Amerika. Ihm zu Ehren wird im Metropolitan-Club ein Bankett veranstaltet, in dessen Verlauf der berühmte Sinclair Lewis den ebenso berühmten Amerikaner Theodore Dreiser des Plagiats beschuldigt. Dreiser beantwortet die Beleidigung mit einer Ohrfeige. Große Sensation.
Später bereist Pilnjak die Staaten, kommt nach Arizona, Kansas, wo kein Mensch seine Werke kennt oder überhaupt jemals seinen Namen gehört hat.
„Aber ich brauchte nur zu sagen", schreibt Pilnjak, „ich bin derjenige, auf dessen Bankett ... die Ohrfeige ... — ‚Halloh!' Und schon war man im Bilde, schüttelte mir hocherfreut die Hand! ..."

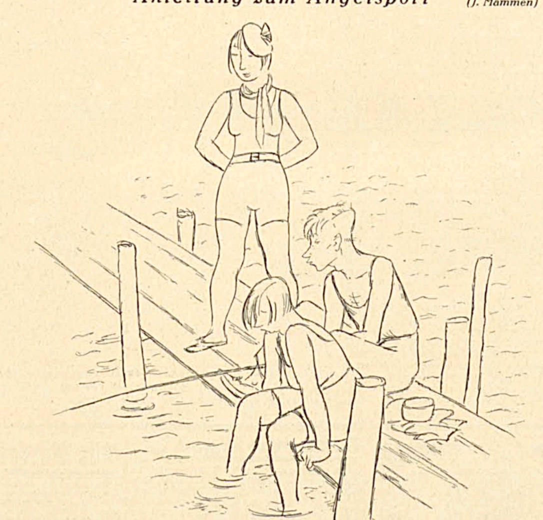
Ein „neues" Thema

Die russischen Schriftsteller kennen seit Jahren nur ein Romanthema: den Fünfjahresplan. Das ganze Sinnen und Trachten ihrer Helden ist der Produktionssteigerung in ihren Fabriken zur Durchführung des Planes gewidmet. Nebenbei lernen sie gleichgesinnte Heldinnen kennen und befreunden sich, um Kinder zu bekommen und weil es sich zu zweien noch besser nach dem gemeinsamen Ziel streben läßt. Außerdem aber beschäftigen sich die Sowjetschriftsteller sehr viel mit theoretischen Literaturfragen und halten oft Diskussionsabende ab. An einem solchen Abend sagte Lidin, einer der bekanntesten Romanschriftsteller: „Ich möchte einmal etwas ganz Neues schreiben. Was noch nicht dagewesen ist. Vielleicht so ... Ein Mann ... Eine Frau ... Und sie lieben sich! Und weiter gar nichts! ..."

Ein Trost

Wir fahren durch Weimar. In Weimar nimmt man zur Rundfahrt natürlich die Droschke. Der Kutscher kriegt die Weisung: ohne erklären, ohne anhalten. Er nickt und in schütterem Trab geht's los: Theater, Goethe-, Schillerhaus usw. Jedesmal vor einer der Schaunummern geht der Schimmel Schritt, langsamer, bleibt stehn, sieht sich um ... bis ihn der Anruf zögernd wieder in Trab bringt. So beim viertenmal dreht sich der Kutscher entschuldigend um: „An die historischen Städdn nämlich, da geht mei Schimmel nur Schritt, dees weeß er, da wart' er uff mei Red..." und nach kurzer Pause, gerührt, „... so een verninftchs Tier — das kann een'n doch mit alle Goethefeiern versöhn'n, nich? . . ."

Anleitung zum Angelsport *(J. Mammen)*



„Nee, nee, Kinder, ihr müßt es mit dem Köder wie Mama beim Flirt machen: erst müssen die Fische recht neidisch aufeinander werden, damit sie richtig anbeißen!"

Es ist nicht viel / Von Ernst Kreuder

Ruhig kommt sie die Stufen herunter. Es ist Abend geworden, die Uhr hat siebenmal geschlagen, und dann hat es zu läuten begonnen im Dorf.
Sie wird jetzt den Tisch decken wie jeden Abend, ein paar Blumen wird sie in die kleine Glaskugel tun und neben Bernhardts Teller stellen. Dann wird sie in die Küche gehn und das Abendbrot richten für sie beide.
Sie kommt an Bernhardts Zimmer vorüber, er arbeitet noch, es ist so still, wenn sie stehen bleibt, kann sie ihn in einem Buche blättern hören. Da wird unten eine Türe geöffnet, eine zweite, jemand kommt durch den Garten ins Haus. Leichte, zögernde Schritte. Dann eine Stimme.
Maria bleibt stehen. Sie ist nicht erschrocken. Nur die Stimme hat sie erregt. Dann klopft sie ihrem Mann und sagt ihm, daß Besuch für ihn gekommen sei. Sie geht die Treppen hinunter, in der Diele steht ein Fremder und sieht sie an.
„Guten Abend", sagt der Fremde und nennt seinen Namen. Er ist klein, schmal, sein Gesicht ist dunkelgelb. Sehr dunkel sind seine Augen.
„Mein Mann wird sich freuen", sagt Maria, „er hat von Ihnen oft erzählt." Der Fremde ist still. Er blickt sie ruhig an. Maria macht eine Bewegung mit der Hand. Die Standuhr neben ihnen tickt.
„Halloh", ruft Bernhardt von oben, über das Geländer. Er kommt eilig herunter und begrüßt den alten Freund. Stellt ihn seiner Frau vor. Der Fremde heißt Kloft, er ist aus Südamerika zurückgekommen, aus Feuerland. Bernhardt hat einst mit ihm Archäologie studiert.
Maria läßt die beiden allein. Sie geht in die Küche. Eine Weile steht sie da, als würde sie träumen. Sie setzt sich hin und blickt in den Garten hinaus. Es ist, als sei sie nun sehr müd geworden. Der Himmel über dem Garten ist abendblau. Sie holt tief Atem. Es ist mit einem Male schwer, vom Stuhl aufzustehen. Sie steht auf und beginnt das Abendbrot zu richten.
Es ist niemand sonst in der Küche. Wie kann sie meinen, der Fremde stünde noch immer da und sähe sie an. —
Als die kleine Tafel gedeckt ist, bittet sie den Gast zu Tisch. Der Gast richtet einige Worte an Maria. Sie antwortet, dabei muß sie ihn ansehen. Es strengt sie an; wenn sie ihn ansieht, ist es, als verlöre sie den Halt. Als fiele sie. Sie blickt zu ihrem Teller nieder. Wenn sie sich nicht sehr zusammennimmt, wird sie Tränen bekommen.
Sie zieht sich bald zurück. Lange liegt sie noch wach, sie weiß nicht, was geschehen ist. Sie hat nichts getan. So bang ist ihr noch nicht gewesen. In der Nacht träumt sie von dem Fremden. Er steht am Fenster, klein, still. Blickt sie an. Dann sagt er etwas, aber sie kann es nicht verstehen. Plötzlich steht er vor ihr. Beugt sich hinab zu ihr. Stöhnend erwacht sie. —
Tage vergehen, Wochen. Sie ist still geworden. Zuweilen fragt Bernhardt, ob sie etwas bedrücke. Sie schüttelt den Kopf. Es ist nichts, was sie sagen könnte. Es ist nicht viel. Nur manchmal bekommt sie Angst. Wenn sie die Treppen hinuntergeht am Abend und in die Diele tritt. —
Eines Abends ordnet sie ihre Briefe. Sie hat noch alle Briefe, die Bernhardt ihr geschrieben hat. Sie sitzt unten in dem kleinen Musikzimmer, dort hält sie sich am liebsten auf. Die Fenster zum Garten stehn offen. Milde Spätsommernacht ist draußen. Bernhardt ist nach dem Abendessen auf sein Zimmer gegangen. Er arbeitet noch. Es ist Sonntag.
Maria liest in den alten Briefen. Es ist vieles vergangen, wo ist es hingegangen? Sie ist glücklich gewesen, sie hat Schönes erlebt. Woher ist dieses Gefühl, daß eines nicht gewesen ist, etwas anderes, fremdes? Woher kommt diese Ahnung —, aus den Träumen? Es ist nicht viel, sie ist manchmal nahe gewesen, an der Grenze. Es ist nicht viel, aber vielleicht ist es alles.
Unruhe überkommt sie. Sie geht im Zimmer umher. Dann schließt sie die Briefe ein und geht hinaus, in den Garten. Es zieht sie dorthin.
Die Sterne glänzen hell. Es ist so still, als läge das Haus im Wald. Wie sie um das Rasenbeet kommt, stockt ihr Fuß. Es steht jemand da. Es ist der Fremde, Emanuel Kloft, er steht am Apfelbaum und sieht sie an. Er hat sie die ganze Zeit in dem erleuchteten Zimmer gesehen, wie sie in den Briefen las, wie sie dann auf und ab ging. Er hat Wochen gewartet, er hat geglaubt, es ginge vorüber. Es ging nicht vorüber. Und jetzt ist er gekommen. Und jetzt wird nichts mehr aufzuhalten sein.
Maria ist erschrocken. Aber dann löst sich der leichte Chok, sie atmet tief, sie hört das Herz schlagen. Es ist nun eine Gewißheit da, die sie aufrichtet wie tiefe Beruhigung.
Der Fremde zögert noch, Sekunden. Es ist die Frist: alles, oder nichts.
Aber jetzt wird er hingehen und sie küssen.
Oben ist Bernhardt auf den Balkon getreten. Er hat ein Buch in der Hand. Er ruft nach ihr.
„Ja", antwortet sie, „ich bin hier." Sie blickt hinauf.
„Wollen wir uns noch etwas in den Garten setzen?" fragt er.
„Ja", sagt sie still.
„Ich bringe Gläser und den Wein mit", sagt er und geht ins Zimmer zurück. Als sie sich nun umwendet, ist der Fremde fort. Sie tritt zu dem Apfelbaum, wo er gestanden hat. Er ist nicht mehr da, er ist gegangen. Sie kann ja nicht rufen. Sie lehnt an den Baum, und die Tränen rinnen über ihr Gesicht. So allein war sie nie.
Als ihr Mann kommt, ist er bestürzt, sie weinen zu sehen. Er führt sie in die Laube, setzt sich neben sie. Er nimmt ihre Hand und versucht, sie zu trösten. Man sei zuweilen traurig und ohne Grund, meint er, besonders in diesen Nächten, wenn der Sommer geht, wenn der Herbst kommt.

Ausweg

(Kurt Werth)

„Unbegreiflich, wie kann man denn sogar in der Natur nur immer Börsenberichte lesen!" – „Ja, ja, sie lenkt zu stark von den Kursen ab – gehen wir lieber heim!"

Schnörkel ins Blau

Von Alfred Pabst

Hoch über blauen Dächern sichelt der Halbmond schüchtern.
Die Sterne stehen traumtief schön und zwinkern treu und brav.
Ich trott' im Silberschnee des Mondes müd und nüchtern.
Hohl hallt mein Schritt und stört der Häuser satten Bürgerschlaf.

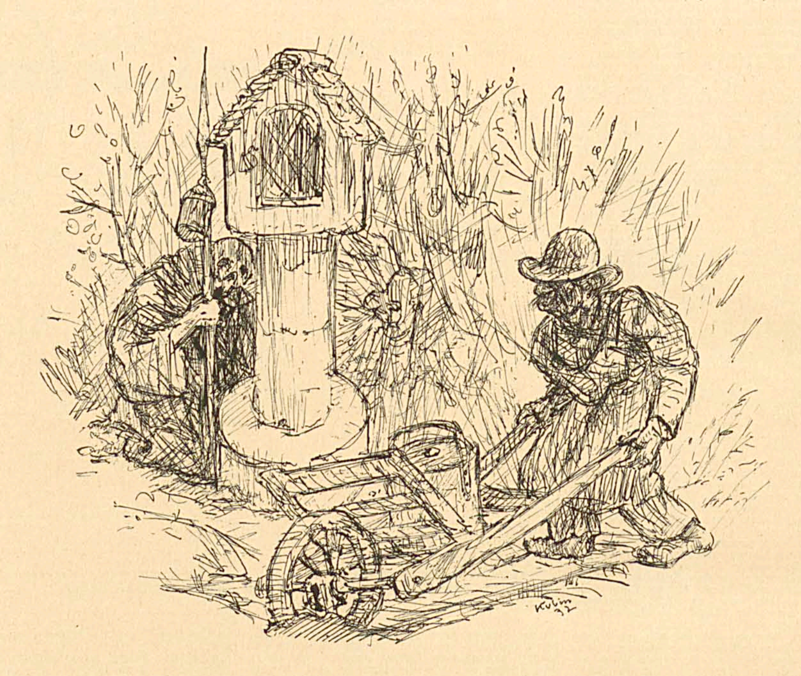
Da ziehen Straßen morgendlich ins Weite geradeaus
und steigen bergauf an und sinken talwärts nieder:
Äcker und Wälder, Wiesen, Wege, Städte — Haus an Haus,
und Ströme fließen hin und spiegeln Landschaft wider.

Nun müßt' ich alles lassen und von mir fort und weitergehn,
die große Reise morgenwärts und in das Dunkle tun:
im Wind des Schicksals heimatlos hintreiben und verwehn,
anstatt wie immer traurig zwischen Tag und Nacht zu ruhn.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter.

Der kauernde Tod

(Alfred Kubin)



Klawuttke meckert sich eins:

Mit Säsong-Schlußvakoof is Schluß — nu bejinnt die neie Säsong. Bei't Theata jleich mit een' Durchfall von Reinhardt, weil et eben nich Maxe is sondan Jottfried, sein Sohn. Und der kann natirlich allens uff eenmal: Reschie-führn und schauspielan zujleich. Und weil wa in Jroßbarlin keene angaschemangslosen Schauspiela ham, holta sich ooch noch Kadidja Wedekind und een Mala uff de Bihne. Det Stick spielt in eene Pleite-Bar, und der Afolch is eene bare Pleite. Sozusaren Auftakt der Säsong.
Nu hamse Gumpeln in Heidelberch doch rausjeschmissen, weil a jesaacht hat, eene Kohlribe wäre een besseret Symbol for'n Weltkriech als een halbnackichtet Mächen mit een Palmwedel. Jotte ja, wenn icke so an'n Kriech zurickdenke, kommt mir ja ooch die Kohlribe eha in'n Sinn als eene Jungfrau, die jejen die neie Badeordnung vastößt, aba wat ein deutscha Professa is, darf sowat nich so kraß saren, weil det die Jugend die Ideale raubt. Und wat ham denn die Jungs von heite schon noch, wenn se nich mal ne ideale Vorstellung von'n Kriech haben dirfen?
Tja, in Dessau ham die Nazis nu mit den Kulturbolschewismus von den Bauhaus uffjeräumt! Ick paseenlich kann ja die Sessel aus Stahlrehren und Jurten und die Schäselongs aus Betong und so ooch keen Jeschmack abjewinn'n und fihle mir uff Muttans richtich jepolstatet Sofa bedeitend wohla, aba ick finde, jeda soll nach seine Fassong sitzen dirfen, und et wäre bessa, wennse die deutsche Aneuerung mal von eene andre Seite wollten anpacken als mit Badevaordnungen und Bauhaus-Rummel! Weil sich doch rumjesprochen hat, det wa andere Sorjen ham — wie?

Det Wolfjang-Joethe-Jahr hängt uns schon zu'n Halse raus — und nu fängt der Klamauk mit Jerhart sein' siebzichsten Jeburtstach an! Wie der Hirsch in die Bibel nach frischen Wassa schreit, so schreit der neie Hirsch von't Schillatheata nach eene knorke Aöffnungsvorstellung und is uff die „Jlocke" jestoßen, von die man hoffte, det se nu endjiltich „vasunken"

Die dunkle Nachtigall

Hinten an der Leichenhalle
Schlug die dunkle Nachtigall
Eine ganze Nacht —
Bis die Toten drinnen alle
Sind von ihres Sanges Schalle
Aufgewacht.

Wo ein Fenster an der Decke
Klaffte, saß sie im Verstecke
Hier und sang . . .
Unten lagen sie und schwiegen,
Blieben in den Kästen liegen,
Lauschten dem Gesang.

Und sie haben stumm verstanden,
Nichts war auf der Welt vorhanden,
Als dies Lied allein —
Kam die Angst und Pein,
Ihnen ins Gesicht zu schauen,
Schliefen sie im Morgengrauen
Lächelnd wieder ein.

Franz Sagebiel

wär! Na ja, die Zeiten sind nu mal rückläufich. Soll nur uffpassen, det der Nickelmann ooch een vorschriftsmäßichen Brunnen-Anzuch anhat!
Komisch, det bestimmte Leite imma berihmta wern, obwohl se nischt mehr dazu tun, bloß weilse älta wern! Ick wär ooch älta und tu nischt dazu — aba berihmta wer'ck deshalb nich — — —
Hamse von den amerikan'schen Inschenjör jehört, der een Kriechs-Instrument afunden hat, womita in een'n Umkreis von fuffzehnhundat Kilometa allens in Jrund und Boden kann schießen? Und det hata die Russen anjeboten — aba nich, detse damit losballan, sondern det se det die Abrüstungs-Brida in Jenf sollen zeijen und ihn'n beibringen, det nu die janze Rüsterei keen Zweck mehr hat. Juta Jedanke. Ick firchte nur, schließlich vakloppta det Patenteken doch — und denn muß erst recht jejen jerüstet wern. Wo't doch zwischen Japan und Amerika ooch wieda brenzlich wird.
Die Börse hooßt. Warum weeß keen Aas. Aba schließlich is't ja ejaal, wo und wie man det letzte Jeld valiert.
Und nu ham wa wieda 'n neiet Papen-Projramm. Jotte, wenn wa allens so in'n joldenen Ibafluß hätten wie Projramme! Denn jing's uns jut! Wolln wa hoffen, det et uns sieBa einjeht wie det neie Rundfunkprojramm. Obwohl da 'n kleena Untaschied is: det Rundfunkprojramm kann ma abstelln, und die andern Projramme nich. Aba valleicht wird det ooch noch mal afunden, wo die Technik doch imma mehr fortschreitet. Sowat wie Projramm-Abwehr-Jeschitze oda so. Mein Projramm heeßt: imma froh in die Vajangenheit sehn —: denn ibarascht dir nischt, wat morjen passiert!

Kaki

Schmutzkonkurrenz

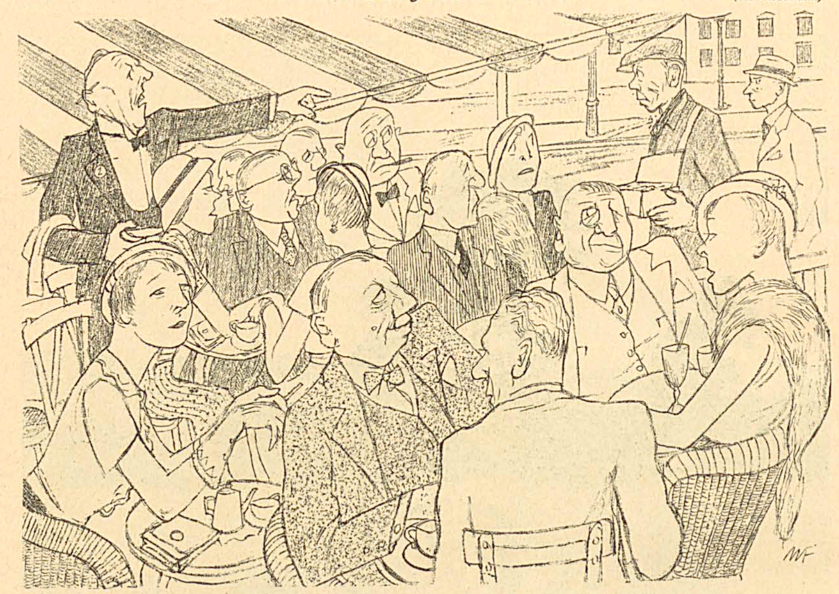
(E. Thöny)



„Wenn die blöde Natur nicht das ganze Grün gratis lieferte, könnte unsere chemische Industrie jedes Jahr ein paar Milliarden daran verdienen!"

Ehrgeiz

(M. Frischmann)



„Na, da wollen wa mal doch dem Kerl 'n Kragenknöppchen abkoofen, damit wa wieder mal das anjenehme Jefühl haben, die deutsche Wirtschaft 'n bisken anzukurbeln!"

Kleine Zeitgeschichte

Wir Wilden sind doch bessere Menschen

Unter den prominenten Ausländern, die jetzt die Leipziger Herbstmesse besuchten, befand sich auch Mister Czermak, ungeachtet seines bemmischen Namens Oberbürgermeister von Chicago.

Natürlich verabsäumten es die Leipziger Zeitungen nicht, ihm ihre Interviewer ins Hotelzimmer zu schicken. Und die, eingedenk ihrer Kulturaufgabe, Lesers Morgenkaffee mit Sensationen zu versüßen, holten den Mister Czermak nach allen Regeln der Kunst aus. Worüber? Einfältige Frage! Selbstverständlich über die Chicagoer Unterwelt. Über Al und Jack und die Brüder Genna und wie diese Gangster-Koryphäen alle heißen.

„Sagen Sie, bitte, Mister Czermak: als das Gericht dann die fünf Männer, die ihren Feind in seiner Wohnung überfallen und abgeschlachtet hatten, zum Tode verurteilte, bekamen die Richter wohl viele Drohbriefe?" fragte einer der Pressemenschen mit lüstern gezücktem Bleistift.

„No!" schüttelte Mister Czermak energisch den Kopf. „Bei uns in die United States kein honourable man, kein anständiger Mensch uird sich einsetzen for Mörders, to be shure!"

Feststehende Argumente

Am Königsplatz in Breslau sind wieder einmal politische Gegner aneinandergeraten. Wie es zuging, wer nun eigentlich angefangen hat — das weiß man ja nie bei solchen Sachen; zuerst waren es nur Nationalsozialisten und Reichsbannerleute, dann kamen noch ein paar Kommunisten und Stahlhelmer dazu, auch etliche von der Kreuzschar...

Nun, man hielt sich nicht lange bei den Verbalinjurien auf, sondern griff ehebaldigst zu den Messern. Und dann wurden elf der Kämpfer in das nahegelegene Allerheiligen-Hospital eingeliefert, teils mit schwereren, teils mit leichteren Messerstichen. Die Ärzte von der Chirurgischen Abteilung hatten alle Hände voll zu tun.

Sogar der Chef in eigener Person kam in den Operationssaal, warf einen schnellen Blick auf die elf Männlein in ihren diversen Uniformen und sagte zum ersten Assistenten: „Na, da hätten wir ja mal wieder ein paar Stichproben aus dem deutschen Parteileben!" hs.

Neue Mythologie

Der fürsorgliche Vater hilft seinem hoffnungsvollen Sprößling bei den lateinischen Schularbeiten. Es werden Sätze mit vorwiegend mythologischem Inhalt übersetzt, unter anderem auch etwas über den Gott der Unterwelt. Der Vater fragt: „Wie hieß der Gott der Unterwelt?", worauf der Junge prompt erwidert: „Al Capone".

Zukunftsmusik

Wer neuerdings dem Rundfunk lauscht,
hört teils belämmert, teils berauscht
erstaunlich häufig Tongebilde
aus militärischem Gefilde.

Der alten Märsche stramme Pracht
ist wiederum zum Licht erwacht.
Und man bewirkt vermittels dieser
die Renaissance der deutschen Spießer.

Bei Müllern regt sich wie bei Schulz
der subalterne Vorkriegspulz.
Sie werden feurig, ja ekstatisch.
Die Frau'n durchschauert's solidatisch.

So wird von sachgeübter Hand
hübsch zielbewußt und mit Verstand,
indem man trommelt, pfeift, trompetet,
der Bürgerteig nach Wunsch geknetet.

Ratatöskr

Vom Tage

He

Besorgt, die Stimme von zitterndem Gram erfüllt, nahte sich einer der deutschen Sportreporter in Oakland der schönen Helene Mayer: „Und nun, Fräulein He? Was fangen Sie nun an, nach so vielen Jahren der Weltmeisterschaft, wo Titel und Ruhm, wo alles verloren ist?"

He lächelte auf ihn herab: „Na, wissen Sie, soviel ist sicher — ich brauche nicht gerade fechten zu gehn." T.

Kleine Anfrage

Sollten nicht doch vielleicht in politischen Leitartikeln so anstößige Bildvergleiche wie „Das offene Dreieck" und Sätze wie „alle Versuche, das offene Dreieck zu schließen, sind gescheitert" besser vermieden werden? Da es sich um den Herrn Reichspräsidenten, das Zentrum und die Nationalsozialisten handelt, brauchten die Leitartikler wohl nicht gerade Bilder zu verwenden, die heute mehr denn je an die in unseren Brächtigen Zeiten bestimmt anrüchige Dreieckbadehose erinnern! T.

Angst

Immer mehr bemüht sich Deutschland, das Jahr 1918 zu vergessen.

Kürzlich stand Eyner vor Gericht.

„Wann haben Sie geheiratet?"

„Ich kann es nicht sagen."

„Sie wissen es nicht mehr?"

„Ich weiß es. Aber ich traue mich nicht, es zu sagen."

„Was soll das heißen?"

Eyner flüsterte leise: „Im Jahre 1918. Aber wenn man das Jahr heute in Deutschland zitiert, kann man leicht Prügel bekommen." J. H. R.

Auf dem Paßamt

„Ihr Beruf?"

„Mineraloge!"

„Hier wird deutsch geredet!" sagt der Beamte und schreibt in den Paß: „Beruf: Selterwasserfabrikant." m-d

Die vordringlichen Aufgaben

In diesen Tagen saß ein Herr von der englischen Botschaft mit einem ihm befreundeten hohen Beamten des Reichsinnenministeriums zusammen. Wie es des Landes bei uns so Brauch — der Deutsche klagte große Stücke über die ungeheuren Schwierigkeiten und Probleme, die sich hierzulande vor den Regierenden auftürmen, und fand in dem Engländer, der ausgezeichnet über die deutschen Verhältnisse orientiert war, einen verständnisvollen Zuhörer.

Das Problem der Aufrüstung . . . die Kolonialfragen . . . der Kulturbolschewismus . . . die Wehrverbände . . . die neue Kreiseinteilung in Preußen . . . die Wahlrechtsreform . . . die Reinigung des Rundfunks . . . die neuen Butterkontingente . . . die Margarinesteuer . . . der Kampf für den christlich-deutschen Charakter der Kunst . . .

Er schüttete sein Herz restlos aus, der deutsche Herr. Nichts verschwieg er. Und als er fertig war, sagte der Engländer: „Sehr schlimm. Aber wir in England haben auch unsere Sorgen, die uns viel zu schaffen machen. Zum Beispiel die Arbeitslosigkeit . . .“

hs.

Der Aufbauwillige

(Olaf Gulbransson)



„Mut hat der Mann – bei diesen Zeiten!“ – „Na, das ist eben dem sein freiwilliger Arbeitsdienst!“

Im Wein ist Wahrheit

(Wilhelm Schulz)



„Dies Jahr gibt's wohl 'nen guten und billigen Wein?" — „Gott sei Dank, Herr, nach all der politischen Besoffenheit kann den Leuten ein gediegener Weinrausch gewiß nichts schaden!"

München, 18. September 1932 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 25

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Sieg der Republik – *(Th. Th. Heine)*



in Spanien

Die Herde fragt — / Von Karl Kinndt

Ja, was macht nun unser Führer?
Plötzlich ist er seltsam stumm –
Wird er wirklich zum Paktierer
mit dem schwarzen Zenterum?

Hat er innen sich gewandelt?
Ward er doch parlamentar'sch?
Wird nun weiter kuhgehandelt,
was ja eigentlich nicht ar'sch?

Und was sagt zu dem Verhalten
die SA. und die SS.?
Lüstert's sie, sich abzuspalten,
sehn sie nichts Energisches?

Fühlen sich die Jungs verraten,
pfeifen sie auf Wortgetön,
wenn die vielversprochnen Taten
immer wieder nicht geschehn –?

Haben sie als Radikale
für lavieren wenig Sinn?
Rutschen sie mit einem Male
etwa zur „Kommune" hin?

Bilden eine neue Front se,
kürend einen forschren Held?
Heute „Führer" – morgen „Bonze" –:
das ist so der Lauf der Welt – – –

Trabt der Leitbock jetzt zur Krippe,
steht die Herde bös verwaist –:
ohne Strippe an der Klippe,
wo man gern nach links entgleist – – –

Einen andren Weg nur seh ich:
nach dem stürmischen Träträ
wird man brav regierungsfähig
wie dereinst die – SPD. – – –

Wer hat, dem wird gegeben / Von Werner Richter

Als bloße Durchschnittsbegabung unter den Direktoren eines Papierkonzerns wurde Dr. Kuno Berger von der großen Sparsamkeitswoge, die 1931 durch Deutschland lief, erfaßt und stellungslos liegen gelassen. Zunächst zwar hoffte er, töricht wie er war, auf das, was er „Verbindungen" nannte und was, wie er glaubte, ihm und seiner Frau Erna, geborene Nußbaum, einem schwarzen Pagenkopf mit hübschem Spitznäschen, überreichlich zur Verfügung stände. Aber allzu rasch nur stellte sich heraus, daß der gleiche Moment, der ihn aus dem Erwerbsleben ausgeschaltet hatte, auch jene Verbindungen hatte einfrieren und absterben lassen. Und nun, da Berger ebensowenig wie Erna imstande war, wirklicher Armut ins starre Auge zu schauen, faßten sie miteinander den verzweifelten Entschluß, mit dem Erlös dessen, was sie Verkäufliches noch besaßen, und den Resten ihrer Ersparnisse ein Seebad aufzusuchen, das durch seine Spielbank nicht eben rühmlich bekannt war.

Hier aber narrte sie das Glück vollends heimtückisch: sie gewannen zwar immer wieder; aber sobald die Gewinne einigermaßen beträchtlich zu steigen begannen, verloren sie augenblicklich wieder alles so weit, daß sie immer nur knapp die Hotelrechnung bezahlen konnten.

Ihre Nerven, an bürgerliche Lebensumstände gewöhnt, spannten sich derart, daß sie fast schon zu spüren glaubten, wie sie zitternd zerfaserten, — um so mehr als das Paar ja die sorglose Miene von Vergnügungsreisenden zu zeigen und etwa kostbarste Menüs hinunterzuwürgen hatte, während ihm schlichte Löffelerbsen oder Bouillonkartoffeln viel willkommener gewesen wären. Es lag hieran wohl, daß Dr. Kuno Berger der Annäherung eines Herrn Gorski, der etwas sehr Gewaltiges in der polnisch-oberschlesischen Hüttenindustrie war, große Aufmerksamkeit nicht entgegenbrachte, — zumal dieser schwarzäugige Graukopf mit den weichen, gelassenen Bewegungen nicht übel und auch nicht gefährlich, sondern nur vom Glück ungewöhnlich begünstigt schien; nicht nur am Spieltisch zeigte sich das, sondern er war, wie er unter fast verschämtem Ineinanderwinden der dicken weißen Hände gestand, immer noch und ausschließlich an solchen Unternehmungen beteiligt, die sich als „Kriseninseln" bewährt hätten. „Das Glück", fügte er fast mitleidheischend hinzu, „ist eine Gewohnheit. Wer hat, dem wird gegeben, heißt es in der Schrift. Ich kann es nicht ändern."

Dennoch behielt der kolossale, schwer bewegliche und schwer durchschaubare Mensch etwas Beängstendes für Kuno Bergers sehr viel simpleres Gefühl. So atmete er auch fast erleichtert auf, als Gorski unvermutet eines Morgens ankündigte, er werde heute noch den Badeort verlassen. Kuno Berger wollte ihn gar nicht mehr sehen und machte daher am Nachmittag einen weiten Spaziergang über die Dünen, — allein, da Erna mit Kopfschmerzen im Hotel geblieben war. Die Einsamkeit tat ihm gut; das regelmäßige Andröhnen der Brandung, das Zirpen des Strandhafers, das leise Sandgeriesel, das der Wind ihm ins Gesicht trieb; — und als die Sonne in ruhig fließendem Honiggelb unterging, glaubte er wirklich, vielleicht könne noch einmal alles wieder gut werden.

Aus dem Zwielicht, das in dem Hotelzimmer lag, jedoch prallte ihm das Weiß eines Briefes entgegen. Erna, geborene Nußbaum, schrieb, sie könne die bodenlose Existenz mit ihm nicht länger ertragen; dem sicheren Zugrundegehen ziehe sie eine unsichere Zukunft vor, indem sie mit Gorski zusammen das Flugzeug benutze und, wenn er, Kuno, diesen Brief finden werde, schon jenseits der Landesgrenze sei.

Dieser Schlag traf ihn unvermutet und so schwer, daß er taumelte: wie denn, Erna war fort, und statt ihrer gewohnten hellen Stimme sollte nun immer lautlose Leere um ihn sein? Ein Leben ganz ohne Widerhall, war denn das auszudenken?

Ein Schleier, den seine unbewußt umherhastende Hand ergriff — die geborene Nußbaum pflegte ihn an windigen Tagen ums Haar zu tragen und hatte ihn beim eiligen Einpacken wohl übersehen —, diesen Schleier, ein unschuldiges, dünnes Gebilde, er ballte es mit aller Gewalt seiner großen Hände zusammen; aber es veränderte sich nicht, blieb lasch, luftig, unberührt, — wie die Seele seiner Frau. Das erst reizte seinen Zorn, und alle Wohlerzogenheit fiel ab wie Putz von erschütterter Fassade. Er schleuderte den Schleier von sich, trommelte mit den Fäusten bald gegen die Möbel, bald auf die eigene Brust: er mußte Gorski nach, ihm seine Frau entreißen. Sie wenigstens sollte der anmaßliche Glückspilz nicht auch noch als „Kriseninsel" betrachten dürfen, der katzenfreundliche Heuchler, der verdammte Pole, — womit nun auch sich Patriotisches hineinmischte und Bergers kurz geschorener Rundkopf vollends rot anlief.

Aber ein Griff an die Brieftasche erinnerte ihn daran, daß er kaum die Hotelrechnung würde bezahlen können. So zerrte er also den Smoking hervor, legte ihn stöhnend an, trank mit kaum gebundener Krawatte an der Bar vier, fünf Kognaks und taumelte dann zum Kasino hinüber. Am wenig noch besetzten Roulette ließ er sich nieder, setzte seinen letzten großen Schein blindlings auf das nächste Nummernfeld und stützte das Gesicht stumm in beide Hände.

Er gewann, — ließ jedoch Gewinn und Einsatz stehen und das Spiel fortgehen und gewann aufs neue. Scheine gesellten sich zu dem seinigen, und daneben häuften sich mit wohltuend diskretem Klappern die elfenbeinernen Ships.

Allmählich verstummte die ohnehin nicht lebhafte Konversation am Tisch; man starrte ihn an, staunend über die eisernen Nerven dieses Mannes, der immer wieder seinen ganzen Gewinn riskierte und immer von neuem gewann. Nur die leise bebende Stimme des Croupiers war schließlich noch zu hören, das Scharren seines Rechens, der klappernde Lauf der Kugel.

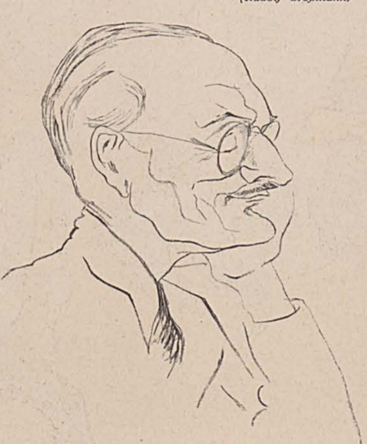
Dergestalt gewann Dr. Kuno Berger zehnmal hintereinander das Maximum, — ohne sich zu regen und auch nur einen Laut von sich zu geben.

Da jedoch konnte ein bleich gepuderter Jüngling, der atemlos hinter ihm stand, nicht länger an sich halten. Er faßte erregt nach Kunos Schulter, kreischte aber sofort schrill auf, — denn der glückliche Gewinner begann zu schwanken, kippte vornüber, und sein Gesicht klatschte mitten zwischen seinen angehäuften Reichtum.

Ein Arzt, gleich zur Stelle, ließ ihn auf den Teppich strecken, kniete sich über ihn, machte ein paar tastende und horchende Gesten und sagte dann melancholisch aufstehend: „Ja, — aus, — wahrscheinlich Herzschlag."

Berliner Köpfe

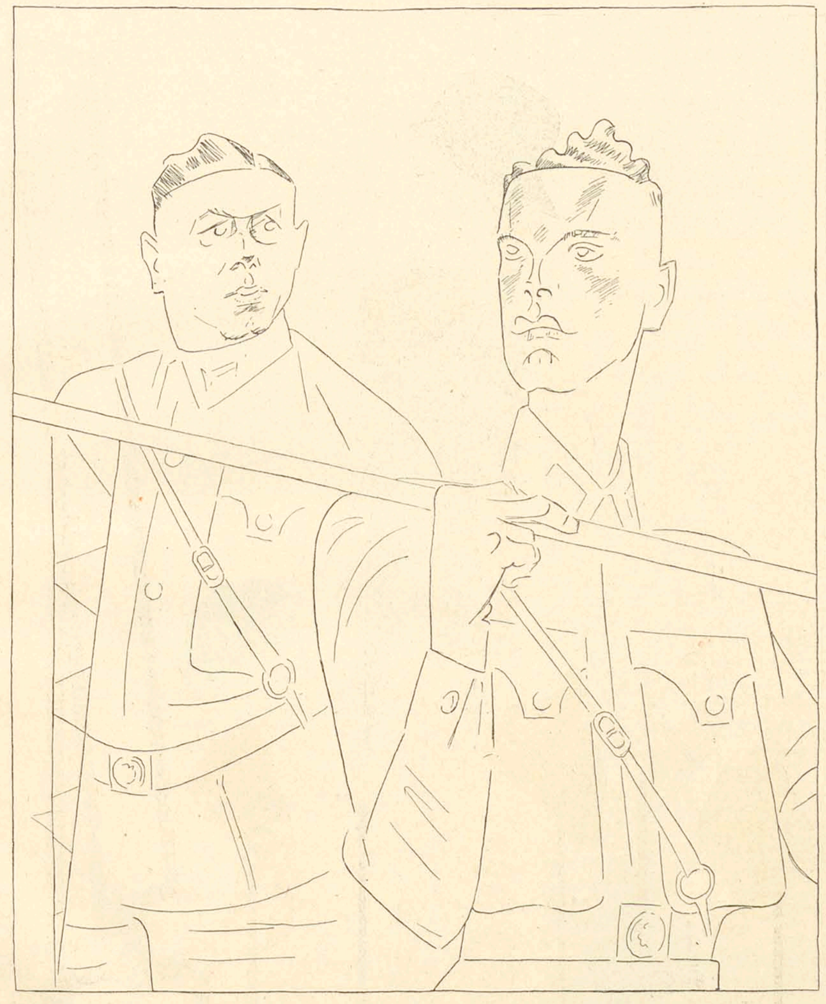
(Rudolf Großmann)



Der Dichter Karl Vollmoeller

Das Urteil von Beuthen

(Olaf Gulbransson)



„Was meinen Sie, lieber Schulz, unsere Helden von Potempa werden doch gewiß ebensowenig lebenslänglich sitzen wie wir Fememörder?" — „Wer weiß, lieber Heines, damals waren das bessere Zeiten, da hatten wir noch Sozis in der Regierung!"

Der sonderbare Fall gelangte durch die Zeitungen auch zur Kenntnis Ernas. Sie folgerte daraus, außer einer matten Trauer um Kuno, zweierlei: erstens, da sie ja nun Witwe war, die Heirat mit Gorski schärfstens zu betreiben und dann, nachdem ihr dies gelungen war, durch ihren zweiten Mann die Spielbank auf Herausgabe des Spielgewinns des ersten zu verklagen. Da die Bank behauptete, Kuno sei bereits aus Freude über seinen ersten Coup gestorben und habe als Toter weder zu spielen noch zu gewinnen vermocht, entbrannte ein langwieriger und erbitterter Prozeß, der schließlich aber doch von der Witwe gewonnen wurde.

An dem Vormittag, an dem Gorski die Mitteilung erhielt, die umstrittene Riesensumme sei nun richtig auf seiner Bank eingezahlt worden, umgriff er zart Ernas schmale Hüfte und sagte mit seiner sanften, mitleidheischenden Stimme: „Da siehst du es. Wer hat, dem wird gegeben."

Germania

(Karl Arnold)



Nichts zum Anziehen, aber ständig in Sorge um die neue Hutmode.

Wenn die Feuerwerkfabrik brennt — *(Erik Nitsche)*



Der Feuerwehrhauptmann: „Ah . . . blau . . .!"

In hundert Jahren . . . / *Von Dolf Mende*

Die Vergangenheit wird Großfilm, weils die deutsche Freiheit will.
Leute von vor hundert Jahren sind ja tot und halten still.
Wo du hinsiehst: nichts als Sitte. Wo du hinspuckst: nichts als Tugend.
Denn das Vorbild ist das Beste für die deutsche Tonfilmjugend.
(Als volksbildend anerkannt.)

Gegenwart wird meistens Lustspiel – egal Liebe mit Musik.
Selbst die Kinoleinewände haben diesen Quatsch schon dick.
Komm mit in die Ufa-Laube, wo der Tonfilm zart sich gibt
und der Mann des einen Paares stets das Weib des andern liebt.
(Mit Rührei und Bratkartoffeln.)

Doch in weitren hundert Jahren naht sich uns die große Zeit.
Hehre Filme wird man drehen. Dann sind wir Vergangenheit!
Jeder von uns ist ein Engel, kämpft um heiliges Väterrecht.
Deutschland, Deutschland über alles! Und im Grabe wird uns schlecht.
(Für Jugendliche freigegeben.)

Vom Tage

Die Deutsche Reichspost sieht sich zu Sparmaßnahmen gezwungen. Die Sparmaßnahmen finden in Form von Personal- und Arbeitseinschränkung statt. Die Einschränkung bedeutet verlangsamte Zustellung von Briefen und Paketen.

— Wie so vieles andre, scheint nun auch das „Tempo des zwanzigsten Jahrhunderts" nur erfunden, um unbezahlbar zu sein.

*

Der gewaltige und intelligente Maschinenmensch „Robot" auf der Londoner Funkausstellung, der dem Publikum aus den Zeitungen vorliest, fing kürzlich an zu knistern. Sein Charakter schien weniger harmlos, sobald sich Unstimmigkeiten in seinem elektrischen Unterleib entwickelten. Sein Vater-Erfinder ging zu ihm hin, um zu helfen, erhielt aber bei der ersten Manipulation einen solchen Hieb von dem mächtigen Stahlarm des „Robot" über den Schädel, daß er zurücktaumelte und längere Zeit bewußtlos liegen blieb.

— In diesem Knock out symbolisiert sich die ganze Tragikomödie unseres Maschinenzeitalters. Teha

Weltliteratur

Im Schaufenster der Buchhandlung hängt ein Schild:

Sonderangebot! Heines gesammelte Werke. Drei Bände. Nur RM 1.85!

Zwei Jünglinge mit Hakenkreuzen stiefeln vorbei.

Das Schild sehen, lesen und rein in den Laden.

Der Buchhändler hoffnungsvoll ihnen entgegen: „Die Herren wünschen?"

„Heines Werke für einsfümbfnachtzig!"

Der Buchhändler wirft einen scheuen Blick auf die Hakenkreuznadeln der beiden und erbleicht.

Um Gottes willen jetzt bloß die Ruhe bewahren! Die sind imstande, mir den ganzen Laden zu demolieren. Hätte ich doch bloß nicht dieses Schild mit dem verdammten Heine ins Schaufenster gehängt!

Zögernd geht er an das Regal. Nimmt die drei Bände Heine heraus. Überreicht sie dem kleineren der beiden Jünglinge. Besser ist besser.

Indessen haben die beiden in den Bänden geblättert. Und dann sagt der eine verwundert zum anderen: „Saachemal, hast du eijndlij kewußt, daß dr Pg. Heines ooch Ketichte kemacht hat?"



Erich Grisar: Mit Kamera und Schreibmaschine durch Europa. (Verlag Der Bücherkreis, Berlin SW 61.)

Es war einmal ein Arbeiterdichter in der Krise. Der merkte, daß die proletarischen Gesänge ihren Mann nicht mehr ernährten. Da kaufte er sich eine Kamera und ging auf Reisen. Sicherlich hat er auch Notizpapier und Füllfeder mitgenommen; das mit der Schreibmaschine halte ich, offengestanden, für übertrieben.
Das Resultat dieses Unternehmens liegt nun in einem Buch vor, das (von Jan Tschichold ausgestattet) allen Photo- und Wort-Reportern als Vorbild dienen kann. Den Bildern merkt man an, daß sie ein Dichter, den Worten, daß ein scharfer Objektiv-Blick sie erfaßt hat. Bei allen beiden zusammen fühlt man: ein Mensch, dem sowohl die zartverträumte Stimmungslyrik als auch das Vers-Pathos der sozialen Anklage zu Gebote sind. Da ist zum Beispiel unter den Photos das ganzseitige eines friaulischen Hochzeitspaares vor der Markuskirche in Venedig, das ich mir 50×80 groß an die Wand wünsche, so entzückend ist es.
Die Berichte des Reporters Grisar sind aus jenem Geist geschrieben, der hinter der Fassade auch die eigentlichen Triebkräfte unseres gesellschaftlichen Seins sieht und der mithelfen will, die Welt zum Besseren zu verändern. Georg Schwarz

Martin Maurice: Die Revolution der Reichen. (Paul Zsolnay, Verlag, Berlin, Wien, Leipzig.)

Martin Maurice, der mit so viel französischer Grazie die „Liebe terra incognita“ oder „Nacht und Tag“ in die Sphäre kultiviertester erotischer Literatur erhoben hat, erscheint diesmal als satirischer Sozialpolitiker. Die Grundidee einer völligen Umkehrung der sozialen Verhältnisse – die Millionäre eine verachtete Paria-Klasse, die Arbeiter als herrschende Aristokratie, der Konsum eine bittere Pflicht, die Produktion eine leidenschaftlich begehrte Ehre – diese Grundidee wäre ein blendendes Motiv für eine kurze satirische Groteske. Zu einem Roman von 360 Seiten ausgewalzt, wirkt sie ermüdend. Ein Witz, der mit so tödlicher Konsequenz durchgeführt wird, verliert seine Wirkung, selbst wenn er wie hier mit glänzender Technik sich noch einmal überschlägt, indem durch einen Apostel des „freiwilligen Reichtums“ die Revolution der Millionäre nicht nur unwirksam gemacht wird, sondern sogar in ihr Gegenteil, d. h. den tatsächlichen Zustand von heute, mündet. Die mathematische Konstruiertheit des Ganzen wirkt stellenweise, wie bei der Schilderung einer Explosionskatastrophe, sogar menschlich ein wenig peinlich. Der alte Anatole France hat in seiner „Insel der Pinguine“ oder im „Aufruhr der Engel“ die politische Parodie und Satire mit ungleich größerer Anmut gehandhabt. Die Gesinnung freilich, aus der dies Buch stammt, ist sehr lobenswert und mag vielleicht, auch trotz künstlerischer Unvollkommenheit, ihre Wirkung auf nachdenkliche Leser nicht verfehlen. Franz Schoenberner

Bruno Weil: Glück und Elend des Generals Boulanger. (Dr. Walther Rothschild, Berlin-Grunewald.)

Nachkriegsfieber in Frankreich nach 1870, vornehmlich die Boulanger-Episode. Es scheint, daß geschlagene Völker, um ihr durch die Niederlage erworbenes Minderwertigkeitsgefühl zu kompensieren, typisch reagieren. Typisch ist vor allem: der Ruf nach dem starken Mann, der Antiparlamentarismus, der ungeduldige Wunsch: „Es muß anders werden!“, und zwar sofort durch den Blitzschlag eines Wunders, nicht allmählich durch zähe vernunftvolle Arbeit. Boulanger war persönlich nicht unsympathisch, ein schöner chevaleresker Mann, aber keineswegs bedeutend, eben nur repräsentative Marionette. Seine Anhängerschaft setzte sich zusammen aus Royalisten, Bonapartisten, ja auch aus einem Teil der Republikaner, er fand Stimmen in der reichen Bourgeoisie, unter den Kleinbürgern im Andenken an 1789, unter anarchistisch und sozialistisch gesinnten Arbeitern. Es ist klar, daß der „General Revanche“ so disparate Wünsche niemals hätte erfüllen können, am wenigsten unter den damaligen Machtverhältnissen die Revanche selbst. In Frankreich gewannen schließlich das Parlament, die Republik, kurz die Parteien der Vernunft die Oberhand, sie verstanden es, das Land langsam wieder zu konsolidieren, ihm Bundesgenossen zu erwerben und es – drei Jahrzehnte später – zum Sieg zu führen. – Das Buch könnte viel besser geschrieben sein, aber das nicht ungeschickt angeordnete Material ist brennend interessant, denn es enthält die direktesten Bezüge auf das Heute. Hans Kauders

Meinungskämpfe / Von H. M. Hackenberger

Die Deutschen lassen sich verteilen
in einige, die andre keilen,
in andere, die Hurra schreien –
und in ein halbes Schock Parteien.

Der Deutsche nämlich ist in Sorten
vom lieben Gott geschaffen worden.
Und aus berechtigtem Intresse
haut jede jeder in die Fresse.

Denn jeder Mensch muß etwas meinen,
muß was behaupten, was verneinen.
Die Einigkeit hat ihre Grenzen.
Das Volk braucht Brot und Differenzen.

Der eine lobt mit der Pistole
sein Ideal vom Menschenwohle.
Der andere hält seins für besser
und wirbt mit Schlagring, Dolch und Messer.

Spuckt in die Hände, wetzt die Waffen,
um Ruhe auf der Welt zu schaffen!
Nur, wenn wir uns zu Boden schlagen,
ist Aussicht, daß wir uns vertragen.

Die kleine Zeitgeschichte

Es ist erreicht

Im preußischen Landtag wurden mit überwältigender Mehrheit nationalsozialistische, sozialdemokratische und kommunistische Anträge angenommen, die der Regierung Papen schärfste Mißbilligung aussprechen.
Im Reichstag fand der neugewählte Präsident Goering allgemeinen stürmischen Beifall, als er in seiner Eröffnungsrede sich ebenfalls scharf gegen die Regierung Papen wandte.
Alle, alle — wir haben so etwas in Deutschland selten erlebt — sind sie einmütig gegen das Kabinett Papen.
Es ist wirklich und wahrhaftig ein Kabinett der nationalen Konzentration!

Maskenfreiheit

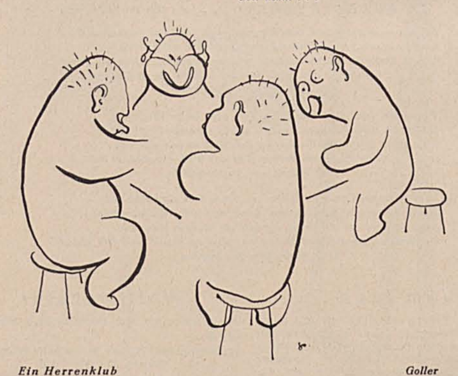
In einem der größten Hutgeschäfte der Leipziger Innenstadt gibt es jetzt gottlob Gasmasken zu kaufen. Im Schaufenster sind sie ausgestellt und sehen sozusagen todschick aus.
Und nicht wenige Leute schauen sich das an.
Gestern aber — man sollte es nicht für möglich halten in unserer national aufgeweckten Zeit, aber in Sachsen herrscht eben immer ein bedenklich schlapper Geist — gestern also begannen einige zu murren: „So ä Bleedsinn, solche Dingr hier auszuschdelln! Mr sollde diräggd das Schaufänsdr zrbochen! So ä Quadsch! Mir hamm noch de Schnaudze voll von vorijen Grieje . . .“
Da öffnete sich die Ladentür, und der Geschäftsinhaber kam händeringend angewetzt: „Awr maine Härrn, die Gasmasgn hier sin doch garnij fir'n Griej beschdimmd! Die sin doch blooß fir'n innrbolidischn Gambf. Geejn Schdingkbombn un Drängas . . .“

Verfassungsfragen

„Das Deutsche Reich ist eine Republik. Die Staatsgewalt geht vom Volke aus . . .“
Wer lacht da?
Aber im Ernst: Unter was für einer Verfassungsform leben wir nun eigentlich in Deutschland?
Wir haben uns gestern abend darüber den Kopf zerbrochen.
Der Doktor Jähnig meinte: „Sehr einfach. Wir haben eine Schleichernde Diktatur.“
„Nicht übel!“ sagte ich. „Aber man soll den Einfluß von Papen und vor allem von Hindenburg nicht unterschätzen.“
„Wie wäre es dann mit Papa-archie?“ schlug der lange Schultz vor.

Die Ausführungsbestimmungen

Sie werden es vielleicht nicht glauben — aber Fastenrath hat die seltsame Angewohnheit, behufs Säuberung seines sündigen Leibes allmorgendlich völlig unbekleidet in die mit Wasser gefüllte Badewanne zu steigen.
Völlig unbekleidet!
Neuerdings aber — ich habe das durch einen Zufall erfahren — neuerdings zieht er einen Badeanzug an.
„Aber Menschenskind, weshalb denn?“ frage ich ihn. „In deinem Badezimmer bist du doch vollkommen solo. Da nimmt doch weiß Gott niemand Ärgernis an deiner Blöße!“
Da nimmt Fastenrath ernst die Zeitung zur Hand und liest mir die Ausführungsbestimmungen zu Brachts Sittlichkeitserlaß vor: „Es ist nicht notwendig, daß im Einzelfall Ärgernis genommen wird, sondern es genügt, daß Ärgernis genommen werden kann . . .“ hs.



Ein Herrenklub *Goller*

Der Willem / Von Karl Kurt Wolter

Wir nannten ihn „Willem". Mit vollem Recht. In Wirklichkeit hieß er Doktor Zacharius Janbusch und war Junggeselle. Er wirkte als Professor für Deutsch und Französisch am Gymnasium zu D., in das mich meine Eltern schickten. Sein wirklicher Name war aber im Lauf der Jahrzehnte fast in Vergessenheit geraten.
Den Spitznamen hatte er sich selbst verschafft. Dadurch, daß er sich bei dem Disput über einen offensichtlichen Irrtum zu dem kühnen Gelöbnis verstieg: „Wenn das nit so is, dann will ich ‚Willem' heißen!" Es war aber nicht so.
Seitdem nannten ihn alle „Willem"; Schüler wie Lehrer. Und er hatte nichts dagegen, denn er hielt Wort. Treudeutsch . . .
Er war Gründer einer eigenen Wandervogelgruppe und verehrte Richard Wagner abgöttisch. Er besaß eine Sammlung von ausgeschnittenen Zeichnungen aus Zeitschriften, in denen Wagner karikiert war, und er hatte sie säuberlich auf große Kartons geklebt. Schülern, mit denen er vertraut stand, zeigte er sie mitunter. Er stand mit allen Schülern vertraut. Und duzte jeden; sogar die Primaner.
Der Willem hatte seltsame Gebräuche und sprach ein merkwürdiges Deutsch. Man erzählte sich, er habe in seiner Jugend zur Bühne gewollt. Er pflegte auch niemals „Guten Tag" zu wünschen; sondern stets „Grüß Gott", was in unserer Gegend auffiel. Er wollte ursprünglich sein, wie die alten Germanen. Aus diesem Grund trug er ständig kurze Hosen. Auch zu den Schulfeiern. 1914, bei den Siegesfeiern, fand es der Lehrerrat auf einmal unpassend. Bei Lüttich hatte man ihn verwarnt. Bei Antwerpen erschien der Willem endlich in langen. Das war es, was uns Schülern die Feier unvergeßlich machte. Man sah dem Willem an, wie wenig wohl er sich darin fühlte. Später kam er wieder im gewohnten Aufzug. Und man hatte nichts mehr dagegen.
Allgemein galt er als großer Tierfreund, weil er sich Schlangen, Kaninchen, Frösche und Eidechsen hielt. Er spielte auch Klavier, aber nur Wagner. Die Tiere waren ihm jedoch keineswegs Selbstzweck, obwohl ihre Ernährung nicht geringe Mühe verursachte. Die Klassen, in denen der Willem unterrichtete, mußten zur Verköstigung der Frösche und Eidechsen beitragen. Jede gefangene Fliege wurde abgeliefert. Der Willem bezahlte alles nach festem Tarif: Eine Stubenfliege zwei Pfennig, eine Schmeißfliege — je nach Größe — drei bis vier, ein Heuschreck fünf Pfennig. Mein Nebenmann, der einmal einen Kasten mit toten Maikäfern brachte, erhielt einen schriftlichen Tadel „wegen vorlauten Benehmens". Für die Verpflegung der Kaninchen sorgte ich. Unser Naturkundelehrer konnte sich nie erklären, wohin die Abfälle aus der Botanikstunde verschwanden.
Die Frösche, Eidechsen und Kaninchen zog der Willem liebevoll auf. Er war ein großer Tierfreund. Wenn sie groß waren, fütterte er seine Schlangen damit. Die Schlangen aber hielt er sich ausschließlich als Spielzeug für seinen Affen. Ja, der Willem besaß einen richtigen Affen, namens Zampa. Ursprünglich waren es zwei gewesen, die ihm ein befreundeter Kapitän geschenkt hatte. Rocky, der kleinere, war aber zu Beginn des Krieges an Lungenentzündung eingegangen, und der Willem hatte ihm in seinem Garten nach eigenem Entwurf ein mannshohes Grabmal setzen lassen, auf dem die in Gold ausgelegten Worte standen: „Du warst so jung und starbst so früh. Wer dich gekannt, vergißt dich nie!" An heißen Sommerabenden pflegte der Willem hier zu sitzen und unsere deutschen Aufsätze zu korrigieren.
Zampa, der ältere Affe, aber gedieh.
Ihm zuliebe tat der Willem alles. Er ließ sich die Haare lang wachsen, damit der Affe einen Halt habe, wenn er ihn auf der Schulter durch die Straßen trug. Im Stadtpark durfte der Zampa dann auf die hohen Bäume klettern. Der Willem aber stand geduldig unten und las Nietzsche. Stundenlang . . .
Außer dem Affen hielt sich der Willem eine Haushälterin. Diese hieß Kättche. Der Affe und die Haushälterin tyrannisierten ihn. In der Frühe mußte sich der Willem seinen Kaffee selbst kochen; das Kättche, ein dickes Pfälzer Bauernmädchen, stand nie vor zehn Uhr auf.
Jeder andere hätte diese Haushälterin zum Teufel gejagt; der Willem ließ nichts auf sie kommen. Erst viel später — durch reinen Zufall — erfuhr man, welche Vorzüge das Mädchen unersetzlich machten. Seit dem Tod des ersten Affen befaßte sich nämlich der Willem mit Spiritismus. Er verkehrte mit den Geistern von allen möglichen Personen; und das gelang ihm nur auf dem irdischen Weg über das Kättche. Sie war ihm für den Kontakt unentbehrlich geworden. Ebenso unentbehrlich wie sein Affe Zampa.

— — — — — — — — — — — —

Man kann sich also denken, in welch schwierige Lage der Willem geriet, als ihm das Kättche eines Abends mit verbundenem Kopf entgegenschrie: „Ich oder der Aff, eener von uns is zuviel!" Während ihres Nachmittagsschlafes hatte ihr nämlich der Affe — aus irgendwelchen rätselhaften Trieben heraus — einen Teil der Kopfhaare abgefressen, ehe die Erwachende auch nur halbwegs zur Besinnung gekommen war. Jetzt wollte sie unter keinen Umständen mehr mit dem Affen unter einem Dach schlafen. Sie blieb unerbittlich.
Das mochte dem Willem viel Schmerz verursacht haben, bis er sich zu dem Entschluß durchgerungen hatte, sich von seinem Affen zu trennen. Es war im zweiten Kriegsjahr. Und er brachte seinen Liebling in den Tierpark der nächsten Großstadt, die in einer guten Schnellzugstunde zu erreichen war. Hier gab er den Zampa, etwas mißtrauisch, in Pension.
In den folgenden Tagen hatten wir viel schulfreie Stunden. Denn der Willem war dauernd unterwegs; zwischen Geisterbeschwörungen zu Hause und Affenbesuchen im Tierpark. Schließlich erhob der Lehrerrat Einspruch. Und man einigte sich. Der Deutschunterricht am Sonnabend wurde verlegt. Diesen Tag konnte der Willem ganz seinem Zampa widmen. Er fuhr dann regelmäßig schwer bepackt mit Rucksack und Körben fort. Alle in jener Zeit raren Lebensmittel, die er von der ländlichen Verwandtschaft des Kättchen bezog, brachte er seinem Affen. „Er erkennt mich immer schon von weitem", erzählte uns der Willem stolz zwischen der Lektüre des Nibelungenliedes, das wir im Urtext lasen. „Ihr habt keine Ahnung, was der für eine Freud hat . . ." — Böse Zungen behaupteten aber, das Tier habe seinem Herrn einmal, als er ohne Futter kam, verächtlich den Rücken gekehrt. —
Dies Verhältnis wäre ungetrübt weiter verlaufen, wenn nicht der Krieg auch hier störend eingewirkt hätte. Im Winter siebzehn auf achtzehn, als die Not jede Grenze überschritt, mußte der

Vegetarier

(Karl Weinmair)



„Anton, laß dir sofort in den Mund riechen! Gestehe, Abtrünniger, du hast dich an einem Rostbraten vergangen!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter.

Zurück zur Sittenstrenge

(George Grosz)



„Bemale dich nich allzu verführerisch, Kindchen, sonst wirste noch einjesperrt, weil de die Würde der deutschen Frau vermanschst!“

Tierpark aufgelöst werden. Der Willem, dem ein Schüler die Schreckensnachricht (berechnenderweise vor einer französischen Klassenarbeit) verkündete, brach sofort den Unterricht ab und reiste los. Er sah auf der ganzen Fahrt Greuelbilder vor sich, wie sein Zampa gebraten und verspeist wurde, gleichermaßen man es mit den Elefanten getan hatte. Seine Angst war unberechtigt. Am Abend konnte er mit dem Affen auf der Schulter triumphierend heimkehren.

Aber der Willem hatte in seiner Aufregung das Kättchen vergessen. Sie zeigte sich auch jetzt noch unerbittlich: „Ich oder der Aff!“ Als sie sich gar anschickte, ihre Koffer zu packen, schien der Willem zum äußersten entschlossen. Er trug den Zampa zum nächsten Zahnarzt und ließ seinem Liebling sachkundig sämtliche Zähne ausziehen. Mit diesem Opfer gab sich die Haushälterin zufrieden.

Aber der Zampa wurde es nicht mehr. Er kränkelte und nahm kaum noch Nahrung zu sich, obwohl ihm der Willem jeden Bissen vorkaute.

Der Affe lebte noch einige Monate mühsam dahin. Dann starb er. Es war im Spätherbst des Jahres achtzehn, in jenen grauen Novembertagen . . . —

Kürzlich erfuhr ich, daß sich der Willem ganz von der Schule zurückgezogen habe. Er säße jetzt immer allein zu Hause und befände sich also in der besten Gesellschaft, habe er zu einem früheren Schüler geäußert.

Er redet häufig mit Geistern, und die Leute nennen ihn immer noch „Willem“. Mit vollem Recht . . .

Rezept zum Glück

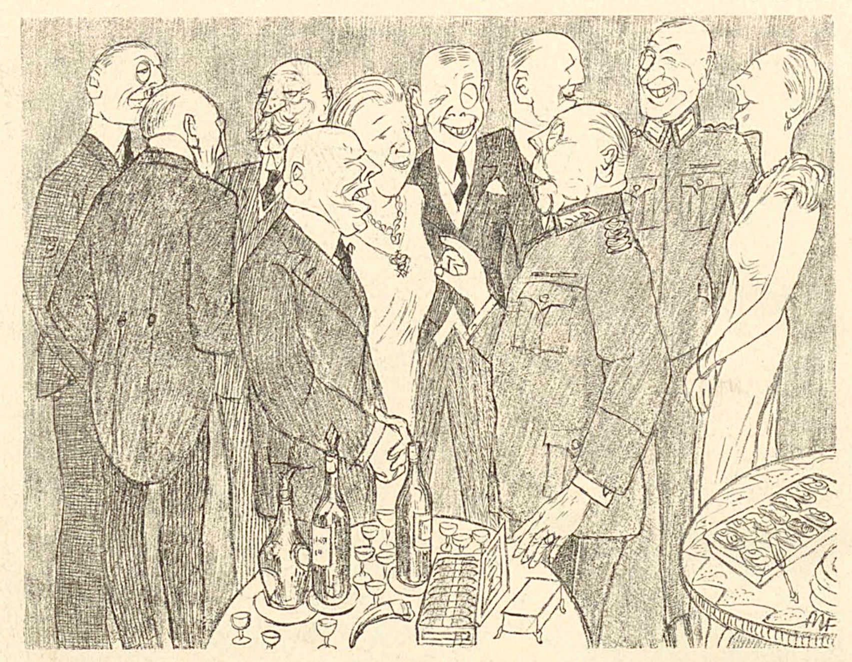
(Wilhelm Schulz)



„Man braucht bloß keine Zeitung zu lesen, und gleich ist die Welt in bester Ordnung."

Hoher Standpunkt

(M. Frischmann)



„Lächerlich diese Parteiparolen: ‚Der Feind steht rechts', ‚Der Feind steht links' —. Für 'n überparteiliches Adels-Kabinett jibt's bloß die Devise ‚Der Feind steht unten'!"

Lieber Simplicissimus!

Die Eltern, deren Kinder in die Sammelschule Stachelhausen bei Remscheid gehen, beantragten bei der Stadtverwaltung, minderbemittelten Schulpflichtigen während des Winters die unentgeltliche Benutzung des Omnibus zu gestatten. Im Mai, nachdem der Winter vorüber war, lief bei den Eltern folgender Bescheid ein: Die Schuldeputation kann sich den berechtigten Wünschen der Elternschaft nicht verschließen und gestattet folgenden Kindern . . . (folgt die Aufzählung der Glücklichen) eine Omnibusfreifahrt zur Schule. Gleichzeitig teilen wir mit, daß der Omnibusverkehr wegen finanzieller Schwierigkeiten bis auf weiteres eingestellt werden mußte . . .

*

Im „Komet", einer Fachzeitschrift für Neuheiten, erschien folgende Anzeige:

Meine Schlager:

Die Hitler- und Goethebüste

Nr. 1 in Gold, Silber und Kupfer, farbig, 18 cm hoch, Stück RM —.55
Nr. 2 in Gold, Silber und Kupfer, farbig, 15 cm hoch, Stück RM —.45
Nr. 3 in Porzellan, ganz weiß, 16½ cm hoch, Stück RM —.65

Fordern Sie sofort 1 Dutzend Muster für RM 6.50 in allen Größen und Preislagen per Postnachnahme; bei Bahnnachnahme Kiste und Verpackung frei. A. Rau, Porzellanmalerei, Hüttensteinach, Thür. Vertreter für alle Bezirke Deutschlands außer Württemberg und Augsburg gesucht.

Der treue Pionier

Von Ernst Klotz

Paul war als Mensch und Pionier
Des Bataillones schönste Zier.
Was man ihm sagt, hat er gemacht
Und nie darüber nachgedacht.
Und dies erfreut beim Militär
Die Vorgesetzten immer sehr.
Nun übte für den nächsten Krieg
Pauls Bataillon mal wieder Sieg,
Und durch Pontons und Manneszucht
Schlug es die Feinde in die Flucht.
Da kam ein Hauptmann angesprengt,
Ein Hauptmann, der an alles denkt,
Und sprach zu Paul, dem Pionier:
„Mein Sohn, bleib du als Nachhut hier!"
Sofort grub Paul ein tiefes Loch,
In das er bis zur Nase kroch,
Und sah von hier aus unverwandt,
Treu dem Befehl, ins Hinterland.
Im Hinterland floß nun ein Fluß,
Der grad mal übertreten muß.
Das Wasser lief zu Paul herein,
Da dacht' er an sein Mütterlein,
Und als es immer höher schwoll,
Da dachte er gar liebevoll
An Else, seine treue Braut,
Und hat doch nach wie vor geschaut.
Und als es floß in sein Genick,
Da dachte er der Republik,
Schrie dreimal laut und stramm: „Hurra"
Und schon war nichts mehr von ihm da.
Bis sich der ganze Tatbestand
Im Lesebuch mal wiederfand,
Nur war die Braut daraus entfernt,
Weil dies das Kind erst später lernt.
Pauls General weint ob der Treue
An jedem Jahrestag aufs neue!

Psychoanalyse

Von Peter Scher

Professor Dingeldepp, Spezialist für Psychoanalyse, hatte einige Bekannte bei sich; es war ganz gemütlich, aber nach zwölf kam man an den toten Punkt.
Der Schauspieler Bux, der immer zuletzt kam, war noch am lebhaftesten. Es hatte sich herumgesprochen, daß zwischen ihm und der sehr jungen Frau Dingeldepp etwas im Gange war.
Bux demonstrierte der Dame eben einen Höhepunkt seiner Rolle. Er machte es hübsch. Die kleine Frau war ganz weg. Auch die andern nahmen Anteil — weniger wegen der Rolle, als aus Interesse am wirklichen Theater, das die beiden in seinen Spielbereich zwang.
Das ging eine Weile. Dann gähnte ein Unvorsichtiger merklich hinter der Hand. Der Professor schlug eine Abwechslung vor — Träume berichten. Aber wirkliche — ohne Flausen und Aufmachung.
Er sah mit seinen wasserblauen Augen ernsthaft über den Kneifer weg irgendwohin. Man hatte bei ihm immer das Gefühl, daß er nicht ganz da sei.
„Ach ja", sagten die andern — „probieren wir es mal."
Der Herr, der unvorsichtig gegähnt hatte, drehte die Augen nach oben: Also schön — auch das noch!
Ein dicker Rechtsanwalt machte den Auftakt. Er behauptete, von einer Verhandlung geträumt zu haben, in deren Verlauf zwei politisch extreme Parteien vom Gericht mit den nämlichen Glacéhandschuhen angefaßt worden seien.

Die Zuhörer lächelten nachsichtig, und der Professor drohte mit dem Finger: „Keine Märchen erzählen! Wenn Sie nicht bei der Wahrheit bleiben, hat es keinen Sinn."

Dann kam eine Tänzerin dran. Sie wollte im Traum einen Nackttanz kreiert haben, bei dem sie statt des Bananengürtels der Baker einen Kranz aus Hakenkreuzen trug, was teils als Huldigung, teils als Profanation aufgefaßt wurde und Tumulte nach sich zog.

„Sie träumen mir alle zu aktuell — viel zu unpersönlich!" sagte der Professor mit einem unergründlichen Blick ins Leere. „Wahrheit, Wahrheit, meine Verehrten! Aber weiter. Darf ich bitten, Herr Bux?"

Der Schauspieler, dessen Augen während der Darbietung ständig im Kontakt mit der jungen Hausfrau geblieben waren, hustete und schien leicht irritiert.

„Aber nichts zusammenphantasieren", mahnte der Professor noch einmal. „Sie müssen mich als Fachmann gelten lassen. Wenn ich bitten darf."

„Muß ich wirklich —?" fragte der Schauspieler.

„Ja — aber ungeschminkt, bitte!"

„Also — — —", begann Bux und hustete noch rasch sein Organ zum Vortrag frei.

Die andern waren nun doch ganz lebhaft bei der Sache.

„Also", stürzte sich Bux kopfüber ins Unvermeidliche, „Herr Professor — wenn Sie darauf bestehen — ich habe diese Nacht geträumt, daß ich, daß ich bei Ihrer Frau Gemahlin — — — Gott, was träumt man nicht alles — äh, was ich sagen wollte — — —"

Es war wohl das erstemal in seinem Leben, daß er in einer Rolle stecken blieb.

Die Gesellschaft fieberte vor Interesse und sah wie ein Mann nach dem Professor, der wieder seinen verlorenen Blick hatte.

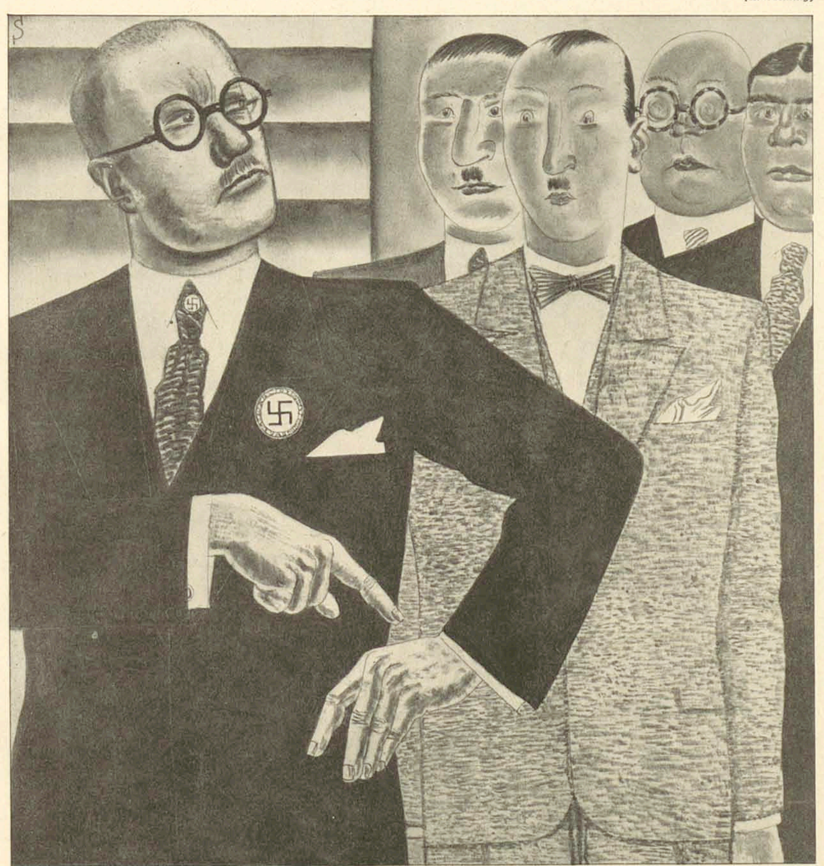
Was würde er sagen?

Er veränderte keine Miene.

„Wirklich — im Traum?! Das interessiert mich aber!" sagte er mit seiner seltsam monotonen Stimme. Aber sein Gesicht bekam plötzlich einen fast behaglich schmunzelnden Ausdruck. Und siehe da, die unerwartete gute Laune des Professors wirkte so ansteckend, daß der Abend noch ganz gemütlich wurde.

Scholz nordet den Rundfunk auf

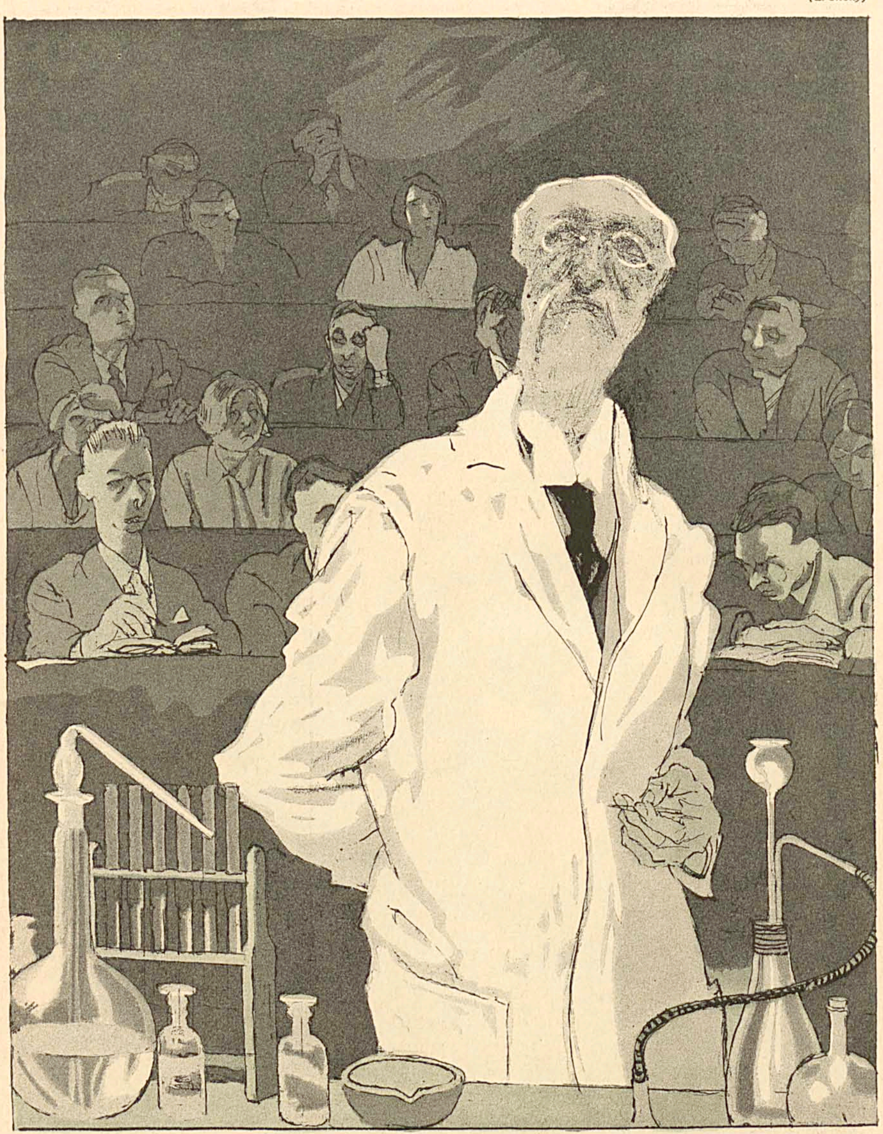
(E. Schilling)



„Meine Herren, sorgen Sie dafür, daß ab morgen statt der Hertzschen Wellen rein arische Wellen verwendet werden. Ich habe erfahren, daß Hertz einen jüdischen Vater hatte!"

Neue Erkenntnisse der Chemie

(E. Thöny)



„Meine Damen und Herren, künstlicher Stickstoff ist geruchlos, und Kohle ist geruchlos. Aber wenn sich beide verbinden und dann wieder trennen, entwickelt sich, wie wir seit dem Caro-Petschek-Prozeß wissen, ein ungewöhnlich penetranter Gestank."

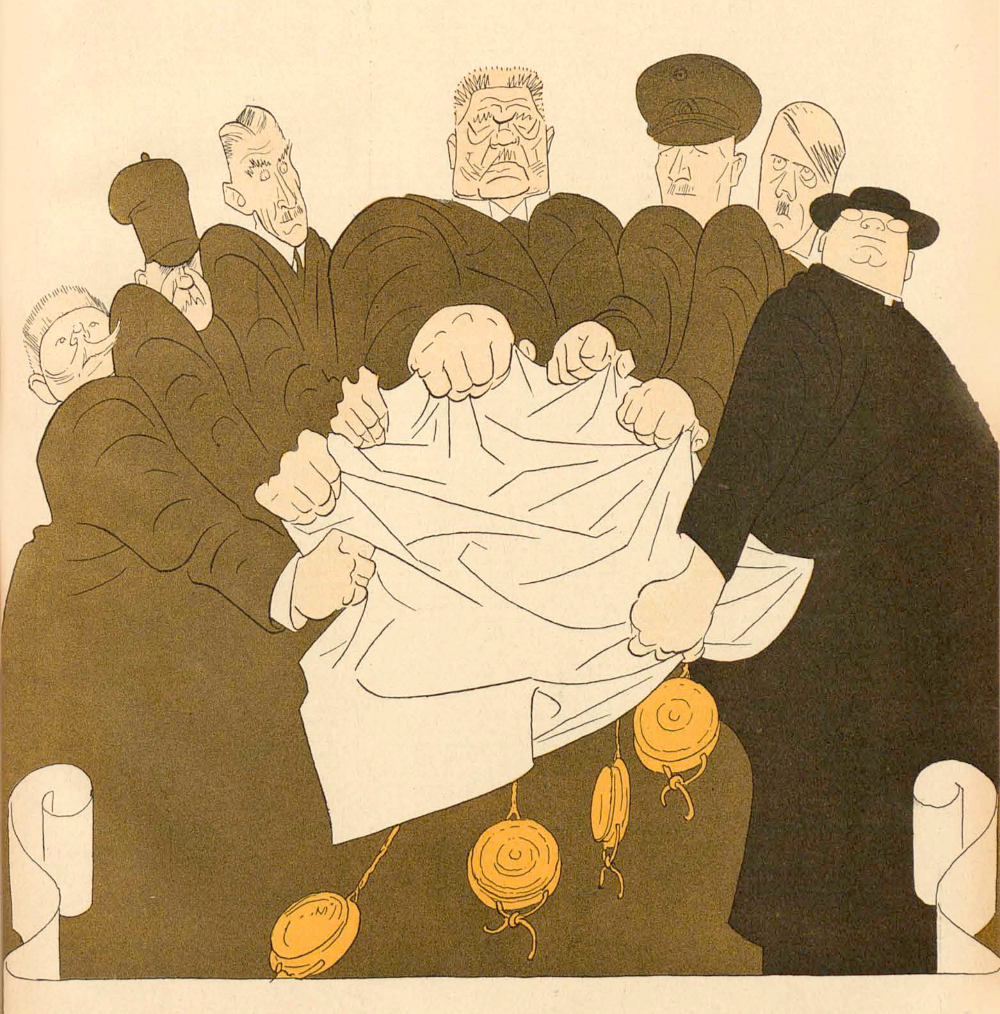
Stuttgart, 25. September 1932 Preis 60 Pfennig 37. Jahrgang Nr. 26

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Bedenklicher Zustand

(Olaf Gulbransson)



ALLE WOLLEN AN DER VERFASSUNG FESTHALTEN. – WENN IHR DAS NUR GUT BEKOMMT!

Parlamentarismus / Von Karl Kinndt

Wählt, ihr Brüder, immer wieder
eure Führer treu und bieder
für die Volksvertreterei!
Sollte man sie nach zehn Tagen
aufgelöst nach Hause jagen,
findet weiter nichts dabei!

Ließ man sie im Reichstag sitzen,
würden sie euch auch nichts nützen,
redend ihren Wort-Salat.
Doch bei jedem neuen Wählen
kann euch das Gefühl beseelen:
ihr, das Volk, ihr seid der Staat — — —

Denkt: wer rastet, der muß rosten.
Laßt's euch lieber etwas kosten —:
wählen ist ein Bürger-Recht!
Dafür habt ihr eure Steuern
und auch der Partei, der teuern,
stets den Beitrag brav geblecht.

Wählt so lange bis ihr grau seid
oder schließlich mal so schlau seid,
daß ihr es kapiert und wißt:
Wählen ist kein Volks-Vergnügen,
sondern heißt, sich dem zu fügen,
der grad an der Spritze ist!

Keiner würde Schwierigkeiten
einem Volks-Vertritt bereiten,
der für Papen-Schleicher stimmt.
Jeder sollte das erwägen,
wenn er nun in Wahl-Verschlägen
wiederum den Bleistift nimmt!

Diesmal muß die Sache klappen!
Angetreten, Wahl-Attrappen!
Rechts schwenkt, links schwenkt, Ganzes halt!
Wählt ihr nochmals dumm und böse,
seid ihr Lieben selber Neese,
denn wir stelln euch gänzlich kalt!

Gold aus Eisen / Von Wolfgang Federau

Irgendeinem simplen, unbekannten Menschen wäre es natürlich nicht gelungen, sich durchzusetzen oder auch nur die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich zu lenken. Man hätte ihn einen Narren genannt, hätte ihn ausgelacht oder einfach nicht beachtet. Aber mit Hellborn war das natürlich etwas anderes. Er war der Besitzer einer der größten chemischen Fabriken, er spielte eine bedeutende Rolle im Wirtschaftsleben, er war aber darüber hinaus ein Wissenschaftler von Weltruf, Doktor dreier Fakultäten, außerordentlicher Professor und Ehrenmitglied mehrerer großer wissenschaftlicher Vereinigungen.

Als Hellborn daher seine Einladungen an die bedeutendsten Industriellen des Landes und an die leitenden Staatsmänner hinausgehen ließ, durfte er überzeugt sein, daß niemand verfehlen würde, der Aufforderung zur Teilnahme an der geplanten Besprechung Folge zu leisten.

Der große, prunkvolle Sitzungssaal im Verwaltungsgebäude seiner Fabrik war bereits bis auf den letzten Platz von ernsten, verantwortungsbeladenen und neugierigen Männern gefüllt, als Hellborn erschien, seine Gäste mit heiterem Lächeln begrüßte und sofort das Wort ergriff.

„Meine Herren“, sagte er mit seiner etwas hohen, aber um so durchdringenderen Stimme, „in kurzen Worten möchte ich Ihnen den Zweck dieser Einladung mitteilen. Es handelt sich um die praktische Ausnutzung einer von mir gemachten Entdeckung, die voraussichtlich von wahrhaft umstürzender Bedeutung sein wird. Von unvergleichlich einschneidenderer Bedeutung, als sie etwa der Herstellung von Salpeter und Ammoniak aus der Luft zukam.

Ehe ich mich darüber auslasse, muß ich Sie jedoch bitten, jeden einzeln, mir durch Handschlag unverbrüchliches Schweigen über alles, was Sie heute hier hören werden, zu geloben.“

Die Herren, aus ihrem Gleichgewicht gebracht durch die feierliche Form dieser Eröffnung, strömten zu Hellborns Platz, ergriffen seine Hand. Hellborn, äußerst vorsichtig, vermerkte jeden Namen auf einer bereit gelegten Liste. Dann schickte er seinen Sekretär hinaus, verschloß eigenhändig die Türen.

„Ich habe Ihr Ehrenwort, meine Herren“, fuhr er dann mit vorsichtig gedämpfter Stimme fort, „ich bin überzeugt, daß Sie es halten werden. Also zur Sache. Nach zahllosen Experimenten ist es mir gelungen, den Jahrhunderte alten Traum der mittelalterlichen Alchimie in Erfüllung gehen zu lassen. Gestützt auf meine Forschungen über das Radium, die Radiumemanation, den Zerfall von Radium in schwefelsaures Blei und die Entstehung von Helium bin ich der bisherigen Theorie über die Konstanz der sogenannten chemischen Elemente zu Leibe gegangen. Nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen habe ich diese Theorie als falsch erkannt, habe ich festgestellt, daß zum mindesten ein Teil dieser Elemente sich in andere verwandeln läßt; auch in Gold!“

Hellborn machte eine kurze, wirkungsvolle Pause. Einige der Zuhörer lächelten, auf den Gesichtern der anderen thronte ein ungläubiges Staunen oder ein wahrhaft erschütternder Ernst.

Aufmerksam studierte Hellborn die Gesichter der Anwesenden. Fuhr schließlich mit hochmütigem Lächeln fort: „Es klingt unwahrscheinlich, ja märchenhaft — das gebe ich zu. Aber ich bin kein obskurer Betrüger und kein verschrobener Phantast. Ich habe einen Ruf zu verlieren, eine in der ganzen Welt geachtete Position. Sie werden meinen Worten demnach Glauben schenken. Glauben schenken müssen. Ja — ich kann künstlich, und zwar aus Eisen, Gold machen. Eine Tonne Roherz wird nach meinen Berechnungen etwa tausend bis tausendeinhundert Gramm Gold ergeben. Der chemische Vorgang ist einstweilen mein Geheimnis, ich habe die Formeln nicht schriftlich fixiert, um jeden Mißbrauch auszuschließen. Morgen werde ich Ihnen in meinem Versuchslaboratorium die Herstellung vorführen. Was ich von Ihnen will, ist folgendes: Um Gold in fast unbeschränkten Massen herstellen zu können, soll mir die Eisen- und Stahlindustrie ihre gesamte Erzeugung zur Verfügung stellen. Alle andern Industriezweige werde ich zur Lieferung der nötigen Nebenstoffe brauchen. Die Regierung wird mir Kredit in bislang unerhörter Höhe einräumen müssen, damit die Herstellung des Goldes in jenen Mengen, deren wir benötigen, ermöglicht wird. Wie und auf welche Art dies zu geschehen hat, soll morgen formuliert werden. Der Erfolg wird ungeheuer, ja kaum vorstellbar sein. Die Regierung wird sich ihrer politischen Zahlungsverpflichtungen, die Wirtschaft sich ihrer ausländischen Privatgläubiger in Kürze entledigen können. Die Tresore der Staatsbank werden sich mit gelben Barren lautersten Goldes füllen, keine Forderung nach Lohnerhöhung wird die Wirtschaft mehr beunruhigen, weil wir jeder solchen Forderung gerecht werden können. Wir werden in Gold schwimmen und in Bälde die Geldgeber der ganzen Welt werden. Es gilt nur eines — das Geheimnis dieser Herstellung vor dem Auslande zu wahren. Wir werden die gesamte Konkurrenz der anderen Staaten unterbieten und billiger verkaufen können, als jeder andere Produzent. Den Welthandel werden wir an uns reißen, alle Güter der Erde werden zu uns strömen, unser Land wird zu einem Paradies seiner Staatsbürger werden. Ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit — morgen werde ich Sie um Ihre Stellungnahme bitten. Bis dahin bitte ich jeden für sich allein, über meine Vorschläge nachzudenken, Für und Wider zu überlegen — ohne mit einem anderen Rücksprache zu nehmen. Ich bin überzeugt, daß Ihre Antwort nur ein bedingungsloses Ja sein kann!“

Hellborn schloß die Besprechung mit einer demonstrativen Handbewegung, öffnete die Türen — die Diener strömten herein und führten die Herren in ihre Zimmer. Jeder erhielt einen eigenen Raum, jeder mußte nochmals versichern, mit keinem anderen Teilnehmer der Sitzung zu sprechen.

Der Finanzminister, den die stetigen Sorgen und Kämpfe um den Ausgleich des Etats niemals um den Schlaf hatten bringen können — in dieser Nacht wachte er schweißgebadet auf. Die Worte Hellborns klangen noch in ihm nach. „Paradies?“ murmelte er in sich hinein. „Schönes Paradies wird das geben.“

Seine heftig arbeitende Phantasie versuchte vergeblich, sich die ganze Tragweite dieser ungeheuren Erfindung auszumalen. Die massenhafte künstliche Erzeugung des Goldes konnte ja — dessen war er gewiß — auf die Dauer kein Geheimnis bleiben. Und dann? Dann würde das Gold von seinem unsichtbaren Thron herabgestürzt, würde seines Wertes beraubt werden. Keine Möglichkeit mehr, gewinnbringend zu produzieren — Gold hörte auf, Gewinn zu sein. Löhne und Gehälter würden schwindelnde Höhen erklettern — die Organisationen der Arbeiterschaft würden zunächst mit immer neuen Forderungen kommen, schließlich die Annahme von Gold ganz verweigern. Die Handelsbeziehungen mit dem Ausland würden zerrissen, der bisherige Exportüberschuß bestenfalls sinnlos werden. Denn was brachte er als Entgelt hinein? Devisen — also Gold, an dem man selbst übergenug hatte. Und das Ausland — würde es noch Waren verkaufen, um einen so wertlos gewordenen Artikel wie Gold dafür einzutauschen? Gewiß nicht. Die gesamte wirtschaftliche Verflechtung der Welt würde aus den Fugen geraten. Man würde sich nach einem neuen Wertmesser umsehen müssen. Diamanten? Man besaß keine! Platin? Nicht vorhanden! Also: Rückkehr zum Tauschhandel, Rückfall in die Barbarei!!!

Er erhob sich zähneklappernd, warf einen Mantel über, nahm den Revolver aus der Nachttischlade. Er hatte noch nie einer Fliege weh getan, geschweige denn einem Menschen. Aber in dieser Situation kannte er keine Hemmungen. Hier war Grausamkeit Pflicht, und der Zweck würde die Mittel heiligen.

Auf nackten Füssen, auf Zehenspitzen schlich er nach jenem Flügel des ausgedehnten Hauses, den, wie er wußte, der Fabrikant bewohnte. Er kannte aus früheren Besuchen die Räumlichkeiten genau.

Vor dem Schlafzimmer Hellborns begegnete er den anderen Herren. Alle waren nur notdürftig bekleidet, alle bargen einen Revolver, ein Messer oder eine andere Waffe in der Hand. Sie waren gar nicht erstaunt, nun auch den Finanzminister hier zu sehen.

„Herr Hellborn ist tot“, erzählte der eine. „Offenbar hat er sich in einem Anfall von Schwermut das Leben genommen.“

„Traurig — traurig“, setzte ein zweiter hinzu. „Er hätte unserem Land unschätzbare Dienste erweisen können. Nun nimmt er sein Geheimnis mit ins Grab.“

„Das war Ihr Werk“, sagte der Finanzminister zu seinem Kollegen mit gedämpfter Stimme und lächelte dünn.

Der Kriegsminister zuckte nur die Achseln. Er hielt es nicht für nötig, zu leugnen oder sich zu verteidigen.

Von fern betrachtet

Von Peter Scher

Wie ist die deutsche Politik
von fern betrachtet doch so schick,
so kapriziös, monströs, meschugge —
sieh hin, und weg bleibt dir die Spucke.
Denn welche Folgerung prägt sich ein,
und was beeindruckt dich am meisten?

Den Luxus, so verdreht zu sein —
den kann sich nur der Reichtum leisten.

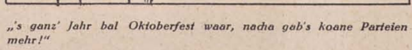
Wie hält der deutsche Wähler doch
begeistert seine Quäler hoch;
für die entreißt er seinem Kinde
das letzte Stückchen trockne Rinde —
ja, zu sich selber ist er hart,
wenn nur sein Esel sich beim Start
großmäulig rühmt, er renn' am meisten.

Das kann sich nur die Armut leisten!

Oktoberfest

(E. Schilling)





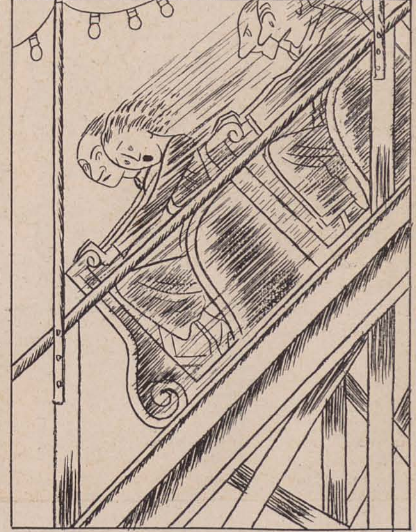
„'s ganz' Jahr bal Oktoberfest waar, nacha gab's koane Parteien mehr!"



„Hier sehen Sie die schwebende Jungfrau, janz ohne Stütze wie de Rejierung, und nischt zu sehen von 'nem Draht, woran se hängt."



„Hurra, alles hat er z'sammg'schlag'n! Dös is der starke Mann, den wo mir brauchen taten!"



„Kreisch nich so, Emmy, wir haben gleich den tiefsten Punkt erreicht."

Vergebliche Mühe

(Wilhelm Schulz)



„Das mit dem Wehrsport ist ja alles ganz nett, aber die wirksamste Waffe ist heute doch das Geld – es besteht nur leider keine Möglichkeit, unsere Jugend darin auszubilden."

Die Stimme des Wählers / Von Erich Rohde

Der Abgeordnete Christian Sticker stand vor dem Wandspiegel und rasierte sich. Dabei schimpfte er „Verdammt, Eselei, verflucht, diese linke Seite“, womit er aber diesmal nicht zwischenrief, sondern seinen widerstandsfähigen Bartwuchs meinte.

Lautes Lärmen im Nebenzimmer ließ ihn zusammenzucken. Bevor er sich recht sammeln konnte, wurde die Tür aufgerissen, und ein Mann trat mit festen Schritten ein. Ein viertel angstvolles Hausmädchen, das der Abgeordnete Sticker hinter der halbzugefallenen Tür bemerkte, aber auch manch lehrreiche Vorfälle aus letzter Zeit rieten ihm, hinter dem Kleiderschrank Deckung zu suchen. Der Mann aber nahm keinen Revolver, sondern nur Platz und sagte mit energischer Handbewegung: „Kommen Sie nur hervor, ich muß Sie sprechen . . .“

Vorsichtig befolgte Sticker die Aufforderung und stammelte mit seinem Organ, dem man die Fähigkeit, den Reichstagssaal leicht zittern zu lassen, nicht mehr anmerkte: „Was wünschen Sie von mir?“

„Abgeordneter Sticker, ich bin Ihr Wähler, und ich bin gekommen, Sie an verschiedenes zu erinnern, was Sie vor der Wahl versprochen haben“, sprach der Mann ernst und sachlich.

Abgeordneter Sticker wischte sich verlegen die Schaumflocken aus dem Gesicht und trocknete seine Finger. Er machte keinen sonderlich günstigen Eindruck. Links standen die Bartstoppeln in erschreckender Schwärze, rechts hingegen schimmerte die Wange rosig und glatt.

„Welch symbolischer Anblick“, sagte der Besucher und musterte ungeniert Stickers Gesicht. „Rechts schon die neue Morgenröte, und links waren Sie gerade mit dem Einseifen beschäftigt . . .“

„Was wollen Sie denn, ich verstehe Sie überhaupt nicht“, schrie jetzt Sticker und machte Anstalten, wieder hinter dem Kleiderschrank zu verschwinden.

Der Mann verwehrte es ihm mit einer neuen Bewegung mit der Hand und sagte: „Das nur nebenbei . . . Wie ich bereits erklärte, bin ich Ihr Wähler. Ich habe Ihnen meine Stimme gegeben. Nun bin ich gekommen, Rechenschaft zu fordern. Sie haben versprochen . . . und nichts gehalten. Sie haben behauptet: Es wird . . . — und alles war gelogen. Geben Sie mir eine Erklärung, oder ich muß mir meine Stimme wieder zurücknehmen . . .“

„Das ist doch Wahnsinn — wie wollen Sie denn Ihre Stimme wieder zurücknehmen?“ rief der Abgeordnete Sticker. „Und überhaupt . . .“

„Darüber habe ich lange nachgedacht“, fiel ihm der Besucher ins Wort. „Ich könnte Sie wegen Betrug anzeigen, aber das Strafgesetzbuch hat wohl keinen Paragraphen dafür . . . Ich habe einen anderen Weg gefunden und Ihnen eine kleine seidene Schnur mitgebracht, wie man sie in China bei Mißerfolg versendet . . .“

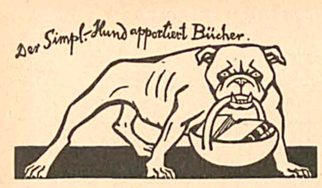
Bevor der Abgeordnete Sticker protestieren und auf den parlamentarischen Weg verweisen konnte, erwachte er glücklicherweise von einem energischen Stoß seiner Frau. „Du hast jetzt genug geschlafen, Leo“, sagte sie, „in einer Stunde mußt du in den Reichstag. Wenn du dich noch rasieren willst . . . Vergiß auch nicht gut einzuseifen, sonst schneidest du dich wieder so entsetzlich. Wirst du heute übrigens zwischenrufen? Ich bin mit Frau Müller auf der Reichstagstribüne . . .“

Abgeordneter Sticker rief dazwischen, aber der Traum, der Traum! Er brachte es bei dieser Sitzung nicht einmal zu einem Ordnungsruf. „Abgeordneter Sticker wird alt“, sagten die Parteigenossen und lächelten, als er in der Kantine etwas von „Gewissen und Verantwortung“ faselte.

Neue Wirtschaftsformen

(Jos. Sauer)

„Weeßte, wenn jetzt der neue Uffstieg kommt, werden die Leute ooch wieder vom Klauen zum Koofen überjehn!“



Ernst Ottwalt: „Denn sie wissen, was sie tun". Ein deutscher Justiz-Roman. (Malik-Verlag, Berlin.)

In kurzer Zeit hat dieser Roman seine zweite Auflage erlebt. Und er verdient sie. Ohne parteipolitische Tendenz, aber mit bestechender Sachkenntnis und mit dem einzigen Zweck, der Gerechtigkeit zu dienen, prangert der Autor, ein langjähriger Gerichtsberichterstatter, in seinem Zweitlingswerk die Mißstände in der deutschen Rechtsprechung an, bei der an Stelle von Gerechtigkeit „Das Gesetz" getreten ist. So unglaublich und so ungeheuerlich sie erscheinen — alle in der Romanhandlung angeführten Rechtsfälle beruhen auf tatsächlichen Vorkommnissen. — Das Ganze ist also, trotz einer Fülle dichterischer Einfälle, keine eigentliche Dichtung (sonst hätte es seinen Zweck verfehlt), sondern ein echtes Zeitbuch von ehrlicher und anständiger Gesinnung. Allein schon deshalb begrüßenswert, weil es durch seine überlegene Schärfe von neuem den Mut anfacht im Kampf gegen jenen bornierten Ungeist, der vorgibt Wissenschaft zu sein, und dabei für sophistische Spitzfindigkeiten spielend Menschen opfert, anstatt Bedürftigen Hilfe und Schutz zu spenden. Darum: Dreimal bravo!

Karl Kurt Wolter

Romain Rolland: „Johann Christof".

Dieser vielgelesene, noch lange nicht genug gelesene dreibändige Roman ist jetzt bei Rütten & Loening in einer sehr schönen und erstaunlich billigen Sonderausgabe erschienen. Auf so engem Raum wie hier kann über die 2000 Seiten nicht mehr gesagt werden, als daß sie angefüllt sind mit Kraft und Lauterkeit, mit Zartheit und Strenge — daß sie männliche Dichtung sind im besten Sinne, daß sie die Geschichte einer Generation bringen in einer Weise, die den heutigen Tag und uns alle heftig angeht. Rolland ist der beste Europäer, den man sich denken kann. Sein großes reines Herz schlägt liebend und weise für eine Welt, die er trotzdem kritisch betrachtet, nicht etwa in falscher Romantik blind umarmt. Seinem Johann Christof stellt er die Worte voran: den freien Seelen aller Nationen, die da leiden, kämpfen und siegen werden. Wie sehr er gerade für deutsches Wesen Verständnis hat, zeigen seine Untersuchungen der europäischen Musik, seine Bücher über Händel, Beethoven, Goethe — zeigt vor allem dieser dreibändige Weg eines deutschen Menschen: seine Jugend, sein Gang und sein Ziel. Romain Rolland versucht immer wieder — und hier im Johann Christof für uns besonders dringend — eine große Mission zu erfüllen: die Völker einander näher zu bringen; dafür zu sorgen, daß sie sich verstehen; den unfruchtbaren Haß auszurotten; die Weite des Herzens und des Geistes durchzusetzen als die vornehmste Pflicht von Mensch zu Mensch. Helfen wir ihm!

A. M. Frey

Paul Eipper: Dein Wald. Mit siebzig Bildern von Hein Gorny. (Dietrich Reimer-Ernst Vohsen-Verlag, Berlin.)

Dies Buch gehört zu denen, die für Leute geschrieben werden, die nichts verstehen. In diesem Fall von der Natur nichts verstehen. Das ist ein hohes Lob. Denn Botanik- und Zoologie-Wälzer besitzen wir genug. Paul Eipper aber führt den Großstädter wieder mit unbefangenem Blick an die Kreatur heran. Die Sehnsucht nach dem echten Dasein der Natur ist keine Förster-Sehnsucht. Wir Städter sind Ausgeschlossene. Aber die Frische und Unendlichkeit der Wälder könnte auch uns stärken; Eis und Schnee, Gewitter und Stürme sind Wirklichkeit; der Elch Ostpreußens ist Wirklichkeit; die Tannenmeisen und Kraniche sind Wirklichkeit. Und sie sind nicht nur für die Fachmänner und Eingeweihten da, jedermann könnte hingehen und sich das verschaffen. Und der Wald ist herrlich, sogar der Grunewald wird Eipper zum „Tausend-Säulen-Saal". Den Photographen hat sich der Autor gleich in den Wald mitgenommen, und so sind auch die Bilder geworden, wie er sie sich gedacht hat, klar und voll Glanz und Licht.

Richard Gerlach

Meinen Eltern ins Stammbuch / Von Theodor Riegler

Damals stand der Vater in der Tür,
Und ich weinte über Winnetou.
Unten gingen Türen auf und zu,
Jemand spielte nebenan Klavier.

Und der Vater ging bis an den Rand
Meiner Träume, doch er kehrte um,
Und das Zimmer war auf einmal stumm,
Dunkel wurde jeder Gegenstand.

Und es war so schön, allein zu bleiben,
Ferne Stimmen drangen an mein Ohr,
Jemand hustete im Korridor,
Und es glänzten matt die Fensterscheiben.

Leise kam die Nacht mit ihren Sternen,
Schwarz lag vor dem Haus der Lendkanal,
In der Ecke hing ein Lineal,
Und ich sollte noch für morgen lernen.

Doch ich dachte nicht an die Vokabeln,
Draußen aber rauschte schon der Regen,
Und ich sah die Zweige sich bewegen,
Und die Mutter klirrte mit den Gabeln.

Schweigsam saßen wir auf unsern Stühlen,
Doch die Mutter hatte selten Ruh,
Später mußte sie die Teller spülen,
Und ich sah ihr lange, lange zu . . .

Kleine Zeitgeschichte

Politische Tragikomödie

Am Tage vor der Reichstagswahl — gemeint ist die vom 31. Juli — hieb der Nationalsozialist Xaver Pfenzinger dem Zentrumsmann Alois Leitlechler einen Maßkrug über den Schädel, was weder diesem noch jenem förderlich war; der Maßkrug ging in Scherben, und der Alois mußte längere Zeit das Bett hüten.

Im Laufe des August begab sich eine Annäherung zwischen den Oberhäuptern der Parteien, deren bescheidene Glieder der Xaver und der Alois waren. Und eines schönen Tages erschien der Xaver, der Nazi, mit einem Blumenstrauß und dem Lächeln der Versöhnung am Schmerzenslager des zentrümlichen Alois und streckte ihm die biedere Rechte entgegen: „Bruder! I hob dir unrecht getan!"

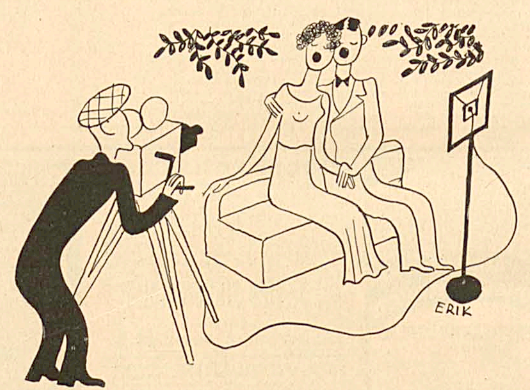
Bewegt blickten sie einander ins feuchtschimmernde deutsche Auge.

Genau zu derselben Stunde aber stellte es sich heraus, daß die Parteioberhäupter doch nicht miteinander ins reine kommen konnten. Und da wir im Zeitalter des technischen Fortschritts leben, wurde dies sogleich auf Flügeln des Äthers dem Volke mitgeteilt. Auch dem Lautsprecher in des Alois Krankenzimmer entströmte die schlimme Meldung. Da nahm der Xaver den Blumenstrauß wieder an sich, schritt hinaus und sagte: „Un i hab doch recht g'habt damals mit meim Moaßkrug, du Haderlump!"

Generalprobe

Der Stahlhelmtag war vorüber. Seine Kaiserliche Hoheit der Herr Kronprinz hatte keine der vielen Veranstaltungen versäumt. Er hatte an Festtafeln und auf Tribünen gesessen, hatte endlose Vorbeimärsche abgenommen, hatte huldvolle Worte gerichtet, war Gegenstand begeisterter Ovationen gewesen. Nun war er zu Haus und ließ sich vom uralten Kammerdiener aus der Uniform schälen. Rechtschaffen müde war er. Und der Alte murmelte: „Kaiserliche Hoheit können einem alten Manne glauben: So schwer hat's ein Monarch nur in der — Kaiserliche Hoheit verzeihen das Wort! — Republik!"

hs.



Tonfilmglück — *Erik Nitsche*

Geschichte eines Ordens

Eines Tages im Jahre 1917 stand der bekannte tschechische Politiker Dr. K. unter der Anklage des Kriegs- und Hochverrats vor dem k. k. Kriegsgericht in Prag, wurde für schuldig befunden und zum Tod durch den Strang verurteilt. Aber bereits ein halbes Jahr darauf spazierte K. lebendfrisch über den Ring in Wien und trug noch dazu einen prächtigen österreichischen Orden im Knopfloch. Dabei begegnete er einem Freund, der nicht wenig verwundert war, am allermeisten über den Orden.
„Aber du weißt doch“, sagte K., „daß ich zum Tod durch den Strang verurteilt worden bin?“
„Natürlich“, erwiderte der Freund, „aber alsdann sehe ich immer noch keinen Zusammenhang.“
Da hub K. mit folgender Erklärung an:
„Wie ich also zum Tod verurteilt worden war, sind meine Freunde zum Minister nach Wien gefahren und haben gesagt, es sei doch unmöglich, einen so bedeutenden Mann wie K. ganz einfach zu henken. ‚Daran denken wir selbst nicht‘, hatte der Minister gesagt, ‚warten Sie nur ab.‘ Drei Tage darauf war die Todesstrafe auf dem Gnadenweg umgewandelt in lebenslängliches Zuchthaus.
Darauf sind meine Freunde wieder zum Minister gefahren und haben gesagt: ‚Alles ganz recht und schön. Aber vom Galgen zu lebenslänglich Zuchthaus begnadigt werden, das macht man schon bei einem gewöhnlichen Raubmörder und nicht bei einem so bedeutenden Mann wie K. Für den müssen Exzellenz schon was Besonderes tun.‘
‚Das will ich gern befürworten‘, sagte der Minister. Drei Tage darauf war ich von lebenslänglich Zuchthaus begnadigt auf zehn Jahre.
Alsdann sind meine Freunde wieder zum Minister nach Wien gefahren und haben gesagt: ‚Was ist das schon für eine Begnadigung für einen Politiker, wo überhaupts nicht ins Zuchthaus gehört, sondern höchstens auf Festung!‘
‚Da möchten Sie wirklich nicht ganz unrecht haben‘, hat der Minister gesagt, ‚ich werd mir's überlegen.‘
Und drei Tage darauf waren die zehn Jahre Zuchthaus im Gnadenweg umgewandelt in zehn Jahre Festung.
Da hätten Sie aber meine Freunde sehen sollen, wie die wild geworden sind und dem Minister die Meinung gesagt haben. ‚Exzellenz‘, haben sie gesagt, ‚Dutzende von Politikern haben Sie jetzt im Krieg schon von der Festung laufen lassen, und da soll der K. gar zehn Jahre dort sitzen!‘
Da ist der Minister ganz klein geworden und hat gesagt: ‚Ich will den K. ja eh schon ganz laufen lassen, damit ich schon endlich meine Ruh hab' vor euch.‘
‚Ja, so einfach ist die Sach aber doch nicht‘, haben da meine Freunde gesagt. ‚Der K. ist doch ein besonderer Mann, und da müssen Sie, ehe Sie ihn laufen lassen, schon noch was Besonderes für ihn tun.‘
‚Aber in Gottsnamen was denn noch?‘ hat der Minister geseufzt.
‚Sehr einfach‘, haben meine Freunde gesagt, ‚der K. muß anläßlich seiner Begnadigung auch einen Orden bekommen.‘
Und schau her“, schloß K., „den hab' ich auch gekriegt.“

Aufi

Almosen

So grau der Himmel und so freudeleer.
So nebelgrau das Herz, so kalt und alt
und doch so schwer . . .

O schenk mir, Himmel, eine Handvoll Lichts!
Bin ich denn nichts?
Unwert des Glücks, zu keiner Tat mehr nütze?
Zu keinem Muß?

. . . Da tat sich heimlich auf ein schmaler Spalt
und schmiß sein Gold in eine Regenpfütze
mir vor den Fuß.

Dr. Owlglaß

Zurück zur Natur!

(Rudolf Kriesch)



„Det eene hat 'n Heulager doch vor 'nem Hotelbett voraus: wenn's eenen hier juckt, meent man wenigstens, es wären bloß Heublumen!“

„Sie erinnern sich bestimmt nicht an mich, aber . . .“

Von Hermynia Zur Mühlen

Warum mein Freund Leopold mich zwang, mit ihm in eines der teuersten Restaurants zu gehen und dort einen Kaffee zu trinken, war mir unbegreiflich. Für das gleiche Geld hätten wir in einem einfacheren Lokal ein ganzes Abendessen bekommen. Außerdem war der Kaffee, nicht Mokka, sehr schlecht, und Leopold schimpfte zehn Minuten hindurch ununterbrochen über das unmögliche „Gesüff“.
„Du wolltest doch herkommen“, sagte ich schließlich ärgerlich. „Warum, weiß Gott.“
„Ich erwarte jemand“, entgegnete er.
„Seit wann verkehren deine Bekannten in so feinen Restaurants?“ Ich wollte noch etwas Beleidigendes hinzufügen, aber da trat durch die Drehtür eine reizende, sehr elegante junge Dame. Ich wunderte mich, daß sie ohne Begleitung war, aber mein Erstaunen wurde noch größer, als sie an unseren Tisch trat und sich mit einem „Servus, Leopold, wie geht's?“ neben meinen Freund setzte.
Sie bestellte einen Mokka, gab dem Kellner fünf Mark Trinkgeld und flüsterte einen Augenblick mit ihm.
Dann wandte sie sich an Leopold: „Brauchst du Geld?“
„Frage!“
Die reizende junge Dame lachte, zog aus ihrem Täschchen eine Geldbörse, entnahm dieser einen Hundertmarkschein und schob ihn Leopold hin.
Ich wurde etwas verlegen, ich gehöre noch zu den altmodischen Menschen, die über die modernen jungen Männer, wenn sie sich von Frauen aushalten lassen, chokiert sind; und gerade von Leopold, der einer der anständigsten Gauner meiner Bekanntschaft ist, hätte ich das nicht erwartet.
Er bemerkte meinen mißbilligenden Blick und lachte.
„Ach so“, sagte er. „Nein, du irrst. Dieses hübsche Mädchen ist meine Schwester Nina.“ Und er machte uns miteinander bekannt.
„Guten Tag gehabt, Kleine?“
Nina nickte.
„Tausend Em“, entgegnete sie vergnügt. „Und ein prima Mittagessen.“
Ich wurde abermals verlegen: Welchen Beruf übt diese hübsche Nina aus?
Sie sah mich an.
„Sie irren auch jetzt, ich bin ein vollkommen anständiges Mädchen. Aber ich habe eine Verdienstmöglichkeit entdeckt, die gar nicht anstrengend und dabei recht einträglich ist. Die ganze Arbeit besteht darin, daß ich gut angezogen bin und einen Satz sage.“
„Einen Satz?“
„Ja. ‚Sie erinnern sich bestimmt nicht an mich, aber . . .‘“
Sie lachte über mein verblüfftes Gesicht.
„Schauen Sie, die Sache ist doch ganz einfach. Die meisten Leute, besonders eine gewisse Sorte der Reichen, haben irgend etwas vor der Welt zu verheimlichen, nicht wahr? Ich komme also in ein elegantes Restaurant, der Kellner zeigt mir ein geeignetes Objekt für meine Tätigkeit, ich gehe an dessen Tisch, freudestrahlend, als träfe ich unerwartet einen guten Bekannten, und sage: ‚Sie erinnern sich bestimmt nicht an mich, aber . . .‘ Das genügt. Meist fällt mir der Betreffende ins Wort und erinnert sich. Er weiß, woran, ich nicht. Aber er weiß nicht, daß ich nicht weiß. Und schon werde ich zum Essen eingeladen, schon erhalte ich Geschenke, oder auch Bargeld, und alles ist in

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM –.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.–**; das Vierteljahr **S 12.–**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr –.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM –.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Der Mann im Moor

(Alfred Kubin)



schönster Ordnung. Mein Mittagessen hat heute eine äußerst ehrbare Frau bezahlt, die keine Ahnung hatte, wer ich sei, sich aber ganz genau an mich erinnerte. Und der Tausender — übrigens, Leopold, wenn du mehr brauchst, kannst du noch zweihundert haben, — stammt von einem Großindustriellen. Bei dem habe ich meinem Satz noch zwei Worte hinzugefügt: ‚in Liechtenstein'. Auf alle Fälle."

„Also eine Art Er . . ."

„Sprechen Sie das häßliche Wort nicht aus. Es trifft auch gar nicht zu. Ich sage doch nur Leuten, die ich nie im Leben gesehen habe, daß sie sich nicht an mich erinnern. Wenn sie dafür zahlen wollen, daß ihr Gedächtnis sie im Stich läßt . . ."

„Das Ganze", erklärte Leopold stolz, „ist Ninas ureigenste Idee. Ist sie nicht ein patentes Mädel?"

Der Kellner trat an unsern Tisch und sagte leise ein paar Worte. Nina nickte, trank ihren Mokka aus und stand auf.

„Noch ein wenig Arbeit, dann dürfte ich für Monate versorgt sein. Servus, ihr zwei beiden. Besuch mich morgen, Leopold. Ich wohne noch immer in derselben Pension."

Ich folgte ihr mit den Blicken, während sie durch den Saal schritt. An einem Tisch saß ein bekannter Reichstagsabgeordneter, der es sich besonders angelegen sein ließ, über die Moral in der Literatur und in der Malerei, im Film und im Theater zu wachen. Nina blieb vor dem Tisch stehen. Ich konnte ihr Lächeln sehen, als sie ihr Sprüchlein hersagte, und auch die dunkle Röte, die dem Manne ins Gesicht schoß. Eine Minute später saß sie am Tisch, und ich hörte, wie der Abgeordnete französischen Sekt bestellte.

Leopold grinste.

„Morgen", sagte er, „morgen hol' ich meine Uhr und mein Grammophon aus dem Versatzamt und werde, weil ich ein anständiger, vornehmer Charakter bin, auch meine seit vier Monaten fällige Miete bezahlen. Und vielleicht fällt sogar auch für die Steuer etwas ab."

Erster Kirchgang

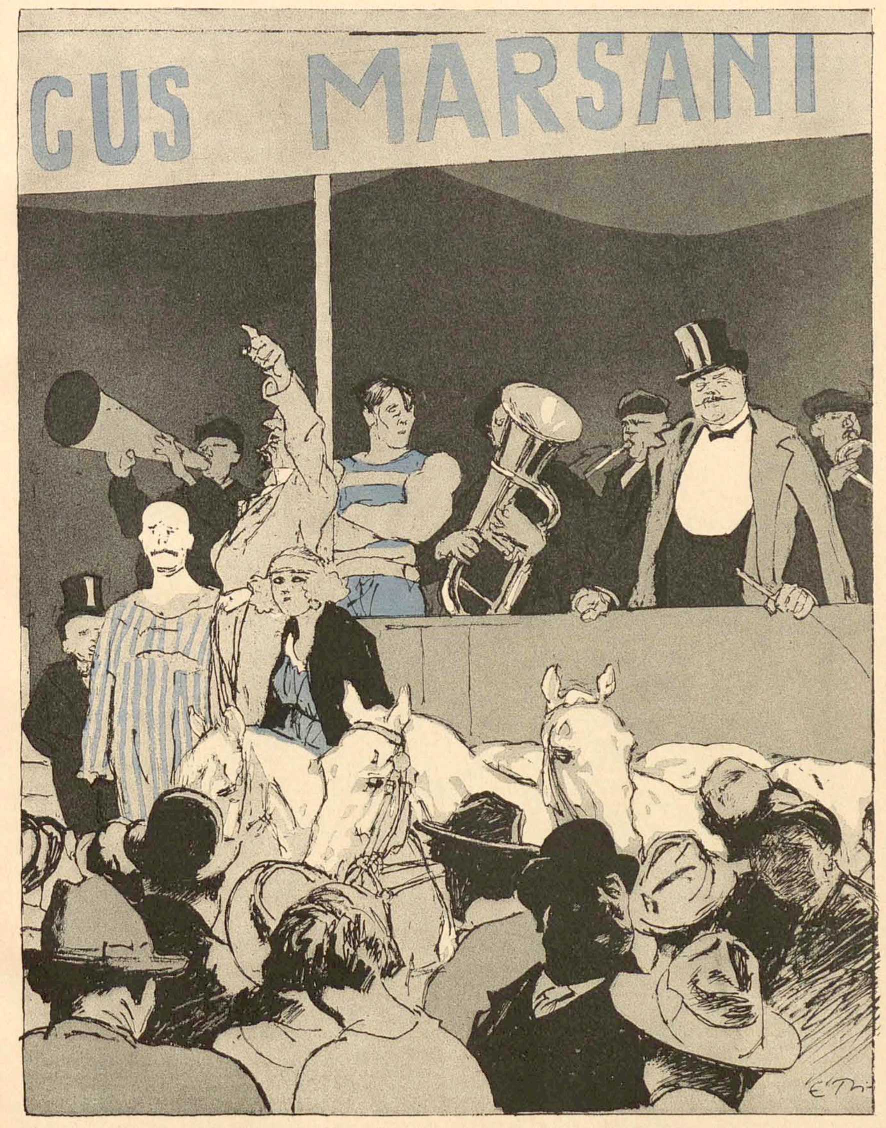
Trulla ist vierjährig und lebt mit ihren Eltern in einem Villenvorort von Florenz. Sie hat erstaunlich rasch die Sprache erlernt und liebt ihre italienische Bambinaia, die so viel Liebe und Geduld dem Kind entgegen bringt. Jeden Sonntag sieht sie ihr Kindermädchen ein schwarzes Kleid anziehen, ein Spitzentuch lose über den Kopf schlagen und mit einem Gebetbuch und einem Rosenkranz in den Händen zur Kirche gehen. Sie bittet mitgehen zu dürfen, und Antonietta ist überzeugt, daß diese Bitte keiner elterlichen Erlaubnis bedarf.

Übervoll von neuen Eindrücken stürmt Trulla, heimgekehrt, zu ihrem Vater. „Papa, ich war mit Antonietta in der Kirche, und dort war ein wundervoll gedeckter Tisch mit Kerzen und Blumen. Und davor stand ein Betmann und hat immer gesungen und gebetet und hat gekniet und sein Buch geküßt. Und wie er schon lange gebetet hat, ist er hungrig geworden und hat sich eine schöne gestickte Serviette umgebunden, und dann sind andere Betmänner gekommen und haben ihm sein Frühstück gebracht. Teller und Tasse aus Gold. Und da hat er uns gezeigt, daß er jetzt frühstücken wird, hat sich seinen Becher eingeschüttet und hat ihn gezeigt und gesungen. Und dann hat er ihn ausgetrunken, und vom Teller hat er auch gegessen und hat ihn umgedreht, weil er alles aufgegessen hat. Und dann hat er seinen Teller und seinen Becher schön gewaschen und mit einem Tuch sauber ausgeputzt, und dann ist er fortgegangen, und die Kirche war aus."

Ena

Letzte Sensation

(E. Thöny)



„Nur immer rein, meine Herrschaften! Hier jibts keen Reinhardt-Festspiel und keen Theata und keene Polletik! Hier jibts mal wieder richtjen Zirkus im Zirkus, und bloß den dummen Aujust ham wa noch von de letzte Wahlversammlung dabehalten!"

Religion

(M. Frischmann)



„Seht mal an, Kinners, daß es andern Leuten schlecht geht und uns gut, das hat Gott eben so gewollt, und gegen den Willen Gottes soll man sich nich ufflehnen."

Klawuttke meckert sich eins:

Nu sind wa schon wieda mächtich mittenmang die Säsong! Ibaall wird anjekurbelt. Ooch Herr Hoffmann von't Kurfürstendamm-Theata hat sich nach drei Taren in een Nerven-Sanatorijum bejem, wat een zarta Ausdruck för Pleite-machen is, weil a den Leiten keen Kurfürstendamm-Theata uffjemacht hat. Freilich hata't in „Apollo-Theata" umjetooft, aba soweit ick Apollon kenne, hatte det Projramm mit den jungen Mann ooch nischt zu tun.

Nu kommt Jreta Jarbo in'n Film als Mata-Hari. Und da wollte denn die Metro-Goldwyn-Mayer-Filmjesellschaft een bißken Reklame machen und hat mangels die echte Jarbo eene falsche in Barlin ausjesetzt und entdecken und von die Schurnalisten vafoljen lassen. Keß. Aba wenn schon bei die Jarbo so'n Reklamerummel nötich is, denn muß doch . . . na ja, warten wa mal die Premjäre ab!

Noch eene afreuliche Nachricht: wat Emil Ludwich is, der hat sich nu höchstselba entschlossen, een'n Film zu schreim. (Hata nich imma nur?) Und det is'n Beethoven-Film. Bravo! Wo se Schuberten und Straußen schon lange vafilmt ham, hat der Mann ja een jewisset Recht druff, ooch mal uff de Leinwand zu ascheinen — wie? Aba det ausjerechnet Kortner ihm spielt, det hata nu wieda nich vadient. Meene ick. Als Hamlet ha'ck'n jerne jehabt — aba Beethoven war doch so'n kleena Dicka —: da paßta doch nich janz for! Da hättense schon lieba Bendow solln nehm'n und eene knorke Operette draus machen! Wenn schon keene Pietät, denn aba ooch jar keene. Sare ick. Eh ick da hinjeh, seh'ck ma doch lieba zum . . . zigstenmal Tauban in'n „Dreimäderlhaus" an.

Mensch, in Spanjen hamse den janzen Adel sein' Jrundbesitz enteijnet. Aba ohne Entschädijung. Da staunste! Tja, Spanjen is aba ooch een armet ausjepoovatet Land und wir nich. Und hat eene Revoluzjon jehabt und is nu eene richtichjehende Republik, und wir nich. Oda?

Mit unsere Aufrüstung is nu wieda Essig. Die Franzosen wolln det nich jern. Ko-

misch, wo se doch sonst als een höflichet Volk jelten! Aba wennse nu jesaacht hätten: Jeht in Ordnung! oda kurz: Jemacht!, würde ick mir doch fraren, wo wa den Zasta zu die Aufrüstung solln hernehm'n? Is ja freilich merkwürdich, wofor imma Zasta da is und wofor wiedarum nich. Da staun ick imma. Die kleenen Rentenempfänga streichense de letzten Jroschen wech, aba wenn wa nu eene Luftflotte for Jasbomben dirften baun, denn wär plötzlich Jeld da — jloomse det? Det is det, wat ma nazjonal nennt.
Na ja, ick mische mir nich in die hohe Polletik. Aba janz paseenlich ha'ck ma nu doch rinjemischt —: ick ha' mein Radio jekündicht. Warum soll ick in'n Monat zwo Mark zahln, bloß um mir zu ärjern? Frare ick mir. Imma nur Märsche und Märsche? Nee. Die ha'ck selba uff'n Jrammophon. Dafor hättense den janzen Klamauk nich missen afinden! Und ick sare mir, wenn nu alle, die mit die neue Rundfunkkultur nich einvastanden sind, det ooch so machten, denn wär Schluß und Pleite! Denn mißten sich die Herrn da oben ooch erinnan, det et een'n „Dienst an'n Kunden" jibt und det se Neese sind, wenn die Kunden streiken — is nich so? Friha hamse ibaall ängstlich rumjehorcht, obse't ooch jeden recht machen — und nu uff eenmal tun se, als ob et eene alljemeine Rundfunk-Hörpflicht jäbe! Kommt jar nich in Frare. Wat die Wahlajebnisse sind, die hör ick sowieso imma in meine Stammkneipe — und außadem is ja höchstens alle Vierteljahr eenmal Reichstachswahl — — — Hitla betont nu imma, deta ville jinga is als sein „Jejenspiela" Hindenburch, und jloobt, deta drum doch eenmal muß rankomm'n an die Macht. Janz taktvoll finde ick det nich. Wenn ick sowat zu mein'n Vata selich hätte jesaacht, hätte der mir mächtich eene jeklebt. Und Mutta ooch. Aba ick stamme ja ooch bloß aus eene kleene Budika-Familje. Wat weeß ick von die neue deutsche Kultur? Aba wenn't danach jinge, denn jäb et schließlich ooch noch Leite, die jinga sind als Hitla. Und denn mißten wa ja een neujeborenen Säuchling zu'n Führa wähln — wie? Warum ooch nich? Der schreit ooch eejal, und wat a sonst tut, macht nur Arbeet und trächt Uffrejung in de Familje, aba der Nutzen for det jesamte Volkswohl is vorläufig jering. Aba damit komm'wa wieda in de hohe Polletik, und da muß ick mir als Budika von fernhalten — vastehste? Ick hab's nur mit die Lojik. Und Polletik und Lojik, det sind imma zweialei. Kaki

Der Glaube an das Wirtschaftsprogramm

(Th. Th. Heine)



„Jetzt sollt' man sich eigentlich mit Kohlen eindecken!" — „Warten wir lieber bis die versprochene Lohnsenkung da ist, dann hebt sich ja auch gleich unsere Kaufkraft."

Sein Marsch nach Rom

(Karl Arnold)



„Ja, wer kommt denn da?"

München, 2. Oktober 1932 Preis 60 Pfennig 37. Jahrgang Nr. 27

SIMPLICISSIMUS

Der Reichstag und seine Auflösung

(Th. Th. Heine)



„Eigentlich sollte man die Urne nicht zum Wählen benützen, sondern gleich zur Beisetzung."

Wehrsport tut not! / Von Karl Kinndt

Der Sport ist eine schöne Übung,
die sicherlich bei Weib und Mann
weit eher als Devisenschiebung
dem Vaterlande nützen kann!

Ob boxen, Pingpong, fechten, springen,
ob schwimmen, laufen, Kugelstoß —:
es muß so Leib wie Geist beschwingen
und macht uns satt und sorgenlos.

Ein Weltrekord, der überboten,
hebt außerdem das Ansehn mehr
im Ausland als polit'sche Noten
und fördert auch den Weltverkehr!

Nur für die Jugend ist zu fordern,
daß sie nicht treibt, was sie grad will,
vielmehr nach festgefügten Ordern
bewegt wird in erprobtem Drill!

Denn Achtung vor Moral-Begriffen,
vor Staatsgewalt und Sittlichkeit,
lernt keiner, wird er nicht geschliffen
wie einst in guter alter Zeit!

Und daß parteilos, harmlos-heiter
der neue Wehrsport uns ersteh',
verbürgt uns Gott sei Dank der Leiter:
Stülpnagel, General a. D.!

Onkel Berthold / Von Hellmuth Falkenfeld

Der Signalarm ging hoch in die schiefe Lage. Schräg fiel die Sonne durch die zerspaltenen dichten weißen Wolken. Immer schneller flogen jetzt die Birken neben der Bahnstrecke vorbei. Schneller noch flog der Gedanke des jungen Mannes in die Zukunft.

Obwohl er sich ganz genau die schöne fünfstellige Summe ausgerechnet hatte — ausgerechnet in sehr gewissenhafter und eher pessimistischer Rechnung, nämlich nach Abzug der Erbschaftssteuer und all der voraussichtlichen Ausgaben, die sein Eintritt in den Besitz zunächst bringen würde —, blieb sein Denken nicht bei dem großen Nettobetrag kleben, sondern huschte mausgleich zu den in Aussicht genommenen billigen, deswegen jedoch nicht eigentlich kleinen Freuden des Lebens. Neuwied, dem er wie so vielen anderen Erwerbslosen in Mathematik und Statik Unterricht gab, stand da als erster auf der Liste. Heute war Dienstag; angenommen, Onkel Berthold würde Freitag oder Sonnabend bestattet, dann konnte er, Walter, den Neuwied mit seiner Braut schon am Dienstag zu Theaterbesuch und Abendessen einladen. Etwa so: Er trat abends um sieben Uhr in das Geschäft, in dem die Verlobte des Erwerbslosen tätig war, machte eine drohende Miene und führte Fräulein Kreiser einfach „im Auftrage ihres Bräutigams" ab. Draußen aber stand, von ihm instruiert, Neuwied, und dann würde es ein herrliches Gelächter geben, ein Gelächter, wie es selten bei Menschen von heute gab. Für Kleidung mußte er natürlich sorgen. Nein, den Geck würde er auch dann nicht spielen. Ein neuer Anzug würde genügen, vielleicht zwei. Aber Strümpfe, Strümpfe und Schuhe. Darauf kam es an. Das brauchte er. Was lief nicht so ein stellungsloser Ingenieur, der einmal hier, einmal da ein wenig Geld zu verdienen suchte und dann noch soziale Arbeit umsonst leistete, den ganzen Tag herum! Was brauchte er noch „vordringlich" (wie der Modeausdruck einer Zeit lautete, deren Not mehr als das, nämlich aufdringlich war)? Einen Papierkorb — sein alter löste sich selbst in Papier auf — und einen neuen Rasierapparat, Haarwasser und endlich einen einigermaßen anständigen Schirm. Vielleicht einen Stockschirm? Oh, das war gar nicht nötig. Ein gutbetuchter, griffiger regulärer Schirm, der sich nach dem Aufspannen immer wieder in schlanke gute Form bringen ließ, würde sehr gut seine Dienste erfüllen.

Auf dem Bahnhof der kleinen Stadt erwartete ihn Hanne, die Haushälterin des Onkels. „Wie geht es meinem Onkel?" fragte er, nicht eigentlich aufgeregt, sondern mit interessierter, besorgter Miene. Er fühlte das Telegramm, das ihn gerufen hatte, in der Tasche. Auf diese Depesche hin hatte ihm seine Wirtin das Reisegeld vorgeschossen. Daß er der Frau Beuster das Geld wiedergeben mußte, hatte er vorhin bei seinen Rechnungen noch nicht mitberücksichtigt. Hanne war eine breite, backenfeste Person, die wenig sprach. Aber auf dem Wege zur Wohnung kam es doch aus ihr heraus, daß Herr Oderberg immer noch nicht ganz wohl sei. Immer noch nicht ganz wohl? Ja, was denn? dachte Walter. Ich habe doch ein Telegramm in der Tasche. Ich will doch gar nicht viel vom Leben. Es ist ja so wenig, was mich glücklich machen würde: Eine Einladung für Neuwied, ein neuer Anzug, Strümpfe, Schuhe, ein anständiger Schirm?

„Wie alt ist eigentlich mein Onkel, Fräulein Hanne?" — „Sechsundsechzig geworden."

So, so, dachte Walter. Immer noch nicht ganz wohl. Wird er gesund, dann lebt er noch sicherlich bis sechsundachtzig. Zwanzig Jahre. Was? Werden nicht viele Menschen heute sechsundachtzig? Ich aber mit meinen siebenunddreißig, ich kann so, wie jetzt, nicht mehr zwanzig Jahre leben und warten. Er ist im Besitz, er kann's aushalten. Aber ich nicht. Zwanzig Jahre! Wer glaubt noch den Schwindel, daß Tüchtigkeit, Talent, Fleiß dem einzelnen was nützen? Nein, zwanzig Jahre weiter so? Dann bin ich geliefert. Dann sterb ich lieber gleich.

Immerhin schien der gewisse Optimismus, der aus Hannes Worten zu sprechen schien, übertrieben zu sein. Onkel Berthold war besinnungslos. Man machte Umschläge, schlug ein bißchen auf dem alten Körper herum, der Onkel stöhnte mit geschlossenen Augen, seine Haut war stockfleckig, er schnappte nach Luft wie ein ans Land geworfener Fisch. Seine eigene Lage konnte er nicht erkennen, geschweige denn den Neffen an seinem Bett. Aber das war ja ein Sterbender! Nicht wahr, Herr Doktor! Nicht wahr, Schwester! Vor dem jeden Augenblick zu erwartenden Tode dieser stöhnenden, ringenden Menschlichkeit überkam Walter ein Schluchzen. Und das war kein Theater! Er mußte daran denken, daß des Menschen Leben ein Halm ist vor dem Winde des Todes!

Walter, sanft hinausgeführt, machte sich's in einem kaltgelben Zimmer wohnlich. Er bekam zu essen. Er verschlang mit Mühe die sorgfältig bereiteten Speisen. Was wird werden? — dachte er. Hanne hatte Hoffnung, daß der Onkel wieder gesund würde. Der Arzt, befragt, zuckte die Schultern. Alle Ärzte zucken in dieser Situation die Schultern, nur die Grazie, mit der sie's tun, ist verschieden. Aber die Schwester, dies betuliche beschürzte Wesen mit der vorgeschriebenen sonnigen Lebensauffassung, schlug sich auf Hannes Seite. Die Schwester prophezeite: Er wird durchkommen. Sie hatte den Riecher. Am Mittwoch früh war Onkels Befinden wesentlich gebessert. Er hatte tief geschlafen. Sein Puls war noch nicht „erstklassig", wie der Arzt sagte, aber die Schwester strahlte verstärkten Optimismus aus. Walter durfte den Onkel sich ansehen, und der Onkel erkannte Walter. Listig und zugleich gerührt war der Blick des Todesüberwinders, den er unter seinen langen weißblonden Augenwimpern in die Welt des Lebens schickte. „Ich gratuliere", sagte der Arzt am Nachmittag dieses Tages. „Ihre Ankunft hier scheint Wunder gewirkt zu haben." Der Onkel saß einen Augenblick aufrecht im Bett. Er sah jung aus, nach Walters Ansicht. Sie wechselten einige Worte miteinander, liebe Worte, wie man sie eben spricht, wenn ein verloren Geglaubter dem Leben wiedergegeben ist. Später ging Walter in sein Zimmer. Er zertrat seinen Hut, den er doch später noch aufsetzen mußte. Dabei mußte er, damit niemand seine Stimmung merkte, leise seine Wut austoben.

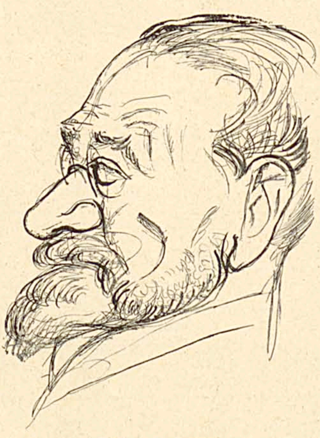
Am Donnerstag verlangte der Onkel die Zeitung. Am Freitag spielte er mit seinem Neffen eine Partie Dame. Walter verlor. Am Sonnabend durfte niemand sich einbilden, daß der Onkel Berthold werde sterben müssen. Walter sprach vom Nachhausefahren. Er erwähnte beiläufig und mit Verlegenheit das Telegramm, das ihn herberufen hatte. Onkel Berthold ließ sich von Hanne die verschlossene Kasse bringen; die Scheine, die er ihr entnahm, reichten für Walters Rückreise, für die Bezahlung der Schuld an die Wirtin und schufen noch einen Überschuß von fünfundzwanzig Mark.

„Freust du dich, daß ich noch am Leben bin?" fragte Herr Oderberg seinen Neffen. Die Frage war weder höhnisch noch untersuchungsrichterlich. Sie war nur beschämend, und Walter antwortete mit dem „Ja", das man von ihm erwartet hatte. Onkel ließ es sich nicht einmal nehmen, ihn zur Bahn zu bringen. Walter hielt diese Absicht für einen Witz. Aber Onkel Berthold verwirklichte sein Vorhaben. Denn der Arzt bewilligte eine geschlossene Taxe. „Es geschieht nur, Herr Ingenieur", sagte der bärtige Mediziner, „weil ich gefunden habe, daß Ihr Zusammensein mit dem Onkel wundervolle Heilkräfte enthält." Onkel Berthold kam heiter und ungefährdet mit dem wenig schütternden Wagen zur Bahn. Sein Arm lag während der Fahrt in dem des Neffen. Er entließ ihn mit den Worten: „Also, wenn es mir mal wieder schlecht geht, dann kommt mein lieber Neffe. Ja?" Ein Kuß, von den Lippen des Onkels, den sehr lebendigen Lippen gespendet, glitt an Walters Wange vorbei. Vom Onkel blieb noch eine aus der Chaise winkende stockfleckige Hand einen Augenblick sichtbar.

Walter kroch in seinen Zug. Aus dem Abteil, das von Menschen förmlich roch, sah er nach der Sonne; die fiel mit steilen Strahlen herunter. Aber einen neuen Schirm, dachte Walter, kaufe ich mir doch. Für gutes und für schlechtes Wetter. Er ergab sich voll Hohn in sein Schicksal.

Berliner Köpfe

(Rudolf Großmann)



Emil Orlik

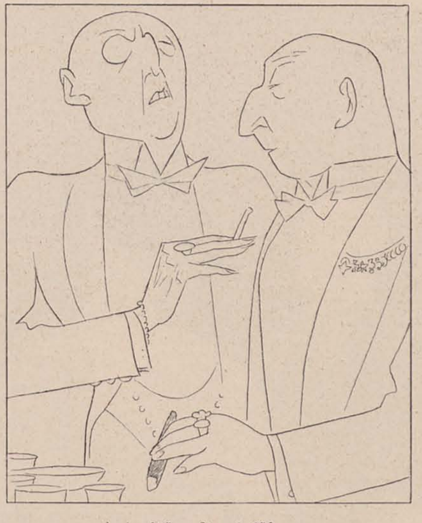
Nach der Wahl – vor der Wahl

(Karl Arnold)



Die Aufgelösten

„Wieder 512 Arbeitswillige entlassen, und das nennt Herr v. Papen Verminderung der Arbeitslosigkeit!"



Autoritäre Staatsführung

„Regierungsfähig sind nicht die Gewählten, sondern nur wir Auserwählten!"



Von System zu System

„Lange genug haben wir die Weimarer Verfassung bekämpft — nun werden wir uns mal auf sie stützen."



Starkbier

„Ich frage dich, Xaverl, san mir Deutsche das Volk der Dichter und Denker, oder san mir wirkli so saudumm wie mir san?"

Mussolini zur Rüstungsfrage

(Olaf Gulbransson)



„Legen Sie doch ab, meine Herrschaften, sonst muß er sich anziehen."

Gespräch mit Ferdinand

Von Peter Scher

Eines Tages vertraute mir Ferdinand an, daß er Nationalsozialist geworden sei.
Ich rang einen Moment nach Luft, denn Ferdinand ist mein Freund. Dann sagte ich: „Also gut. Du hast mich nicht verurteilt, als ich diesen und jenen Unsinn trieb. Wie sollte ich jetzt den Stab über dich brechen (oder heißt es besser über dir?). Das sind Störungen, Ferdinand: gegen Störungen sind wir machtlos."
Ferdinand umarmte mich gerührt.
Später kamen wir auf seine finanziellen Schwierigkeiten zu sprechen. Pleite war schon gar kein Wort mehr für das, was er war.
„Ferdinand", sagte ich, „in deiner Partei gibt es jetzt Möglichkeiten! Willst du dich nicht um einen Posten bewerben? Überhaupt — in der anbrechenden neuen Sittlichkeit — welche Aussichten für einen ästhetisch versierten Mann! Du könntest als Tanzreinigungskommissar oder bei der Busenausschnittüberwachungsstelle eine Rolle spielen. Jedenfalls sehe ich nicht ein, warum du dich nicht bewerben solltest."
„Wofür hältst du mich!" brauste er auf, „glaubst du etwa gar . . .!"
„Keine Spur—!" sagte ich. „Ich glaube gar nichts. Ich weiß nur, daß sich Zufälle ereignen. Der Dichter X. Y. zum Beispiel hatte das Glück, daß er sich nach schweren inneren Kämpfen genau in dem Moment bei deiner Partei einschreiben ließ, als seine Möglichkeiten auf der andern Seite abgegrast waren. Das kommt vor. Wir sind Spielbälle des Schicksals, Ferdinand. Mancher Ball ist eben so glücklich, sich Big Tilden oder der Lenglen in die Hände zu spielen. Die dirigieren ihn dann schon in die richtige Position. Andere wieder haben das Pech, an Stümper zu geraten. Das ist alles ganz natürlich."
„Meinst du —?" fragte er zögernd — „meinst du wirklich, daß ich —?"
„Nur Mut", sagte ich. „Hemmungen sind nicht am Platze. Hauptsache, daß du deiner Überzeugung gewiß bist. Wenn ja, liegt kein Grund vor, zimperlich zu sein. Niemand ist in diesen Kreisen zimperlich. Du hast zwar das Pech, ein geistig interessierter Mensch zu sein — hm ja, es ist ein bißchen hart. Aber trotzdem werden deine Leute —"
Ich brach ab. Ferdinands Gesicht hatte einen gequälten Ausdruck.
„Entschuldige, Ferdinand", fuhr ich fort — „es *sind* doch deine Leute — — — hörst du es nicht gern?"
Er sagte grimmig: „Sprich weiter!"
Ich fuhr fort: „Also deine Leute haben den Ehrgeiz, Intelligenzen an sich zu fesseln. Man braucht das zur Legitimation gegenüber der allzu primitiven Anhängerschaft."
„O Gott — ja!" seufzte Ferdinand.
„Das ist es ja. Du weißt, daß ich national denke, aber Knote bleibt für mich eben doch Knote — schrecklich!"
„Nur Mut!" sagte ich wieder, „die Dichter, die übergeschwenkt sind, haben es ja auch geschafft."
„Du veräppelst mich", brauste er auf.
„Kein Gedanke", sagte ich — „wir reden doch ganz sachlich. Deine Partei — — —"
„Ich bitte dich!" stöhnte er schmerzhaft.
„Aber es *ist* doch deine Partei, mein Junge —"
„Sprich weiter!"
„Also deine Partei braucht dringend Ästheten, die ihre Doktrin mit den Anforderungen der — entschuldige — guten Kinderstube in Einklang bringen. Die hast du. Sie werden dich mit Hallo — entschuldige, mit Heil! — begrüßen oder nicht?"
Ferdinand sann eine Minute nach. Dann sagte er schwermütig: „Vielleicht sprichst du sogar im Ernst. Wenn du nur nicht eine so infame Art hättest, mich mit solcher Selbstverständlichkeit zu Leuten zu rechnen, die mir ein Greuel sind!"
Was sollte ich darauf erwidern?
Es scheint nicht so einfach zu sein, vor seiner eigenen Überzeugung mit Note 1 zu bestehen.

„Üb Aug und Hand fürs Vaterland!"

(Anton Leidl)



„Am liabsten schiaß i auf den preußischen Adler, — ma woaß nia net, wia ma's amoi wieder braucha ko."

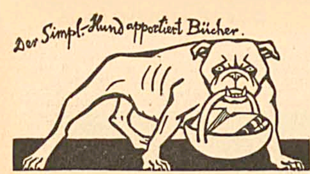
Die Zahnbürste

Von Alfred Pabst

Diese Anekdote berichtete mir mein Freund, der Conférencier. Sie ist zu hübsch, als daß ich sie Ihnen vorenthalten dürfte. Also hören Sie!
In den Kabaretts verhält es sich des beschränkten Raumes wegen meist so, daß die Artisten wohl oder übel darauf angewiesen sind, die Garderoben untereinander zu teilen. So hatte einmal mein Freund in einem Kabarett, in dem er auftrat, einen netten verträglichen Jungen als Garderobegenossen, der sich, glaube ich, steptänzelnd mit seiner Füße Arbeit durch dieses harte Leben schlug.
Da des Steptänzers Auftreten ungefähr gegen Ende des Programms stattfand, er also entsprechend später erschien, hatte mein Freund, der Conférencier, beim Umkleiden allein die Kabine inne; er pflegte vor Beginn der Vorstellung hygienischerweise die Zähne zu putzen und bewahrte zu diesem Behufe eine Zahnbürste im offenen Garderobespind auf. So weit so gut. Eines Abends aber geschieht es, daß der Conférencier, vom Ansagen zurückkommend, bei halboffener Türe den kurz vorher erschienenen Steptänzer dabei antraf, wie dieser mit besagter, aber nicht für ihn bestimmten Zahnbürste ausgiebig sein mehr oder minder gepflegtes Gebiß bearbeitete. Mein Freund beobachtete schweigend diese Prozedur und schlich alsdann unbemerkt davon.
Pause. Dann ereignet sich dieses: Der Steptänzer öffnet nach Absolvieren seiner sogenannten Nummer die Tür zur Garderobe und verharrt platterdings erschlagen auf der Schwelle. Denn es bietet sich ihm ein mehr als sonderbarer Anblick dar. Der Conférencier steht mit niedergelassenen Hosen da und putzt mit der Zahnbürste eine Stelle, die man ansonsten nicht mit einer Zahnbürste zu behandeln pflegt! Putzt wie selbstverständlich diese Stelle, ohne im mindesten den sprachlos angewurzelten Steptänzer zu beachten. Bis dieser, sich mit Anstrengung von der infernalischen Szene abwendend, stammelnd die schwerwiegende Frage von sich gibt: ob mein Freund immer zu solchem Zweck diese Zahnbürste — und ausgerechnet: diese Zahnbürste! — benutze? Und jener, die Hose hochziehend und die deplazierte Bürste im Spind verstauend, ernsthaft doziert: daß er seit Jahren an Hämorrhoiden leide und sich darum dieser von ihm selbst erfundenen Methode der Massage bediene, die er im übrigen mit gutem Erfolg allabendlich anwende!
Woraufhin der also Belehrte, allmählich grünlich um die Nase werdend, stieren Auges entwankte.

Pech

Als der Reichstag glücklich aufgelöst worden war, ging der nationalsozialistische Abgeordnete, den Mecklenburg in das Hohe Haus entsandt hatte, mit einem Pg. einen Happen essen. Dieses getan, meinte er tiefsinnig: „Wettst du, Kamrad — dat hebb ick mi ook nich dröömen laten, wie ick in Reichstach abkommandiert worn bün, dat ick mi för die verdammtije Weimarer Verfassung ook noch ruutsmäten laten mütt!"
hs.



Jules Romains: „Jemand stirbt". (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Es gibt zahllose Jemande auf der Erde. Leute der Masse, die keinen Namen bekommen. Menschen, von denen man im Leben nur dreimal spricht: Bei ihrer Geburt, ihrer Hochzeit und ihrem Tod. Ja, wie ist das eigentlich, wenn so ein „Jemand stirbt"? Z. B. dieser pensionierte Lokomotivführer Jacques Godard im Viertel Ménilmontant zu Paris. Der kinderlose Witwer besitzt keine weiteren Angehörigen und Freunde, außer seinen alten Eltern, die noch leben, irgendwo in der Auvergne; ihr Sohn pflegte kaum Beziehungen zu ihnen. Und jetzt werden plötzlich durch dieses Jemands Tod einige Menschen willkürlich zur Anteilnahme auserwählt; Hausnachbarn, ein Schlächter, der Portier, ein Verein, und sogar solche, die ihn gar nicht kannten. Der Verstorbene lebt noch einmal auf in der Erinnerung all dieser Leute, um dann gänzlich vergessen zu werden. Und das bezweckt im Grunde Romains mit diesem Roman, zu zeigen: Wie lange lebt ein Mensch nach seinem Tod? Zeitlich wird's kaum ein Jahr, aber da ist der Name schon vergessen . . . — Romains versteht es, mit liebevollem Impressionismus das Milieu des kleinbürgerlichen, wahren Paris zu schildern und jenes Zusammengehörigkeitsgefühl seiner Bewohner hervorzuzaubern, das ihrem Leben einen kleinstädtischen Charakter verleiht. Letzte menschliche Regungen der Personen werden mit psychologischer Feinheit dargestellt. Das Ganze ist Dichtung. Eine ergreifende, mächtige Dichtung, die selbst in der Übersetzung erschüttert und mitfühlen läßt. Karl Kurt Wolter

Roger Martin Du Gard: Jean Barois. Deutsch von Eva Mertens. (Paul Zsolnay, Verlag.)

Ein junger führender französischer Politiker sagt mir, er habe dieses Buch wohl zwanzigmal gelesen. Dabei ist es in Frankreich 1913 erschienen und behandelt die Generation der zur Zeit der Dreyfus-Affäre Dreißigjährigen. Aber dieser Roman hat die ewige Aktualität des Menschlichen. Strengste Ehrlichkeit gegen sich selbst, unbestechlicher Wirklichkeitssinn, Ehrfurcht vor dem Leben, wie es ist, ein Idealismus, der nichts vernebelt — sie wirken hier nicht nur als moralische, sondern als formbildende Prinzipien. Die Darstellung einer Epoche muß sich an tatsächliche Ereignisse halten. Das Kapitel „Der zehnte Verhandlungstag des Zolaprozesses" ist eine hinreißende Reportage, die dem stenographischen Bericht folgt. Andere Stellen sind künstlerische Verdichtungen der Wirklichkeit; der Kundige erkennt hier Marcel Hebert, den philosophischen Führer des Modernismus in der katholischen Kirche, dort den alten Kämpen der Intellektuellen Berthelot, oder Joseph Reinach, Paul Desjardins usw. Die Handlung, das ist der Weg des Jean Barois', eines wahren Helden der Gesinnungsanständigkeit, durch die Wogen seiner Zeit: vom frommen Kinderglauben zum wissenschaftlichen Ernst des reifen Mannes, der die Läuterung und den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft anstrebt; das ist sein Krieg gegen Lüge und Unrecht, und dann die Rückkehr des Gealterten in den Schoß der Kirche. Ein lebensvoller, ergreifender Roman, zugleich das Buch eines Wahrheitssuchers, das uns zum Mit- und Weiterdenken auffordert. Wer bestes, gediegenstes Frankreich kennenlernen will, muß es lesen. Hans Kauders

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Eugen Relgis: „Wege zum Frieden". (Eine internationale Rundfrage.) Paul Riechert, Verlag, Heide i. Holstein.
Peter Martin Lampel: „Packt an, Kameraden!" Erkundungsfahrten in die Arbeitslager. Rowohlt-Verlag, Berlin.
Josef Maria Lutz: „Bayrisch". Piper-Verlag, München.

Historische Reminiszenz / *Von Arnold Weiß-Rüthel*

Als unsereins in die Schule kam,
da glaubten die Pädagogen
noch nicht an den pädagogischen Kram —,
wir waren zu ungezogen.

Die Lehrer, die gingen damals noch nicht
so glattrasiert wie heute;
sie hatten Matratzen im Gesicht
und waren gefährliche Leute.

Sie grollten mit Bässen von dumpfer Gewalt —
man hörte das Schicksal grollen . . .
und wir verließen die Lehranstalt
meist vorne und hinten geschwollen.

Da gab es noch keine Spielerei
mit Gummi und ähnlichen Scherzen . . .
wir mußten uns unser bißchen Karl May
noch erkämpfen — mit zitternden Herzen.

Die Zukunft, der diese Marter galt,
verkörperten Ämter und Orden . . .
wir wurden älter, wir wurden alt,
sonst sind wir nichts geworden.

Stilblüten

Aus dem Roman „Verborgene Gluten", von Hanns Land: „Müde, zerschlagen kam Walter in sein Zimmer. Den feucht-fragenden Blick der Frau Bandel ließ er unbeachtet neben der Tür stehen."

*

Im Buche „Wildbad als Kurort", von Dr. Paul Schober, Verlag Ernst Loebich, Wildbad, heißt es: „Ununterbrochen und seiner natürlichen Reize nicht beraubt wirft sich das Thermalwasser vom warmen Busen der Erde weg in die weitgeöffneten Arme der Badezellen."

*

Aus dem Roman „Das Rätsel", von Else Rema: „Ihre brennend roten Augen krümmten sich in Hohn."

*

„Frau Kastrups Tochter", ein nationaler Roman von Rolf von Brandstedt. „Da zuckte er zusammen, richtete sich hoch und sah ihr fest in die Augen. ‚Wer dankt es mir?' schrie er auf, schloß ihr den Mund mit seinen Lippen, knebelte sie mit seinen Armen. Süß und leise sank ihr der Kuß durch die Brust."

*

Aus dem Feuilleton der „Neuen Freien Presse", vom 19. Juni 1932. „Die Bildnisse des Oskar Wilde" von Emil Kläger:

„Nach verbüßter Strafe verläßt der Dichter England und begibt sich nach Paris. Das Zuchthaus schwimmt lautlos hinter ihm her."

*

Aus dem Roman „Theater um Maria Thul" von Otto Zarek („Neue Freie Presse" vom 4. September 1932):

„Ihre Augen lachten; dann ihre schmutzig-gelben Zähne und der Fettansatz vom Kinn."

*

Aus der „Neußer Zeitung":

Gestern feierten die Eheleute Johann Cremer und Magdalena geb. Moelders aus Büttgen-Weilerhöfe das Fest ihrer goldenen Hochzeit. Das Jubelpaar ist 78 Jahre alt und selten frisch und rüstig. 2 Söhne fielen im Weltkriege. — Wir gratulieren noch nachträglich!

Zur Literatur

Filmische Buchtitel

Ein Wiener Verlagsbuchhändler schlug unlängst vor, zur Erhöhung der Kauffreudigkeit des Publikums, die Buchtitel „filmisch auszugestalten". Er äußerte sich darüber nicht näher; der Buchtitel von Goethes Faust würde „filmisch" so aussehen:

FAUST
Soziales Drama

Herausgeber: Verlagsbuchhandlung Dr. Erwin Preiß, Wien
Lektoren: Dr. Wolfgang Jirecek und Dr. Elfriede Wonder
Umschlag: Maler Fritz Weberau
Papier: Ober-Gassinger-Fabriks AG.
Papierschnitt: Marie Kneidiger
Papiereinlegearbeit: Josefine Müller
Leimarbeiten: Johann Dungermann
Heftarbeiten: Ignazia Wunderlich
Setzer: David Löhn und Adam Gunderitt
Korrektor: Joseph Schmitt
Vertrieb: Balthasar Wedenkamp & Co.
Reklame: Werner Spann
Manuskript: Johann Wolfg. Goethe.

Das Pseudonym

Ruth Schaumann, die junge Dichterin und Bildhauerin, die Trägerin des letzten Münchener Dichterpreises, hat einen merkwürdigen Erfolg zu verzeichnen.
Eines Tages nämlich erscheinen in hundert Käseblättchen, in Hinterländern ganz Deutschlands verstreut, Gedichte und Erzählungen unter dem Namen Ruth Schaumann. Blechernes Zeug, auf den ersten Blick aus den Restbeständen einer literarischen Konservenfabrik auf den Markt geworfen.
Man geht der Sache nach. Die wahre Verfasserin der Beiträge ist eine, was weiß ich, Näherin aus Pasenow oder Privatlehrerin aus Quakenbrück, nennen wir sie Sabinchen Lämmermeier.
Aber Sabinchen ist unschuldig. Eine Korrespondenz, welche die Zeitungen tausendfältig beschickt, erwirbt die Ramschware zu Schleuderpreisen und versendet sie unter dem Namen Ruth Schaumann.
„Wie erklären Sie diesen sonderbaren Vorgang?" fragte man den Inhaber der Korrespondenz.
„Erklären? Sehr einfach! Wir brauchten für die ausgezeichneten Arbeiten unsrer Mitarbeiterin ein entsprechendes Pseudonym. Ein schon etwas eingeführter Name kann da nichts schaden. Für Sachen, wie ich sie vertreibe, ist das Beste gerade gut genug." H. A. T.

Fachleute / Von Ossip Dymow

Die Aufführung des neuen Stückes geht ihrem Ende entgegen. Der Vorhang fällt. Das Publikum applaudiert, und die Schauspieler verbeugen sich. Bald erscheint auch der Verfasser, und der Applaus verstärkt sich.
In der Loge sitzt neben der Gattin des Verfassers der Verleger. Er applaudiert natürlich auch, aber gänzlich ohne innere Überzeugung.
„Der Schluß ist schwach", sagt er zu der Dame.
„Wie bitte?" fragt diese.
„Das Ende t-a-u-u-g-t nichts! Es muß geändert w-e-r-d-e-n", wiederholt der Verleger, indem er sich nahe zu der Dame beugt.
„Ich höre nicht. Was — Ende?"
„T-a-u-g-t nichts! Sch-l-e-ch-t!! F-a-l-sch! Ä-n-d-e-r-n!" schreit ihr jetzt der Fachmann ins Ohr, indem er zusammen mit den Zuschauern applaudiert.
Die Gattin des Verfassers macht noch immer ein verständnisloses Gesicht. Und hier nimmt der Verleger alle Kräfte zusammen und brüllt ihr zu: „Hier ist solcher Lärm, daß man seine eigene Stimme nicht hört. Ich sage es Ihnen später. Es ist wegen des Sch-l-u-s-ses!"

*

Ein junger Arzt, der soeben sein Examen gemacht hat, kommt zum Schneider, um sich einen schönen Konsultationsrock machen zu lassen. Mitten im Maßnehmen läuft der Schneidermeister im Gesicht blau an, hört auf zu atmen und bricht zusammen. Seine Frau kommt eilends aus dem Nebenzimmer und sagt zu dem erbleichenden Kunden: „Erschrecken Sie nicht, Herr Doktor, es ist nur ein gewöhnlicher Asthmaanfall."

*

„Mich läßt man nicht nach Polen", beklagte sich ein älterer Herr. „Ich wollte dorthin fahren, um meine frühere Tätigkeit fortzusetzen. Und Warschau hat sich geweigert, mir ein Visum zu geben, mir, der ich Polen gerettet habe!"
„Wieso haben Sie Polen gerettet?"
„Ich habe dreißig Jahre lang für den polnischen Staat Chausseen gebaut. Alle die Straßen, auf welchen die bolschewistische Rote Armee einmarschiert ist. Wieviel Pferde krepierten an meinen Straßen! Wieviel Räder zerbrachen! Auf manchen Straßen war es überhaupt unmöglich, eine einzige Kanone zu transportieren. Und heute erlaubt man mir nicht, eine einzige schmale Gasse zu pflastern! Können Sie das begreifen?"

*

Auf einer Abendgesellschaft lernte ich vor Jahren in Petersburg einen gewissen Herrn kennen. Er war schlecht gelaunt und begann sofort, nachdem wir bekannt waren, über die Angestellten eines Herrenartikelgeschäftes zu schimpfen.
„Gauner sind es! Betrüger! Ich kaufte heute früh eine Krawatte für sechs Rubel, gab dem Angestellten einen Zehnrubelschein, und jetzt hat sich herausgestellt, daß er mir zwanzig Kopeken zu wenig herausgegeben hat. Unerhört!"
Es war der weltberühmte Schnellrechner Meister Arrago.

*

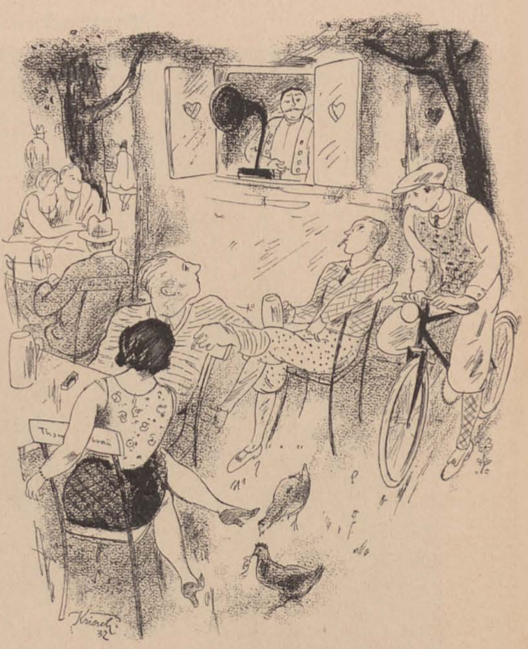
Der erste, der die Protestnote gegen die Todesstrafe in Amerika unterzeichnete, war Mr. Osborn. Er war Direktor des Gefängnisses Sing-Sing und hatte über zweihundert Hinrichtungen persönlich beigewohnt.

*

A propos: Hinrichtungen. Unlängst feierte in New York ein Standesbeamter, der die sogenannten „marriage-license" ausstellte, ein sonderbares Jubiläum: die 10000ste von ihm ausgegebene Erlaubnis. Bei dieser Gelegenheit erfuhr die Öffentlichkeit, daß dieser Beamte ein Junggeselle war.

Wenn der Lautsprecher tönt ...

(Rudolf Kriesch)



„Du, sag mal, der singt immer ‚Es wird schon wieder besser', — ist das nu aus 'ner Rede des Wirtschaftsministers oder bloß 'n Schlager?"

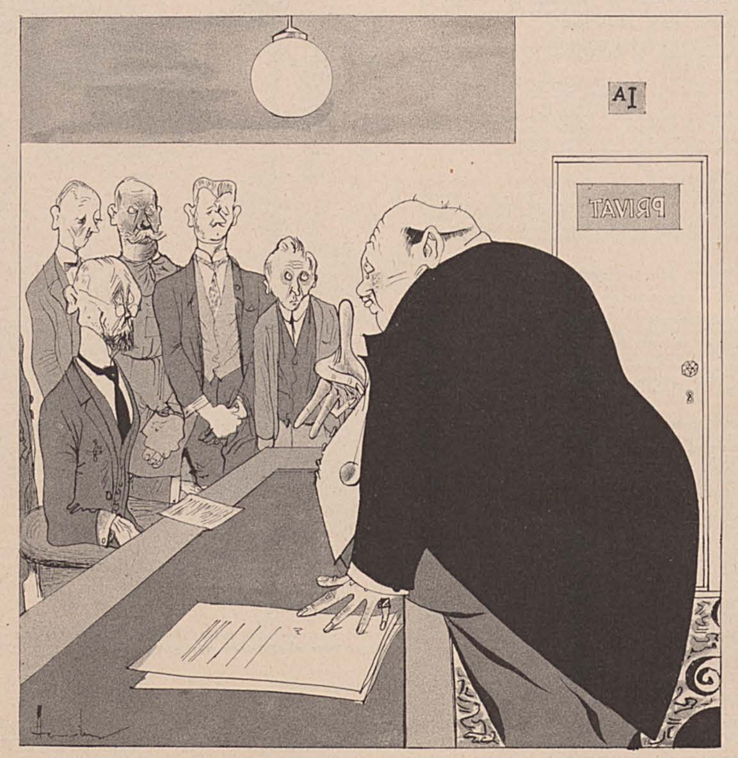
Gelegenheit / Von Walther Rode

Der berühmte Porträtmaler, im Laufe dieses Tages und Abends, an dem er sein fünfzigstes Lebensjahr erreicht hatte, viel angefeiert, war nicht mehr ganz nüchtern, als er zu seinen Engsten sprach wie zu sich selbst: „Was diese Kerle heute abend über mich gesagt und was sie und ihresgleichen heute morgen in den Zeitungen über mich geschrieben haben, ist Bockmist. Sie plappern nur nach, was blöde Gänse in den letzten zwanzig Jahren über mich und mein Werk verbreitet haben.
Ich ein gottbegnadeter Künstler!
Habt ihr eine Idee, warum ich angefangen habe zu malen? Warum ich Maler geworden bin statt Gemeindesekretär in Klein-Wimbling? Verfertiger von Gemälden statt Verfertiger von Stiefeln, wie es mein Vater bis auf den heutigen Tag noch ist?
Der Gestaltungstrieb, so wahr mir Gott helfe, ist es nicht gewesen, der mich zum Maler machte. Es kam so: Ich konnte auf dem Untergymnasium nichts lernen. Ich dachte immer nur an Mädel. Ich habe mich nach Mädeln verzehrt. Nach vielen Mädeln. Nach allen Mädeln.
Haben jedoch konnte ich keine. Nicht mit vierzehn Jahren; nicht mit sechzehn; nicht mit achtzehn. Die Mädel hatten Angst vor mir. Und ich war arm, und ich konnte schlecht sprechen. Und vor allem: ich konnte nicht warten. Ich konnte nicht sprechen, weil ich nicht warten konnte. Ich wollte sie alle haben — und zwar sofort. Ich war ein Waldmensch ohne Wald. Aber ein Dorfbub zugleich, der sein Ziel nicht ausläßt. Kein Stadtmensch, der leidet und verzichtet und sich einen Komplex anwachsen läßt.
In meiner Not habe ich mir gedacht: um diese Biester, die heute nichts von dir wissen wollen, zu bekommen, muß man schön oder groß oder schlank sein. Oder man muß reden können wie ein Buch. Oder man muß Geld haben. Ist man nicht schön, kann man nicht reden, hat man kein Geld, so muß man es ihnen leicht machen. Denn, dies habe ich immer gewußt, die Urscheln sind genau solche Schweine wie du selbst. Man muß daher ein Versteck haben, in das sie gerne gehn. Wenn man sonst nichts zu bieten hat, biete man ihnen eine Gelegenheit.
Und so, liebe Freunde, bin ich Schritt für Schritt auf den Gedanken gekommen, Maler zu werden.
Trotz meines vernagelten Kopfes war ich ein guter Lateiner. Aber ich erkannte: die Philologie ist nichts für dich. Wie soll ein Gymnasiallehrer die Weiblichkeiten auf seine Bude bekommen?
Ich war außerdem kein schlechter Zeichner. Kein guter Zeichner, aber kein schlechter. Kein schlechterer als die Buben rechts und links von mir auf den Bänken.
Ich war kein schlechter Zeichner, und dies brachte mich auf den Einfall, einen Beruf mit eigener Werkstatt zu ergreifen. Der Besitz eines eigenen, sturmfreien Ateliers stand mit einemmal als Ziel meines Lebens vor mir.
So wurde ich Maler. Nicht um Bilder zu malen, sondern um Inhaber eines Lokales zu sein. Ich wollte mein Lokal. Ein Lokal als ständige, unentreißbare Gelegenheit, als Ort der Handlung.
Da ich kein Kapital hatte, wurde ich nicht Trödler, nicht Photograph, nicht Zahnarzt, sondern Maler.
Ich ging durch die Akademie, und habe die Malerei gelernt, wie man das Tapezier- oder das Anstreicher- oder das Sattlergewerbe lernt.
Ich habe die Malerei gelernt — mein Atelier wollte ich haben! Ich mietete es mir mit nichts.
Und von der ersten Stunde an sind die Frauen zu mir gekommen. Dieselben, die mich ohne Atelier vorher nicht angeschaut, die mich keines Wortes gewürdigt, die mich stumpfsinnig und scheußlich gefunden haben.
Alle sind gekommen. Sie haben einander die Türe gereicht. Sie haben mich einander empfohlen. Sie haben meinen Ruhm als Maler verkündigt.
Ich habe in meinem Atelier auch gemalt. Ich habe viele der Weiber gemalt. Ich habe so viele von ihnen gemalt, bis ich schließlich sogar malen konnte. Ich habe so viel porträtiert, daß meine Porträts nach und nach angefangen haben, geradezu ähnlich zu sein.
Heute bin ich fünfzig Jahre alt. Das Gedränge der Gelegenheitssucherinnen hat langsam abgeflaut. Bald wird es ganz aufgehört haben. Dann werden meine Gönnerinnen verschwunden sein, und das Urteil über mich wird lauten: Er kann nichts mehr."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1932 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Marienbad droht

(Fr. Heubner)



„Meine lieben Leute, ich weiß, was Hunger ist! Auch ich werde nächstens wieder einmal vier Wochen strengste Diät halten müssen."

Einsames Herz

Den bislang erfolglosen, nichtsdestotrotz aber sehr begabten Lyriker Hans Milbe überkam ein heftiges Verlangen nach Zärtlichkeit. Angefüllt mit Hoffnung auf ein abendliches Glück trieb er einem Kaffeehaus entgegen und geriet denn auch, unwiderstehlich angezogen, an den Tisch eines jungen Mädchens. Zwar mußte er zunächst noch einige Zweifel, die dem nicht eindeutigen Berufsstand des Mädchens galten, unterdrücken, er setzte sich aber über seine Bedenken hinweg und eröffnete ein Gespräch. Seine Annäherungsversuche wurden bald erwidert, und Hans Milbe rutschte in jenes selige Stadium, das der Erfüllung vorausgeht. Schon saßen die beiden nahe beieinander, schon verwechselten sie das „Du" und das „Sie", als sie ihn um einen Groschen für ein nicht näher bezeichnetes, doch sichtlich notwendiges Tun anging. Der erfolglose Lyriker mußte indessen, um sich finanzielle Komplikationen mit dem Kellner zu ersparen, diese Bitte, die ihn, ihres intimen Charakters wegen, rührte, schweren Herzens abschlagen. Derart mit einer nicht mißverständlichen Aufklärung über des Dichters Lage versehen, erhob sich das Mädchen verärgert und verschwand in den buchtenreichen Hintergründen des Lokals. Mit ihr zerging auch Hans Milbes beinah bis zur Gewißheit gediehene Hoffnung, daß ihm heute ein abendliches Glück mit strikter Kassentrennung blühe. Er blieb mit hängenden Flügeln sitzen.

Als das Mädchen nach einer geraumen Weile zurückkam, begleitete sie ein Herr im vorgeschrittenen Alter, dessen aufgeplustertes Benehmen sowohl auf Unbedenklichkeit, als auch auf eine immerhin ausreichend gefüllte Brieftasche schließen ließ. Hans Milbe, von jeher im Verzichten geübt, erhob sich. Aber schon waren die beiden an seinem Tisch, und der Begleiter deutete Milbes Gehaben als höflichen Empfang. Er stellte sich vor: „Zickler." Dem Lyriker, ganz im Banne dieser Weltläufigkeit, blieb nichts anderes übrig, als dasselbe zu tun. Die Herren kamen dann schnell in ein Gespräch, und der andere fand Gefallen an dem bescheidenen, aufmerksam zuhörenden Hans Milbe, dem es nicht gelingen wollte, sich zu empfehlen. Zickler war, wie es sich bald herausstellte, ein Geschäftsreisender, sozusagen eine Verkaufskanone, der, höchst selten in großstädtische Gefilde verschlagen, sich ausreichend zu amüsieren gedachte. Er hatte denn auch die Spendierhosen an und ließ eine Reihe Schnäpse auffahren, die Hans Milbes wehes Herz besänftigten. Es wurde riesig nett bei den dreien. Zicklers Hand ruhte schon lange kühn auf des Mädchens Schenkel, und auch der Lyriker kam jetzt auf seine Kosten, indem er hin und wieder seine mageren Schultern an ihrem Oberarm rieb. Nach Mitternacht freilich kamen ihm Bedenken über den Ausgang dieses Abenteuers. Aber der andere, versierter Verhandlungstaktiker, der er nun einmal war, löste das akut gewordene Problem sehr schnell. Er bezahlte die gesamte Zeche, was den allmählich nervös gewordenen Lyriker sichtlich beruhigte. Beim Hinausgehen gab es dann noch einen kleinen Aufenthalt. Zickler schob seinen Zechgenossen beiseite, drückte dem Erstaunten fünf Mark in die Hand und sagte: „Wissen Sie, sonst zahle ich ja direkt, aber weil Sie es sind." Sprach's und zog mit ihr von dannen.

Der doppelt Geschlagene und zu Unrecht Verdächtigte schwankte an seinen Tisch zurück. Dort schrieb er auf die Rechnung, die da noch zwischen geleerten Gläsern und Tassen lag, ein kleines melancholisches Gedicht: „Einsames Herz", das all seinen Schmerz und seine Schmach aufnahm.

Karl Bahnmüller

Belange

(E. Thöny)



„Ob's an Reichstag gibt oder net, dös kann uns wurscht sein. Aber bal s as Oktoberfest auflösen taten — nacha wars gfehlt!"

Wirtschaftslehre

(M. Frischmann)



„Weeßte, det mit die Steuerjutscheine hat seine Licht- und Schattenseiten, — for die Jroßindustrie de Lichtseite und for die Kleenen de Schattenseite."

Einfache Lösung / Von Trim

Wenn man in Genua aus dem Bahnhof Brignole tritt, sieht man den neuen pompösen Triumphbogen vor sich, den der Duce dem Andenken der Kriegsgefallenen gewidmet hat.
Der Bogen hat dem Volk Millionen gekostet. Als er fertig war und zu Ehren des Duce eingeweiht werden sollte, entdeckte man, daß er im Verhältnis zu den umliegenden Häuserblocks total falsch stand. Es kostete abermals Unsummen, bis die Geschichte einigermaßen arrangiert war.
Von diesem Triumphbogen haben sich in neuester Zeit öfter verzweifelte Arbeitslose herabgestürzt.
Man weiß es in Genua. Aber in den Zeitungen stand nie ein Wort darüber.
In italienischen Zeitungen gibt es keine Selbstmörder aus Not. Der Faschismus dekretiert das einfach weg.
Wie rückständig sind wir in Deutschland dagegen trotz allem immer noch.
Aber Geduld!
Wenn der Faschismus erst einmal seinen Triumphbogen in Berlin errichtet hat, wird sich dessen Verwendung in dem erwähnten Sinne von selbst ergeben. Und wenn dann — nach dem sklavisch imitierten Vorbild — jede Selbstmordnachricht aus den Zeitungen verbannt ist, wird endlich auch bei uns das Elend offiziell beseitigt und der glorreiche Nachweis für die Rettung durch den Faschismus erbracht sein.

Kleine Politik

Wahlgeschichte

Bei der letzten Wahl betrat in Hamburg ein Ewerführer das Wahllokal und rief mit lauter Stimme: „Ick wähl' Thälmann."
„Das geht uns nichts an", sagte der Wahlvorsteher, „wie heißen Sie?"
„Dat geiht di nix an, dat is hier doch geheime Wahl!" war die Antwort.

Sozial

Der Fabrikant fauchte: „Was brauchen wir die unproduktive Sozialversicherung! In meiner Fabrik erhält jeder Arbeiter, der zwanzig Jahre im Hause ist, eine Prämie von zweitausend Mark. Wir führen genau Buch über den Eintritt jedes Arbeiters."
„Damit Sie den Termin nicht vergessen?"
„Ja. Und dann kündigen wir dem Arbeiter rechtzeitig ein halbes Jahr vorher." J. H. R.

Kindermund

Die kleine fünfjährige Eva hat einen um vier Jahre älteren Bruder, den schwierige Fragen quälen. Er kommt zur Mutter und möchte wissen, ob denn nun der Kaiser ein SPD.er oder ein Nazi ist. Noch ehe ihm seine Mutter antworten kann, meldet sich Klein-Evchen: „Ach, der? Den gibt's ja gar nicht. Das ist ja so ein Weihnachtsmann."

Notwendiges Übel

Von Ernst Klotz

Regieren wäre gar nicht schwer,
Wenn die Bevölkerung nicht wär',
Die man indessen schlecht entbehrt
Von wegen dem Besteuerungswert,
Und dann von wegen der Ernähr-
Ung und dem schönen Militär.
Und dann kommt auch die Industrie
Bisher noch schwer aus ohne sie,
Denn leider, daß der Schornstein raucht,
Wird sie noch ab und zu gebraucht.
Fatal für Schlote und Barone,
Denn sie regierten lieber ohne.

Kleine Zeitgeschichte

Goldenes Wort

Meine Wirtin bringt mir den Kaffee und die Zeitungen herein. Einen schiefen Blick wirft sie auf die fetten Überschriften.
„Ach, die alde Bolledigg!" sagt sie wegwerfend.
„Recht haben Sie!" erwidere ich.
„Niwwahr!" strahlt sie. „'s gommd nischd Guhds drbei raus, bei dr Bolledigg. Ich seh's doch, wennj mit meinr Schwesdr zusammen bin. Die fängd eegahl mit ihrer Bolledigg an. Ich vrschdehe nischd drvon, sie vrschdehd ooch nischd drvon — un da gibbds ähmd jeedesmal Zangk un Schdreid!"

Entgegenkommen

Eben sichteten die Männer der Wirtschaft endlich, endlich so etwas wie Konjunkturumschwung — da kommt die Reichstagsauflösung mit Konflikten über Konflikten und noch schlimmerem Klamauk in petto.
Händeringend saßen die Männer der Wirtschaft zusammen und beratschlagten, was zu tun sei. Schließlich schickten sie eine Abordnung zu Hitler, die ihm die allerdringendsten Bitten der Wirtschaft vortrug, unbeschadet seiner politischen Aktionen diesmal wenigstens von den Terrorakten Abstand zu nehmen.
Der Ober-Osaf runzelte die Brauen. Dann nickte er Gewährung: „Wohlan denn. Es sei. Um den Wiederaufbau nicht zu gefährden, sollen meine Leute künftig statt Tränengas- nur Lachgasbomben werfen!"

Kompetenz

Ein paar mittlere Parteispitzen der KPD. sitzen beisammen und sprechen von Hitler. Einer meint: „Hitler versteht nichts vom Sozialismus!"
Der zweite: „Na — so viel wie Teddy" (Thälmann) „wird er schon verstehen!"
Der Halbausgeschlossene, ganz gedehnt: „Dann versteht er allerdings wenig!"

„Ein wichtiges Geheimnis“

(Frei nach M. Wunsch)

(E. Schilling)



„Denk mal, Auwi, die Frage der Staatsform soll jetzt nicht aktuell sein!“

Hausse

(Wilhelm Schulz)



Die Börse versucht immer mal wieder, Kurse steigen zu lassen, aber der Boden der Wirtschaft ist noch ziemlich unsicher.

Stuttgart, 9. Oktober 1932 | Preis 60 Pfennig | 37. Jahrgang Nr. 28

SIMPLICISSIMUS

Militär-Diplomatie

(Karl Arnold)



„Allons, Herriot! Sage den Deutschen deine Meinung über die Abrüstung!“

Manöver-Gedanken / Von Karl Kinndt

Sie spielten Krieg mit Tanks aus Blech und Pappe
und hölzernem markierten Großgeschütz —:
und nur das gute Geld war nicht Attrappe,
das man verpulverte für diesen Witz.

Hoch schlug das Herz der Herren Generale
bei fröhlichem Geknatter und Bummbumm,
denn endlich wußten sie mit einem Male,
wofür man sie bezahlte und warum!

Wie klirrte hell auf grauen Helden-Busen
blitzend das Blech der Ordens-Eitelkeit!
Und keiner, keiner spürte den abstrusen
Unsinn von solchem Spiel in solcher Zeit —

Nicht einer von den Herrn aus diesen Kreisen
erinnerte bei dem Getue sich,
daß man zu Haus den Witwen und den Waisen
des letzten Kriegs den Rest der Rente strich — — —

Die Fahnen wehn. Laut blasen die Trompeten.
Ein alter Veteran verhungert still.
Man möchte für den lieben Gott erröten,
weil alles doch geschieht, wie er es will — — —

Zweimal Clarissa / Von Ernst Kreuder

Drei Tage trug ich den Brief in der Tasche. Am vierten Tage folgte ich ihr auf dem leeren Gang vor den Hörsälen G und H. „Entschuldigen Sie, bitte“, sagte ich hinter ihr, „ich möchte Ihnen diesen Brief geben.“ Sie wandte sich verwundert um. „Danke“, sagte sie dann und nahm den dargebotenen Brief. „Bitte“, sagte ich, „guten Tag“, und ging. Dazu hatte ich also drei Tage gebraucht. Ich ging in die Mensa hinunter und trank ein großes Glas Bier. Jetzt mußte sich wohl alles ändern. Ich war einundzwanzig, trug sehr lange Haare, einen Hornzwicker, weiße Selbstbinder und schrieb Gedichte. Nun hatte ich eine fremde Dame angesprochen. Es war das erste Mal. Am anderen Tage rief sie mich auf der Treppe zum Lichthof an. Sie war groß und scheu und zog sich einfach und fast ein wenig klösterlich an. Mein Brief beschäftigte sie. — Ein Stunde später trug ich ihren Schirm zur Tram. Ein Jahr später schrieb ich: „Liebe Clarissa, dies ist der letzte Brief. Wir sind beide nicht glücklich geworden. Wir haben es uns zu schwer gemacht. Jetzt hat die Geduld und die Qual ein Ende. Leb wohl.“ Daraufhin ging ich ins Ausland. Es war mir nicht gelungen, Clarissa von dem Irrtum ihrer Tugendhaftigkeit zu befreien.

Dann kamen die unbesonnenen Jahre. — Eines Abends im Herbst trieb ich mich in der sonntäglich leeren Stadt herum. Müßig und ratlos, wie man es oft an den Sonntagen im Herbst ist. Nirgends traf ich einen Bekannten. Ich trank in einer Spanischen Weinstube mehrere Gläser Wermut, der noch mehr allein und schwermütig macht. Dann ging ich in eine düstere, gewöhnliche Kneipe und bestellte Bier und Kognak.

Es ist jener vage Zustand, in dem man entgleitet und sinkt. Von Glas zu Glas, von Stunde zu Stunde. Es ist jene stumme Fahrt auf den lautlosen Straßen der Erinnerung... Weit zurück...

Das Weißdorngebüsch am Rande eines Kiefernwaldes, wo wir einst unsere unschuldige Liebeswohnung hatten. Dort fanden wir uns ganz ohne Verabredung ein, und wenn einer allein dagewesen war, ließ er einen Zettel im Grase mit Grüßen zurück. Es gab dort eine kleine Grasmulde unter den Zweigen, die von Clarissa oft mit wunderbaren Dingen gefüllt wurde, mit Rosen, Trauben, Schokolade und Zigaretten. Viele lange Sommertage verbrachten wir da. Und mitunter sah dann einer von uns auf die Uhr und sagte: „Jetzt ist die Vorlesung über die Geschichte der Mystik zu Ende“, oder: „Es ist halb eins, nun sitzt Professor Ohrenroth auf dem Kathederrand in S. und behandelt den guten alten Opitz.“ Und da zog vielleicht oben am hellen Sommerhimmel ein Flugzeug klein über uns hin und weiter in die große klare Weite. Und wenn es Abend wurde über den stillen Feldern, klang das Glockengeläut eines fernen Dorfes lang herüber. Aber wir waren nicht wahrhaft glücklich. Wir waren froh und heimlich traurig und voller Wünsche. —

Ich trank das vierte Glas Bier leer, als die Türe vom Hof geöffnet wurde. Es traten zwei Männer unauffällig in die Wirtsstube und stellten sich an das Büfett. Es waren meine alten Zechgenossen, die „Händler“ Kunkel und Zink. Bei Tage vermied ich es, ihnen zu begegnen. Jetzt begrüßte ich sie mit Freude. Zink, der kleinere, der immerfort blinzelte, das rechte Bein nachzog und sein listiges Fuchsgesicht stets gesenkt hielt, gab mir wortlos die Hand. Kunkel zeigte sein breites, fettes lächelndes Antlitz, rückte den steifen Hut aus der Stirne und schob mir den Steinhäger hin, den der hemdsärmelige einäugige Wirt hingestellt hatte. Sie waren gerade aufgestanden und tranken das erste Bier.

Um Mitternacht hatten wir das Trinken und Kartenspielen satt und beschlossen, hinüber in die benachbarte Großstadt zu fahren. Kunkel besaß drei alte Autos, von denen das eine noch lief. Durch einen langen winkligen Hinterhof mit hohen Mauern kamen wir zu Kunkels Lagerschuppen. Er schloß lange verschiedene Ketten und Sicherheitsschlösser auf. Es wurde bei ihm oft eingebrochen. Der Lichtschalter versagte. Ein Kerzenstumpf wurde angezündet und das große Lager sorgfältig durchsucht. Verlassene Schlafzimmereinrichtungen wachten im trüben Kerzenschein auf, an hohen alten Spiegeln gingen wir fern gespenstisch vorbei, auf einem verstaubten Bücherschrank tickte hohl eine Küchenuhr. Es wurde nichts vermißt. Wir erholten uns bei einer Flasche Rotwein, die wir aus Wassergläsern tranken. Dabei saßen wir auf hohen, alten Kontorstühlen. Später brachten wir den großen alten Sechssitzer auf dem Hofe in Gang. Er war als Pritschenwagen montiert. Kunkel fuhr darauf seine alten Möbel und sonstige „Gelegenheitskäufe“. Nach einiger Zeit lief der Motor, der Wagen machte einen Sprung, und seine Lampen gingen an. Ich stand neben Zink hinten auf der Pritsche; wir mußten uns festhalten, der Wagen ratterte abscheulich. Zweimal hielten wir unterwegs, um Schnäpse zu trinken. Dann kamen wir über eine lange Brücke in das bunte Leuchtreklamenlicht der Großstadt.

Wir hielten vor dem berüchtigtsten Nachtlokal. Den Pritschenwagen ließen wir draußen stehen. Als wir eintraten, erloschen gerade sämtliche Lampen, und über Tische, Wände und Decken begannen zahllose bunte winzige Sterne zu wandern. Diese Illumination dauerte lange. Inzwischen tranken wir Exportbier in der aufdringlichen Gesellschaft dreier Straßenmädchen, die sich sogleich zu uns gesetzt hatten. Sie kitzelten uns aufreizend und versprachen uns diskrete Sensationen. Die Musik war schleppend und schwül. Später wurde es hell, und man tanzte. Ich war zu allem Untertauchen bereit.

Unter den Tanzenden fiel ein riesiger Neger auf. Er hielt eine Dame in rotem Kleid fest an sich gepreßt. Plötzlich sah ich das Gesicht der Dame. Ich legte meine Zigarette hin. Als der Tango zu Ende war, stand ich auf und ging hinüber. „Sie entschuldigen“, sagte ich zu dem Neger. Seine Dame wandte den Kopf. „Guten Abend“, sagte ich und sah Clarissa ruhig ins Gesicht. Der Neger stand auf. „Komm“, sagte ich leise. Die Kapelle blies mit gestopften Trompeten: „Eine Nacht in Monte Carlo.“ Das Licht erlosch. Der „Sternenhimmel“ begann sich wieder zu drehen. Clarissa nahm meinen Arm. Wir traten hinaus auf die Straße und gingen zum Fluß hinunter. Dort setzten wir uns auf eine Bank. Clarissa roch nach Rauch und Parfüms. Eine Weile saßen wir still da. Der Fluß schwamm schwarz vor uns vorbei. „Wie geht es dir, Clarissa?“ fragte ich. Sie schüttelte den Kopf. „Studierst du noch?“ fragte ich weiter. „Ja“, sagte sie, „ich gehe nächste Woche ins Staatsexamen.“ — „. . . und der Neger?“ — Sie zögerte. „Es treibt einen zu allen Versuchungen, die man noch nicht kennt“, sagte sie leise. Ich zählte die Jahre, die vergangen waren seit jenen Sommertagen am Rande des Kiefernwaldes. Es waren wohl vier Jahre. Ich trug keine langen Haare mehr und keinen Hornzwicker, ich trank mit Dunkelmännern, und Clarissa roch nach starken Parfüms und tanzte in Nachtlokalen. Was war darüber zu reden. Vielleicht wäre nun etwas nachzuholen gewesen, eine kleine Gewißheit, die wir versäumt hatten. Wir gingen stumm zurück. Man steigt nicht zweimal in den gleichen Fluß. Jenes Weißdorngebüsch war längst ausgerodet, und ein Kartoffelacker ging darüber hin. Ich brachte Clarissa an eine Taxe. Sie sah älter und erfahrener aus. „Gute Nacht“, sagte ich und gab ihr die Hand. Ich kannte diese Hand gut. „Gute Nacht“, sagte Clarissa und hatte plötzlich einen verführerischen Mund. Dann fuhr sie fort. Sie winkte noch lange mit einem kleinen Taschentuch.

Das Pritschenauto stand noch da. Ich holte die Kumpane heraus. Sie krochen auf die Pritsche, es konnte keiner mehr fahren, sie lallten. Dann fuhr ich los.

Die Morgendämmerung wehte grau in die Stadt; die Kumpane schliefen fest, obwohl der Wagen fürchterlich ratterte.

Berliner Köpfe

(Rudolf Großmann)



Elisabeth Bergner

Vorfinanzierung

(Olaf Gulbransson)



„Haben Sie denn Sicherheiten für das gewünschte Darlehen, Fräulein?" – „Natürlich, ich kann Ihnen die Alimente für die fünf Bamsen verpfänden die ich in den nächsten fünf Jahren kriegen kann."

Der Generalnenner

Der Literat C. steht, zusammen mit Friedell, auf der Straßenbahn. Auf dem Perron wird disputiert. C., der Literat, spitzt die Ohren.

„Es gibt nur eine Möglichkeit", sagt ein Herr, „wir müssen Politik und Wirtschaft, Idealismus und Materialismus auf einen Generalnenner bringen."

C. versinkt in Nachdenken. „Hören Sie", sagt er schließlich zu Friedell, „was ist das eigentlich: ein Generalnenner?"

„Das will ich Ihnen erklären", nickt Friedell. „Erstens heißt es nicht General Nenner, sondern General Renner. Und zweitens war es gar kein General, sondern ein früherer sozialdemokratischer Bundeskanzler in Wien."

Hans Riebau

Mutter Germania ertrinkt –

(E. Schilling)



während ihre Söhne sich darum streiten, wer ihr den Rettungsring zuwerfen soll.

Zauber der Sprache

Von Peter Scher

Pa Ula ist ein schönes Mädchen, ein sehr schönes Mädchen. Ich habe im Süden nie ein schöneres Mädchen als Pa Ula gesehn.

Unmöglich, sie nicht anzuhimmeln. Sollte jemand — wie im Anfang ich — riskieren, ihr nicht den Hof zu machen, so wird Pa Ula zu Maßregeln greifen, denen kein Mann gewachsen ist. Zum Beispiel ist es ihr gegeben, sich so zu setzen, daß die hinreißend elegante Linie ihres Beins mit dem sehr hohen Spann Rufe des Entzückens herausfordert. Wenn Sie aber auch dann noch nicht reagieren sollten, Sie Herr — so wird Pa Ula drastische Mittel anwenden. Sie wird in ihrer dunkelblauen Matrosenhose — zu der sie ein leuchtend rotes enganliegendes Jäckchen trägt — vor Ihnen gehen und Sie werden so um die Mitte ihres Körpers herum etwas zu sehen bekommen — — — Herr, und wenn Sie ein beruflicher Terrorist oder gar ein Sittlichkeitsfanatiker auf nationaler Basis wären: Sie müßten Pa Ulas Schönheit anerkennen.

Ich habe mich nach anfänglichem Sträuben einer besseren Einsicht gebeugt; ich huldige seit einiger Zeit Pa Ula mit allen Schikanen.

Da ich ihre Sprache ebenso glorreich beherrsche wie sie die meine, müssen unsere Unterhaltungen für Sprachenkundige sensationell sein.

Eine deutsche Dame hat Pa Ula einige Wendungen beigebracht, die sie nun täglich, wenn ich an ihrem Hause vorübergehe, mit Grazie auf mich niederflattern läßt.

Ein Freund, der Pa Ulas und meine Sprache beherrscht, hat sich die Bosheit nicht verkneifen können, unsere letzte Morgenplauderei aus einem Versteck mitanzuhören und schriftlich festzulegen. Mein Italienisch und ihr Deutsch hatten demnach folgende Formen angenommen:

„Guter Morgen, Fräulein Pa Ula."

„Guten Morgen, mein Herr."

„Bin Sie gut zerfrühstückt, gnädiger Frau?"

„Tausend Dank, mein Herr."

Pause. Heftiges Nachdenken ihrerseits. Dann triumphierend: „Gutter Nacht, du Schaffkopft!"

Nun wieder ich: „Der Himmel serr blau, Sie seien groß schön meiner Dame."

Darauf Pa Ula: „Isch libbe disch, schlaffen Sie gutt!"

Hier muß meine freudige Überraschung so offenkundig gewesen sein, daß Pa Ula noch einen Trumpf daraufsetzen und mich mit einem Kompliment in meiner Sprache berauschen wollte. Sie setzte noch hastig hinzu: „Alter Ziege!"

Worauf ich lyrisch: „Ihrer Stimme macht den Nachtigall pleite!"

Was offenbar etwas übertrieben war, denn wenn Pa Ula auch eine Schönheit ersten Ranges genannt werden muß, so erinnert ihre Stimme doch mehr an einen Auktionator als an eine Nachtigall.

Indessen nahm sie das Kompliment dankbar entgegen. Das Bemühen, ihrem Wortschatz ein überwältigendes Gegenkompliment zu entreißen, blieb nicht ohne Erfolg. „Meiner Libbling!" zwitscherte sie, so melodisch ihr Bariton es erlaubte, vom hohen Balkon. Als ich mich hingerissen mit dem Zuruf: „Sie schönster Blume!" entfernte, donnerte sie mir noch mit liebevoller Betonung nach, was ihr Gedächtnis als letzten Tropfen der Zitrone hergab: „Du bis' serr knorrke!"

So oder ähnlich unterhielten wir uns jeden Morgen mit hingebendem Ernst, und dieses sonnige Jdyll wäre noch heute in schönster Blüte, wenn jener sprachenkundige Spion uns nicht belauscht und mißgünstig aus dem Paradies unserer Unbefangenheit vertrieben hätte. Ist es nicht ein Jammer, daß solche Möglichkeiten durch den zunehmenden Bildungsdrang bald ganz aus der Welt verschwinden?

Übrigens wollte ich noch bemerken, daß der Name Pa Ula, wie er von der Umgebung des reizenden Geschöpfes ausgesprochen wird, auf deutsch nicht einmal so sehr geheimnisvoll klingt. Oder finden Sie „Paula" besonders exotisch?

Trauer im Herbst

Von Alfred Pabst

Die fahlen Felder dunkeln sacht,
verdämmern schattenhaft ins Grau.
Schwerfällig hebt sich auf die Nacht
ganz ohne Stern und Abendblau.

Als dann die Schwermut niederglitt,
so leise wie das Blatt vom Baum,
kam alles wieder, was ich litt,
Doch war es nur der Schmerzen Schaum.

Ich Wanderer im Abendwind
weiß, daß der Herbst nicht Heimat hat
für die, die herbstlich müde sind,
so steinern schwer, so schmerzensatt.

Es bleibt viel Leben ungelebt.
Es bleibt viel Sterben ohne Sinn.
Des Herbstes dunkler Blutschlag bebt.
Die Erde gibt sich traurig hin.

Die kleine Zeitgeschichte

Das Patengeschenk

Als Exkönig Alfons neulich — mangels anderer Beschäftigung — den allerjüngsten Habsburgersproß aus der Taufe hob, da erwies er sich als äußerst generöser Taufpate. Bargeld konnte er als armer Exmonarch wohl nicht hergeben, aber dafür verlieh er seinem Täufling die stolze Würde eines Obersten im spanischen Garderegiment, wie das nun in besseren Herrscherhäusern so üblich ist.

Ein vorlauter Reporter wagte zu bemerken, daß die Ernennung des jungen Erdenbürgers wohl nur als ein Akt der Courtoisie aufzufassen sei.

„O nein, ganz im Gegenteil!" widersprach da S. Exmajestät, „diese Ernennung soll den Lebensunterhalt des jungen Prinzen sicherstellen. Denn einem spanischen Obersten — nicht wahr — kann auch die spanische Republik natürlich die Dienstbezüge nicht vorenthalten!"

Konklave

Der berühmte Kirchenrechtler Professor H. hatte den technischen Vorgang der Papstwahl zum Gegenstand seines Vortrags gewählt. Er erzählte seinen Hörern, wie die Kardinäle zweimal täglich zur Wahl gehen müssen, und das oft wochenlang, bis eben die absolute Mehrheit sich auf einen Kandidaten geeinigt hat.

„Was sagen Sie, Herr Kollega", wandte sich da der Jurist Hellmann kopfschüttelnd an seinen Nachbarn, „zweimal täglich wählen — das ist ja noch ärger als bei uns in Deutschland!" Spt.

Der Krieg

Herr Panse war im Kriege.

„Ach, so eine moderne Schlacht muß doch furchtbar interessant sein", sagt ein junger Mann zu ihm. „Erzählen Sie uns doch einmal, wie so etwas vor sich geht."

„Gern", erwiderte Panse. „Also — ich hörte einen furchtbaren Krach, und das nächste, was ich hörte, waren die Worte: ‚Nun versuchen Sie, sich mal aufzurichten und diese Arznei zu schlucken . . .' So sind die modernen Schlachten . . ." K. M.

Die Frömmler

Festmahl auf dem Essener Katholikentag. Vor Beginn der Mahlzeit spricht der Erzbischof von Köln ein Gebet, die Gesellschaft murmelt andächtig mit. Beim Essen beugt sich ein Pfarrer zu dem neben ihm sitzenden: „Zählen Sie auch immer bis fünfzehn?"

„Jawohl, lieber Bruder."

Kleine Pause. Dann: „Es gibt auch welche, die bis fünfundzwanzig zählen."

„Ja, ja, aber das ist schon richtige Frömmelei!" m-d



Georg Britting: Lebenslauf eines dicken Mannes, der Hamlet hieß. (Albert Langen, Georg Müller, München.)

Viel „Handlung" findet sich in diesem Roman nicht — was sich ja eigentlich von selbst versteht, da doch Prinz Hamlet von Dänemark sein Held ist, ein etwas anderer Hamlet allerdings als der bei Shakespeare: ein konstitutionell „gelassener" dicker Herr, Vielfraß und Drübersteher, der von Ophelia einen ähnlich gearteten Sohn hat, in den Krieg zieht, seinen Stiefvater eliminiert, selber König wird, aber bald verzichtet und sich mit Hamlet junior halbgelähmt in ein Kloster zurückzieht, wo er weise und heiter-kontemplativ dem nächsten und vielleicht letzten Schlaganfall entgegenvespert. Das alles ist mit meisterlicher Kunst erzählt, leise, ironisch, überlegen, in einer von wundervollen Bildern strotzenden Sprache, wie wir sie von dem Landschaftslyriker Britting ja längst gewohnt sind. Eine Delikasse für freie Köpfe und feine Ohren!

Dr. Owglaß

Hans Fallada: Kleiner Mann — was nun? (Rowohlt, Berlin.)

Der stärkste Eindruck, den mir seit langer Zeit ein deutscher Roman vermittelt hat. Ich las zu gleicher Zeit wieder einmal Zolas „Germinal", und ich fand, daß dieser Hans Fallada in einigen Kapiteln — zum Beispiel in der Unterredung des frisch aus dem Gefängnis entlassenen Gauners Jachmann mit der jungen Frau des Arbeitslosen — nahe an Schilderungen in „Germinal" heranreicht. Da ist nichts Verblasenes. Da ist nichts von der üblichen „Diskrepanz" zwischen Absicht und Können. Der Mann übernimmt sich in keiner Hinsicht. Er verspricht gar nicht erst — er hält gleich. Endlich wieder einmal ein Schriftsteller, der den Beweis für seine Berufung nicht durch Aestheten- oder Artistengeschicklichkeit erbringt, sondern durch sich selbst.

Peter Scher

Paul Frischauer: Der Gewinn. Roman. (Zsolnay, Wien.)

Paul Frischauer hat in seinem ersten modernen Roman „Der Gewinn" die Geschichte einer Liebe und die Geschichte einer Ehe aufs geschickteste in die Form der Erzählung einer Morduntersuchung gebracht. Sein starkes psychologisches Talent und seine Lust am psychologischen Spiel schaffen eine vielseitige und amüsante Technik. Seine Gescheitheit, die sich in hundert treffenden Details kundgibt, erschöpft sich nicht in Details. Sein Formsinn bewirkt eine legitime Spannung durch psychologische Prägnanz. Seine Sprache ist sachlich und frisch genug, die Erzählung immer fortzutreiben. Heinrich Mann wies in einem Aufsatz über Frischauers Roman auf die reizvolle Pointe des Romans hin, daß am Ende der Untersuchung der Untersuchungsrichter erkennen muß, zwischen ihm und dem des Mordes Verdächtigen sei der Unterschied so groß eben nicht, da schließlich beide Kinder ihrer Zeit einer aufgelösten Zeit seien.

Hermann Kesten

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Josef Conrad: „Der goldene Pfeil". S. Fischer, Verlag, Berlin.
Alice Berend: „Der Kapitän vom Bodensee". S. Fischer, Verlag, Berlin.
George Milburn: „Die Stadt Oklahoma". Rowohlt-Verlag, Berlin.
Stefan Pollatschek: „Schicksal Maschine". Saturn-Verlag Wien.
Gerhard Uhde: „Kristall aus 7". (Geschichte einer Schauspieltruppe.) Verlag Heitz & Co., Leipzig.

Nachtlied / Von Kurt Rudolf Neubert

Ich bin schon bei tausend Schafen.
Ich zähle immer noch mehr,
Ich kann vor Hunger nicht schlafen.
Dabei war der Tag so schwer.

Ich wälze mich im Bette.
Ich möchte ein Stück Brot.
Ich möcht' eine Zigarette
Und einen leichten Tod.

Ich möchte die Sterne essen.
Sie sehn so verlockend aus,
Wie die teuren Delikatessen
Im Laden unten im Haus.

Die ersten Bahnen fahren.
Die Bäcker haben schon Licht.
Wie viele heut hungrig waren!
Junge Menschen mit altem Gesicht.

Ich bin schon bei zehntausend Schafen.
Ich zähle ganz irrsinnig schnell.
Ich kann vor Hunger nicht schlafen.
Dabei wird es schon wieder hell . . .

Mein Kampf / Von Hans Seiffert

Ehe neben uns der Stammtisch ausbrach, war es so gemütlich gewesen gestern abend. Wir hatten ab und zu einen kräftigen Schluck getan, hatten miteinander geschwatzt und uns über ein Witzblatt, das Erich mitgebracht — es war der neueste „Völkische Beobachter" —, scheckig gelacht. Aber dann waren die Herren vom Stammtisch gekommen, und mit dem Frieden war's aus. Kaum hatten sie das erste Glas intus, waren sie schon mitten in den abenteuerlichsten Schilderungen ihrer Kriegserlebnisse. Die Heldenbrüste schwollen, damit man die diversen Bändchen im Knopfloch besser sehen möchte; die fettigen Stimmen trieften nur so von Feindesblut und Todesverachtung. Zwei Assessoren, Geburtsjahr 1905, wenn sie nicht noch jünger waren, erzählten schneidig von Schleichpatrouillen, die sie bei Verdun gemacht hatten — sie hatten ihre Feuertaufe im Kino empfangen, die Jungens! —, ein dicker Postmensch berichtete, wie er mit nichts als einem abgebrochenen Degen in der Faust siebenunddreißig bis an die Zähne bewaffnete Kanadier umzingelt und gefangengenommen hatte — es war, rundheraus gesagt, zum Kotzen.

Wir drei, Erich, Herbert und ich, saßen da und kriegten allmählich eine Stinkwut auf die Brüder nebenan. Wir waren, Gott sei's geklagt, alle drei ausgiebig in dem sogenannten Stahlbad gewesen, hatten jeder ein Loch im Fell und einen Knacks von dem verdammten Gas davongetragen; aber nicht im Traum wäre es uns eingefallen, davon Geschichten zu erzählen. Wir blickten einander an. Wir verstanden uns ohne viele Worte. Und als drüben das Kriegsgeschrei für einen Augenblick verstummte, weil sich die Herren zutranken, fragte mich Herbert vernehmlich: „Sag mal, wofür hast du eigentlich dein E. K. bekommen?"

Ich tat, als ob ich abwehrte: „Ach, laß doch! Das war ja gar nicht der Rede wert."

Jetzt hakte Erich ein: „War das nicht, weil du damals, siebzehn, bei Cambrai die englischen Tanks vernichtet hast?"

Die Stammtischler spitzten die Ohren.

„Na ja!" erwiderte ich gleichmütig. „Aber das war doch nichts Besonderes!"

„Nichts Besonderes nennst du das?" widersprach Erich und zwinkerte mir zu. „Dreißig Tanks!"

Die Augen der Stammtischler wurden groß und rund.

„Bitte, erinnere mich nicht daran!" versetzte ich dumpf. „Der Kampf war zu fürchterlich. Wenn nicht Ludendorff persönlich mir zu Hilfe gekommen wäre, säße ich heute nicht hier."

Ich machte eine bedeutungsschwere Pause. Aber schon bohrte Herbert weiter: „Ludendorff war auch dabei? Nicht möglich. Das mußt du erzählen!"

Der Stammtisch saß mucksmäuschenstill. Ich nahm erst noch einen Schluck und begann: „Tja, Kinder, das war also eines Morgens Anfang Oktober siebzehn. Wir lagen schon seit Wochen im Bourlonwald. Ich bin gerade beim Zähneputzen, da kommt unser Brigadekommandeur ganz aufgeregt in den Unterstand und sagt zu mir: ‚Gefreiter, Sie sollen sofort zu Ludendorff kommen. Er wartet draußen auf Sie.' Ich also raus, und da steht auch richtig Ludendorff — der trieb sich ja immer in der vordersten Front herum — und fragt mich: ‚Gefreiter, können Sie radfahren?' — ‚Zu Befehl, nein, Exzellenz!' antwortete ich in strammer Haltung. ‚Aber ich könnte es ja mal versuchen.' — ‚Das wäre mir sehr angenehm!' sagt er. ‚Da machen Sie also gleich mal eine Erkundungsfahrt bis hinter die englischen Stellungen, verstanden!' — ‚Zu Befehl, Exzellenz, Erkundungsfahrt in englische Stellungen machen!' wiederhole ich und zuckle los. Bis an das elende Straßenkreuz von Anneux-Chapelle ging es ganz gut. Aber dann wurde ich von den feindlichen Fesselballons eingesehen und bekam ganz schweren Zunder. Natürlich fuhr ich fortgesetzt im Zickzack, um sie irre zu führen; aber belämmert genug war die Sache, das könnt ihr mir glauben. Und das Schlimmste: weit und breit war kein Feldgeistlicher zu sehen, der einem hätte Trost zusprechen können! Endlich kam ich an die vorderste englische Stellung. Ihr werdet lachen: da war kein Aas drin. Die waren alle zum Golfspielen gegangen. Aber ein Schild hatten sie aufgestellt: No Thoroughfare! Durchfahrt verboten! Kinder, geweint habe ich vor Wut über diese Gemeinheit. Aber da war nichts zu machen; ich mußte wieder umkehren. Kaum bin ich hundert Meter gefahren, da höre ich plötzlich hinter mir Motorgeknatter. Ich drehe mich um — — —: dreißig englische Tanks sind mir auf den Fersen! Jetzt begann eine Jagd auf Leben und Tod. Als der erste mich erreicht hatte, zog ich meinen Füllfederhalter und spritzte ihm Tinte ins Horoskop . . ."

„Horoskop?" unterbrach Herbert mit hochgezogenen Brauen. „Du verwechselst das mit Periskop. Außerdem haben Tanks gar keine Periskope!"

„Man merkt, daß du bloß an der Ostfront gewesen bist, mein Lieber!" versetzte ich herablassend. „Die englischen Tanks hatten alle Periskope. Das war

Kreditbarometer

(Rudolf Kriesch)



„Ein Mädchen mit Geld darf häßlich sein, mein Kind! Mach dich nicht zu schön, sonst werden unsere Gläubiger nervös.“

ja ihre furchtbarste Waffe. Tja, wo war ich doch stehen —, ach so, bei der Tinte. Den Leuten da drin wurde natürlich gleich schwarz vor den Augen; der erste Tank war erledigt. Aber währenddessen hatte mich ein anderer überholt, und die Kerle schmissen eine Whiskypulle auf die Straße. Als ich nun ahnungslos in die Scherben fahre, geht mir doch aus beiden Reifen die Luft raus, und ich stürze in einen Granattrichter. Darauf hatte die feige Bande bloß gewartet: alle übriggebliebenen neunundzwanzig Tanks gaben Vollgas und suchten mich zu überfahren . . .“

„Verflucht und zugenäht!“ rief Erich. „Und haben sie's getan?“

„Selbstverständlich. Aber ich lag doch in dem Trichter. Da fuhren sie drüber weg, und ich war geschützt. Und jedesmal, wenn einer gerade über mir war, stach ich ihm von unten das Kardangetriebe kaputt. Dadurch wurden sie steuerlos und zerschellten am nächsten Kilometerstein. Einer nach dem andern. Es war schlimmer als heutzutage beim Sonntagsautoverkehr.“

„Was hat eigentlich Ludendorff bei der Sache gemacht?“ erkundigte sich Herbert.

„Der nahm die Tankbesatzungen sofort gefangen. Die hätten mich sonst sicher gelyncht aus Wut über ihre Niederlage. Zur Sicherheit lag auch noch ein Teil unserer Schlachtflotte auf der Schelde im Hinterhalt . . .“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Stammtisch war übrigens längst k. o.

Kleine Geschichten

„Der arme Herr Hidsch.“

„Was issn mid dem?“

„Der had doch schon widdr ä Menschenleben zu beglaachn.“

„Wasse nich saachn. Da is wohl einer geschdorben?“

„Ajja. Da is doch geiner geschdorben.“

„Nu, Sie saachdn doch eben, er hädde ä Menschenleben zu beglaachn.“

„Had der auch.“

„Na, da muß doch einer geschdorben sein.“

„Geine Idee. Der had doch schon widdr Familienzuwachs gegrichd. Das is jädzd das neunde Gind. Da isses schließlich gein Wundr, wenn er bei den schlechdn Zeidn dieses neue Menschenleben beglaachd.“ K. M.

*

Heinrich Waltrops Sohn, Vereinigte Papierfabriken, lag im Sterben.

Er rief seine junge Frau, mit der er in zweiter Ehe seit vier Jahren verheiratet war, zu sich. „Fanny“, sagte er mit bewegter Stimme, „es geht mit mir zu Ende. Du erbst jung und unerfahren das ganze große Unternehmen. Laß es nicht zugrunde gehen. Versprich mir, daß du den Prokuristen heiraten wirst, dann kann ich ruhig sterben.“

„Heinrich“, sprach die junge Frau mit schluchzender Stimme, „du kannst ruhig sterben. Ich bin mit ihm so gut wie verlobt.“

*

Peter Altenberg saß, wie immer pleite, im Café Sacher in Wien. Gedankenschwer hat er den Kopf in die Hand gestützt und brütet, woher er das Geld für den Kaffee nehmen könne. Da betritt ein Bekannter den Raum. Altenberg stürzt auf ihn zu: „Ein Glück, daß ich dich treffe! Geh, pump mir zehn Kronen!“

„Hm — aber du weißt doch, Geldborgen zerbricht die Freundschaft!“

„Ah was, gib schon her, wir waren eh nie die besten Freunde!“ m-d.

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.—; In Österreich die Nummer S 1.—; das Vierteljahr S 12.—; in der Schweiz die Nummer Fr —.80. Übriges Ausland einschließlich Porto vierteljährlich 2 Dollar • Anzeigenpreis für die 8gespaltene Millimeter-Zeile RM —.35 • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse • Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Robert Urban, München • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Postscheck München 5802 • Redaktion u. Verlag: München 13, Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • Erfüllungsort München • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Regie

(Paul Scheurich)



„Nee, nee, noch immer 'n bißken mehr Temperament in die Brünhilde hineinlegen: das Publikum muß das Jefühl haben: da hat Siegfried ooch nischt zu lachen!"

Ich möchte Schulden haben / Von Adam Kuckhoff

Wenn ich mit meinen feinen Bekannten zusammen bin und wir allerlei gute Sachen essen und hinterher Sekt trinken, klagen sie furchtbar, daß sie so viele Schulden haben.

Ich schlage die Zeitung auf: Gemeinden, Industriekonzerne, landwirtschaftliche Betriebe, alle klagen sie, daß sie Schulden haben. Aber die Herren Oberbürgermeister, Generaldirektoren, Großgrundbesitzer sehen pikfein aus und verbringen ihre Sommerfrische in erstklassigen Hotels.

Kürzlich fuhr eine auffallend schöne Luxusjacht an unserem kümmerlichen Ausflugsdampferchen vorbei. Jemand, der es wissen konnte, sagte, der Besitzer, da oben der auf dem Sonnendeck in dem weißen Anzug, habe mehr Schulden als Haar auf dem Kopf. Er hatte sehr dichtes Haar.

Die kleine Stenotypistin in dem verkrachten Abzahlungsgeschäft verriet mir, in den Jutesäcken, die ich auf dem Boden liegen sähe, befänden sich die Buchhaltung und die Kartothek, da das Mobilar gepfändet sei, das Auto aber, das ich vor der Tür gesehen habe, gehöre dem Chef.

Und das muß wahr sein, denn der Lausejunge, der mir die 191 Mark schuldet und den ich fruchtlos zu pfänden versuchte, hat sich vorgestern ein Auto gekauft und ist, Aufenthalt unbekannt, nach Ostpreußen gefahren.

Alle haben sie Schulden, und alle klagen sie.

Ich habe keine Schulden und brauche also auch nicht zu klagen.

Aber nachts liege ich wach und zermartere mir den Kopf, wie ich es anfange, Schulden zu bekommen.

Ich bekomme sie nicht.

Anfangs habe ich meine feinen Bekannten gefragt, ob sie mir nicht 2000 Mark leihen könnten, denn das war mir klar, daß, wenn man Schulden haben will, es schon sehr viel sein müssen. Ich habe die 2000 Mark nicht bekommen, vielleicht war es zu wenig, und dann haben die ja selbst Schulden.

Bei Freunden, die keine Schulden haben, bin ich bis auf 20 Mark heruntergegangen, aber selbst die konnten sie mir nicht geben: weil sie keine Schulden haben.

Wie fängt man es nur an, Schulden zu bekommen? Es muß doch leicht sein, denn alle, wenigstens alle vermögenden Leute haben sie — und klagen.

Ach, wie gern würde ich mich verpflichten zu klagen! Ich würde meine Freunde zu guten Sachen und Sekt einladen, meine Sommerfrische in erstklassigen Hotels verbringen, mir ein Auto und eine Luxusjacht anschaffen, und klagen, klagen, klagen —.

Die fliegende Familie

(Wilhelm Schulz)



„Ich begreife nicht, wenn dieser verrückte Yankee schon seine Familie nach Grönland fliegen läßt, warum ist er mitgeflogen?"

Erfreuliches Resultat

(M. Frischmann)



„Sehen Sie, meine Herren, nun haben wir mit Gottes gnädiger Hilfe doch wenigstens bald das eine erreicht, daß jeder Staat wieder so stark rüsten kann wie er mag!"

Tägliche Tragödie

Von Erich Rohde

Zehn Minuten vor acht Uhr ist es. Büroschreiber Schaller befindet sich auf dem Wege ins Geschäft. Mit langsamen, schleifenden Schritten geht er durch die Straßen und denkt: Ich komme zur Zeit, denn ich habe den Herrn mit der blauen Brille an der Ecke getroffen. Seit acht Jahren begegne ich ihm immer an der Ecke. Ein pünktlicher Mensch. Ob er auch Büroschreiber ist?
Schaller zieht sein Taschentuch hervor, dreht sich abseits und putzt die Nase. Leider hat er Zeit, weiter nachzudenken, denn den Weg und alles, was ihm begegnen wird, kennt er wie im Schlaf.
Emilie, seine Frau, wird mit weniger Wirtschaftsgeld auskommen müssen. Zwanzig Mark Gehalt sind zum Ersten abgezogen. Ein Jahr geht der Junge noch in die Schule. Und dann? Muß er lernen. Was muß er lernen? Vielleicht werden bis dahin die Zeiten besser ... Aber sie werden schlechter, ganz gewiß schlechter. Weiß er denn, ob er in einem Jahr noch Arbeit haben wird ... Und dann? Wenn man ihn nun morgen ruft, wie im verflossenen Monat den Kollegen Hammer, und sagt: „Leider sind wir nicht mehr in der Lage, Sie weiter zu beschäftigen. Die Not der Zeit zwingt uns, Ihnen zu kündigen ..."
Braucht ja nicht zu sein, aber bei Hammer hat man es auch nicht gedacht. Gerufen werden kann man jeden Tag ... Die Tür geht auf, der Chef bittet Herrn Hammer zu sich, und alles ist aus. Wenn man nun heute gerufen würde ...
Inzwischen ist Schaller im Büro angekommen. Er setzt sich an seinen Schreibtisch, schlägt ein paar Aktendeckel auf und taucht die Feder ins Tintenfaß. Dann sitzt er da und tut nichts, weil keine Arbeit da ist. Nicht weit von ihm hockt der Bürodiener und locht Papierbogen. Er schiebt sie in den Apparat und zieht sie mit zwei Löchern wieder heraus. Jedesmal sieht er sich die Löcher genau an, als ob es darauf ankäme.
Schaller kann bei diesem stumpfsinnigen Anblick nicht anders — er zittert, daß der Chef ihn rufen lassen wird. Er überlegt und denkt, wie er gestern dachte, und wie es heute und morgen, solange sein wird, bis man ihn tatsächlich ruft. Und dann ...?
Unendlich langsam vergehen so die Stunden. Mittags würgt Schaller an den trockenen Stullen. Als der Chef durchgeht, preßt er den Gruß mit letzter Kraft aus sich hervor, beobachtet angstvoll lauernd jede seiner Bewegungen. Entsetzt hört er den Chef sagen: „Wenn das mit dem Geschäft so weiter geht — ich weiß ja nicht ..."
„Schreckliche Zeiten, entsetzliche Zeiten", haucht er hervor, wartet, wartet, hört erleichtert den Knall der Tür ... und würgt weiter an seinem Brot.
Stunden, Stunden ... Wie langsam sie vergehen. Die letzte ist die längste. Endlich ist Büroschluß. Schaller packt alles wieder zusammen, hört nicht, daß der Bürodiener „Guten Abend" sagt. Drei-, viermal setzt er vor der Tür des Chefs zum Klopfen an, wagt es endlich und sagt seinen Wiedersehensgruß mit überschnappender Stimme. Nichts beglückt ihn so, als daß gar keine Antwort erfolgt. Leise die Tür schließend, schleicht er hinaus.
Er geht nach Hause. Er ist nicht gerufen worden. Noch ist alles gut. Ein ganzer Abend, eine ganze Nacht liegen vor dem morgigen Tag. Morgen muß er aber wieder ins Büro, morgen kann er gerufen werden ... Und dann ...?

Lieber Simplicissimus!

Im vorkriegszeitlichen Wien war der Karikaturist R. P. ein viel beachtetes Talent und stadtbekannter Lebemann. Da er aus angesehener Familie stammte, glänzende Manieren und ein auffallend vornehmes Exterieur besaß, war er trotz seines Glaubensbekenntnisses, das ihm übrigens niemand ansah, auch in den Kreisen der Aristokratie ein beliebter und gern gesehener Gesellschafter.
Als er anläßlich einer Jagd als Gast des Fürsten G. auf dessen Besitzungen weilte, machte ihn der ihm beigegebene Büchsenspanner pflichtgemäß verschiedentlich aufmerksam: „Vorn links ein Volk Rebhüner, Herr Graf ... Herr Graf, dort der aufbaumende Fasanenhahn!"
Da legte R. P. seine Hand leutselig auf die Schulter des Mannes und meinte: „Geh, schauns, liebär Freind, also biette, i bin ka Graf, i bin a Jud, i schau bloß so bleed aus!"

Dift.

*

Ich war in der Dunkelheit ohne Laterne Rad gefahren und von einem Polizisten aufgeschrieben worden. Darauf ging mir jetzt folgendes Schriftstück zu: „Amtsgericht Neustadt a. D., d. 10. 8. 1932. Es wird gegen Sie wegen der Beschuldigung, obgleich Sie zur Zeit der Tat Ihrer geistigen und sittlichen Entwicklung nach fähig waren, das Ungesetzliche Ihrer Tat einzusehen, oder Ihren Willen dieser Hinsicht gemäß zu bestimmen, am 7. Juli 1932, gegen 23.15 Uhr, nach eingetretener Dunkelheit auf der Straße ein Fahrrad in Benutzung genommen zu haben, welches nicht mit einer hellbrennenden Laterne versehen war ..." usw.

Segen der Erde

(Th. Th. Heine)



„Welch herrlicher Frühling! Und wie unsere Pflaumenbäume blühen!"



„Ein schöner Herbst! So eine reiche Pflaumenernte hatten wir nicht erhofft."



„Mehr als zuviel kann der Mensch nicht essen."



„Bis in die sinkende Nacht Pflaumen einkochen – ist das der Zweck des Daseins?"



, – – – und die Wespen!"



„Mit Pflaumenmus sind wir für den Rest des Lebens eingedeckt."



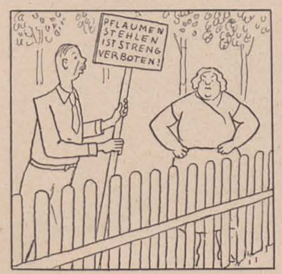
„Noch immer hängen die Bäume voll. Wir wollen mal schütteln."



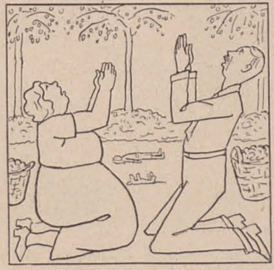
„Hilfe! Hilfe! Fritzchen und Waldl sind verschüttet worden."



„Nein, danke, wir kaufen keine Pflaumen. Wir haben selber zuviel."



„Vielleicht hilft eine Warnungstafel, das lockt die Diebe an."



„Niemand stiehlt welche! Oh, Gott, erlöse uns von den Pflaumen!"



„Nie wieder Pflaumen!"

Heiratsschwindler

(E. Thöny)



„Ich versteh bloß das eine nicht, wannst 'n Millionär bist, warum du noch mein Sparkassenbuch über 250 M. brauchst?" — „Ja, weißt, das is bloß, weil die Leut 'ne Million immer so schwer wechseln können."

Stuttgart, 16. Oktober 1932 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 29

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Die Welt-Frage

(Wilhelm Schulz)



„Ist das nun eine neue Morgenröte oder eine neue Feuersbrunst?"

In memoriam „Harzburger Front“ / Von Karl Kinndt

Daß sich Brüder bös zerstreiten,
die das gleiche einst erstrebt,
hat — nicht nur in unsren Zeiten —
man des öftren schon erlebt.

Doch wie Goebbels heute seinen
Harzer Hugenberg verspeist
und wie er den „Stahlhelm-Schweinen“
dolchstoßartig Dreck nachschmeißt —

Wie sich heute das befehdet,
was noch gestern „Vorstoß-Trupp“ —
wie das keift und übelredet —:
das ist Krach im Kegelklub!

Wenn das deutsch ist, wär's mir lieber,
wenn ich selbst kein Deutscher wär!
Doch auch das geht mal vorüber —;
Deutscher sein ist leider schwer — —

Ja, man möchte weit verreisen,
wartend, sonnenüberdacht,
bis Herr Hitler altes Eisen —
Deutschland zu sich selbst erwacht — —!

Das hohle Erz / Von A. M. Frey

Inmitten eines mächtigen Denkmals aus Erz, dessen Hohlheit ziemlich viel Spielraum läßt, hatte jemand eine sichere Zufluchtsstätte gefunden. Das Innere war früher der Allgemeinheit zugänglich gewesen. Durch Beine und Bauch führte ein Wendeltreppchen in des Fürsten Brustkorb. Dort befand sich eine Art Zimmerchen mit roten Plüschbänken. Und wenn man sich die Unbequemlichkeit machte, noch eine Leiter zu ersteigen, so gelangte man durch den Hals in den Kopf und konnte neben der Höhlung der Nase, in der ein Mann zu kauern vermochte, durch die Augen, deren Pupillen aus dickem Glas waren, weit in die Ferne schauen, denn der Fürst ragte von einer Anhöhe am Rande der Stadt empor, die einstmals die seine gewesen war.
Daß die Allgemeinheit nun davon ausgeschlossen war, in ihren ehemaligen Herrscher wie früher einzusteigen — gegen Entrichtung einer geldlichen Abgabe —, das hing damit zusammen, daß die Inneneinrichtung im Laufe der Zeit vermorschte. Das erzene Gehäuse speicherte in den Sommermonaten eine beträchtliche Wärme. Wenn die Sonne auf den Koloß brannte, dann wurden das hölzerne Wendeltreppchen und die Plüschbänke förmlich zerkocht. Dem hielten sie stand: achtzig Jahre, aber eines Tages waren sie doch mürbe. Und da handelte sich's dann darum, ein neues Innere zu schaffen oder den Raum für den Gebrauch zu sperren.
Man entschied sich sparsam vorerst hierfür, schloß ab und entließ den staatlichen Diener, der fast so alt war wie das Monument selber. Er hatte immerhin von Neugierigen im Laufe der Zeit hunderttausend Mark an die Kassen des Landes abgeführt — eine Geldmenge, die niemand wird glauben wollen. Aber man bedenke, daß ein Besuch fünfzig Pfennige kostete, daß durchschnittlich dreitausend Besucher pro anno kamen, und daß der Beamte sechzig Jahre hindurch kassierte. Das leppert sich zusammen.
Der heimliche Bewohner hatte, bei einem gewissen Schlüsselreichtum, den er besaß, das staatlich abgesperrte Türchen ohne Gewalt und ohne große Schwierigkeit eines Nachts geöffnet. Es war in regnerischen Sommerwochen, in einem kalten Juni, und er war froh, in eine Trockenheit zu geraten, die förmlich knisterte. Er wußte aus der Zeitung, das Monument sei wegen innerer Baufälligkeit geschlossen: zu holen gab es hier nichts, darauf war er vorbereitet. Aber hier zu wohnen, war möglich. Wenn man das Treppchen behutsam hinaufstieg, hielt es schon noch. Anderthalb Zentner trug der kleine Zimmerboden im Brustkasten, man beabsichtigte ja nicht, Tänze aufzuführen: es kamen Liebesnächte nicht in Betracht: man war an die Sechzig und besaß ein würdiges und biederes Auftreten.
Als der Mann beim Licht von Streichhölzern sich umgesehen und festgestellt hatte, die Sache könne sich zur Dauerangelegenheit auswachsen, brachte er in der nächsten Nacht einen Rucksack voll dunkler Habseligkeiten herbei und war somit eingezogen.
Er verließ nur nachts die Villa — so nannte er bei sich in Besitzerfreude den Unterschlupf — und kehrte in den frühen Morgenstunden zurück. An regnerischen Abenden war um zehn Uhr bereits kein Mensch mehr in der Nähe des Monumentes. Er ging zum Bier, nach Mitternacht manchmal an die Erledigung stiller Arbeiten und dann heim. Zufrieden schlief er auf den Plüschbänken.
Aber als er sich eingewöhnt hatte, wurde er kühner. Manchmal verlangten die Umstände, daß er auch bei Tag die Behausung verließ. Für diesen Fall gab der Rucksack eine alte Unteroffiziersmütze her, die er durch geschickte stoffliche Veränderungen in eine Art von städtischer Beamtenmütze verwandelte. Sie setzte er auf, zog das bessere Paar Stiefel an, bürstete seinen Anzug aus, legte den Papierkragen um und verließ brav und sachlich den Bau.
Es geschah einmal, daß ein wandelnder Schutzmann gerade an ihm vorbei kam, als er sorgfältig abschloß. Er grüßte militärisch, und der Herr Wachtmeister grüßte mit leisem Zögern zurück. Er sah das Zögern und sagte sofort: „Manchmal muß man halt nachschauen, ob nicht schon alles innen zusammengekracht ist, aber es steht noch. Jammerschade, daß man Fremde nicht mehr hineinlassen darf.“
Der Schutzmann war durch die Beamtenmütze festgehalten, an der irgend etwas eigenartig erschien. „Von welcher Behörde kommen Sie?“
„Städtisches Hochbauamt“, sagte der Mann unerschüttert.
Der Wachtmeister wandelte flüchtig grüßend weiter.
Besser wurden solche Begegnungen freilich vermieden! Aber hie und da war man eben doch tagsüber fort — und wenn man dann nachts zu Hause hockte, war es unbequem und langweilig, ständig von Dunkelheit umgeben zu sein. Man wollte die Zeitung lesen oder sonst etwas, das einem zugelaufen war.
Das Innere des hohlen Erzes war mit elektrischer Lichtleitung versehen. Sie war vor vielen Jahren — damals, als man das noch sehr primitiv machte — unbedenklich gelegt worden, sie hatte vor allem dazu dienen sollen, die beiden gläsernen Augen des Fürsten zu illuminieren, aber die Wirkung war nach Ansicht der Allgemeinheit abscheulich gewesen, es hatte ausgesehen, als seien riesige Katerblicke durchs Dunkel über die Stadt hin glimmend in Tätigkeit.
Man hatte die Sache gänzlich wieder aufgegeben und sich um die Leitung nicht mehr gekümmert. Sie war verwahrlost und verfallen. Ging sie noch irgendwie?
Der Mann prüfte sie mit seinen kleinen Kenntnissen, die er aus besseren Jahren als Gelegenheitsarbeiter in alte Tage hinüber gerettet hatte. Vorher verhängte er sorgsam die wagenradgroßen Bullaugen des Monarchen mit Kohlensäcken.
Sie ging noch. Er konnte im Zimmerchen mit den Plüschbänken ein Lämpchen in Betrieb setzen. Jetzt erst war es schön.
Bei seinen Bemühungen, ein wenig Strom zu erhalten, war er ohne Ängstlichkeit vorgegangen. Er hatte notwendige Vorsichtsmaßregeln schon deshalb außer acht gelassen, weil er gar nicht genügend um sie Bescheid wußte.
So entstand eines Nachts ein Kurzschluß: im Kopf — in der Gegend, wo einstmals zwei scheinwerferartige Lampen durch die Glasaugen katerhaft übers Land geglüht hatten.
O nein, nichts geriet in Brand. Es gab dort oben ja nur Metall. Der Kurzschluß entstand in der Höhlung der Nase, von wo aus die Drähte sich früher gegen die Augen hin verteilt hatten.
Es wuchs eine große Wärme. Sie hatte Stunden und Tage Zeit, sich bis zum Äußersten zu steigern, niemand fiel ihr in den Arm; der Bewohner des Zimmerchens im Brustkasten war an hohe Temperaturen gewöhnt, gewissermaßen an einen Brutkasten, er kümmerte sich zudem nicht darum, was über seinem Kopf im Kopf des anderen vorging.
So geschah es, daß die Nase ins Glühen geriet. Der Mann war unterwegs, als sie eines Nachts dunkelrot, bei zunehmender Hitze weißrot, in die Ferne leuchtete. Von einem bestimmten Helligkeitsgrad ab wurde das Phänomen von vielen Menschen wahrgenommen. „Getrunken hat er ja gern“, sagten sie. „Die Erscheinung paßt nicht übel zu ihm. Was es wohl sein mag?“ Aber ehe die Feuerwehr eintraf, geriet das Metall ins Fließen. Es war, als löse sich die Nase in einem ungeheuren Schnupfen auf. Polternd stürzten Tropfen in der Größe von Pflastersteinen über den Küraß, über die Reiterstiefel und landeten, bereits wieder erloschen und erstarrt, am Fuße des Marmorsockels.
Das Loch an Stelle der Nase und die zerplatzten Glasaugen ließen Luft eintreten. So kühlte sich das ganze Gesicht schnell ab, und die Feuerwehr hatte überhaupt keinen Anlaß mehr, Wasser in die Eingeweide des Fürsten zu schicken. Sie barg lediglich eine vollkommen zur Holzkohle gewordene Leiter — und fand dabei den Rucksack und einigen bescheidenen Junggesellenhausrat.
Der Eigentümer, in der Flut einer großen Menschenmenge mit herangeschwemmt, stand dabei, als die Dinge geborgen wurden, und als man sich den Schädel über sie zu zerbrechen anfing.
„Da muß einer hinterrücks gewohnt haben“, entdeckte jemand.
„Nicht schlecht“, sagte er traurig.
„Ob er am Ende doch verbrannt ist?“ fragte ein zweiter.
„Abgebrannt“, sagte er traurig.
„Die Nase ist hin“, meinte ein dritter.
„Die Nase hat er noch“, sagte er mit leisem Trost und schlich davon.

Frei nach Uhland

Von Peter Scher

Droben in dem braunen Hause
steht der Geldschrank der Partei;
oftmals hört' man ein Geflause,
daß er unerschöpflich sei.

Plötzlich wimmern Funktionäre
und gestehn mit blassem Mund,
daß er leider kränklich wäre
durch rapiden Kräfteschwund.

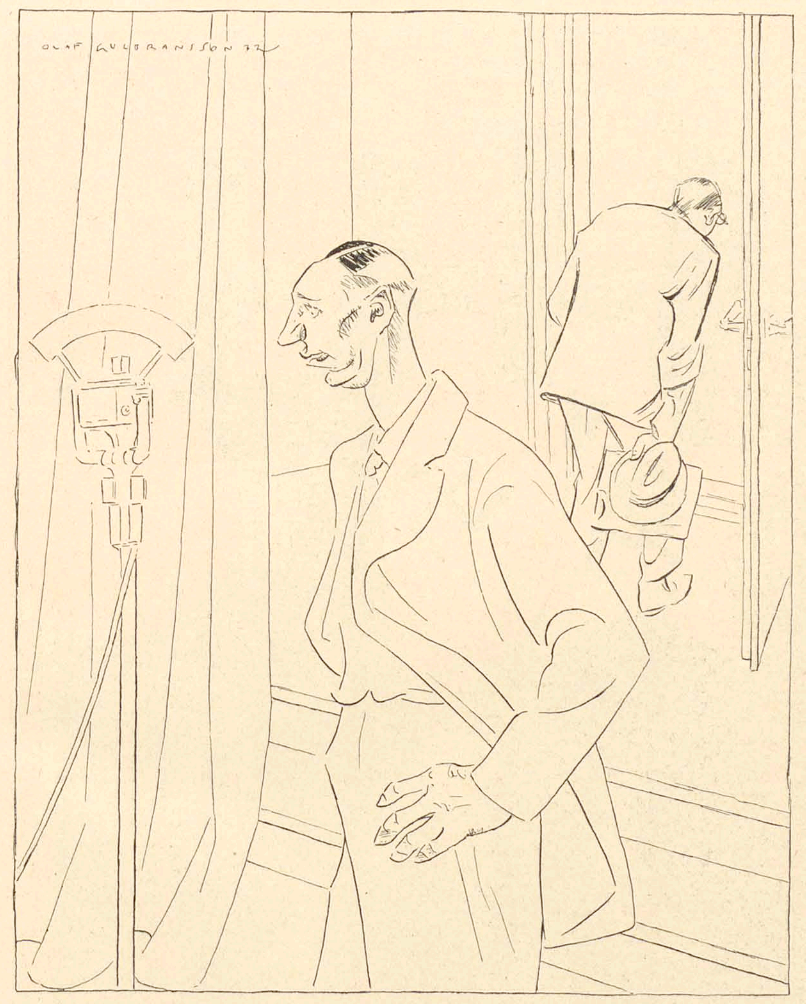
Die verfluchten Kap'talisten
zahlen nicht mehr — welch ein Pech;
öd' und leer die Zeichnungslisten —
selbst der Thyssen bleibt schon weg.

Andrerseits die forschen Junker
wittern auch schon Morgenluft;
kein Bestand ist im Geflunker —
wie gewonnen, so verpufft.

Droben steht die leere Kasse,
drunten rauscht der Pleiteflußs —
blond'ste Rasse, blond'ste Rasse,
daß dir das passieren muß!

Berliner Rundfunk

(Olaf Gulbransson)



„Meine Damen und Herren, wir legen jetzt eine Pause von fünf Minuten ein, Herr Reichsrundfunkkommissar Scholz muß mal eben wieder aus seiner Partei austreten."

Schottenwitze

Frau MacGee war gestorben. Mister MacGee, geizig wie alle Schotten, bestellte einen Kranz.
„Er kann aber sehr einfach sein", sagte er. „Was würde das wohl kosten?"
„Fünf Schilling, Sir. Und die Schleife mit der Inschrift gleichfalls fünf Schilling."
„Eine Schleife", sagte MacGee, „ist absolut nicht notwendig. Meine Frau konnte sowieso in der letzten Zeit nur noch sehr schlecht lesen." K. M.

*

Ein Schotte verlor nach kurzer, überaus glücklicher Ehe die Frau. Was seinen Schmerz noch erhöhte, war der Umstand, daß er sich kurz zuvor gemeinsame Visitenkarten hatte drucken lassen, die nun wertlos herumlagen. Rasch entschlossen strich er bei sämtlichen Karten das „. . . und Frau" wieder durch und konnte sie nun weiter gebrauchen.
Nach Jahresfrist heiratete er ein zweites Mal und geriet dadurch in eine neue Verlegenheit, denn von den Karten war noch eine ganze Anzahl nicht benützt. So setzte er sich denn eines Abends hin, gedachte noch einmal voll Wehmut der teuren Entschlafenen und machte dann unter die beiden durchgestrichenen Worte jedesmal ein paar zärtliche Punkte.

Ein neuer Rütlischwur der Parteien

(E. Schilling)



„Wir wollen einig kämpfen gegen Papen — doch trotzdem treu uns hassen allezeit!"

Randbemerkungen

Im Westen nichts Neues

Gandhi hat durch Fasten und Drohung mit Hungerselbstmord seine Gegner zum Nachgeben gezwungen.
Die Methode, Feinde durch Hunger mürbe zu machen, hat sich auch im Abendland bestens bewährt, im Krieg und ganz besonders im Frieden. Nur läßt man der Sicherheit wegen die anderen hungern.

Handel und Wandel

Der moderne Weltverkehr überwindet spielend Kontinente. Die moderne Weltwirtschaft scheitert an den Kontingenten.

Abrüstung

„Wie kann man Kinder die Kunst des Tötens lehren?“ rief Monsieur Herriot pathetisch in dem idyllischen Dörfchen Gramat.
Die zuhörenden Väter und Mütter, deren neunzehnjährige Söhne in diesen Tagen zum Militär eingezogen wurden, zur 34. Tankbrigade in Rennes, zum 117. Fliegerregiment in Orleans, zur Autoartillerie Nr. 374 in Le Mans — sie alle konnten auf diese Frage auch keine befriedigende Antwort geben. hs.

Stilblüten

Die „Deutsche Tageszeitung“, Berlin, schreibt in dem Bericht über ein Reiterfest in Budapest:
„Unter Vorritt eines Grafen Esterhazy präsentierten sich auf der von tausend Schönheitssuchenden umsäumten Generalswiese fünfhundert Reiter und Reiterinnen den Gästen: Schönste Frauen, schnittige Männer edelster Rasse mit zitternden Nüstern, fliegenden Pulsen, fiebernden Flanken — ein hinreißendes Bild des vollen, wahren und schönen Lebens.“

*

„Aus der Wormser Tageszeitung“, Nr. 251:
„Ein hiesiger Notar verstärkte in letzter Nacht seine zerrütteten Familienverhältnisse. Die Frau flüchtete wiederholt und erhielt auch Prügel.“

Tauentzien-Philosophie (Steffi Kohl)



„Frechheit, wie der olle Nußknacker einen anglotzt! Dazu mußt' er schon mindestens 'n Acht-Zylinder-Kompressor fahren!“

Pädagogischer Funk

Vorigen Donnerstag habe ich mir mal den Spaß gemacht, zu zählen, wie oft im Laufe eines einzigen Tages unser Rundfunksender das Wort „deutsch“ in den Äther geschickt hat.
Ergebnis: Genau dreihundertneunundachtzigmal!
Früher hieß es: Winke für den Kleingärtner. Jetzt: . . . für den deutschen Kleingärtner. Früher: Stunde der Landfrau. Jetzt: Stunde der deutschen Landfrau. Früher sagte der Vortragende: Die Jugend hat ein natürliches Gefühl für Recht und Wahrheit. Jetzt sagt er: Unsere deutsche Jugend, in ihrem tiefverwurzelten, urdeutschen Gefühl für die echt deutschen Tugenden der Gerechtigkeitsliebe und der Wahrhaftigkeit, die dem Deutschen ein innerstes Bedürfnis . . .
Und mit welcher Verzückung sie alle das Wort herausbringen! Die einen sanft säuselnd, die andern mit Donnerhall und Fanfarenklang; welche lassen es auf der Zunge zergehen, andere stoßen es zackig in das geduldige Mikrophon . . .
Es ist, bei Gott, ein trübes Hörspiel!
Gestern nun erkundigte ich mich bei dem Leiter der literarischen Abteilung nach dem Grund dieser aufdringlichen Deutschelei.
Vorsichtig blickte er sich um. Und dann flüsterte er: „Wir müssen das so machen. Anordnung von oben, zur Weckung und Hebung des nationalen Sinnes . . .“
„Aha!“ sagte ich. „Sozusagen Deutsch für Anfänger!“

Totsicher

Am Elbufer in Dresden fragt ein Automobilist den kleinen Heinz nach dem Weg zum Tolkewitzer Krematorium. Heinz schüttelt den Kopf: „Geene Ahnung!“ Der Fahrer will weiter, da ruft der Kleine: „Wenn Sie ganz schnell hingommen wollen, fahren Sie doch mit ihrer Gudsche ins Wasser 'nein. Dann gomm'n Sie bestimmt ins Gremadorium.“ h.



Ernst Wiechert: Jedermann. Roman. (Georg Müller-Verlag, München.)

Wahrscheinlich ist die Zeit nicht mehr fern, in der Ernst Wiecherts Name in vieler Munde sein wird. Seit Jahren hängt an diesem jungen ostpreußischen Dichter eine auserwählte Gemeinde, und die Zuversicht, mit der dieser treue Anhang sich von ihm das Größte verspricht, bestärkt Wiechert durch jedes Werk. Wiecherts neuer Roman stellt eine Art Fortsetzung seiner wundersamen Kindheitsgeschichte „Die kleine Passion" (Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin) dar. Johannes Kersten, dessen Entwicklung wir in der „kleinen Passion" verfolgten, zieht in den Krieg. Aber Wiechert gibt mit der Schilderung seiner Erlebnisse kein Zeitdokument. Er bietet mit seinem Roman „Jedermann" genau das, was man ein Seelengemälde nennt. Er deutet, legt aus, erleuchtet. Ihm ist alles gegeben, was den Dichter macht: sinnlicher Blick, Gläubigkeit, Humor, Welt- und Menschenkenntnis, das klingende Wort. Mehr: seine Sprache ist zuweilen von einem betörenden Schmelz, von einer schmiegsamen, ephebischen Anmut, die in der modernen Literatur, obwohl sie an Sprachkünstlern wahrlich nicht arm ist, doch ihresgleichen sucht. Diese große Gabe wird Wiechert freilich auch oft zum Verhängnis. Er verliert sich ans Wort und verfällt dann wieder in denselben Fehler, den seine ersten Dichtungen bei aller Schönheit, die sie auszeichnet, an sich haben. Statt, nach apollinischem Gebot, zu beseelen, — gerät er unversehens ins Verzieren, Vergolden, Verklären hinein. Wo strahlendes Licht sein sollte, ist dann nur Silbergewölk, mit einem dünnen Reflex als Leuchten. Die letzte dichterische Huld ist Wiechert also auch für dieses Werk „Jedermann" noch versagt geblieben. Daß er sie aber einmal erreichen wird, ist keine Frage. Vielleicht finden wir sie schon in seinem nächsten Buch. Wiechert steht dicht vor den Toren zur Reife und Vollendung.

Willi Fehse

Peter Martin Lampel: Packt an! Kameraden! (Rowohlt, Berlin.)

Sehr verdienstvoll, außerordentlich verdienstvoll, über die deutsche Siedlungs- und Arbeitslagerbewegung aus eigener Beobachtung zu berichten. Ein wichtigeres Thema für eine Groß-Reportage ist zur Zeit gar nicht denkbar. Arbeitsbeschaffung geht sogar über Literatursnobismus. Aber — Meister Lampel! — darf ein Plädoyer für eine deutsche Angelegenheit in einem so hingefetzten Kauderwelsch gehalten werden, in dem sich Jungdo-Stahlhelm-Terminologien mit dem wüstesten Kolportagestil begegnen?

„Denn das dürre Gestrüpp, das sich um sie hängt" (wer „sie" ist, weiß man nicht; ich vermute, daß „die Muttererde" gemeint ist) „und dem Leben, wie es von unten aus der Kraft des werkfreudigen Volkes treibt, die Luft abschnüren will, — das muß die Führung dieses Volkes freilich selber kappen" . . .

„Dort liegt ein Haferfeld, der gerade aus der Ackerschale platzt.

„Drüben die Züge"; mein Begleiter zeigt nach ihr, „sind unsere Uhren."

Solches Geschluder kann die wertvollste Materialsammlung beeinträchtigen. Sagen Sie mir bloß, P. M. Lampel: Wie konnte man mit diesem Deutsch ein bekannter Dramatiker werden?

Bester Rowohlt! Auch Verleger sollten Manuskripte zuweilen ernsthaft durchlesen. — Aber sonst, wie gesagt, ein durchaus lobenswerter Versuch, über wichtige deutsche Hilfsaktionen eine Art Rechenschaftsbericht herbeizuführen.

Peter Scher

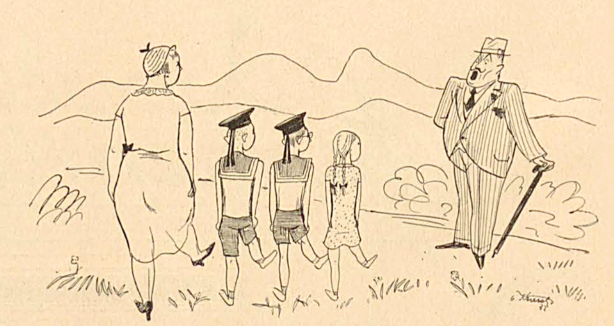
Ilja Ehrenburg: Spanien heute. Übersetzt von Rudolf Selke. (Malik-Verlag, Berlin.)

Spanien — das Land der „Felsen, Esel, Windmühlen und Advokaten". Ehrenburg sieht es sich sehr gründlich an. Dann berichtet er, schonungslos, aufrichtig, mit einer eindringlichen, lebhaften, bildklaren Sprache. Ein rettungsloser, leerer Materialismus, Ausbeutung, Elend, Heuchelei, das ist im Grunde das Fazit seiner kritischen Betrachtungen. Die „Republik der Werktätigen" hat an diesen Zuständen nicht viel geändert. So wird dieses Buch zu einer Abrechnung mit dem Spanien von 1931 — das Spanien von 1932 mag vielleicht schon etwas anders aussehen. Die Wahrheitsliebe und der Gerechtigkeitssinn des Autors, dessen politische Einstellung wohl bekannt ist, verpflichten uns zwar nicht zu völliger Zustimmung, aber doch mindestens zu unbedingter Vorurteilslosigkeit seinen Feststellungen gegenüber. Ehrenburg, ein Schriftsteller von Rang, ist ein Publizist von europäischem Format. Man wird dieses Spanienbuch mit ungewöhnlichem Interesse lesen, es zeigt nicht nur die unerhörtesten Gegensätze im sozialen Leben auf, sondern vermittelt uns auch wundervolle Eindrücke von der unverkennbar tragischen Schönheit dieses zumeist unwirtlichen und menschenarmen Landes.

Ernst Kreuder

Todfeinde / Von Peter Hammerschlag

Die Straßenbahn fuhr nach Hause und nahm auch die Menschen mit. Bloß saß der eine Todfeind schon geraume Zeit, als der andere zustieg. Er setzte sich seinem zukünftigen Partner gegenüber und keuchte sich zurecht. Und der Blick, den beide über einander hingleiten ließen, war müde, trübäugig, halb bewußt. Sie nahmen einander kaum zur Kenntnis, höchstens dachten sie: Der fährt auch heim. Dann verhakte sich jedes Blick in des andern Knopfloch und wurde starr, denn im Knopfloch saß die Weltanschauung. Bei dem Älteren zackte und starrte es stahlhart und säbelgrau. Es war ein mehr als stattlicher Fünfziger. Ein ungeheurer fetter Brustkasten sprengte beinahe den schmierigen Werktagsrock, aus dessen zu kurzen Ärmeln die braunroten dicken Fäuste plump heraushingen. Die kurzen viereckigen Nägel waren auch braunrot, wie von Ackererde und Rost, und braunrot war auch der Bulldoggschädel mit den öligen Backenknochen und den schmalen grauen Äuglein. Der Neue war ein junger Kerl Mitte der Zwanzig. Auf seinem ölfleckigen, fetzigen Overall leuchtete das Abzeichen klatschig-blutrot. Überlang, grobknochig und scharfkantig war er, und über einem langen, blassen, verkniffenen Gesicht lag ein grobsträhniger, pechschwarzer, staubiger Haarschopf. Zwischen seine Füße stellte er ein verwetztes Kästchen, aus dem schmierige Leitungsdrähte hingen. Der zweite Blick begann zu sprechen. Der Junge starrte: „Arbeitermörder!" Und der Dicke starrte zurück: „Judenknecht!" Das war gleichsam die Vorstellung, und die Augen kamen ins stumme Gespräch: Der Junge: „Kasernenhof-Sadist! Rekrutenschinder!" Der Dicke: „Muttersöhnchen, Drückeberger!" Des Jungen Augen: „Generalsstiefel-Lecker! Reaktionär! Saukerl!" Des Dicken Augen: „Umstürzler, Untermensch, Saukerl!" Was man halt so denkt. Bis zum obligaten Saukerl war der stumme, aber unfreundliche Dialog gediehen, als der Kriegskrüppel zustieg. Der war eine grauenhafte Marionette, eine Maschine hielt einen Menschenrest zusammen. Aus speckiger Hose wuchs ein braunes Ledermieder voll von stählernen Spangen und Stäben bis ans Schlüsselbein. Man hatte den Eindruck, als müsse der Oberkörper des Armen zusammenschlappen wie ein Sack, wenn er abends das Mieder aufschnüre. Eine glanzlose Nickelleiste führte die mageren Halswirbel entlang zum Hinterkopf, den sie mit einer Art stählerner Untertasse abschloß. Vielleicht lag hinter dieser Schale das Hirn fast bloß . . . Stöhnend und sich an die Banklehnen klammernd, kam der Arme langsam das Wageninnere entlang. Und an wem er vorbeikam, senkte momentan das Abendblatt und machte eine vage halbe Bewegung des Aufstehens, als wolle er dem Krüppel seinen Sitz anbieten. Sank gleich wieder mit einem befriedigten Aufgrunzen zurück, wenn der Nachbar dieselbe Aufstehbewegung machte. Im Grunde stand keiner so recht auf, und da war der Krüppel bei den beiden Todfeinden. Auch die hoben mechanisch die müden Hosenböden halb hoch und wären beinahe mit den Köpfen zusammengestoßen. Das fand aber nicht statt und war auch ein Glück. Im selben Augenblick war jemand aufgehuscht, und der Krüppel sank mit einem Dankeächzen auf den freigewordenen Sitz. Da setzten sich auch die Todfeinde wieder hin, denn die Platzangelegenheit war derweil erledigt. Jedenfalls bot der Krüppel neuen Blickstoff und Verschärfungsmöglichkeiten. Der Junge senkte halb die Augenlider: „Da seid ihr schuld!" Und der Dicke blinzelte Verachtung: „Du willst über Krieg mitreden!?" Der Junge ließ nicht locker: „So möchtet ihr es wohl wieder haben?" Der Dicke nahm an: „Nur nicht drängeln. Kommt von selbst. Aber ich sollte mal dein Feldwebel sein!" Der Junge funkte: „Ich würde dir eben hinten eins aufbrennen . . ." So lagen die Dinge. Beider Augen waren blutunterlaufen, und beide ließen die Fäuste zwischen den Knieen herabbaumeln. Der Dicke kaute seinen braunroten Borstenschnauzbart, und jeder wartete darauf, daß der andere nur so aus dem Mundwinkel eine kleine, winzigkleine Schmähung flüstern solle. Dann hätten die Fensterscheiben nichts zu lachen gehabt. Aber keiner wollte dem andern den Gefallen tun, und überdies merkten sie jetzt beide, daß neben ihnen ein junges Mädchen stand, dasselbe, das dem Krüppel Platz gemacht hatte. Da merkten sie, daß sie nicht nur Politiker, sondern sozusagen auch Männer waren. Ihre Gesichter wurden höflich, und jetzt standen sie viel schneller auf als vorhin wegen des Invaliden. Das Mädchen aber senkte kühl den Kopf und stieg aus. Es war eben ihre Station. Da ging sie zur Straßeninsel, und die Todfeinde sahen ihr nach. Der Abendwind blies ihr das kurze, gutsitzende Sommerkleidchen in die Kniekehlen, dem netten, braunen, glatten Ding. Unterm Arm trug das nette Ding ein Tennisrakett. Und jetzt haßten die beiden Todfeinde nicht so sehr einander als den Stand, dem das Mädchen angehörte. Na ja, dem Rotzmädel war man eben nicht fein genug. Hat ein Rakett nötig, die Schickse, wenn unsereins müde von der Arbeit heimfährt . . . Dann aber haßten sie wieder einander. Jetzt um so mehr, als sie sich voreinander blamiert hatten. Über den Krüppel hätte man sich noch einigen können, aber das Mädchen war ein junges Weib. Jetzt waren sie erst wirkliche Todfeinde. Ich weiß nicht, was aus ihnen geworden ist . . .



Familien-Wehrsport — *Rudolf Kriesch*

Stoßgebet aus der Neubauwohnung

Von Hans Joachim Modrze

Wissen Sie, was das heißt: „ganz Ohr sein"? —
Mieten Sie sich einmal in eine Neubauwohnung ein;
nach kurzer Zeit haben Sie vier von Ihren fünf Sinnen verloren.
Sie bestehen nur noch aus einem: aus Ohren.

Wenn im dritten Stock einer gähnt — Sie gähnen mit.
Wenn hochparterre einer geräuschvoll ißt — bekommen Sie Appetit.
Sie nehmen teil an Keuchhusten, Radio, Schreibmaschine und Blähung.
Sie wissen von den Kindern des Hauses bereits bei der Entstehung. —
Kein Laut, der einem Hausbewohner allein gehört.
Kein Ton, der nicht zehn andere Menschen gleichzeitig stört.

Sie bekommen mit der Zeit Übung. — Sie lernen Geräusche zu differenzieren.
Zum Beispiel: alle Menschen haben individuelle Methoden beim Zuschlagen von Türen.

Sie könnten mit Ihrer Vorbildung Tonmeister beim Tonfilm werden. —
Sie gewöhnen sich langsam an die nachbarlichen Beschwerden.

Sie haben sogar eine neue Lebensaufgabe gefunden:
Sie warten auf ein paar ruhige Stunden.

Die gibt es auch. Und dann wird es ganz böse.
Die Nerven sind noch erfüllt mit Krach und Getöse.
Sie liegen. Und lauern in stummer Verbittrung
auf die fällige Trommelfell-Erschütterung.

So vergeht die Zeit, bis der Morgen nah ist —
Sie können erst schlafen, wenn der Krach wieder da ist.

*

Lieber Gott! — Zu dir erheben wir bittend die Hände.
Du bist der Schöpfer der Gehörnerven, der Architekten und Rabitzwände —
warum duldest du, daß die Menschen uns unsere Sinne zerstören?
Daß wir eins nur noch kennen: Hören. Hören!
Laß uns lieber taub werden. Aber gib uns Ruhe und Schonung.

Gott hört uns nicht . . . wahrscheinlich wohnt er selber in einer Neubauwohnung.

Die kleine Zeitgeschichte

Not bricht Eisen

Manasse Goldblech will in eine Versammlung der „Jiddischen Kakteenzüchter". Tagungsort: Musikerfestsäle. Besagte Musikerfestsäle haben jedoch sehr viel Räume, und Manasse geht in den falschen Saal. Zahlt zwanzig Pfennig und setzt sich ziemlich nach vorn. Die Anwesenden betrachten ihn gründlich, und feindliche Blicke durchbohren ihn. Er war im Nazisaal gelandet. An den Gesprächen merkt es Manasse, und ihm wird heiß und kalt vor Angst. Als einige Braunhemden mit aufgekrempelten Hemdsärmeln auf ihn zukommen und die „Juda verrecke"-Rufe immer stärker werden, steigt er blitzschnell und voller Verzweiflung auf den Tisch und ruft: „Hoch die Gojims!" F. R.

Nazi-Unterricht

Im „Wiener Mittag", einem Naziblatt, veröffentlichte Dr. Walther Riehl, autoritativer Führer des Wiener Hakenkreuzes, eine „Ernstliche Mahnung für Demonstranten", worin er — seine Freunde vor Kaffeehausexzessen warnend — das folgende Gesetz des Handelns aufstellt:

„Ein ernst zu nehmender Antisemit und gar ein Nationalsozialist wird niemals ein Kaffeehaus oder eine Gaststätte oder ein anderes Geschäft, das in arischem Besitz ist, deshalb anfeinden oder auch nur boykottieren, weil in diesem Lokal Juden verkehren. Im Gegenteil, wir müssen uns freuen, wenn arische Geschäftsleute an Juden verdienen."

Einer kommenden Geschichtsschreibung bleibe der Nachweis vorbehalten, daß aus diesem Artikel die Renaissance der Hitlerbewegung geboren ward. Denn warum sollte es nun bei der stereotypen, hartherzigen Drohung der Plakate bleiben, daß Juden der (bezahlte) Eintritt in Naziversammlungen verboten ist? Wo wir uns doch im Gegenteil freuen müssen, wenn die veranstaltenden arischen Geschäftsleute an Juden verdienen! Und in weiterer Folge wird also, aus dem gleichen Grunde, von einer Vertreibung der Juden aus dem Dritten Reich keine Rede mehr sein; ich für meinen Teil habe allerdings schon lange vermutet, daß es sich beim Nationalsozialismus überhaupt um ein Unternehmen arischer Geschäftsleute handelt, an Juden zu verdienen. K-t.

Höchste Demokratie

„Und ich sage Ihnen", donnerte der Redner, „der allerdemokratischeste Staat der ganzen Welt ist Deutschland!"

Die Zuhörer murmelten verwundert, einige lächelten sogar.

„Es ist so, wie ich sage", versicherte der Redner nochmals, „denn in keinem anderen Lande wird dem Volke so oft Gelegenheit geboten, seinen jeweiligen politischen Anschauungen an der Wahlurne Ausdruck zu verleihen!" Spt.

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.—; in Österreich die Nummer S 1.—; das Vierteljahr S 12.—; in der Schweiz die Nummer Fr —.80. Übriges Ausland einschließlich Porto vierteljährlich 2 Dollar • Anzeigenpreis für die 8gespaltene Millimeter-Zeile RM —.35 • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse • Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Robert Urban, München • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Postscheck München 5802 • Redaktion u. Verlag: München 13, Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • Erfüllungsort München • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Der Großvater

(Alfred Kubin)



Abendlicher Spuk / Von Theodor Riegler

Wenn ich mitternachts nach Hause gehe,
Knackt und knistert dunkles Holz der Diele.
Und ich stehe ratlos da und fühle
Eines Wesens fremd-vertraute Nähe.

Atem weht durch fest geschloßne Türe,
Ungekanntes flüstert in der Luft.
Und ich liege einsam und verspüre,
Wie mich etwas in den Dingen ruft.

Weißes Leintuch leuchtet tot und kalt,
Glas und Messing friert mich trauernd an.
Und das Leben, welches längst verrann,
Rauscht mir wieder und gewinnt Gewalt.

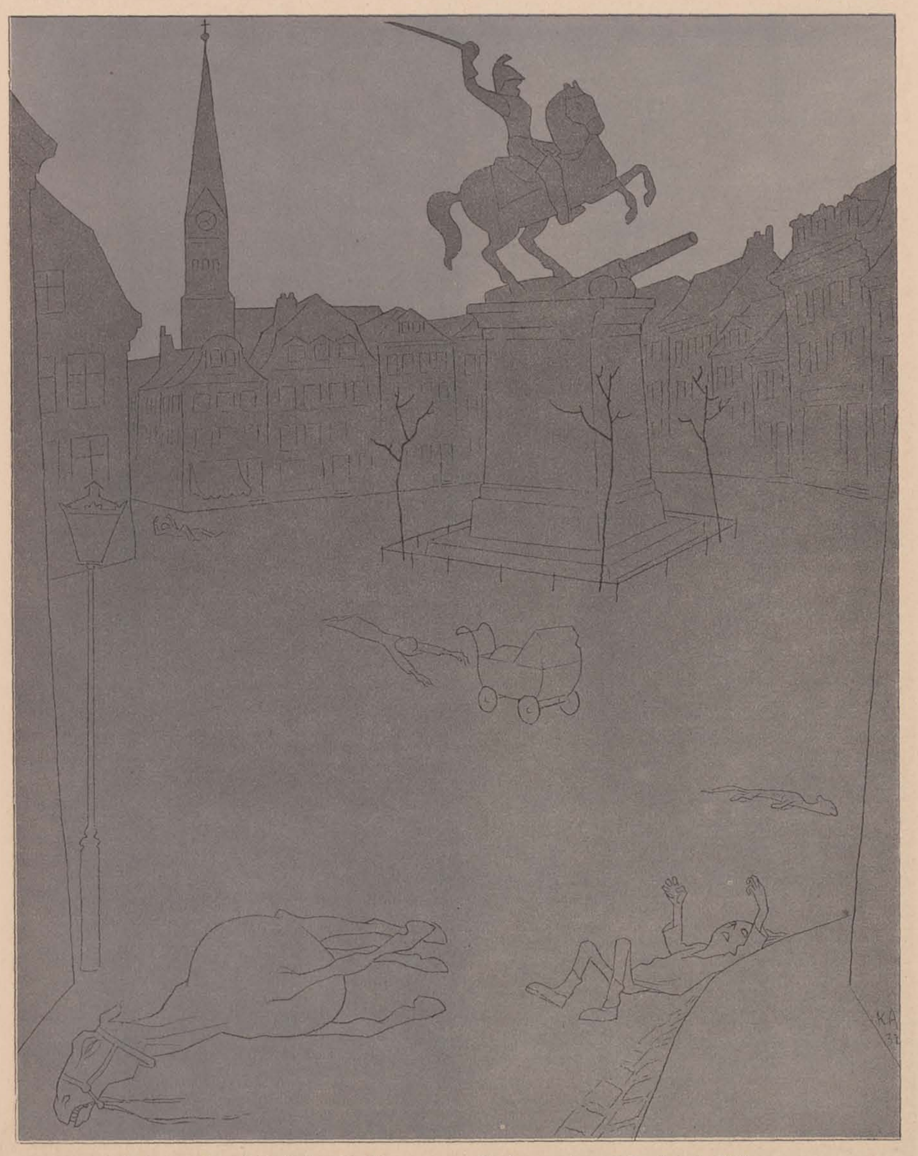
Ja, ich habe noch den alten Kopf,
Und ich fühl' am Hals den Nachthemdkragen.
Auf dem Tisch äugt ein Manschettenknopf.
In der Stille knurrt und klagt mein Magen.

Schwarzer Strumpf liegt reglos-rätselhaft
In der Ecke wie ein Krötentier.
Und im Raum die unsichtbare Kraft
Beugt sich lähmend über Lärm und Gier.

Leise Stimme dringt von oben her
Und vermurmelt schläfernd Alltagsleid.
Und die Seele wird vom Druck der Zeit
Im Gespinst des Abends müd und schwer.

Gas!

(Karl Arnold)

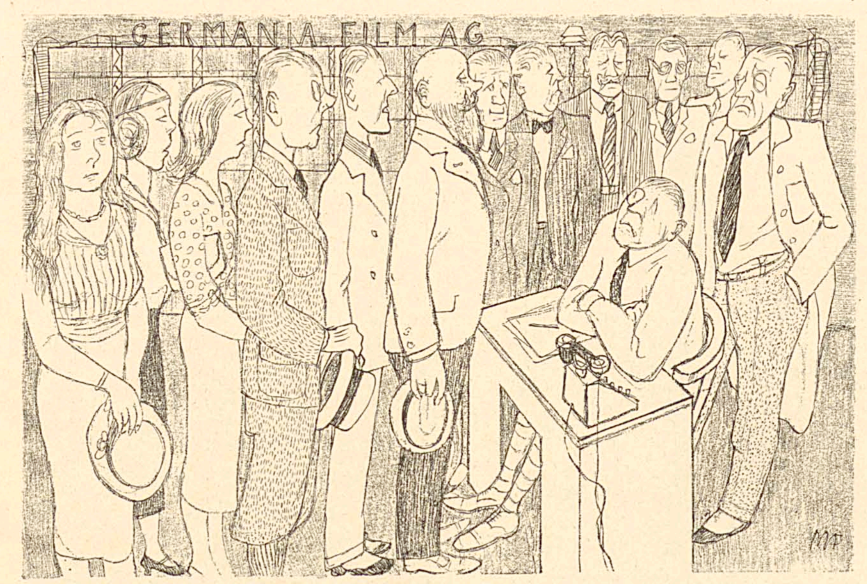


In jedem Land, in jeder Stadt
Sitzt hoch zu Roß ein Kriegssoldat,
Der Nachwelt zum Gedächtnis.

Und war einmal der letzte Krieg,
Und bleibt dem Tod allein der Sieg,
Er kämpft noch als Vermächtnis.

Verlust für die Kunst

(M. Frischmann)



„Schade, schade, mein Lieber, daß Sie bloß als Komparse zu gebrauchen sind: um so 'nen prachtvollen Vollbart hätte man 'nen janzen germanischen Jroß-Film herum schreiben können!"

Klawuttke meckert sich eins:

Nu sind wa schon wieda mitten drin in'n Herbst, und die Blätta fallen, und die Arbeetslosenziffa steicht, und mit die Aksjen is det mal so, mal so. Ibaall lieste von „ankurbeln" in die Presse, aba spiren tuste nischt von. Is ja ooch komisch —: ankurbeln und jleichzeitich Löhne-senken! Wer soll denn det koofen, wat se da produz'ean? Wissen Sie det valleicht? Ick nich. Dahinjejen reißt det nu mit de Pleiten von die „jemeinnitzigen" Untanehmungen jar nich mehr ab! Erst det Deva-Heim — und denn der Beamten-Wirtschaftsvaein — und nu wieda Heimbau und sone kleenen Siedlungsjesellschaften. Und imma wern die kleenen Leite jeneppt und sie die letzten Sparjroschen aus die Tasche jezoren, weil die Herrn Direktoren und Uffsichtsräte zu viel Fettlebe machen. Wat heeßt ibahaupt noch Uffsichtsrat? Hamse je alebt, det een Uffsichtsrat, wo et mit die Uffsicht nich jenau hat jenomm', zur Rechenschaft wird jezoren und haftbar jemacht? Wat doch eijentlich der Sinn von die Sache is? Bei die jroßen Bankkräche nich und nie nich! Mecht ick wissen, wofor die Herrn all die Jahre die dicken Jehälta schlucken, wennse nischt dafor tun und denn sich stillekens dricken dirfen? Wie? Ick ha' imma det Jetihl, da stimmt wat nich — — —

Sich selba jesund machen uff Kosten von kleene Leite und denn vaduften, wenn dicke Luft is, det is nu mal die Parole von unsre Zeit. Ooch der Herr Innenminista von Mecklenburg-Schwerin, wo bekanntlich een Nazi is, hat vorjesorcht und sich selba zum Obarejierungsrat anannt, damit a nich muß stempeln jehn, wenn der Wind mal aus eene andere Ecke pfeift. Scharf heeßta, und scharf is a — vor allen uff'n Zasta. Bei die Sozis hat ma sowat mit „Bonzen"-Wirtschaft bezeichnet, wat bei die Sozis ooch anjebracht war.

Iba Sondajerichte darfste nischt saren. Weil det böswillige Vaächtlichmachung is — nich etwa von die Sondajerichte, sondan von die Staatsrejierung. Aba wenn'ck an die Leite denke, die se da so mit die kalte lamäng uff fimf und zehn Jahre in't Zuchthaus setzen, und denn so die Bilanz zieh, wie sich det vateilt uff links und rechts, denn kommt mir — janz privat — doch een bißken die Jalle hoch, und ick frare mir, ob det nu det endjiltich richtije System is? Oda?

Und denn les ick wieda, det se den Rittajutsbesitza von Perbandt, wo die Könichsberja Bombenleja soll bejinsticht ham, aus die Haft entlassen ham, weil det for seine Nerven nich zuträchlich is, und frare mir, ob die Herrn Sondarichta woll jloom, det zehn Jahr Zuchthaus besonders jut for die Nerven is? Wat mich paseenlich zweifelhaft ascheint.

Ooch die Erde bebt wieda. Jotte ja, wenn ick die Erde wär, wirde ick valleicht ooch beben, wenn ick säh, wat so uff meene Obafläche allens vor sich jeht! In't Theata ha'ck friha mal een Stick von Schäckspihr jesehn, da schreit eena imma: „Kriech und Unzucht — Kriech und Unzucht!" Jejen die Unzucht jehnse ja nu scharf vor, und bloß die schwulen Nepplokale bleim unjeschoren — aba jejen dem Kriech scheint et doch keen anderet Mittel zu jem als uffrüsten. For Jleichberechtijung bin ick ooch — aba scheena wär't doch, wenn die andan so lange mißten abrüsten, bis se ooch bloß noch mit Pappetanks könnten Manöva und Kriech spielen! Wär doch eijentlich 'n janz vaninftija Jedanke — wie? Oda jloomse, det det Produziean von Jiftjasen, Bomben, Tanks, Jeschitzen und all so'n Zeich die Wirtschaft uff die Daua belebt? Alle Produksjon is zum Vabrauchen bestimmt — is nich so? — und wenn se det Zeich vabrauchen, denn wirkt det woll kaum produktiv — oda irre ick mir?

Nu soll mir wundan, ob wir noch mal zum Wählen komm'! Und wenn ja, mit welchen Afolch? Jloomse, det Papen-Schleicha trotz den neien „Deutschen Nationalvaein" eene Mehrheit kriecht? Der Name von det neie Parteijebilde is ja alladings jeistvoll adacht und hat wat Valockendet! Vaein statt Partei — det find ick jroßahtich! Wo doch alle Deutschen so for Vaeine sind und von Partei die Neese pläng ham. Det kennte so eene Zentralsammelstelle

Der gute Ton am Mittelmeer

Von Trim

Wenn die großen Dampfer tuten,
kommen sie von großen Fahrten;
wolln denn die sich gar nicht sputen,
wo die Frau'n so sehnlich warten?

Hat der Käptn es nicht eilig,
seine Gina zu umfassen?
Warum muß er so langweilig
die Sirene tuten lassen?

Ist der Steuermann nicht selig,
seine Marinin zu grüßen?
Warum kommt er so allmählich
und so laut zu seiner Süßen?

Heißt das nicht, sein Glück zu peinigen?
Darf ein Mann nach so viel Reisen
sich so brummig vor den Seinigen
als ein richtiger Bär beweisen?

Nein, es liegt dem treuen Warnen
nichts als Zartgefühl zu Grunde:
Ließ die Gattin sich umgarnen,
warnt er sie zu zeitiger Stunde.

Nach geraumer Frist und endlich
tritt er ein . . .
die Luft ist rein . . .
Tiefer Sinn liegt im Getute . . .
Und das kommt dann selbstverständlich
dem Familienglück zugute.

wern von die Hühnazüchtavaeine bis zu die Kejelklubs und von den Sparvaein „Jroschen raus!" bis zu „Immatreu!" —: und denn wär mit eenen Male die deutsche Einichkeit da! Vorausjesetzt, det die Zentralstelle denn ooch die Belange von alle untajeordnten Vaeine hibsch vatritt. Aba dafor ham wa ja Papen! Ick jloobe, det Dings hat 'ne Zukunft! Na, und wenn nich, denn wird em wieda uffjelöst! Kaki

Das ist unsre Welt!

Auszahlung der Wohlfahrtsunterstützungen. Paule steht Schlange. Endlich kommt er dran. Und da fängt der Beamte an zu meckern, es stimmt etwas nicht.
Irgendein lumpiger Stempel oder so etwas fehlt. Paule hat zweieinhalb Stunden gewartet. Nun kommt er in Wut: „Godd-vrdammijnochemah! Wääjn so ä lumbjn Schdembl! Awr wenn eener zu zehn Jahren Zuchdhaus verurdeeld wird, da wird nich solche Mährde gemachd bei uns in Deidschland. Da geniejd irjnd ä gleener Belasdungszeuje odr ä wagklijr Indiezjnbeweis — un hobbhobb is de Sache ferdj!"
Der Beamte zuckt die Achseln: „Gann sein. Awr in Geldsachen gann mr ähmd nich vorsichdj genuch sein!" hs.

Parität

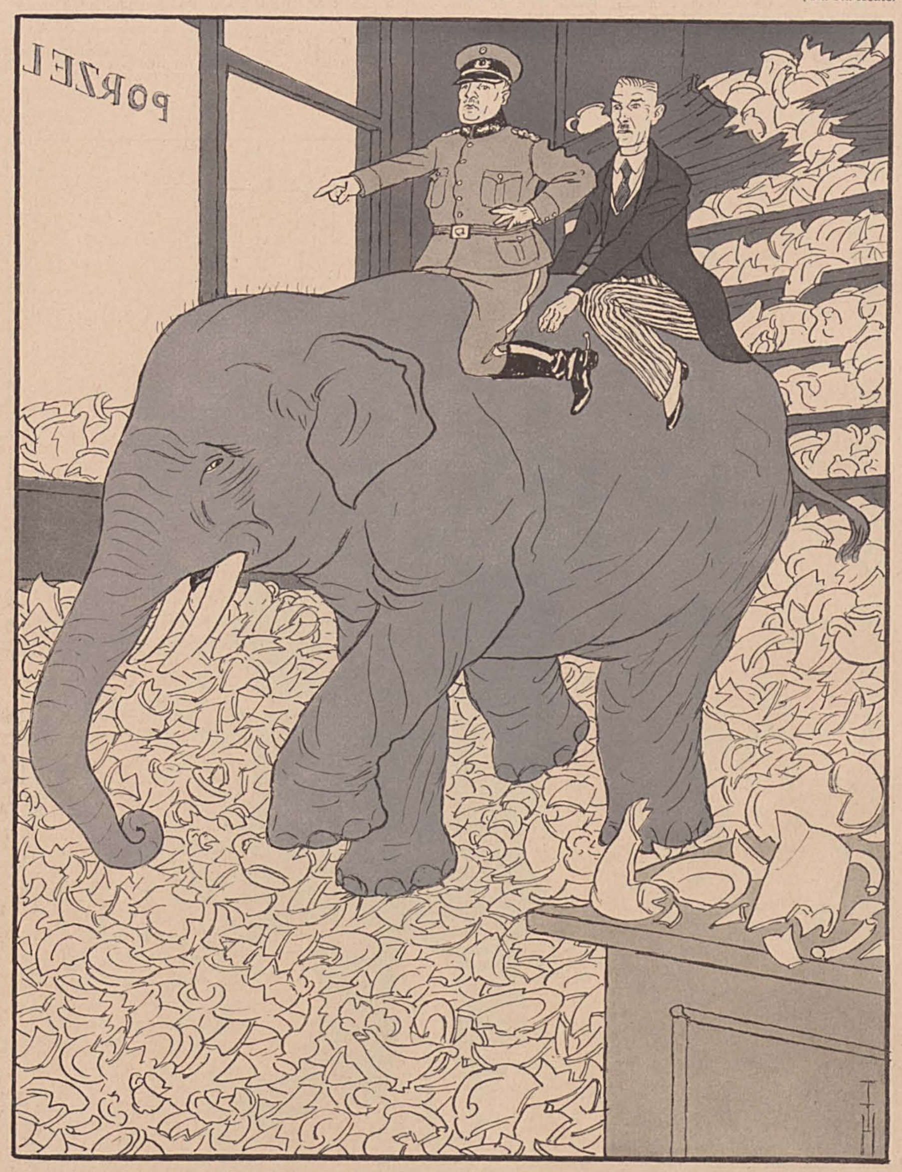
(E. Thöny)



„Unerhört, daß man den preußischen Großagrariern zuliebe das Benzin mit Spiritus verpanschen muß." „Ja, da sollt' man mindestens verlangen, daß man auch die bayrischen Großbrauereien unterstützt und eine Bierbeimischung zum Kühlwasser vorschreibt."

„Viel Feind, viel Ehr!“

(Th. Th. Heine)



„Ja, gibt es denn gar kein Porzellan mehr zu zertöppern?“

Stuttgart, 23. Oktober 1932 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 30

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Yo Yo in Genf

(E. Schilling)



„Genau wie in der Politik: abwärts geht's von selber, aber aufwärts . . .?"

Lebwohl, Paneuropa! / *Von Karl Kinndt*

Nun ist's mit der Verständigung
mit Frankreich wieder Essig —
der alte Haß kommt neu in Schwung,
man schürt ihn unablässig.

Der einst so milde Herriot
spricht plötzlich scharfe Lanzen,
und auch bei uns muß jeder so
nach Kriegerpfeifen tanzen.

O Paneuropa-Traumgebild,
wie rasch bist du zerflossen —
Man hat dich heimlich-still gekillt
und froh den Sieg begossen!

Es brauchen halt die Militärs
den Krieg wie's trockne Brötchen,
denn sieh: um sie geschehen wär's,
gäb Volk zu Volk man Pfötchen — — —

Die Massen harren hungernd-stumm
und möchten gerne wissen,
wozu der wilde Streit, warum
sie sich bekämpfen müssen —?

Das Feuer schwelt — bald bricht es aus —:
wer muß den Schaden zahlen?
Gott schütze uns und unser Haus
vor allen Generalen!

Bogusch, Rotter, Schennich / Von Katarina Botsky

Der Geheimrat schritt hinter dem stiernackigen Manne her, den er — woran? — als Gerichtsvollzieher erkannte. Weil auch er einst Gerichtsvollzieher gewesen war. Der Stiernackige begab sich in einen kleinen öden Bäckerladen, nicht um zu kaufen (der Geheimrat sah es durch das leere Schaufenster), um seines Amts zu walten. Die entgeisterte Bäckerfrau führte den Gerichtsvollzieher ins Nebenzimmer. Der Herr Geheimrat Bogusch betrat, verlegen hüstelnd, den armseligen Laden. „Sie wünschen?" fragte ein mageres Kind von vierzehn Jahren, wohl die Tochter, und starrte den feinen Kunden an. „Brötchen", murmelte Bogusch unter verzerrtem Lächeln. Im grauen Spiegel im Nebenzimmer sah er in der Dämmerung das kreidige Gesicht der Bäckerfrau aufgehen mit einem Mund, der um Hilfe zu rufen schien. Der Geheimrat zahlte mit einem Fünfzigmarkschein. „Ich kann nicht herausgeben", stammelte die kleine Verkäuferin. „Hat bis übermorgen Zeit", flüsterte der seltsame Kunde. Das Mädel starrte ihn an wie einen Gestörten.

„Schließen Sie auf", befahl eine harte Stimme im Nebenzimmer. „In der Kommode liegt nur unsre notwendigste Wäsche", stotterte das Gesicht im Spiegel. „Und darunter ein Pelz", sagte selbstvergessen der Herr im Laden.

Als er sich hörte, erschrak er. Darunter ein Pelz. So war es vor dreißig Jahren gewesen bei der Frau, die dieser glich. Unter der Wäsche lag ein Pelz, der ihrem lungenkranken Mann gehörte. Als der Pelz zum Vorschein kam, war sie wort- und tränenlos vor ihm, dem Gerichtsvollzieher Bogusch, auf die Knie gesackt. Dennoch hatte er den Pelz gesiegelt, trotz des eisigen Winters, und ihn noch am selben Tage, sicherheitshalber, abholen lassen, um ihn selbst in Verwahrung zu nehmen. Die jugendliche Verkäuferin sah, wie der feine Kunde plötzlich mit dem Stock durch die Luft hieb, als ob er etwas fortscheuchen müsse. Sie grinste unwillkürlich. „Geh", murmelte der Mann verlegen. „Gib das Geld der Mutter. Sag ihr morgen — sag ihr — in den nächsten Tagen —. Ich habe keine Zeit. Adieu!" Das Kind kicherte in allem Elend über das Adieu und über das Ganze. Im Nebenzimmer rasselte brutal ein Schlüsselbund. So schloß nur der Gerichtsvollzieher auf. Wie gejagt verließ Bogusch den Laden.

„So hart wie der war ich auch einmal", erzählte er sich stoßweise im Flüsterton. „Und nun treibe ich mich herum und verschenke Fünfzigmarkscheine, um dafür Benitas Leben von Gott zu erkaufen. Hart wie ein Feuerstein bin ich gewesen, und noch härter waren meine beiden Freunde vom gleichen Metier. Wenn wir drei durch die Straßen gingen, steinernen Gesichts, harten Gangs, wich man uns ängstlich aus, grüßte man uns überhöflich. Wir dankten obenhin und wichen niemand aus. Wir taxierten alles und jedes und jeden, unsere strengen Augen taten nichts anderes, und unsere harten Münder spieen den gefundenen Wert verächtlich aus. An einem Winterabend gab es einmal ein Wolkengebilde am Himmel, das sah aus wie drei schwarze Panther, die drohend über den Himmel schritten. So gingen wir durch die Straßen unserer Tätigkeit, eher Gassen, eng, dunkel, grau. Mit ihrer Musik aus grellen Blasen im Wind: ‚Jesus meine Zuversicht', hinter schäbigen Holzsärgen, im Herbst, im Frühling. Unvergeßlich!"

Dann das andere unvergeßliche Lied, das Schandlied. Aber das ertönte in den Varietés.

„Bogusch, Rotter, Schennich,
die drei Brüder kenn' ich.
Schon ihr Blick drückt ein Siegel
auf den Spiegel . . ."

Alle drei hatten sie sich das Lied einmal angehört in einem Varieté dritten Ranges, ganz hinten in einer Ecke. Jemand mußte sie erkannt haben, denn plötzlich flog ein fettiges, unsauberes Paket auf ihren Tisch: Knochen, Wurstpellen und ähnliches. „Zum Pfänden!" kreischte eine dicke Stimme. Das ganze Publikum drehte sich mit einem Ruck ihnen zu. Förmlich hörbar fuhren alle Hälse herum, dann wurde gezischt. Und wir saßen, dachte Bogusch, und starrten mit steinernen Mienen auf den widerlichen Kehrichthaufen zwischen unsern Biergläsern, wartend, daß der Kellner ihn fortholte. Ich kämpfte verzweifelt mit einem Brechreiz. Das Lied nahm kein Ende. Das ganze Publikum entlud seinen Haß, gellend losgröhlend, in unserm Lied. Rotter sprang auf und applaudierte ironisch mit wilden Händen, flackernden Auges. Kein Kellner kam. Alle drei standen wir jetzt. Unsere Gesichter waren grün. Wie Gerichtete schritten wir hinaus.

Der Geheimrat ließ seinen Stock durch die Luft pfeifen. Diese Erinnerungen —! Unvergeßlich. Aber sie hatten Karriere gemacht, alle drei. Er, Bogusch, die glänzendste. Um vielleicht am teuersten dafür bezahlen zu müssen. Denn wenn Benita jetzt starb — sein Abgott, das spätgeborene Kind seiner einzigen Tochter, der Engel, der ihn entsühnen sollte — wenn Benita an ihrer Lungenentzündung starb: dann verfiel er den Fratzen der Vergangenheit.

Auf der Hochzeit seiner Tochter, in der vornehmsten Loge der Stadt — als man im großen Saal getanzt hatte, auch seine Tochter mit ihrem Mann — alle tanzten, und er stand und sah zu, da — hatte die Musik doch plötzlich das Schandlied gespielt. Es ließ sich danach tanzen. Auch seine Tochter tanzte ahnungslos danach in ihrem pompösen Brautgewand. Er, der Brautvater, war mit dem Rücken an die Wand gesunken. Der ganze Saal hatte sich in gewaltigen Schwüngen um ihn gedreht, und darinnen, in einem Orkan von höhnenden Tönen, warfen die Tanzenden zierlich und absonderlich die Beine durcheinander nach dem Refrain des Schandlieds:

„Bogusch, Rotter, Schennich,
die drei Brüder kenn' ich.

Schennich war der Schlimmste von ihnen gewesen. Seine Auktionen brachten auch das meiste Geld ein. Schennich verstand förmlich aus Dreck Geld zu machen. Wie ein Blutegel sog er sich an in den Wohnungen der Schuldner und holte aus ihnen heraus, was nicht niet- und nagelfest war. Um es dann unter krampfigen Schreien — zum ersten — zum zweiten — zum dritten . . . wieder von sich zu geben in diesen düstern, von Gerümpel und Tränen erfüllten Pfandkammern.

Der Geheimrat strebte der Wohnung seiner Tochter zu. Einst waren sie, die drei Brüder vom gleichen Metier, drei Panthern gleich durch die Straßen gestürmt, jetzt gingen sie, jeder in einer andern Stadt, wie mit etwas eingeknickter Wirbelsäule, ließen die schweren Augenlider schlaff herunterhängen, weil dahinter der Blick, der saugende, ewig taxierende Blick immer noch nicht sterben wollte: drei gutgekleidete Herren, etwas verstört in der Taille, blicklos vornehm und mit ihren Stöcken fechtend und laut mit sich selbst redend, wenn sie sich vergaßen. Von Schennich erzählte man: er laufe manchmal vor die Stadt, und dann brülle er wie toll: „Zum ersten — zum zweiten — zum dritten —", bis die Krähen lachten. Weil er vielleicht Furcht hatte, es sonst einmal auf offenem Markt zu schreien.

Der Geheimrat stieg die Treppe empor. „Wird sie —? Wird sie nicht —?" zählte er laut an seinen Knöpfen. Sie wird — sagte der letzte Knopf. Wie ein Betrunkener kippte er durch die Türen herein. Gott — das Kind lachte ja, als es ihn sah. „Opa—pa, es kommen zwei Herren aus Ninive." — „Drei, Benita, drei." Das Lied hatte sie von ihm gelernt. „Sie phantasiert", seufzte die Mutter. „Übrigens ist Onkel Schennich gestorben", erzählte sie

Berliner Köpfe

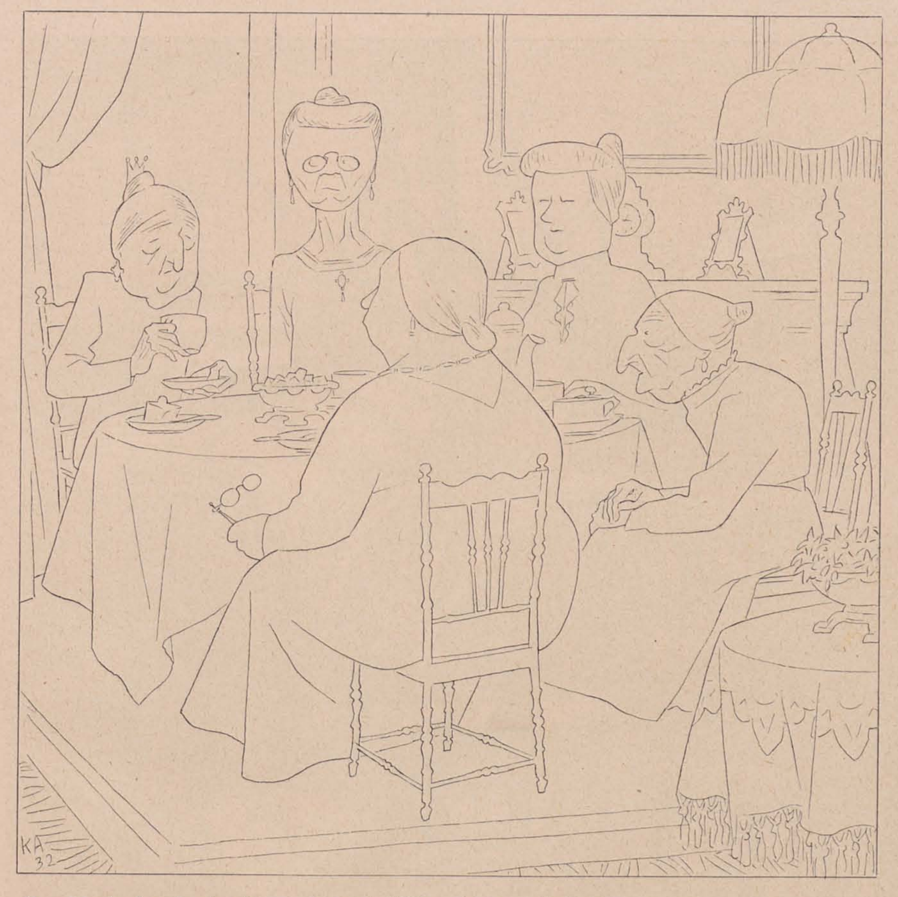
(Rudolf Großmann)



Leopold Schwarzschild
der Herausgeber des „Tagebuch", der zur Zeit als Emigrant in München lebt.

Im Damenklub

(Karl Arnold)



„Das Ideal wäre ja eine Monarchie mit Hitler, aber er müßte dann wegen einem Kronprinzen doch noch das Opfer bringen und heiraten!"

ihm. „So —?!" sagte er nur. Was ging ihn jetzt Schennichs Tod an?! „Ich wache heute bei ihr", setzte er, flüsternd, hinzu.
Nachher im Lehnstuhl, als es Nacht geworden war — „es kommen zwei Herren aus Ninive", plapperte es immer wieder in seinem Gedächtnis — überfiel ihn doch manchmal der Schlaf. Erstaunt sah er Rotter durch die verschlossene Tür treten. Wie eine Holzpuppe hob er das Kind hoch und taxierte es. Aus der Ferne schwang sich das Lied heran: „Jesus meine Zuversicht." „Nun kommt Schennich", sagte Rotter. Bogusch fiel auf die Knie. In Frack und weißer Binde, unnatürlich hager, trat Schennich feierlich ein, die langen Arme grausam ausgestreckt. Die Mutter hatte rasch Wäschestücke auf das Kinderbett gehäuft, um Benita zu verstecken. Jetzt war es aber die Frau, bei der Bogusch vor dreißig Jahren den Pelz unter der Wäsche fand. „Nehmen Sie die Wäsche weg!" forderte die hohle Stimme des Gerichtsvollziehers. Und da tat die Frau einen wilden Katzensprung und scharrte den Wäschehügel krächzend auf. Benita saß da und lächelte töricht. „Zwei, Opa — zwei —!" Schennichs hagere Gestalt, in einem Mantel von Dunkelheit, beugte sich schweigend über sie. „Erbarmen!" röchelte der schlafende Mann im Lehnstuhl.
„Hast du damals Erbarmen gehabt?" — „Es war nur ein Pelz, Schennich." Der siegelte schon. „Es ist nur ein kleines Herz, Bogusch. Du hast viel zu bezahlen." — „Du nicht, Schennich?"
„Ich habe schon bezahlt."

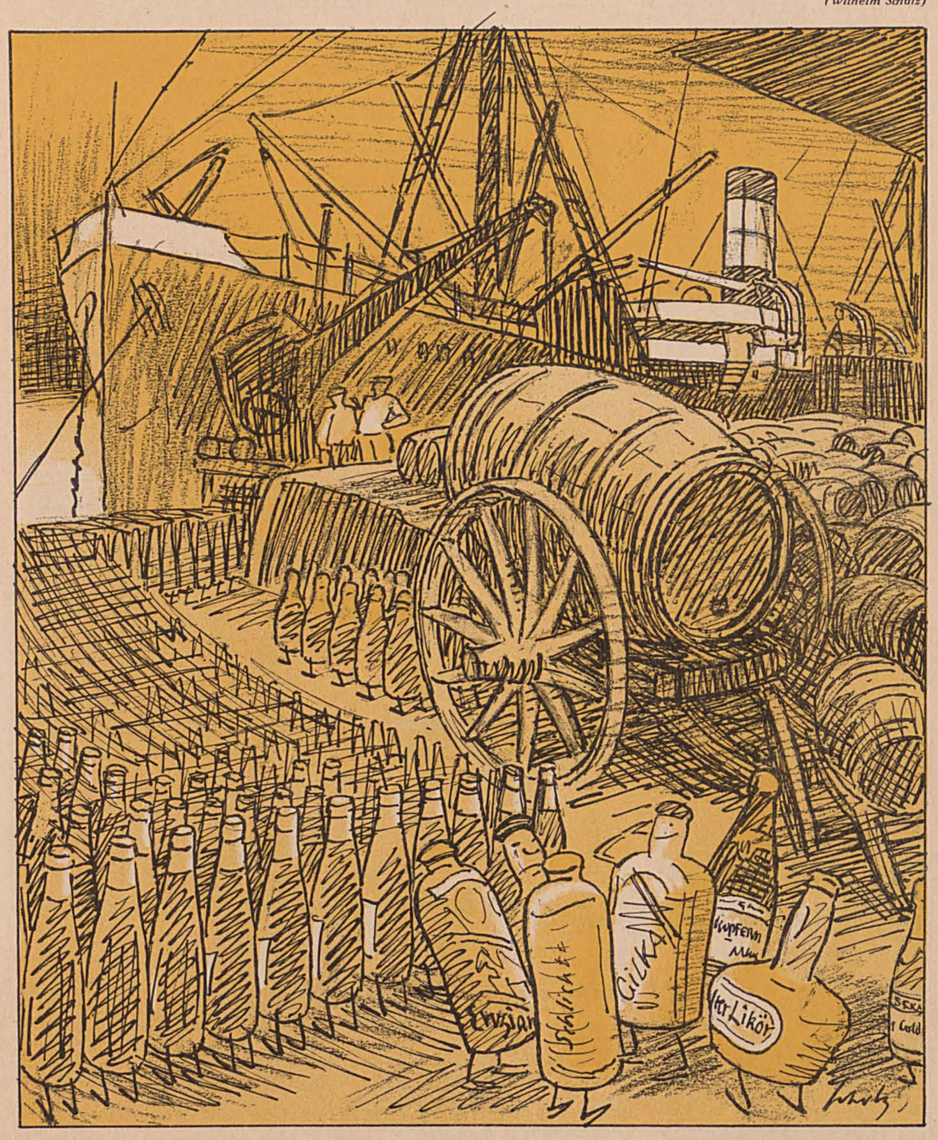
Man hat so ein dunkles Gefühl...

Von Peter Scher

Die Winde, die wehn schon so kühl, als
ob es bald Frost geben solle;
man hat so ein dunkles Gefühl, als
ob Deutschland sich klar werden wolle.
Man meint, daß der Höh'punkt erreicht ist,
wo die Affen die Menschen beherrschen,
wo das Hirn nur was gilt, wenn's erweicht ist,
wo man Köpfe verdrängt mit den Ärschen.
Die Bäume, die wachsen schon nicht mehr
so hoch in die himmlische Sphäre;
ich machte bei Gott kein Gedicht mehr,
wenn die Hoffnung, die Hoffnung nicht wäre.
Die Winde, die weh'n schon manch' Hirn frei,
das gestern noch voll von Dreck war:
Ab morgen geht Geist wieder stirnfrei!
Das Urteil ist nächstens vollstreckbar.

Amerika will die Prohibition aufheben —

(Wilhelm Schulz)



in Deutschland steht schon eine Invasionsarmee bereit.

Presse-Kuriosa

Der Pressedienst des Ministeriums für Landwirtschaft versandte nachstehende Notiz:

„Das Hauptgestüt Trakehnen begeht am 27. September 1932 die Feier seines 200jährigen Bestehens. Vormittags 11.30 Uhr erfolgt die Enthüllung eines Standbildes des preußischen Hauptbeschälers ‚Tempelhüter‘.

Dem Ernst der Zeit entsprechend findet die Feier im engsten Rahmen statt.“

*

Die niederbayerische Zeitung „Der Hollerdauer Berichterstatter“ Nr. 7/1932 meldet aus Pfeffenhausen:

„Die diesjährige Hengstkörung für die Bezirke Rottenburg, Mainburg und Kehlheim fand am Samstag hier bei unfreundlichem Wetter statt, weshalb sich auch eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Interessenten eingefunden hatte. Die staatliche Körkommission hatte insgesamt sieben Hengste zu beurteilen und konnte sämtliche als zuchttauglich ankören. Es sind diese aus dem Bezirk Rottenburg der elfjährige Pascha des Herrn Jakob Huber, aus dem Bezirk Mainburg der dreizehnjährige Hitler der Frau Katharina Ziegelturm, Seysdorf...“

*

In dem katholischen „Volksfreund“ in Cleve verkündet der Pater Johannes Rosenbach die folgende „frohe Botschaft für die Arbeitslosen“:

„Wer nicht arbeitet, der soll beten. Wer aber nicht beten will, der soll auch nicht essen, denn er erfüllt in keiner Weise mehr die ihm vom Schöpfer gegebene Lebensaufgabe.

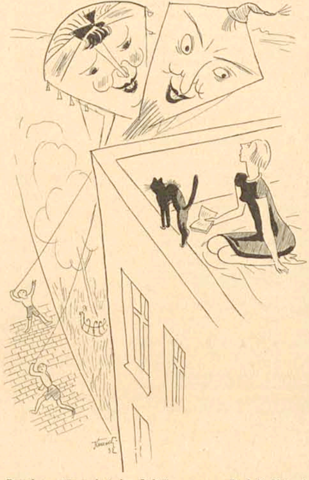
In der Tat! Wer nicht arbeitet, der soll beten. Das scheint mir der tiefste, göttliche Sinn der Arbeitslosigkeit zu sein.

Leider haben diesen christlichen Sinn der Arbeitslosigkeit noch wenige erfaßt, sonst würden von den Tausenden und abermals Tausenden viel mehr Tag für Tag in ihren Gotteshäusern antreten, um mit dem Priester ihrer Gemeinde das heilige Opfer darzubringen.“

*

Im „Neulandblatt“, Halbmonatsschrift „für erneuertes Christsein, für soziale Gesinnung, für wahres Deutschtum, für mutige Tat“, herausgegeben von Guida Diehl, Nr. 3/1932, findet Herr Dekan Otto Scriba aus Eisenach endlich den wahren Grund der Arbeitslosigkeit. Er schreibt:

„Wir haben unsern von Gott gegebenen Fürsten abgesetzt, haben die Häupter arbeitslos gemacht, daß sie nicht mehr, wie sie es gewohnt waren und wie sie es pflichtmäßig getan haben, zum Wohle ihres Volkes wirken durften. Und nun wundern wir uns, daß unser Volk eine solche Not erleben muß, wie sie die Arbeitslosigkeit uns vor die Augen stellt. Ein Volk, das sein Haupt“ (gemeint ist der frühere Kaiser Wilhelm II.) „zur Arbeitslosigkeit verdammt, kann sich nicht wundern, wenn als Gottes Antwort auf solche Tat die Arbeitslosigkeit von Millionen folgt.“



Drachen stören bei der Lektüre *Rudolf Kriesch*

Politische Geschichte

Zu Lloyd George kam ein junger Adliger, der die diplomatische Karriere einschlagen wollte.

George sah den jungen Mann an: „Dazu gehören in Großbritannien drei Dinge von eminenter Wichtigkeit: Reichtum, Adel und Takt.“

„Nun, Mylord, Sie wissen, daß unsere Familie bereits im Jahre 780 in der Geschichte Englands eine Rolle spielte. Unsere Familie ist zu den zehn größten Grundbesitzern Englands zu zählen — und Takt, seien Sie versichert, in unserer Erziehung spielt Takt eine große Rolle!“

„Gewiß, gewiß, ich gebe zu, daß sich das so verhält. Aber können Sie mir nicht ein besonders charakteristisches Beispiel dafür erzählen?“

„Natürlich, Mylord. Ich war vor einem Jahre in Budapest. Am späten Abend trank ich wohl zuviel. Als ich in meinem Hotel die Zimmertür öffne, habe ich mich in der Tür geirrt. Im Zimmer stand ein junges schönes Mädchen vor dem Spiegel. Schön, sehr schön, aber so, wie Gott sie geschaffen hat.“

„Und was taten Sie?“

„Ich verbeugte mich, entschuldigte mich schnell und schloß sofort die Türe. Ich habe die junge Dame kaum angesehen!“

„Ich gebe zu, Sie benahmen sich sehr taktvoll. Aber ich würde Ihnen raten: bemühen Sie sich doch in Berlin um einen diplomatischen Posten!“

„Warum gerade in Berlin, Mylord?“

„Nun — in Berlin hat man immer sehr viel Verständnis für die Politik der verpaßten Gelegenheiten!“

G. F.

Vom Tage

Wie aus Konstantinopel berichtet wird, beabsichtigt eine große europäisch-amerikanische Versicherungsgesellschaft, der zur Ausführung ihres Plans bereits achtzig Millionen türkische Pfund zur Verfügung stehen, einen ganz neuen Zweig der Versicherungstätigkeit aufzunehmen. Im Falle eines Kriegsausbruchs, der laut Prospekt die Zivilbevölkerung in noch nie dagewesenem Maße bedrohen dürfte, soll den Versicherungsnehmern Gelegenheit geboten werden, kostenlos auf ferne Inseln transportiert zu werden, die landschaftlich und klimatisch günstig liegen. Auf einer solchen Insel der Seligen kann das Ende des Krieges abgewartet werden.

Vermutlich wird es sich mit Hilfe der Radiotechnik ermöglichen lassen, im Ernstfall vor allem auch die diversen Hauptquartiere nach dieser Insel zu verlegen.

Teha



Bertrand Russel: „Schlüssel zum Glück“. (Drei-Masken-Verlag.)

Der aus vielen populär-philosophischen Büchern auch bei uns gut bekannte Engländer Bertrand Russel drückt in einer etwas schulmeisterlichen Hilfsbereitschaft all denen einen „Schlüssel“ in die Hand, die einfache Türen aufzusperren haben. Die Menschen mit den komplizierten Schlössern werden die schöne Einfachheit des Schlüssels bedauernd und skeptisch zwischen den Fingern drehen. — Ernsthaft: diese klar und gut geschriebenen Aufsätze über die Ursachen des Unglücks und Glücks der Zeitgenossen können sehr wohl manchem Hilflosen Schutt aus dem Wege räumen und seine Beine brauchbar machen zu einem herzhafteren Marsch in das hinein, was er und Russel Lebensbejahung, Zuneigung, gute Ehe, gute Arbeit, Freudigkeit, Gleichmut, schöne Ruhe, planenden Geist, produktive Entsagung — kurz: Glück nennen. Man denkt während des Lesens manchmal: wenn's so einfach wäre! Aber für viele, die verrannt und mutlos sind, ist das Leben gar nicht so grenzenlos schwierig, daß der Versuch, es wieder einzurenken, umsonst wäre. Sie sollen das Buch in die Hand nehmen.

A. M. Frey

Dr. Julius Schwabe: Schillers Beerdigung 1805, 1826, 1827. (Georg Kummers Verlag, Leipzig.)

Dieses Buch, ursprünglich 1852 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen und bald vergriffen, enthält eine Sammlung von Aktenstücken und authentischen Mitteilungen aus dem Nachlaß von Carl Leberecht Schwabe, Weimars früherem Bürgermeister. Schwabe war noch mit Schiller persönlich bekannt, er war an seiner Bestattung und ebenso später an der Aufsuchung und zweimaligen Beisetzung der Gebeine aktiv beteiligt. Seinen Mitteilungen ist daher objektiv Glauben zu schenken. Gerade für das in letzter Zeit wieder auflebende Gerücht um Schillers Ende (vgl. „Der ungesühnte Frevel“ von M. Ludendorff) könnte das Buch aufschlußreich sein: Ist Schiller ermordet worden? Hat Goethe darum gewußt und war er mitschuldig? Das vorliegende Buch will zu diesen Fragen keine eindeutige Stellung nehmen (wähnte sich der Verfasser damals noch bedroht?), es führt nur Tatsachen an, erschütternde Tatsachen. Daß man den allgemein gefeierten Dichter heimlich bei Nacht, ohne Geleit, in einer Massengruft beisetzte, daß man seinen Schädel und die Gebeine später nur ungewiß indentifizieren konnte (von Schiller sind zwei Schädel und zwei Skelette in der Weimarer Fürstengruft beigesetzt!), daß sich Goethe um den verstorbenen Freund kaum gekümmert hat, — allein diese Tatsachen erscheinen hinreichend erstaunlich und verdächtig. Wenn auch vielleicht die näheren Umstände von Schillers Tod nie ganz geklärt werden, aus den spärlichen Berichten enthüllt sich eine tiefe Tragödie. Seit langem ist mir kein derart erschütterndes Buch zu Gesicht gekommen.

Karl Kurt Wolter

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

H. G. Wells: „Die Geschichte unserer Welt“. Paul Zsolnay, Verlag, Wien.
Georg Schulze: „Was ist, was will Paneuropa?“ Deutsche Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin.
Edmund Hahn: „Lisa wird eine Frau“. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin.
Georg Schmückle: „Engel Hiltensperger“. Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart.
Jean Giono: „Die große Herde“. S. Fischer, Verlag, Berlin.
Franz Blei: „Talleyrand“. Rowohlt-Verlag, Berlin.
Hermann Kesten: „Der Scharlatan“. Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.
Jakob Wassermann: „bula matari“. S Fischer, Verlag, Berlin.
Josef Lenhard: „Mensch unterm Hammer“. (Roman.) Verlag Der Bücherkreis G. m. b. H., Berlin.
Ernst Haffner: „Jugend auf der Landstraße“. Bruno Cassirer, Verlag, Berlin.
Albert Lamm: „Betrogene Jugend“. (Aus einem Erwerbslosenheim.) Bruno Cassirer, Verlag, Berlin.
Fritz Sternberg: „Der Niedergang des Deutschen Kapitalismus“. Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.
Maria Luise Weißmann: „Gesammelte Dichtungen“. Hch. F. S. Bachmair, Verlag, Pasing.
Joseph Roth: „Radetzky-Marsch“. Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.
Otto Mänchen-Helfen: „Drittel der Menschheit“. (Ein Ostasienbuch.) Verlag Der Bücherkreis G. m. b. H., Berlin.
Marcus Lauesen: „Und nun warten wir auf das Schiff“. (Roman.) Insel-Verlag, Leipzig.

Herbstgedanken / Von Pelikan

Im Herbststurm braust der deutsche Wald;
den Sommer will der Teufel holen.
Laut dröhnt der preußische Asphalt
von nagelschweren Stiefelsohlen.

Marschmusik steigt bei Tag und Nacht
aus zitternden Antennendrähten.
Die Konjunktur wird angefacht
durch Großbedarf an Hosennähten.

Wem's nicht gefällt, der ist ein Schuft,
man wird ihn nach Verdienst belohnen.
Kronprinzen schnuppern Morgenluft.
Hofjuweliere scheuern Kronen.

Der Schlagring saust, der Schädel kracht,
noch hetzt die radikale Presse,
doch leuchten schon aus tiefer Nacht
Gefreitenknopf und goldene Tresse.

Die Zwietracht und den Futterneid
will man jetzt stramm exorzisieren.
Wird dann die große Einigkeit
im Gleichschritt bei uns einmarschieren?

Der Zukunft freundlich Angesicht
verbirgt sich noch in den Kulissen.
Ich kenn' es nicht, du kennst es nicht.
Vielleicht ist's besser, nichts zu wissen.

Force majeure / Von Max Marschall

In Sachen Strunzke gegen Strunzke sind erschienen: Der Ehemann Wilhelm Strunzke und die Ehefrau Marie. Der Richter wandte sich an Wilhelm Strunzke: „Also, Herr Strunzke, Sie haben gegen Ihre Ehefrau die Scheidungsklage eingereicht, und zwar wegen Verweigerung der ehelichen Pflichten, dagegen hat Ihre Frau Widerklage erhoben wegen fortgesetzten Ehebruchs. Wollen Sie sich zunächst mal über diese Beschuldigung äußern.“

„Na ja“, sagte Strunzke, „det is ja nu soweit janz richtich, aba ob man det so ohne weiteres Ehebruch nennen kann, det möcht ick denn doch noch 'n bißken bezweifeln.“

„Ja, Herr Strunzke, wollen Sie das mal etwas genauer erklären.“

„Na sehnse, Herr Jerichtsrat, ick wa doch Nachtportjeh in een Hotel jarnie da um den Schlesischen rum . . .“

„Ne dufte Numma, kann ick Ihn saren“, ließ sich Frau Strunzke vernehmen.

„Na, laß man, Mieze, war 'ne janz knorke Bude, aba wat ick saren wollte, sehnse, Herr Jerichtsrat, wenn nu in die Nacht son Kavalier runta kam vons Zimma un drickte ma 'n Fufzijer in de Hand un sachte, lassense man die Kleene oben noch'n bißchen penn, wat soll ick Ihn saren, wenn nich jrade Hochbetrieb wa, denn ließ ick ihr; un wenn ick denn so jejen Morjen ruff jing un ihr weckte, na, denn wollte sich son Mächen ooch 'n bißken akenntlich zeijen, na, Sie wern ma ja schon vastehn, aba Ehebruch kann ick det bein besten Willen nich nenn.“

„So, so“, sagte der Richter, „wie wollen Sie denn solche Handlung bezeichnen?“

Strunzke holte ein zusammengeknifftes Papier aus der Westentasche, faltete es auseinander und sagte: „Passense uff, det wer ick Ihn vorlesen, det hat ma mein Rechtsbeistand in de Breslauer Straße uffjeschrieben.“ Er las:

„Die mir von meiner Frau zur Last gelegten Handlungen können nicht unter das Gebiet des Ehebruchs gerechnet werden, da ich mich bei Begehung dieser Taten in einer Zwangslage, gewissermaßen in einem ‚Forze ma jöhr‘ befand. — Na, wat sarense nu?“

Der Richter blickte Strunzke staunend an: „Was soll dieser Unsinn? Zeigen Sie mal her.“ Er las kopfschüttelnd den Zettel und fuhr fort: „Nu sagen Sie bloß mal, was ist das für Blödsinn mit Force majeure, wissen Sie denn überhaupt, was das bedeutet?“

„Keen blassen Schimmer, Herr Jerichtsrat, un wenn det een Blödsinn is, denn stammt a nich von mir, sondern von den Rechtsvadreher, un hat ma zwee Emm jekost.“

„Na, lassen wir das. Aber sagen Sie, Herr Strunzke, wie oft hat sich denn das mit dem Force majeure wohl so ereignet?“

Frau Strunzke rief wieder dazwischen: „So sechse bis achte von die Mächen kann ick Ihn jleich beibring!“

„Ist das richtig, Herr Strunzke?“ fragte der Richter.

„Det kennte schon stimm, Herr Jerichtsrat, ja, ja, et läppert sich zusamm.“

Der Richter wandte sich an Frau Strunzke: „Na also, wie stellen Sie sich zu den Verfehlungen Ihres Mannes?“

Frau Strunzke fing prompt an zu heulen: „Ach, Jotte doch, Herr Jerichtshof, ick hätte ja von wejen diese dämliche Nutten keen Wort jesacht, aba wie kommt der Mann dazu, mir uff Scheidung zu vaklaren, wovon soll ick denn leben, er muß ma doch anährn.“

„Na, na“, sagte der Richter, „wir wollen doch erst mal hören, wie Ihr Mann seine Klage begründet, also, Herr Strunzke, wie ist das mit Ihrer Frau?“

„Ja sehnse, Herr Jerichtsrat, det kommt allens bloß vons Kino — — — na, lassense mir man reden, ick wer Ihn det schon erklärn. Sehnse, wenn ick nu abens nach mein anstrengenden Dienst jing, denn jing Mieze, wat meine Olle ist, zu jerne mal ins Kino; ick hätte ja nischt dajejen jehabt, aba det Unjlick wa, sie jing bloß in die Filme, wo se die scheene Männa zu sehn krichte, son Fehrbanken oder Liedtken oda Fritschen oda valleicht jar Taubern, na, wenn ick nu mal an nächsten Morjen son bißken vajniecht un zärtlich mit ihr sein wollte, denn hattese jrade son Film mit Fritschen oda Taubern jesehn, na, mit die konnt ick natierlich nich konkuriern, da war ick Neese, total abjemeldt bei ihr, na, schließlich wußte ick ibahaupt nich mehr, ob ick noch vaheirat bin.“

„Na“, sagte der Richter lächelnd, „Sie haben sich ja genügend schadlos gehalten.“

„Aba, Herr Jerichtsrat“, sagte Strunzke vorwurfsvoll, „det hat doch nich des jeringste mit die ehelichen Flichten zu duhn.“

„Darüber wird noch zu reden sein, Herr Strunzke. Aber was sagen Sie denn zu dieser Darstellung Ihres Mannes, Frau Strunzke?“

„Wat soll ick saren, Herr Jerichtshof, janz Unrecht hat der Strunzke ja nich, aba wat soll ick dajejen machen; wenn ick in son Film war mit all diese scheene Männer, un denn kam der Strunzke an, denn war det bei mir so, ick weeß nich, als ob mir eene höhere Macht zurickhielt . . .“

„Also auch Force majeure“, lächelte der Richter.

„Nee, nee, Herr Jerichtshof, sowat kommt bei mir nu janich in Frage, det ibalaß ick jetrost Strunzken.“

„Ja, aber“, begann der Richter wieder, „nun sagen Sie mal, was soll denn nun werden, wollen Sie eine Trennung von Tisch und Bett?“

„Wie denkense sich denn det?“ fragte Frau Strunzke, „wa haben doch zusamm bloß een Tisch und een Bett?“

„Un ibrijens“, fiel Herr Strunzke ein, „ham wa uns ja schon seit ne janze Weile schon wieda vasöhnt.“

„Ja, aber“, schrie der Richter, „wozu kommen Sie denn überhaupt her und halten uns auf?“

„Ja, Mann Jottes, entschuldjen Se, Herr Jerichtsrat“, rief Strunzke, „wa sind doch vorjeladen un det mit die Vasöhnung hätt ick Ihn' ja jesacht, wennse ma danach jefracht hätten. Ick habe mein Posten in des Hotel uffjejeben, un Mieze jeht bloß noch in Filme, wo Löwen, Tijer un richtije Affen ufftreten, un nu is bei uns allens wieda in Butta.“

„Also Schluß“, sagte der Richter nervös, „schreiben Sie: Die Parteien ziehen ihre Klage zurück und beantragen Wiederherstellung der ehelichen Gemeinschaft. Sie können gehen. Der nächste Fall.“

„Na, denn is scheen“, sagte Strunzke, „komm, Mieze, wa jehn zu Hause. Du, Wiedaherstellung is jut, det is 'n Witz, Mieze.“

Prominente

Als im Jahre 1929 Albert Einstein und Professor Weizmann, der Präsident der zionistischen Organisation, in Neuyork eintrafen, um dort in einigen Versammlungen zu sprechen, stürzten sich — wie nicht anders zu erwarten — ganze Scharen von Reportern auf die prominenten Gäste, um sie zu interviewen.

„Womit", wandte sich ein Vertreter des „New York Herold" an Weizmann, „haben Sie die lange Seereise zugebracht?"

„Professor Einstein hatte die Liebenswürdigkeit, mir während der ganzen Fahrt seine Relativitätstheorie darzustellen."

„Und wie denken Sie darüber?" forschte der Journalist weiter.

„Ich denke", entgegnete Weizmann, „daß e r sie versteht." F. R.

*

Vor zwei oder drei Jahren war es, da lernte der Dichter Stefan Zweig in München eine Dame kennen, die sich schöngeistig bis dorthinaus gebärdete. Selbstverständlich, daß sie sich sofort, mit den ersten Worten, als seine begeisterte Verehrerin zu erkennen gab.

„Ich liebe jede Zeile, die Sie geschrieben haben!" rief sie aus. „Aber das herrlichste Ihrer Bücher ist und bleibt der Sergeant Grischa!"

Nun muß man wissen, daß Stefan Zweig ein überaus höflicher und wohlerzogener Herr ist, und so verzichtete er darauf, die Enthusiastin aufzuklären, daß Stefan Zweig und Arnold Zweig nicht ein und dieselbe Person seien. Er schwieg.

Weiß der Himmel, warum er auch bei späteren Zusammenkünften es vermied, den Irrtum zu berichtigen. Vielleicht war es Vergeßlichkeit, vielleicht Schüchternheit, höchstwahrscheinlich Gleichgültigkeit. Er schwieg also weiterhin.

Eines Tages aber — gerade als er sich aus einer Gesellschaft entfernen wollte — hielt ihn die Dame am Ärmel fest und brachte ihn mit einem großen, rot aufgedunsenen, martialischen Herrn zusammen. „Ich möchte Ihnen", sagte sie zu diesem, „den großen Dichter Arnold Zweig vorstellen."

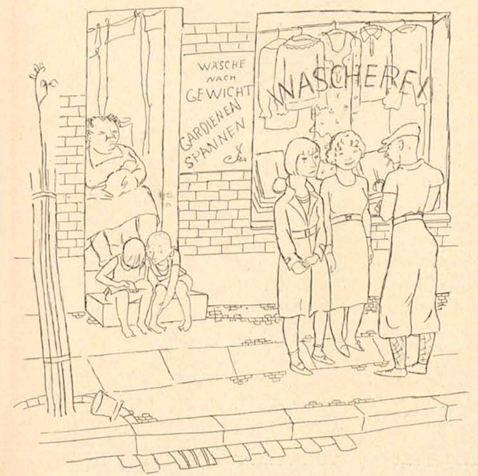
Worauf jener, außerordentlich befremdet, die Stirne runzelte: „Arnold Zweig? Arnold Zweig wollen Sie sein? — Na, hören Sie einmal: das wollen Sie ausgerechnet mir, seinem Onkel, erzählen?!" Quiquerez

Eine völkische Filmgesellschaft stellt sich vor ...

Von Theodor Riegler

Deutsche Seele von der Stange,
Deutsches Auge, deutsche Wange,
Frisch vom Herzen deutsche Treue,
Prima deutsche Himmelsbläue.
Feld der Ehre, Mutterschmerzen,
Kriegerdenkmal, Opferkerzen.
Blonde Tugend, welche knixt,
Wird mit Eichenlaub gemixt.
Eine Prise Trommelfeuer
Und dazu ein trotzig-scheuer,
Kernig-lieber Flachskopfknabe,
Edelreis am Wanderstabe.
Weizenfelder, Einigkeit,
Blondbezopfte Minnemaid,
Züchtig mit geschwelltem Mieder,
Eingestreute Freiheitslieder,
Deutscher Baum in deutschem Winde,
Offizier mit schicker Binde,
Augen hell und kriegrisch blinkend,
Forscher Held, mit Grazie hinkend,
Hungersnot (vorübergehend),
Mann, in deutschen Abend spähend,
Frontsoldat, auf stolzer Krücke,
Schleudert deutsche Freiheitsblicke,
Kesser Kämpfer, schlammbedeckt,
Frontgeist bei gekühltem Sekt.
Rasseroß sich heldisch bäumend,
Säugling, lieb von Bismarck träumend,
Deutsches Mädchen, leicht geschändet,
Nur ganz wenig abgeblendet,
Deutsche Kunst und deutsche Sitten,
Held zu Fuß und Held beritten,
Deutsches Schnarchen, deutsches Gähnen,
Deutsche Kost und deutsche Tränen,
Herz im Vordergrunde glüht,
Wird gedreht, gefilmt und zieht.

Flaue Konjunktur *(Jeanne Mammen)*



„Ick weeß nich, der Wahlkampf kommt diesmal jarnich in Schwung, wir haben die janze Woche noch nich een blutijes Hemd zu waschen jekriegt!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Notleidende Betriebe

(Paul Scheurich)



„Det nennt sich nu Wirtschaftsankurbelung: zwee Stunden hier, und noch keen Kavalier, der eenem 'n Kaffee zahlt!"

Filmmanuskript / Von Erich Rohde

Der Direktor der großen Filmgesellschaft betrachtete neugierig den Mann, der vor seinem Schreibtisch Platz genommen hatte. Ehrlich gesagt, bedauerte er jetzt, ihn gegen seinen ursprünglichen Willen doch vorgelassen zu haben. Der Besucher machte einen versonnenen und lebensfremden Eindruck; die Welt, in der der Filmdirektor lebte, vertrug sich schlecht mit Gestalten dieser Art, deren praktisches Vermögen wahrscheinlich schon beim Binden einer Krawatte versagte. Diese unbefriedigenden Feststellungen vorweg nehmend, fragte der Direktor sehr schnell: „Was wünschen Sie also?"
Nach kurzem Überlegen hob der Besucher den Kopf und sagte: „Ich weiß, Herr Direktor, daß Sie wenig Zeit haben. Sie sollten aber Zeit haben, Sie sollten mich anhören — ein, zwei Tage, soviel hätte ich Ihnen zu erzählen . . ."
Sich scharf räuspernd blickte der Direktor den Mann ungeduldig an. Meine Menschenkenntnis betrügt mich nie, dachte er, sich selbst schmeichelnd. Andererseits war er empört, daß ein Irgendjemand sich herausnahm, ihm Zeit zu stehlen.
„Ich will mich also kurz fassen", fuhr der Besucher fort. „Herr Direktor, ich habe in den letzten Wochen Gelegenheit gehabt, sechs große Filme Ihrer Produktion zu sehen. Alle gut und ausgezeichnet gemacht. Alle haben sie aber auch einen gemeinsamen Fehler: Sie sind nicht lebenswahr . . ."
„. . . und nun haben Sie selbst ein Manuskript verfaßt, ein lebenswahres, nehme ich an — und wollen, daß ich es erwerbe", unterbrach der Direktor. „Kommen Sie doch endlich zur Sache."
Der Besucher nickte glücklich und sprach: „Erwerben Sie mein Manuskript, Sie werden es nicht zu bereuen haben. Man wird endlich das Leben auf der Leinwand sehen, das wahre Leben . . ."
„So bleiben Sie doch beim Thema", fuhr der Direktor unsanft zwischen die theatralischen Worte des Mannes. „In welchem Milieu spielt die Handlung?"

Zur gefl. Erwägung

Man sieht sich veranlaßt, nach sittlichen Normen
uns räudige Schafe umzuformen.
Man zerrt an den Haaren uns aus dem Kolk,
auf daß sich entfalte ein biederes Volk.

Versuchte man's mit geschickteren Händen,
so wäre ja weiter nichts einzuwenden:
es hapert an allen Ecken und Enden.

Aber beschauen wir einmal das Wie:
die Badehosen-Geometrie
oder die ausgeleierten Sprüche
aus der pastörlichen Suppenküche
oder – für Leute mit „geistigem Plus" –
den metaphysischen Feuilletonschmus
oder – auf daß man vom „Schund" uns erlöse –
im Rundfunk das Trommel- und Blechgetöse
oder . . . oder . . . nun, sagen wir's frei,
die ganze hilflose Flickschusterei.

Denn das Tüchtige, denn das Gute
sitzt – oder sitzt nicht – zutiefst im Blute.
Und es läßt sich mit spanischen Rohren
weder erwecken noch auch erbohren.

Ratatöskr

„Arbeiterhaus. Verräucherte, stinkende Wohnungen, sechs bis sieben Menschen schlafen in einem Zimmer . . ."
„Sie sind wahnsinnig geworden", schrie der Direktor. „Muß natürlich in ein großes, modernes Siedlungshaus geändert werden. Gibt gleich einen fabelhaften Anfang. Chor der Staubwischmädels, die sich, schwarze Kleider und weiße Häubchen tragend, zu allen Fenstern hinausbeugen . . . Fabelhafte Idee. Also weiter, die Handlung selbst . . .?"
„So viele Menschen, auf engem Raum zusammengepfercht, Sie begreifen, Herr Direktor — Hunger und Elend, Haß und Liebe . . ."
„Liebe ist immer gut, das wollen die Leute sehen", sagte der Direktor und strich sich das Kinn. „Im vierten Stock wohnt das arme Mädchen, das sich sein armseliges Brot . . ."
„. . . im dritten Stock", unterbrach der Besucher.
„Meinetwegen im dritten . . . Das sich sein armseliges Brot durch Sticken und Nähen verdient. Der Schlosser, der in dem gleichen Hause wohnt, faßt eine tiefe Neigung zu dem Mädchen . . ."
„Aber es ist ein Tischler", widersprach der Mann.
„Unterbrechen Sie mich doch nicht immer", schrie der Direktor. „Meinetwegen auch ein Tischler . . . Aber es ist gar kein Tischler, sondern eigentlich nur ein reicher Graf, der hier inkognito lebt und seine hochmütige Familie bestrafen will. Doch nun erzählen Sie auch etwas, sonst ist das Manuskript schließlich von mir. Wer oder was kommt denn nun zwischen

Die Chinesische Mauer

(Olaf Gulbransson)



„Sie konnten zueinander nicht kommen, die Mauer war viel zu dick!"

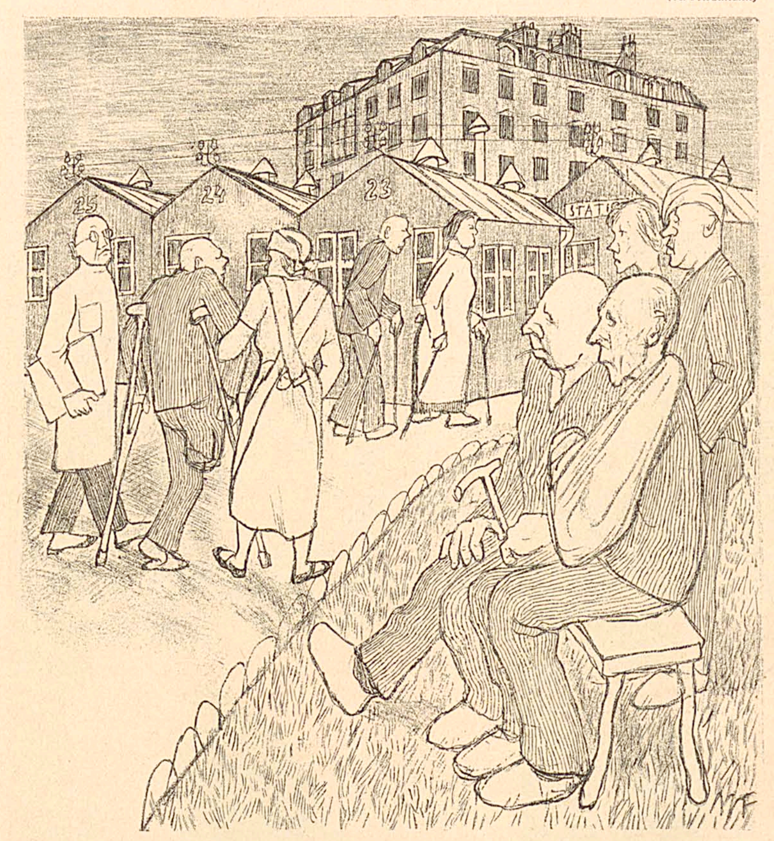
die beiden? Sie bekommen sich selbstverständlich doch nicht sofort. Irgend jemand muß doch gegen ihre Heirat sein . . .?"
Der Besucher holt tief Atem. „Herr Direktor, hören Sie zu. „Der Tischler wird arbeitslos, das Mädchen schuftet Tag und Nacht. Da kommt das Ende. Sie erwartet ein Kind von ihm. Verzweifelt hocken sie beieinander, hoffen auf das Glück, das so oft in Ihren alten Filmen wahllos und stets zur rechten Zeit vom Himmel fiel. Aber nichts regt sich, in Grauen, Angst und Haß bleiben sie allein. ‚Wer ist schuld, daß tausende und tausende Menschen Hungers sterben müssen?' schreit er hinaus, bevor sich beide entschließen, gemeinsam in den Tod zu gehen."

„Nein", sagte der Direktor — „dazwischen kommt natürlich die Mutter des Mädchens. Sie hat einst bessere Tage gesehen, will nicht, daß ihre Tochter einen Tischler heiratet, der ja gar kein Tischler ist . . . Das gibt übrigens Gelegenheit zu einem grotesken Tanz der Mütter, das Publikum pflegt sich bei solchen Einlagen köstlich zu amüsieren."

(Schluß auf S. 358)

Schwacher Ersatz

(M. Frischmann)



„Siehste, eenen jroßen Nachteil hätte die Welt-Abrüstung eben doch: unsere friedlichen Betriebsunfälle könnten der Chirurgie die Kriegs-Erfahrungen nie janz ersetzen!“

Mit einem entsetzten Schrei war der Besucher aufgesprungen. „Sie wollen also nicht, Herr Direktor? Dieses Manuskript war meine letzte Hoffnung. Ich habe es in Nächten geschaffen, in denen ich vor Hunger nicht schlafen konnte. Jetzt bleibt mir nichts übrig, als mich den beiden anzuschließen und ein Ende zu machen.“
„Die beiden bekommen sich natürlich schließlich doch“, sagte der Direktor unbeirrt. „Da kann man am Schluß die Szene mit den Staubwischmädels doch noch einmal verwenden. Sie putzen das Haus für die große Hochzeit . . .“
Er ging einigemal im Zimmer auf und ab und wurde des Besuchers ansichtig, der mit hängendem Kopf dastand. „Was wollen Sie denn noch hier?“ fragte er verwundert. „Sie wagen mir einen Selbstmord als happy end vorzuschlagen? Mein Lieber, ein Selbstmord ist eine Dreizeilennotiz für die Zeitung . . . Lassen Sie die Hände vom Tonfilm.“
Die Dreizeilennotiz nickte und ging hinaus.

Schwäbische Geschichten

Zwei alte Frauen sitzen in der Eisenbahn, beide ein Kapotthütchen auf dem Kopf, das auf Sturm steht, wegen des Fensters. Die eine erklärt, wenn das Fenster nicht augenblicklich geöffnet werde, bekomme sie einen Schlag; die andere meint, wenn das Fenster geöffnet werde, hole sie sich eine Lungenentzündung. Der Streit geht weiter, bis der Schaffner kommt und folgendermaßen entscheidet: „So, jetzt machet mir des Fenster zerscht auf, bis die oi he ist, no machet mirs wieder zu, bis die ander he ist, no send beide zfriede.“

*

In der Straßenbahn in Stuttgart ist es üblich, daß der Schaffner vielfach bloß fragt: „Ei’gstiege?“ Eines Tags erhält er von einem Marktweib die Antwort: „Ja, moinet denn Sie, i sei in dem Wage gebore?“ Darauf der Schaffner: „Noi, so alte Kärre hent mir gar net.“

*

Auf einer „langsamen“ Linie fährt ein Fahrgast; er wendet sich in seiner Verzweiflung wegen des Schneckentempos an den Schaffner: „Können Sie denn nicht rascher vorwärts kommen?“ Darauf die Antwort: „Doch, aber mir misset im Wage bleibe.“

*

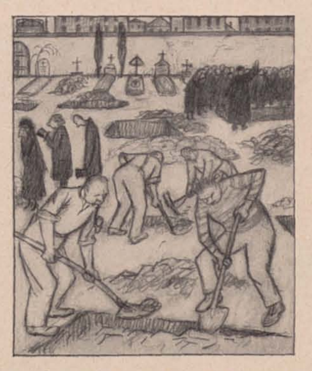
Ein junger Vikar hielt seine erste Predigt in einer kleinen Gemeinde bei Stuttgart. Im Eifer verschob sich sein Bäffchen und schaute nach hinten. Auch sonst geriet sein Äußeres in leichte Unordnung. Da hörte man vom Hintergrund der Kirche eine Stimme: „Gottlieb, gang au nuf ond dreh em de Krage rom . . .“

Gesetz zur Sanierung der Gemeindefinanzen

(Th. Th. Heine)



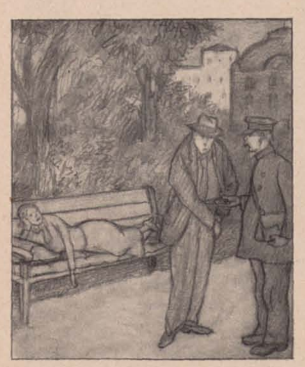
Die Bürgermeister bekommen keine Gehälter mehr, doch wird ihnen gestattet, durch andere Geschäfte ihren Lebensunterhalt zu erwerben.



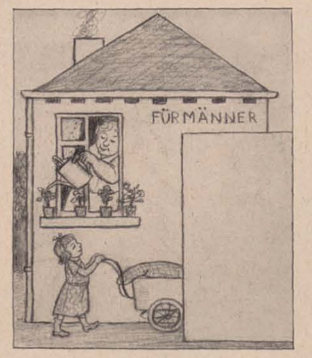
Die Krankenhäuser werden aufgehoben und dadurch die Einnahmen aus Friedhofgebühren bedeutend gesteigert.



Die Hundesteuer wird auf das Dreifache erhöht. Jeder Einwohner ist verpflichtet, einen Hund zu halten.



Die Bänke in den Anlagen werden mit Polstern versehen und gegen entsprechende Gebühr Liebespaaren überlassen.



Die Bedürfnisanstalten werden als Einfamilienhäuser vermietet.



Die Straßenpflege wird eingestellt. Der dadurch entstehende Graswuchs wird verpachtet.



Die Schulen werden aufgelassen. Der Unterricht erfolgt durch Rundfunk.



In der Suppenanstalt wird Weinzwang eingeführt.



Die Hausbesitzer haben 200 Prozent der Mieteinnahme abzuliefern. Es wird ihnen dafür erlaubt, in den Höfen ihrer Häuser zu singen.

Bracht in Gesellschaft

(E. Thöny)



„Was machen Sie denn da hinter meinem Rücken?" — „Ich nehme nur Maß für einen neuen Sittlichkeitserlaß."

Stuttgart, 30. Oktober 1932 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 31

SIMPLICISSIMUS

Einstimmigkeit

(Olaf Gulbransson)



„WOZU HABEN WIR EIGENTLICH 27 PARTEIEN? DIE 26 ANDEREN SIND DOCH GANZ ÜBERFLÜSSIG!"

Der Überpa — — / Von Peter Scher

Seit wir den Herrn von Papen,
den eleganten, haben,
weiß jedes Kind von ungefähr:
Jetzt geht's nur noch „autoritär".

Wie heißt der neue Heilige?
Der Überpa—parteiliche!
„Machtvoll" will er das Steuer führn
und dennoch mit dem Volk regiern.

Er stellt zu diesem Zwecke
die Freundschaft in die Ecke,
die er für Braunolin empfand,
und kost real mit dem Verstand.

Wir werden es ja sehen,
wie sich die Räder drehen;
was einer heut nicht brauchen kann,
das holt er morgen wieder ran.

Das Volk (noch groß geschrieben!)
läßt sich so leicht nicht lieben;
das Volk, das Volk ist auf der Hut,
wenn es ein Junker lieben tut.

Es drückt den neuen Heiligen,
den Überpa—parteilichen,
aufs bloße Wort nicht an die Brust . . .
Erst mal Vertraun — dann Liebeslust!

Frieda Sommer / Von Rudolf Braune †

Dies ist die Geschichte eines jungen Mädchens namens Frieda Sommer, jetzt zwanzigjährig und ziemlich oben schwimmend, Verkäuferin in einem erstklassigen Damenkonfektionsgeschäft, damals aber noch, gleich mir, angestellt in einer Petroleumgesellschaft. Ich sah sie gestern spät nachts in der Hochbahn wieder, sie war dieselbe geblieben wie vor drei Jahren. Sie sagte mir nicht, woher sie kam, aber ich konnte es mir denken. Ich zumindestens kam von der Arbeit. Sie erkannte mich zuerst, und ich wurde rot. Ihr kleiner schimmernder Mund öffnete sich zu einem wirklich lustigen Schrei, und dann drückte sie meine Hände. Eigentlich hätte ich mich schämen müssen, so wie ich in dem dreckigen Arbeitszeug dasaß und wahrscheinlich dasselbe begehrliche Gesicht machte wie früher. Aber Frieda lachte mit ihren kleinen festen Zähnen, und dann fing sie da an zu erzählen, wo wir vor zwei Jahren aufgehört hatten, an dem bewußten Tag, der ein wenig durcheinandergeraten war. Am Stralauer Tor, da oben muß sie jetzt anscheinend wohnen, verabschiedeten wir uns, und ich lief die drei langweiligen Haltestellen bis zum Kottbuser Platz zurück.

„Ja", sagte sie nahe meinem Gesicht, und sie roch verdammt gut, „an den Morgen erinnere ich mich noch genau!"

Kunststück, ich erinnere mich immer an solche Morgenstunden, in denen einem die Entlassung mitgeteilt wird. Das heißt, von der Kündigung erfuhren wir erst nachmittags, vormittags wurde nur gemunkelt. Mir hatten sich die Begleitumstände der Kündigung damals auch eingeprägt. Frieda Sommer erzählte das etwas anders. So ungefähr:

„. . . ja, ich bin ziemlich in der Balance geblieben, weder verheiratet, noch in so einer Budike mit hundert Mark Monatsgehalt stecken geblieben und ne alte Jungfer geworden wie die Annemarie Jung . . ."

Sie konnte noch lachen wie früher, ihr Gesicht rutschte nach oben, sie beugte den Kopf in den Nacken, und eigentlich lachte vor allem ihr schönes festes rundes Kinn, ein bäuerliches Kinn. Unser Abteil war jetzt leer, gehörte nur uns beiden, ich sah an ihr vorbei in die rauschende gütige Nacht. Ja, an Fräulein Jung, an Fräulein Annemarie Jung erinnerte ich mich noch. Die hatte übrigens damals zuerst erfahren, daß unsere Gesellschaft das Zweigbüro, in dem wir beschäftigt waren, auflösen wollte. „. . . was wird die jetzt machen? Wird wohl noch in dem Betrieb drin sein. Gott, wenn ich daran denke, damals war ich ja noch ein richtiges Kind . . ."

Ich sah sie an. Und jetzt, mein Fräulein?

„. . . ich schwebte vor drei Jahren noch wie ein Engel über den Wassern, na das ist ein bißchen dumm gesagt, du weißt ja wahrscheinlich überhaupt nicht, warum ich plötzlich Knall und Fall verschwand, noch ehe ihr die Kündigung bekamt . . ."

Doch, das wußte ich.

„. . . morgens bin ich schon so aufgeregt gewesen. Meine Mutter faßt eine Kündigung natürlich als persönliche Blamage auf, unsere Eltern leben eben noch in Vorkriegsvorstellungen, die können sich nicht denken, daß so etwas fix und leise vor sich geht, da hieß es immer: ‚Was hast du denn angestellt?' Jetzt haben sie schon manches gelernt, aber immer noch nicht viel verstanden, dagegen hilft kein Kraut. Ich weiß auch noch, daß ich zu spät aufgestanden bin und meine Bahn verpaßt habe. Ich komme ins Büro herein, und da steht die kleine Rotblonde, wie heißt sie gleich? Himmel, ich habe sie erst vor ein paar Wochen wiedergesehen, du, das sage ich dir erst am Schluß, was die jetzt ist, du wirst staunen, ach richtig, Matusch hieß sie, Cläre oder Änne, nicht wahr? Mit der stand ich von Anfang an auf Kriegsfuß, sie hatte ein paarmal im Büro drin geklatscht, daß ich zu spät gekommen sei, und dann, als ich die kleine Waschschüssel zerschmiß. Außerdem erzählte sie immer üble Witze, das paßte mir auch nicht. Sie stand an meinem Schreibmaschinentisch, und als ich hereinkam, kugelte sie mit ihren Augen und fing an zu singen: ‚Heut war ich bei der Frieda.' Zuerst faßte ich das als Spaß auf und lachte mit, aber kaum sieht sie, daß ich mir nichts aus ihr mache, da hört sie auf zu singen und sagt laut und von oben herab: ‚Herr Aurin wünscht Fräulein Sommer zu sprechen.' Ja, in diesem Ton sagt sie es, und dann fing sie wieder an zu singen: ‚Heut war ich bei der Frieda.' Ich habe natürlich immer genau gewußt, wo der Hahn krähte, wenn etwa Elsbeth oder Fräulein Jung oder irgendeine zum ‚Diktat' befohlen wurden. Aber das war so ein stilles Übereinkommen, daß darüber nur von Mund zu Mund und streng vertraulich geflüstert wurde. Weißt du, eins muß ich gestehen, ich bedauerte damals immer, daß ich noch zu jung war und nie zum ‚Diktat' gerufen wurde. Wie guckst du mich denn an? Kannst du das nicht begreifen? Herr Aurin reizte mich überhaupt nicht. Ein Vierzigjähriger, glaubst du etwa, daß wir uns als Siebzehnjährige für so etwas besonders begeistert haben? Na also! Außerdem hatte ich eine Heidenangst vor seiner Frau, die ich mal im Tiergarten gesehen habe, wie sie ihn am Arm führte. Sie ihn! Aber du wirst doch noch ungefähr wissen, wie das bei uns war, euch haben wir ja etwas von oben herab behandelt. Meinen älteren Freundinnen schien die Liebe oder wie das so hieß, nicht gerade besonderen Spaß zu machen, aber sie erzählten tagsüber immer von ihren Tanzabenteuern, von den Kavalieren, was sie verzehrt hatten, wieviel Wein getrunken, wie oft getanzt und was. Einer holte sein Mädchen im Auto ab. Am Morgen bemerkte ich die umzogenen Augen. Ich schämte mich. Alle vergnügten sich auf diese Art, ich saß da, zu jung! Und da sitzt nun zwei Zimmer weiter unser Chef, der Herr Aurin, der seine Freundinnen aus unserer Abteilung wählte, immer eine nach der anderen. Damit beschäftigte ich mich natürlich. Ich mußte immerhin darauf vorbereitet sein, daß er mich auch drannahm. Nun lachst du schon wieder! Ich sage dir doch, Aurin war mir schnuppe! Aber . . . aber . . . schön, also neugierig bin ich wahrscheinlich gewesen. Nicht nur, auch ein bißchen Trotz, weil ich abends nicht ausgehen durfte. Aber als diese rothaarige Matusch mich nun anulkte, kriegte ich Wut. Erst wurde ich rot, dann brüllte ich los. Ich als Jüngste hatte natürlich die Klappe zu halten. Selbstverständliche Regel. Ich stand Kopf. Vor Wut. Weil ich mich schämte. Ich habe der Kleinen alles mögliche vorgeworfen, ihren spleenigen Konfektionsfritzen, ihr Alter, für das sie gar nichts konnte, ihr . . . ach, ich weiß schon nicht mehr, was alles. Meschugge mit einem Wort. Und dann natürlich geheult. Kaum merkte ich aber, daß niemand wagte, mit Ausnahme der keifenden Matusch, mich herunterzuputzen, bekam ich wieder Oberwasser. Ich stehe auf, schneuze mich . . ."

Stralauer Tor!

„. . . komm, geh ein Stück mit, ich erzähle dir unten weiter. Hast du Lust?"

Ja. Und unten:

„. . . Und dann habe ich Elsbeth gefragt: ‚Hat Herr Aurin mich gewünscht?' Elsbeth will mich beruhigen. ‚Quatsch', sage ich, nehme meinen Diktierblock und ziehe stolz aus dem Zimmer. Wie ich draußen in dem dunklen Korridor stehe, wird mir hundsmiserabel. So gewissermaßen Lampenfieber. Du mußt wissen, von den direkten Handgreiflichkeiten hatte ich wüste Vorstellungen. Ich dachte, Aurin werde mir zumindestens gleich einen Kuß geben. Ich klopfe an, er sitzt an seinem Pult und liest einen Brief. ‚Aha, Fräulein Sommer!' sagt er nicht besonders freundlich, ‚warten Sie einen Moment!' Ich setze mich. Als ich zum erstenmal beim Zahnarzt warten mußte, hatte ich dieselben Gefühle. Frierst du? Komm, gib mal deinen Arm her . . ."

Sie hakte sich bei mir unter, mir wurde wärmer.

„. . . also stelle dir mal die Szene vor. Ich muß schon sagen, ich war enttäuscht. Das hatte ich mir anders vorgestellt. Der diktiert mir also einen Brief, ruhig und langsam. Ich bin zuerst etwas unruhig, aber dann schreibe ich immer schneller und sicherer. Der zweite Brief. Der dritte. Ich bin fertig, er sieht mich an. Ich denke schon an nichts mehr. Auf einmal lächelt er und fragt: ‚Na, Fräulein Sommer, haben Sie schon eine neue Stelle?' Ich höre nun zum erstenmal aus seinem Munde von der

Ballade von der Reaktion

Von Theodor Riegler

Die Zeit blieb plötzlich zögernd stehn.
Ihr Gang war lahm und krumm.
Sie konnte nicht mehr vorwärts gehn
Und kehrte plötzlich um.

„Heut' merke ich mit einem Mal,
Ich war zu aufgeklärt,
Ich war", so sprach sie, „zu sozial,
Drum mach ich lieber kehrt."

Sie ging den alten Weg zurück
Hinunter in das Tal
Und zeigte mir das alte Glück
Von Anno dazumal.

„Was klirrt", so rief ich, „in der Luft?
Was türmt sich wild zuhauf?
Was stehen dort aus dunkler Gruft
Für Schatten trommelnd auf?"

Da sprach die Zeit: „Mein lieber Sohn,
Mir wird so warm ums Herz,
Hörst du den Klang der Reaktion,
Den Ton so hell aus Erz?

Jetzt kann ich wieder, welches Glück,
Wie einst heroisch sein."
Sie ging verträumt ein kleines Stück
Und schlief dann lächelnd ein.

Ihre Sorgen

(Th. Th. Heine)



Dem Volk fehlt Arbeit, Brot und Kohlen für den Winter, es muß etwas geschehen.



Die Regierung sinnt unermüdlich auf Abhilfe.



Endlich die Lösung: Die Badeanzüge müssen einen Zwickel haben!

Kündigung. ‚Nein', sage ich. ‚Na, wie wäre es denn, im Hauptbüro brauchen wir noch ein Fräulein.' Was soll ich sagen, natürlich ja. Ich lächle ihn dumm an. Plötzlich aber steht er auf, guckt mich genau an, lächelt infam, sagt: ‚Noch ein bißchen verschlafen, was? Wohl gestern zu lange gesumpft? Sie tanzen doch gern?' Ich ahnungsloser Engel fiel aus allen Himmeln. Erstens einmal wußte ich sehr genau, wie ich aussah, denn ein siebzehnjähriges Mädchen sieht bestimmt in den Spiegel, ehe sie in das Zimmer ihres Chefs geht. Und dann war ich nicht darauf vorbereitet, daß er mich plötzlich attackieren würde, dazu noch auf so eine Art. Alle Angst war wieder da. Ich hörte ihn undeutlich sprechen, er sagte ungefähr: ‚Gehe heute abend mit in die Magritbar, dir wird auch nicht gekündigt.' Damit war ich durchaus einverstanden, das ging mir nur zu schnell. Ich war einfach ein bißchen erschrocken. Wenn er mich sanft behandelt hätte, langsamer, nicht so nahe, nicht so robust, dann wäre wahrscheinlich alles anders gekommen. Aber so verneinte ich heftig auf seine zudringlichen Fragen. Ob ihn das nun gereizt hat, oder ob er Koketterie dahinter vermutete, oder aus sonst einem Grund, er tat das Dümmste, was er tun konnte: Er versuchte mich zu küssen. In seinem Zimmer, direkt neben euch! Wenn Aurin gewußt hätte, was für ein unbeschriebenes Blatt ich noch war, hätte er die Sache wahrscheinlich anders angefangen. Ich roch seinen Zigarettenatem, er packte mich fest an, und auf einmal kitzelte mich sein Schnurrbart. Da habe ich ihm vor Angst ins Gesicht gehauen und bin nach Hause gerannt. Ja. So hat sich die Geschichte damals abgespielt. Meine Schwester hat dann nachmittags meine Sachen aus dem Büro geholt, und da erfuhr sie, daß allen Angestellten der Zweigstelle offiziell gekündigt worden war."

*

Die drei Haltestellen vom Stralauer Tor bis zum Kottbuser Platz sind jämmerlich langweilig. Mond schien auf die Stuckfassaden, und ich marschierte mutterseelenallein durch die Kälte des frühen Morgens zurück. Fräulein Frieda Sommer muß eine sehr dumme Schwester haben, sonst hätte sie erfahren, warum ich sofort hinter ihr her geflogen bin. Als ein Mädchen zu uns herauskam und erzählte, Frieda sei heulend aus Aurins Zimmer gekommen und gleich nach Hause gerannt, als ich das hörte, war ich von ihrer vermeintlichen Unschuld so gerührt und von meiner Liebe so befeuert, daß ich zu Aurin hineinging und ihm prompt Nasenbluten verschaffte. Aber vielleicht weiß sie doch davon.

*

Und nun erfahre ich drei Jahre später aus dem reizenden blaß-schimmernden Mund dieses holden Mädchens — sie legt nämlich kein Rouge auf —, daß sie eigentlich nur zufällig und aus mangelnder Kenntnis der männlichen Psyche auf Herrn Aurin sauer reagiert hat.

Herbstklage der Zeitungsverleger

(E. Schilling)



„Die Bäume haben's gut, die färben jetzt ihre Blätter einfach braun — wenn wir nur auch wüßten, wie wir in diesem Herbst unsere Blätter färben sollen."

Kleine Zeitgeschichte

Auf falschem Posten

Auf der Börse schimpfte man heftig auf den General Schleicher, der mit seinen Aufrüstungsideen die langersehnte Haussebewegung im Keime zu ersticken drohte.
„Laßt mir den Schleicher in Ruh'!" protestierte da der Bankier F., „der Mann ist tüchtig, der Mann hat Energie, er steht nur leider auf falschem Posten. Finanzminister sollt' Schleicher sein!"
„Finanzminister? Ausgerechnet?" staunten die Börsianer. „Natürlich", nickte F., „wir brauchen schon lange einen Finanzminister, der so sorglich Kreuzer auf Kreuzer legt!" Spt.

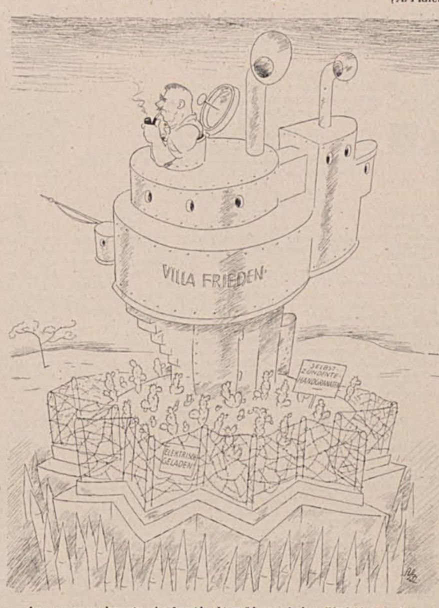
Bereinigte Feindschaft

Ein deutscher Fliegeroffizier, seit Wochen von seinen englischen Gegnern aus dem Weltkrieg, nun Kameraden, herzlich gefeiert, saß im engsten Freundeskreise in einem Londoner Klub.
Man plauderte vom Weltkrieg.
Da fragte ein junger Fant, der nie ein brennendes Flugzeug hatte abstürzen sehen, neugierig dazwischen: „Und Hitler?"
„Aber geh! Wo wir jetzt so gemütlich beim Kriege sind — nun plötzlich Politik! Der Krieg hat doch direkt was Völkerversöhnendes, nicht wahr?" Just

Politik aus dem Glauben

In unserer Hof- und Universitätsbuchhandlung sollte dieser Tage das große Eckschaufenster neu bestückt werden. Und zwar, wie seit langem üblich, mit aktuellen Büchern, die in brennende Gegenwartsprobleme einführen.
Zuletzt hatte man Literatur über den Nationalsozialismus ausgestellt. Jetzt sollte Papen und sein Programm den Beschauern und präsumtiven Lesern nahegebracht werden.
„Was werden wir da nun als Kernstück ins Schaufenster legen?" fragte der Chef mit sinnender Miene.
„Am besten Bibel und Gesangbuch!" schlug der allezeit vorlaute zweite Verkäufer vor.

Das gepanzerte Eigenheim — (A. Pichel)



der angenehmste Aufenthalt während des Wahlkampfes.

Lieber Simplicissimus!

Ein paar Tage vor Allerheiligen stand ich vor einem Blumenladen. Neben mir eine Frau mit ihrem kleinen Töchterchen. In dem Schaufenster lag ein kleiner Kranz, wissen Sie, so aus Glasperlen, Papierblumen und Draht. Mit einem Emaille-Engel. Die Frau (versonnen): „Guck emol, wie goldisch, for e Kinnergräbche!"

*

Mein alter Freund Perlitzer, der seinerzeit ein allmächtiger Direktor der gottseligen Depositenbank war, sieht jetzt sehr herabgekommen aus, gewissermaßen vom Zahn der schlechten Zeit angenagt. Sein Gesicht ist bleich und vergilbt, die ihrer stützenden Fettpolster beraubte Haut hängt ihm schlaff über die Wangen herunter.
Neulich plauderten wir von vergangenen Tagen.
„Erinnern Sie sich noch", fragte ich ihn, „wie wir uns damals in Karlsbad getroffen haben . . .?"
„Ob ich mich erinnere!" seufzte der alte Perlitzer, von der Erinnerung überwältigt, „mein Gott und Herr, wo sind die schönen Zeiten, wo ich immer unter Verdauungsstörungen gelitten hab'!!" Salpeter

*

Unsre Scheuerfrau ist auch Scheuerfrau in einer Mädchenschule. Auf diese Weise sind wir im Lauf der Zeit über die Privatverhältnisse der weiblichen Lehrkräfte, sowie des männlichen Direktors vollkommen orientiert.
Vorige Woche kulminiert der vielfältig verschlungene Roman in einer Katastrophe. Der Direktor ist versetzt worden. Die Scheuerfrau kleidet ihre Erklärung in die Worte: „Wissen S', er hat halt abends im Englischen Garten mit dem Lehrkörper verkehrt."

Randbemerkung

Durch den Zwickel wird die Badehose endlich ganz und gar der Moral angepaßt. Sie erhält ebenfalls einen doppelten Boden.



Egon Erwin Kisch: Asien gründlich verändert. (Erich Reiß, Verlag, Berlin.)

Kisch folgte dem Zuge seines Herzens und übersiedelte nach der Sowjet-Union, um an der Charkower Universität eine Professur für Journalistik zu übernehmen. Daß er aber als Wissenschaftler keineswegs sein eigentliches Metier vergessen hat, zeigt sein neuestes Buch. Der im besten Sinne des Wortes gekischte Bericht gibt Einblicke in die asiatischen Sowjetländer am Fuße des Pamir und an der afghanischen Grenze. Der rasende Reporter erzählt von Baumwoll-Kollektiven, Seidenraupenzucht, Bewässerungsprojekten, hygienischen und industriellen Maßnahmen in Ländern, deren Namen wir aus Tausendundeiner Nacht kennen. Kisch zeigt die Verwandlung des orientalischen Menschen durch die neuen Lebensaufgaben der Sowjet-Wirtschaft, er zeigt aber auch die süßen und bitteren Reste, die das erst im letztvergangenen Jahrfünft abgeschüttelte asiatisch-despotische Feudal-System hinterlassen hat. Ein außerordentlich fesselndes, ein außerordentlich beweiskräftiges Buch; es sei allen denen zum Lesen empfohlen, die in der Form spannender Unterhaltung Belehrung über die umwälzenden Strukturveränderungen der Gesellschaft in Sowjet-Asien zu empfangen wünschen.

Georg Schwarz

Felix Somary: Krisenwende? (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Somary, der überaus einsichtige und weitsichtige Schweizer Bankier, der übrigens zuerst durch seine exakte Voraussage des Kreuger-Zusammenbruches Aufsehen erregte, bringt in diesem Buch nach einer genauen, selbst den Fachmann durch Klarheit und Tiefe verblüffenden Analyse der augenblicklichen weltwirtschaftlichen Situation auch positive Vorschläge, stellt sie gleichsam zur Diskussion. Er empfiehlt die Gewährung gewisser Ausfuhrkonzessionen auf einen längeren Zeitraum an Amerika gegen absolute Streichung der Forderungen. Hiermit werde eine unmittelbare Hebung der Lage in den amerikanischen Rohstoffzentren erreicht, von denen die Krise ausgegangen sei, und die langsame Besserung der Rohstoffpreise werde die Weltkrise beenden. Außerdem fordert Somary Ehrlichkeit in den Bilanzen und mutiges Eingeständnis der Lage, da auf diese Weise am ehesten eine Steigerung des Vertrauens zu erreichen sei. Wenn er in der ungewöhnlicnen Höhe zinshungrigen Bereitschaftsgeldes und in dem außerordentlich niedrigen Kurs für deutsche Anleihepapiere, mit dem die Börsen die schlimmsten Eventualitäten bereits gleichsam diskontiert haben, eine gewisse Garantie für die Überwindung der Krise sieht, so bedauern wir nur, daß er zu wenig auf die Hebung der Massenkaufkraft als einen der wichtigsten Faktoren zur Belebung der Wirtschaft eingegangen ist. Alles in allem aber macht er Vorschläge, die der ernsthaftesten Beachtung aller betreffenden Kreise würdiger sind als die phantastischen Projekte, welche heute vielfach umgehen. Dieses schmale, aber inhaltsschwere Büchlein, jedem verständlich, der ab und zu den Handelsteil seiner Zeitung liest, wird auch den Eingeweihten überraschen durch manches bisher weniger bekannte Detail.

Charly Conrad

Jakob Wassermann: bula matari, Das Leben Stanleys. (S. Fischer, Berlin.)

Mit großem Können und klarer Einfühlung wird hier die Biographie eines Mannes angelegt, dessen ungewöhnliches Schicksal spezifische Wesenszüge seiner Zeit, der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts, aufweist. Es war Wassermann bei dieser mühvollen und langwierigen Arbeit in erster Linie um eine typologische Erkenntnis zu tun. Er bemächtigte sich des ungeheuren Materials, um den entscheidenden seelenkundlichen Befund zu erbringen, und er hat ein Prachtstück jenes Typs herausgestellt, den die Charakterkunde seit Klages den „Täter" nennt. Es ist der von der Tat besessene, ruhlos trachtende Mensch, der allein um des Handelns willen handelt, um des Wollens willen will, und der am Ende des erreichten Zieles leer ausspäht und keinen Widerstand mehr findet, den er überwinden könnte, der sich so weit hinausgetrieben hat aus dem frühen Seelengrund, daß er den „Weg nach Innen" verlor. — Wassermanns Schilderungen von den kühnen Durchquerungen Zentralafrikas, die Stanley als erster unter den abenteuerlichsten Umständen und Gefahren durchgeführt hat, sind von großer Anschaulichkeit, man liest dieses Buch mit jener fruchtbaren Spannung, in jener echten Gemütserregung, die uns nicht leer zurückläßt, die uns, wie bei den besten Werken Wassermanns, zu beinah schwermütiger Nachdenklichkeit zwingt.

Ernst Kreuder

Berufene Führer / Von Ernst Klotz

Was sie so im Herrenklub da reden,
Ist im Grund vielleicht derselbe Quatsch,
Den beim Bier die Spießer quasseln und Proleten
Und die Tanten so beim Kaffeeklatsch.

Nur daß die feudale Atmosphäre,
Graf, Geheimrat, schwerste Industrie,
Sie noch gegenseitig glauben macht, es wäre
Die Nation verloren ohne sie.

Was der Schuster Kunze Schneider Hippel
Mit viel Götz am Stammtisch demonstriert,
Wird im Klub genau so dumm von Herrn von Dippel,
Nur korrekter in der Form serviert.

Unterschied ist bloß: wenn Schuster Kunze
Sich zum Führer mal berufen fühlt,
Wird er für gewöhnlich schnell durch das Gegrunze
Seiner Nachbarn wieder abgekühlt.

Doch im Klub legt sich in ernste Falten
Jede Stirn, wenn wer von Führung spricht,
Und man denkt, man hat wohl nicht umsonst den alte
Herrn als Gast, und warum soll er nicht — — —

Siehst du, Kunze, alter Demokrate,
's kommt doch sehr drauf an, wen du als Gast,
Willst du eine Führerposition im Staate,
Neben dir am Stammtisch sitzen hast!

Der Ausweg / Von Ernst Kreuder

Leopold Lumm führt seit zehn Jahren die Geschäftsbücher der Firma Spielmann & Co., Lederlager, Frankfurter Straße 15—17. Ein großer, schmaler, schweigsamer Mensch. Er ist unverheiratet. Seine Freude ist ein Schrebergarten vor der Stadt, wo er sich mazedonische Schildkröten hält. Leopold Lumm gilt als unbescholten, fleißig und gewissenhaft.

An einem Freitag im Oktober ereignet sich folgendes. Herr Spielmann erhält um zehn Uhr ein Telegramm, das ihn nach Paris ruft. Er händigt Leopold sämtliche Schlüssel aus und schärft ihm die üblichen Vorsichtsmaßregeln ein. Es ist nicht das erstemal, daß Herr Spielmann geschäftehalber plötzlich verreisen muß. Leopold hört ihn aufmerksam an, macht sich Notizen, sagt einige Male „Gewiß, Herr Spielmann", dann reist Herr Spielmann ab. Am Montag wird er wieder zurück sein. Samstag ist das Geschäft ohnehin geschlossen. Leopold hat die Verantwortung nur bis zum Abend. Es muß hier noch gesagt werden, daß Leopold seit zwei Jahren nicht mehr in Urlaub gewesen ist. Herr Spielmann hat ihn seit dieser Zeit keinen Tag mehr entbehren können. Dafür soll Leopold nach Weihnachten ein Vierteljahr Urlaub bekommen.

Um sieben Uhr ist Geschäftsschluß. Etwa gegen sechs bemerkt eine Lageristin etwas Ungewöhnliches. Sie sieht durch die Türspalte, wie Herr Lumm langsam seinen Federhalter zerbricht. Er wirft die Stücke in den Papierkorb. Aber sie vergißt es wieder, denn sie hat draußen noch eine Anzahl Pakete zu machen. Nunmehr sieht es niemand, wie Leopold sich an dem Abreißkalender neben dem Pult zu schaffen macht. Er reißt die Tage wochenweise ab, bis es Weihnachten geworden ist. Alsdann legt er ein Rechnungsformular vor sich hin. Er nimmt einen Bleistift und beginnt etwas zu zeichnen. Er ist ein schlechter Zeichner, das Schiff wird etwas schief und bekommt zu dünne Schornsteine. Aber es ist zu erkennen, daß ein großer Dampfer über das Meer fährt und hinter ihm ein langer Zug von Schildkröten schwimmt. Dann zeichnet er eine Meeresküste mit hohen Palmen. Unter den Palmen steht ein Blockhaus. Dieses Bild betrachtet er lange. Er nimmt ein zweites Blatt aus dem Pultfach, eine Mitteilung, und greift zum Rotstift. Es entstehen in groben Umrissen die Linien eines weiblichen Körpers mit breiten Hüften, großen Brüsten und mächtigen Schenkeln. Langsam schreibt er darunter: Der unerfüllte Traum. Etwas tiefer schreibt er: Die Firma kann mich in Aßmannshausen besuchen. Dann steht er auf, blaß, ernst.

Im Lager unten ist noch Licht. Die Tür ist angelehnt. Er tritt ein, um nachzusehen. Auf der untersten Treppenstufe steht jemand. Es ist Fräulein Wendling, sie heftet gerade ihr Strumpfband mit einer Sicherheitsnadel zusammen. Leopold sieht atemlos hin. Sie hat kastanienbraunes Haar, volle Formen und ist etwas untersetzt. Leopold weiß in dieser Sekunde, daß er jetzt nicht mehr verzichten wird. Er drückt die Türe ins Schloß und schließt ab. Von der Lutherkirche nebenan schlägt es langsam und dröhnend sieben Uhr.

Das Mädchen hat die Gefahr erkannt. „Was wollen Sie denn?" fragt sie mit seltsamem Mund.

„Ich habe zugeschlossen", sagt Leopold, „es gibt jetzt keinen Ausweg mehr." Das Mädchen geht einige Schritte zurück. Leopold kommt die Stufen herunter. Der unerfüllte Traum. Er ist wach, er träumt nicht, jetzt wird er sich das nehmen, wonach ihn die Sehnsucht kaputt gemacht hat. Mit einem Schrei rennt das Mädchen davon. Leopold folgt ihr, er beeilt sich nicht, sie ist ihm sicher, sie kann ihm nicht entgehen. Jetzt hat alles ein Ende. Er hat die Schlüssel zum Kassenschrank. Oben auf einem hohen Stapel Leder entdeckt er das Mädchen. Er bleibt stehen. „Kommen Sie herunter", sagt er ruhig. Das Mädchen zittert am ganzen Körper. „Lassen Sie mich hinaus", schreit sie jetzt wild vor Angst, „ich schreie um Hilfe!" — „Es gibt jetzt keine Hilfe mehr", sagt Leopold, „kommen Sie herunter."

Er ist an der Grenze, er spürt, wie es über ihn kommt, sie wie ein Rasender zu vergewaltigen. Da fällt hinter ihm etwas mit schwerem dumpfem Schlag hin. Leopold zuckt zusammen. Ein großer Ballen Leder ist umgefallen. Jetzt folgt ein zweiter Ballen, er klatscht laut auf, eine Pappschachtel fliegt Leopold vor die Füße. Nun sieht er, daß ein hohes Gestell umzustürzen droht. Er springt hinzu und stemmt sich dagegen, drückt es an die Wand zurück. Dann schiebt er eine große Kiste davor. Von der Lutherkirche schlägt es halb.

Er kommt zu dem Mädchen zurück. Sie sitzt noch böse und still auf dem hohen Stapel. Die Raserei in ihm ist verflogen. Aber dieses Geschöpf dort oben gehört nun ihm. Er wird es nicht fortlassen, er wird warten, bis er es ganz bekommt. Zwei

(Schluß auf Seite 367)

Trost im Unglück

(Elsen)



„Weeßte, Hein, det eene kann unsereenem noch zum Trost jereichen, daß unser lieber Herrjott nach sechs Tagen ooch schon wieder keene Arbeet mehr hatte!“

Tage und zwei Nächte hat er Zeit. „Es ist gut“, sagt er zu dem Mädchen, „ich tue dir keine Gewalt an, ich komme morgen wieder.“ Während er zur Türe geht, hört er sie laut um Hilfe schreien. Er hält sich die Ohren zu. Er spürt, daß sie hinter ihm ist, er eilt die Stufen hinauf, schließt auf, reißt die Türe auf und wirft sie draußen zu, ohne zurückzuschauen. Dann schließt er zweimal herum. — Zu Hause schläft er erst gegen Morgen ein.

Er schläft nur einige Stunden. Man schläft nicht, wenn alles aufs Spiel gesetzt ist. Was wird nun kommen? Der Kassenschrank, der Staatsanwalt, die Meeresküste mit hohen Palmen? Unter den Palmen steht ein Blockhaus. Vor dem Blockhaus steht Fräulein Wendling, sie hat nur einen Lendenschurz um, sie ruft durch das Gazefenster, denn es ist Zeit zum Aufstehen. Leopold steht auf, Frau Plaß draußen ruft zum drittenmal.

Er trinkt den Kaffee, aber er ißt nichts dazu. Frau Plaß muß ihm eine Anzahl belegte Brote machen. Er packt sie in die Mappe und geht sofort ins Geschäft. Dort ist es unheimlich still. Hut und Mantel hängt er an den Haken, auf seinem Pult liegt noch, was er gezeichnet hat. Das Schiff, das Blockhaus, der geträumte Frauenkörper. Auf dem Kalender ist es Weihnachten. Draußen beginnt es leicht zu schneien. In der Dampfheizung hämmert es dünn. Jetzt steht er an der Tür zum Lager und horcht. Es ist still drinnen. Vorsichtig schließt er auf, tritt ein. Das Mädchen ist nicht zu sehen. Er sucht. Zwischen Kisten endlich findet er sie, schlafend. Sie liegt auf Holzwolle, mit einem Packtuch zugedeckt. Zehn Jahre hat er hier gebucht, diktiert, gerechnet. Am Montag kommt Herr Spielmann zurück. In seiner Abwesenheit hat sich etwas Unerhörtes zugetragen, ein Skandal, sein Buchhalter wird verhaftet. Leopold legt die Mappe hin, er streicht über das Haar der Schlafenden. Da erwacht sie. „Ich habe Ihnen etwas zu essen mitgebracht“, sagt er. Sie sieht ihn schlaftrunken an, sie erkennt noch nicht den Zusammenhang. Ihre Wangen sind zart gerötet vom Schlaf. Er nimmt zwei Äpfel aus der Mappe. Jetzt erinnert sie sich, mit einem Male ist ihr Gesicht wie entstellt vor Angst. Sie will aufspringen. Da hält er sie zurück. „Wenn Sie etwas gegessen haben“, sagt er ruhig, „gehen Sie nach Hause.“ Er hat auch eine Tafel Schokolade mitgebracht. Aber sie schüttelt den Kopf, sie weist alles zurück. Kein Wort spricht sie mit ihm. Sie steht auf, entfernt die Holzwolle von ihrem Kleid, ordnet mit den Händen ihr Haar. Dann verläßt sie das Lager. Leopold sitzt da, er blickt auf die Holzwolle, man sieht noch deutlich, wo sie gelegen hat. Dort hat sie gelegen die ganze Nacht, ganz allein, von der Lutherkirche hat sie die Stunden schlagen hören. Er legt Äpfel und Schokolade in die Mappe zu den belegten Broten und geht. Schließt sorgfältig ab. Die Schlüssel gibt er in Herrn Spielmanns Wohnung ab, im zweiten Stock. Er gibt sie Frau Spielmann persönlich.

Zwei Tage geht er in der Umgebung spazieren. Den Schrebergarten meidet er. Wenn er abends nach Hause kommt, fragt er Frau Plaß, ob jemand da gewesen sei. Am Montag bleibt er in seinem Zimmer. Gegen elf klopft Frau Plaß. Er wird kreideweiß. Dann tritt Fräulein Wendling ein. Herr Spielmann hat sie geschickt. Ob Herr Lumm krank sei. Leopold faßt sich. Jetzt kommt die Abrechnung. Fräulein Wendling sieht ihn gleichgültig an. Sie hat keine Angst mehr vor ihm. Leopold geht mit. Er wird nicht leugnen, es gibt keinen Ausweg. Er hat es getan, dabei ist im Grunde nichts geschehen. Das ist ein wenig lächerlich. Eine trostlose, halbe Sache. Sie gehen stumm nebeneinander durch die Straßen, grauer Schneehimmel, der Boden ist gefroren. Jetzt kommen sie in die Frankfurter Straße. Leopold sieht von weitem das gelbe Schild. Spielmann & Co., Lederlager. Es gibt keine Hilfe mehr. Er kann sich nicht in eine Krähe verwandeln und über die Dächer davonfliegen. Krah-rah. Plötzlich bleibt das Mädchen stehen. „Herr Lumm“, sagt sie und sieht ihm ruhig in die Augen, „ich habe niemand etwas davon gesagt.“ Leopold hat den Hut abgenommen, er lächelt verzerrt. Jetzt ist die Niederlage vollkommen. — Am Abend geht er mit Fräulein Wendling aus. Das ist der Ausweg. Er wird sehr lange dauern.

Wahrheit / Von H. Oscha

Ich traf den Tippelkarl,
der ist schon dreißig Jahre auf der Fahrt,
ein alter Mann mit grauem Haar und Bart.
Sein Anzug sind nur Reste.
Den alten Weisen fragte ich,
was ist das Beste?
Karl sah mich an.

Er sagte dann:
Das Beste
ist für dich 'ne Weste;
für mich sind's Stiefel an de Beene,
denn bald wird's kalt,
und ich bin alt
und hab' bis jetzt noch keene.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1932 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Bewegte Zeiten

(Jeanne Mammen)



„Ja, ja, vor lauter Politik und Geschäften denken die Männer schon gar nicht mehr an ihre Frauen." — „Ganz richtig, mein Mann läuft sogar aus Vergeßlichkeit schon dauernd mit anderen Frauen herum."

Stilblüten

„Eine königliche Frau", Hamburgischer Roman von Carl Schmitz: „Über kahle Vorgebirge armseliger Menschenweisheit hinweg voltigierte die wilde Jagd mit dem verwirrten bißchen Menschenverstand in die spekulativen Abgründe einer blühend erotischen Schreckenskammer der moralischen Inquisition."

*

Aus dem Roman „Die güldene Wehr", von Jürgen Roth: „Der Strahl seines wasserblauen Auges schoß in Alwins Pupillen, heftete, und wich wieder zurück."

*

Aus dem Roman „Über den Ozean", von Erich Ebenstein: „Aber das linke Auge, in dem aller Wille und alles Bewußtsein sich zu einer wilden Flamme verdichtet hatte, sprach unaufhörlich — nein, es schrie, tobte, brüllte, rang um die Herrschaft des Leibes, der nicht gehorchen wollte."

Allerseelen

Man pflegt an Allerseelen
die unermeßliche Schicht
der „toten" nur zu zählen,
aber die lebenden nicht.

Man putzt und schmückt die Gräber
sorglich landein, landaus.
Landaus, landein sind Treber
der Lebenden karger Schmaus.

Erst wenn sie sieben Schuhe
unter der Erde friert,
dann hat die Seele Ruhe
und wird auch noch hofiert.

Durch wieviel hundert Geschlechter
das wohl so dauern mag?
Und kommt einmal ein echter,
ein Aller-Seelen-Tag?

Ratatöskr

Juristendeutsch

Aus „Reichsgerichtsentscheidungen in Zivilsachen", Band 1, Seite 252. Definition der Eisenbahn:

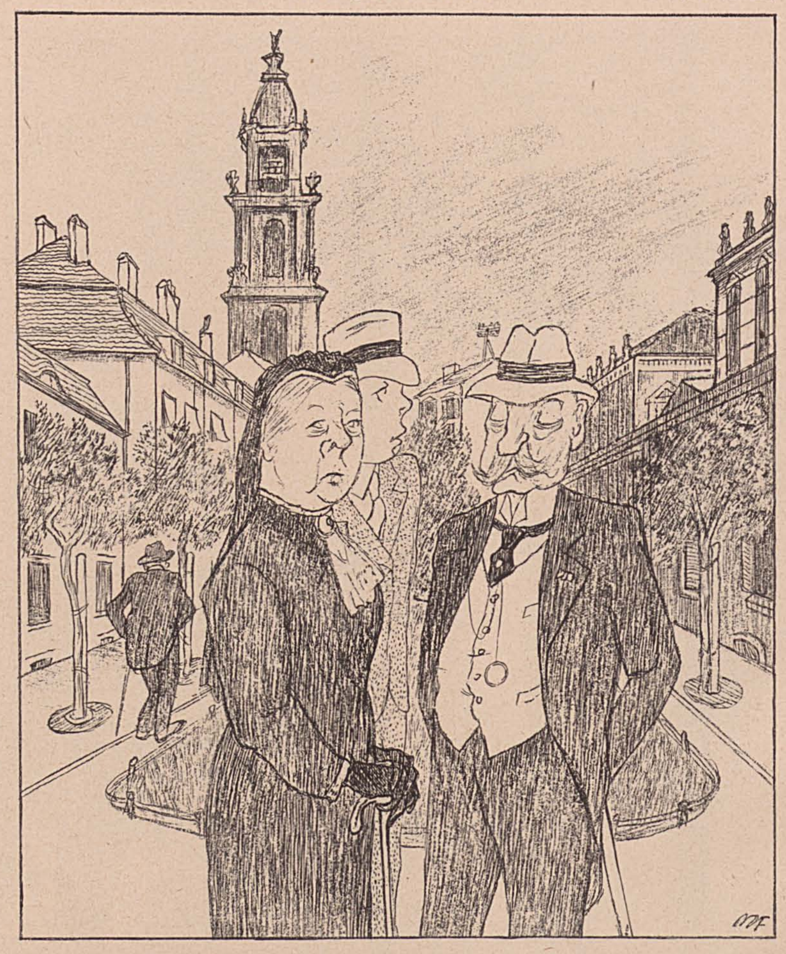
„Ein Unternehmen, gerichtet auf wiederholte Fortbewegung von Personen oder Sachen über nicht ganz unbedeutende Raumstrecken auf metallener Grundlage, welche durch ihre Konsistenz, Konstruktion und Glätte den Transport großer Gewichtsmassen, bzw. die Erzielung einer verhältnismäßig bedeutenden Schnelligkeit der Transportbewegung zu ermöglichen bestimmt ist, und durch diese Eigenart in Verbindung mit den außerdem zur Erzeugung der Transportbewegung benutzten Naturkräften (Dampf, Elektrizität, tierischer oder menschlicher Muskeltätigkeit, bei geneigter Ebene der Bahn auch schon der eigenen Schwere der Transportgefäße und deren Ladung usw.) bei dem Betriebe des Unternehmens auf dieselben eine verhältnismäßig gewaltige (je nach den Umständen nur in beschränkter Weise nützliche, oder auch Menschenleben vernichtende und die menschliche Gesundheit verletzende) Wirkung zu erzeugen fähig ist."

Die starke Hand rettet das Land

(E. Thöny)



„Sehnse, Baronin, 'n richtiger Herrenreiter versteht sich eben auf autoritäre Staatsführung. Kandare, Peitsche und fester Schenkeldruck, denn jeht ooch 'n republikanischer Gaul im Rechtsgalopp!"



„Blödsinniges Jerede: ne Nationalversammlung in Potsdam! Da müßte sich der olle Fritz ja im Grabe umdrehn, wenn hier bei uns so janz jewöhnliche Volksvertreter rumwimmelten!“

Im Vorübergehen / Von Trim

Oktobermorgen in Genua. Ich gehe durch die Via Rivoli, die zum alten Hafen führt; ein frischer Wind kommt vom Golf. Er trägt merkwürdige Töne an mein Ohr; ich glaube nicht recht zu hören. Ein deutsches Lied?
Wie ich näher komme, sehe ich vier Wandervögel, die typischen deutschen Erscheinungen, wie man sie jetzt massenhaft auf italienischen Straßen trifft.
Sie singen: „Am Brunnen vor dem Tore.“ Das ist nichts für Italiener. Viel zu schwer!
Die Jungens sehn betrübt zu den Fenstern empor. Niemand will etwas herunterwerfen. Einige Passanten stehn teilnahmslos herum und betrachten skeptisch die ungewöhnliche Ausrüstung.
Die Jungens wollen es mit Gewalt schaffen und stimmen in totaler Verkennung der italienischen Mentalität ein noch schwermütigeres Lied an.
Der einzige, der etwas gibt, ist ein Deutscher.
Wie ich weitergehe, spricht mich ein würdiger alter Genuese an, zeigt auf die Jungens, die recht bedripst herumstehn, und sagt: „Wie sich die Zeiten ändern! Früher haben unsere Leute so in Deutschland gesungen — — —!“
Er sagte es ohne jede häßliche Nebenabsicht. Es wog eine ganze völkerpsychologische Abhandlung auf.

Erinnerung / Von Kiekmal Den

In Neuyork befand ich mich einmal in einer wahrhaft gemischten Gesellschaft. Bohemiens aus Greenwich-Village, Autoren von Ruf — O'Neill, der Dichter des „King Jones“ und des „Haarigen Affen“ war auch dabei —, Filmschauspielerinnen — darunter die unermüdlich reizende Lilian Gish — und zwei Bankiers von Wallstreet, die sich im Verkehr mit dem lustigen Künstlervölkchen (das aber gar nicht immer lustig war) vom Götzendienst in ihren Cathedralen of Commerce erholten, brüllten in drei Sprachen durcheinander.
Der französische Komponist Varèse hatte kühn die brenzlige Frage aufgeworfen,

wann wohl das Land Gottes für den großen Kladderadatsch reif sein werde. „In hundert Jahren — vielleicht!“ sagte Mr. Morgenstern von Kuhn, Löb & Co. trüb, aber bestimmt. Er ächzte schwer unter dem Businessjoch und las nachts vor dem Einschlafen Gedichte von Mörike. Er war ein feiner Kerl — nichts dagegen zu sagen. Aber er schwor darauf: Das Gebäude, so morsch es sehenden Augen erscheinen mochte, halte bestimmt noch ein Jahrhundert aus.

Varèse brüllte: „Nicht zwanzig!“

Er war ein Künstler und Fanatiker. Man lächelte wohlwollend über soviel Naivität. O'Neill war auch ein Künstler, der Augen im Kopf hatte. Aber er war schließlich und endlich doch Amerikaner. Er rannte energisch wie irgendeiner gegen den tönernen Götzen an, aber er schüttelte dennoch skeptisch den Kopf und sagte: „Frühestens in fünfzig Jahren kracht es — und dann gründlich!“

Der andere Bankier grinste über soviel Kindlichkeit. Alles war gefestigter als je. Immerhin amüsant, diese Künstler sich so in Phantastereien verlieren zu sehen. Seriöse Männer genießen Kindlichkeit zwecks Entspannung. Man zog Jahre ab und schlug Jahre drauf. Man feilschte mit der Weltgeschichte. Es ging hin und her. Schließlich einigte man sich, daß in vierzig Jahren etwa die ersten schüchternen Anzeichen des großen Kladderadatschs bemerkbar sein würden.

Das war vor sieben Jahren.

Heute hat Amerika zwölf Millionen Arbeitslose, und eben lese ich, daß die Millionäre rapid im Aussterben sind. Der alte Morgan, der damals noch zweihundert Millionen wert war, ist heute knapp noch dreißig Millionen wert.

Wer hat da wieder einmal den besseren Riecher gehabt? Die Kinder oder die seriösen Fachleute?

Aufstieg der Begabten

(Wilhelm Schulz)



„Was soll bloß aus dir werden, wenn du dir das Lügen nicht abgewöhnst?“ — „Parteiführer!“

Rechtsum, links schwenkt marsch!

(Karl Arnold)



„Aha, langsam kommt man dahinter, daß die Sache zwei Seiten hat!"

Stuttgart, 6. November 1932 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 32

SIMPLICISSIMUS

Horoskop Deutschland

(Karl Arnold)



„Ich kann freilich nicht sagen, ob es besser werden wird, wenn es anders wird; aber soviel kann ich sagen, es muß anders werden, wenn es gut werden soll." *(Georg Christoph Lichtenberg)*

Balde, ach balde — — — / Von Karl Kinndt

Nun sitzt man bald wieder am Radio
und hört sechs Stunden lang Zahlen
und ist erbittert oder froh,
je nach dem Ergebnis der Wahlen.

Und hat man die Zahlen dann sorgsam addiert,
dann weiß man, wer diesmal gesiegt hat
und welche Partei wieviel Stimmen verliert
und welche sie dafür gekriegt hat.

Und welche Partei mit welcher Partei
im Fall einer Kombinierung
die Mehrheit habe und fähig sei
zu des Volks ersprießlicher Führung.

Und hat man dann alles schlau kombiniert,
muß man sich leider sagen:
solange Papen mit Schleicher regiert,
wird auch dieser Reichstag nicht tagen.

Man weiß, es bleibt beim ersten Skandal
nur die Lösung, ihn aufzulösen,
weil des Volkes Stimme wieder einmal
nicht Gottes Stimme gewesen — — —

Der Kontrollor / Von Wilhelm Lichtenberg

Der Straßenbahnkontrollor Anton Dworak hatte alle Aussichten, ungefähr das letzte Viertel seines bis dahin schon höchst geruhsamen Lebens in Glück und Behaglichkeit verbringen zu können. Wie auch nicht? Wenn man als ganz junger Mensch eine gesicherte, pensionsberechtigte Anstellung bei den städtischen Straßenbahnen erhält, und wenn man dann nach fünfundzwanzig treuen Dienstjahren zur Würde eines Kontrollors aufrückt, der sich die Züge, mit denen er fahren will, selbst aussuchen kann, ohne Halte- und Abfahrtssignale geben zu müssen?

Er versah seinen Dienst pünktlich und gewissenhaft, wie es eben seine Art war. Er hielt sich an den Haltestellen etwas verborgen, so wie es Vorschrift war, stieg erst im allerletzten Moment in den Wagen, und ging dann mit einem höflichen „Gestatten" von Fahrgast zu Fahrgast, die Fahrscheine prüfend und die obere linke Ecke einreißend. Zwei Jahre versah er jetzt schon diesen Dienst. Noch niemals in diesen ganzen zwei Jahren hatte es einen Anstand gegeben; er, der Anton Dworak, hatte Glück; die Wagen, die er kontrollierte, führten nur ehrliche Menschen, die ihre Staatsbürgerpflicht brav erfüllten.

Und abends? Ja, abends, nach acht Stunden behaglichen Dienstes, suchte der Kontrollor seine kleine Stammkneipe auf und träumte vom wohlverdienten Ruhestand, dem er mit hundert Straßenbahnwagen entgegenfuhr. Kurz, Anton Dworak hätte nie das Leid eines Menschen an sich selbst erleben müssen, wenn nicht schließlich doch ein unfreundlicher Sturm in seine sonst so windstille Lebensbucht hineingeblasen hätte.

Und das kam so: Eines Tages luden ihn seine Kollegen, die Straßenbahn-Kontrollore Wiens, zu einem Kameradschaftsabend. Es wurde ein sehr gemütlicher Abend. Man saß um einen hufeisenförmig arrangierten Tisch, festtäglich herausgeputzt, hörte sich einige schwungvolle Reden an und ging dann zum gemütlichen Teil der Zusammenkunft über. Natürlich sprach man vom Beruf. Zuerst über Allgemeines, dann ein bißchen Kritik an der Leitung. Und schließlich, ganz zuletzt, sprach man über die Praxis. Erzählte von den kleinen Schwindlern des Alltags, von den Versuchen, die Straßenbahn um den Fahrpreis zu prellen. Jeder der Anwesenden konnte mit höchst gelungenen Erzählungen aufwarten. Sie hörten sich in der Wiedergabe wie spannende, kleine Detektivromane an, die immer mit dem Sieg des Kontrollors endeten, der nach einem genialen Plan den Straßenbahn-Verbrecher zur Strecke brachte. Vielleicht waren alle diese Berichte ein wenig übertrieben, wahrscheinlich hatten sie sich tatsächlich etwas nüchterner abgespielt, und der Sieg der Kontrollore war leichter errungen worden, als es jetzt am Biertisch dargestellt wurde. Egal. Geschichten müssen nicht immer ganz wahr sein, um zu unterhalten. Hauptsache ist, wenn in ihnen ein lebendiger Kern steckt, der alle angeht. Und das war bei diesen Geschichten der Fall.

Dworak, von Natur aus schweigsam und ein wenig scheu, beteiligte sich an diesen Erzählungen nicht; schon deshalb nicht, weil es aus seiner Praxis nichts zu erzählen gab. Sein Dienst verlief stets glatt und reibungslos. Aber er hörte gern zu, denn die Geschichten interessierten ihn.

Plötzlich wurde er aus seiner behaglichen Schweigsamkeit durch die Frage eines Gegenübers aufgeschreckt: „Na, und du? Warum erzählst denn du nichts? Du mußt doch sicher auch schon viel Interessantes erlebt haben?"

Der Kontrollor Dworak zuckte zusammen. Die Frage brachte ihn in Verlegenheit. Er fand nicht gleich die richtigen Worte und konnte erst nach einer Pause antworten: „Nein . . . leider . . . ich muß sagen . . . ich erlebe gar nichts. In zwei Jahren habe ich nicht einen einzigen Fahrgast beanstanden müssen . . ."

Die Antwort wirkte sensationell. Die Umsitzenden begannen zu lachen. Einer erzählte es dem andern — bis ganz hinauf an die Spitze der Tafel — daß der Kontrollor Anton Dworak noch keine einzige Beanstandung im Dienste vorgenommen hatte . . . Dröhnendes, schallendes Gelächter brach aus. Ohne es zu wollen, wurde Dworak die Sensation dieses Kameradschaftsabends. Und einer sagte ihm ganz unverhohlen seine Meinung: „Mein Lieber, wenn alle Kontrollore so wären wie du, dann hätte die Straßenbahn ein noch größeres Defizit. Denn, nur ehrliche Menschen — nimm mir's nicht übel — das gibt es nicht!"

Dworak bekam einen roten Kopf und versicherte erregt, daß er seinen Dienst mit größter Gewissenhaftigkeit versehe und daß ihm bestimmt kein Schwarzfahrer durchrutsche: aber jetzt lachten die andern noch mehr, winkten mit verschmitzten Gesichtern ab und tuschelten untereinander.

Dworak benützte die erste Gelegenheit, um den Kameradschaftsabend der Straßenbahn-Kontrollore zu verlassen. Er kam sich beschämt und entwürdigt vor. Am Heimweg kam ihm erst das Lächerliche seiner bisherigen Tätigkeit zum Bewußtsein: da stieg er täglich auf mehr als hundert Straßenbahnwagen auf, riß von vielen tausenden kleiner, weißer Fahrscheine die linke obere Ecke ab. Und das war alles. Darin bestand seine Lebensaufgabe. Eine dumme, eine nutzlose, eine überflüssige Angelegenheit! Wenn es keine Schwarzfahrer gibt, wozu eigentlich dann die Kontrollore? Sein Ehrgeiz, auch etwas zu erleben, seine Macht, seine Findigkeit, wie die anderen, erproben zu können, war jetzt geweckt. Leider. Mit der Ruhe seines Lebens war es dahin. Zum erstenmal in seinem Leben kam er sich klein, unbedeutend, armselig vor.

Als er am nächsten Morgen seinen Dienst antrat, stand nicht mehr der stille, behaglich lächelnde Kontrollor Anton Dworak an der Straßenbahnhaltestelle, sondern ein Mann mit finster blickenden Augen und einem drohend verkniffenen Mund. Im letzten Augenblick, wie es seine Vorschrift war, sprang er auf den Wagen. Sein erster Blick galt den oberen Lüftungsklappen, die er bisher noch niemals beachtet hatte. Er erinnerte sich der Vorschrift, daß eine Seite der Lüftungsklappen auch bei strengster Kälte offen zu bleiben habe. Heute war es kalt. Sehr kalt sogar. Natürlich wird sich der Schaffner an die Vorschrift nicht halten. Er wird . . .

Nein. Die Lüftungsklappen sind ganz vorschriftsmäßig auf einer Seite offen. Anton Dworak preßt die Lippen noch fester zusammen, wirft dem Schaffner einen wütenden Blick zu und begibt sich in das Innere des Wagens. Er sagt wohl das vorgeschriebene „Gestatten", während er an den ersten Fahrgast herantritt, um sein Billett zu kontrollieren, aber es klingt wie eine Drohung. Der Fahrschein stimmt. Er geht zum zweiten, zum dritten . . . Er prüft lange. Er sieht sich die weißen Stückchen Papier von vorne, von rückwärts an . . . Alle stimmen. Es ist gegen keines etwas einzuwenden.

In sausender Fahrt springt er vom Wagen ab. Läuft Sturmschritt bis zur nächsten Haltestelle. Versteckt sich in einem Haustor; denn plötzlich ist ihm der Gedanke gekommen, die Fahrgäste hätten ihn bisher immer schon lange gesehen und Zeit gehabt, ihre Fahrscheine richtig zu lösen. Jetzt will er einmal aus dem Hinterhalt kommen. Vielleicht . . .

Nutzlos! Die Fahrscheine stimmen. Sie stimmen am ersten Wagen, sie stimmen am zweiten, dritten, vierten . . . Auf allen hundert Wagen, die er an diesem Tage kontrolliert. Eine besondere Tücke des Schicksals bringt ihn mit lauter ehrlichen Menschen zusammen. Er fühlt immer deutlicher, daß er eine lächerliche Figur ist; ein Kontrollor, der nur auf ehrliche Menschen stößt, ist eine lächerliche Figur.

Das geht so ein paar Tage lang. Er kommt schon gereizt in den Dienst, hat schlaflose Nächte hinter sich. Sein Leben ist plötzlich aufgewühlt und umgekrempelt wie ein Bauplatz, der jahrzehntelang als Gartenanlage diente und nun plötzlich seiner eigentlichen Bestimmung zugeführt werden soll.

Eines Tages hat er bereits den ersten Konflikt mit einem Schaffner. Er findet seinen Wagen übermäßig verunreinigt und stellt ihn scharf zur Rede. Der Schaffner wehrt sich; es kommt zu einem Wortwechsel. Die Fahrgäste nehmen gegen den Kontrollor Stellung. Der Kontrollor wieder nimmt gegen die Fahrgäste Stellung. Aber schließlich legt sich der ganze Rummel wieder. Übrig bleibt eine Anzeige des Kontrollors Anton Dworak gegen den Schaffner Nr. 1458, die diesem eine Nase seiner vorgesetzten Dienststelle einträgt.

Dann gibt es plötzlich auch Krach mit den Fahrgästen. Er beanstandet Fahrscheine, die ganz in Ordnung sind. Die Fahrgäste

Am Wahltag

Wieder turne
ich zur Urne,
wodarin das Schicksal webt
und ab Sechse
als Gewächse
sich konsolidiert erhebt.

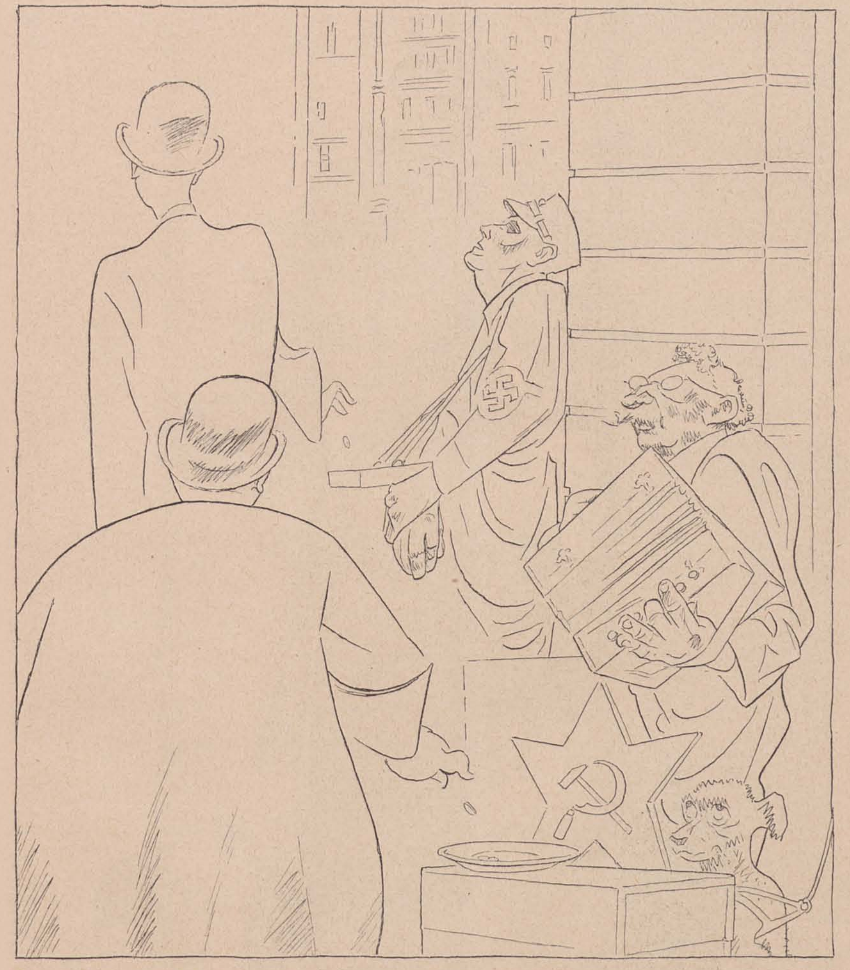
Ach, daß dieses
etwas Mieses
sein wird, ist wohl zweifellos.
Kaum geboren,
schon verloren,
sinkt es in den Zeitenschoß.

Mit dem Spaten
von dem taten-
frohen Kanzler wird's im Nu
abgefertigt
und beerdigt,
und dann rollt der Vorhang zu.

Was dahinter,
liebe Kinder,
nachderhanden sich begibt,
dies mit Wörtern
zu erörtern,
macht nach oben unbeliebt.

Ratatöskr

Die neue Politik der Sammlung *(Olaf Gulbransson)*



Die in Deutschland heftig grassierende politische Blindheit bewirkt eine starke Zunahme des Straßenbettels.

wehren sich, der Kontrollor ist nicht gesonnen, seinen Irrtum einzugestehen. Die Schaffner müssen für die Fahrgäste Partei nehmen, der Kontrollor beginnt sich an den Schaffnern zu rächen. Es regnet Anzeigen des Kontrollors Anton Dworak gegen die Schaffner seiner Strecke. Zuerst werden sie ordnungsgemäß behandelt; als sich aber herausstellt, daß die Anzeigen völlig grundlos sind, leitet man sie erst gar nicht weiter. Man wirft sie einfach in den Papierkorb. Es spricht sich herum, daß der Kontrollor Dworak im Oberstübchen nicht ganz richtig zu sein scheint. Man trägt ihm einen Erholungsurlaub an, er schlägt ihn aber aus und stürzt sich immer unangenehmer auf seinen Dienst.
Beschwerden laufen in der Direktion der Straßenbahn ein; sie betreffen fast alle den Kontrollor Dworak. Jetzt beurlaubt man ihn zwangsweise. Man suspendiert ihn ganz einfach vom Dienst. Aber es nützt nichts. Frühmorgens steht er bereits an den Haltestellen und springt die ersten auslaufenden Wagen wie ein wildes Tier an, ohne dazu berechtigt zu sein. Schlägt Lärm mit den Fahrgästen und beschimpft die Schaffner. Eines Tages wird sein Treiben so arg, daß ihn vier Männer mit Aufbietung aller Kraft halten müssen, um ihn daran zu hindern, daß er sämtliche Fensterscheiben eines Triebwagens zertrümmert.
Der Kontrollor Anton Dworak wird seine letzten Lebenstage leider nicht im wohlverdienten Ruhestand, sondern in einem Pavillon für unheilbare Geisteskranke verbringen. Und das alles nur, weil er nicht das Glück hatte, einem einzigen Schwarzfahrer auf seinen vielen Kontrollfahrten zu begegnen.

Frankreichs Sorge

(E. Thöny)



„Die deutsche Polizei ist furchtbar gefährlich, sie könnte uns eines Tages unsere ganze Armee verhaften!"

Kosmetik *(J. Fenneker)*

„Aber, Signorina, zwischen dem Paßbild und Ihnen besteht doch nicht die geringste Ähnlichkeit!" — „Mein Gott, ja, nun habe ich heute morgen ganz vergessen, mich ähnlich zu machen!"

Nachtfahrt im Personenzug . . . / Von Theodor Riegler

Wie im Krankenhause glüht
Im Coupé das Licht.
Aus dem Taschenspiegel sieht
Fremdes Angstgesicht.

Mädchen lehnt sich tief in Traum
Und Vergangenheit.
Leblos hängt im Fieberraum
Saum von ihrem Kleid.

Schauernd kommt hereingeweht
Nachtluft ab und zu.
Einsam in die Quere steht
Deutlich fern ein Schuh.

Einer, der die Welt verlor,
Fühlt die harte Bank,
Und sein Herz im Räderchor
Schlägt beengt und krank.

Schlaflos sinnt ein leerer Blick
Aus verlornem Grund,
Mann mit wippendem Genick
Döst mit offnem Mund.

Menschen sehn sich leblos an,
Und ein Wort geht schwer
Im gespenstisch wachen Bann
Traumhaft hin und her.

Reklame-Blüten

Anzeige in „Halberstädter Zeitung und Intelligenzblatt":

Hackerbräu
Sonntag, den 16. Oktober, und solange vorhanden: Gamsbraten nach Feinschmeckerart. Gamsragout. Den Bock schoß der bayerische Ministerpräsident Herr Doktor Held an den Hängen des Watzmann am Königssee (Bayerische Alpen).

*

Aus der „Neuen Mannheimer Zeitung":

Tüchtiger Metzger
nimmt noch einige Kunden zum Schlachten an bei billigster Berechnung. Angeb. unt. L T 10 an die Geschäftsstelle dieses Blattes.

*

Anzeige im Schaufenster eines Kolonialwarengeschäfts (Berliner Straße, Charlottenburg): „Kauft Adolf Hitler-Käse, den Leibkäse des Führers! Billig und voll Aroma!"

*

Anzeige aus der „Nationalpost", Nationalsozialistisches Organ des Gaues Brandenburg: „Zwei oder drei Leichen breites Grabgitter und ein gebrauchter Teppich verkäuflich. Offerten an die Exp."

*

In der „Mariborer Zeitung" (Jugoslawien) vom 6. Oktober finden wir im Inseratenteil in der Rubrik „Zu vermieten" das folgende kleine Inserat:
„Fräuleins werden aufs Bett genommen. Kumwald Grajska ul. 2."

Kleine Literaturgeschichten

Um die Jahrhundertwende wurde der Münchner Landschafter Alf Bachmann Stefan George in einer Gesellschaft vorgestellt.
Bachmann wollte dem Meister beweisen, daß er auch auf literarischem Gebiete zu Hause sei, und begann ein Gespräch über die zeitgenössische Lyrik.
George, der nicht viel auf seine deutschen Zeitgenossen gab, wandte sich schroff an Bachmann: „Ja, ja, die Herren Lyriker: sehen Sie sich nur an, wie die Kerle heißen — das sagt alles: Holz, Schlaf, Dehmel, Bierbaum . . ."

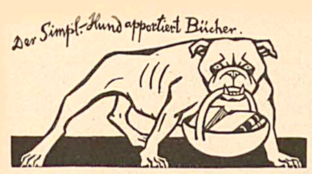
*

Anton Kuh saß im Café. Plötzlich kommt einer rein, der so aussieht, als ob man ihn anpumpen könne. Kuh stürzt zu ihm hin: „Lieber Freund, ich bin in der größten Verlegenheit. Kannst du mir auf einige Minuten dein Ohr leihen?"
„Mit dem größten Vergnügen", sagt der also Apostrophierte, „aber auch nur das Ohr!"

*

Von Günther Weisenborn, dem jungen Dramatiker, wird folgende Geschichte erzählt: Eines Tages lernte er ein nettes junges Mädchen kennen, Tochter eines Bankdirektors. Beim dritten Rendezvous erzählte sie ihm: „Du, Günther, ich habe Vater von dir erzählt. Er war sehr erfreut, als er hörte, daß du Dichter bist."
Günther, baß erstaunt: „Tatsächlich? Was ein vernünftiger Mann!"
„Ja, weißt du, mein erster Freund, den er hinauswerfen wollte, war Halbschwergewichtsmeister . . .!"

m-d.



Joseph Roth: Radetzky Marsch. Roman. (Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.)

Der Schriftsteller Joseph Roth, dessen glückliches Talent in der Fähigkeit besteht, bildhaft zu denken und zu schreiben, und diese Fähigkeit zugleich durch soziologische Analysen zu runden und zu vertiefen, erzählt in diesem neuen Roman das Epos vom Untergang der habsburgischen Dynastie. An der Familie der Trottas, deren Aufstieg mit einer Tat des Großvaters beginnt, der dem jungen Kaiser Franz Joseph in der Schlacht von Solferino das Leben rettet und dessen Schatten das Leben der folgenden Geschlechter verdunkelt, wird gezeigt, wie die Ideologie und die Lebenshaltung des altösterreichischen Adels, die von dem historischen Geschehen schon längst überholt ist, zerbröckelt, wie die Träger dieser Ideologie ein Scheindasein führen, wie sie den Dingen der Wirklichkeit hilflos gegenüberstehen, ihre Unzulänglichkeit spüren und die Sinnlosigkeit ihres Lebens. Roth ist in diesem Buche weniger Soziologe, der die Ursachen dieses Untergangs aufzeigt, als Dichter, dem es darauf ankommt, die Stimmung des Auflösungsprozesses, ja, man könnte fast sagen, dieser langsamen Verwesung zu gestalten. Und das ist ihm auf wunderbare Art gelungen; mag die Musik auch bei jedem Anlaß und bei jeder Gelegenheit den Radetzky-Marsch hinausschmettern, aus Roths Buch spürt man viel mehr das Sterben einer historischen Epoche, als ihre Lebensberechtigung, die sich noch lange durch die Klänge des Radetzky-Marsches vortäuschte. Sylvester Pepper

Lili Körber: Eine Frau erlebt den roten Alltag. (Rowohlt, Verlag, Berlin.)

„Wenn man die Sowjetunion im Ausland so unrichtig beurteilt, so beruht dies darauf, daß die Dinge sich von dort aus ganz anders darbieten" (S. 185). Dieser Satz wird aus vorliegendem Tagebuch verständlich, welches man jedoch zutreffender „Eine Kommunistin erlebt den roten Alltag" benennen sollte. Denn die Autorin ist leider voreingenommen. Eine wiener Journalistin, die sich drei Monate gastweise in verschiedenen Abteilungen der traktorbauenden Putilow-Werke zu Leningrad betätigt – da ist leicht reden. Sie kostet gleichsam nur Fabrikarbeit. Monate, Jahre hindurch an der gleichen Maschine bleibt immer anstrengend, namentlich für eine Intellektuelle. Aber schließlich ist jede Fabrikarbeit, nicht nur die – oder auch die in der Sowjetunion schwer und trostlos (ich spreche aus eigener Erfahrung anderthalbjähriger Fabrikarbeit in einer Lederindustrie). – Trotzdem gibt das Buch recht interessante Einblicke in das neurussische Privatleben. Am klarsten wird die Umwandlung wohl aus der Episode mit dem kleinen Jungen, der dem Hofhund zu beweisen sucht, daß er unrecht tat, seine Sandkuchen zu zertreten; denn er hält den Hund nicht für einen Schädling, sondern für ein noch unaufgeklärtes dörfisches Element. Wenn auch die angedeutete Liebesgeschichte am Schluß des Buches unnötig und ernüchternd wirkt, so offenbart sich doch aus der übrigen, recht anschaulichen Schilderungsweise der Autorin die große Lust und Liebe einer ungebrochenen Generation zur Gemeinschaft, zum produktiven Schaffen. Da sind wirklich Kämpfernaturen, die alles einsetzen für den Wirtschaftssieg der Union, für Erfüllung des Fünfjahresplanes.

Karl Kurt Wolter

Friedrich Sieburg: „Vergessene Historie: Vendée-Frankreichs rote Kinder. (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M., 1932.)

Die Ungerechtigkeit der Geschichte zeigt sich nicht bloß in dem, was geschieht, sondern auch in dem, was sie der Erinnerung wert aufbewahrt. Wie vieles ist vergessen, nur weil es menschlich, nur weil es seelisch echt war. Auch in der Geschichte ist der einzige Wertmesser — der Erfolg. Wenn Friedrich Sieburg hier vor vergessenen Gräbern der Vergangenheit Kränze niederlegt, so geschieht das nicht aus historischem Vollständigkeitsdrang heraus, sondern aus einem ergriffenen Herzen, das das tausendmal geschmähte und geschändete Bild des Menschen bis zum letzten Schlag liebt. Darum lesen sich diese beiden schlanken Bücher, obwohl sie nur das Geschehne aufzeichnen, wie Dichtungen. Beide Male, in der Erzählung von den Kämpfen der Vendée und ihrem nachtwandlerhaften Führer Charette und in dem Bericht über die vom Gang der Weltgeschichte zertretene Gemeinsamkeit der Franzosen und Indianer in den Anfängen Nordamerikas — beide Male neigt sich Sieburg vor der tragischen Vergeblichkeit eines heroischen Ringens für eine Idee, für einen Traum. Für Hektor, „den überwundenen Mann", zeugt hier einer, der inmitten verantwortungsloser Hysterie begriffen hat, daß es im Tun und Schreiben auf Mannhaftigkeit — auch sie fast vergessen — ankomme. „Frankreichs rote Kinder" sind außerdem ein wundervoller Beitrag zu der unbekannten und noch nicht geschriebenen Geschichte vom Stolz und vom Untergang der Indianer. Sollte nicht Sieburg diese Geschichte schreiben? Er wäre der Mann, um eine der größten Schandtaten der weißen Rasse wenigstens im Wort zu sühnen. Oskar Maurus Fontana

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Achton Friis: „Wilde weite Arktis". J. Engelhorns Nachfolger, Stuttgart.
Sigurd Christiansen: „Zwei Lebende und ein Toter". Piper, Verlag, München.
Albert Londres: „Terror auf dem Balkan". Phaidon-Verlag, Wien.
Erik Reger: „Das wachsame Hähnchen". Rowohlt-Verlag, Berlin.

Husarenliebe / Von Ernst Klotz

Es war einmal ein fescher Husar,
Der früher dazu auch noch Kronprinz war,
Und der versprach der Republik,
Er meidet jede Politik.

Doch ob mit Recht, ob nur mal im Suff,
Jetzt sprach er wie einst: „Immer feste druff!
Der alte Herr packt nächstens ein,
Dann werd' ich Reichsverweser sein!"

So sprach er und dachte sich wohl dabei,
Die Republik, ja die sei doch, die sei
Ein Mädchen und gehört ihm prompt,
Wenn als Husar er zu ihr kommt!

Die schwarzrotgoldene Unschuldsmaus,
So malt sich der Sportsmann in ihm das aus,
Setzt einfach seinen Jagdrekord
Um eine Nummer weiter fort.

Doch falls er balzt, der alte Husar,
Mach, Mädchen, den Standpunkt ihm deutlich klar,
Damit die Liebe ihm vergeht,
Wenn er vor deinem Fenster steht!

Winterhilfe für Kapitalisten

In das weiße Kleid der Unendlichkeit gehüllt, schon fast dem lieben Gott ganz nahe, setzten die Sendboten des Höchsten, die schwarzbegehrockten Seraphim der Nächstenliebe, das Mundstück der großen Rundfunktrompete an und bliesen den Hörern, was sie konnten, Opfermut ins Ohr.

Da sie dabei, wie selbstverständlich, mehr an den Christensinn derer appellierten, die selber aus Erfahrung wissen, wie bitter Armut ist, und weniger an jene, die diesem verdächtigen Geruche enthoben sind, so geriet die radioaktive Winterhilfe von selbst in eine zeitgemäße Richtung. Von jenen Ärmsten der Armen, die zwischen eingefrorenen Kapitalien von einer Million aufwärts zittern und darben, kann keine Hilfe erwartet werden; dagegen ist in jenen Kreisen, wo Kapital zwar nicht vorhanden, aber ein paar Mark doch zeitweise in flüssiger Form greifbar sind, der biblische Werberuf: „Den fröhlichen Geber hat Gott lieb!" immer noch zugkräftig.

So kam denn neben der gewöhnlichen, selbstverständlichen Winterhilfe, die eigentlich nur einen Austausch innerhalb derselben einen Schicht gemeiner Armer darstellt, eine höhergerichtete Winterhilfe in Bewegung. Wir können einige erschütternde Beispiele berichten.

Ein Knabe aus Landshut hat seine Briefmarkensammlung verkauft, mit der Absicht, drei im Elend verschmachtenden Baronen für den Weihnachtsabend ihr altgewohntes Kaviarbrötchen zu verehren. Welch eine Freude wird es auf den Adelssitzen werden, wenn der Kleine seine rührende Gabe darbringt! (Vielleicht schließt sich ein geneigter Leser mit einigen Flaschen Sekt an?)

Auf einem hinterpommerschen Landgut stieß kürzlich ein Großgrundbesitzer von vierzigtausend Hektar einen gellenden Hilfeschrei aus: er sei mit Frau und Kindern dem Verhungern preisgegeben, weil die Zölle immer noch zu niedrig seien. Sofort schickte ihm ein armer bayerischer Landwirt aus der Hallertau seine einzige Milchkuh; er zahlte sogar die Fracht, um den armen Pommern nicht zu belasten.

Zu dem großen Empfang der neuernannten Botschafter, Minister, Rundfunkdezernenten usw. in Berlin, der andernfalls bei trockenem Brot hätte vor sich gehen müssen, sandte eine Bäuerin aus dem Allgäu zehn Pfund Butter, und aus einem Ort im Isartal gingen drei ganze Emmentaler von je einem Zentner Gewicht nach Berlin ab.

Ein zwölfjähriger Bub aus dem bayerischen Wald hat seine vollständige Sammlung von Uniformen der deutschen Vorkriegsarmee dem Herrn Reichswehrminister geschenkweise überlassen, um bei der bevorstehenden kostspieligen Aufrüstung die Ausgaben für Neuentwürfe der Uniformen einzusparen.

Den rührendsten Beitrag tätiger Winterhilfe aber lieferten drei Mädel im Alter von zwölf, zehn und acht Jahren, Kinder eines abgebauten Kaufmanns in leitender Stellung, wohnhaft im Osten Münchens. Die Kinder, deren Vater bis heute die Wintersachen der Familie noch nicht beim Pfandleihamt auslösen konnte, strickten für drei Kohlenbarone im Ruhrrevier, mit denen sie allerdings weitläufig verwandt sind, je ein Paar weiche weiße Wollhandschuhe und sechs Paar dicke wollene Socken. Die Gaben gehen dieser Tage an die gewiß freudig überraschten Empfänger ab.

So macht man Winterhilfe in Deutschlands schwerer Not! Das ist tätige Nächstenliebe im Zeichen der Zeit! Liquide kleine Gehaltsempfänger, wo bleibt ihr? Ahmt das leuchtende Vorbild nach! Just

Geschäft mit Gott / Von W. J. Solsky

Er lebte ausschließlich von Betrug. Er betrog alle, ohne Ausnahme. Als er dreiundzwanzig Jahre alt war, beschwindelte er sehr geschickt seinen leibhaftigen Bruder und seine verwitwete Mutter. Im Alter von dreißig Jahren betrog er seinen einzigen Freund, der die Unvorsichtigkeit hatte, ihm sein Geld anzuvertrauen. Endlich im Alter von siebenundsechzig Jahren, als er schon vielfacher Millionär war, beschummelte er im Restaurant einen Kellner, indem er ihm eine falsche Fünfdollarnote in die Hand drückte, die er für fünfunddreißig Cent einem Jungen auf der Straße abgekauft hatte.

Aber als er sechsundsiebzig Jahre alt geworden war, zog er sich in den Ruhestand zurück und hörte auf, die Menschen zu betrügen. Er begann an seinen Tod zu denken. Er war ein gläubiger Mann und vermutete daher, daß ihn nach dem Tode nichts Gutes erwarte. Er mußte also, solange es nicht zu spät war, noch ein Geschäft machen — ein Geschäft mit Gott.

Bald darauf erschien in allen Zeitungen ein Inserat, das eine förmliche Sensation hervorrief. Der Alte verkündete, daß er auf dem Hauptplatz der Stadt einen ganz besonderen, großen Kasten aufstellen werde, in den jeder Mensch, ohne Unterschied des Geschlechts, der Religion, der Nationalität, der politischen Richtung und des Berufs, einen Wunsch in versiegeltem Kuvert hineinlegen könne. Einmal wöchentlich, am Sonnabend, werde der Alte, in Gegenwart seines Notars und der Vertreter der Presse, eines dieser Kuverte dem Kasten entnehmen. Den Wunsch, den es enthielte, verpflichtete er sich, unverzüglich zu erfüllen, „falls er überhaupt erfüllbar ist und im Rahmen der bescheidenen Mittel, die ihm zur Verfügung stehen, bleibt“.

Am ersten Sonnabend versammelte sich auf dem Platz eine riesige Menschenmenge. Es kamen Korrespondenten aus ganz Amerika, aus allen Ländern Europas, aus Japan und Indien und selbst ein Journalist aus der Stadt Barcelona, mit Namen Don Kohn. Die Polizei mußte die Menge zurückdrängen, dreiundzwanzig Filmoperateure und dreihundertfünf Photographen hielten den historischen Augenblick auf Streifen und Platten fest.

Punkt drei Uhr, wie verabredet, öffnete der Notar den Kasten. Er entnahm ihm ein versiegeltes Kuvert . . .

Die traditionelle Näherin, ein bescheidenes, schwindsüchtiges Mädchen, bat, ihr die Möglichkeit zu geben, eine eigene Nähmaschine neuesten Systems zu erwerben.

Der Brief der Näherin wurde laut, mit Hilfe der Megaphone, verlesen und abends durch das Radio über die ganze Welt verbreitet. Am nächsten Tage schlug man ihr gegen hohe Bezahlung die Stellung einer Bardame in der Bar „Olympia“ vor. Der Direktor der Filmgesellschaft „Pax- und Kriegsfilm“ trug ihr, zur Auswahl, zwei Rollen in seinen beiden Filmschlagern an: „Der Schrecken von gestern“ und „Das Flottenkonzert von morgen“.

Im Laufe der nächsten Wochen erfüllte der Alte noch eine Menge anderer Wünsche. Er besorgte der armen Stenotypistin Lisa die Aussteuer, so daß sie endlich den zweiten Buchhalter Korngold, mit dem sie seit acht Jahren ging, heiraten konnte. Außerdem bezahlte er die Spielschulden eines jungen Schauspielers, gab einem Homosexuellen die Möglichkeit Gesangsunterricht zu nehmen und rettete zwei Ladenbesitzer vor der Pleite.

Der Ruhm des Alten wuchs. Der Journalist Don Kohn verdiente allein bei diesem Geschäft neuntausend Dollar, wobei zu bemerken ist, daß er nur zehn Cent pro Zeile bekam und seine Rechnungen für Telegramme, die er an die Zeitung sandte, stets im Original vorlegte, so daß von einem Betrug oder Nebenverdienst keine Rede sein konnte.

Der Alte selbst rieb sich vergnügt die Hände. Jetzt hatte er etwas, womit er vor Gottes Gericht treten konnte . . .

Aber nach neun Monaten wohltätiger Beschäftigung geschah etwas völlig Unerwartetes. An einem Sonnabend erschien der Alte wie immer auf dem Platz, in Begleitung des Notars. Dieser entnahm, wie immer, dem Kasten ein Kuvert, das er öffnete. Viele Millionen Radiohörer spitzten die Ohren. Die Journalisten holten ihre Notizbücher hervor . . . Doch der Notar schwieg. Ohne ein Wort zu sagen, reichte er den Wunsch dem Alten hin. Dieser las ihn und — sagte auch nichts . . .

Die Menge auf dem Platz wurde unruhig. Die Journalisten stürzten auf den Alten zu; Don Kohn fragte: „Werden Sie heute den Wunsch nicht vorlesen?“

„Nein“, sagte der Alte.

„Aber Sie wollen ihn erfüllen?“

„Darüber muß ich mich mit meinem Juristen beraten.“

„Vielleicht ist dieser Wunsch unausführbar? Vielleicht ist die Summe zu groß?“

„Nein, es handelt sich überhaupt nicht um Geld. Der Wunsch ist an sich erfüllbar.“

„Sie weigern sich, uns mitzuteilen, worum es sich handelt?“

„Ich muß es mir überlegen.“

Der alte Mann wäre an diesem Tage beinahe verprügelt worden. Am anderen Tage waren alle Zeitungen voll der schwersten Vorwürfe gegen ihn. Sie schrieben, daß er ein notorischer Betrüger sei. Er habe sich selbst verpflichtet, und nun weigere er sich, dieser Verpflichtung nachzukommen. Das sei unerhört!

Aber der Alte konnte sich nicht entschließen. Den Wunsch erfüllen? Das mochte er ganz und gar nicht. Nicht erfüllen? Wenn Gott aber die Zeitungen las, in denen er als Betrüger und Halunke beschimpft wurde? Er hatte ja nicht mehr lange zu leben. Natürlich konnte man ihn nicht zwingen, diesen Wunsch zu erfüllen. Das war auch die Meinung seines Rechtsbeistandes. Aber er machte das Geschäft ja nicht mit Menschen, sondern mit Gott . . .

Seine Lage war schwierig. Drei Nächte schlief er überhaupt nicht. Am vierten Tag faßte er endlich den Entschluß.

Er führte den Wunsch des jungen Mannes — der sich als ein Landstreicher entpuppte — voll und ganz aus. Auf dem Hauptplatz der Stadt, um zwölf Uhr mittags, in Anwesenheit einer tausendköpfigen Menge, genau so, wie der junge Mann es verlangte. Jenen Wunsch, dem bereits Goethe in seinem Götz von Berlichingen klassischen Ausdruck verliehen hatte . . .

Am andern Tag jedoch starb der Greis vor Kränkung und Aufregung. Er starb mit ruhigem Gewissen und einem seligen, fast kindlichen Lächeln auf den Lippen. Das Geschäft mit Gott — das erste und letzte ehrliche Geschäft seines Lebens — hatte er redlich und ohne jeden Betrug erledigt.

(Autorisierte Übersetzung von O. Gabrielli)

Indischer Feigenkaktus
(Opuntia ficus indica)

(Rudolf Kriesch)



„Schau mal, Hedi, wie interessant, so was nehmen gewiß die Fakire in Indien als Feigenblatt.“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Sportliche Tragödie

(Th. Th. Heine)



„Sehn Sie mal, das war die Tennis-Weltmeisterin von 1900!"

Vom Tage

Vor dem 5. Zivilsenat des Reichsgerichtes in Leipzig wurde folgendes bemerkenswerte Urteil gefällt und unter Aktenzeichen 168/32 eingetragen:
„Der Begriff des W u c h e r s: ‚Ausnutzung der Notlage eines andern zur Herausschlagung ungerechtfertigter Vorteile' ist neuerdings dahin zu erweitern, daß auch derjenige Käufer einer Ware sich des Wuchers schuldig macht und wegen Wuchers bestraft wird, der den Kaufpreis einer Ware herabdrückt und diese zu billig einkauft."
— Endlich eine Handhabe gegen Lohndrückerei!

Th.

*

Die kanadischen Behörden haben eine überraschende Neuigkeit festgestellt. Daß die Ehescheidungen zurückgegangen sind, seitdem es dem Lande schlecht geht, ist eine bekannte Tatsache. Nun aber ist statistisch nachgewiesen worden: daß die Anzahl der Scheidungen genau im prozentualen Verhältnis zu der Weizenbaisse gesunken ist.
— Die Advokaten warten, daß ihr Weizen bald wieder blühe.

Teha

Der feinere Unterschied

Auf des hin sozusagen gewissermaßen, natierlicherweise bin i heuer im Sommer naus auf Tegernsee. Hab i mir denkt, redst amal mit die Leit, suchst dir ein ruhigs Quartierl, tust di du scheen einloschiern heraußen, laßt' die Stadt da hint und des ganze Gschwerl um und auf, sixt es, hast es g'hert, vastehst mi scho . . .

No, nacha bin i also naus. Hab g'redet damit, hab ein erstklassigs Loschi g'funden, nette Leit, billig und grad richti . . . aso g'miatli . . . aso schee . . . und ein Dirndl im Haus herum . . . no ma red ja net von dem, man sagt halt aso . . . aber sauber, nudlsauber kreizteifi überanand . . .!

Nacha bin i hig'standen mit dera Bäuerin, hab an Handl richti g'macht, und wia's halt aso geht, san mir zwoa mitanand ans dischkriern kemma. Wia daß steht mit dera Ernt', wieviel Tagwerk daß ham, was olls bringt und tragt und so furt. No schließli ham mir a g'red, wia's halt aso geht, von Bolidik, hama g'red . . . „und wos hots denn jetzt mit enkern Bauernbund, und was is jetzt mit dem, wos für a Meinung habts denn ihr da herum, han . . .“?

Na is Frauerl aber narrisch worn, Jesusmariandjos . . . ganz aufg'regt! Naa . . . da täts überhaupts durchaus garnix wissen davon, da tät ma si ja eh wie eh hart genug reden damit, o mei, o mei . . . ja da derfet sich eins um alls net zu weit außalassen, kunnt' ma leicht a weng an Handel damit ham . . . die taten eins ja sauber herschlagn . . . die taten eins ja umalassen, daß er si g'freun derfet, und pfüat di Gott, mei liaber Mensch, wann die amal oans in der Reißen ham . . . „Naa . . . i sag nix, i sag gar nixen, . . . denn sixt es, hast es g'hert, vastehst mi scho . . . da herum, da ham mir koan Bauernbund und kei nix und kei garnix und kei Volkspartei und kei Antisemititen und durchaus überhaupts gar kei anderes Ding mehra . . . da herum is olls, wos d' hikimmst, olls Nazi o d e r Hitler!“

Sebastian Hinterhuber

Ersatz

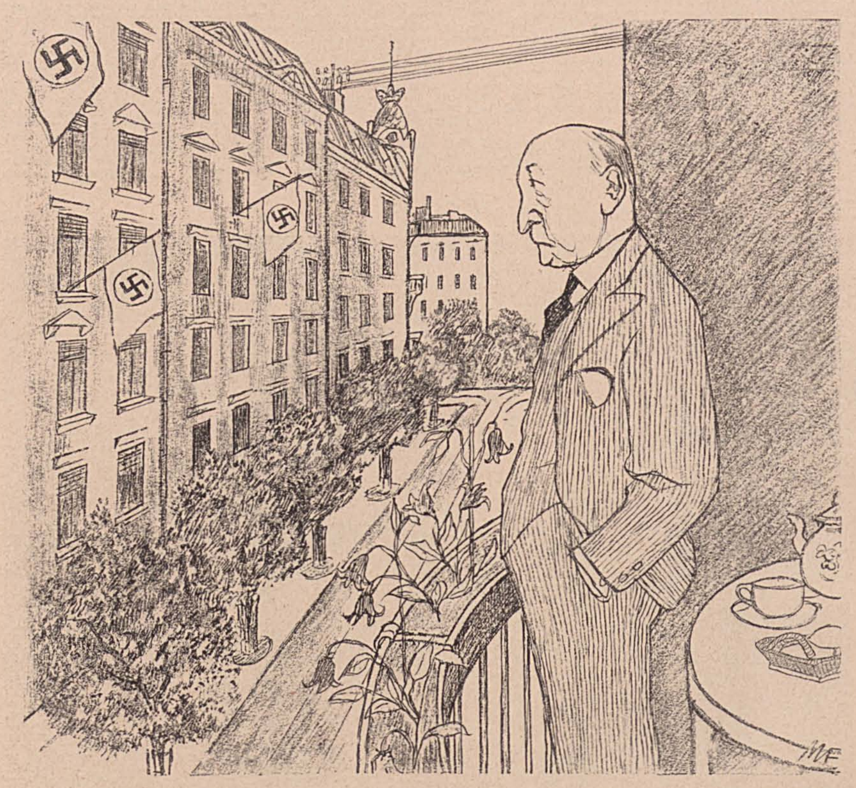
(J. Mammen)



„Nee, weeßte, Mieze, wenn wa unseren Tarif nich bald den Kinopreisen anpassen, denn wird det bessere Herrenpublikum allmählich von der Liebe janz zur Kunst abwandern!“

Praktischer Erfolg

(M. Frischmann)



„Man mag über die Bedeutung der nationalsozialistischen Bewegung denken, wie man will — der deutschen Fahnenstoffindustrie hat sie zweifellos zu 'nem gewaltigen Aufschwung verholfen.'

Volk ohne Raum / Parodie nach Hans Grimm von Robert Neumann

Zu Anfang dieses Buches muß das Wort gesagt sein: Belang. Es muß gesagt sein im Kruge von Lippoldsberg, dahinter der Garten ist mit der Eiche, darunter dies Buch geschrieben wird, aber es muß auch gesagt sein von Pfarrers Lippen in der Pfarre zu Hilwarthswerder oder weserabwärts zu Ödelsheim oder Gewissenruh, und es muß gesagt sein von Greises Lippen und Frauen und Jungfrauen Lippen, und von Kindes Lippen muß es gesagt sein, das Wort Belang, bis hinab zu meiner eigenen kleinen Holle Silberhaar.

Auch Cornelius Friebott sagte es. „Belang", sagte er. Er sagte: „Wenn der Englischmann in der Welt der Herr ist, so ist der Deutsche die Freiheit." Er dachte: „Es ist schwer, ich kann noch nicht alt sein mit einem Mädchen. Und jetzt wäre es besser, wir säßen drinnen bei Lichte, oder George wäre da oder der Alte oder Pastor Drews von Schiermonikoog oder der Kaufmann Hans Grimm oder irgendeiner oder auch nur Major von Heydebreck, den hätte man mit dem Fernschreiber rufen können, und er wäre vielleicht mit dem Selbstbeweglichen herübergekommen. Er sagte: „Es ist schwer mit mir." Er sagte: „Heute bekommen wir Regen." Er sagte: „Ja, wenn es anders wäre. Aber es ist nicht anders." Er dachte und atmete dabei einmal tief hin: „Es, es ist nicht anders." Sie sah ihn betroffen an, da wurde er rot, da wurde auch sie rot, da wurde er noch röter, da wurde sie noch röter als er und fragte leise: „Und, und wie soll das werden?" Sie fragte: „Und die Heimat?" Sie fragte und schnaubte sich die Nase dabei: „Und, und wir?" — „Und, und wir, Cornelius Friebott", dachte sie herb, sie hätte vielleicht gekrischen, aber sie krisch nicht, denn sonst konnte es malören, und ihr Leid, dachte sie, war ihr Leid, aber das deutsche Leid war größer. Und so ging das zu. Und sie sagte: „Belang."

Denn, denn zu Ende jedes Absatzes muß das Wort gesagt sein: Belang. Es muß gesagt sein, oder es muß gedacht sein ungesagt, und es muß gedacht sein zu Anfang und in der Mitte und zu Ende, beim Heran und beim Hinaus, unhörbar muß es gedacht sein, das Wort Belang, weserabwärts und weseraufwärts und weserseitwärts so oft und so lange, bis es uns ankotzt vor vieler Wiederholung. Und es kotzt uns an im Kruge zu Lippoldsberg und unter der Eiche, und zu Ödelsheim und zu Gewissenruh, und von Greises Lippe kotzt es uns an, das Wort Belang, und von Frauen und Jungfrauen Lippen, und von diesen besonders.

„Warum", dachte Cornelius Friebott, „warum sind wir Deutschen überall dort draußen in der weiten Welt so unbeliebt?" Da schwiegen sie alle. Und es war keiner, der ihm Bescheid gegeben und ihn darüber aufgeklärt hätte.

Und das wäre doch gar nicht so schwer gewesen.

An alle — aber nicht an einige

Senator Marconi hat anläßlich des Tages, an dem der Faschismus in Italien auf das erste Jahrzehnt zurückblicken konnte, eine Botschaft an die Intellektuellen der ganzen Welt gerichtet. Er lud sie namens der kgl. italienischen Akademie ein, sich in Italien aus eigener Anschauung von dem zu überzeugen, was der Faschismus alles für das Land getan habe. „Sehen Sie sich das Land, das durch die treibende Kraft einer Idee und durch das Schaffen eines Mannes entflammt ist, von den Alpen bis zum Ätna an! Sie werden willkommene Gäste des italienischen Volkes sein!"

— Die italienischen Intellektuellen selbst sind zum Teil, wie der Journalist Tulli, der Student Amendola, die Politiker Terracini, Secchia, Parodi und zweihundert andere, sogar Dauergäste des italienischen Staates, — allerdings in dem berüchtigten Zuchthaus Mastio in Civitavecchia. Just

Herbstmorgen / *Von Georg Schwarz*

Aufspringt der Wind und tanzt und läuft,
Der Strolch und Himmelsstreuner.
Im Hof, wo braunes Laub sich häuft,
Geigt ein Zigeuner.

Alleen stehn in rotem Brand.
Ein zarter Nebel feuchtet.
Es raschelt Weinlaub an der Wand
Und purpurleuchtet.

Süß riecht die Luft nach reifer Frucht.
Ein wolkenloser Himmel
Verschlingt in seiner blauen Schlucht
Schwalbengewimmel.

Reizt eure Drüsen!

In einem neuzeitlichen Gesundungshaus à la Mazdaznan in Südbaden sitzen die Patienten, nur mit Badehöschen bekleidet, auf Klappstühlchen im Garten, machen Schwimmbewegungen mit Armen und Beinen und singen dabei anhaltend:

„Schür's,
schür's,
schür's
Gedrüs!
Und dann genieß'
Durch dein Gesinn
Den Vollgewinn!
La, la, la!"

Die vielen ü und i in den Gesangsworten sollen eine die Kopfhaut und das Gehirn anregende Wirkung haben. — Hoffen wir's!

Daubmann und seine Propagandisten

(E. Schilling)



„Daß Sie sich fälschlich als Opfer des französischen Sadismus ausgegeben haben, ist eine Gemeinheit. Aber daß Sie den Schwindel eingestanden haben, das grenzt an Landesverrat!"

Wahlmüdigkeit

(Wilhelm Schulz)



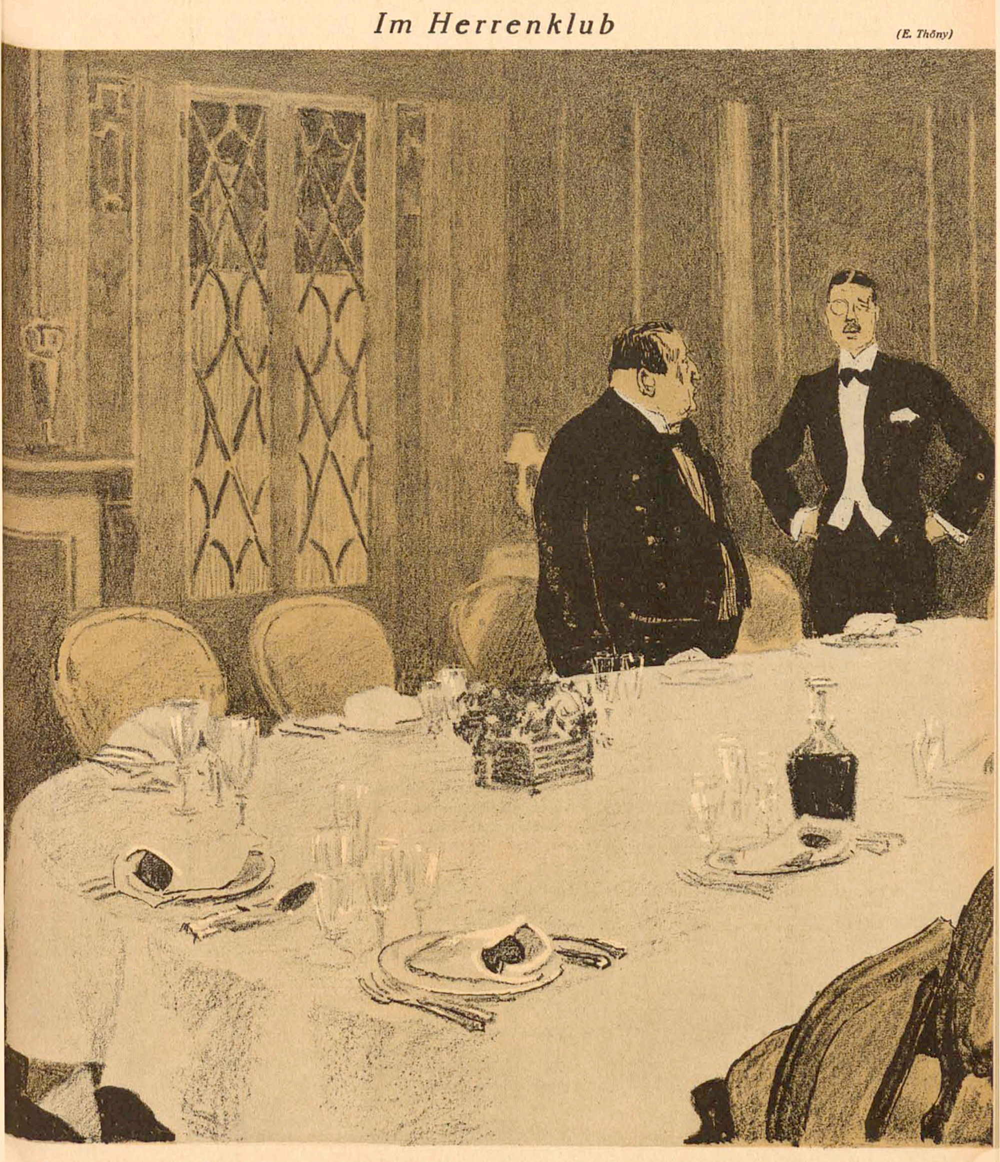
„Gell, Alte, daß du mich nicht eher aufweckst, als bis die Wahl vorüber ist!"

Stuttgart, 13. November 1932 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 33

SIMPLICISSIMUS

Im Herrenklub

(E. Thöny)



„Was ist denn heute los? Feiert Herr von Papen vielleicht den Wahlausfall?“ — „Nein, das ist schon der Leichenschmaus für den neuen Reichstag.“

Papens schwarze Stunde / Von Karl Kinndt

Dinge gehen vor in Preußen,
die das Kalb selbst nicht gewohnt —
alle frommen Bande reißen,
wo man diktatorisch thront.

„Ist's der Papen, geh zu Bumke!"
dachte Braun und klagte an,
worauf er nach langem Rumge-
würge schließlich halb gewann.

Doch die starken Hände reibt sich
Papen, spottend jeder Norm:
„Klappt die Sache nicht in Leipzig,
schaff ich's mit der Reichs-Reform!

ICH enthebe. ICH besetze
jedes Amt, wie's mir gefällt:
Jeder, welchen ICH nicht schätze,
wird entfernt und kaltgestellt!

ICH bin ICH (plus Herr von Schleicher).
ICH bin kein Verfassungs-Knecht!
Auch die Wahl stimmt mich nicht weicher — :
immer noch ging Macht vor Recht!"

Plötzlich fällt aus der Legende
schwarz ein Schatten über ihn —
Schreiben da nicht Geisterhände:
„Mene tekel upharsin" — ?

Die Bestie von Bogliasco

Eine wahre Begebenheit von Siegfried von Vegesack

Auf dem viereckigen, schattenlosen Dorffriedhof von Bogliasco liegt, mitten zwischen den ängstlich zusammengedrängten Gräbern und Kreuzen auf hohem Postament ein mächtiger, steingehauener Tiger. Keine Inschrift verrät die Bedeutung dieses seltsamen Grabmales. Ein Kriegerdenkmal im Tessin? Das ist doch nicht möglich. Als ich dann in der kühlen Osteria des Dorfes einkehrte, das mit seinen engen, kellerfeuchten Gassen, finsteren Torbögen und zerbröckelndem Gemäuer wie ein steinernes Geschwür sich an die besonnten Rebenhänge des Boglia ankrustet, ließ ich mir vom Wirt die Geschichte des Tigerdenkmales erzählen. Hier ist sie:

Die alte Rosina Cecchi hatte ihren Mann früh verloren und besaß weder Kinder noch Verwandte. Dafür war fast das halbe Dorf Bogliasco ihr Eigentum: viele Häuser, der Kastanienwald, die besten Weinäcker, — alles gehörte ihr. Sie war schon über siebzig, gichtig, zahnlos, verschrumpft, als sie eines Morgens zu Domenico humpelte und ihm folgenden Vorschlag machte: er solle alles erben, wenn er sie die letzten Jahre bis zu ihrem Tode bei sich aufnehmen und sie verpflegen wolle. Sie könne sich nicht mehr um ihren Besitz kümmern und wünsche sich nur noch einen sorglosen, ruhigen Lebensabend.
Domenico, ein noch jugendlicher, kräftiger Mann von vierzig Jahren, der nur einen kleinen Comestibili-Laden besaß, ging mit Vergnügen auf den Vorschlag der Alten ein. Solche Abmachungen sind im Tessin nichts Ungewöhnliches: wer keine Angehörigen hat, nistet sich bei Fremden ein, die ihn dann beerben. Ungewöhnlich war es nur, daß die reiche Rosina sich Domenico ausgesucht hatte, der fast der Ärmste im Dorf war. Aber vielleicht hatte sie es grade deswegen getan, um die anderen — der Wirt flüsterte und lächelte verschmitzt —, vor allem den gierigen Sindaco zu ärgern. Vielleicht dachte sie auch, daß der arme Domenico ihr besonders dankbar sein müsse und sie es bei ihm am besten haben würde.
Kurz und gut: die alte Rosina setzte schon am nächsten Tag beim Notar ihr Testament auf, in dem sie allen ihren Besitz Domenico vermachte, und bezog noch am selben Abend ein Stübchen über dem Comestibili-Laden. Ausdrücklich hatte Domenico sich verpflichten müssen, der Alten nach ihrem Tode ein schönes, steinernes Grabmal zu errichten.

*

Am Anfang ging auch alles sehr gut: die alte Rosina wurde wie eine Großmutter verehrt und gepflegt, bekam die schönste Minestra und Polenta, die saftigsten Stücke vom Weihnachtskater, jeden Sonntag einen Panettone. Die Alte, aller ihrer Sorgen um den Besitz enthoben, blühte auf, wurde mit jedem Monat immer jugendlicher und lebendiger: kletterte hurtig wie eine Eidechse die steile Treppe hinunter, hockte den Tag über auf der Steinbank vor dem Hause, schwatzte mit jedem, der vorbeikam, lernte das Zitherspiel und ließ sich ein funkelnagelneues Gebiß mit einem Goldzahn einsetzen.
Mit diesem Gebiß fingen die Streitigkeiten an: Domenico hielt es für überflüssig: was wirst du noch lange kauen, dachte er gereizt. Besonders ärgerte ihn der Goldzahn. Er hatte das Gefühl, daß er um dieses Stück Gold betrogen worden sei, das ihm da aus dem alten Munde jugendlich frech entgegenglänzte. Denn Rosina lächelte immer, um ihre neuen Zähne zu zeigen.
„Du kannst sie mir wieder herausnehmen, wenn ich tot bin", hatte sie lächelnd erklärt. „Ich brauche sie ja nur, solange ich lebe!"
Aber was fängt man mit einem alten Gebiß an?
Auch sonst hatte Domenico Sorgen: die Häuser waren verfallen, die Weinäcker schlecht bestellt. Überall gab es Reparaturen, Arbeit, beständige Plackereien. Er hatte keine Zeit mehr für den Laden, die Frau mußte ihn allein führen, kränkelte und starb. Nun saß der unglückliche Domenico mit drei kleinen Kindern und der alten Rosina da. Er mußte ein Mädchen nehmen. Aber kein Mädchen hielt es lange dort aus: es gab zu viel Arbeit, zu viel Ärger, zu viel Aufregung. Mit der Alten war das Unglück ins Haus gezogen. Die beiden jüngsten Kinder starben an Diphtheritis. Das älteste, ein Junge, bekam Kopfgrippe und wurde gelähmt.
Nur die alte Rosina war zäh und gesund wie ein Droschkengaul, lächelte mit ihrem Goldzahn, klimperte auf der Zither und wollte nicht sterben. Es war, als hätte sie sich durch das Testament nicht nur das Essen, sondern auch das Leben ihrer Erben erkauft. Der junge Domenico alterte, und die alte Rosina wurde immer jugendlicher. Sie kaufte sich sogar einen neuen Strohhut mit leuchtenden Samtrosen und einen bunten Sonnenschirm.

■

Allmählich verlor Domenico die Geduld: die „Bestie", wie er sie nannte, war jetzt schon achtzig. Zunächst beschloß er, sie einfach auszuhungern. Die Minestra wurde immer dünner, die Polentaportionen immer kleiner. Aber die Alte ging dann einfach in den Laden, holte sich, was sie brauchte, und kochte es selbst. Als Domenico sie hinausstoßen wollte, hob sie den Arm und lächelte so merkwürdig, daß er erschrocken zurückwich. Nein, aushungern konnte er sie nicht. Da beschloß er, sie auszusetzen.
Als Rosina wieder einmal nach Lugano humpeln wollte, um sich ein neues Kleid zu kaufen, überredete Domenico sie, mit ihm nach Mailand zu fahren, wo es viel feinere Seide gäbe. Sie setzten sich in den Zug und fuhren los. In Mailand kehrten sie in einer Trattoria ein. Domenico bestellte einen schweren Barbera. Dann ließ er die völlig berauschte Rosina mitten im Straßengewühl stehen, rannte davon und fuhr mit der Bahn nach Hause.
Die Alte, die nur noch lallen konnte und kein Papier bei sich hatte, wurde vom Gendarmen in einem Heim für Schwachsinnige abgeliefert, wo sie monatelang als Geistesgestörte behandelt wurde. Niemand glaubte ihr, was sie von ihren vielen Häusern erzählte. Bis eines Tages durch Nachforschungen die Geschichte herauskam und die längst Totgeglaubte wieder lächelnd vor dem entsetzten Domenico stand und ihr Stübchen über dem Comestibili-Laden bezog. Er behauptete, sie damals im Gedränge verloren zu haben.

*

Die „Bestie" ließ sich weder aushungern noch aussetzen. Und ans Sterben dachte sie erst recht nicht. Nun war sie schon fast neunzig, — springlebendig wie eine Capra, und nicht tot zu kriegen, wie eine zähe Katze im Sack. Aber da, kurz vor ihrem neunzigsten Geburtstag, starb sie endlich doch, — und merkwürdig plötzlich.
Zögernd fuhr der Wirt mit gesenkter Stimme fort: „Und vor ihrem Tode hat die alte Rosina den Domenico laut verflucht, — die Angelina, unsere Tochter, hat es unten im Laden gehört."
Die schon Bestattete mußte ausgegraben werden, die Leiche wurde untersucht. Aber man konnte keine Spur von Gift entdecken. Dann wurde die Tote wieder beerdigt. Domenico setzte ihr aber den schweren steinernen Tiger auf das Grab mit der Inschrift:

„BESTIA — BESTIAE!"

Die Inschrift mußte er zwar auf Verlangen des Geistlichen entfernen. Doch der Tiger blieb und bewacht noch heute die Tote, damit sie nicht auferstehe.
„Domenico hat aber nicht viel von seinem Reichtum", schloß der Wirt die Erzählung: „die vielen Häuser verfallen, die Mauern zerbröckeln, niemand will darin wohnen. Und er selbst wurde seit dem Tode der Alten von einem sonderbaren Zittern befallen. Sehen Sie, — da kommt er!"
Ich blickte zum Fenster hinaus. Dort, in der dumpfen Kellergruft der engen Gasse kam schlenkernd, mit wackelndem Kopf und zitternden Händen ein alter Mann daher. Hilflos blieb er stehen, zwischen seinen vielen leeren zerbröckelnden Häusern, mit seinen leeren, immer zitternden Händen.
Nichts war ihm geblieben, der alles zu besitzen hoffte. Die Bestie triumphierte auch im Tode.

Gesetzt den Fall

Von Ratatöskr

Gesetzt den Fall, dem Herrn von Papen
ging', was er möchte, durch die Lappen,
und es begäbe sich ein Riß,
der gegen das Programm verstieß' . . .

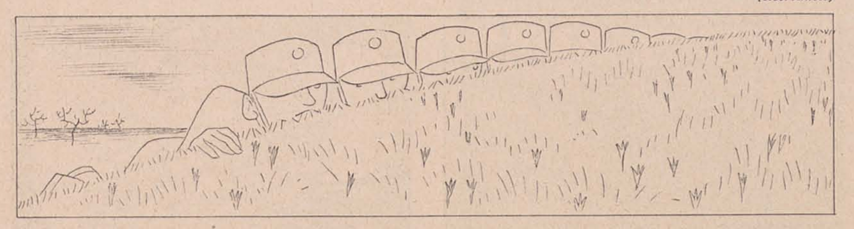
Gesetzt sodann den Fall, Herrn Kaasen
erwüchse aus dem Flötenblasen,
womit er uns beseligt hat,
ein ungeahntes Resultat . . .

Gesetzt den Fall, es würde glücken,
verschiednerlei zu überbrücken,
und Fronden — völlig ungewohnt —
verhärteten zu einer Front . . .

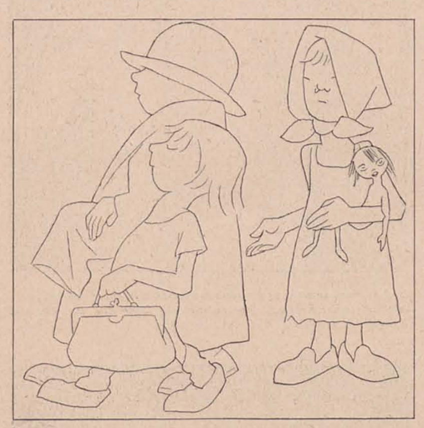
Was würde sich daraus ergeben?
Wer würde kommen? Wer entschweben
bei diesem Aufeinanderprall? . . .
Ich sage nur: Gesetzt den Fall . . .

Wie die Alten sungen

(Karl Arnold)

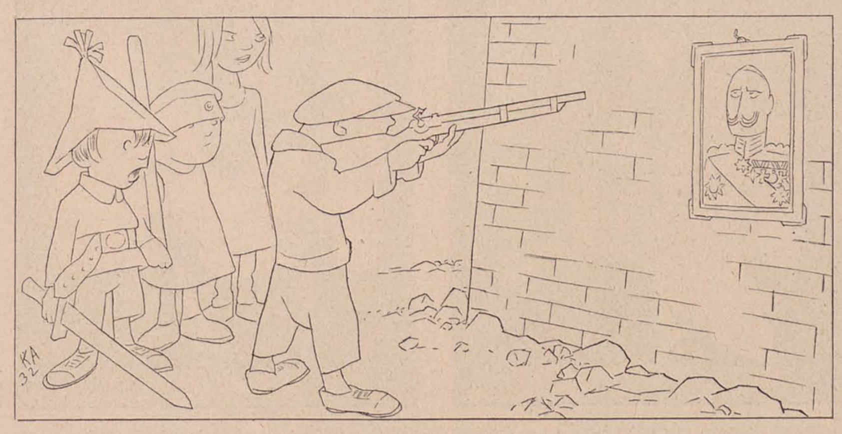


Krieg spielen: *„Du kannst unmöglich austreten, da sieht dich der Feind! Sei ein Mann und mach in die Hose!"*



Bourgeois spielen: *„Bitte eine Kleinigkeit fürs Kind!" — „Haben selbst Kinder."*

Regierung spielen: *„Nicht immer arbeitslos mimen, Paule, komm in die Tonne, wir spielen Ankurbelung der Wirtschaft!"*



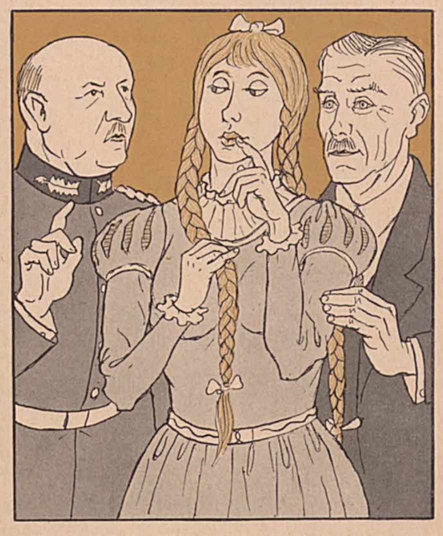
Revolution spielen: *„Gebt Feuer!"*

Das neue Märchen vom Froschkönig

(Th. Th. Heine)



Es war einmal ein Froschkönig, der lebte in einem braunen Sumpf. Er hatte nichts als ein großes Maul und war weder gut anzusehen, noch gut anzuhören.



Und es war eine reine und schöne Jungfrau mit Namen Germania, arm, aber von edler Herkunft. Der redeten alle Leute zu, sie sollte den Froschkönig heiraten.



Da faßte sich die Jungfrau schließlich ein Herz, und nahm den Froschkönig in ihr Bett und gab ihm einen herzhaften Kuß.



Und, siehe, da verwandelte sich der häßliche Frosch plötzlich in einen schönen Prinzen, und wenn sie nicht doch noch sterben, dann erleben wir es morgen.

Vom Tage

Die Zeitung „H. N. am Mittag" (Hamburg) berichtet über die Hochzeitsfeierlichkeiten in Koburg:

„Nachdem die Fürstlichkeiten ihre Plätze eingenommen hatten, begann die Trauerfeier mit dem Orgelspiel Präludium und Fuge C von Bach. Stadtpfarrer Dr. Schanze hielt die Trauerrede über Psalm 71, V. 3." — Ein tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Druckfehler!

*

Am Sonntag, dem 2. Oktober, übertrug die Berliner Funkstunde ein Rugbyturnier vom Platz des Sportklub Charlottenburg. Der Sprecher, ein Herr Dr. Christian Weil, verzapfte dabei folgende Weisheit:

„. . . findet das heutige Spiel natürlich erst heute statt, denn im August war ja noch Sommer . . ."

Wobei der Herr leider zu erwähnen vergaß, daß es feucht ist, wenn's regnet.

*

In einem vom „Vorwärts" zitierten nationalsozialistischen Werbeschreiben, das zum Beitritt in den „Sturm 114" auffordert, kommt u. a. folgender Passus vor:

„Ich mache Sie besonders darauf aufmerksam, daß gerade Sturm 114 einer der vornehmeren, der weniger revolutionären ist, in deren Mitte Sie sich unbedingt wohlfühlen würden."

— So war das schon immer in Deutschland, aber die Leute merken's nicht: die Sturm säen, werden einen Feudalklub ernten.

*

Ein Student in Washington hat den Plan zu einer Tageszeitung für Blinde gefaßt, „um auch Blinden die Möglichkeit zu geben, sich über die Zeitereignisse zu unterrichten und sich unabhängig von der Meinung andrer ein eigenes Urteil über den wahren Verlauf der Dinge bilden zu können".

— Wenn der Mann wahr macht, was er verspricht, kann er so ziemlich alle Tageszeitungen verdrängen. Just

Papam habemus!

Man soll Kinder nicht so viel Radio hören lassen. Zumal jetzt, wo es im Äther so politisch hergeht.

Sonst kommen solche Sachen heraus wie die folgende:

Der Herr Kooperator führt die Elfjährigen ein in die Anfangsgründe des katholischen Glaubens.

Auch von der Größe und dem Aufbau der weltumspannenden Kirche erzählt er ihnen.

Und dann fragt er: „Wer ist denn nun derjenige, der hier auf Erden den Willen Gottes am besten kennt und ihn am besten ausführt, also sozusagen der Stellvertreter Gottes auf Erden?"

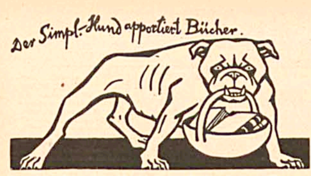
„Das ist der Herr von Papen!" sagt der Aloisl.

Pessimistisches Prinzip (Rudolf Kriesch)



„An diesen eleganten Schuhen werden Sie viel Freude haben, mein Herr!" – „Redense nich Unsinn, in diesen miesen Zeiten freut sich 'n anständiger Mensch grundsätzlich über nischt!"

Anzeigenpreis für die 8 gespaltene Millimeter-Zeile 0.35 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse.



Georg Rendl: Vor den Fenstern. Roman. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Dies Buch spricht von denen, die „vor den Fenstern" der Bauernhöfe stehen und um Brot betteln, weil sie keine Arbeit mehr haben, von den Landstreichern wider Willen also, die auf allen Straßen im ganzen Land zu finden sind. Die Not und der Hunger sind hier nicht nur ein literarisches Motiv, man spürt unmittelbar das eigene Erlebnis, das hinter dieser Darstellung steht. Aber trotzdem ist dieses Buch doch nicht, was es sein könnte, ein aufrüttelndes Dokument unserer furchtbaren Wirklichkeit. Sondern es ist — fast mehr noch als Leonhard Franks Arbeitslosenroman „Von drei Millionen drei" — „Dichtung". Und das bedeutet hier einen Nachteil. Denn ein Vorwurf, der wie dieser auch in anderem Sinne ein Vorwurf, ein Vorwurf von unerdenklicher Schwere für die gesamte Kulturwelt ist, sollte nicht mit Lyrismen verkleidet und dadurch seiner anklagenden Wucht beraubt werden. Mit dichterischen Mitteln, mögen sie künstlerisch noch so wirksam sein, sind vielleicht harte Herzen zu rühren, aber nicht verstockte Hirne zur Einsicht zu zwingen, da hilft nur die härteste Sprache der Tatsachen. Und wenn hier einer von den inzwischen schon sieben Millionen spricht, so hätte man gewünscht, sein Ton wäre weniger gedämpft, mag es auch menschlich noch so sympathisch sein, daß selbst die eigenste, bitterste Lebensnot ihm nicht den befreienden Ausweg der künstlerischen Phantasie verschloß.

Franz Schoenberner

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Christian Morgenstern: „Alle Galgenlieder". Bruno Cassirer, Verlag, Berlin.
Peter Mendelssohn: „Schmerzliches Arkadien. (Roman.) Universitas Deutsche Verlags-A.-G., Berlin.
Georg Fink: „Mich hungert". Bruno Cassirer, Verlag, Berlin.

Stilblüten

Aus Edmund Hahns Roman „Lisa wird eine Frau": „. . . er schaute mit geschlossenen Augen düster zur Decke . . ." — „. . . sie hüpfte in ihre Kleider und aus der Tür." — „Da legte sich Lisa aufs Kissen zurück und besah sich den Blick der Mutter." — „. . . stampfend vernichtete Lisa ihre Erinnerungen und alle Träume unter den Füßen und wurde naß davon bis an die Knie . . ."

*

Aus dem Roman „Genia" von Lina Pietzsch: „Aus all den Stücken, die du hinwarfst, bimst du Hedwig nicht mehr zusammen!" — „Silbernes Lachen entblößte die spitzen Zähnchen und trillerte ihn um den Verstand." — „Sie sog sich fest an seinem Antlitz. Die weiteren Worte trank er von ihren Lippen."

*

Aus dem Roman „Schuldig" von Henry James Forman: „Noch einmal bürstete Mr. Helms Schnurrbart Marthas rote Lippen."

B.

Das Recht der freien Meinungsäußerung

Eine rheinische Zeitung, für die ich einige literarische Kritiken schreiben sollte, übersandte mir neulich ein Paket Neuerscheinungen mit folgendem Begleitschreiben:

„Sehr geehrter Herr,
mit gleicher Post lassen wir Ihnen einige Novitäten zur Besprechung für unsere Literaturbeilage zugehen. Um Ihnen die Arbeit etwas zu erleichtern, teilen wir Ihnen mit:
1. Max Brod, ‚Stefan Rott oder Das Jahr der Entscheidung' ist in gemäßigtem Tone lobend hervorzuheben.
2. Hanns Johst, ‚Ave Eva' bitten wir an erster Stelle einer besonders wohlwollenden Kritik zu unterziehen, da Herr Johst zum Kreise unserer Mitarbeiter zählt.
3. Klaus Mann, ‚Treffpunkt im Unendlichen' bedarf einer durchaus negativen Beurteilung . . .
Wir sehen Ihren Rezensionen mit großem Interesse entgegen und begrüßen Sie hochachtungsvoll . . ."
Eines nur war und ist mir fraglich, das Interesse, mit dem die Redaktion „meinen" Rezensionen entgegensah.

F. R.







Freie und angewandte Kunst oder NSDAP. in Bayern / Von Sebastian Hinterhuber

I.

Jetzt nacha in Anbetracht der Tatsache dessen, daß inser Haupt- und Vatterstadt Minka eine großartige Stadt is und eine gemiatliche Stadt obendrein und ieberhaupts ist es an dem, daß mir beispielsweise von alle Restauranten die wos d' da herum finden kunntst, die ollergemiatlichsten ham, indem sag i, ham mir auch ein koscheres Restaurant, da wo die Herrschaften hingehn, die wo durchaus amal garnet zur jüdischen Bevölkerung nicht gehern, denn warum — guat essen megens a; indem die Minkner Bürger allaweil richti z'sammahelfen und koan schenierst mi kenna's da ieberhaupts durchaus garnet.

No und indem, sag i also, san die zwoa alten Herrschaften, die wo das Lokal mit schenem Erfolge allbereits seit viele Jahr geleitet ham und allaweil lusti und fidel und allaweil die fettsten Gansgrieben, no sag i, indem sans natierlicherweis sehr beliebt bei dera Einwohnerschaft und die oiti Frau Schwarz und an oiten Herr Schwarz, die kennt a jeds Kind in dera Gegend.

Jetzt nacha is der große Umzug gwen von die Nazenalsozialisten und die Gastwirt ham si net schlecht g'freit allz'samma, und ham's recht gern hermarschiern sehn, alle zwölftausat Manndei und ham die Fahna außag'henkt und die Musi hat g'spielt und Kummando san hin und her g'flogen und die Gastwirt san in die Türen g'standen und ham si denkt, bals nur an festen Durscht und an richtinga Hunger mit daher bringa von dera Marschierei, daß a Göld kimmt in die Stadt und etc. pp.

No und die junga Leit und die olten Leit und alle mitsammen sans alsdann marschiert und ham a Gaudi g'habt und „Nieda mit die Juden" ham's geschrean und mir brauchen keine Judenrepablik und ham herg'schaut, richti halt und san sehr zufrieden g'west und nacha, natierli sans a in die Straß herkemma von die oiten Schwarz' und ham allaweil no g'schrean: nieda und wo's olls brauchen kenna und wo's net brauchen kenna und die Leit, die wo dabeig'standen san, bei die Gastwirtschaft, die san auf oamal ängstli worn, natierlicherweis und ham si denkt, 's kunnt do am End leicht was gem mit dera G'schicht und ham, eins, zwei, hams die Rolladen runter bein koschern Restaurant. — No, wie Gott an Schaden besehn hat, is der Herr Schwarz und sei Madam ganz in aller Friedfertigkeit außen vor diese geschlossene Rolläden g'standen, auf der Straß, die wo frei war für die antisemitischen Kundgebungen der greßten deutschen Partei, die wo in schwerem Ringen zehn Jahr dafür hat kämpfen gemüßt und natierli des ham die zwoa alte Leit halt a so viel gern oschaugn megen. Und wia nacha die Nachbar und guaten Freinderl g'sagt ham, daß lieber einagehn solln in eahna Loschi und koane Profokationa net machn . . . da hams nimmer vor und nimma z'ruck kenna und der Antisemitismus is nächer und nächer kemma und aus wars und gar, alle ham si denkt, jetzta in nächsten Augenblick reißen's die arma Leit ehna jüdischen Kohlrabi ganz oba und 's Blutbad is firti.

Aber Gozeidank, g'fehlt war's und mir soll koaner nimmer erzähln was alls auf sich hat mit der „Psyche des Volkes" und etc. pp. Und die Musi is kemma und d' Leit ham g'schrean nieda . . . nieda . . . und wia daß sie an die olten Leit vorbei san, hams egal das gleiche g'schrean, und Hände hoch zum römischen Gruß, aber diejenige welche die olten Leit persönlich kennt ham und hams guat kennt, die ham a g'schrean „Nieda mit die Juden" und Hände hoch, — bloß nacha hams glei mit die selbe Händ ganz höfli salutiert: „Gun' Abend, Frau Schwarz . . . Gun Abend, Herr Schwarz . . .", und kei Blutbad hats durchaus gar keins gem.

„Nieda mit die Juden . . . gun Abend, Frau Schwarz . . ." und bals net wahr is, nacha mach i's avikatisch.

II.

Natierlicherweis sozusagen, gewissermaßen wissen mir des ja eh wie eh, daß Bolidik eine verrohende Wirkung hat, net wahr? Insonderheit auf inserne Jugendlichen, die wo durch leberschreitung der Altersgrenze von einundzwanzig Jahr ganz unverschuldeter Weis in den Stand kemma san, dass' die Verantwortlichkeit fier inserne Bolidik mit ham iebernehmen missen und dementsprechend ham's sich auch eine solchene bolidische Ausdrucksweise zug'legt, daß der Herr Pfarrer in der Kirchen sei liebe Not hat und sagt selm, dass' daherreden und dass' daherkemma und dass' eine Benehmigung ham, das höcher nimmer geht — und das gibts nicht — sagt er.

Aber des gibts scho, sag i. Wia i an Sonntag auf d' Nacht heimkimm, san vor meiner zwei von diese Jugendliche herganga, zwei aus dem „Gros unserer Wählermassen" wia das sie's hoaßen, die wo die Geschicke insernes Volkes mit zu lenken ham und dischkriert hams und i hab mir denkt, Freinderln, b'suffa seids a und b'suffa warns, da gibts koan Radi net. No ham si die zwoa was vezählt, des hoaßt, g'redt hat der oane und der anderne war schee stad . . . mei liaber Schwan, hat der g'schrean. „. . . I bin a Nazanalsazalist", hot er g'schrean . . . und hat schier g'woant, sa hats ihn backt . . . „I bin a Nazanalsazalist, aber du, du Hundling, elöndiger, du luftg'selchter Bazi, du host di Äpfi g'stohln . . . die Äpfi host du g'stohln, die wo du mir jetzt in die Schuh einaschiebn möchst . . . „ aber", hot er g'schrean, „des gib i net zu und daderzu bist mir du z' weni, du windiger Kerl, du ausg'suzelter Boanakari, nacketer Synagogenheizer, du nacketer . . . hast du eine Uniform, ha . . .? Hast du leicht ein Rassenbuch? Ja, was hast denn du ieberhaupts . . . aber i sags wias is, dir stier i oane, daß du an heilinga Geist für an Raubvogel oschaugst . . .!" und so furt noch a guate Weil. Hot der si außalassen, ja Herrgottzeiten, und grad' belzi is er worn. „I bin a Nazanalsazalist . . .", hot er g'schrean, „. . . und ieberhapts", hot er g'schrean, „. . . bin i seit gestern Kommunist!"

Ja, des hot er g'schrean.

Regie *(Jos. Sauer)*

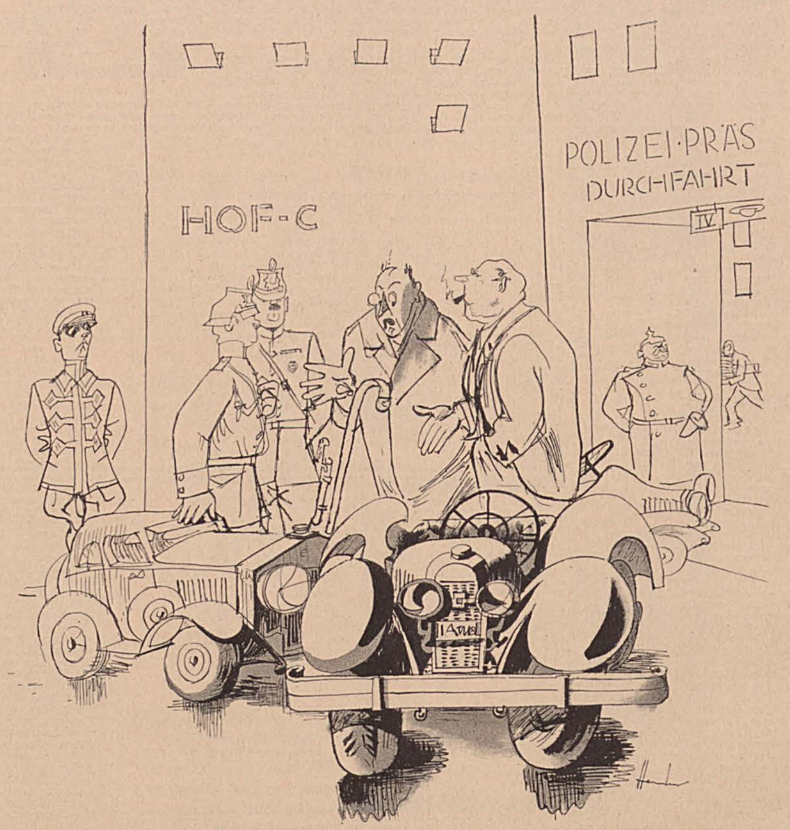


„Gut so, Fräulein, bei 'ner jlücklichen Braut muß man schon so'n bißken det Jefühl haben, daß der Kindersegen leicht im Anzuge ist!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1932 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Metamorphose

(Fr. Heubner)



„Alles das gehört Ihnen, mein Herr, — leider haben die Autodiebe Ihren Rolls Royce zu drei Kleinautos umgearbeitet."

Klawuttke meckert sich eins:

Wat sarense dazu? Iba fuffzichdausend Menschen — saren wa lieba fachmännisch „Seelen“ — ham in dieset Jahr schon Barlin den Ricken jekehrt und sind wechjezoren! Statistisch. Aba warum, weeß det statistische Amt ooch nich. Vamutlich nich, weil et sie hier so jut jefällt. Wenn det so weita jeht, is bald Schluß mit den „Wassakopp Barlin“. Wenn nur nich die Köppe wechjehn und uns bleibt det Wassa!

Nu is Herriot ooch jejen Berufsheere. Also jut, denn wern wa alle wieda rin missen in de Kasernen. Als Miliz. Von mir aus — ick bin iba det Alta raus. Ohne Soldatspielen jeht et scheinbar nich.

Wat Papen is, der hat uns nu endlich jesacht, wie ville Rechte det Volk hat. Fünneff. Erstens det „Recht uff Brot und Arbeet“. Jut jebrillt. Aba da Arbeet nu zur Zeit jestrichen is, bleibt woll bloß det Recht uff det trockene Brot. Ferna „Freiheit des staatsbewußten Bürjas“. Det heert sich scheen an. Wenn ick mir da nur wat unta vorstellen könnte! Steuan zahlen, det steht mir frei, und wenn'ck det nich kann, den Offenbarungseid leisten. Aba sonst? Nich zu vajessen: mein Vatreta wählen. Damit a wieda nach Hause jeschickt wird, wenn a nich papistisch jesinnt is. Und denn steht mir frei, den Jashahn uffzudrehn, wofern der Jas noch nich jesperrt is.

Drittes Recht: „Eijenbereich der Familje.“ Jrooßahtich. Soll Herr von Papen mal so in'n Osten oda in'n Norden jehn und sich die „Eijenbereiche“ da ansehn! So in'n feichten Kella, wo die Eijenbreiche mit'n Kreidestrich sind abjejrenzt und die janze Familje uff eene Matratze pennt. Wenn se eene hat. Da is denn det vierte Recht der „deutschen und christlichen Aziehung“ oft 'n bißken schwer — besonders weil det fimfte Recht der „Mitwirkung der Berufsstände“ da oft janz anders ausjeübt wird, als sich Herr von Papen det bei sein' Morjenritt durch'n Tierjarten ausmalt!

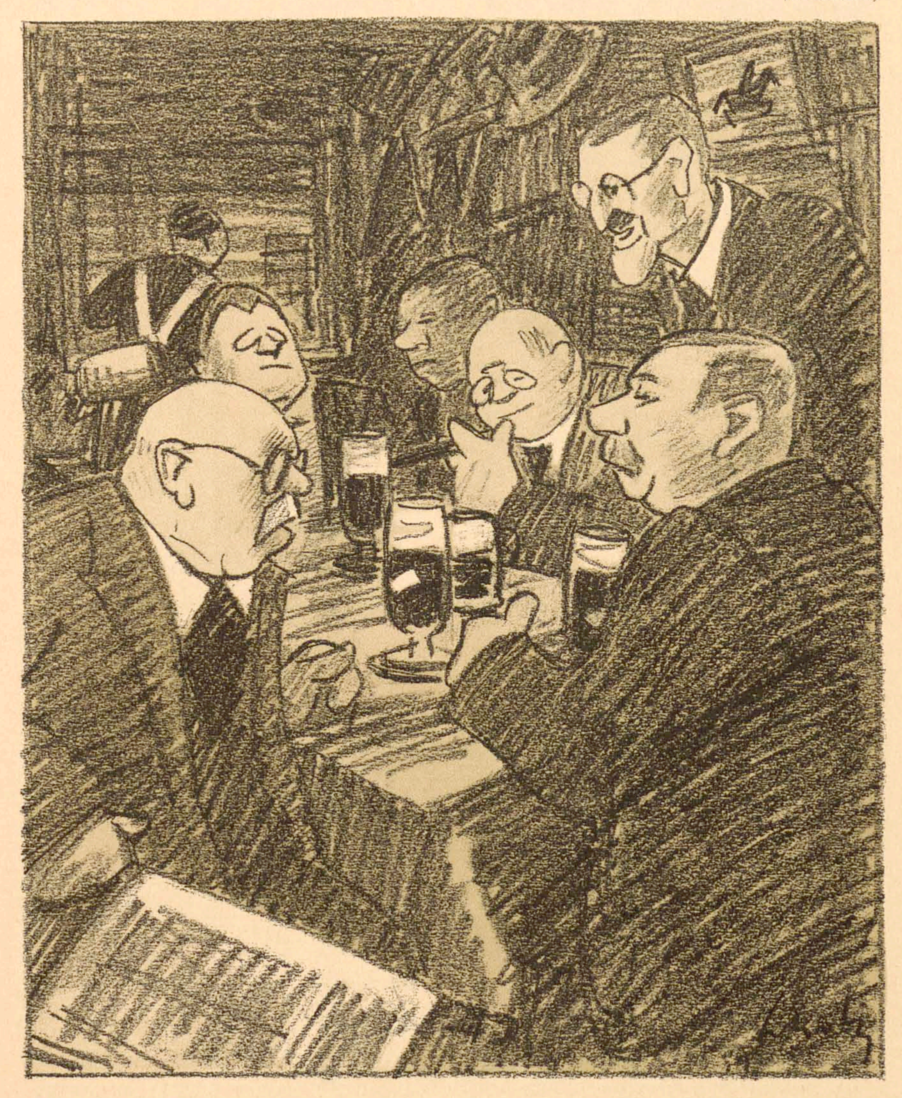
Immahin kann det Volk froh sind, det et nu weeß, wat et for Rechte hat! Det Recht zu lem hat et ja sowieso — bloß leida nich imma die Meechlichkeit.

Hamse ooch schon jemerkt, det die wenijen Leite, die nich schief liejen, nu alle schief jehn? Von wejen, det die Reichsbank alle Scheine hamstat und wir det schwere Silbajeld, wat jar keen Silbajeld is, schleppen missen. Komisch: in die Inflazjon wollte keena Scheine und alle Silba — und nu will keena Silba, und Scheine sind hochbejehrt! For reiche Leite soll in diesen Winta een kleena schwarzseidna Rucksack zum Frack „letzta Schrei“ wern, weil keena det Jeld for'n vajnichten Abend mitschleppen kann, ohne sich die Fassong zu vaderben! Wat vom Vorstand des „Alljemeinen Deutschen Nutten-Vaeins“ bejrießt und befürwortet wird, weil die Mächens denn jleich wissen, woran se sind. Und wat die Textil-Industrie is, wird dadurch ooch anjekurbelt!

Kaki

Opposition

(Wilhelm Schulz)



„Das mit dem Herrenklub geht nicht so weiter — jetzt muß auch mal ein anderer Stammtisch an die Regierung kommen!"

Sparsamkeit

(M. Frischmann)



„Aha, weil wir Steinmeyer geschlossen haben, wird dieser Badetrikotbetrieb im geheimen fortgesetzt!" – „Aber nee, Herr Kommissar, wa tragen doch bloß unsere unvorschriftsmäßigen Badekostüme als Jesellschaftskleider uff!"

Der Bock des Herrn von Papen / Von Hans Seiffert

Herr von Papen hatte einer Einladung von Verwandten Folge geleistet und war zur Jagd in die Gegend von Bitterfeld gefahren, wo diese Verwandten ausgedehnte Güter und Waldungen besitzen. Der kurze Jagdausflug, der nur dringend benötigter Erholung dienen sollte, wurde jedoch Anlaß zu einer der schwersten innerpolitischen Krisen, die das Gefüge des Reichs je erschütterten; ja, es dürfte nicht ausgeschlossen sein, daß das Reich überhaupt in die Brüche geht wegen eines kapitalen Bockes, den Herr von Papen schoß.
Besser gesagt: den er anschoß. Das Tier wurde nämlich nicht sofort tödlich getroffen, sondern schleppte sich schwer verwundet noch ein ganzes Stück weiter und verendete erst etwa zweihundertfünfzig Meter weiter in einer Kiefernschonung. Diese Schonung aber lag nicht mehr auf anhaltischem Boden, sondern in der Provinz Sachsen, also auf preußischem Gebiet.
Als nun Herr von Papen, in Unkenntnis dieser Tatsache, die Grenze überschritt und den erlegten Bock an sich nehmen wollte, stellte ein preußischer Forstbeamter sich ihm entgegen und bedeutete ihm, daß er auf preußischem Gebiet sich befinde. Herr von Papen, gewohnt, jeden Widerstand zu brechen, gab dem Förster den strengen Befehl, sich zu entfernen und ihn nicht weiter zu belästigen: Reichsrecht gehe vor Landesrecht. Außerdem sei er, Herr von Papen, nicht nur Reichskanzler, sondern auch Reichskommissar für Preußen, und als solcher müsse er verlangen, daß jeder preußische Beamte seinen Anordnungen unbedingt gehorche. Aber der Förster ging nicht. Eigensinnig, wie solche Waldbewohner nun einmal sind, behauptete er, für diesen Fall sei nicht der Reichskommissar zuständig, sondern die geschäftsführende preußische Regierung Braun-Severing, da es sich nicht um eine Verwaltungsmaßnahme handle, sondern um Ausübung eines preußischen Hoheitsrechtes. Der eben gefällte Spruch des Staatsgerichtshofs unterscheide ganz scharf und unmißverständlich zwischen diesen beiden Sphären, und es könne keinem Zweifel unterliegen, daß allein die geschäftsführende Regierung berechtigt sei, Auslieferung des Bockes zu genehmigen.
Da der Forstbeamte bewaffnet, Gewaltanwendung also nicht ratsam war, zog Herr von Papen sich zurück und ließ den Draht nach Berlin spielen. Die kommissarische Regierung gab Befehl, den Bock auszuliefern. Die geschäftsführende Regierung Braun, ohnehin oft genug brüskiert und nicht gewillt, von den wenigen ihr noch verbliebenen Rechten auch nur das geringste aufzugeben, ordnete an, daß der Bock nicht auszuliefern sei. Für die betroffenen Forstbeamten ergab sich ein Widerstreit der Pflichten, den nur eine abermalige Anrufung des Staatsgerichtshofes hätte entscheiden können.
Inzwischen aber komplizierte sich die Angelegenheit bedeutend, da auch die anhaltische Regierung mit ihr sich befaßte. Sie ist bekanntlich nationalsozialistisch, steht also in schärfstem Gegensatz sowohl zu Herrn von Papen als auch zur preußischen Regierung Braun. Trotzdem forderte sie aus Prestigegründen ebenfalls Auslieferung des nach Anhalt zuständig gewesenen Bockes. Da die Erledigung dieses anhaltischen Begehrens einwandfrei in das Gebiet preußischer Außenpolitik gehört, war nach dem Urteil des Staatsgerichtshofes die Regierung Braun allein zuständig. Daß sie ablehnte, versteht sich aus verschiedensten Gründen von selbst.
Die Schwierigkeiten sind nun durch das diplomatische Hin und Her turmhoch geworden, so daß an gütliche Beilegung des offenen Konflikts nicht mehr zu denken ist. In dem Gebiet Oranienbaum-Gräfenhainichen, wo die Sache geschah, stehen augenblicklich einander bewaffnet gegenüber: für das Reich die Reichswehr, für die kommissarische Preußenregierung die preußische Schutzpolizei, für die geschäftsführende Regierung Braun ebenfalls die preußische Schutzpolizei und das Reichsbanner, für die anhaltische Regierung die anhaltische Schutzpolizei und sämtliche SA. und SS.
Mit dem Ausbruch der Feindseligkeiten ist stündlich zu rechnen, obzwar niemand recht weiß, wer gegen wen kämpfen wird.

Skat / *Von Max Hackenberger*

Das Schicksal mischt. Der liebe Gott sitzt hinten.
Der Bonze reizt nach sämtlichen Schikanen.
Der Mob ist vorn. Im Skat ist nischt zu finden.
Gemach! Das Volk wird Grand auf Schneider planen.

Es spielt hübsch folgsam auf Intressenschlichtung.
Es trumpft nicht auf. Es wird wie immer Schneider.
Die Stiche fallen in verkehrter Richtung.
So kann es spielen, bis es schwarz wird. Leider!

Denn Michel sitzt am Tisch mit schlechten Nerven,
Er reizt nie aus, er schielt voll Angst zur Seite,
Wagt nicht zu trumpfen und nicht abzuwerfen.
Zum Schluß bezahlt er seine eigne Pleite.

Gerhart Hauptmann 70 Jahre alt

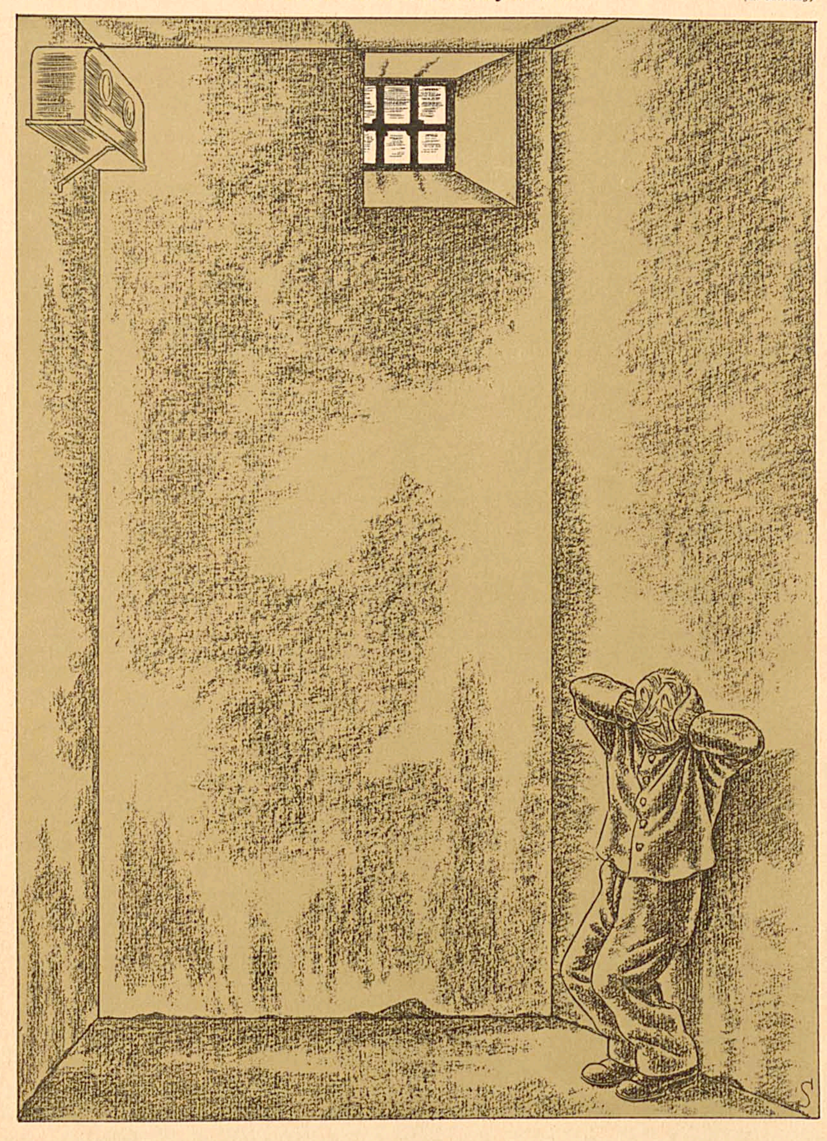
(Olaf Gulbransson)



„Goethes Kopf habe ich schon lange, mein 70. Geburtstag wird beinahe so gefeiert wie sein 100. Todestag. — wenn man nun noch vollends aufhört, mich zu lesen, bin ich ein perfekter Klassiker."

Berliner Rundfunk

(E. Schilling)



Da sich freiwillig niemand mehr das Rundfunkprogramm anhören will, wird es in die Gefängnisse übertragen, wo es als Mittel der Strafverschärfung dient.

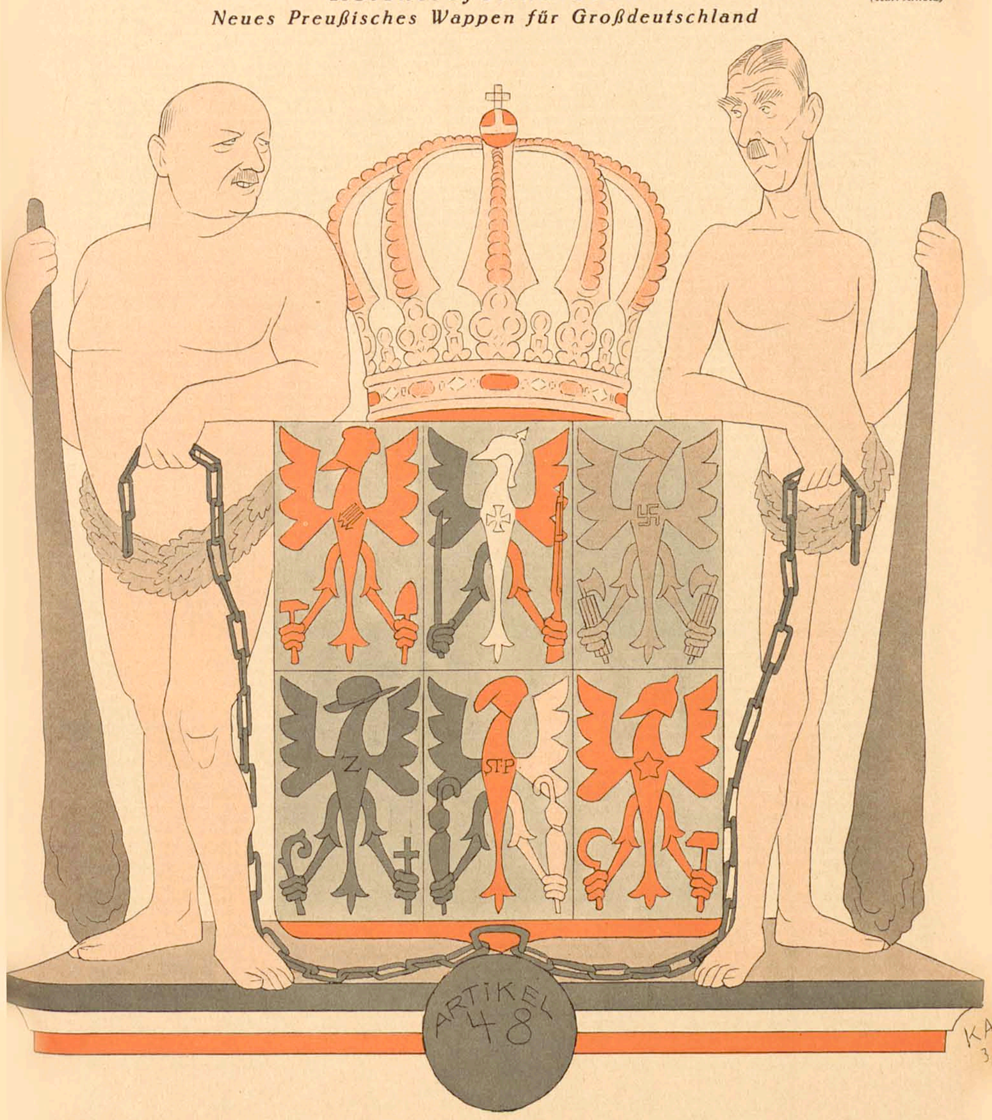
Stuttgart, 20. November 1932 | Preis 60 Pfennig | 37. Jahrgang Nr. 34

SIMPLICISSIMUS

Reichsreformatoren

(Karl Arnold)

Neues Preußisches Wappen für Großdeutschland



„Geduld! Eines Tages bringen wir das unvermeidliche Volk doch unter die Krone!"

Es stimmt! / Von Peter Scher

Ich wußte längst (was unterdessen
nun ziffernmäßig auch deutlich ward):
Ihr habt das Wesentliche vergessen –
Ihr habt am Gefühl nicht gespart.

Das Herz war wieder in Bewegung,
der Kopf hat Urlaub, wenn ihr stimmt;
ihr bringt euch für Nullen in Erregung
und seid um Nichtse ergrimmt.

Das Kalb will seinen Metzger achten –
das ist ein ewiges Gebot.
Wann wählt ihr wieder? Zu Weihnachten?
Es lebe der Patriidiot!

Der Deserteur / Von H. Oscha

Vielleicht klingt es komisch, aber es ist wahr: Das neue Plakat der Schiffahrtsgesellschaft von Sotar und Azul hat schuld, daß der Deutsche Hans Schlösser, der in der spanischen Legion dient, plötzlich bei seinen Kameraden als mürrisch verschrien ist, den Dienst vernachlässigt und darüber hinaus nach einigen Wochen desertiert.

Die Kaserne der Legion in Ceuta liegt unweit vom Hafen. Auf einer kleinen Anhöhe, wo weiter unten Araber in Bretterbuden hausen. Rechts von der Kaserne schließen sich ältere Mietshäuser an. In dem zweiten befindet sich das Büro von Sotar und Azul. Vor acht Tagen hat die Direktion ein neues Firmenplakat mit einer großen Weltkarte draußen hingehängt. Bunte Striche zeigen an, in welche Länder der Welt die Gesellschaft ihre Dampfer hinbefördert.

Der Dienst der Legionäre ist um achtzehn Uhr beendet. Meistens gehen sie dann in die Hauptstraße, trinken Kaffee, spielen Domino oder Karten. Ihr Leben ist eintönig. Die jüngeren Soldaten sind tief enttäuscht. Sie haben ein Abenteurerdasein erwartet, statt dessen sind sie in einem öden Nest, stumpfsinnigstem Drill ausgesetzt. Noch schlimmer ist es, wenn sie von Zeit zu Zeit nach Rincon versetzt werden. Das ist ein Barackenlager mitten in der Steppe. Außer einer Kantine und ewigem Fußballspiel gibt es dort keinerlei Abwechslung.

Die älteren Legionäre haben zweifelhafte Abenteuer im Krieg gegen Abd el Krim bestanden. Sie tragen vielfach Orden. Alle haben etwas Bitteres im Gesicht, ausgeprägt durch tiefe Falten, die aber auch von der afrikanischen Sonne eingegraben sein können.

Vor einigen Tagen ist Hans Schlösser mit zwei deutschen Kameraden vor Sotar und Azul stehen geblieben. Der baumlange Karl Wilke tippt auf das neue Plakat und sagt: „Wenn ich Geld hätte, würde ich nach Brasilien gondeln. Das ist das Land der Zukunft."

Fritz Sachs, sein Kamerad, sieht ihn einen Moment prüfend an. Er weiß nicht genau, ob Wilke nur Unsinn macht. Sein Finger fährt langsam über den Atlantischen Ozean, durch den Kanal, bis Hamburg. „Das wäre mein Punkt. — Und du, Hans?"

Hans Schlösser sagt nichts, obwohl er die Reden der beiden verfolgt hat. Seine sommersprossige Stirn verzieht sich nachdenklich. Langsam folgt er den Kameraden, die weiter gehen. — Also den ersten Tag bis Barcelona, dann Paris, den dritten zu Hause! Wenn ich heute früh abgefahren wäre, übermorgen schon zu Hause! Oder überhaupt durchfahren, Tag, Nacht, Tag! Heute los, morgen da! Morgen da! — Das dreht sich und wirbelt in Hans Schlössers Kopf, verwirrt ihn, daß er es nicht mehr aushält, gleichmütig ins Café zu gehen. „Hab' noch was vor", ruft er, dreht sich um und verschwindet.

Wilke fragt mit großen Augen: „Ist der übergeschnappt?"

„Weiß ich's?" Sachs schiebt seine Uniformmütze ins Genick und öffnet das grüne Hemd. Das ist ihm außer Dienst freigestellt. Dann rollt er sich eine Zigarette. Das beste Mittel gegen alle unverstandenen Ereignisse. Wilke folgte ihm. Dann sitzen beide Soldaten ohne Hans Schlösser und spielen Domino.

Hans Schlösser ist nicht mehr zu gebrauchen. Er kriegt den verdammten Gedanken nicht aus dem Kopf: In einigen Tagen kann man zu Hause sein! Er hat unterdessen nachgerechnet und gefunden, daß er sich etwas in der Zeit geirrt hat. Aber nur um einen oder zwei Tage. Mit den Kameraden verzankt sich Hans Schlösser. Er hat keine Ruhe mehr zum Dominospiel. Er sitzt verschlossen herum, mürrisch, in Gedanken versunken.

Das Arrestgefängnis der Legionäre liegt in Riffien, drei Kilometer von Ceuta. Da sitzt Hans Schlösser. Heute den dritten, letzten Tag. Er hat seine Patronen vergessen, als die Kompagnie zum Scharfschießen ausmarschiert war. Die Hitze und die Wanzen verschärfen den Arrest. Nachts lassen sich die Wanzen von der Decke fallen; das gibt ein kleines, hartes, ununterbrochenes Geräusch.

Als Hans Schlösser wieder in Freiheit ist, hat er einen vollständigen Plan, wie er desertieren kann. Zuerst muß er jeden Verdacht von sich ablenken. Also versieht er seinen Dienst wieder gut und beteiligt sich auch abends am kameradschaftlichen Dominospiel.

Jeder Legionär, der aus Ceuta desertiert, mietet sich heimlich ein Segelboot und versucht nachts die Meerenge von Gibraltar zu durchqueren. Vierzig Kilometer sind es nach Europa. Die Chancen sind gering. Der Schmuggler wegen wird die Meerenge die ganze Nacht von Polizeibooten befahren und beleuchtet. Hans Schlösser will etwas Neues versuchen. Er wird in das Innere gehen, nach Tetuan, der Hauptstadt der marokkanisch-spanischen Zone. Dort will er einige Tage bleiben und dann die neutrale Stadt Tanger erreichen. Von dort wird ihn ein deutsches Schiff mitnehmen. Tetuan—Tanger liegen nicht in derselben Richtung, aber gerade weil diese Route unlogisch ist, hält sie Schlösser für aussichtsvoll.

In drei Wochen ist alles bereit. Hans Schlösser hat sich einen alten, geflickten Burnus besorgt. Das Stück liegt zusammengewickelt in einem uralten, hohlen Olivenbaum. Alles, was Schlösser privat besaß, ist verkauft. Dafür hat er neunzig Pesetas in der Tasche. Eine Adresse sitzt in seinem Kopf: Abdulkerim Sari, Calle Moro neun! Morgen, Sonntag, hat Schlösser den ganzen Tag dienstfrei. Während der kurzen Dämmerung, nachdem Schlösser seinen Burnus aus dem Baum hervorgeholt hat, denkt er: Noch kann mir nichts passieren. Dafür, daß du diesen Lumpen umgehängt hast, findest du noch zehn Ausreden, wenn sie dich schnappen! Er wandert neben der Chaussee, in der Steppe. Jeder sieht ihn für einen arabischen Landarbeiter an. Die Gegend kennt er genau. Er ist ungefähr schon zehnmal in Tetuan gewesen. Es ist dunkel. Schlösser schreitet kräftig aus. Er muß die ganze Nacht laufen, um morgen in Tetuan zu sein. Niemand und nichts begegnet ihm. Es ist kühl, wie alle Nächte in Afrika. Um Rincon schlägt er einen großen Bogen. Gegen Morgen verkriecht er sich ins Gebüsch und schläft ein paar Stunden.

Gegen Mittag ist Hans Schlösser am Ziel. Er verschwindet in den stinkenden, verwirrend engen Gäßchen der Eingeborenenstadt. Niemand kümmert sich um den Europäer in Arabertracht. Alle sind mit eigenen Sorgen beschäftigt, der Wasserverkäufer, der sich die Kehle ausschreit, der Geldwechsler, der im Takt mit seinen Duros klappert, und die Händler, die mit vollbepackten Eseln ihres Weges ziehen.

Abdulkerim Sari ist ein schweigsamer Mann. Er öffnet die Tür, verneigt sich etwas und läßt Schlösser eintreten. Er ist bereits informiert, von dem Händler, der Schlösser für teures Geld den braunen Burnus verkauft hat.

Ein abgeschlossener, arabischer Raum dient dem ehemaligen Legionär als Wohnung. Licht kommt nur durch die Deckenfenster herein. Er kann nicht heraussehen. Er darf nicht ausgehen. Abdulkerim Sari sieht er selten. Er bringt nur das Essen, grüßt und verschwindet. Wenn Schlösser fragt, lächelt sein Wirt und sagt: „Nada!" — Nichts! Das ist es, was Schlösser nach vier Tagen nicht mehr in diesem Gefängnis leben läßt. Er beginnt, die Ohren an die Wände zu pressen, um irgendwelche Geräusche von draußen zu hören. Alles bleibt verworren, dumpf und unheimlich.

Acht Tage wollte Schlösser in Tetuan bleiben. Am fünften ist er schon wieder auf der Wanderung. Es ist Abend, und er geht längs der Chaussee, aber zweihundert Meter seitwärts. Dreißig Pesetas sind noch in seinem Besitz. Die anderen hat Abdulkerim Sari. Vier Stunden läuft er schon in der Richtung Tanger. Dort ist neutraler Boden. Schlösser phantasiert von einem deutschen Schiff, das ihn mitnehmen wird. Deutsches Schiff ist deutscher Boden. Er fühlt sich plötzlich so glücklich und glaubt, die Hauptschwierigkeit seiner Flucht überstanden zu haben.

Die dunklen Felsen glühen rot. Die Sonne geht unter.

Auf der Chaussee fährt ein Lastauto von der Richtung Tetuan. Hans Schlösser sieht sich um. Es ist mit Legionären besetzt. Sein Herzschlag stockt einen Moment. Er wirft sich zu Boden. Sein Herz beginnt heftig zu pochen. Jeder Schlag ist spürbar: poch! poch! poch! — Von ihm können sie doch gar nichts wissen?! Es ist doch ganz unmöglich!?

Das Auto fährt vorbei. Schlösser holt tief Luft.

Hundert Meter weiter bremst es. Die Soldaten springen ab. Sie schwärmen aus. Schlösser starrt mit brennenden Augen. Sie kommen in seine Richtung. Ihm wird vor dem Gesicht schwarz, alles wankt und stürzt auf ihn zu. Dann faßt er sich, steht langsam auf und hebt die Hände hoch. Es ist leer in ihm. Vorbei! kann er gerade noch denken, vorbei!

Man bringt Schlösser zum Auto. Er klettert hinauf. Stumm hockt er zwischen seinen Kameraden. Der lange Wilke flüstert: „Idiot, was hast du dir da zurecht geträumt? Von Tetuan nach Ceuta telephonieren, kostet fünfzig Centimos, und hundert Pesetas sind zu verdienen. Was hast du denn von einem Araber erwartet?"

Der Chauffeur gibt Vollgas. Sein Fuß drückt den Hebel herunter. Die Chaussee wirkt wie ein weißes Band, das sich unter dem Wagen rasend fortfrißt. Die Soldaten haben die Gesichter verkniffen — der Wind fährt ihnen in die Augen. Hans Schlösser bleibt stumm. Er will nicht weiter denken. Er will nicht, er will nicht — In seiner Brust ist ein Schmerz, als wenn etwas drinnen zerreißt.

Verkehrs-Streik

Von Karl Kinndt

Sie sahen es im Anfang liebend-gern,
daß Hitler unser Deutschland neu erweckte –
Sie haben Wind gesät, die „starken Herrn",
und ernteten nun Sturm, der sie erschreckte!

Sie wollten ihre Macht der Masse zeigen:
da wies die Masse ihnen ihre Macht!
Wie rasch die hohen Flötentöne schweigen!
Ein Widerstand? Wer hätte das gedacht?!

Mit Grundeis geht das Diplomaten-Beinkleid,
zwischen zwei Stühlen sitzt es sich nicht gut!
Aus Zwickel-Träumen weckte sie ein Stein heut,
geschleudert von des Volkes irrer Wut –

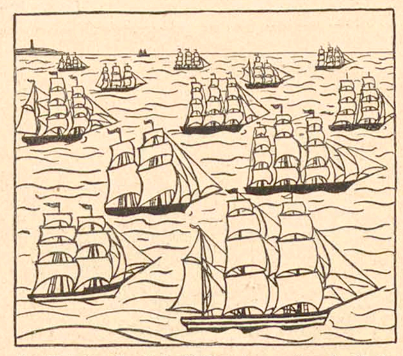
Er galt zwar nur den Trambahn-Fensterscheiben,
doch deren Splittern wirkte wie Alarm!
Man sah die Herrn sich ihre Augen reiben
und ihren eingeschlaf'nen starken Arm.

Mit süßem Lächeln und mit Rundfunk-Werben
erfüllt man (klang es) nicht die „hohe Pflicht"!
Es geht fürs Volk um Leben oder Sterben –:
und ganz unsterblich seid ihr selber nicht!

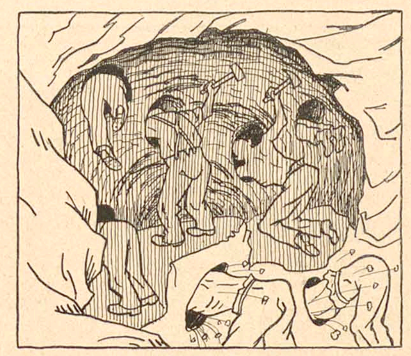
Der Krug geht halt zum Brunnen nur solange,
bis er zerbricht – : solang auch Macht vor Recht!
Sturmzeichen hörtet ihr – wird euch nicht bange?
Stärker als jeder Herr ist Masse Knecht – – –

Kleine Wahlkampfstatistik

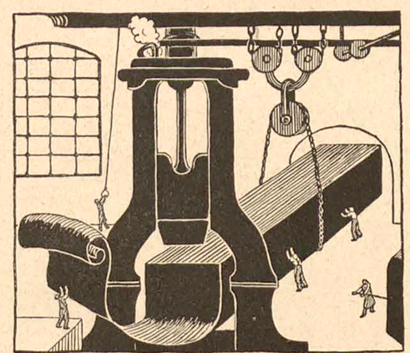
(Th. Th. Heine)



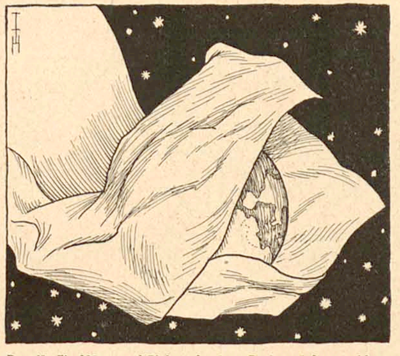
Der Wind, der während des Wahlkampfs gemacht wurde, wäre imstande, eine Flotte von 12 Segelschiffen zu je 2000 Reg. Tons mit einer Geschwindigkeit von 12 Knoten 3,275mal von Hamburg nach Sidney zu treiben (22 000 km).



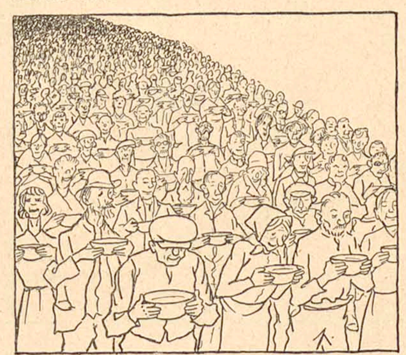
Die insgesamt geleistete Wählarbeit würde genügen, um einen Tunnel von 40 m Durchmesser mitten durch die Erde zu graben.



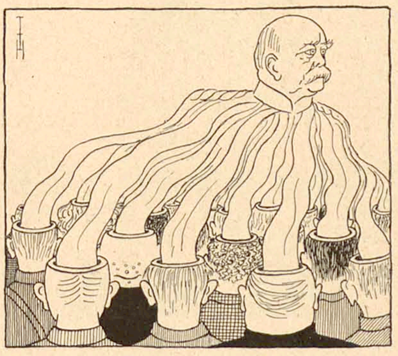
Die Kraft der auf die Rednerpulte getätigten Faustschläge würde einen Eisenblock von 2000 cbm bis zu einer Dünne von 2 mm aushämmern können.



Das für Flugblätter und Plakate benützte Papier würde ausreichen, um den gesamten Erdball darin einzuwickeln.



Das aufgewandte Geld hätte genügt, den sechs Millionen Arbeitslosen drei Wochen lang satt zu essen zu geben.



Die gesamte, im Wahlkampf aufgewandte Hirnkraft würde beinahe genügen, um ein einziges, wirkliches, politisches Genie zu erzeugen.

Der Bankdirektor

(Wilhelm Schulz)



„Ein Überfall? Ausgezeichnet! Ich sehe, man faßt wieder Vertrauen zu den Banken."

Die andere Seite
(Otto Herrmann)



„Und wat is nu, wenn wirklich die neue Sittlichkeit bei uns einreißt? Denn fällt eben unsereener wieder dem Staate zur Last!"

Kleine Auseinandersetzung
Von Mascha Kaléko

Du hast mir nur ein kleines Wort gesagt.
Und Worte kann man leider nicht radieren.
Nun geht das kleine Wort mit mir spazieren
Und nagt . . .

Uns reift so manches stumm in Herz und Hirn,
Den andern fremd. Uns selbst nur nah im stillen.
Das schläft, solang die Lippen es verhüllen,
Entschlüpft nur unbewacht, um zu verwirrn.

Es war ein Nichts. Ein dummes kleines Wort . . .
So kurz und spitz. Kaum fühlte ich das Stechen.
– In solchen Fällen kann ich selten sprechen.
Drum ging ich fort.

Nun wird ein Abend wie der andre sein,
Sinnlos das Warten, ziellos das Beginnen.
Leer wird die Zeit mir durch die Finger rinnen.
– Das macht: Ich weiß mich ohne dich allein.

Ich muß schon manchmal an das Ende denken,
Und werde dabei langsam Pessimist.
So ein paar dumme Silben können kränken –.
. . . Ob dies das letzte Wort gewesen ist? –

Dementis am laufenden Band

Es ist nicht wahr, daß die mit der Einführung des Pluralwahlrechts vorgesehene Zusatzstimme für Kriegsteilnehmer nur an Militärpersonen vom Major aufwärts, die am Krieg teilgenommen haben, verliehen werden soll.
Wahr ist, daß auch Hauptleute, Oberleutnants, Leutnants und bis auf weiteres sogar Feldwebel diese Zusatzstimme erhalten, sofern sie sich ehrenwörtlich verpflichten, deutschnational oder volksparteilich zu wählen. —
Es ist nicht wahr, daß die Reichsregierung gegen deutschnationale Redner und Redakteure, die sie zum offenen Verfassungsbruch aufforderten, bei der Reichsanwaltschaft den Antrag auf beschleunigte Einleitung eines Landesverratsverfahrens gestellt hat.
Wahr ist, daß die Reichsregierung diese deutschnationalen Aufforderungen als überflüssig betrachtet. —
Es ist nicht wahr, daß mehrere preußische Behörden bei Druckereien Dienstdrucksachen bestellt haben, die als Briefkopf bzw. Absender die Beschriftung „Königl. Preuß. Amtsgericht", „Königl. Preuß. Katasteramt" usw. tragen.
Wahr ist, daß Drucksachen und Formulare dieser Art von früher her noch in großen Mengen vorhanden sind und aus Sparsamkeitsgründen demnächst wieder in Gebrauch genommen werden. —
Es ist nicht wahr, daß in der vorigen Woche in allen deutschen Schlichterbezirken zusammengenommen nur fünfunddreißig Neueinstellungen von Arbeitskräften erfolgten.
Wahr ist, daß in diesem Zeitraum siebenunddreißig Arbeiter neueingestellt und zwei entlassen wurden. —
Es ist nicht wahr, daß das Exerzierreglement der Reichswehr dahingehend abgeändert werden soll, daß künftig nicht mehr mit dem linken, sondern, um der neuen Zeit Rechnung zu tragen, mit dem rechten Bein angetreten werden soll.
Wahr ist, daß auch ohne diese Maßnahme die Truppe fest in der Hand der Regierung und somit auf dem rechten Wege ist. —
Es ist nicht wahr, daß gegen die Regierung wegen der Spritbeimischung zum Benzin vor dem Landgericht Berlin Mitte ein Verfahren wegen Nahrungsmittelfälschung anhängig gemacht worden ist.
Wahr ist, daß die Regierung der Motorenindustrie den Auftrag gegeben hat, schleunigst einen Explosionsmotor zu konstruieren, der als Betriebsstoff nur Sprit verwendet, das Liter zu 3,25 Mk. —
Es ist nicht wahr, daß die Regierung, wie von unverantwortlichen Elementen behauptet wird, das Volk mit Füßen tritt.
Wahr ist, daß die Regierung jede Berührung mit dem Volke, sei es auch nur per Fuß, strengstens ablehnt.

hs.

Sein Kampf

Zeitungsmeldung, 1. d. M.:
„Gegen die Behauptung einer Anzahl von Blättern, die Hitlerpartei empfange finanzielle Unterstützungen von der internationalen Rüstungsindustrie, hat Hitler eine einstweilige Verfügung erwirkt, wonach verboten wird, die Behauptung zu verbreiten . . ."
3. d. M.:
„Gegen diese einstweilige Verfügung haben die betr. Blätter Einspruch erhoben, worauf Hitler auferlegt wurde, glaubhaft zu machen, daß er von der internationalen Rüstungsindustrie keine Gelder beziehe."
10. d. M.:
„Gegen diese Auferlegung hat Hitler Einspruch erhoben, worauf den Blättern auferlegt wurde, glaubhaft zu machen, daß Hitler von der internationalen Rüstungsindustrie Gelder beziehe."
15. d. M.:
„Gegen diese Auferlegung haben die Blätter Einspruch erhoben, worauf Hitlern auferlegt wurde, glaubhaft zu machen, daß er keine Gelder . . ."
20. d. M.:
„. . . hat Hitler Einspruch erhoben . . ."
Geht weiter bis 30. d. M.
Jetzt aber —
bringen die Blätter die Beweise bei, daß Hitler von der internationalen Rüstungsindustrie tatsächlich Unterstützungen bezieht. Die Nachricht darf verbreitet werden.

*

Inzwischen aber sind die Letzten, die noch krampfhaft mitgelesen hatten, in lethargischen Dauerschlaf gesunken. Die Verbreitung der sensationellen Nachricht stößt auf allseitiges intensives Schnarchen.

Teha



Hermann Kesten: „Der Scharlatan“. (Verlag Gustav Kiepenhauer, Berlin.)

Die Welt wimmelt von Scharlatanen, Schwätzern, Quacksalbern, Ruhmredigen. Von keiner Vergangenheit kann die Gegenwart übertroffen werden in ihren grotesken Versuchen, sich „führen“ zu lassen durch hysterische Aufschneider und brutale Windbeutel. Diese ratlose, blinde, hin und her gerissene, dem Marktschreier vertrauende deutsche Gegenwart steckt in Hermann Kestens Roman. Er gibt aber, weit hinausgreifend über die politischen Verranntheiten des Tages, nicht nur ein Bild der fragwürdigen Öffentlichkeit — er gibt zugleich scharfe glänzende Enthüllungen von privaten Schicksalen, und es geht dabei so bunt und abenteuerlich, ja: so märchenhaft zu und gleichzeitig so nüchtern und folgerichtig, daß eine homogene Mischung entsteht aus einer Art Polizeibericht und Tausend und einer Nacht von heute. Damit soll vor allem gesagt sein: das Dichterische siegt über einen Stoff, der an Tollheiten, Gewagtheiten, Schönheiten und Scheußlichkeiten kaum seinesgleichen hat. Kesten hat in den 600 Seiten seines Romans ein Dokument der Zeit niedergelegt, das ebenso wichtig wie klar, ebenso umfassend wie unerbittlich ist. A. M. Frey

George Milburn: Die Stadt Oklahoma. (Rowohlt Verlag, Berlin.)

Photographiert Babbit den amerikanischen Kleinbürger in aller Breite und Genauigkeit, so steigert Milburn gewisse typische Momente und schafft auf diese Weise eine Reihe von Kurzgeschichten, die durch die Einheit des Ortes und die Wiederkehr der Personen miteinander verbunden sind. Seine trockene, sachliche Diktion und sein rücksichtslos zupackender Humor lassen beinahe an den Stil der Moritat denken. Es geht hier um Geld, Liebe und marktschreierische Religiosität — um Erfolg und Effekt in jeder Hinsicht und um jeden Preis. Ein Buch also, das mit Tempo, Konzentration und starken Farben ein Bild amerikanischen Provinzlebens vermittelt, das nicht so schnell vergessen wird.
Charly Conrad

Walter Bauer: Die notwendige Reise. (Bruno Cassirer Verlag, Berlin.)

Ein Vierundzwanzigjähriger verläßt über Nacht das Elternhaus, um in der „Hauslosigkeit“ und Armut die Suche nach dem Sinn seines Lebens aufzunehmen. Unterwegs erkennt er, daß alle bisherigen Formen und Anschauungen seiner Existenz restlos abzulegen und zu überwinden sind, damit sich der Grundriß seines Schicksals, das stets auch ein Schicksal seiner Generation sein wird, deutlicher zeigt. Und am Ende seiner mühseligen Wanderung glaubt er zu wissen, worauf es heute im Grunde ankommt: die Bemühung um das eigene Los zu übertragen in die Mitarbeit am Aufbau einer zerstörten, verarmten und preisgegebenen Heimat. — Das Buch ist weder ein Roman noch eine Autobiographie, es ist wohl eine Zwischenform von „Bekenntnis“ und Bericht. Obwohl der Autor betont, keine hirnliche Reise hinter sich zu haben, zeigt sich die Sprache begrifflich und etwas farblos. Das Ganze ist romanhaft angelegt und erreicht an seinen dichtesten Stellen die Wirkung eines Kunstwerkes, was uns wesentlicher dünkt als die endlosen privaten Reflexionen. Den Wert dieses aufschlußreichen und aktuellen Buches schließlich macht die große Wahrhaftigkeit seines Autors aus, die echte Skepsis und nicht zuletzt jene entscheidende Gesinnung, alle Kraft für den leidenden Mitmenschen einzusetzen.
Ernst Kreuder

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Franz Kaibel: „Grundriß der Weltanschauung“. (II. Band.) Franz Kaibel, Verlag, Weimar.
Meyers historisch-geographischer Kalender 1933. Bibliographisches Institut A.-G., Leipzig.
Wolfgang Goetz: „Franz Hofdemel“. (Eine Mozart-Novelle.) Insel-Verlag, Leipzig.
D. H. Lawrence: „Frohe Geister“, „Eine englische Familie“. Übertragen von Georg Goyert. Insel-Verlag, Leipzig.
Ernest Claes: „Hannes Raps“. (Illustriert von Felix Timmermans) Insel-Verlag, Leipzig.
Hans Natonek: „Kinder einer Stadt“. (Roman.) Paul Zsolnay, Verlag, Berlin.
Walter Bauer: „Die notwendige Reise“. Bruno Cassirer, Verlag, Berlin.

Lebenslauf einer Stenotypistin / Von Theodor Riegler

Morgens saß sie hilflos vor dem Spiegel
Und betrachtete den Leberfleck.
Sie hantierte mit dem Pudertiegel,
Doch ihr Leben hatte wenig Zweck.

Ihre Tränen fielen in den Tee.
Und sie konnte nur mit Mühe schlürfen,
Denn sie dachte, daß ihr Ach und Weh
Andre einem Menschen sagen dürfen.

Ratlos ging sie mittags im Gehupe
Wie ein Schatten mit verwetztem Kleid.
Schüchtern saß sie dann mit ihrem Leid
Vor der grünlich dünnen Erbsensuppe.

Abends kam sie vom Büro nach Haus.
Traurig saß sie auf dem Fensterbrett.
Klagend breitete ein Baumskelett
Geisterhafte Schattenarme aus.

Manchmal nahm sie Männer mit hinauf,
Meistens Herren in gesetztem Alter.
Nachher tappte sie verwirrt zum Schalter,
Machte Licht und schloß die Türe auf.

Und sie blieb verlassen und gekränkt.
So verglitt ins Dunkel Jahr um Jahr.
Ihre schmale Sehnsucht aber war
Zwischen Schrank und Waschtisch eingezwängt.

Sankt Junipero / Von Peter Scher

Vor dem Eingang der kleinen Kapelle von San Lorenzo de la Costa steht ein Steinblock, in dem sich der verwischte Abdruck eines Gesichts befindet; Augenhöhlen, Nase und Mund sind zu erkennen.
Die Legende berichtet, daß der heilige Junipero, als er im Jahre 900 auf der Flucht vor den heidnischen Sarazenen an der ligurischen Küste ans Land stieg, zu Tode erschöpft mit dem Gesicht auf den Steinblock fiel und in die ewige Seligkeit einging.
Die Bauern von San Lorenzo und Umgebung pflegen vor der heiligen Maske ihre stillen Gebete zu verrichten.
Eines Abends kam ich ungewöhnlich spät vorbei und wunderte mich, schon von weitem, vor der einsamen Kapelle ein Licht aufflackern zu sehn. Als ich näher kam, erkannte ich den Steinmetz Antonio, einen guten Bekannten, der eifrig am Block bei der Arbeit war. Wir begrüßten uns freundschaftlich. Ich blieb stehen und sah verwundert seiner für südliche Begriffe nicht ganz verständlichen Nachtarbeit zu.
Er meißelte an den Gesichtsvertiefungen der Maske mit der ihm eigenen Akkuratesse herum. Der rauhe Meerwind und die küssenden Lippen der Gläubigen hatten im Lauf der Jahre die Konturen stark verwischt.
„So spät, Antonio?“ fragte ich. „Kann denn der Heilige nicht bis morgen warten?“
Antonio drehte sich, während er eifrig an dem Nasenabdruck polierte, nach mir um und kniff verschmitzt ein Auge zu; gleichzeitig legte er den Zeigefinger der andern Hand an den Mund.
„Diskreter Auftrag, Signore“, sagte er durchtrieben. „Nachtarbeit wird gut bezahlt!“
Wir sprachen einiges hin und her; er war eben mit seiner Arbeit fertig.
„Wollen wir ein Stückchen zusammengehen, Antonio?“
„Bene — nur einen Moment!“
Er trat etwas zurück und betrachtete sein Werk mit der freudigen Genugtuung eines Künstlers. Die Laterne flackerte, es sah richtig gespenstisch aus.
„Molte buono!“ lobte er sich selbst. Dann pfiff er vergnügt und raffte sein Arbeitszeug zusammen.
„Avanti, Antonio — ich habe Hunger!“
Wir schickten uns an, zu gehen. Da fiel Antonio etwas ein. Er trat vor die eben mit seiner Hände Arbeit renovierte Heiligenmaske, beugte ehrfurchtsvoll sein Knie und bekreuzigte sich unter Gemurmel.
Dann gingen wir los.
„Diesmal lass' ich mich von dem Pfarrer aber nicht wieder übers Ohr hauen!“ sagte Antonio, und sein Gesicht trug den Stempel der Entschlossenheit. „Diesmal muß er wirklich die Überstundentaxe bezahlen!“

Stilblüten

Aus dem Feuilleton der „Neuen Freien Presse“, „Die Bildnisse des Oskar Wilde“, von Emil Kläger (15. Juni 1932): „Noch verwirrt trifft er ein, im Inneren einen dumpfen Knäuel mit sich bringend, als wäre der Körper gelähmt.“

*

Aus dem Roman: „Leidenschaft in Algier“, von Alma Johanna König, in der „Neuen Freien Presse“ vom 5. Januar 1932: „,Ich bürge für Monsieur‘, sagte er in unwiderruflichem Baß.“

*

Aus dem Roman „Würden Sie Gerda Holl verurteilen?“, von Robert Heymann: „Die Elenden banden mich mit rohen Witzen an das Bett.“

*

Aus dem Roman „Bianca Maria“, von Konrad Muschler: „Beim Ende des Mahles küßte ihn Ellen, daß ihre Seele in roten Flammen brannte. Ihre Zunge versuchte scharlachene Brände zu entzünden . . . Ihr Zahnfleisch leuchtete begehrlich auf. Ihr Blut sang rote Melodien . . .“

*

Aus: „Wie Jussy fiel“ (Neue Augsburger Zeitung): „Allen voraus der Hauptmann. Stürmt über die Reste einer im Wasser hängenden Brücke, zehn Minuten vor acht Uhr morgens, wirft sich auf zwei Maschinengewehre, die ihm ins Gesicht peitschen.“

Lieber Simplicissimus!

Es war auf einem westpreußischen Landgut. Der Vetter des Gutsherrn war gerade zu Besuch aus Amerika da und erzählte, was so ein ungelernter Reporter schon erzählt, von Amerika als dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten.
Aber da klemmte Herr von X. das Monokel ein und meckerte dazwischen: „Erlaubema, bittesehr, unbejrenzte Möglichkeiten — Amerika — wieso? Wenn ich dich bloß ma an die letzten Wochen der politischen Entwicklung bei uns erinnern darf, — da muß ich doch fragen: und Deutschland?“ Teha

*

Findeisen besucht die Kundschaft.
„Also, Herr Findeisen“, sagt die Kundschaft, „Sie können mir liefern!“
„Quantum?“
„Wie gehabt!“
Findeisen notiert den Auftrag.
„Und in Anbetracht der schweren Zeiten —“, druckt er herum, „muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß ich nur gegen Netto-Kassa verkaufen kann!“
„Hm —“, entgegnet die Kundschaft, „und wann liefern Sie?“
Meint Findeisen: „Das hängt von Ihnen ab . . . Bis Sie Geld haben!“
Zweifelt die Kundschaft: „Na schön — wenn Ihre Firma dann noch besteht!“ H. K. B.



Schauspielerin, Typ 1932 / Von Wilhelm Lichtenberg

Zweifelt jemand daran, daß Lydia Dahn, die Schauspielerin, eines Tages eine Sekretärin brauchte, um ihre tausend Geschäfte und Affären in Ordnung zu halten? Daran ist nicht zu zweifeln. Lydia Dahn mußte eine Sekretärin haben. Und sie inserierte in einigen großen Blättern: „Versierte, selbständige Sekretärin mit allen einschlägigen Kenntnissen von prominenter Schauspielerin gesucht."

Es meldete sich eine Legion von postenlosen Sekretärinnen. Lydia suchte ein Mädchen, das in ihr völlig aufgehen könnte; und die Damen, die sich vorstellten, hatten alle zu viel Privatleben. Lydia haßte Privatleben, weil sie sich selbst keines leisten konnte.

Endlich, nachdem schon dreißig ergebnislos abgefertigt worden waren, erschien eine. Anne Pirk hieß sie. Und sie machte gleich einen famosen Eindruck. Eine sehr sympathische Mischung von Schüchternheit und Selbstbewußtsein. So etwas hatte sich Lydia Dahn gedacht.

„Und wo haben Sie bisher gearbeitet?" fragte Lydia ein bißchen müde und abgespannt, nachdem man sich über alles Prinzipielle einig geworden war. — „Bei einem Wirkwarenfabrikanten, gnädige Frau", antwortete Anne ziemlich verschämt. — „Soso. Und warum haben Sie Ihre Stelle verlassen?" — „Sie war mir zu nüchtern, gnädige Frau. Immer nur Eingänge und Ausgänge, Fakturen und Mahnungen. Immer nur Geschäft. Man hat doch von Haus aus ein bißchen Romantik in sich. Ein wenig Poesie. Man will . . ." — „Schon gut", schnitt Lydia ihren Erguß ab. „Sie sind engagiert. Sie bekommen 200 Mark monatlich und außerdem meine abgelegte Romantik. Einverstanden?" — „Einverstanden, gnädige Frau." — „Können Sie gleich anfangen?" — „Ich stehe zur Verfügung."

Lydia ging an ihren Schreibtisch und nahm einen Stoß Korrespondenzen auf. „Wir wollen also alles hübsch in der Reihenfolge des Einlaufes erledigen, nicht wahr?" — „Ja, gnädige Frau", meinte Anne etwas verdutzt, das haben wir in der Wirkware auch immer so gemacht." — „Egal, mein liebes Kind", wies sie die Schauspielerin zurecht, „Wirkware oder Kunst, erledigt will alles sein. Haben Sie vielleicht 'ne Ahnung, wo sich die Büros der ‚Kitschia Film AG.' befinden?" — „Ja, gnädige Frau. Das weiß ich zufällig. In der Friedrichstraße. Mein Bruder war dort in Stellung."

„Schön. Dann springen Sie mal gleich hinüber. Lassen Sie sich den Produktionsleiter Taussig geben, verstanden, und melden Sie sich als meine neue Sekretärin. Die Kitschia will mich für ihren neuen Film haben. Sagen Sie dem Taussig, wohlgemerkt, daß es mit der alten Gage nicht mehr zu machen ist. Durch den Erfolg der ‚Dame zur linken Hand', die ich zuletzt drehte, bin ich um 100 Prozent im Kurs gestiegen. 50 Prozent soll in Gottes Namen die Kitschia daran profitieren, 50 Prozent will ich haben. Das sagen Sie ihm ganz deutlich. Und dann machen Sie darauf aufmerksam, daß ich schließlich hundertprozentige Vamps stelle, wie man sie in Hollywood nicht besser hat. Marlene inbegriffen. Sollte er was einwenden, dann sagen Sie ganz hundeschnäuzig — so kommt man den Leuten vom Film am besten bei —, daß sie sich bei der Konkurrenz umsehen sollen, vielleicht gibt's dort einen billigeren Vamp. Der ist aber auch danach. Erotik für Buxtehude. Betonen Sie ausdrücklich ‚Erotik für Buxtehude'. Das macht immer Eindruck. So, und jetzt machen Sie schnell. Denn es ist heute noch eine Menge zu erledigen."

Als die Sekretärin nach zwei Stunden mit dem neuen Vertrag, der tatsächlich um 50 Prozent erhöhte Bezüge aufwies, zurückkehrte, erwartete sie Lydia schon in Ungeduld. „Rasch, rasch, Fräulein! Die ganze Korrespondenz wartet noch! Nehmen Sie ein Stenogramm auf. Sind Sie so weit?" — „Bitte, gnädige Frau."

„Zuerst an den Talentpächter, den Direktor, der mir da eine Rolle im neuen Stück zugedacht hat. Schreiben Sie. „Herrn Professor Eilgut, Direktor des Goethe-Theaters, hier. In Beantwortung Ihres Geschätzten vom 31. dieses teile ich Ihnen verbindlichst mit, daß ich mich leider außerstande sehe, die mir zugedachte Rolle in ‚Ende gut — alles schlecht' zu übernehmen. Das Gesandte folgt daher mit gleicher Post retour. Die Rolle weist leider kein Sex appeal auf und entspricht daher nicht der Qualität, die ich von Rollen, die ich spielen soll, verlange. Vor einem Jahr noch hätte ich mich vielleicht mit der darzustellenden Figur einverstanden erklärt. Seither habe ich mich, dem Zug der Zeit entsprechend, auf Sex appeal spezialisiert, das heute nirgends besser als bei mir zu haben ist. Ich bin daher nicht in der Lage, mich wieder umzustellen, um so mehr, als Sex appeal gerade jetzt die große Konjunktur ist. Da ich aber meines Wissens augenblicklich die einzige Schauspielerin am Platze bin, die über genügend Sex appeal verfügt, muß ich sowohl mein Niveau, als auch meine Gagen halten. Sollten Sie aber nächstens mal eine Rolle mit Sex appeal zu vergeben haben, bin ich jederzeit gerne bereit, Ihren Vorschlägen näherzutreten. Hochachtungsvoll Lydia Dahn."

„Hochachtungsvoll Lydia Dahn", wiederholte die Sekretärin mit einem scheuen Seitenblick auf die Schauspielerin.

„Weiter! Es ist da ein Brief eines Mannes zu beantworten, der mich heiraten will. Heiraten Sie gern, Fräulein Pirk?" unterbrach sie ihre Dispositionen. — „Ich hab's noch nicht versucht", antwortete Anne verwundert. — „So? Mich langweilt das Heiraten schon. Sie werden sehen, liebes Kind, nach dem drittenmal macht es gar keinen Spaß mehr. Aber man darf seine Chancen nicht ausschlagen. Wir werden also einen Ehevertrag entwerfen. Unterschreibt er ihn, gut. Wenn nicht — bleibe ich lieber geschieden." — Anne legte den Stenogrammblock auf ihren Knien zurecht. Lydia wehrte ab: „Nee, danke. Den Ehevertrag können Sie gleich in die Maschine tippen. Da hab' ich Übung drin."

Nach einem Gang durchs Zimmer begann sie zu diktieren. „Vertrag. Obenhin. Unterstrichen. Zwei Zeilen tiefer: Erstens, Klammer. Die Ehe zwischen Frau Lydia Dahn und Herrn Kurt Preisser ist auf seinen Wunsch und Bitte und ausschließlich dadurch zustande gekommen. Absatz. Zweitens, Klammer. Nach vollendeter Eheschließung verpflichtet sich der Gatte, obengenannter Herr Kurt Preisser, seiner Gattin, obengenannter Frau Lydia Dahn, zwei Autos, Klammer, Limousinen, und eine Villa, Klammer, fashionabler Vorort, zur Verfügung zu stellen. Auf Wunsch kann Herr Kurt Preisser ein Zimmer in dieser Villa eingeräumt erhalten. Absatz. Drittens, Klammer. Herr Kurt Preisser hat für sämtliche Toilettenrechnungen, etc., sowie für den gesamten Lebensunterhalt seiner Gattin aufzukommen. Nachherige Reklamationen können nicht berücksichtigt werden. Absatz. Viertens, Klammer. Im Falle einer Scheidung verpflichtet sich Herr Kurt Preisser, der alleinig Schuldtragende zu sein. Die Alimentation erfolgt in genauer Relation der Einkommensverhältnisse des Gatten. Villa und Limousinen gehen nach durchgeführter Scheidung völlig in den Besitz der Gattin über. Absatz. Fünftens, Klammer. Ich, Kurt Preisser, erkläre hiermit rechtens, daß ich zur Zeit der Vertragsschließung im vollen Besitze und Gebrauch meiner geistigen Fähigkeiten war, Klammer, ärztliches Zeugnis liegt bei, und daß ich niemals und aus welchem Grunde immer, versuchen werde, diese meine freie und ausschließlich freie Willensäußerung anzufechten oder außer Kraft setzen zu lassen. Unterschrift. Datum. Haben Sie, Fräulein Pirk?"

„Ja, gnädige Frau, ich habe." — „Schön, dann weiter, das Nächste."

In diesem Augenblick erhob sich Anne Pirk von der Schreibmaschine und sagte sehr verlegen: „Gnädige Frau, ich bitte um meine Entlassung." — „Entlassung? Schon wieder? Ja, wo wollen Sie denn hin?" fragte Lydia gekränkt. — „Zu meinem Wirkwarenhändler zurück." — „Ja, weshalb denn so plötzlich?" — „Ich sagte Ihnen doch, gnädige Frau, daß ich einen krankhaften Hang zur Romantik habe. Und jetzt weiß ich erst, wie romantisch Wirkwaren sind. Guten Tag, gnädige Frau."

Solides Geschäft *(Rudolf Kriesch)*



„Wissense, früher hätte ich mich ja an der Auktion von so 'nem Jelumpe überhaupt nich beteiligt, aber heute sage ick mir eben: besser 'ne echte Hose, als 'n falscher van Gogh!"

Glück muß man haben

Nachdem die Gebrüder Hunter sich mit ihrem Flugzeug in der Luft drei Wochen lang gehalten und dadurch einen neuen (inzwischen natürlich schon überbotenen) Weltrekord im Dauerflug aufgestellt hatten, erholten sie sich zuerst durch einen langen Schlaf. Dann machten sie einen Bummel durch das nächtliche Chikago. Dabei kamen sie auch in eine Bar, die, als besondere Attraktion, jedem hundertsten Besucher ein Geschenk verhieß. Einer der Brüder hatte Glück und bekam als Geschenk ein Freibillett für einen halbstündigen Flug über Chikago.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80**. **Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Politisierung der Jugend

(Dugo)

„Hach ja, Fritz: ‚Starke Hand rettet das Land'!"

Lieber Simpl.!

Max Reinhardt war mißgestimmt.
„Lieber Freund", sagte er zu Klöpfer, „Sie müssen viel mehr Ausdruck in Ihre Stimme legen. Kürzlich hat Jannings abends in einem Restaurant die Speisekarte so vorgelesen, daß uns allen Tränen in die Augen stiegen."
„Er wird die Preise mitgelesen haben!" meinte Klöpfer trocken. m-d

*

Bei seinem Aufenthalt in Wien lernte Maurice Chevalier eine prominente Wiener Filmkollegin kennen, ein reizendes Persönchen, dessen ewig lächelndes Antlitz in allen deutschen Magazinen und Wochenschriften zu Hause ist.
Man unterhielt sich, man plauderte über allerlei, da fragte plötzlich die Filmdiva: „Sagen Sie mir, Chevalier, für welche Zahnpastenfirma lächeln eigentlich Sie immerfort?" Spt.

*

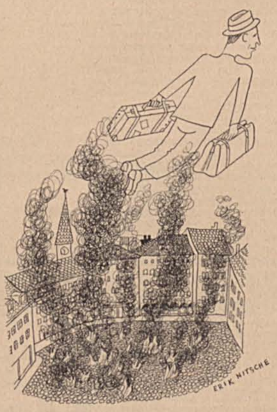
Der heutzutage mit Recht leider wieder so populäre Graf Mucki saß mit einem Bekannten im Café.
„Passens auf", sprach er, „ich will Eahna mal ein Rätsel aufgebn. Es is ein Vogerl, is schwarz, hat zwei Beinerl, sitzt auf einem Baum und macht ‚rab-rab'. Was is des?"
Der Bekannte, spontan: „Was soll das wohl sein? Natürlich ein Rabe!"
Darauf Graf Mucki, empört und aufs tiefste verletzt: „Ah, gehns! Sie habens schon gekannt!"

*

Ein Auto fährt auf dem Römerberg in Frankfurt am Main vor. Zwei Amerikaner sitzen darin.
„Wo sind wir, Tommy?" fragt der eine.
Der andere blättert in seinem Baedeker, sucht eine Weile und erklärt dann: „Auf Seite 254." — „All right", erwidert der andere, „dann wollen wir weiter fahren. Wir müssen heute noch bis Seite 278 kommen."

Die Schlupfhose / Von Trim

Auf dem Principe in Genua — das ist der Hauptbahnhof — verlor eine vor mir gehende Dame plötzlich die Schlupfhose.
Es war eine korpulente Dame, und sie trug zwei Gepäckstücke, die sie um keinen Preis aus der Hand geben mochte.
Was tun?
Die Dame echauffierte sich nicht eben sehr — wenn ihr auch wenig angenehm zumute war. Sie gab einen Ton von sich — etwa wie eine gemächlich rangierende Lokomotive — und wartete das Weitere ab.
Die Schlupfhose hing sozusagen in der Luft. Sie war türkisfarben — meine Lieblingscouleur; ich hätte schon aus diesem Grunde gern eingegriffen. Aber als Ausländer soll man sich nie überstürzen. Auch ich wartete das Weitere ab.
Was geschah?
Zwei junge Karabinieri schritten herbei. Einer faßte das frivol unternehmungslustige Objekt behutsam auf der einen, der zweite faßte es auf der andern Seite an. Genug — sie hielten „sie". Dem Äußersten war amtlich vorgebeugt.
Die Dame, nunmehr jeder Besorgnis um ihre Gepäckstücke ledig, stellte die Sachen hin und schickte sich an, selbst die Initiative zu ergreifen. Indessen ging das nicht so ohne weiteres. Ein sprechender Blick auf die Karabinieri wirkte Wunder. Einer der pflichtbewußten Jünglinge schlug sich triumphierend mit der Hand an die Stirn und flüsterte mit dem andern. Sie schritten zum Eingang der Bahnhofswirtschaft, ergriffen die dort überflüssig herumstehende spanische Wand, schleppten sie herbei und stellten sie um die korpulente Dame. Während des weiteren Vorgangs im Innern bewahrten sie draußen ernsthaft Haltung — wie es sich für Beschützer des Staates schickt.
Auch in Deutschland gibt es liebenswürdige Polizeiorgane. Immerhin hätte ich mir den Vorgang in Deutschland nicht ganz so denken können.
Stellen Sie sich vor: Welches Dilemma!
Die Beamten sollen das schutzbedürftige Publikum vor jeder Ungehörigkeit bewahren — gut. Dürfen sie sich dabei aber durch den Anblick solcher Dinge selbst in die Gefahr sittlicher Verwilderung begeben?
Das ist in Deutschland die Frage.
Die Italiener sind da viel frivoler.



Der Mann, dem der Boden zu heiß wurde.

Séance

(Olaf Gulbransson)



„Sie wollen Goethes Geist sein? Das ist Schwindel! Goethe hat doch nicht sächsisch gesprochen." – „Heeren Se mal, wenn'ch doch da driem eegal mit Nietzschen un Richard Wagnern Schkat kloppen muß, da hab'ch mersch ähm ankewehnd."

Staatsraison

(M. Frischmann)



„So, Kinners, und nu feste Wiederbelebungsversuche jemacht — es könnte doch noch 'n kleener Steuerzahler sein!"

Mei Ruah!

Während der „Spartakisten"herrschaft bestand in G. das ganze Polizeiaufgebot aus einem dicken Wachtmeister. Daß in jener unruhigen Zeit der Wachtmeister eine sehr begehrte Persönlichkeit war, ist nicht weiter verwunderlich. Um so mehr wunderte ich mich, als ich ihn eines Tages längs der Würm spazieren sah. Auf meine Frage, ob er denn jetzt Zeit habe spazieren zu gehen, antwortete er mir: „Ja mei, den ganzen Tag leit auf der Station dös Telephon, do kemmat i ja iberhaupts nimma zu meina Ruah."

Ende November

Die Pappeln vorm Fenster sind grün gewesen,
Jetzt sind sie graue und rauhe Besen.
Was kann der Weise daraus erlesen?

Man hat nun lange gepappelt,
uns hinvertröstet und herverappelt.
Wir haben lange genug gezappelt.

Man soll uns nicht weiter mit Phrasen schrauben.
Wir wollen Taten, an die wir glauben . . .
Her mit den Besen, um auszustauben!

Ratatöskr

Mehr Licht . . .

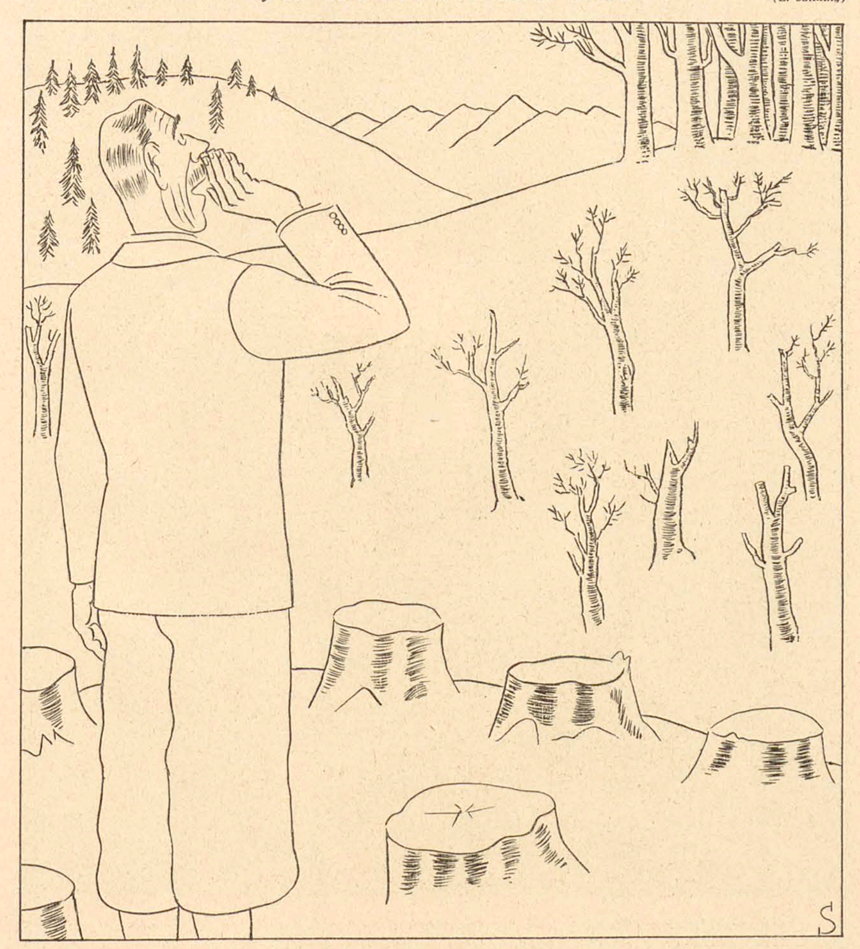
Weimar. Wir stehn vor dem Sterbezimmer Goethes. Kaum zwei Schritte vor uns der Lehnstuhl, in dem ein Jahrhundert zuvor der Einmalige, Große sanft verschied. Wir stehn bewegt, keiner von uns spricht ein Wort. Da quillt aus dem Hintergrund ein fettes, beringtes Weib heran, hebt ein Lorgnon, überblickt sekundenschnell den dämmernden Raum, um sich mit ranziger Stimme an den ankeuchenden Gatten zu wenden: „Nä! — Hier hätt' ich nit gewohnt habe möge! — Kä Elektrisch und kä Kommfort!? Nää . . .!" John Förste

Hilde / Von Kiekmal Den

Hilde ist ebenso jung wie naiv — das heißt ebenso fortgeschritten wie raffiniert.
Für mich hat sie ein Faible. Das graue Schläfenhaar — Sie verstehn! Aber natürlich in allen Ehren.
Hilde ist eifersüchtig wie der Teufel. (Wieso ist übrigens der Teufel eifersüchtig — wo er doch alle in der Tasche hat? Das nebenbei.)
Wenn ich zu Ruth liebenswürdig bin, bereitet sich bei Hilde eine Katastrophe vor. Die Krallen kommen wie von selbst aus ihren Samtpfötchen. Sie faucht. Es ist nicht gut Kirschen essen mit Hilde, wenn sie eifersüchtig ist. (Aber wenn sie es einmal nicht ist, fühlt sie sich auch nicht wohl.) Gestern hatte ich Grund, sie zu beschwichtigen. Weiß der Henker, ob ich in diesem pädagogischen Bestreben um einen Grad zu weit gegangen bin. Sie sah mich strafend an. Ihre Augen sprühten Funken.
„Peter —!?!" sagte sie.
Ich streichelte ihre heißen Bäckchen; ich machte mich ganz klein und flötete: „Hilde — dir werde ich nie zu nahe treten!"
In diesem Augenblick ging Ruth vorüber und schmiß einen Blick, der nicht nur mich erbeben ließ.
Sondern auch Hilde.
Ich hatte den Arm um ihre Taille; ich fühlte das dringende Bedürfnis, sie zu beschwichtigen.
„Hilde", wiederholte ich weich (und bombardierte Ruth zugleich mit einem kühnen Blick) — „gewiß und wahrhaftig, Hilde — dir werde ich nie zu nahe treten!"
Da bockte Hilde wie ein Pferdchen der Sintenis und stampfte auf und schlug aus und sagte spitz: „Warum eigentlich nicht?!!"

Papen und das deutsche Echo

(E. Schilling)



„Fatal, immer wenn ich rufe ‚Ihr braucht einen Diktator', antwortet das Echo nur ‚Tor, Tor, Tor'."

Der neueste Bracht-Erlaß

(E. Thöny)



Als wirksamstes Mittel zur Bekämpfung der Prostitution soll in Zukunft den höheren Mädchenschulklassen durch nächtlichen Anschauungsunterricht demonstriert werden, daß das Laster nicht nur unmoralisch, sondern auch unrentabel ist.

Stuttgart, 27. November 1932 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 35

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Der neue amerikanische Präsident Roosevelt

(Th. Th. Heine)



im Kampf mit dem Drachen der Prohibition.

Stop! / *Von Karl Kinndt*

Der Trommler hat umsonst sich abgeschuftet,
die stolze Nazi-Feste bröckelt schon —
rund zwei Millionen Wähler sind verduftet:
das Kalbsfell hat nun mal nur einen Ton!

Und immerzu gesungen wirkt ermüdend
das einstens laut beklatschte Schlagerlied —
Des Volkes Seele bleibt nicht ewig siedend,
wenn es beim Kochen kein Ergebnis sieht —

Das Schicksal jeder Welle ist das gleiche:
sie steigt und türmt sich drohend auf und bricht.
So geht's nun balde mit dem dritten Reiche —
mit Haß allein schafft man den „Aufbau" nicht!

Und dafür wächst nun links die rote Flut,
und die steigt langsam, aber unaufhaltsam,
gespeist von Hunger und von dumpfer Wut —
und deren Schwellen hemmt man nicht gewaltsam.

Da helfen keine Notverordnungs-Dämme,
Verzweiflung schlägt man nicht mit Knüppeln tot.
Und wollt ihr, daß sie euch nicht überschwemme,
dann hilft nur eines: Arbeit her und Brot!

Denn alle könnt ihr nicht ins Zuchthaus werfen,
weil ihr sonst dessen Mauern selbst zerbrecht —:
man kann das Schwert Gewalt nicht ständig schärfen,
sonst bricht's zuletzt am ew'gen Felsen Recht.

Jetzt ist es Zeit, die Massen zu befrieden,
und wer ein Opfer scheut, verrät sein Land!
Vereint das Volk, das feindlich noch geschieden,
dann habt ihr wirklich eine „starke Hand"!

Gespräche mit Göckel / Von Heinrich Zillich

Er war klein, der Fritz Göckel, und hatte so verdrehte Beine, daß man nie recht wußte, ob er nun eigentlich vorwärts oder rückwärts ging, wenn er sich bewegte. Die Arme ließ er dabei wie abgestorben aus den Schultern hängen. Zündete er eine Zigarette an, so betrachtete er sie erst eine lange Zeit und sagte: „Na ja!" oder „In Gottes Namen!", steckte sie bedachtsam in den Mund, nahm sie wieder heraus, spuckte und betrachtete sie noch eingehender. Die Zündholzschachtel zog er aus der Tasche, als fingerte er nach einem vergrabenen Schatz. Und wie er nun das Streichholz aus der Schachtel hob, gleich einer Abendmahlsoblate! Und wie lange das dauerte, bis er das Feuer anrieb, bis die Zigarette glühte — ekelhaft!

Fritz Göckel hatte einen Kummer. Er kriegte keine Frau. Es war Frühling, und die Sonne schien. Er sah stundenlang durch das Fenster. Er sagte: „Gnädiger Herr", so lautete seine Anrede für mich, „das ist ein Schaden, der mich noch etwas kosten kann, nämlich sozusagen, daß ich bereits keine Frau habe —"

Ich sah mir seine kurzen Beine an.

„Ich glaube, es ist nämlich bereits an dem, daß eine Frau für einen Mann wie mich eigentlich gehört. Ich möchte sagen: zuständig ist, nämlich was das Heiraten anbelangt. Denn wozu wären bereits sonst die Frauen überhaupt da?" Er sah mich Beifall heischend an.

„Richtig, Göckel, — gehen Sie an Ihre Arbeit." Dieser Fritz war „nämlich bereits" Bürodiener.

Er rührte sich nicht. „Denn warum, gnädiger Herr, soll ich einschichtig bleiben, wo es doch nämlich bereits viel besser wäre anders —"

„Göckel, kümmern Sie sich um Ihre Arbeit!"

„Denn ich bin nämlich nicht so, daß ich nicht bereits überlegen würde, was es mir eintragen könnte. Ich geh ja schon, gnädiger Herr! Denn es kostet mich bereits zu viel, daß ich nämlich, wie Sie bemerkt haben werden, nämlich der gnädige Herr, ohne Frau bin, die was mir kochen würde, was billiger ist, als wenn ich im Wirtshaus —" Ich entfloh.

„Gnädiger Herr!" rief er mir nach und drehte eine Zigarette zwischen den Fingern. „Haben der gnädige Herr nicht ein Zündholz?"

„Hol Sie der Teufel! —"

Göckel trug niemals eine andere als dunkelgraue Binde. Etliche Tage gingen ins Land, da war sie plötzlich weiß. Ich spähte ihn erstaunt an. Die Lust zu reden zuckte aus seinem Gesicht. Aber er war beleidigt, wegen des „Hol Sie der Teufel!". Göckel war immer sehr lange beleidigt, und auch diesmal dauerte es fast zwei Monate, ehe er den Mund auftat. Da hatte er aber schon wieder seit einigen Wochen seine graue Binde am Kragen. Und auch jetzt öffnete er den Mund nur, weil ich ihn angefahren hatte, warum er denn in drei Teufels Namen in der letzten Zeit immer um eine Viertelstunde zu spät ins Büro komme.

„Gnädiger Herr, es ist nämlich so, daß der Mensch eine geordnete Zeit zum Aufstehen haben muß, nämlich in der Früh."

„Weshalb kommen denn Sie dann nicht zur geordneten Zeit?"

„Das ist nämlich bereits nicht mehr so leicht. Denn warum? Meine Zeit zum Aufstehen ist nämlich sieben Uhr, und wo ich jetzt eine Viertelstunde weiter wohne, seitdem ich nämlich bereits verheiratet bin — ich bitte —" Er sah mich Beifall heischend an.

„Was? Sie sind verheiratet!" Ich hatte die Stimme baß erstaunt erhoben.

Er sah mich noch überlegener an. „Ich beliebte dem gnädigen Herrn bereits einmal zu sagen, daß der Mensch eine Frau braucht, wenn er nämlich in das Alter kommt wie ich. Ich bitte, fünfunddreißig Jahre. Da ist bereits der letzte Pfiff aus der Lokomotive, wie man so sagt."

„Ich gratuliere."

„Es ist ja nicht an dem, daß Sie gratulieren müssen, nämlich der gnädige Herr — denn ich habe nämlich eine Frau, aber keine richtige Frau. Das ist bereits ein Unterschied, ich bitte."

Ich machte große Augen.

„Richtig ist sie nämlich schon. Das habe ich nämlich gleich gesehen, bereits wie ich auf den Ball gegangen bin."

„Ah, deshalb die weiße Binde."

„Haben der gnädige Herr das bemerkt? Nämlich dort lernte ich sie bereits kennen. Richtig ist sie schon. Aber etwas zu richtig, eine Witwe."

„Für einen so kräftigen Mann wie Sie — Ph!"

„Na — kräftig bin ich ja nicht. Aber eine Witwe nimmt mich auch so, dachte ich mir nämlich bereits, als ich zum Ball ging. Was kann sie auch viel verlangen, wo sie bereits fünfundvierzig ist. Darum hat sie mich ja auch geheiratet."

„Gratuliere nochmals!" Ich drehte mich um.

„Möchten der gnädige Herr noch ein wenig belieben mich anzuhören. Nämlich es ist an dem, daß ich sie ja gar nicht geheiratet habe. Nämlich weil sie bereits fünfundvierzig ist. Darum nicht. Und eine jüngere hätte mich nicht geheiratet. Aber diese ich nicht — nämlich ich habe sie ja geheiratet, aber nur so — wie man so sagt: wild, nämlich nur so, wie ja der gnädige Herr verstehen werden."

„Ich verstehe — viel Glück auch so!"

„Nämlich ich dachte, wenn ich sie schon kriege und nicht geheiratet, so ist das noch eine größere Ersparnis, als ich bereits mache, weil sie ja zu mir gekommen ist. Nämlich die Wohnung, die hat sie gehabt. Da erspare ich meine Miete bereits. Und das Essen kocht sie, und da erspare ich noch einmal. Und schließlich heirate ich sie nicht, sondern nur so, wie ich sie geheiratet habe — und da kann ich sie nämlich hinausschmeißen, wenn sie mir zuviel wird. Gnädiger Herr, das ist alles eine große Ersparnis."

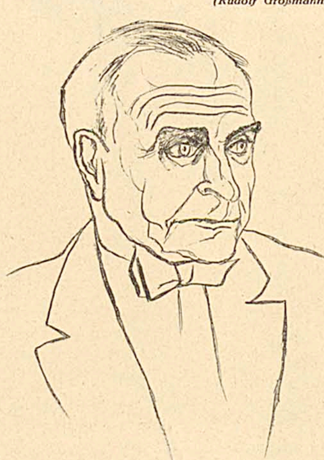
„Und deshalb kommen Sie jetzt ausgerechnet eine Viertelstunde zu spät? An mir werden Sie nichts ersparen!" Ich wurde entrüstet.

„Das ist nämlich eine andere Sache, gnädiger Herr. Denn warum? Ich schmeiße sie ja gar nicht hinaus. Denn warum? Denn sie kocht gut, und ich erspare ja auch an der Wohnung, und dann habe ich ja auch noch, was der Mann braucht — nämlich — und da fällt das Aufstehen ja schwerer, nämlich weil, was der Mann braucht — ich bin nämlich bereits kein kräftiger Mann, wie der gnädige Herr —"

Ich entfloh.

Berliner Köpfe

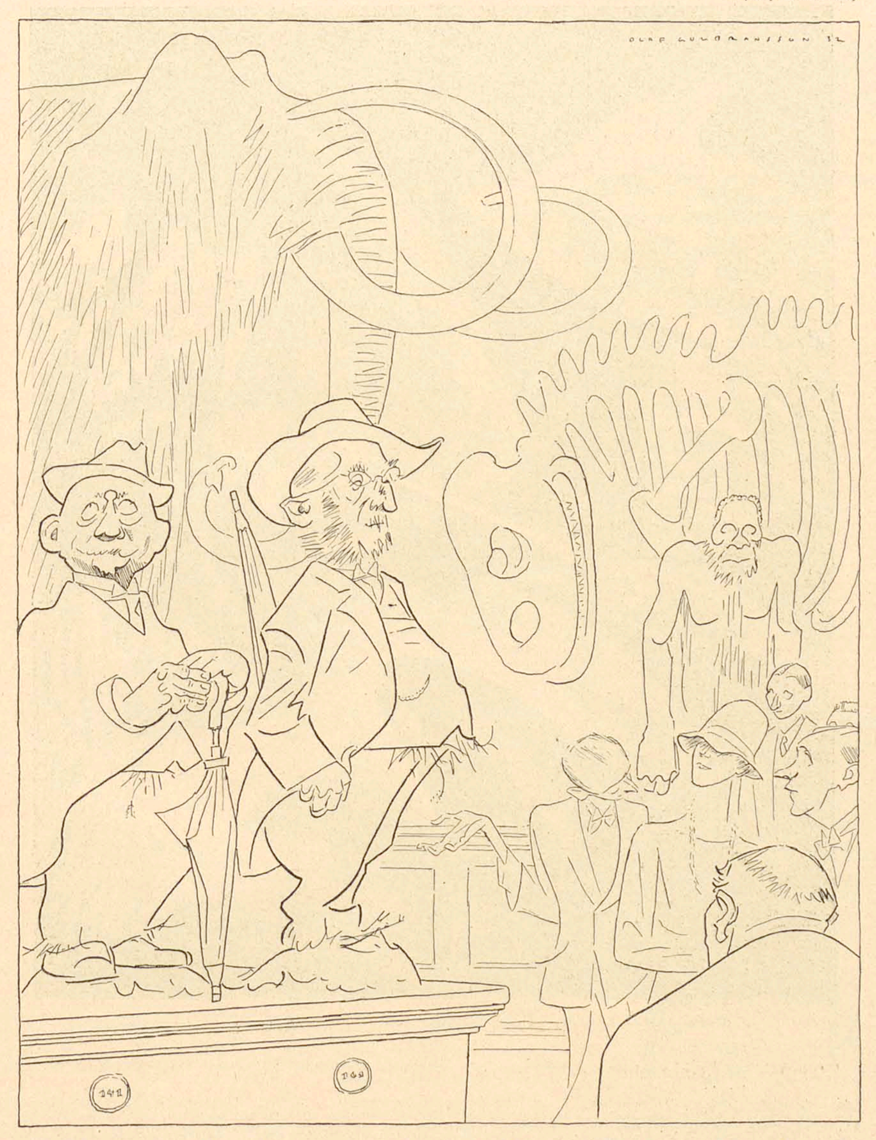
(Rudolf Großmann)



Der Schauspieler Albert Bassermann

Museale Seltenheiten

(Olaf Gulbransson)



„Und hier, meine Herrschaften, sehen Sie das kostbarste Stück unserer Sammlung, die letzten beiden deutschen Demokraten, präpariert und ausgestopft."

Ein glückliches Gemüt

(Wilhelm Schulz)



„Ich halte für jeden die Arme offen, der bereit ist, mit mir zu fahren!"

Kleine Kunstgeschichten

Ferien

Jemand traf Max J. Friedländer, den Direktor des Kaiser-Friedrich-Museums, an einem Herbsttag in Berlin und fragte ihn: „Wo waren Sie im Sommer, Herr Direktor? Wir haben selten einen so schönen Sommer gehabt!"

„Ich bin zu Hause geblieben", antwortete Friedländer, „aber die Kunsthändler waren verreist, — das war meine Erholung."

Holde Erinnerungen

Jemand hat sich von Le Corbusier ein Haus bauen lassen und bringt seine Tage darin zu. Ein Bekannter fragt ihn, ob er sich wohl dabei fühle.

„Jawohl", antwortete der Gefragte, „ich war während des ganzen Krieges im Maschinenraum eines Schlachtschiffes beschäftigt."

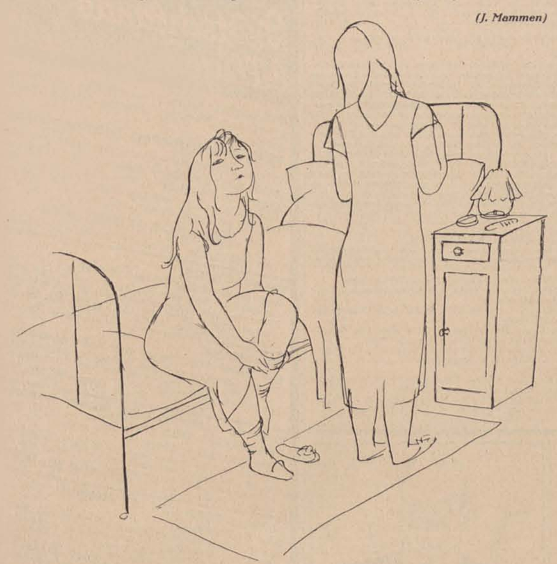
Kunstgespräch

Zu dem berühmten Tierplastiker Gaul kam eines Tages ein Mann, der den Künstler fragte: „Sind Sie derjenige, welcher die Viecher modelliert?"

„Ja", sagte Gaul, „ich bin derjenige, welcher. Soll ich Sie vielleicht modellieren?"

Vereinfachung der Wirtschaftsform

(J. Mammen)



„Siehste, früher hat sich eben so 'n jnädiger Herr neben der Frau noch 'ne fesche Freundin halten können, und heute sollste ihm als Stubenmä'chen diese Nebenausjabe ooch noch ersparen!"

Advent

Nun wär's denn wieder einmal so weit:
Frühwinterstimmung, adventliche Zeit,
wo jeder brave Mensch und Christ
der Ankunft des Herren gewärtig ist,
als welcher uns, der Gnaden voll,
Heil, Frieden und Segen bescheren soll.

Allerdings wird unsre Seele umnachtet,
wenn sie die Sache bei Licht betrachtet.
Denn jeder von uns, soweit er Partei,
glaubt, daß der Herr ein anderer sei,
ein anderer, als es dem Nachbarn erscheint,
dessen Nachbar wieder ein' anderen meint.

Übereinstimmung gibt es bloß insofern:
von einem Herrn aus dem „Klub der Herrn"
fühlen wir uns im ganzen und großen
(mit Ausnahme Hugenbergs) abgestoßen . . .

Tja, liebe Freunde, wie wird das gehn?
Was muß unterbleiben? Was soll geschehn?
Dürfen wir weiter gleich Leberknödeln
in der Suppe schwimmen und eigenbröteln? . . .

Nur wenn wir uns von Grund aus bekehren,
kann der heilige Christ uns was einbescheren.

Ratatöskr

Vom Tage

Frischei des Kolumbus

Falls Sie es nicht mehr gewußt haben sollten: die amerikanische Verfassung bestimmt, daß die Bundeshauptstadt Washington als einziger Ort in Amerika sich nicht an den Wahlen beteiligen darf, daß ihre Bewohner also die Ehre, Kapitol und Weißes Haus in ihren Mauern beherbergen zu dürfen, sozusagen mit dem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte bezahlen müssen.

Papen das lesen — er hatte es auch vergessen —, die Liste mit den deutschen Reichstagswahlergebnissen hervorholen, erleichtert aufatmen und sofort das Innenministerium anrufen: „Lieber Herr von Gayl, nehmen Sie bitte unseren neuen Verfassungsentwurf zur Hand und schreiben Sie oben drüber: § 1: Die Einwohner der Reichshauptstadt Berlin sind vom Wahlrecht ausgeschlossen! Wir schaffen uns auf diese einfache Weise 860 000 kommunistische, 719 000 nationalsozialistische und 646 000 sozialdemokratische Stimmen vom Halse . . .!"

hs.

Der Standpunkt

Am Tag nach der Reichstagswahl begegnet mir ein eingefleischter Hitleranhänger.

„Na, na", sage ich bedauernd, „dieses Mal habt ihr verloren."

„Verloren?" fragt er mich erstaunt, „verloren?" Und dann mit verächtlich-stolzem Blick: „Verloren haben wir nicht. Wir haben lediglich um die Stimmen, die wir im Sommer zuviel hatten, abgenommen."

H.

Sturmzeichen

Die Statistik der deutschen Pfandleihämter weist eine starke Zunahme der Gegenstände des täglichen Gebrauchs auf. So kommt es sogar vor, daß an den Schaltern künstliche Gebisse angeboten werden.

— Wär's möglich? Der Deutsche beginnt, die Zähne zu zeigen.

Teha

Lieber Simplicissimus!

Eine der Sehenswürdigkeiten des liebenswürdigen dänischen Landes ist das Grab Hamlets. Dort gibt es einen Führer, der ist eine Kanone in seinem Fach.

Wenn Engländer zur Besichtigung kommen, erklärt er in gebrochenem Englisch: „Hier liegt ein dänischer Prinz namens Hamlet begraben. Vor einiger Zeit kam ein englischer Schriftsteller hierher und schrieb dann ein Stück darüber. Sein Name ist Shakespeare."

K. M.

Stilblüten

Aus dem Roman „Eine Insel mitten im Meer", von Alice Gruner:

„Christian Raalge beugte sich über den Bootsrand und spuckte mit dem Tabakspeichel zugleich ein aufsteigendes Lachen aus." —

*

„Aber sie hatte nicht geweint, sie erbrach nur das Wasser, das sie schluckte, und dann lachte sie ihn mit klappernden Zähnen an."



Bruno Brehm „Das war das Ende.“ (Verlag Piper und Co.)

Brehm hat sich durch seinen Roman „Apis und Este“ oder wie er jetzt genannt wird: „So fing es an“ wenn auch nicht mit Ruhm, so doch wegen seiner klaren und knappen Schreibweise mit allseitiger Anerkennung bedeckt. In dem, was er jetzt als Gegenstück dazu bringt: in dem neuen 500-Seiten-Buch „Das war das Ende“ bedeckt er sich mit Schmach — man kann es nicht anders nennen. Liegt ein Roman, liegt eine romantisierte Historie vor — man weiß nicht recht, in welcher Form dieser Weg „Von Brest-Litowsk bis Versailles“ durch den Autor zurückgelegt sein will. Jedenfalls nicht in einer vertrauenerweckenden, sauberen, gerade wesentlichen Dingen Rechnung tragenden Weise. Der Verlag versichert zwar, an der historischen Wirklichkeit sei nicht das geringste verfälscht — um so verfälschter sind geistige und seelische Tatsachen, die jedermann weiß, die jedermann gelten lassen muß, der nicht den Krieg schmücken und für die Zukunft herrichten will, der nicht das Übersoldatische an die Spitze aller Herrlichkeiten, aller Notwendigkeiten, aller Hochziele stellen will. Wer als Autor nicht nur die Geschichte eines Krieges, sondern, was wichtiger ist: die Geschichte des Geistes eines Krieges einwandfrei und wahrheitsgemäß geben will und dabei die Stirn hat, hinzuschreiben, daß bei der Auslieferung der Flotte an die Engländer die deutschen Matrosen erkannten, „daß es besser gewesen wäre, noch einmal zu einem letzten Kampf auszufahren und unterzugehen und in der Tiefe des Meeres die Glut der Schande nicht zu fühlen“ — wer das gewissenlos hinschreibt, der ist erledigt als Historiograph. Denn hier liegt eine glatte Fälschung der geistigen Situation vor. Es ist nicht die einzige Verzerrung, Verbiegung, unter der das Ganze abscheulich leidet und wertlos wird. Es ist nur ein Beispiel, aber das Beispiel dürfte genügen. A. M. Frey

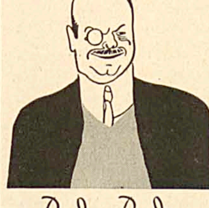
Joseph Maria Lutz: Bayerisch. (R. Piper & Co., München.)

Dieser neue Band der trefflichen Sammlung „Was nicht im Wörterbuch steht“ ist freudig zu begrüßen und eine wertvolle Ergänzung der „999 Worte Bayerisch“ von Johann Lachner, die bei Georg Müller in München erschienen sind. Zwar hat sich's der Verfasser mit dem sozusagen Philologischen oder Grammatikalischen nicht allzu schwer gemacht; aber da er der zweifellos zutreffenden Meinung ist, daß ein Zugereister die bayerische Mundart ja doch nie richtig sprechen lernen könne, erspart er sich und ihm weitläufige Subtilitäten auf diesem Gebiet. Es genügt, wenn der „Fremde“ sie einigermaßen verstehen und in ihrer ganzen Pracht, Fülle und Farbigkeit würdigen lernt. Dazu gehört freilich, daß ihm die besondere Wesensart des bayerischen Stammes recht nahegebracht wird, und das ist Lutz in meisterhafter Weise gelungen, ob er nun von der Bauernarbeit oder vom Wildern, vom Bier oder vom Föhn, von Leberknödeln oder von Gespenstern, vom Hochzeitmachen oder vom Sterben berichtet. Dr. Owglaß

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Hellmut Schlien: „Herz beiseite“. Bergis-Verlag, Wien.
N. A. Stankoff: „Auf dem Wege zum Bolschewismus“. Ernst Reinhardt, Verlag, München.
Bettina Levetzow: „Helene Hill“. Müller & J. Kiepenheuer, G. m. b. H., Verlag, Potsdam.
Jean Norton Cru: „Wo ist die Wahrheit über den Krieg?“ Müller & J. Kiepenheuer, G. m. b. H., Verlag, Potsdam.
Lisa Tetzner: „Der Fußball“. Eine Kindergeschichte. Mit Bildern von Bruno Fuck. Müller & J. Kiepenheuer, G. m. b. H., Verlag, Potsdam.
Alma M. Karlin: „Der Götze“. Ein mystischer Roman. Müller & J. Kiepenheuer, G. m. b. H., Verlag, Potsdam.
August Ewald: „Idee und Liebe“. Essays. Müller & J. Kiepenheuer, G. m. b. H., Verlag, Potsdam.



Das Kind / Von Wenzel Leyer

Die Zigeunerin kam über den Feldweg zu dem kleinen, ärmlichen Anwesen heran, lautlosen Ganges, witternd, spähend wie ein beutelüsternes Waldtier. — Sie schätzte ab: Das Wohnhaus, eine Hütte! Der Stall nur für zwei Kühe, bestenfalls noch Raum für ein Kalb, der Verschlag für die Schweine, der Ziegenstall. Der morsche Wagenschuppen dem Einfallen nahe. Geld gab es da wohl keines. Aber man konnte auf Milch, Eier, vielleicht gar auf ein Stück Butter zum Brot hoffen. An Mehl war sicher kein Überfluß, in der kleinen Scheune wurde nur Futter aufbewahrt. Geschrei eines Kindes. — Da waren Aussichten! Die Zigeunerin klopfte bescheiden.
Ein müdes Herein. Die Häuslerin säugte ihr Kind.
„Guten Tag, Frau Bäuerin! Vornehme, große Leute wohnen da. Werden einem armen Weib wohl etwas gönnen. Gott segne das Kleine!"
Da wurde die Häuslerin weich und schenkte der Bettlerin ein Ei.
„Dank und Segen! Soll ich Euch wahrsagen?"
„Was könnte ich schon noch auf dieser Welt zu erhoffen haben?!"
„Dann dem Kinde!"
Die Mutter ward neugierig. „Schadet es ihm auch nichts?"
„Gott behüte!!" Die Zigeunerin hob wie schützend die Arme empor.
„Was wollt Ihr dafür?"
„Zwei Kronen."
„Ich hab' kein Geld im Hause."
„So gebt mir eine Henne."
„Mein Mann ist nicht daheim."
„Zählt er jeden Abend die Hühner?"
„Also fangt an!"
Übertrieben behutsam nahm die Zigeunerin das rosige Händchen in ihre harte, braune Rechte, an deren knochigen Fingern Messingringe mit Glassteinen glänzten.
Lange sah sie auf die kleine Fläche, schweigsam, verlegen, sie hatte wohl nichts Gutes zu sagen.
Voll Angst wartete die Mutter, starrte auf der Zigeunerin herb geschlossenen Mund. Endlich bewegte sich das spitze, gebogene Kinn: „. . . Ei, was lese ich, grau und schwer, leidvoll ist der Weg deines Kindes. Aber am Ende sehe ich es in einem gläsernen Zimmer, in einem wunderbaren Palast mit breiten Treppen, hohen Pforten, Marmortafeln . . . Rasenflächen, Blumenbeete davor. Menschen kommen von nah und fern, staunen es an, wohl ob seiner Macht, Schönheit oder seines Reichtums. — Wunderbar hell ist sein gläsernes Heim, rein, kein Stäubchen, keine Zugluft, Diener betreuen es. Von Hunger, Kälte und Not nun keine Spur mehr.
Denket an Schneewittchens Glassarg. Den aber umstanden nur sieben armselige Zwerglein, bevor es eine wirkliche Königin wurde. — Seltsam ist das Ziel deines Kindes. Ähnliches habe ich noch in keiner Lebenslinie erblickt . . . Ein gläsernes Zimmer, dünne, glänzende Säulen in den Ecken", geiferte sie nochmals. Dann trachtete sie weiter zu kommen.
Der Häusler Ehm kam nach Hause. Er roch nach Branntwein.
Sein Weib erzählte ihm die Prophezeiung.
„Was hast du der Diebin dafür gegeben, einfältige Vettel?"
„Die schwarze Henne. — Sie legte nicht mehr."
Da schlug der Mann schimpfend auf sein Weib ein, stieß es mit einem Fluch von sich, daß es gegen die Wiege taumelte.
Das Kind erwachte wimmernd.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zu schwer lastete auf dem verfallenden Hause die Hypothek. Ehm konnte das Anwesen nicht mehr halten, er mußte verkaufen. Kaum das Reisegeld nach der Stadt blieb ihm übrig.
Er ging in die Fabrik.
Die Arbeit in dem großen Stahlwerk bei glühender Hitze, gasgeschwängerter Luft, inmitten des Gedröhnes der Maschinen, der schlagenden Kolben, schwankenden, gefährlichen Treibriemen, jagenden Räder, wirbelnden Bohrer, fallenden Riesenhämmer bekam ihm nicht mehr nach der seit Kindheit gewohnten Landarbeit. Er siechte dahin, starb.
Sein Weib schlug sich als Wäscherin und Aufräumefrau mühsam durchs Leben. Das Kind war ihr überall hinderlich.
Kaum gedachte sie noch manchmal schmerzlich lächelnd der großen Prophezeiung, wenn sie ihr Büblein ansah. Das wollte nicht gedeihen. Mit drei Jahren konnte es noch nicht gehen, sah seltsam starr und teilnahmslos in die Welt. Kaum daß es unverständlich lallte. Sein Weinen war nur ein leises, qualerpreßtes Wimmern.
Der Armenarzt sprach von Sonne, Landluft und frischer Milch.
Kein Bauer will eine Magd mit einem kranken Kind.
Die Ehm war auch bei keiner Krankenkasse. Höhensonne und Vollmilch aber verschenkte niemand. Das einscheibige Fenster der Kellerwohnung erreichte bei schönstem Wetter kaum mittags ein Sonnenstrahl durch den feuchten Hofschacht.
Ein wenig bläulich wässerige Milch aus der Halle war alles, was sie für den Kleinen tun konnte. Dessen Beinchen wurden immer dünner und dünner, sanken bogenförmig in sich zusammen, und das Köpfchen nahm an Umfang und Unförmigkeit ständig zu.
Ein eckiger Riesenschädel auf einem verkümmerten Zwergenkörperlein mit aufgetriebenem Bauch. —
Das Büblein starb im Kinderspital.
Die freundliche Krankenschwester und der junge Arzt waren entsetzt über die Unterernährung und Entartung des kleinen Patienten.
Der Chefarzt aber begeisterte sich an den so rein ausgeprägten Symptomen von Rachitis.
Immer wieder begann er dozierend: „Wie wunderbar genau die Verdickung der Röhrenknochen, die Wülste des Stirnbeins und an den Rippen der herrliche rachitische Rosenkranz. Wie von einem Meister nach den Gesetzen der Krankheitslehre aufgebaut!" Wie liebevoll betastete er dabei das armselige Körperlein.
Er übergab die kleine Leiche der Klinik, und die präparierte das Gerippe für das pathologische Museum.
Da standen nun die Überreste des Kleinen, durch eine Nickelstange und Drähte gehalten, in einem kaum meterhohen Glaskasten, dessen geschliffene Scheiben mit blitzendem Messing gefaßt waren.
Viele Fremde und gelehrte, goldbezwickerte Herren betrachteten das neue Prachtexemplar der Sammlung.

Melancholische Auskunft

(Rudolf Kriesch)



„Es muß doch schrecklich schwer sein, all die Fahrzeiten der Züge im Kopf zu haben." — „Ach Jott, wenn man in diesen schweren Zeiten sonst nischt mehr vom Leben hat, jreift man eben zum Trost doch immer wieder jern zu seinem Reichskursbuch!"

Musikalische Anekdote

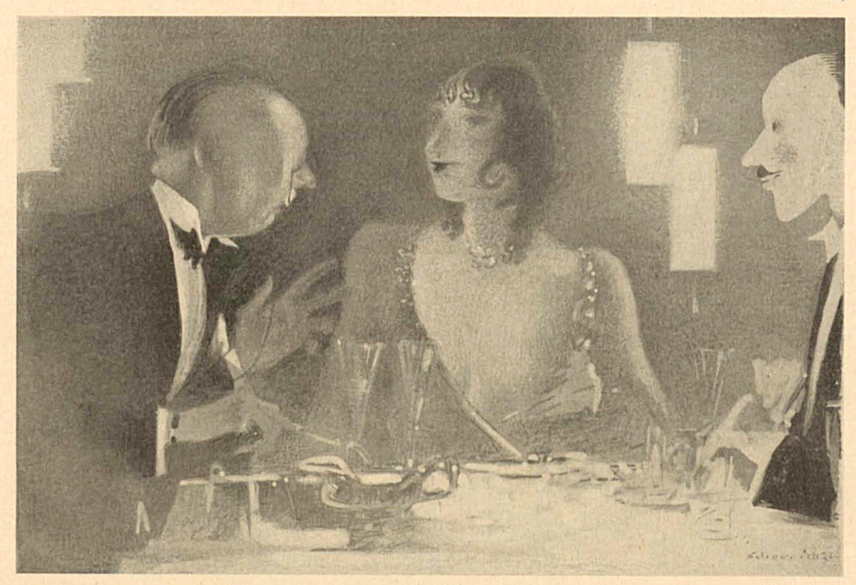
X., der bekannte französische Klaviervirtuose, ist zu seinen guten Bekannten eingeladen, wo er den Mittelpunkt einer kleinen, aber erlesenen Gesellschaft bildet. Was tut ein Virtuose, um sich für Gastfreundschaft und Huldigungen zu revanchieren? Er gibt — freiwillig oder nicht — seine Kunst zum besten. Auch dem armen X. bleibt das Los seiner Kollegen im Ruhme nicht erspart: von allen Seiten mit Bitten bestürmt, von rosigen Lippen verheißend angelächelt, von zärtlichen Blicken angeschmachtet, sieht er sich schließlich gezwungen zu kapitulieren . . .
„Gut, ich spiele eine Rhapsodie von Liszt, aber nur eine — ich hab's sehr eilig, denn man wartet auf mich ..." — erklärt der Besiegte, durch das Spalier der schönen Frauen zum Flügel schreitend.
Nachdem X., der übrigens als ein hervorragender Interpret Liszts gilt, die Rhapsodie in dem von ihrem Schöpfer vorgeschriebenen, zum Schluß sich zu rasendem Presto steigernden Tempo vorgetragen hat, nimmt er Abschied, wobei die Anwesenden, wie es sich gehört, ihm für den künstlerischen Genuß danken. Nur die junge — sehr hübsche und elegante — Frau N. nähert sich dem Gefeierten mit schmollender Miene: „Es war wirklich nicht hübsch von Ihnen, cher maître", — sagt sie vorwurfsvoll — „uns so deutlich zu zeigen, wie eilig Sie es hatten, fortzukommen. In einem Tempo haben Sie das Stück abgefertigt, in einem Tempo, daß einem direkt schwindlig wurde . . ."

R.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Politische Entwicklung

(Paul Scheurich)



„Wissense, Gnädige, 'n Reichstag ist ja überhaupt nich notwendig, es jenügt vollkommen, wenn sich's beim Volk 'n bißken herumrundfunkt, wie man sein Jeschick zu leiten jedenkt!"

Klawuttke meckert sich eins:

Rückwärts, rückwärts, Don Rodigro! Mensch, bei den Rückjang sitzt aba'n Tempo hinta, wie?! Mit die Freiheit und die Demokratie is det janz sachte jejang', aba nu bläst 'n scharfa Wind, wo't nach Hause zujeht zu die „alten juten Zeiten"! Een Beamten-Schub nach'm andern — und allens, wat links is, wird rausjeschupst, und rinjeschupst wern die Papisten. Jotte, wat wernse da mal Pangsiohnen missen zahlen, wenn det wieder mal ne entjejenjesetzte Jeneral-Säubarung jibt! Aba erstens hat det seine jute Zeit, und zwotens wern denn valleicht jar keene Pangsiohnen mehr jeblecht.
Aba imma streng lejaal — nach Hitlaschen Musta. Nu hat da een Professa Walter Jellinek, wat sozusaren een Staatsrechtlehra in Heidelberch is, det rausjeknobelt, wie ma det mit den Volksentscheid und die Reichstaachswahl ooch anders kann machen. Indem man die Nichtwähla ooch zählt — und zwar imma for die Rejierung. Hätten ja anders könn' wählen, saachta, und wenn se nich nee saren, denn meinense ja. Wer krank is oda vahindat oder vareist und hat sein' Stimmschein nich bekomm', der is allemal for Papen. Jrooßahtich. Det nenn ick Staatsrecht-Leere.
Janz richtich find' ick det ja ooch von Hitlan nich, det a nu seit Jahr und Taach sein Jehalt als Braunschweichscha Rejierungsrat insteckt und hat noch nich eene Stunde Dienst jetan! Wo a selbst saacht, det a so ville vadient mit seine Bücha und so, det a det Jeld jar nich kann ausjem. Sozjal is det nich jrade. Aba valleicht is det nazjonal-sozjal. Oda?
Nee, nee, nu jibt et sojar Schießarein und Jeneralstreik in die jute sichere Schweiz! Ausjerechnet in Jenf. Nu frare ick mir, wo de dein Jeld sollst hintraren?
Tja, und for die Leite, die da bei'n Vakehrsstreik mal 'ne Wut jekriecht ham und Steene uff de Schienen jeleecht ham oda 'ne Scheibe zaschmissen, da reejnet's nu Zuchthaus! Von wejen Vakehrsjefährdung. Wo die Leite doch jar keen Vakehr wollten jefährden, sondan bloß Streikbrecha-Vakehr vahindan. Uff die Weise könnte man die BVG.-Direktoren ville eha wejen Vakehrs-Jefährdung bestrafen, denn wenn die die Leite nich hätten die zwo Fennich abjeknapst, hätten se den Vakehr nich jefährdet. Is nich so? Wat der Streik jekostet hat, bringen die zwo Fennich in een janzet Jahr nich ein. Und jrade vor die Wahlen sowat —: det is Vakehrsjefährdung! Obse nu ooch noch Prämien wolln ham for „Neueinstellung"?
Wat det Saufen is, det scheint doch een unausrottbaret Lasta zu sind. Darum bin ick ja Budiker jeworn. Det Lasta von andere Leite hat immer noch een joldenen Boden. Nu hat Amerika ooch wieda naß jewählt. Und wir jeraten mit die Wahlen imma mehr uff's Trockene —
Uff's Sechstagerennen jeh ick nich mehr. Det liest sich in die Zeitungen imma ville spannenda und billija. Und wenn nischt los war, freuste dir — und sonst ärjaste dir! Da missense schon Harold Lloyd uffstellen, damit ibahaupt jemand hinjeht. Und denn kommta ohne Brille! Und jerade da mußte eene Brille uffhaben, wo de nischt durch siehst, sonst siehste zu ville.
Jestan ha'ck mit een' Reichwehrsoldaten jesprochen. Der weeß jar nich mehr Bescheid. „Uff de Republik ham wa unsan Eid jeschworn", saachta, „und die solln wa schitzen. Aba nu missen wa die Rejierung schitzen, wo doch die Republik sachte-sachte abwürcht. Nu weeß ick nich", saachta, „soll ick nu jejen die Rejierung losjehn von wejen meinen Eid, oda soll ick se schitzen?" — „Mensch", ha'ck ihn jesaacht, „wenn de denken willst, denn mußte nich Soldat wern. Denn wer' lieba . . ." Und denn is mir nischt Passendet injefallen, wo a soll wern, wenn a denken will. Hungakinstla, ha'ck wollen saren — aba der Beruf is heitzutare ja nich mehr empfehlenswert von wejen die alljemeine Konkurrenz!

Kaki

Der Führer und das Brett

Von Peter Scher

Der Führer auf dem Kanapee,
der Führer auf dem Fünfuhrtee,
gestrafft zu gellem Siegesschrei,
vernahm, daß er geschlagen sei.

Der schrille Ton in seinem Hals
trat anders in Erscheinung als
er taktisch vorgesehen war;
als Schluchzer stellte er sich dar.

Sogleich jedoch, tipptopp, effeff,
erschien der Propagandachef,
ergriff den Schluchzer, knautsch und bumm,
und formt' ihn zum Triumphschrei um.

Schon stand es groß und fett im Blatt,
daß Er gesiegt, wie immer, hat.
Der Abonnent frißt alles glatt,
weil er das Brett vorm Köpfchen hat.

Solides Brett, du täuschst sie nie —
dich lieben die Hysterici;
so lang du hältst, solides Brett,
wirft sich der Held in Schmerz und Lust
teils in die Brust
und teils ins Bett!

Berlin W

(E. Schilling)



„Sieh mal, Hilde, du brauchst nicht mehr betrübt zu sein, weil du nicht pervers bist. Das Normale ist diesen Winter direkt wieder Mode."

Bedingte Treue

(M. Frischmann)

„Sag' mal offen, jloobste nu immer noch an det dritte Reich?" – „Jawoll, solange uns Adolf die Stiebel dafür kooft, jloob' ick ooch noch daran!"

Immer dabei!

Wir erzählten uns Orlik-Anekdoten im Romanischen Café und sahen betrübt hinüber zu dem Ecktisch, an dem er bis vor ganz kurzem noch Tag für Tag mit Slevogt und den andern Freunden gesessen, gestritten, gezeichnet, geeifert hatte. Die Orlik-Anekdoten haben alle dieselbe Pointe. Wo etwas los war, war Emil Orlik dabei. Keine Ausstellungseröffnung, kein Theaterereignis, kein Jubiläum, kein Empfang ohne Orlik, und doch fehlte er nie an seinem Ecktisch. Es schien, als könne er gleichzeitig an zehn Orten sein. Eine Anekdote nach der andern bestätigte es. Dann schwieg man, und die Gedanken wanderten den Toten nach, die in den letzten paar Wochen aus den Bezirken der Kunst, der Kritik, der Bühne abgewandert waren: Norbert Falk, Max Nadler, Max Slevogt, Arthur Kahane — — —

„Es wird wieder fleißig gestorben", meinte einer melancholisch, und ein anderer fügte hinzu: „Orlik mußte natürlich auch wieder dabei sein."

Ballade vom kleinen SA.-Mann

Herr Emil Kunze war ein Mann
Von kleinem Wuchs, doch eitel.
Er zog ein braunes Hemdlein an
Und zog sich einen Scheitel.

War auch das Männchen von Geburt
Ein wenig nachbeteiligt,
So hat das Hemd samt Ledergurt
Die Zwerggestalt geheiligt.

Er ging seitdem mit strammem Fuß
Und war wie neugeboren,
Und hob den kurzen Arm zum Gruß
Und klirrte mit den Sporen.

Am Stammtisch saß er aufgebläht
Mit zornumwölktem Kinne,
Und sprach von früh bis abends spät
Von deutscher Zucht und Minne.

Er nahm an jedem Aufmarsch teil,
Vergessend seine miese
Statur und brüllte „Hitler! Heil!"
Und fühlte sich als Riese.

Er stelzte stolz mit steifem Steiß
Und war der größte Schreier
Und galt in seinem eignen Kreis
Als Vaterlandsbefreier.

Doch sah er sich zu Hause nackt
Und nüchtern in dem Spiegel,
Dann schob, von tiefem Gram gepackt,
Er vor die Tür den Riegel.

Theodor Riegler

Lieber Simplicissimus!

Wir wußten im Ausland nicht sehr gut Bescheid über Deutschland. Unsere Freundin Irene hatte in Berlin zu tun. Nach der ersten Woche kam folgende Information: „Vor lauter Begeisterung über die vielen hocheleganten Autos komme ich nicht so recht dazu, mich über den Anblick des auf Schritt und Tritt bemerkbaren großen Elends einmal von Herzen auszuweinen."

*

Während in der Dalcroze-Tanzschule Unterricht erteilt wird, klopft es an die Tür, jemand will die Lehrerin sprechen. Die Lehrerin geht hin, öffnet und sagt durch den Spalt: „Kommen Sie später wieder, jetzt kann ich nicht, wir versenken uns gerade."

*

Zu einem Pariser Photographienhändler kommt ein Fremder aus dem Louvre herüber und fragt, ob er eine Photographie der Mona Lisa haben könne. Der Händler bejaht und legt ein Photo vor. Der Fremde betrachtet es lange mit kritischer Miene, dann fragt er: „Gut — aber haben Sie sie nicht ein bißchen mehr im Profil?"



Auf den Hund gekommen.

Steuerpolitik

(E. Thöny)



„Lächerlich diese Aufregung um die Fahrradsteuer! Wer fährt schon heut noch Fahrrad, wo die besten Autos so billig sind!“

Fiat justitia!

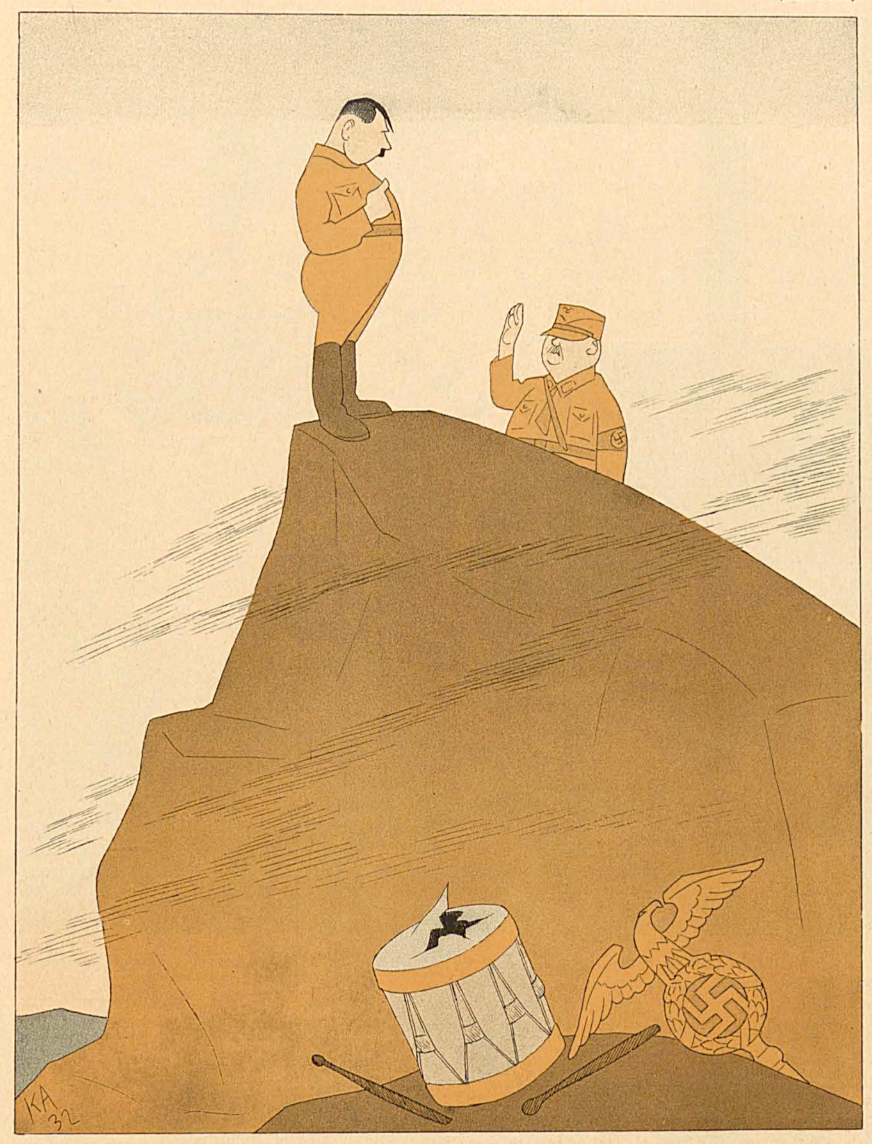
In B. verwaltete seit Jahrzehnten ein schon etwas seniler Richter eine Einzelkammer, bis eines Tages ein wegen Fischdiebstahls Angeklagter vor ihm erschien. Der Sachverhalt war klar, der Angeklagte leugnete auch keinesfalls, und der Richter konnte zur Verurteilung schreiten. Und zum größten Staunen aller hörte man folgendes Urteil: Das Strafgesetzbuch sieht für Fischdiebstahl Geldstrafe oder Gefängnisstrafe vor und bestimmt in einem Nachsatz, daß bei Fischdiebstahl unter Verwendung von Explosivkörpern die höchste Strafe eintritt. Da die höchste im Strafgesetzbuch vorgesehene Strafe die Todesstrafe ist, wird der Angeklagte zum Tode verurteilt.

Der Delinquent lachte, ging nach Hause und wartete das Weitere ab. Aber langsam kamen ihm doch Bedenken, und er wandte sich an einen Rechtsanwalt. Dieser, ein gewitzter Herr, studierte die Akten und erklärte dann seinem Mandanten: „Jawohl, hier liegt ein unzweifelhafter Rechtsirrtum vor. Aber legen Sie auf keinen Fall Berufung ein. Warten Sie ab . . .“

Inzwischen waren die Akten auf dem üblichen Wege an die Vollzugsbehörde in K. gelangt, und dort wunderte man sich sehr, ein gänzlich unbekanntes Todesurteil vollstrecken zu müssen. Die hohen Verwaltungsbeamten studierten gesträubten Haares die Urteilsbegründung, ließen den Delinquenten nach K. kommen und flehten den Mann an, Berufung einzulegen. „Ich denke nicht daran“, sagte dieser hartnäckig, „weswegen denn . . .?“ — „Wenn es sein muß wegen Unzurechnungsfähigkeit des Richters!“ Aber der Verurteilte blieb hart. Er wurde von der Regierung — begnadigt. Der Richter ging in die verdiente Pension.

Durchhalten!

(Karl Arnold)



„Regierungstruppen neu formiert, russische Regimenter verstärkt im Anmarsch, unsere Armee zwei Millionen Verluste." – „Der Starke ist am mächtigsten allein, lieber Stabschef. Darum: alle Macht dem Führer!"

Stuttgart, 4. Dezember 1932 | Preis 60 Pfennig | 37. Jahrgang Nr. 36

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München | BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE | Postversand: Stuttgart

Frankreichs Internationalisierung der schweren Waffen

(E. Schilling)



„Also, damit es keine Mißverständnisse gibt: meine Zähne und Krallen gehören dir im Grunde genau so gut wie mir."

Großmütig ist das Volk — / *Von Peter Scher*

Allen, die zur Größe beten,
allen, die vor Götzen knie'n,
sei es immer wieder ins Gesicht geschrie'n:
Ehrt den ärmlichsten Proleten!

Millionen Mütter darben,
Millionen Vätern ist
jeder Tag die Henkersfrist —
und ihr tobt um Fahnen und um Farben!

Allen ist das Recht genommen,
Recht, zu atmen, Recht, zu sein —
und ihr habt den Mut, Hurra zu schrei'n
(wenn auch innerlichst beklommen!).

Größe ist dem Volk gegeben;
noch der Dreckigste ist gut,
noch der Feigste hat den Mut,
mutiger als ihr es wagt, zu leben.

Denn ihr seid von Gott verlassen,
denn ihr nützt die Großmut aus;
frevelnd spielt ihr in den Armutsgassen,
lästernd spielt ihr Katz' und Maus.

Aber wenn die Helden fliehen
und die Götter: Pleite! schrei'n,
werdet ihr die Hüte ziehen — — —
und das Volk wird wieder gütig sein.

Die Nachtwache / Von Daniel Corkery

Seit langem hatte ich mich nicht so weit von dem Gasthause, in dem ich wohnte, fortgetraut, denn es war ein gefährlicher Weg zu dieser Zeit. Auf der großen Landstraße nach Kerry fuhren Tag und Nacht Lastwagen mit englischen Soldaten, hinter den Wegböschungen lagen irische Freiwilligentrupps, und es spielten sich manchmal harte Kämpfe ab an dieser Landstraße. Darum mieden wir sie, wenn es nur irgend ging. Die Leute nahmen den kürzesten Weg zur Arbeit und kamen, so rasch sie nur konnten, wieder heim, denn zu Hause fühlten sie sich immer noch am sichersten. Nach dem Zapfenstreich waren die Gassen der Ortschaft ganz ohne Leben, und niemand hätte auf der Straße gewagt zu pfeifen, zu lachen oder auch nur laut zu sprechen. Man hätte unseren Ort die Flüsterstadt nennen können: leise flüsterte man seinen Nachbarn zu, daß es schönes Wetter und daß man, Gott sei Dank, gesund sei.
Ein solcher Zustand wurde schließlich unerträglich, und deshalb war ich nach dem Walde hinaufgegangen. Ich hatte wohl noch reichlich Zeit für den Heimweg, aber dennoch kam ich ins Hasten und Laufen und holte dabei eine Frau ein, die einen für ihr Alter reichlich raschen Schritt ging. Ich fragte sie, was es Neues gäbe, aber sie machte mit ihrer Linken nur eine abwehrende Bewegung und sagte gedrückt: „Es wird immer schlimmer.“ Ich ging quer über einen Kartoffelacker, um ein Stück Weg abzuschneiden, und kam bei dem Hause des alten Carmody heraus, der gerade mit ein paar Nägeln die Fensterläden festmachte. Dann traf ich den jungen Michael Sheehan, der nicht in der Richtung nach seinem Hause ging, und ich konnte mir denken, daß er die Nacht anderswo zubringen wollte.
„Sie haben wieder drei von unsern Leuten geholt“, sagte er im Vorbeigehen, „mache dich nur bald von der Straße herunter.“ Ich konnte mir ausrechnen, daß die Unsern nun Vergeltung üben würden an dem Verantwortlichen für die Haussuchungen, die Verhaftungen und Morde der letzten Tage. Ich eilte rasch heim und wiederholte in mich hinein die Worte des alten Weibes: ‚Es wird immer schlimmer.‘

Ich war der einzige Bewohner des einzigen Gasthofes am Orte, denn seit Monaten hatte sich in dieser unruhigen Zeit niemand in unsere Gegend getraut, auch die Wirtsleute hatten sich fortgemacht und mir das ganze Haus überlassen. Ich ging unruhig in jedes Zimmer und sah auf die Straße: nicht eine Seele war zu sehen, nur die Hunde jagten sich auf dem Marktplatze, wie wenn es Mitternacht wäre. Die menschenleeren alten Häuser sahen aus wie Theaterkulissen, die darauf warteten, daß die Schauspieler kommen und vor ihnen spielen. In einem Hinterzimmer zündete ich eine Kerze an und kochte mir Tee. Ich ließ mir viel Zeit dabei, um mich durch die Zurüstung zu einer Behaglichkeit zu beruhigen, dann setzte ich mich mit all dem Häuslichkeitsgefühl, das ich nur aufbringen konnte, an den Tisch. Allein meine Ohren waren unbewußt auf irgend etwas Kommendes gespannt, nach jedem Bissen horchte ich unwillkürlich auf. Aber ich hörte nur die Uhr ticken und die Regentropfen klatschen. Die nebelgesättigte Dunkelheit auf dem Flur fröstelte und ängstigte mich, ich legte neuen Torf in den Kamin und setzte mich vor das Feuer, um zu lesen.
Die ungewohnte Wanderung am Nachmittage und das lange Sitzen am warmen Kaminfeuer hatten mich schläfrig gemacht. Als ich plötzlich mit einem Ruck aufwachte, war die Kerze heruntergebrannt, und nur das Glimmen des Torffeuers warf seinen freundlichen Schein in den Raum. Draußen prasselte der Regen an die Fensterläden, und der Wind spielte seine langgezogene Musik um das Haus. Ich wunderte mich, was mich wohl geweckt haben mochte. Da hörte ich einen Hund zwei oder drei Male scharf anschlagen. Die lautlose Stille nach dem Bellen erregte mich: sein Herr mußte den Hund beruhigt haben, an der Kette würde er länger gebellt haben. Ich zog meine Schuhe aus und ging auf Strümpfen die Treppe hinunter nach einer Seitentür, die auf ein Nebengäßchen führte. Als ich vorsichtig den Riegel zurückschob, hörte ich draußen schlürfende Schritte. Die Geringfügigkeit dieses Geräusches war aufpeitschend. Dann hörte ich wieder den schlürfenden Tritt, wie wenn jemand um das Haus schliche. Ich fürchtete, es könnte in das Haus geschossen werden, wie das so oft geschah, und drückte mich rasch von der Tür fort, als ob die Kugel schon für mich bestimmt wäre. Abermals hörte ich die Schritte vorüberschlürfen und in dem breiten Tonfall der Küstengegend, mehr zischend als gesprochen, die Worte: „Wenn ich den Hund bloß erwische!“ Ich atmete auf, ich war auch fast am Ende meiner Spannkraft gewesen. Ich schob den Riegel zurück und öffnete die Tür: ein Ring von Revolvermündungen starrte auf mich. Ich ließ einen Augenblick meine Taschenlampe über mein Gesicht scheinen, einige aus dem dichten Haufen schienen mich zu kennen, denn ich hörte meinen Namen flüstern, und die Revolver verschwanden. Es war ein Trupp Freiwilliger, die auf den langen Major warteten, um ihn abzufangen, wenn er sich mit seinen Leuten in dieser Nacht heraustrauen sollte. In allen Gassen und Höfen lagen über die ganze Ortschaft hin solche Gruppen auf der Lauer in dem Wind und dem Regen, der Ort glich einem gefährlichen Moor.
Der Regen fiel immer stärker. Ich sagte ihnen, daß das Haus ganz leer sei, und daß sie ruhig hereinkommen könnten unter trockenes Dach. Sie berieten sich, und einer wurde zur Befehlsstelle geschickt. Als er zurückkam, meldete er kurz: „Er sagt, wir wüßten wohl nicht, worum es ginge.“ Ich kannte diesen Befehlshaber gut: es war ein einfacher Bauernbursche, der mit unglaublicher Geschicklichkeit bisher allen englischen Verfolgungen entgangen war. Sein Name wurde niemals genannt, er hieß nur „Er“, und seine Befehle wurden ohne Widerrede befolgt, nicht nur von den Freiwilligen, sondern auch von der ganzen Bevölkerung. Als ich wieder die Tür zuzog, hörte ich aus dem Haufen heraus leise flüstern: „Wir möchten Ihnen gleichwohl dafür danken.“
Ich setzte mich wieder vor das Kaminfeuer, um für eine Hilfe bereit zu sein. Von Zeit zu Zeit hörte ich unterdrücktes Husten, das immer stärker wurde. Die Nacht schien unendlich lange zu dauern. Ich dachte an die vielen, die in ihren Häusern während dieser Nacht auf einen plötzlichen Revolverschuß warteten oder auf das Krachen einer Bombe oder auf regelrechtes Gewehrfeuer. Jeden Augenblick konnte ein Rennen, Schreien, Fluchen und Hilferufen losbrechen.
Das Husten drang immer vernehmlicher herauf und bestimmte ganz spukhaft meine erregten Gedanken. Plötzlich flog eine Handvoll Sand gegen das Fenster, das nach dem Hofe ging. Ich kroch die Treppe hinunter und öffnete die Tür. Da stand die Wachmannschaft dicht an die Mauer gedrängt, und wortlos trugen einige den bewußtlosen jungen Burschen herein, der die ganze Nacht in dem Regen gestanden und dessen unterdrücktes Husten ich so lange gehört hatte. Er hatte seinen Teil dazu tun und nicht hinter den andern zurückbleiben wollen, obschon er so krank war, nun war er am Ende doch zusammengebrochen. Ich legte ihn auf mein Bett und wachte bei ihm, ich pflegte ihn so gut ich konnte, aber ich las auf seinem Gesicht, daß der tapfere Junge bereits den letzten einsamen Kampf kämpfte und niemals wieder draußen gegen den fremden Feind stehen würde. Drei Tage danach trugen wir ihn hinaus, und unsere Musik spielte die „Letzte Wache“ über sein Grab.

(Übertragen von Joseph Grabisch)

Sechstagerennen um Hauptmann

Von Karl Kinndt

Gottlob, der Rummel ist vorbei,
die Rederei, die Kriecherei
der ewigen Lakaien!
Wie viele, die ihn einst bespien,
sah man nun betend niederknien
mit Ehrfurchts-Litaneien!

Schön, wenn ein Volk den Dichter ehrt.
Doch wem Gott keinen Frack beschert,
war meist nicht gern gelitten —
So wurde nur ein Rummel draus:
Sechsnächte-Jagd von Haus zu Haus,
das Weltkind in der Mitten.

Ob Wissen, Kunst, ob Politik,
man macht daraus ein Kassenstück
und Sportpalast-Affären!
Seitdem das Kaiser-Thrönchen leer,
muß unbedingt ein Götze her,
mit ihm sich selbst zu ehren —

Es mag an vierzig Jahre sein,
da nannte man den Dichter „Schwein“,
konnt' nicht genug ihn schmähen.
Und bald, nach kurzem Ruhmesglück,
verriß man wieder Stück für Stück
– bis zu den Jubiläen – – –

Nun sind sie plötzlich alle da
und schreien ihr Halleluja
dem größten Dichterfürsten!
Und hat man das mit angesehn,
wird man gern still nach Hause gehn,
um sich im Bad zu bürsten – – –

Optimismus

(Th. Th. Heine)



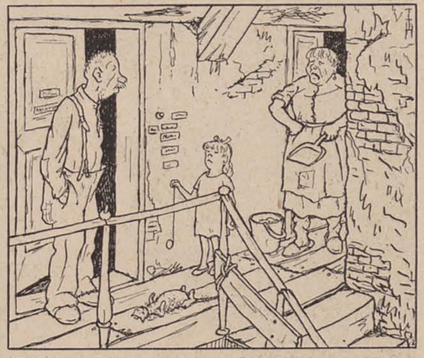
Die Frühgeburt: *„Leider ein Siebenmonatskind!" — „Wieso leider? Das reizende Kleine hat es eben nicht erwarten können, unsere schöne Welt zu erblicken."*



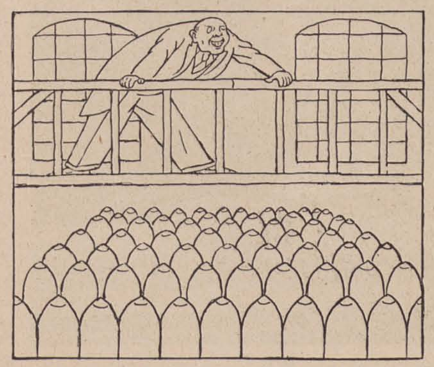
Der Getreidespekulant: *„Schon der sechste heute, der ein Stück Brot haben möchte! Bald wird die Nachfrage das Angebot übersteigen. Das Geschäft zieht an."*



Straßenhändler: *„Kein Mensch kooft uns was ab. Gutes Zeichen! Das Publikum hat wohl wieder Jeld un jeht nur mehr in feine Läden."*



Der Kostverächter: *„Vierzehn Tage liegt nu die tote Katze vor Ihre Flurtür, Herr Pachulke, un Sie haben se sich noch nich jebraten! Es jeht die Leite wieder zu jut."*



Die Rüstungsindustrie: *„Großartige Konjunktur in Granaten! Man kann sich nicht früh genug eindecken."*



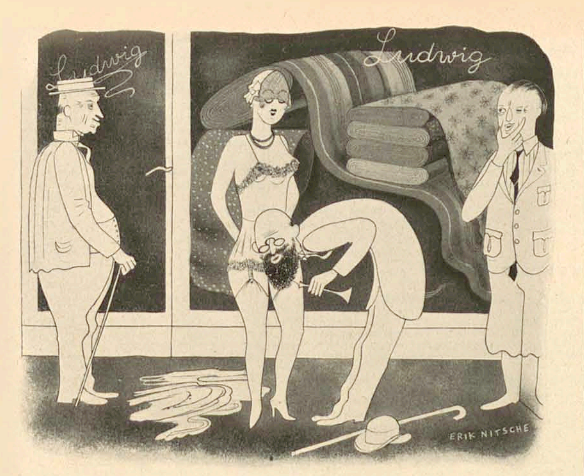
Eingetroffene Voraussage: *„Hurra, es geht aufwärts!"*

Opfer

(E. Thöny)



„Weißt du, Hildegard, durch Theaterbesuch am deutschen Kulturleben mal etwas mitzuwirken, ist ja für unsereinen Ehrensache, aber das verpflichtet noch lange nicht dazu, daß man's gerne tut!"



Die Dame, die ihren Arzt auf der Straße gefragt hat: „Herr Doktor, was fehlt mir?"

Stirb und werde / Von Pelikan

Schiele nicht nach fremdem Flitter,
Hände weg von welschem Tand;
als autarken deutschen Ritter
wünschet dich das Vaterland.

Obst, Gemüse, Mehl und Butter
esse reichlich, das macht Kraft.
Aber meide Auslandsfutter,
sonst holt dich die Landwirtschaft.

Frage nicht nach hohen Preisen,
zahle froh, wie sich's gebührt.
Finger von dem heißen Eisen,
das kein Kanzler gern berührt.

Wenn man draußen an uns Ärger
nehmen wird und boykottiert,
leben wir halt noch autärker,
bis die ganze Welt pariert.

Allerorten sprießen Zölle
wie die Frühlingsblümelein.
Selbst der Himmel und die Hölle
lassen nichts mehr zollfrei ein.

Über Stacheldraht und Schranken
hupft man munter durch die Welt.
Zollfrei sind nur die Gedanken
(falls man sie für sich behält).

Das Rezept heißt: „Stirb und werde."
Wer's erlebt, wird Lorbeern seh'n.
Himmel, laß die schlimme Pferde-
kur bald heil vorübergehn.

Vertrustung der Schwierigkeiten / Von A. von Keller

Seit zehn Jahren leben wir nur mehr von Schwierigkeiten, und keinem Menschen ist es noch eingefallen, diese Schwierigkeiten als wirtschaftsförderndes, die Not besiegendes Element zu verwenden und zu vertrusten: dabei ist die Sache ungeheuer einfach.

Macdonald, Herriot und noch einundzwanzig Herren verschiedener Nationalität haben in Genf eine Abrüstungskonferenz einberufen, und es zeugt von fataler politischer Kurzsichtigkeit, die Arbeiten dieser Konferenz zu schmähen. Denn diese Konferenz wird dereinst das Heil der Welt sein.

Es ergaben sich nämlich gleich anfangs Schwierigkeiten, und zur Behebung der aufgetauchten Schwierigkeiten wird eine Viermächtekonferenz in Lausanne einberufen.

Natürlich ergeben sich gleich anfangs in Lausanne Schwierigkeiten, und zur Behebung der aufgetauchten Schwierigkeiten wird eine Neunmächtekonferenz in Basel etabliert.

Zur Behebung der inzwischen auf diesen drei Konferenzen aufgetauchten wirtschaftlichen Schwierigkeiten finden sieben Ministerbesprechungen statt, denen siebenundzwanzig Unterausschüsse beratend zur Seite stehen ...

Lächerlich, zu glauben, daß in diesen Unterausschüssen keine Schwierigkeiten aufgetaucht wären ... im Gegenteil — es tauchten so großartige Schwierigkeiten auf, daß zur Behebung dieser Schwierigkeiten elf weitere wirtschaftlich-politische Unterausschüsse errichtet werden mußten ... Zur Behebung der in diesen neuen Unterausschüssen auftauchenden Schwierigkeiten ... und so weiter.

Nun haben wir heute — nach „l'Illustration" — in Europa: 3 Konferenzen, 8 Besprechungen, 11 Vorbesprechungen, 6 Ministerzusammenkünfte und 38 Unterausschüsse ...

In diesem Tempo muß es weitergehen — das ist heiligste Pflicht aller. Niemals und unter keinen Umständen darf es zu einer Verständigung kommen; die Schwierigkeiten müssen von allen Staaten und Regierungen wie zarte Pflanzen gehegt und gepflegt werden ... Geschieht dies, haben wir in einem Jahr: 12 Konferenzen, 26 Vorbesprechungen, 59 Besprechungen, 78 Ministerzusammenkünfte und 123 476 Unterausschüsse mit einem Stand von 89 000 schwer beschäftigten Personen.

Nach dem sehr einfachen Schlüssel von Lausanne ergibt dies in zwei Jahren: 657 Konferenzen, 1044 Vorbesprechungen, 967 Besprechungen, 1745 Ministerzusammenkünfte und mehr als eine Million Unterausschüsse; mit einem Stand von 47 000 000 Personen.

In zwei Jahren ist Europa saniert: alle diese Konferenzen und so weiter brauchen für ihre Tagungen 61 000 Städte; heute haben wir nur 51 000 Städte im Ausgleich, und da ja die Konferenzen jede Stadt sanieren können, dürfen noch 10 000 Städte in den nächsten zwei Jahren in Ausgleich gehen ... Europa hat 18 000 000 Arbeitslose. 29 000 000 können noch arbeitslos werden, ohne daß sich das Wirtschaftsbild Europas verändert ...

Krieg? Zum Lachen — es kann keinen Krieg mehr geben — dazu hat ja kein Mensch mehr Zeit ...

Man muß nur immer neue Schwierigkeiten erfinden — zu diesem Behufe könnte man auf die alten, in dieser Branche erfahrenen Beamten zurückgreifen — und einen kalten Blick bewahren ... und dann die auftauchenden Schwierigkeiten mit neuen Schwierigkeiten besiegen ...

Das Ei des Kolumbus.

Vom Tage

„Therese", sprach ich am Sonnabend vor den Wahlen, „vergessen Sie nicht, morgen wählen zu gehen." Sie versprach es, und ich fühlte mich als pflichtbewußter Staatsbürger. In vollem Sonntagsstaate schritt sie zur Wahlurne. Als wir am Montagmorgen mit heißen Gesichtern über der Zeitung sitzen und die Wahlergebnisse studieren, bleibt Therese schüchtern stehen. „Na", erkundige ich mich, „sind Sie mit Ihrer Partei zufrieden, Therese?" — „Ach, gnädiger Herr", sagt sie, „ich möchte nur wissen: Hat Deutschland gesiegt?" B.



Heinrich Mann: Ein ernstes Leben. (Paul Zsolnay, Verlag, Wien.)

Inmitten einer vergänglichen Konjunkturfülle literarischer Gebrauchsnovitäten, gestartet mit den erprobtesten Superlativen hemmungsloser Waschzettel, begreift man die Überraschung, wenn das Wunder geschieht und ein Kunstwerk erscheint! Das ist der neue große Roman von Heinrich Mann, das Werk eines meisterhaften Romanciers. Hier bannt einer wirklich und erregend echt einen Kreis von Schicksalen, dicht, unentrinnbar, tragisch verstrickt, gehetzt in einem gespenstisch fliehenden Leben. Aus armseligster Kindheit wächst hier ein Mensch heran in die dunklen, ratlosen Verwirrungen der Liebe. Aber wer reinen Herzens ist, über den muß alles Leid dieser entseelten und gierigen Welt kommen. Verhängnis um Verhängnis überstürzt wie entfesselte Brandung dieses Frauenschicksal, und wir bewundern die Kraft des Künstlers, nicht nachzulassen auf diesem Höllenweg und mit unerbittlicher Klarheit die großartige Gestaltung zu Ende zu führen. Das ist das Werk eines Zauberers, beschwörend, aufwühlend, packend, hier ist Substanz und unerhörte Spannung, in einer bezwingenden Sprache von großer Ausdruckskraft, die den verzehrenden, tobsüchtigen Haß, die betäubende Mordgier gleich meisterlich faßt wie die Zartheit süßester Gefühlsfrühe, hier ist Spiegelung und Deutung tiefster Wesensgründe. Hier ist eins der wertvollsten Bücher unserer Zeit!

Ernst Kreuder

Stijn Streuvels. Das Christkind. Mit 24 Zeichnungen von Wilhelm Schulz. (Alb. Langen/G. Müller-Verlag, München.)

Eine Weihnachtsgeschichte, sehr schlicht und einfach, innig und doch nicht sentimental, von Kindern, die ganz erfüllt sind von dem Zauber der „fröhlichen, seligen, gnadenbringenden" Zeit und die, ohne es zu wissen und zu wollen, eine Brücke schlagen zwischen der verschneiten Elendshütte, wo eben ein winziger, neuer Proletarier zur Welt gekommen ist, und dem behäbigen flämischen Gutshof, wo die knusprigen Waffeln auf dem Herd bratzeln und die heiligen drei Könige ihr altes, geheimnisvolles Lied singen. Verdoppelt wird der Wert und die Wirkung dieses erzählerischen Kunstwerks durch die Zeichnungen, die Wilhelm Schulz beigesteuert hat. Sie sind so voll Stimmung, so ganz aus mitfühlendem Herzen heraus entstanden wie vor Jahren seine Bilder zu Ludwig Thomas „Heiliger Nacht".

Dr. Owlglaß

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Peter Pons: „Der große Zeitvertreib". (Illustriert von George Grosz.) Müller & J. Kiepenheuer, G. m. b. H., Verlag, Potsdam.
Italo Svero: „Ein gelungener Scherz" und andere Novellen. Aus dem Italienischen übertragen von Karl Hellwig. Müller & J. Kiepenheuer, G. m. b. H., Verlag, Potsdam.
George Grosz: „Spießer-Spiegel". Carl Reißner, Verlag, Dresden.
Hanns E. Schopper: „Fritz kämpft um die Jugend". Augarten-Verlag Stephan Szabo, Wien-Leipzig.
Luze M. Burger: „Barbara Allen". Müller & J. Kiepenheuer G. m. b. H., Verlag, Potsdam.
Kurt Lamprecht: „Krach im Club". Drei-Masken-Verlag AG., Berlin.
Heinrich Mann: „Ein ernstes Leben". Paul Zsolnay, Verlag, Wien.
Marieluise Fleißer: „Andorranische Abenteuer". Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.
Erich Kästner: „Gesang zwischen den Stühlen". Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.
Oscar Maria Graf: „Einer gegen alle". Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft Berlin.
Gustav Herrmann: „Tragödie eines Tages". Artur Wolf, Verlag, Wien-Leipzig.
Jakob Haringer: „Der Reisende oder die Träne". Verlag Grigat, Ebenau.
Paul Cezanne: Briefe, Erinnerungen (illustriert). Benno Schwabe & Co., Verlag, Basel.
B. Traven: „Der Karren". Buchmeister-Verlag, Berlin.
Joachim Ringelnatz: „Die Flasche und mit ihr auf Reisen". Rowohlt-Verlag, Berlin.
Bruno Wellenkamp: „Sehnsucht mit Erfolg". Verlag Ullstein Berlin.

An einen gewiegten Reporter / Von Theodor Riegler

Nach jedem Komma zitterte dein Herz.
Wie konntest du mit einem Fragezeichen,
Mit einem Strichpunkt fesseln und erweichen!
Wie nett und handlich war dein Seelenschmerz!

Dein schickes Mitleid wiegte sich kokett
Und voller Inbrunst lächelnd in den Hüften.
Du kochtest nur mit prima Seelenfett,
Besprengtest Blut mit holden Fliederdüften.

Als jene Frau den Gashahn in der Küche
Geöffnet hatte, setztest du dich gleich
An deinen Schreibtisch, und du wurdest weich
Und machtest schluchzend die Gedankenstriche.

So schwelgtest du in Menschheitskantilenen,
Mit Witz und herber Anmut papriziert,
Wie hast du doch die unbekannten Tränen,
Das keusche Elend wirkungsvoll serviert!

Du bist am Leben stets vorbeigegangen,
Als ob es nur ein Zeitungsausschnitt wäre.
Drum soll auf deinem Grab die Inschrift prangen:
Matthäus Kunz fiel auf dem Feld der Schere.

Seltsame Leidenschaft / Von K. R. Neubert

Eines Tages begann es, ein spielerischer Einfall, eine Laune, ein Zufall vielleicht: er sog, ehe er das Streichholz anzündete, das ausströmende Gas ein. Er empfand — sonderbar — ein angenehmes Gefühl.

Er hatte nie Kokain geschnupft, nie Morphium gespritzt, aber in diesem Augenblick dachte er, daß es ähnlich so sein müsse.

Acht Tage später erhob er sich plötzlich von seiner Arbeit am Schreibtisch daheim, ging in die Küche, drehte den Gashahn auf und sog für Sekunden das Gas ein.

Wieder empfand er das angenehme Gefühl. Es übertraf den Genuß einer guten Zigarette. Das Denken wurde sanft und süß.

Wochen vergingen.

Mitten auf der Straße, in Gedanken an Frau und Gehaltsabbau, blieb er eines Tages wie angewurzelt stehen. Sein Herz hämmerte heftig. Er war ganz blaß. Als er sich umsah, bemerkte er die Arbeiter, die mit der Ausschachtung und Reparatur der Gasleitung beschäftigt waren. Es roch nach Gas. Die Straße bebte im Verkehr. Motorräder sausten knatternd vorüber. Er ging und roch nur das Gas. Es war, als zöge es durch sein ganzes Sein. In dieser Nacht erwachte er schweißgebadet. Er streckte abwehrend die Arme aus, als sähe er eine Gestalt, ein Phantom im Dunkel auf sich zukommen. Er wälzte sich in den Kissen, schlief ein, erwachte nach kurzer Zeit wieder und stand auf, ging in die Küche, drehte den Gashahn auf und sog das Gas ein. Länger als sonst. Er wankte zurück und schlief fest, bis der Wecker klingelte. —

Niemand merkte ihm etwas an. Er erledigte seine Arbeiten wie sonst. Seine Frau schrieb von der Reise.

Einmal lief er ohne Hut aus dem Büro. Die Kollegen dachten, er wäre „nur mal hinausgegangen", aber er kam erst nach einer Stunde wieder, blaß, wenn auch lächelnd. Sie neckten ihn, fragten ihn aus. Sein Lächeln veränderte sich nicht. Als er aber auf seinem Stuhl saß, fiel sein Kopf plötzlich vornüber. Ein Schwindel hatte ihn befallen. Mit seinem seltsamen Lächeln überwand er das Unwohlsein.

„Die Frau fehlt ihm. Das Restaurantessen taugt nichts!" sagten die Kollegen. „Vielleicht gönnt er sich zu wenig."

Er sah aus wie ein Seekranker . . .

Acht Tage früher als vorgesehen kam seine Frau zurück. Er war überrascht. Sie strahlte ihn an: „Ich hielt es ohne dich nicht länger aus." Dann küßten sie sich. In ihrem Kuß witterte er etwas von dem Geruch des Gases. Er umschlang sie fester als sonst. Sie war glücklich. —

Wochen vergingen.

Sie merkte nichts, als er eines Nachts leise aufstand und das Zimmer verließ. Er ging zum Gashahn und ließ das Gas ausströmen. Er sog es gierig ein, als hätte er es schon lange entbehrt. Seine Gedanken lösten sich aus dunklen Tiefen und stiegen ins Helle. Ihm wurde leicht. Er hatte das Gefühl, zu fliegen.

Tatsächlich aber sank sein Körper auf dem Stuhl langsam zusammen. Sein Kopf fiel auf die Brust. Er wollte noch, mit dem letzten Gedanken, den Gashahn zudrehen, er machte eine Handbewegung, doch die Hand sank auf halbem Wege zurück und blieb dann still und steif auf seinem Knie liegen.

Am Morgen schrillte der Wecker. Es erwachte niemand.

Randbemerkungen

Vor dem Schöffengericht in Frankfurt a. M. wurde ein Mann verurteilt, der seine zahlreichen Freundinnen derart bedichtete, daß kein Sparkassenbuch vor ihm sicher blieb. Er arbeitete mit End- und Stabreim und erbrach nicht nur die Herzen, sondern auch die Bankguthaben, bis auch der letzte Spargroschen in seine Taschen geflossen war. — Die beabsichtigte Propaganda-Zentrale der Reichsregierung sollte sich den Mann warm halten.

Teha

*

Einst „in des Reiches Streusandbüchse" gelegen, hat Berlin heutzutage anscheinend eine neue Beziehung zur Schreibartikelbranche. Die Statistik weist nach, daß seit Kriegsende die Zuschriften aus allen Teilen des Reiches, Ratschläge, Forderungen, Kritiken, adressiert an Ministerien, Kanzleien, Parteiführer und Parteisekretariate, in ständigem zahlenmäßigem Anwachsen begriffen sind. — Der Reichspapierkorb Berlin.

Teha

*

„Das Schaufenster zu Weihnachten" heißt ein Aufsatz in einer bekannten Reklamefachzeitschrift, der für den Weihnachtsverkauf u. a. folgende Propagandaanleitungen gibt:
„Reizvoll wirkt eine erleuchtete Krippe. Und wer es mit seinen Waren in Einklang bringen kann, darf ruhig ein Transparent errichten mit dem zu Herzen gehenden Spruch: ‚Ehre sei Gott in der Höhe!'"

hepi

Gefahren der Forschung

Von Weare Holbrook

Die Erde werde immer kleiner, so klagen die Freunde der Romantik. In wenigen Jahren, so sagen sie voraus, werde es keine weißen Flecken auf der Karte der Welt mehr geben, und die Geographie würde ihres letzten Geheimnisses beraubt sein. Aber, obwohl das Betätigungsfeld des Forschers von Monat zu Monat enger wird, verläuft sein Leben doch noch mühseliger als früher. Wohl hat die Wissenschaft die Pfade des Pioniers geebnet; aber die Tätigkeit des Forschungsreisenden von heute ist voll von Gefahren und Schrecken, von denen sich Marco Polo und Kolumbus nichts träumen ließen.

Wenn diese alten Globetrotter heimkehrten, waren ihre Mühsale zu Ende. Die eigentlichen Mühsale des modernen Forschungsreisenden jedoch fangen erst nach seiner Rückkehr an. Von einer Schar von Reportern, Kameramännern, literarischen Agenten und Vertretern von Vortragsbüros erwartet, wird er unmittelbar vom Schiff zu einem Bankett mit tausend Gedecken geschleift, wo man von ihm erwartet, daß er innerhalb von fünfzehn Minuten erschöpfend über „Sieben Jahre unter den feuerländischen Indianern" berichtet.

In der Nacht wird er durch siebzehn telephonische Anrufe aus dem Schlaf geweckt, und am nächsten Tag beginnen dann jene gesellschaftlichen Verpflichtungen, deren eine so entkräftend wirkt wie eine Durchquerung der Libyschen Wüste. Schon nach kurzer Zeit beginnt sich der Forscher nach der friedlichen Insel Bwamo-Bwamo zurückzusehnen, wo Menschenfresser, Kasuare und ein paar Skorpione seine einzigen Gefährten waren.

Im Frühling dieses Jahres herrschte beträchtliche Aufregung über das Verschwinden des bekannten Gelehrten Professor Dr. Leonidas Schwumpf, der durch seine Bücher „Als Tramp durch Trinidad", „Zentraler als Zentralafrika" und „Nördlicher als der Nordpol" berühmt geworden ist. Vor etwa einem Jahre rüstete Professor Schwumpf eine Expedition nach Südafrika aus, um einen Stamm weißer Schwarzer oder schwarzer Weißer zu entdecken; Einzelheiten sind mir nicht mehr erinnerlich. Seither hat man nichts von ihm gehört. Seine Verleger sind wütend, sein Geldgeber rauft sich seine Perücke, und sogar seine Gattin ist ein wenig besorgt.

Da ich als einer der letzten mit dem verschollenen Gelehrten vor seiner Abreise sprach, halte ich es für meine Pflicht, zur Entwirrung des Geheimnisses beizutragen.

Es war bei einer Abschiedsveranstaltung für den Forscher, daß ich ihn zum ersten und letzten Male sah. In der Theorie war er der Ehrengast, aber in Wirklichkeit wurde er von einem platinblonden Filmstar aus Hollywood bei weitem in den Schatten gestellt.

„Sie sind also der Forschungsreisende", redete mich eine stämmige ältere Dame an und schlug mich neckisch mit ihrem Fächer. Ich verneinte und wies auf Professor Schwumpf.

„Da sind Sie also der Forschungsreisende", rief sie triumphierend. „Sie müssen aber viele interessante Erlebnisse gehabt haben. Erzählen Sie mir doch etwas über Ihre Abenteuer in Tibet oder wo Sie sonst gewesen sind!"

„Meine letzte Expedition", sagte Professor Schwumpf, nachdem er tief Atem geschöpft hatte (er sprach sehr langsam), „führte durch die pfadlose Wüste von Moronia. Sie war, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus gesehen, nicht sehr bedeutsam, aber ich werde sie mein Lebtag nicht vergessen. Durch die Mühsale und Entbehrungen, die ich durchmachen mußte, hat sie sich unauslöschlich meinem Gedächtnis eingeprägt . . ."

„Wie scharfsinnig!" rief die ältere Dame aus. „Sie haben eine so überaus kluge Ausdrucksweise!"

„Danke", sagte Professor Schwumpf, sich verbeugend, und fuhr dann in seinem Berichte fort. „Bei Morgendämmerung verließen wir die letzten Vorposten der Zivilisation. Wir waren zu sechst: mein Assistent Dr. Thraddle, meine Sekretärin Fräulein Lummock, ein Photograph, zwei Pressevertreter und meine Wenigkeit. Wir führten eine Kamera, zwei Schreibmaschinen und ein zusammenklappbares Konversationslexikon mit uns.

Moronia ist zum größten Teile unfruchtbares Wüstenland. Wir setzten unsere Schreibmaschinen in Bewegung. Aber schon am nächsten Tage strauchelte Fräulein Lummock über ein Wörterbuch und zerbrach ihre Brillen. Das war ein großes Unglück für mich; denn Fräulein Lummock hatte stets meine Manuskripte mit den nötigen Satzzeichen versehen, und ohne ihre Brille war sie nicht imstande, einen Beistrich von einer Küchenschwabe zu unterscheiden. Ohne ihre ordnende Hand wurden meine Berichte ein sinnloses Geschreibsel. Am nächsten Tag berichtete mir mein Assistent, daß unser Vorrat an Eigenschaftswörtern zu Ende gehe. Ich vermutete, daß einer unserer Pressevertreter sich an unseren Vorräten vergriffen habe, konnte aber meinen Verdacht nicht beweisen. Von diesem Zeitpunkt angefangen, beschränkten wir uns auf je drei Eigenschaftswörter für einen Satz. Eine solche Ration reicht für den Reiseschriftsteller kaum aus, um Subjekt und Prädikat zusammenzuhalten.

In der Nacht kam Dr. Thraddle in mein Zelt, eine Füllfeder in der Hand haltend. Mit ernster Miene schrieb er etwas auf einen Zettel und überreichte ihn mir. Ich starrte auf das Papier — es war leer! ‚Was soll das bedeuten?' fragte ich. ‚Das bedeutet', antwortete Dr. Thraddle, daß unsere Füllfedern ausgetrocknet sind und daß wir keine Tinte mehr haben.'

Am nächsten Tage wurde Fräulein Lummock mit den beiden Schreibmaschinen von einem Beduinenstamm, der schon lange außerstande war, seine Handelskorrespondenz handschriftlich zu erledigen, geraubt. Da saßen wir nun, zwei Reiseschriftsteller in der Wildnis Monias — mit nichts als einer ausgetrockneten Füllfeder. Ringsum unentdeckte Gebiete und Abenteuer — und nicht ein Tropfen Tinte. Wir litten furchtbare Qualen. Schließlich konnte Dr. Thraddle nicht weiter. ‚Ich bin nur eine Last für Sie', sagte er. ‚Lassen Sie mich hier in Moronia, und versuchen Sie es, allein zurückzugelangen. Ich denke — ich werde mich hier dem Inseratengeschäft zuwenden.' Das tat er auch", schloß Professor Schwumpf, „und damals habe ich Dr. Thraddle zum letztenmal gesehen. Der gute alte Thraddle! Er hätte sein letztes Zeitwort mit einem geteilt!"

„Aber haben Sie keine Erinnerungen mitgebracht?" befragte ihn die alte Dame, „keine Trophäen, meine ich. Ich möchte sie so gern sehen. Vielleicht bringen Sie sie morgen mit. Ich veranstalte einen kleinen Fünfuhrtee . . ."

„Tut mir leid", sagte der Gelehrte, „ich steche um Mitternacht in See."

„Wenn Sie also zurückkommen", beharrte die alte Dame. „Ich werde die Zeitungen im Auge behalten, damit ich weiß, wann Sie wieder daheim sind. Das ist also eine Zusage. Bitte nicht vergessen!"

In derselben Nacht noch reiste Professor Schwumpf nach Südafrika ab. Die Welt wartet noch immer vergebens auf eine Botschaft von ihm, und ich möchte die Voraussage wagen, daß sie auch weiterhin vergeblich warten wird. Professor Schwumpf hat sich der stets wachsenden Kolonie von Forschungsreisenden angeschlossen, die lieber den Schrecken des Dschungel als denen der ihn erwartenden Empfangskomitees ins Auge schauen wollen.

(Übertragen von Leo Korten)

Nächtliche Plauderei

(Kurt Werth)

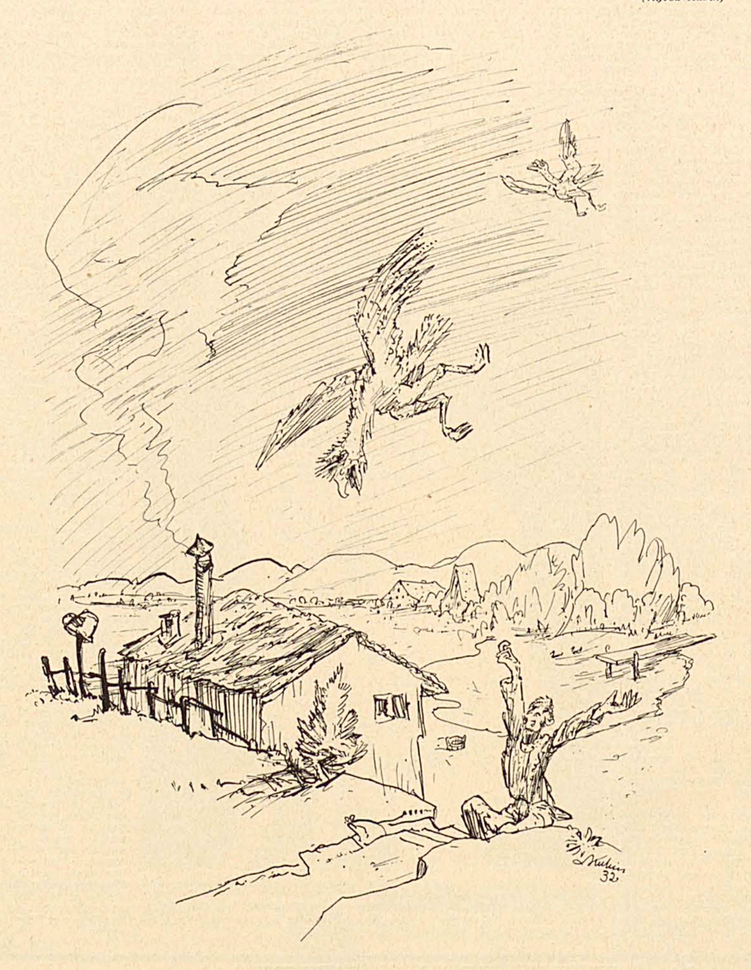


„Nanu, Kleene, ick denke, diese unsittlichen hohen Stiebel sind verboten?" – „Janz ejal, wenn der Staat selber die Jrundfesten des Wirtschaftslebens unterjräbt, denn tritt eben der überiesetzliche Notstand ein!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Der Unglücksvogel

(Alfred Kubin)



Ein dunkles Lied vom Tod / Von Alfred Pabst

Vielleicht sind es noch volle zwanzig Jahre
oder aber auch nur deren zwei,
bis ich in jenes große Dunkel fahre
zu der Toten stillen Kumpanei.

Manchmal fühl ich nächtens seine Gegenwart.
Manchmal steht er da und sieht mich an
mit dem blinden Blicke: grausam-tief und hart.
Doch ich frag nicht nach dem letzten Wann.

Manche gehen hin, um ihn zu suchen.
Alle trifft er, wechselnd in Gestalt.
Die einen beten, und die andern fluchen.
Welche warten sterbensmüd und kalt.

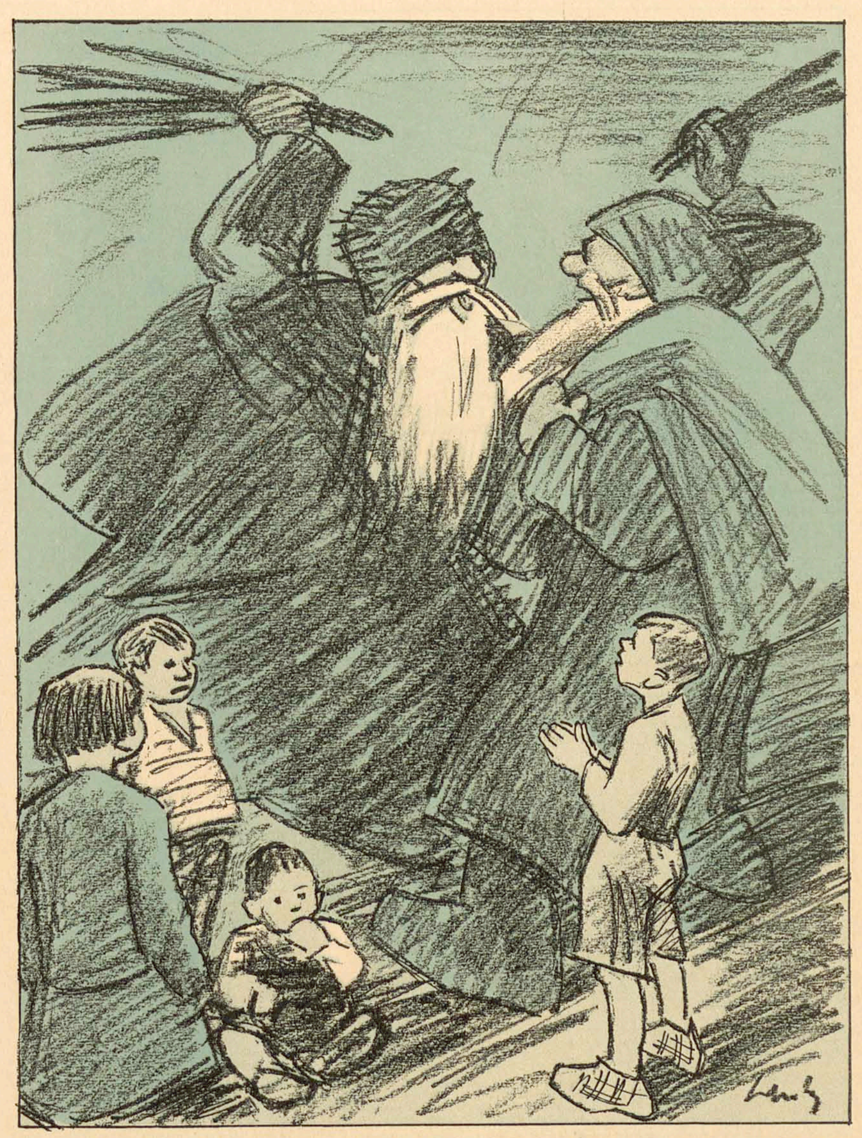
Wird er jäh aus dem Verstecke schnellen,
in die Mitte meines Lebens fassen?
Wird er mich mit einem Hiebe fällen
oder Stück für Stück hinsterben lassen?

Nächtens steht er manchmal da und sieht mich an
mit dem blinden Blicke ohne Güte.
Doch ich frag nicht nach dem letzten Wie und Wann.
Denn der Mensch ist wie des Grases Blüte.

Vielleicht sind es noch volle zwanzig Jahre
oder aber auch nur deren zwei,
bis ich in jenes große Dunkel fahre
zu der Toten stillen Kumpanei.

Staatsraison

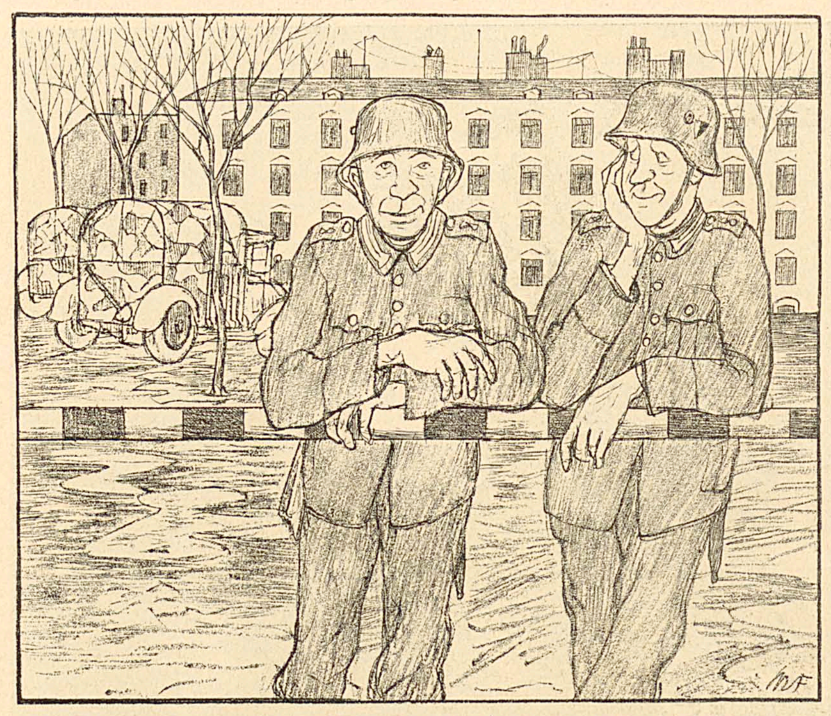
(Wilhelm Schulz)



Da ein Konflikt zwischen dem von der Staatsregierung und dem von der kommissarischen Regierung eingesetzten Knecht Ruprecht ausgebrochen ist, gehen die preußischen Kinder diesmal am Nikolaustage leer aus.

Wohltätigkeit

(M. Frischmann)



„Keen Wunder, daß unsere ‚Winterhilfe' erfolgreicher is als so'ne Jeldsammlung: der Mensch trennt sich nu eben mal leichter von 'nem zerdepperten Nachtpott, als von 'nem Jroschen!"

Stilblüten

Geschäftsnotiz aus der Zeitschrift „Die Barmer Ersatzkasse": „Das Holzwurmvernichtungsmittel ‚Stieridol' ist jetzt in der Lage, Ihre vom Holzwurm befallenen wertvollen Möbel, unersetzliche Andenken und Altertümer radikal zu vernichten, was vorher mit den flüssigen Mitteln nie möglich war."

*

Lokalnotiz aus der „Bunzlauer Zeitung": „Der Rittergutsbesitzer H., der bei Mondenschein auf einen auf ihn zukommenden Hasen schoß, traf unglücklicherweise ein ihm unsichtbar am Rande eines Gebüsches lagerndes Liebespaar. Das Mädchen erhielt Schrote in den Oberschenkel, und der junge Mann wurde leicht an der Hand verletzt."

*

Aus dem Roman „Licht im Dunkel", von Leo Perutz: „Agathes blondes Haar lag willenlos an seiner Brust."

*

Aus dem Roman „Die Scheidung", von Walter von Molo: „Mit bewußtlosen Beinen einknickend . . ."

*

Aus „Annabellas Hochzeitsmarsch", Roman von Dietrich Zwehl: „Von hinten her umschlungen, spürte sie den Andrang des in allen Muskeln gespannten Manneskörpers; ihr Kopf, mit der Gewalttätigkeit der Leidenschaft nach hinten gerissen, lag wehrlos, halb geöffnet unter seinen Küssen. In ihre Lippen verwühlt, keuchte er: ‚Du, du . . . heute . . .'"

*

„Osterglocken", ein Roman der deutschen Wiedergeburt, von Erwin Krafft: „Friede zog in sanfter Erhabenheit durch die lauschenden Lüfte, die den Harfenklängen der auf den Saiten der Mondsichel aufgespannten Silberstrahlen, von Genien in seinen Zephirwogen mit rosarotem Finger entlockt, gebannt nachfolgten."

Naher Umschwung

Ferne sei uns heut des Hohnes Lauge
über den polit'schen Sauerkohl.
Werfen wir vielmehr ein Forscherauge
auf Amerika und Alkohol.

Wenn nun künftighin, wie zu erhoffen,
wiederum ein Bier- und Golfstrom fließt
und sich Onkel Sam dann froh betroffen
diesem „Made in Germany" erschließt,

naht die Zeit, wo sich die Welt befriedet.
Denn der Schluß ist doch wohl logisch scharf,
daß ein Volk, das solche Biere siedet,
dringend jeder Förderung bedarf.

Und so wird der Erdenball genesen
— allgemeine Liebe sei's Panier! —,
wenn auch grade nicht am deutschen Wesen,
so doch wenigstens am deutschen Bier.

Ratatöskr

Lieber Simplicissimus!

Der in Leipzig erscheinende, von der Deutschnationalen Partei herausgegebene „Nationale Weckruf" brachte in seiner Nummer 46 vom 11. November 1932 einen Aufsatz „Fälscher", der sich mit dem bekannten Wahlmanöver der nationalsozialistischen Presse befaßt, die im Wahlkampf behauptet hatte, alle Juden wählten auf Anordnung des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens die deutschnationale Liste.

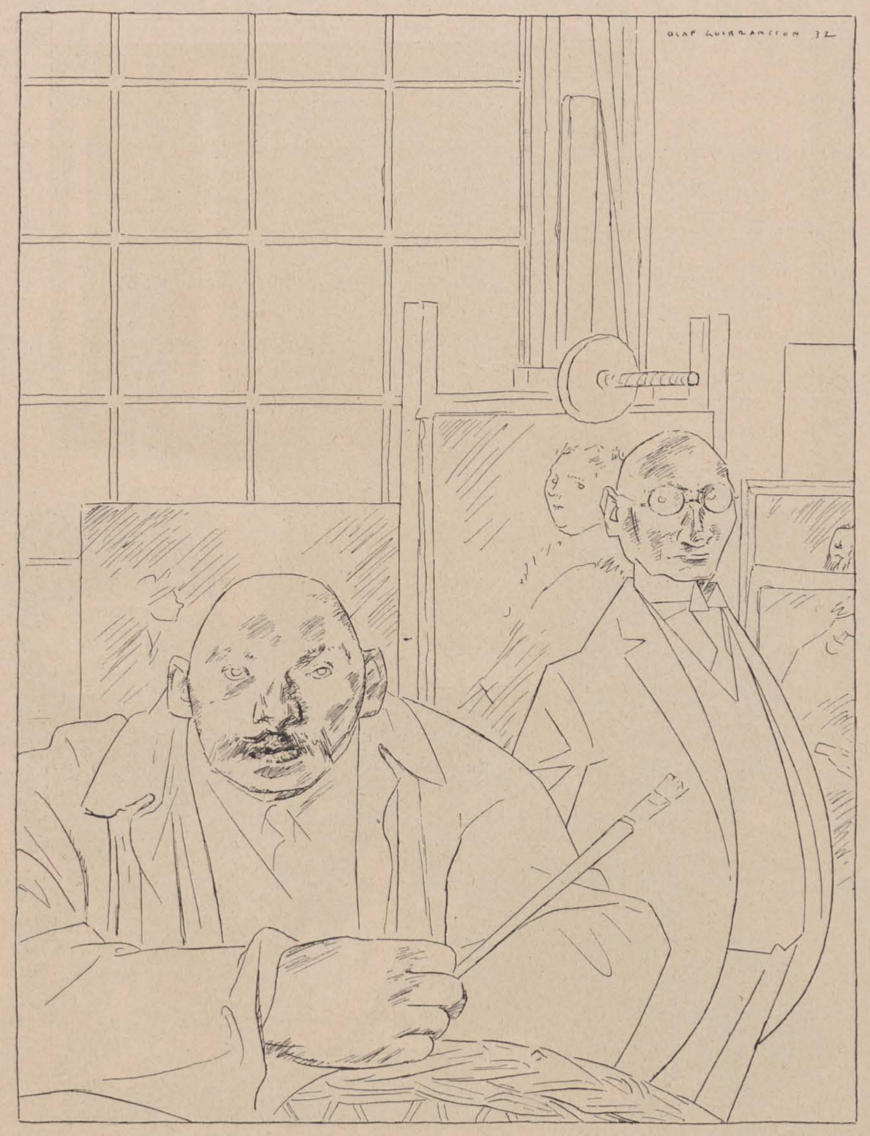
So etwas darf der „Nationale Weckruf" natürlich nicht auf sich sitzen lassen. Und mit Staunen liest man folgendes:

„. . . In allen nationalsozialistischen Zeitungen erschien kurz vor der Wahl die Fälschung in seitengroßer Aufmachung. Es ist für einen Deutschen schmerzlich, erleben zu müssen, wie der jüdische Zentralverein, eine Partei, die die ‚Aufnordung der deutschen Menschen' in ihr Programm geschrieben hat, die für deutsches Wesen einzutreten vorgibt und die Reinheit der Sitte erkämpfen will, wegen dieser gemeinen Fälschungen jämmerlich gestäupt wurde."

Wir wußten es ja längst: Überall haben diese Semiten ihre schmutzigen Hände im Spiel. Und die Aufnordung der deutschen Menschen wurde schon in den Protokollen der Weisen von Zion zum Angelpunkt alljüdischer Weltpolitik erhoben.

Staatliche Kunstpflege

(Olaf Gulbransson)



„Wenn's auch keine Kunstabteilung im Kultusministerium mehr gibt, man darf die Kunst nicht zugrunde gehen lassen. Vielleicht haben wir doch bald wieder einen Kaiser, der gemalt werden will!" — „Ja, und der muß sich dann den schlechtesten Maler aussuchen können."

Papens Vermächtnis

(Karl Arnold)



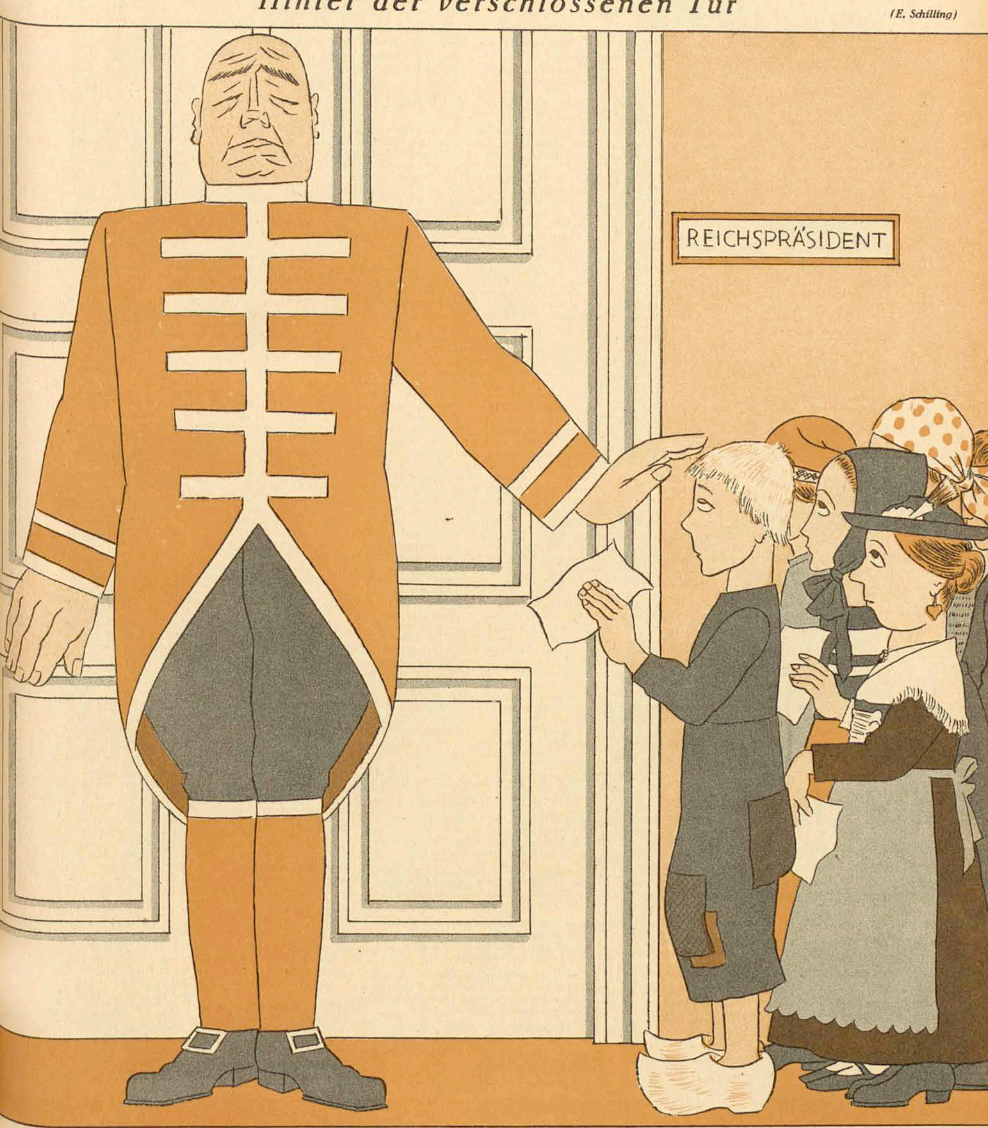
„Personenfragen spielen selbstverständlich keine Rolle – für alle Fälle hinterlasse ich Ihnen die Mitgliedsliste des Herrenklubs."

Stuttgart, 11. Dezember 1932 VOR WEIHNACHTEN 37. Jahrgang Nr. 37

SIMPLICISSIMUS

Hinter der verschlossenen Tür

(E. Schilling)



„Wir hätten hier einen Wunschzettel." – „Macht, daß ihr fortkommt, Kinder müssen überrascht werden."

Er will — er will nicht / Von Karl Kinndt

Er will das Reich, die Macht, die Herrlichkeit,
nur die Verantwortung – die will er nicht.
Er will, daß alle Welt „Heil, Hitler!“ schreit
und als empfangen nimmt, was er verspricht.
Jedoch des Staates erster Diener sein –:
das will er nicht, da sagt er nein!

Er will die Hilfe aller reichen Herren
und das Vertrauen jedes kleinen Manns –
Er will ganz Deutschland in Kasernen sperren
und will für sich die hohe Wonne ganz —
Die Arbeitspflicht fürs Volk, für ihn der Schwoof
der Eitelkeit im Kaiserhof!

Er will die Macht, die alle Widerstände,
die sein Vabanquespiel störend hemmen, bricht.
Doch daß man ihm, führt er's zu bösem Ende,
das Urteil sprechen könnte, will er nicht.
Bei andren Aug' um Aug' und Zahn um Zahn:
was ER tut, das ist wohlgetan!

Den Bolschewismus will er grausam töten,
und trotzdem züchtet er ihn selber groß –
Er kämpft für Kapital und für Proleten
und wird die Geister, die er rief, nicht los.
Er will der Führer sein durch Nacht zum Licht,
doch ist's so weit, dann will er nicht –

ER hat ja Zeit. IHM eilt die Sache nicht.
Im Braunen Hause lebt sich's ja erträglich.
Maulhalten ist des Wählers erste Pflicht
und Politik die Kunst „gewiß – wenn möglich“.
Er bleibt ein Wechsel halt auf lange Sicht –:
Erwache, Deutschland! Sag: den will ich nicht!

Heute abend gehören Sie zur Familie . . . / Von Leni Rhan

Am Heiligabend muß man gut sein, das hat schon im Lesebuch gestanden. Frau Knaak hat sich das so zu Herzen genommen, daß sie am Vierundzwanzigsten morgens zu Lene sagt: „Heute abend gehörn Sie zur Familie, legen Sie im Speisezimmer ein Gedeck mehr auf!“ Lene wäre lieber nach Hause gefahren in ihr Dorf. „Aber das ist unmöglich“, hat Frau Knaak gesagt. „Silvester haben wir die große Gesellschaft und vorher noch Großreinemachen, wie soll ich denn das allein . . .“

Gut, hat Lene gedacht, da wird man mit Fritz zusammen auf seiner Bude Weihnachten feiern. Kuchen und Wurst haben die vom Dorf ihr geschickt, und einen Baum wird sie kaufen. Fritz wird ganz verlegen, als sie ihm das sagt. „Kuchen und Wurst vom Land, das ist ganz mein Fall, aber grad Weihnachten, da muß ich nach Hause, mußte doch verstehen.“ — Lene versteht, sie denkt dabei an vorige Weihnachten; war seine Mutter da verreist gewesen, oder warum hatte er da Zeit für sie. Übrigens war Lene damals noch das, was die Bäuerin ein braves Mädchen nannte. Und Fritz, der Reisender in Seifen und Parfüms ist, hatte ihr einen Baum angesteckt, drei angefangene Probefläschchen Parfüm, einen Lippenstift und eine Salbe gegen rote Hände geschenkt. So viel hatte sie lange nicht bekommen. Und sie konnte ihm nichts wieder schenken, aber auch gar nichts. Sie arbeitete nur für Kost und Logis, und die Bäuerin konnte ihr nichts schicken. Und da sie gerührt war über die Geschenke und über den Geruch von Geborgenheit, der von dem Baum, den Äpfeln und dem glatten, immer gepflegten Haar von Fritz herkam, und weil sie doch gar nichts hatte, was sie ihm schenken konnte, außer sich selbst, so gab sie das. Es war nicht viel, fand sie. Knappe hundert Pfund mit lächerlich dünnen Beinen und gar keiner Erfahrung in der Liebe. Der Geruch von Geborgenheit übrigens war schon am nächsten Morgen verflogen. Diesmal also war sie wieder allein. Fritz hatte nicht geholfen. Seine Creme gegen rote Hände auch nicht. Das war kein Wunder bei der vielen Arbeit. Lene betrachtete bekümmert ihre dünnen roten Hände und verrieb eilig eine dünne Schicht Talkpuder darauf. Sie sah in den Spiegel und fand sich so hübsch, daß sie wieder voller Trauer daran denken mußte, daß Fritz sie heute nicht sehen würde. Dann wurde sie von Frau Knaak zur Bescherung gerufen. Es war ein schrecklicher Augenblick. Die Familie hatte ihre Geschenke schon bekommen, und die ganze Aufmerksamkeit war auf Lene gerichtet. Selbst der Baum sah sie mit neugierigen, flackernden Augen an, und der junge Herr ebenfalls. Sie beugte sich in ihrer Verlegenheit zuerst über den Platz von Fräulein Inge, was einen allgemeinen Schrei der Abwehr zur Folge hatte; dann erst fand sie ihren Platz. Da lagen zwei Paar Strümpfe aus Mako — Frau Knaak war prinzipiell dagegen, daß Dienstmädchen seidene Strümpfe trugen — ein Karton Seife, eine Tafel Schokolade und eine zitronengelbe Bluse. Frau Knaak fand die Farbe reizend, und Lene überlegte, während sie sich bedankte, ob Frau Knaak es wohl übelnehmen würde, wenn sie die Bluse dunkel färbte; das Gelb zu ihrem strohblonden Haar war unmöglich. Nachdem Frau Knaak einen kurzen Vortrag über die Nützlichkeit ihrer Geschenke gehalten hatte, band sich Lene die Schürze vor, trug den Karpfen auf, band die Schürze wieder ab und setzte sich zu Tisch. Die acht Augen der Familie beobachteten Lene unausgesetzt, als bestände die Gefahr, daß sie plötzlich aufstände, das Messer umdrehen und in den vielgefalteten Nacken Herrn Knaaks bohren würde. Aber nichts davon geschah, auch aß Lene den Fisch nicht mit dem Messer und kratzte sich nicht mit der Gabel auf dem Kopf, wie Frau Knaak es in Milieuromanen gelesen hatte. Lene allerdings fand, daß ihre roten Hände zu dem weißen Tischtuch einen lächerlichen und auffallenden Kontrast bildeten, sie begann, die Fischgräten zu zerkauen, um diese großen roten Hände nicht auch noch den langen beschwerlichen Weg zum Mund gehen zu lassen. Beim Dessert mußte sie alle zwei Minuten ans Telephon laufen, wobei sie die strenge Weisung hatte, falls Fräulein Dickmann Herrn Harold sprechen wolle, zu sagen, daß er gerade mit dem Hund hinuntergegangen sei. „Sie will mir doch nur Vorwürfe machen, daß ich heute nicht mit ihr zusammen bin“, sagte Harold gähnend. Hier begann Frau Knaak mit dem einen Auge zu Lene, mit dem anderen zu Harold hin zu blinzeln und in ihrem bester. Pensionsfranzösisch zu murmeln: „Ne parle pas de ça, la bonne . . .!“ Lene fühlte,. daß diese unverständlichen Worte ihr galten, und stammelte verlegen, daß sie jetzt abwaschen gehn wolle. Aber nachdem die Lichter abgebrannt und die frommen Radiomelodien abgestellt worden waren, hatten die Herren Knaak das allzu Feierliche dieses Abends abgestreift und verlangten nach Likör, wobei Lene unbedingt mittun sollte. Harold war begeistert, wie gut Lene trinken konnte, während Frau Knaak sich ängstlich erkundigte, ob sie denn auch am nächsten Morgen nicht verschlafen würde. Sie sollte nun schlafen gehen, meinte sie und strich ihr, um diesen Wunsch zu unterstreichen, mütterlich über den Kopf; am nächsten Morgen mußten die Koffer für Fräulein Inge gepackt werden. Aber die Familie hatte jetzt noch einige Wünsche. Für Fräulein Inge mußte noch ein Bad gemacht werden, und Harold wollte unbedingt eine Tasse starken Kaffee auf sein Zimmer gebracht haben, um wieder nüchtern zu werden. Leider machte ihn Lenes Anblick durchaus nicht nüchtern. Sie begann in ihrem leichten Schwips das lästige Hochdeutsch mit ihrem hessischen Dialekt zu vertauschen, sie erzählte von ihrem Dorf, der Bäuerin, die von morgens früh bis abends spät arbeitete, mit der Arbeit nur aufhörte, um schlafen zu gehen, und den Schlaf nur abbrach, um zu arbeiten, und die trotzdem viel zufriedener sei als die Frauen hier in der Stadt mit ihrem Kino und Tanztee und vielen Freunden, die keine sind. Harold fand das sehr klug gesagt, er dachte dabei an Bessy Dickmann, für die der Schlaf nur ein Schönheitsmittel war und die im Restaurant grundsätzlich nur das bestellte, was auf der letzten Reihe der Speisekarte stand. Und Lene redet und redet. „Mein Gott, ich hab' ja einen Schwips, Herr Harold.“ Und Harold gießt ihr Kaffee ein; sein Gesicht riecht nach Rasierseife und Tannennadeln, und seine Hände riechen nach den Pfefferkuchen, die er ihr in den Mund schiebt. Und er hat gute Augen; in diesem Augenblick haben sie wohl alle gute Augen, aber daran denkt Lene jetzt nicht. Die Leute unter ihnen spielen immer noch Weihnachtslieder, es ist nur ein Klavier, grade gut für Fingerübungen, aber im Schwips klingt es einem wie eine Orgel. Die Pfefferkuchenhand legt sich über Lenes Mund. Geschieht Fritz ganz recht, denkt noch etwas in ihr undeutlich.

Als Lene am nächsten Morgen im Frühstückszimmer den Tisch deckt, tut Frau Knaak, die gerade über ein entlegenes Möbelstück gebeugt steht, einen Aufschrei, als hätte sie einen Toten oder ein Gespenst gesehen. In Wirklichkeit sind es nur ein paar Stäubchen, die Lene nicht weggewischt hat. Und dann sollten Sie doch heut früh die Tannennadeln vom Teppich kehren! Ein Festtag, und schon ist die Disziplin zum Teufel, denkt Frau Knaak und legt in ihren Ton noch einige Stückchen Eis mehr als sonst, um zu betonen, daß heut der Alltag wieder anfängt. „Und wo haben Sie denn bloß meine Überschuhe nach dem Putzen hingestellt?“

Teure Zeiten — billige Spiele

Von Peter Scher

Die Politik ist ohne Frage
in diesen Zeiten eine Macht.
Wir haben uns für trübe Tage
ein Unterhaltungsspiel erdacht.

Sind wir vom Meinungskampf ermattet
und gründlich in des Stumpfsinns Bann,
wird jedem erst ein Schnaps gestattet,
dann treten wir noch einmal an.

Doch diesmal mit vertauschten Rollen:
Wer national schrie wie ein Kalb,
schreit nun marxistisch aus dem Vollen
und echauffiert sich dieserhalb.

Man kann beliebig Standpunkt wechseln,
Hauptsache bleibt, man kämpft sich matt,
daß man nach kernigem Phrasendrechseln
den dauerhaften Nachtschlaf hat.

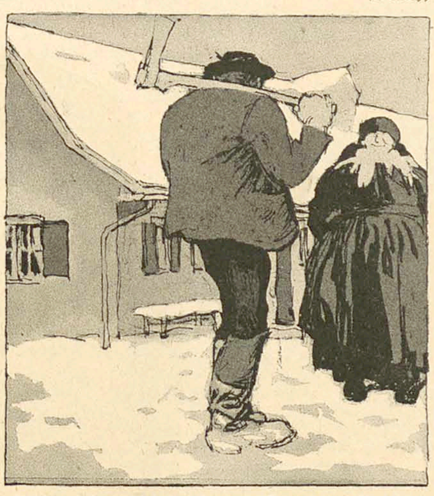
So übt denn dieses Spiel beizeiten,
es regelt Stuhl und Appetit.
Spielt! und ihr werdet nicht bestreiten,
daß ich euch einen Weg verriet.

Der übliche Christbaumdiebstahl

(E. Thöny)



„Jawoi, i, der Gschwendnerbauer werd sein Baum im eig'na Wald schlag'n! Der wird bein Brandbichler g'stohln!"



„Woaßt was, Muatta, i hol wieder insern Baum bein Stoißerbauern, dem Luada, da müaßt ja i net der Brandbichler sein!"



„Mir derfst es scho sag'n, Stoißerbauer, daß d' heuer dein' Baum bein Riaderer Sepp g'stohln hast."



„Dös muaß ma sag'n, bein Gschwendnerbauer, dem Bazi, gibt's jeds Jahr die schönsten Christbäum."

So hat jetzt jeder seinen gestohlenen Baum, und keiner ist geschädigt.

fragt Fräulein Inge mit gespielter Verzweiflung. (Sie kann doch unmöglich sagen, daß sie sie gestern bei Kurt vergessen hat.) Auf dem Flur wird Lene von Harold angehalten. „Wo ist denn heut mein warmes Wasser zum Rasieren geblieben?" Und dann lächelt er freundlich. „Das bleibt doch unter uns, nicht wahr?"
Übrigens ist Lene nicht etwa so romantisch, daß sie denkt, nun brauchte sie nicht mehr anzuklopfen, wenn sie zu Harold ins Zimmer geht, oder er würde nun mit ihr anstatt mit Fräulein Dickmann ausgehen. Nur wenn sie jetzt bei Tisch bedient, gießt sie ihm manchmal aus Verlegenheit die Hälfte der Bratensauce über den Anzug, was nicht immer freundlich zur Kenntnis genommen wird. Und eines Tages entschließt sie sich, zu kündigen. Frau Knaak ist fassungslos, zählt in Eile ihre silbernen Bestecke und redet mit Lene nur noch durch eine Wand von Unnahbarkeit.
Erst sich beschenken lassen und dann kündigen. Das ist der Dank. Wo wir sie doch Weihnachten behandelt haben, als gehörte sie zur Familie.

Der braune Engel

(Karl Arnold)



„So sollen die Kinder eben wieder ohne Weihnachtsgeschenke bleiben, Vater Hindenburg war nicht artig genug."

Bis auf weitres

Sie rufen nach Synthese,
weil alles sonst zerschellt,
wobei sich jede Neese
für mustergültig hält.

„So macht man's!" brüllt der eine.
Der andre: „So nur geht's!"
Und mit dem Stuhlgebeine
verdrischt man sich den Tätz.

Beruhigt euch, ihr Geister!
Zunächst genügt ja schon,
als notgedrungner Kleister,
ein Glas Synthetikon.

Ratatöskr

Kleine Geschichten

Herr von Itzenplitz auf Drebelow war zu Ohren gekommen, daß etliche der jüngeren Gutsarbeiter an der seit Jahren üblichen Weihnachtsfeier nicht teilnehmen wollten. Sie hatten zwar gegen die Bewirtung und die Geschenke nichts einzuwenden, denn die gehörten sozusagen mit zum Lohn; aber es gefiel ihnen nicht, daß der Pastor, den sie nun mal nicht leiden konnten, dabei immer eine endlose und salbungsvoll triefende Rede hielt, daß er die paar Gaben, auf die sie ein Recht hatten, ihnen als unverdiente Gnadenerweisungen des gnädigen Herrn vor Augen hielt. Und es gefiel ihnen ebensowenig, daß die spitznasige Tante des Herrn von Itzenplitz am Harmonium saß, immer noch ein Weihnachtslied und immer noch einen Choral anstimmte und wütende Blicke schoß, wenn einer vom Gesinde nicht laut und kräftig mitsang . . .

Nein, zum Teufel! — das paßte ihnen nicht. Wir machen diesen frommen Rummel nicht mehr mit, erklärten sie rundheraus. Wir wollen unser Festessen, unser Warmbier, unsern Grog und unsern Taler. Basta. Salbadern und singen können die Tante und der Paster allein, soviel sie Lust haben — wir machen nicht mit. — Herr von Itzenplitz war starr. Dann trommelte er die Leute zusammen und hielt ihnen eine donnernde Standpauke, die mit den klassischen Worten schloß: „Und das saare ich euch: wer sich weijert, der fliejt. Aber den christlichen Charakter unseres heilijen Weihnachtsfestes werde ich rücksichtslos durchsetzen. Rrrrücksiiichtslooos! Verstanden?" — hs.

*

Ich sage zu dem Zeitungsverkäufer an der Straßenecke: „Na, nun kommen ja auch für Sie ein paar Festtage."

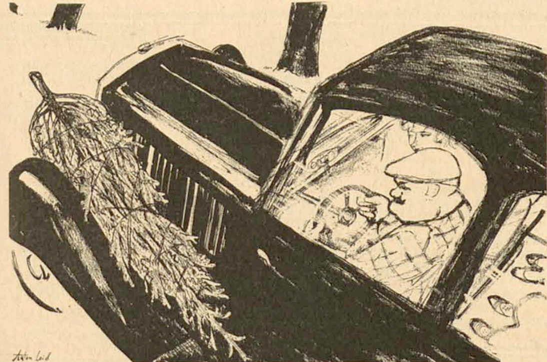
„Mir liejd gar nischd an Weihnachdn. Ä Zeidungsverjäufer gann Weihnachdn nich gebrauchen."

„Warum nicht?"

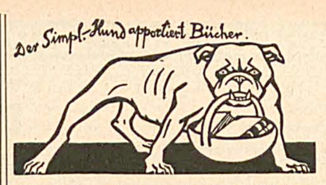
„Weil da nischd bassierd. Da heißen die Ardiggl ‚Schdimmen zum Grisdfesd' oder ‚Deudsche Nodweihnachdn' oder ‚Das Fesd der Liebe'. Näh, wissnse, da lobe ich mir awr doch den grauen Alldach, wo es heißd: ‚Grauenhafder Raubmord in Gemnidz' oder ‚Bankbeamdr erschießd Frau und Gind'. Sähnse — was mich als Geschäfdsmann bedriffd — ich feife auf Weihnachdn." — K. M.

Feingefühl

(Anton Leidl)



„I sag wia's is, Reserl: Heut wo i dös Christbäumerl am Wag'n hab, darf i auf koan Fall wieder so'n Hungerleider totfahr'n, sonst hoaßt's nacha aa no, dös wär a Taktlosigkeit."



Erich Kästner: Gesang zwischen den Stühlen. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Berlin.)

Zwischen den Stühlen, zwischen sämtlichen Stühlen, das ist heutzutage der einzige Platz in Deutschland, den ein Mann von unabhängigem Geist und von freier Gesinnung beanspruchen kann – ein Ehrenplatz also – und Erich Kästner hat das beste Anrecht darauf. Von seinen ersten Versen an – es ist immer derselbe Mann, der dieselbe Auskunft gibt, eine sehr aufrichtige, mitunter bittere Auskunft, die, freilich noch immer erfreulich, viele anhören wollen nach den in unserer unlyrischen Zeit geradezu erstaunlichen Auflagen seiner vorangegangenen drei Gedichtbände zu schließen. Wer es noch nicht wissen oder nicht glauben sollte, kann sich bei der Lektüre dieses neuen Bandes davon überzeugen, daß Erich Kästners „Gebrauchslyrik“, wie er sie bescheiden bezeichnet und wie sie inzwischen so viel kopiert wurde, wirklich echte Dichtung, echte Lyrik ist, auch wenn sie in ihrer Motivwahl und in ihrer menschlichen Grundhaltung durchaus nicht „lyrisch“ wirkt. Es ist – das muß man heute leider erst betonen – kein Einwand gegen einen Dichter, wenn er nicht nur das Herz, sondern wie Erich Kästner auch den Kopf auf dem rechten Fleck hat. Aus seinen ironischen und melancholischen, spöttischen und anklagenden Versen spricht sicherlich mehr wahres Erlebnis und Gefühl der Zeit als aus der falschen Feierlichkeit mancher nebuloser Pathetiker, die vor lauter Mythos, Schau, chthonischer Verbundenheit und was dergleichen beliebte Modeartikel mehr sind, kaum richtig deutsch sprechen können. In diesem „Gesang zwischen den Stühlen“, der zugleich ein Gesang wider die Zeit ist, klingt nicht ein einziger falscher Ton. „Wer Ohren hat, zu hören, der höre.“

Franz Schoenberner

Oskar Maria Graf: „Einer gegen Alle“. (Universitas-Berlin.)

Ein Mensch, der kaum noch ein Mensch ist, der allen Gemeinsinn, allen Einordnungswillen im großen Kriege verloren hat, geistert abscheulich, grotesk, empörend, höchst einprägsam, höchst widerwärtig durch den neuen Roman von Graf. Aber immer bleibt er dabei wahr und echt, und was das Erstaunlichste ist: auf jeder Seite bleibt er ein armer einsamer Mensch. Das ist das große, das dichterische Verdienst des Autors. Ein Scheusal hinzustellen ist, wenn man's nur herzhaft anpackt, nicht so schwer; es dann aber unter uns umherlaufen zu lassen, als gehöre es doch zu uns, das ist die Leistung. Diese Zugehörigkeit eines Menschen, der keiner mehr ist nach Ansicht und Übereinkunft der anderen, sondern ein böser Außenseiter, ein zu erledigendes Vieh – diese Zugehörigkeit trotzdem zu den anderen, die ist hier lebendig geworden. – Der Roman setzt ein mit der Zerreibung der Räterepublik, der Räumung Münchens durch die Regierungstruppen am 1. Mai 1918, führt mit den Beinen des Strolches und Verbrechers, des ewigen „Kriegers“ und Abenteurers Georg Löffler durch vielerlei Städte und Landstriche, auch durch das flackernde Gebiet des Max Hölz, und endet, nachdem sie ihn gefangen haben, den Vagabunden, mit dessen freiwilligem Tod (aber wahrlich, was heißt hier: freiwillig) in der Untersuchungszelle. – Der Dichter Oskar Maria Graf hat hier nicht nur den Ablauf eines Entwurzelten, eines Verlorenen lebensvoll aufgezeichnet, er hat darüber hinaus eine Erinnerung und eine Warnung aufgerichtet: der Krieg ist kein Erzieher, kein Erhöher des Menschen, er ist ein Verderber, der ihn erniedrigt und sein Menschliches vernichtet.

A. M. Frey

Marcel X. Boulestin, Almanach der feinen Küche. (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.)

Es mag auf den ersten Blick fast frivol wirken, daß ich in dieser Zeit ein solches Buch empfehle. Aber erstens ist hier mit „fein“ nicht exklusiv gemeint, sondern es handelt sich um den vom Preis unabhängigen Qualitätsbegriff. Im übrigen enthält dieses entzückend geschriebene Buch keine Spur jener von literarisch schmatzenden Berufsfeinschmeckern betriebenen Snoberei. Der es verfaßt hat, ist kein Ästhet, der papieren schwelgt und privat Bockwürste hinunterwürgt, sondern ein Kochkünstler, der den Kalorienquatsch ablehnt und zur natürlichen Ernährung zurück will – die aber wieder kein Fraß sein soll, sondern ein Genuß. Warum soll sich ein Mensch mit Spülicht begnügen, wenn er sich für zwölf Pfennige eine pikante Suppe leisten kann?
Ich gestehe, daß ich gelegentlich ein Fresser bin. (Wer wirft den ersten Stein?) Bezweifelt jemand, daß man darum doch mit Energie für das Volk eintreten kann, dem der Schmachtriemen immer enger geschnallt wird? War der sittentriefende dürre Robespierre dem gelegentlich schlemmenden Danton vorzuziehen? Ich bin für Danton – schleppt mich auf die Guillotine! (Aber gebt mir vorher ein Gericht nach dem Almanach von Marcel X. Boulestin als Henkersmahlzeit.)

Peter Scher

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Walter Seidl: „Romeo im Fegefeuer“. Erich Reiß, Verlag, Berlin.
Julien Green: „Treibgut“. (Ins Deutsche übertragen von Friedrich Burschell.) Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.
A. de Nora: „Am Färbergraben“. L. Staackmann, Verlag, Leipzig.
F. C. Weiskopf: „Zukunft im Rohbau“. Malik-Verlag, Berlin.
Upton Sinclair: „Alkohol“. (Übertragen von Elias Canetti.) Malik-Verlag, Berlin.
Ilja Ehrenburg: „Moskau glaubt nicht an Tränen“. Malik-Verlag, Berlin.
René Schickele: „Die Grenze“. Rowohlt-Verlag, Berlin.
Konrad Heiden: „Geschichte des National-Sozialismus“. (Die Karriere einer Idee.) Rowohlt-Verlag, Berlin.

Der rationalisierte Weihnachtsmann

Von Weare Holbrook

Die Maiers hätten es wissen müssen, daß man die Arbeit eines Jahres nicht an einem einzigen Tag ungeschehen machen kann! Durch dreihundertvierundsechzig Tage des Jahres erzogen sie ihren kleinen Peter nach den modernsten Methoden der Kinderpsychologie — und gerade am Weihnachtstag erwarteten sie von ihm, daß er sich wie ein richtiges altmodisches Kind benehme.

Trotz gelegentlichen Abweichungen von der von den Kinderpsychologen vorgeschriebenen Norm entwickelte sich Peter zu einem modernst denkenden und handelnden Kinde. Selten tat er etwas, was nicht in den Lehrbüchern der Kinderpsychologie vorgesehen war; in solchen Fällen wandten sich seine erschrockenen Eltern an einen Psychologen als oberste Instanz, der ihnen dann Fälle, die sich in Wien oder sonstwo ereignet hatten, zitierte, aus welchen hervorging, daß Peters Verhalten nichts Neuartiges an sich habe.

Aber je mehr sich der 25. Dezember näherte, desto deutlicher fühlten die Maiers, daß dem kleinen Peter etwas fehle. Es war selbstverständlich von wesentlicher Bedeutung, daß ihr Kind frühzeitig der Wirklichkeit ins Auge schauen und mit den grausamen Tatsachen des Lebens sich vertraut machen lerne; aber an ihre eigene Kindheit zurückdenkend, wurde ihnen, wenn auch nur undeutlich, bewußt, daß Peter ein Recht auf ein bißchen Romantik und Poesie habe — freilich nur in kleinen, sorgfältig zugemessenen Dosen, so daß diese nicht gewohnheitsbildend wirken könnten.

Aus diesem Grunde luden mich die Maiers im Vorjahr ein, die Weihnachten mit ihnen zu verbringen; sie wollten, daß ich die Rolle des Weihnachtsmannes für den kleinen Peter spiele. „Wir sind es ihm schuldig", erklärte Herr Maier. „Das altmodische Weihnachtsfest mit seinen seltsamen Legenden und seinem rührend-naiven Zauber wird bald ein Ding der Vergangenheit sein. Peter soll es kennenlernen, bevor es zu spät ist."

„Wir wollen alle üblichen Weihnachtszeremonien wiederaufleben lassen", fügte Frau Maier hinzu. „Das Anzünden des Baumes, Stille Nacht, heilige Nacht und natürlich den guten alten Weihnachtsmann . . ."

Hier sollte ich also eingreifen, und ich erschien auch, mein Weihnachtskostüm unter dem Arm tragend, während die Maiers noch mit dem Schmücken des Baumes beschäftigt waren. Peter war in seinem Zimmer, und wir berieten uns flüsternd. Es wurde beschlossen, daß ich mich in Peters Zimmer schleichen sollte, nachdem dieser zu Bett gegangen war. Er sollte mich dann auf frischer Tat, nämlich beim Füllen seiner Strümpfe mit Geschenken, ertappen.

„Es wäre wohl besser, wenn er Ihre Stimme nicht hören würde, bevor Sie Ihr Kostüm angezogen haben", sagte Frau Maier. „Er ist zwar erst sechs Jahre alt, aber er merkt sich jede Stimme."

Mein Kostüm war zwar ziemlich abgeschabt und von Motten zerfressen, aber mit Hilfe einer schnurrbärtigen Maske würde es schon seinen Dienst tun.

Sobald Peter zu Bett gegangen war, schlüpfte ich in meine Verkleidung. Ein kleines Sofakissen unter meinem pelzbesetzten Mantel verlieh mir die erforderliche Körperfülle. Es war ein schlüpfriges, samtüberzogenes Kissen und wollte nicht im Gleichgewicht bleiben. Bald verlieh es mir die Brust eines Athleten, bald einen stattlichen Schmerbauch. Bevor ich eintrat, rückte ich mir meine Maske zurecht. Es war dunkel, und die Augenöffnungen der Maske gestatteten mir wohl einen ausgezeichneten Ausblick auf die Zimmerdecke, aber nicht viel mehr. So stolperte ich über den Bettvorleger und fiel der Länge nach hin. Als ich aufstand, hatte sich meine Maske verschoben, so daß sich mein weißer Backenbart kokett wie eine Feder auf einem modernen Eugeniehut über meine linke Schulter ringelte. Meine Körperfülle war von vorn nach rückwärts gewandert. Peters Geschenke lagen verstreut auf dem Boden.

Peter war aufgewacht und hatte das Licht angeknipst. „Sind Sie der Weihnachtsmann?" fragte er mißtrauisch.

„Das bin ich in der Tat!" antwortete ich eher schroff als herzlich, während ich meinen Schnurrbart aus seiner senkrechten Stellung in die waagrechte verschob. Dann erinnerte ich mich, daß man sich den Weihnachtsmann lustig und jovial vorstellt, stieß ein ungezwungenes „Ha! Ha! Ha!" hervor und klopfte mir auf die Stelle, wo mein Bauch sich hätte befinden sollen. „Ich habe ein paar Geschenke für einen artigen kleinen Jungen. Warst du auch in diesem Jahr ein artiger kleiner Junge?"

„Das hängt davon ab, was Sie unter ‚artig' verstehen", erwiderte Peter. „Der Ausdruck ist überaus vieldeutig. Nach Freud zum Beispiel . . ."

„Das weiß der Weihnachtsmann am besten zu beurteilen", unterbrach ich ihn. „Sicherlich warst du ein artiger kleiner Junge. Du liebst doch deinen Vater und deine Mutter und . . ."

„Wenn Sie auf den Ödipus-Komplex anspielen wollen", sagte Peter, „so antworte ich Ihnen aufrichtig — nein. Wenn auch Horace und Agnes meine Eltern sind, so ist das kaum mehr als ein biologischer Zufall und . . ."

„Macht nichts", sagte ich rasch. „Sieh mal, was der Weihnachtsmann dir gebracht hat! Hier ist ein richtiges kleines Feuerwehrauto mit Schläuchen und allem sonstigen wie ein richtiges . . ."

„Wollen Sie damit andeuten, daß ich pyromanischen Tendenzen huldige?" fragte Peter.

„Durchaus nicht", widersprach ich. „Ich wollte bloß . . . hm . . . und wie gefällt dir diese Garnitur Zinnsoldaten? Sieh nur! Ein ganzes Regiment. Und eine richtige Kanone, mit der man auf sie schießen kann. Hübsch, nicht wahr?"

„Das hat keinen praktischen Wert", bemerkte Peter. „Die Sachverständigen sind sich darüber einig, daß der nächste Krieg ein chemischer Krieg sein wird. Überdies sollten sie nicht in Kindern den Geist des Militarismus zu ermutigen versuchen . . ."

„Vielleicht macht dir dieses Buch — Reineke Fuchs heißt es — mehr Spaß . . ."

Peter seufzte. „Die literarische Übung, Tiere mit menschlichen Eigenschaften auszustatten, ist eine Art Narzißmus. Es schmeichelt uns, uns vorzustellen, daß sie dieselben Dinge tun und sagen wie wir."

Völlig entmutigt, versuchte ich dennoch, mir einen guten Abgang zu sichern. „Nun muß sich der Weihnachtsmann wieder auf den Weg machen", sagte ich und griff nach der Türklinke. „Meine Renntiere warten, um mich durch die Luft zu all den artigen kleinen Buben und Mädels zu tragen, die heute abend auf mich warten. Hü-Ho-Hü!"

„Hü-Ho-Hü!" rief auch Peter ironisch, während ich mich entfernte.

Später erhielt ich einen kurzen Bericht über Klein Peters Reaktionen. „Er war nicht ganz überzeugt", gestand Frau Maier ein. „Er sagte, Sie schienen an seniler Demenz und unter der Zwangsvorstellung zu leiden, daß Sie imstande wären, viele Millionen Kinder im Laufe einer Nacht, auf einem Renntier reitend, zu besuchen."

Aus diesem Grunde wirke ich heuer nicht mehr bei der Weihnachtsfeier der Maiers mit. Ich habe Peter ein Paket Bücher geschickt und hoffe, mit „Die Psychologie des Schaukelpferdes", „Robinson unter den Psychoanalytikern" und „Die Wandervögel des Unterbewußtseins" diesmal das Richtige getroffen zu haben.

(Autorisierte Übersetzung aus dem Amerikanischen von Leo Korten)

Demonstration

(Rudolf Kriesch)

„Wie, jnädige Frau, det olle Jelump soll heuer ooch wieder uff den Baum kommen?" — „Jawohl, Betty, irgendwie muß man doch schließlich der Not der Zeit auch 'n bißchen Rechnung tragen!"

Lieber Simplicissimus!

In der nationalsozialistischen „Leipziger Tageszeitung" fand ich folgendes Weihnachtsangebot:

„Ein beliebtes Weihnachtsgeschenk sind unsere Gießformen, mit denen jedermann Reiter, Indianer, SS.- und SA.-Truppen, sowie Tiere selbst herstellen kann."

Reiter, Indianer, SS.- und SA.-Truppen, sowie Tiere . . .

Die Welt ist groß!

Wir bitten die Leser, sich bei Bestellungen auf den „Simplicissimus" beziehen zu wollen.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Wahrung berechtigter Interessen

(Fr. Heubner)



„HERR, ich protestiere!! Das ist kein Weihnachtsmann mehr, das ist unlauterer Wettbewerb!“

Klawuttke meckert sich eins:

Wat der Caro-Prozeß is, da muß ick doch saren: is det meechlich! Monate und Monate vapulvan da reiche Leute ihr Jeld, um ihre schmutzije Wäsche vor alle Öffentlichkeit zu waschen — und dafor hat det Jericht Zeit. For arme Deibels aba, wo in een Krawall jeraten sind, jibt et Schnelljustiz mit keene Berufung, obwohl et da Zuchthaus reechnet! Det vasteh und vasteh ick nich!

Aba ick vasteh ja vielet nich. Und je mehr ick nachdenke und vasuche, mir een Vers zu machen uff allens, wat so passieat, um so wenja vasteh ick det. Schon die Inflazjon ha'ck nie vastanden. Oda Sie? Wieso da plötzlich eene Billjon wieda eene Mark war — und nischt hatte sich jeändat? Und nu ist die Mark imma noch eene Mark, und ausjerechnet det englische Pfund klettat uff dreizehn zu runta! Und in Frankreich, wo se allet Jold jehamstat ham und beinah drin asticken, is der Frang keene zwo Groschen wert! Is det nich hella Wahnsinn? Oda is det Methode, und wir kleenen Leite kapiean det bloß nich?

Wat den Kompetenz-Streit bei die preißische Rejierung betrifft, da muß ick lachen. Is det een Affentheata oder nich? Mit die jetrennten Toaletten und so — und wer die Briefe darf uffmachen und wer nich? Ick sare nur: wenn ick in meene Budike sone Zustände hätte, denn könnt ick den Laden zumachen — jloomse det?

Der Friedens-Nobelpreis wird dies Jahr nich vateilt. Det vasteh ick. Oda kenn'n Sie eenen Mann von Bedeitung, der sich in'n letzten Jahr for den Frieden hätte injesetzt? Da käm höchstens eene Abortfrau vom Jenfa Völkabund-Palast in Frare: die hat mit alle Nazjonen zu tun und muß alle jleichmäßich freundlich behandeln.

Student sein, wenn de Knallschoten blühn — det is scheen! Nu tut sich wat in Breslau. Friha ham sich die Studenten jejenseitich vadroschen — und nu is det Mode jeworn, det se ihre Lehra vahaun. Abwechslung muß sind. Im Jahr 48 ham ja die Professoan ooch mal mit die Studenten uff die Barrikaden jestanden — so for „Freiheit der Lehre und der Wissenschaft!“. Det warn wieda andere Zeiten!

Bei'n Bullajahn-Prozeß ha'ck mir vor allem jewundat, det keena Jontarden jefraacht hat, uff welche Weise er denn sein Jeld nach Lichtenstein ribajekriecht hat? Et jab doch mal eene Notvaordnung mit Steua-Steckbriefe und so — aba davon haste nie nischt mehr jehört — Aba valleicht kriechta bloß zwohundat monatlich riba! Und wat seine Aussare war, die war woll ooch een bißken merkwirdich — wie? Ick stell ma vor, wenn sowat in een'n Prozeß jejen irjendeen jroßet Tier wär vorjekomm' — ob se den Mann da nicht schärfa hätten anjepackt? Na, ick will mir det lieba nich vorstelln — wozu ooch?

Oft denk ick mir, wat da so jetzt allens in die Jefängnisse und Zuchthäusa wandat — von Ossietzky, wo trotz alle jesammelten Untaschriften imma noch sitzt — bis zu irjendeen Jungen, wo eenen Stein uff de Trambahnschienen jeleecht hat —: und wat det for Menschen sind, wennse wieder mal rauskomm'n? Staatsfreindlich wernse jrade nich sind. Ick jloobe, da tut sich wat — in die Zuchthäusa. So wie in die Schützenjräben anno 18. Da hamse ooch jedacht, det schaffense mit die Schneidichkeit, und wer nich pariert, fliecht in't Loch. Und denn uff eenmal . . . Eene Rejierung, die jejen det janze Volk rejiert, die is wie'n Wirt, der jrob is jejen die Jäste. Eene Weile jeht det, aba schließlich is det doch der jrobe Wirt, wo pleite is. Stimmt det oda stimmt det nich? Kaki

Des kleinen Lieschens Weihnachtstraum

(Olaf Gulbransson)



„Liebes Christkind, bitte, bringe mir eine Puppe . . .

und einen Teddybär . . .



und Puppengeschirr, und . . ."

„Ach, Lieschen, das Christkind hat alles unten bei den feinen Leuten abgegeben, und ohne Lift kommt es nicht zu uns herauf."

Genfer Plauderei

(M. Frischmann)



„Wissen Sie, als Vertreter der Rüstungsindustrie sage ich mir eben: wenn diese Abrüstungskonferenzen immer wieder versagen und die Staaten schließlich trotzdem einmal abrüsten, so kleine innenpolitische Schießereien können das große Geschäft auch nicht mehr retten."

Vom Tage

Vor dem Völkerbundspalast in Genf wurde geschossen. Menschen wälzten sich in ihrem Blute. Die Schreie der Getroffenen drangen bis in den Sitzungssaal der wie gewöhnlich konferierenden Völkerbündler. Die Konferenzteilnehmer, sichtlich nervös geworden, sprangen von ihren Sitzen auf, jemand beantragte Schluß der Debatte. Der Vorsitzende aber sprach beruhigend: „Meine Herren, was sich da draußen abspielt, können wir ruhig ignorieren, so ein paar Dutzend Tote fallen noch lange nicht in unsere Kompetenz!" Spt.

*

In Österreich wurde das Postporto neuerlich erhöht. Ein Brief kostet vierundzwanzig Groschen; jeder vernünftige Mensch schreibt daher nur Postkarten, die zwölf Groschen kosten.
Nun holt Braun neuen Warenkredit ein. Fragt ihn Brommel, sein Kompagnon: „Hast du wohl auch tüchtige Referenzen beigelegt?"
Sagt Braun: „Gar nicht notwendig, ich schrieb einen Brief, das allein bezeugt, daß wir noch Geld haben!"

*

Gegenwärtig bereist eine Studienkommission die Hauptstädte Europas, um Schädelmessungen an Parlamentariern vorzunehmen. Das Ergebnis soll ein einwandfreies Bild von deren Geistesqualitäten geben.
— Will man dem Parlamentarismus den letzten Stoß versetzen? Teha

Weihnachtsvorbereitungen

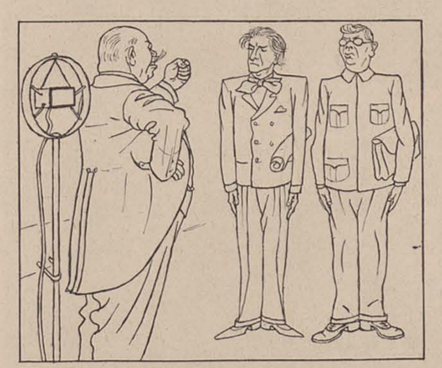
(Th. Th. Heine)



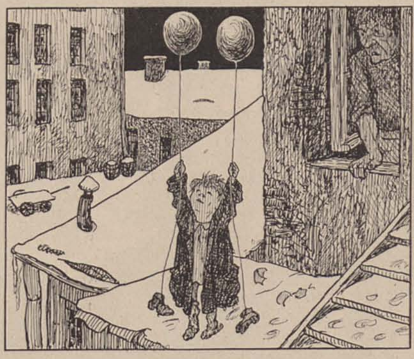
Der Egoist: „Das sage ich dir, Otto, wenn du mir dieses Mal wieder Zigarren schenkst, schenk' ich dir einen Busenhalter."



Bei Einbrechers: „Nun sitzt der gute Papa schon zwei Jahre. Da wird er sich freuen, daß wir ihm ein Kissen sticken. Dann kann er doch weich sitzen."



Rundfunk: „Also an Weihnachten ‚Stille Nacht – heilige Nacht'! – Aber natürlich als Militärmarsch umkomponiert."



Immediatgesuch: „Liebes Christkindl, hier schicke ich Dir meine Schuhe. Bitte, laß sie mir zu Weihnachten neu besohlen."



Totschläger, Granaten, Schlagring. „Welch ein Fortschritt gegen meine Kinderzeit! Wir durften nur Äpfel und Nüsse vergolden für den Christbaum."



Beim Tierhändler. „Er kann ‚Heil Hitler' und ‚Deutschland erwache' rufen. Wäre ein reizendes Geschenk für den Herrn Gemahl."

Die gemütvolle Bäuerin

(Wilhelm Schulz)



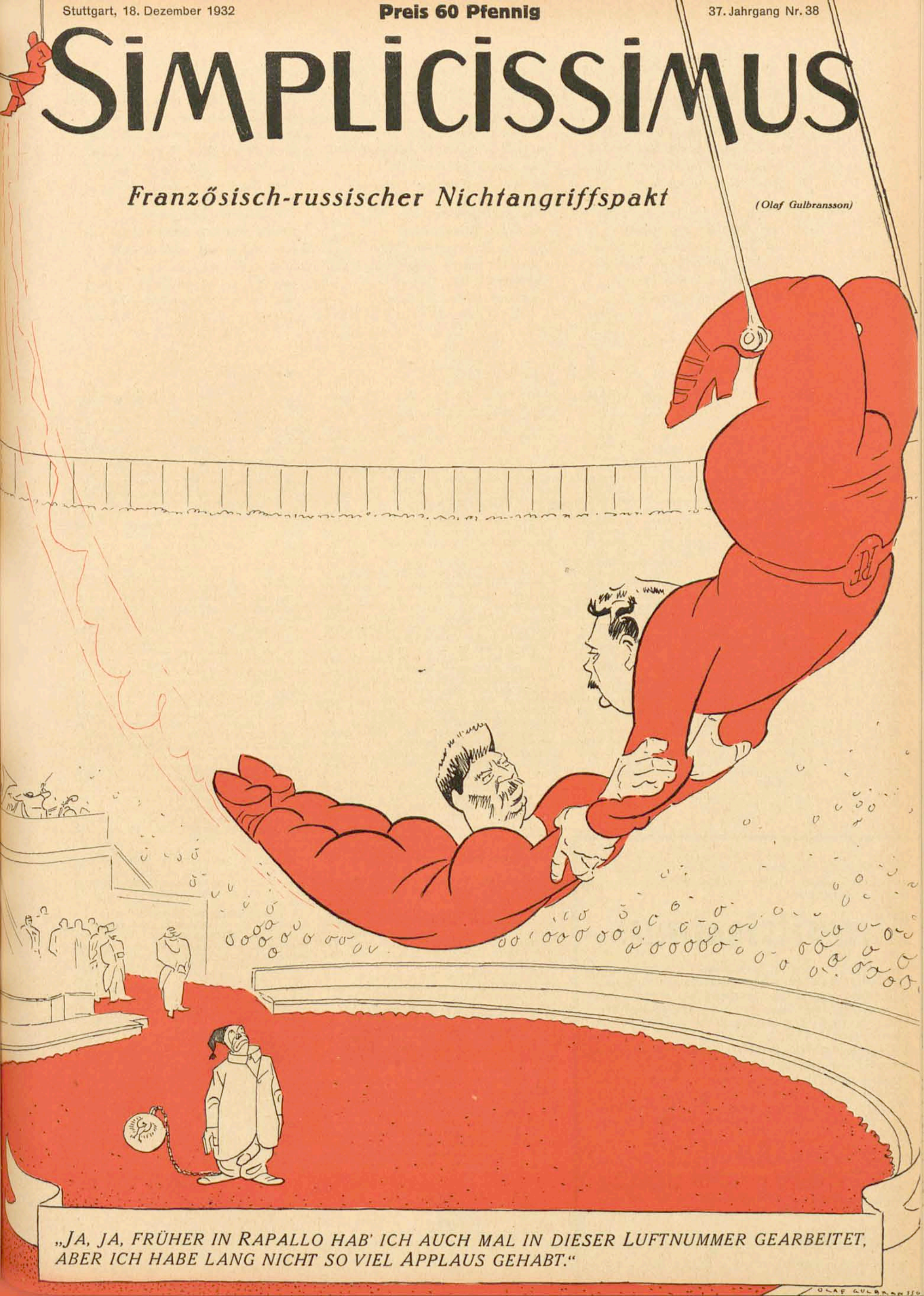
„Da, ihr liaben Ganserln, damit's ihr aa was habt's vo Weihnachten, 's Fest erlebt's ja a so nimmer."

Stuttgart, 18. Dezember 1932 | Preis 60 Pfennig | 37. Jahrgang Nr. 38

SIMPLICISSIMUS

Französisch-russischer Nichtangriffspakt

(Olaf Gulbransson)



„Ja, ja, früher in Rapallo hab' ich auch mal in dieser Luftnummer gearbeitet, aber ich habe lang nicht so viel Applaus gehabt."

Ave, Schleicher... / Von Karl Kinndt

Den forschen Herrn von Papen,
den ham wir nun begraben!
Beim Start zu seinem neuen Ritt
ging das gesamte Feld nicht mit —
Und wenn nur einer reitet,
wird's Rennen abgeläutet.

Macht nun der Herr von Schleicher
uns glücklicher und reicher?
Noch gilt er allen rechts und links
als höchst geheimnisvolle Sphinx —:
bringt dieses Rätsels Lösung
nun endlich die Genesung?

Wenn's auch im Grund egal ist,
ob er ein General ist:
es „haeret semper aliquid"
von „gleichem Schritt und gleichem Tritt" —
Das Spielen mit dem Säbel
ist halt kein Spiel von Fröbel —

Und was macht nun Herr Hitler
als Gegen-Heilsvermittler?
Baut er in Berchtesgaden Kohl,
bis man ihn ruft zu Deutschlands Wohl?
Und warten seine Truppen
auch brav bis in die Puppen?

Viel Fragen bleiben offen —
man kann nichts tun als hoffen —
Zwar denkt man sorgenvoll und bang:
noch droht ein Winter hart und lang —
Und bringt er nicht die Wende,
dann bringt er uns das Ende —

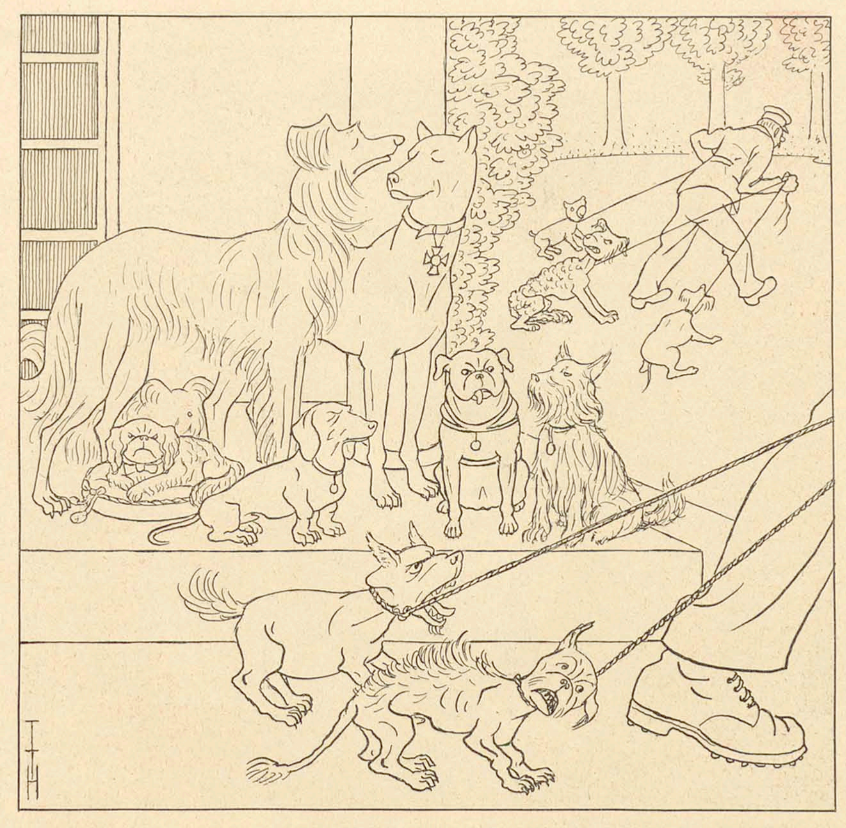
Wir haben viel ertragen —:
warum grad jetzt verzagen?
Warum soll es nicht auch ein Mal
geschehen, daß ein General
uns führt zu bessren Zeiten
statt uns in Tod zu reiten —??

Die Suppenküche / Von Katarina Botsky

Mancher haßte ihre Eingangstür am Bretterzaun, die so schwer zu öffnen war, angesichts des überhellen Bahnhofsplatzes; mancher übte sich die halbe Nacht in seiner finsteren Gehirnkammer im Öffnen dieser Tür. Zehn harte graue Zementstufen führten im Flur des alten Ziegelbaus zum Küchenlokal hinauf, wo in emaillierten Schälchen etwas trübe blickende Suppen, gegen Wohlfahrtskarten, verabreicht wurden. Bessere stiegen und stiegen und stiegen an den zehn Stufen, als ob es eine endlose Treppe ging. Oben am ersten Schalter, ironisch „Schafott" genannt, mußte jeder die Karte vorzeigen. Ihr Besitz bedeutete schon für manchen die Einreihung unter die gestrandeten Schiffe auf dem Grunde des Lebens. Wrack an Wrack, tauchten sie dunkel und unsicher auf im grauen Hafen der Suppenküche.
Die hoffnungsgrünen Streifen um die Türen waren gut gemeint, das sah man, auch daß die Wände noch ziemlich weiß waren. Wären nur nicht die Dämpfe aus den großen Suppenkesseln gewesen, die wie Regenwolken durch das ganze Lokal zogen und es immer zu einer Art Nebelwelt machten. Die aus dem Bürgerstand abgerutschten Besucher hielten krampfhaft daran fest, ihr Essen in diskret verpackten Kännchen nach Hause mitzunehmen; die andern saßen im Nebel an den langen Brettertischen und schoben sich die mageren Suppen ergeben in den Mund. Eigentlich aß niemand gierig, außer dem „lustigen Mann ohne Hemd".
Ob er nicht friere ohne Hemd — im Winter?
„Nee" — er sei Athlet.
Ob er wirklich kein Hemd besäße? — „Nee!" Seine Hemden hätten die Reparationen gefressen. Ein Dünner mit einem besseren Clowngesicht und eine noch etwas damenartige Dicke vereinigten ihre Stimmen zu einem gebildeten Gelächter. Einträchtig waren sie in der Suppenküche gelandet, nachdem sie sich vor ihrer Tür unter verschämten Drehungen angelogen hatten.
Soeben hatte ein bebrillter Herr „das Schafott" bestiegen, wollte die Karte zeigen und fand das Portemonnaie nicht. Der Beamte runzelte automatisch die Stirn. Ob er ein Portemonnaie mit einer Karte überhaupt bei sich gehabt habe? — „Gewiß", flüsterte der Herr. Eine Frau trat resolut in die Mitte. Aber hier sei ihm das Portemonnaie bestimmt nicht abhanden gekommen! schrie sie. Niemand habe neben ihm gestanden. Wieviel Geld er im Portemonnaie gehabt habe? Der Gefragte besann sich etwas unecht. „Zehn Mark", sagte er dann, und seine abgeschabten Taschen grinsten dazu. Beteuernd legte er die Rechte auf die Brust, wußte nun nicht recht weiter — neigte heuchlerisch den Kopf und flüsterte: „Auch das noch —!" Der Beamte und der Dünne mit dem Clowngesicht, der ein abgerutschter Dichter war, erkannten die Komödie; aber die Not führte sie auf und ätzte sie tragisch. Der Beamte hielt die dicken Augenlider gesenkt, als er sagte: Der Herr möge warten, bis alle Kartenbesitzer ihr Essen empfangen hätten. Wenn dann noch etwas übrig sei — der Bebrillte dienerte hastig — könne er es bekommen.
Er wartete ziemlich ruhig eine halbe Stunde; auf einmal hörte man ihn selbstvergessen mit den Zähnen knirschen. Der Schupo, der diskret am Fenster stand, tat einen Schritt vorwärts. Der Bebrillte dienerte zur Entschuldigung und stellte sich auf das andere Bein. Die graue Nebelwelt schien sich langsam mit Elektrizität zu laden.
Des Athleten nackte Brust blänkerte zutraulich aus seinem grauen Wohlfahrtsmantel heraus. Der noch damenartigen Dicken floß bei diesem Anblick jedesmal ein zerdrücktes Lächeln aus den Augen. Sie war Tänzerin gewesen, dann dick geworden, und nun stand sie als Gestrandete in der Suppenküche und streckte von Zeit zu Zeit verloren ein Bein aus. Der Dichter schlich von Gruppe zu Gruppe, um die Leute reden zu hören; aber sie schwiegen. Alle Augen waren auf den Athleten gerichtet. Er aß nicht, er fraß, und wenn seine Schüssel leer war, wuchtete er strammen Schrittes zum zweiten Schalter hin und bestrahlte die wohlgerundeten Frauen an den Kesseln solange, herzinnig, mit seiner nackten Brust, bis er eine Zugabe erhielt.
Das Schmatzen des Athleten begann den wartenden Herrn rasend zu machen. Alle drei Minuten hob er nervös die Linke an die Stirn. Plötzlich schwang er den rechten Arm wie einen Pumpenschwengel hoch und landete sein Kännchen dem Beamten, schmetternd, auf den Tisch. Zugleich begann seinem Munde ein abgehacktes Schreien zu entströmen, ein unartikuliertes Wort mit einem endlosen „U". — „Hung . . . Hung . . ." Jetzt hatte die stumme Suppenküche ihre Sprache gefunden. Dieses Wort mit dem langen „U" war ihr Hauptwort, das hier jeder in sich trug und verschwieg. Im Handumdrehen strudelte eine Menge verstörter Gesichter und erhobener Hände um den Fassungslosen. Eingefallene Münder riefen: „Nicht! Nicht!" Er sollte nicht herausschreien, was sie alle schamhaft verschwiegen, man hatte auch hier seinen Stolz. Der satte Beamte und die satten Frauen an den Kesseln sollten diese Töne nicht hören, auch die eignen Ohren nicht. Wenn das noch lange so weiterging (die Hörer bebten), dann — schrieen sie noch alle. Jetzt erst spürte man, wie hungrig man eigentlich war, der eine verriet es, alle verratend. Die leeren Mägen sahen plötzlich durch die Kleider, und der eine schrie, schrie . . .
Der Dichter und die Tänzerin verweilten noch draußen am Zaun. Krähen zankten sich auf dem Dach der Suppenküche und stoben dann jäh von dannen. „Sie fliegen nach der Mandschurei", sagte der Dichter. Die Tänzerin sah ihn verwundert an, dann fragte sie: „Heißt es Man-dschurei, wie Sie sagen?" — „Es heißt so", entgegnete er düster. „Und heute nacht — hören Sie — träumte mir: Wir säßen alle in einem langen alten Zug, wir Suppenküchenbesucher. Es war gelogen, daß ich noch nie hier gewesen bin — und Sie?" — „Auch gelogen", murmelte sie resigniert. „Und das vom abhanden gekommenen Portemonnaie", sagte er, „war nicht minder gelogen. Also wir fuhren in einem langen Zug", memorierte er, „und auf der Lokomotive stand der Kerl ohne Hemd und jauchzte vor Freude. Sie können mir glauben, daß er friert. Ich sah es, als der andere schrie. Da zerfielen alle Lügen... Unser alter Zug schrabte, räderlos, über vergilbte Hügel. ‚Jetzt könnt ihr alle eure zerriss'nen Hemden ausziehen', jauchzte der Athlet, ‚es geht nach Italien!' Und da begann man unter Lachen und Weinen die Wohlfahrtssachen durch die scheibenlosen Fenster zu schmeißen: die zu großen Hosen, die Taucherjacken, die Siebenmeilenstiefel. Und mancher, der so getan hatte, als ob er noch ein Hemd auf dem Leibe hätte — ach!! Aber warum flogen die Krähen mit? Krähen fliegen doch nicht nach Italien?! Nun kam auf einem Hügel ein großer schiefer Wegweiser mit einer Tafel wie ein Windmühlenflügel, darauf krächzten die ellenlangen Buchstaben: ‚Nach der Man-dschurei!' Und die, müssen Sie wissen, grenzt an Sibirien. Alle, die ihre Hemden schon ausgezogen hatten, weinten bitterlich. Auch der Athlet. Die Tür der Suppenküche war plötzlich da und winkte im Wind."
Die Tänzerin streckte, selbstvergessen, ein Bein am Zaun entlang —: „Und weil die Tür im Traume winkte, sind Sie wohl heute hierhergekommen, nicht wahr?" sagte sie.
Der Dichter nickte. „Wenn sie nur nicht so schwer zu öffnen wäre —!" murmelte er düster.

Hundesteuer-Erhöhung

(Th. Th. Heine)



„Endlich geschieht einmal etwas zur Bekämpfung des rasselosen Proletariats!"

Vom deutschen Geist

Das war jetzt in den Tagen der immer wieder verschobenen Entscheidung: Wer wird Kanzler? Zum werweißwievielten Male hatten wir die Kandidaten der Reihe nach hergenommen und auf Herz und Nieren geprüft.
Hitler? Nein, das wäre Parteiherrschaft und SA.-Diktatur.
Wieder Papen? Um Gottes willen und dreimal nein! Das wäre Feudalherrschaft und militaristisch-monarchistische Restauration im Hintergrunde. Also Schleicher!
Die Gazetten wußten immerhin manches Vernünftige und Erfreuliche von ihm zu melden: Keine Verfassungsexperimente, keine antirepublikanische, keine antisoziale Haltung . . .
„Tja, es ist schon so", meinte abschließend einer, „in Deutschland liegt das Militärische nun mal in der Luft. Sogar die zivilsten Errungenschaften, Demokratie und Republik, sind unter einem General am sichersten aufgehoben!"

Wiegenlied / Von Bertolt Lenz

Mein Kind, schlafe ein.

Früh genug wirst du noch groß.
Die Zeit vergeht ja so so schnell.
Und dann wirst du arbeitslos.
Und, vielleicht, auch unreell.

Träume. Aber träume nicht zuviel.
Träume sind ja gar nicht wahr.
Das Leben ist kein Kinderspiel.
Bald hast du graues Haar.

Ich habe das nicht bös gemeint,
Mein Kind. Sei still und stöhne nicht.
Ich habe schon viel mehr geweint.
Darauf legt kein Mensch Gewicht.

Schlafe ein. Nachts ist es kalt.
Morgen ist der Himmel auch nicht heiter.
Ich bin beinah schon viel zu alt.
Na und so weiter.

Schlafe ein, mein Kind.

Legitimationszwang

An der Wiener Universität sind die Nazistudenten kürzlich im Eifer des Geprügels auch über ein paar Ausländer hergefallen, Amerikaner, Rumänen, Polen und sonstige Exoten.
Die Folge waren sehr scharfe diplomatische Proteste. Der Herr Rektor mußte sich persönlich bei den Gesandten jener Länder entschuldigen, in denen schwarzhaarige und krummnasige Personen auch gewisse Staatsbürgerrechte genießen.
Und um „derartige Vorfälle" für die Zukunft unmöglich zu machen, führte der Herr Rektor an der Universität den — Legitimationszwang ein.
„Sagen Sie", fragte ich einen Juristen, „und diese eigenartige ‚Maßnahme' soll die ausländischen Hörer schützen?"
„Selbstverständlich", belehrte mich der Fachmann, „denn aus der vorgewiesenen Legitimation ersehen die Nazistudenten jetzt sofort, welche Juden sie prügeln dürfen und welche nicht!"

Salpeter

Die Krise im Buchhandel behoben!

(E. Schilling)



Um das Geschäft in Klassikern zu beleben, sind sie jetzt mit neuen sensationellen Einbandzeichnungen ausgestattet worden.

Kleine Geschichten

Unsere Köchin Therese möchte sich immer ein bißchen gebildet und gewählt ausdrücken, es gelingt aber nicht immer. Eines Tages erzählt sie mir: „Wissens, gnä Frau, neulich hätte ich mich so gut verheiraten können, es war ein feiner Mann, und er hat mich verwöhnt, seidene Strümpfe und eine Uhr hat er mir geschenkt, und ich wollte ihn doch nicht heiraten, weil er ein Jude war, aber", fügt sie hinzu, „es war dumm von mir, denn beim Heiraten sollte man nicht auf das Geschlecht sehen."

*

Zwei Herren und eine Dame fahren in einem Abteil des Eilzuges. Die Dame liest eifrig die „Dame", und die Herren schweigen sich gründlich aus. Plötzlich springt der Ältere auf und zischt wütend: „Ich kann den ewigen Widerspruch nicht vertragen." Verläßt das Abteil. Die Dame schaut erstaunt auf und wendet sich an den Jüngeren: „Aber es hat doch niemand gesprochen." — „Ja, wir sind eben beide Gedankenleser", und setzt sich lächelnd neben sie. Sie ist verwirrt und sagt errötend: „Trotzdem bin ich eine anständige Frau."

*

Der Vorsitzende zog die Zeugenaussagen ins Lächerliche. „Ein wenig unwahrscheinlich, Herr Zeuge", sagte er, „finden Sie nicht auch? Und das wollen Sie alles gesehen haben? Sonderbar! Erzählen können Sie uns ja, was Sie wollen — wir müssen es nur nicht glauben. Also berichten Sie weiter, was Sie über den Fall zu wissen vorgeben."
Der Staatsanwalt erhob sich: „Ich protestiere, daß die Aussagen des Zeugen der Staatsanwaltschaft —"
Der Vorsitzende verfärbte sich: „Das ist ein Zeuge der Staatsanwaltschaft? — Verzeihen Sie — ich dachte, er wäre ein Entlastungszeuge — — —"

J. H. R.

Stilblüten

Aus dem Roman „Zwischen zwölf und zwei", von R. Brandt: „Der verflossene Schweiß der Jahre hatte seine Züge tief gefurcht. So, in fressenden Falten, spürte sie ihn sich langsam über sie beugen."

*

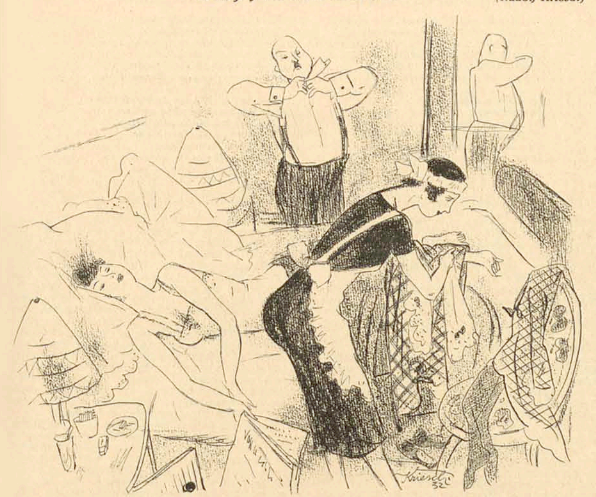
Aus dem Roman „Der Ruf vom Norden", von Ingeborg v. Brühl: „Sie war eine Frau hohen Wuchses, in der Reife der Jahre und des Geistes weiblicher Wesenheit im Sinne einer die Menschheit teilenden Cäsur von Kraft und Anmut, begriffen im subtil überfeinerten Mund, gemmenhaft zartgeschnittener Nase, leicht gewölbter Stirn, tiefer seelischer Manifestation."

*

Aus dem Roman „Schatten der Vergangenheit", von Erich Ebenstein: „Dann ist Ihr Herz von brennbarerem Stoffe als das meine", bemerkte Leuthold kühl, „Weiberaugen wären das letzte, wonach ich einen Fuß rühren würde."

Empfindsamkeit

(Rudolf Kriesch)



„Jnädige Frau haben hier 'nen kleenen Flecken im neuen Kleid!" – „Regen Sie mich nicht noch mehr auf, Betty, ich lese sowieso gerade so Schreckliches von der Not der Zeit!"

An einen prominenten Schnurrbart

/ Von Theodor Riegler

Einmal möcht' ich in den Redewirbeln
Deiner rosa Phrasenwolken stehn
Und dir deinen schönen Schnurrbart zwirbeln
Und dann glücklich in die Zukunft sehn.

Leider aber hat er keine Spitzen,
Und man kann ihn nicht nach oben drehn,
Und so bleib ich melancholisch sitzen,
Um von ferne ihn mir anzusehn.

Ach, wie klebt dir die Befreiungsfliege
Flott und schick im arischen Gesicht.
Manche sagen, sie verkitscht die Züge,
Doch ich selber finde dieses nicht.

Oh, ich möchte aus der Oberlippe
Dir ein Haar als Angebinde ziehn
Und zu Haus mit meiner deutschen Sippe
Vor dem Schnurrbarthaar voll Inbrunst knien.

Und dann würde ich den Enkeln sagen:
An dem Schnurrbart hing ein großer Mann.
Solchen Schnurrbart müßt ihr selbst einst tragen,
Denn er zog die Welt in seinen Bann.

Ach, vielleicht hast du es lang schon satt,
Mit dem gleichen Schnurrbart dazustehn.
Warte nur, bald wendet sich das Blatt,
Und dann darfst du ihn nach oben drehn!

Nächstenliebe

/ Von R. van Neewen

Jakob Booer war Trödler. Dort, wo die Uijtjenskate mit der Prinzengracht zusammenstößt, war sein Laden. Er war mürrisch, rothaarig und hager. Niemand liebte ihn. Seine Mahlzeiten kochte er sich selbst, und er lieh den Frauen der Matrosen zu Wucherzinsen Geld.

An einem nebligen Vormittag trat ein Knabe in seinen Laden. Er war zerlumpt und mager. Unter seinem Arm hielt er eine Geige.

„Tag, Mijnheer. Die Mutter läßt bitten, ob Sie uns zwei Gulden darauf leihen wollen?" — „Kenne deine Mutter nicht", murmelte Booer. Er besah die Geige. Er verstand nichts von Geigen. Der Kasten war aus Mahagoni. „Einen halben Gulden", sagte er und gab dem Knaben das Geld. „Vielen Dank, Mijnheer."

Zehn Tage später kaufte ein würdiger alter Herr in seinem Laden ein Fayence Service. Nach drei Tagen erschien er wieder und erwarb, ohne zu handeln, zwei kostbare siamesische Dolche. Als er nach vierzehn Tagen noch einmal kam, stöberte er lange, fand die Geige, die der Knabe versetzt hatte, und bot Jakob Booer fünfhundert Gulden. „Das geht nicht." Booers Haare wurden noch röter. „Es ist ein Pfand."

„Tausend", sagte der Alte und sah ihn lauernd an.

„Es ist unmöglich. Es ist unmöglich, Herr." — „Ich werde", der Alte wurde wütend, „in acht Tagen wiederkommen. Ich wünsche dann die Geige zu kaufen. Alles andere ist Ihre Sache." Er schlug die Tür zu. Jakob Booer wendete elf Gulden für Erkundigungen auf. Dann kannte er die Mutter des Knaben. Sie war schmutzig, verkommen und betrunken. Sie wollte sich von der Geige nicht trennen und weinte bittere Tränen. Booer bot ihr am Anfang der Unterredung zwanzig Gulden. Als er zwei Stunden später den Handel abgeschlossen hatte und das Haus verließ, hatte er dieses kostbare Stück um siebenhundert Gulden erworben. Alle Nachbarn waren zusammengelaufen, so sehr hatte das Weib geweint, das sich von dem letzten Andenken trennen mußte. Jakob Booer wartete acht Tage, vierzehn Tage, drei Wochen, und er wartet noch jetzt. Der alte Herr aber hat mit Frau Mutjee geteilt. Das heißt, er ließ ihr hundert Gulden als Anteil, fünfzig für die Vermietung des Knaben.

Der alte Herr kaufte eine neue, sehr billige Geige und einen alten Mahagonikasten. Und er fuhr drei Tage später nach Rotterdam.

Am vierten Tag kam zu dem Trödler Axel Bregg ein Knabe, mager und zerlumpt. Unter dem Arm hatte er einen Geigenkasten, und er flüsterte — mit einer Stimme, die traurig und rührend klang: „Tag, Mijnheer, meine Mutter schickt mich. Wollen Sie uns auf diese Geige zwei Gulden leihen?" — — —

(Übertragen von Louise Peter)

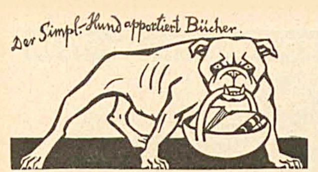
Lieber Simplicissimus!

Auch in feudalen Junkerkreisen gibt es Lästerer — mehr als anderswo; denn die Häufung der Gegensätze fordert heraus.

Bei von, zu und auf -ows werden die vornehmen Traditionen so übertrieben gehandhabt, daß die auch, aber nicht ganz so feudalen -bergs zu sagen pflegen: „Wenn es bei -ows Geflügel gibt, lassen sie immer Professor Sauerbruch zum Tranchieren kommen."

Kopfschmerzen

Max Halbe klagte über Kopfweh. Wedekind erklärte es für Katzenjammer. Aber Halbe wehrte energisch ab: „Das ist eine Berufskrankheit, an der alle Leute von Geist zu leiden haben." Das war zu viel für Wedekind. Recht deutlich flüsterte er seinem Nachbarn zu: „Die Natur ist doch zu grausam, Unschuldigen die Leiden anderer aufzubürden." Worauf man wieder längere Zeit „böse" war.



Erich Schairer: Gottlosigkeit. (Verlag der Sonntags-Zeitung, Stuttgart.)

Einige Zitate: „Die christlichen Kirchen in Deutschland führen mit Unterstützung des Staates seit einigen Jahren einen heftigen Kampf gegen eine ‚Gottlosenbewegung', die gar nicht existiert. Was sie dabei im Auge haben, ist in Wirklichkeit lediglich die Kirchenaustrittsbewegung, die einen so großen Umfang angenommen hat". „Daß der Staat als solcher nichts mit dem Christentum zu schaffen hat, bedarf wohl keines Beweises. Wenn alle ‚Christen' Christen wären, wäre ein Staat weder nötig noch überhaupt möglich". „Wir sind die traditionellen Vorstellungen und Begriffe von ‚Gott' los, wir sind gott—los geworden. Warum sollen wir uns das nicht endlich auch öffentlich eingestehen? Wir brauchen ja deshalb keine Rohlinge zu sein, denen nichts heilig ist; und keine Dummköpfe, denen alles klar ist." Nach Schairer ist der Austritt aus der Kirche für alle, die den Kirchenglauben nicht mehr besitzen — und das ist seiner Ansicht nach die überwiegende Mehrheit der heutigen „Christen" in Deutschland — eine Sache der intellektuellen Redlichkeit. Die Begründung dieser Ansicht und die weiteren Ausführungen des Verfassers (der selbst einmal Pfarrer gewesen ist und sich also hinter den Kulissen gut auskennt) über Religionsunterricht, gottlose Pfarrer, christliche Sittlichkeit, Religion ohne Gott usw. sind sehr lesens- und bedenkenswert; daß sie sich z. T. auf Kierkegaard und Christoph Schrempf stützen, erhebt die kleine Broschüre beträchtlich über das Niveau gemeinhin üblicher Agitationsschriften. Manches hätte man sich vielleicht noch gründlicher unterbaut gewünscht, z. B. die Behandlung der Religionspsychologie. Freud reicht hier denn doch nicht aus.

Dr. Owglaß

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Walther Kiaulehn: „Lenaus Trostfibel und Gelächterbuch". Rowohlt-Verlag, Berlin.
Robert Neumann: „Unter falscher Flagge". (Neue Parodien.) Paul Zsolnay, Verlag, Berlin.
Felix Timmermans: „Franziskus". Insel-Verlag, Leipzig.
G. Quellkind: „Volldings Ende" (Band I der Serie „Kampfschriften gegen die Psychiatrie"). Verlag für Internationale Nebenfragen, Heilbronn.

Die milchende Kuh / Von Ernst Klotz

Ein Kanzler ist gegangen,
Das Volk schaut voll Verlangen
Dem Kampf um dessen Posten zu.
Schon will es wieder hoffen,
Doch sieht es bald betroffen
Nur neuen Handel um die Kuh.

Und diese Kuh zu seien
Für viele der Parteien
Ist stets des Volks Geschick.
Und jeder zapft nach Kräften
Von ihren besten Säften,
Drum wird das arme Tier nicht dick.

Sie alle stehen Schlange
Und alle sind sie bange,
Die Milch reicht nicht mehr zu
Ein jeder will nur Butter,
Doch gibt ihr keiner Futter,
Der armen ausgemolkenen Kuh.

Man spricht ihr nur beim Melken
Von Wiesen, die nicht welken,
Die Kuh macht freudig „Muh!".
Dem armen Tier im Stalle
Gehört in jedem Falle
Der erste Preis als Rindvieh zu.

Die Finger des Generals / Von Ossip Kalenter

Das waren noch Zeiten für Spione, damals, im großen heiligen Rußland! Heute, ich bitte Sie, — die paar Flugzeugmodelle, die paar Giftgase, das bißchen Wehretat: das weiß doch jedes Kind ... Damals gab es noch richtiggehende Festungspläne, die in Safes und hinter Panzern geheimgehalten wurden, mächtige Generäle, die sie gelegentlich zur Einsicht bekamen, und tollkühne Spione und Spioninnen, die sie mit List und Gewalt an sich brachten und meistbietend an die diversen Vaterländer verkauften.
Eines Tages hatten Agenten herausbekommen, daß der General S., Nikolaj Konstantinowitsch, Väterchen Kolja, zur Zeit im Besitz der Pläne zur neuen sibirischen Festung W. sein mußte. Väterchen Kolja erhielt im folgenden die glänzendsten Einladungen in die glänzendsten Petersburger Nachtlokale, und während er zechte und scherzte und tanzte und sang, mit den schönsten Frauen und den elegantesten Kavalieren, wurde abwechselnd sein Arbeitszimmer im Kriegsministerium und seine Privatwohnung am Newskij-Prospekt erbrochen und von unterst zu oberst gekehrt. Vergebens. Die Pläne der Festung W. waren unauffindbar.
Da eines Abends — Väterchen Kolja hatte seelenruhig soeben zum siebentenmal bei sich einbrechen lassen — nach sehr viel Herz und Gemüt auflockernden Balalaikaliedern und noch mehr berauschendem weißen Samarkand kam Väterchen Kolja im Kreise seiner Lieben ins Plaudern.
„Diese Dummköpfe von Agenten!" sagte Väterchen Kolja lachend. „Sie erbrechen meine Schreibtische und Schränke. Sie durchsuchen mein Büro und meine Wohnung. Mögen sie immerzu, solange sie nichts anderes mitnehmen ... Die geheimen Dokumente sind sicher. Die geheimen Dokumente, meine Kinderchen, sind auf hauchdünnem Papier in winziger Miniatur gefertigt. Und was meint ihr, wo Väterchen Kolja sie aufbewahrt? Seht einmal her!"
Er erhob wie ein warnender Seher den Zeigefinger der rechten Hand, an dem ein überlebensgroßer Ring mit einem riesigen schwarzen Opal steckte.
„Dieser Ring ...", sagte er lallend, „enthält die Pläne der Festung W., unter seinem Steine, in einer goldenen Kapsel mit geheimen Scharnieren, die nicht so leicht jemand öffnet, solange ich ihn trage ... Und wenn jemand den Versuch machte, ihn mir vom Finger zu ziehen, — selbst wenn ich im tiefsten Schlafe läge, ich würde es merken! Einen besseren Hüter seiner Geheimnisse kann Väterchen Zar sich gar nicht wünschen!"
Und er zeigte triumphierend, wie fest der Ring an seinem dicken, schwarzbehaarten Zeigefinger saß, und lachte und klopfte sich die runden Schenkel.
In gehobenster Stimmung trank man anschließend auf die Gesundheit von Väterchen Zar und die Schlauheit von Väterchen Kolja. Es war eine tolle, schöne und ausgelassene Nacht ...
Als General S. am anderen Morgen erwachte, geschah es in einer entlegenen Gegend: im Straßengraben, zwischen einer leeren Wodkaflasche und einer kleinen Blutlache. Langsam nur fand er sich in die Wirklichkeit zurück. Die Erkenntnis war schmerzlich: es fehlte ihm ... erstens der Ring ... zweitens das Geheimdokument ... drittens der Zeigefinger ...

Es kehrt nichts zurück / Von Ernst Kreuder

In dieser Nacht lag ich lange wach. Das Licht des Vollmondes hatte eine solche Intensität, es war alles so überhöht hell in diesem bleichen, geheimnisvollen, bläulich fahlen, gleichsam toten Schein, daß dies keine Nacht mehr war, daß ich dachte, jetzt müßten alle Menschen wach sein und an den Fenstern stehen und in diese Gräberstille horchen. Ich lag in einem fremden, alten Hause, in einem Zimmer, das lange niemand mehr bewohnt hatte. Große, alte Ulmen wuchsen um das Haus herum, und der Park, in dem das alte verwitterte Gebäude stand, war verwildert und bis auf einzelne Wege zugewachsen.

Jetzt heulte unten die riesenhafte Dogge wieder, die nachts frei herumlief; ich war überwach, ich hatte schweren Wein getrunken und viel geraucht, und mit der Frau meines Freundes hatte ich oft und lange getanzt. Manchmal meinte ich leise Schritte über mir zu hören, als ginge jemand über das Dach, die Diele knackte plötzlich, als sei ein Fuß darauf getreten, dann schien es in einem Schrank in der Ecke zu klopfen. Ich wußte nicht, daß dies das Sterbezimmer einer langen Reihe von Ahnen gewesen war, aber ich spürte ein unheimliches, unruhiges Lebendigsein hinter diesen alten Dingen. Und jetzt wurde es mir eiskalt, ich hörte deutlich einen Schritt näherkommen, dann wurde die Türe aufgestoßen, und Eduard stand auf der Schwelle, bleich und mit ernstem, beinah feindseligem Blick. Ich ahnte, was er mir zu sagen hatte. Aber ich war doch erleichtert, daß ich jetzt nicht mehr allein in diesem Zimmer war.

Er hatte eine Flasche Wein und zwei Gläser mitgebracht, nun schob er einen Stuhl an das Bett und setzte sich neben mich. Zuerst schenkte er ein, wir stießen an und tranken schweigend. Dann kam er auf Umwegen zu dem heiklen Thema. Er fragte mich nicht, wie ich zu Liane stünde, er sagte mir plötzlich ganz unverhohlen, daß er mich warnen müßte. Ich kannte ihn als einen entschiedenen und entschlossenen Charakter. Er war Filialleiter einer großen Automobilfirma, ein äußerst tüchtiger und erfolgreicher Geschäftsmann, der sich auch im Leben ohne Skrupel und rücksichtslos durchsetzte. Es genügte, daß er mich warnte.

Ich kannte Liane schon lange. Ich hatte sie stets nur als die Frau meines Freundes angesehen. Seit sie verheiratet waren und das alte Haus in dem Park bewohnten, hatte ich oft abends meine einsame Hütte am Fluß verlassen und den weiten Weg über die Wiesen und Felder zurückgelegt, um sie aufzusuchen, denen mein Besuch immer willkommen war. Und es wäre nie jene verborgene Spannung zwischen uns entstanden, wenn Liane nicht an jenem Abend, der nun schon Wochen zurücklag, darauf bestanden hätte, mir die ersten Tanzschritte beizubringen. Daß ich nun öfter abends mit ihr zu der leichten Grammophonmusik tanzte, während Eduard las oder uns zuschaute, das mußte mich zu einem näheren Verhältnis zu Liane bringen. Sie war die erste Frau, mit der ich tanzte, ich kannte dieses erregende, gleichsam fortführende und doch tragende Gefühl noch nicht, diese rhythmische Steigerung der Nähe, aber ich blieb trotz allem zurückhaltend wie zuvor und erlaubte mir nie die geringste Vertraulichkeit. Bis Liane eines Abends ihren Arm enger um mich legte und ihr Kopf unvermittelt auf meiner Schulter ruhte . . .

Edgar schlug jetzt vor, neuen Wein zu holen aus dem Keller, er konnte ebenfalls nicht schlafen und schien von dieser gespenstischen Mondnacht auch etwas mitgenommen. Ich wäre jetzt gerne fortgegangen aus diesem Hause. Ob Liane schlief?

Ich trank mein Glas leer und kleidete mich an. In dem großen Wohnzimmer — über einem Stuhl hing dort Lianes roter Shawl — fanden wir noch eine halbe Karaffe Schnaps, den wir, sozusagen stehenden Fußes, tranken. Dann verlangte es Eduard nach fröhlicher Musik. Er riß die Schreibtischschublade auf, in der seine neuen Pistolen lagen (er hatte eine Waffenmanie), und drückte mir eine große Mundharmonika in die Hand. Die endlosen steilen Stufen in den tiefen Keller hinabsteigend, spielte ich: „Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt' ich auf ihr Grab . . ." Doch das war Eduard jetzt zu traurig, ich brach ab und spielte: „Es war einmal ein treuer Husar . . ." Eduard sang dazu, es hallte laut in dem hohen Kellergewölbe wider.

Wir tranken nicht mehr viel in dieser Nacht, wir hatten beide unsere Ausdauer überschätzt. Diesmal schlief ich sogleich ein. — Am andern Tage erwachte ich von einem Klopfen. Ich spürte den klaren Wintertag durch die offenen Fenster und sah am Licht, daß es schon bald Mittag war. Ich rief „Herein", die Türe öffnete sich, und Liane trat zögernd einige Schritte vor. Sie hatte einen roten Kimono an, ihr Gesicht, vom Schlaf etwas blaß, schien mir lilienweiß und war ganz ungewöhnlich zart und süß anzusehen. Sie war stehengeblieben und fragte mich, ob ich nun aufstehen wollte, sie würde dann das Bad richten. Und was ich frühstücken möchte.

Ich hatte sie wohl etwas wehmütig angeschaut, — plötzlich saß sie auf jenem Stuhl neben mir, auf dem in der Nacht Eduard gesessen hatte, als er kam, um mich zu warnen. Sie nahm meine Hand. Wir redeten nichts. Vielleicht fühlte Liane, daß ich nun nicht mehr so oft kommen würde, daß ich vielleicht nie mehr kommen würde, und daß dies wohl auch das beste war. Und als gälte es, Lebewohl zu sagen und dann alles, alles zu vergessen, neigte sie sich zu mir und küßte mich.

Als wir uns später am Frühstückstisch gegenübersaßen, entdeckte ich mit Schrecken, daß Liane am Halse kleine blaue Male hatte, die vorher nicht dagewesen waren, als sie zu mir ins Zimmer kam und mich küßte. Es half nichts, Puder hinzutun, die Stellen ließen sich nicht mehr verbergen. Ich wußte, was nun von Eduard zu erwarten war. Ich stand auf, um zu gehen. Ich würde nie mehr wiederkommen können. Da bat mich Liane, sie nicht allein zu lassen, wenn Eduard zurück käme. Ich blieb. Ich steckte mir auch keine Waffe ein, ich hatte keine Berechtigung, mich zu verteidigen. — Nach zwei langen Stunden kam Eduard zurück. Ich saß in einem tiefen Ledersessel und rauchte. Als er eintrat, klopfte mir das Herz bis zum Halse. Ich dachte daran, wie glücklich ich vor einigen Stunden gewesen war, als Liane ihr zartes, liebes Gesicht zu mir geneigt und mich lange geküßt hatte. Jetzt sah Eduard Liane an und begriff, daß etwas vorgefallen war. Er bat sie in sein Zimmer.

Ich rauchte weiter. Ich strich die Zigarettenasche am Aschenbecher ab, meine Hand tanzte leicht, jetzt würde Eduard erfahren, daß er mich umsonst gewarnt hatte. Ich bemühte mich in dieser ungeheuren Aufregung, mich ruhig zu beobachten. Jetzt war alles verloren. Jetzt hatte ich alles verloren, den Freund, Liane, den Park, die heimatlich frohen Stunden in diesem Hause. Denn Eduard hatte einen lächerlich stolzen Begriff von der Ehre seines Hauses. In diesen Minuten liebte ich Liane.

Jetzt wurde die Tür aufgerissen, mit entstelltem Gesicht sah mich Eduard an. Ich stand auf. Ich hörte kaum, was er sagte. Ich war solange hiergeblieben, um Liane beizustehen, der Tumult in mir war so wild, daß ich mich jetzt in der Türe irrte. Ich stand in Lianes Schlafzimmer. Das hatte ich nie gesehen. Das wurde mir nun noch zum Abschied mitgegeben —, aber dann sah ich doch noch etwas, und das machte mir dieses blinde Fortgehen unbeschreiblich schwer. Ich sah Lianes tränenüberströmtes Gesicht, sie stand neben Eduard und sah mich verloren an.

Als ich den Fluß entlang heimwärts ging, wußte ich, daß ich nun wieder lange allein sein würde.

Liane habe ich nie wieder gesehen.

Dienst am Vaterland

(Kurt Werth)



„Vergeßt nicht, Kinder: Soldaten anmalen is 'ne nationale Tätigkeit! Bei dem Gedanken verhungert sich's gleich wieder 'n bißchen leichter!"

Lieber Simplicissimus!

Unser hocharisches Unternehmen kokettiert gelegentlich zeitgemäß mit dem einwandfreien Stammbaum seines Besitzers. Leider bringt man in den Kreisen der Belegschaft nicht überall das gleiche Verständnis für diese makellose Gesinnung auf, und so las der entrüstete Korrespondent abendlich in der Unterschriftsmappe die erstaunliche Bemerkung „und können wir darauf hinweisen, daß unser Geschäftsinhaber durchaus arabischer Herkunft ist".

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Gesprächsfetzen

(Paul Scheurich)



„Weißt du, wenn eben heute ein besserer Geschäftsmann noch nicht gesessen hat, kommt einem gleich das Gefühl: da stimmt etwas nicht!"

Lieber Simplicissimus!

Ein deutscher Verlag erwarb von einem englischen Autor einen Roman. Mit dessen Übersetzung wurde ein relativ prominenter deutscher Autor betraut. Der hatte keine Zeit und wenig Lust und wandte sich an einen Ungarn mit der Frage, ob er ihm eine Rohübersetzung des englischen Romans für hundertfünfzig Mark anfertigen könne. Der Ungar, seit acht Jahren in Deutschland lebend, stellungslos, sah eine Gelegenheit zum Geldverdienen und sagte zu. Viel Deutsch konnte er nicht. Von Englisch verstand er nur ein Wort, nämlich Sir. Und das verwechselte er mit Sire. Was wiederum französisch ist. Aber der Ungar kannte eine russische Emigrantin, die glaubte, Englisch zu können. Mit ihr setzte er sich erst ins Benehmen und dann an die Arbeit. Das ging so vor sich: sie nahm den englischen Satz, übertrug ihn flugs ins Russische und sagte ihn dann in einem Kauderwelsch von russisch, deutsch und französisch, worauf der Ungar niederschrieb, was er für gut und für deutsch hielt.

Der englische Text begann: 1916, vor Ypern, mußte Emery ins Gras beißen.

Die deutsche Übertragung begann: Emery tat 1916 bei Ypern folgendes: er wollte die Veilchen von unten riechen.

Und so war die ganze Übersetzung. G. Sch.

*

Wo die Straßenbahnen seltener werden und mit ihren Gleisen mitten auf der Straße enden, endet auch die Wiener sprichwörtliche Gemütlichkeit. Ich wohne an so einer Straßenbahnendstation. Kürzlich ging ich zum Fleischer, um etwas für das Abendessen zu kaufen.

„Haben Sie Blutwurst?"

„Na."

„Oder vielleicht Leberwurst?"

„Na."

„Haben Sie vielleicht Schinken?"

Jetzt wurde es dem Fleischer zu dumm: „Moanens vielleicht, hier is a Auskunftei?"

J. H. R.

Dezemberabend

Von Georg Schwarz-Stuttgart

Um der Laternen Flimmerkreis
Tanzt Schnee wie weiße Mücken,
Die Flockenschatten huschen leis
Wie Mäuslein übers Linnenweiß
Und schlüpfen in die Lücken.

Weiß pudert Straße sich und Haus,
Behaubt sich Dach und Giebel,
Ein alter Mann trägt Tannen aus,
Schneebärtig, wie Sankt Nikolaus
In einer Kinderfibel.

Der fröstige Dezemberwind
Tanzt auf den Firsten, fächelt,
Ein Mädchen träumt vom Himmelskind,
Schaut in die Luft, schneezauberblind,
Und geht besternt und lächelt.

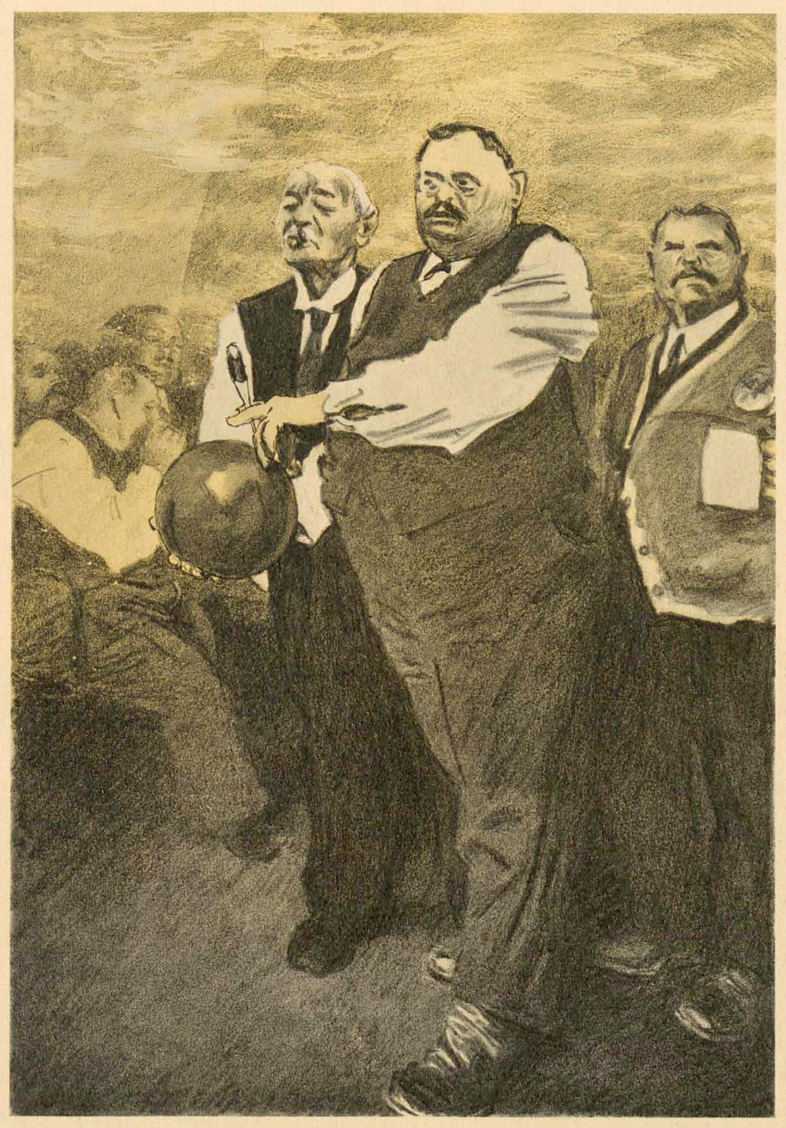
Der Wilddieb

Felix Wetzel mußte vor einem Odenwälder Amtsrichter schwören, daß er kein Wilddieb sei und insbesondere an den in letzter Zeit häufigen illegalen Schießereien in den Weinheimer Wäldern keinen Teil habe. Felix Wetzel leistete ruhig seinen Eid und versicherte bieder, daß er nicht einmal wisse, wie man mit einem Jagdgewehr umzugehen habe. Er wurde daraufhin freigesprochen. Felix ging wütend in die dem Amtsgericht gegenüberliegende Kneipe, er wußte, daß Franz Stiesinger, der ihn bestimmt verpfiffen haben mußte, im „Goldenen Schwan" zu finden war. Sie tranken einen „Fiff" Odenwälder Wein, Franz Stiesinger blickte den verhaßten Felix mißtrauisch an. „Und du hast doch geschosse, Felix, Rehböck und Hase!" Felix mußte lächeln. Er trank langsam und sagte dann: „Und gefresse, Franz, es hat ach gut geschmeckt." Franz sprang entsetzt hoch und lief gegenüber zum Amtsrichter, um ihn von dem Geständnis in Kenntnis zu setzen. Felix Wetzel mußte sofort zu dem Richter kommen. „Ich habe soeben von dem Franz Stiesinger gehört, daß Sie doch gewildert haben. Sie haben einen Meineid abgelegt, das wird Ihnen teuer zu stehen kommen!" Felix Wetzel lachte verschmitzt und sagte vertraulich: „Ja, wisse Se, Herr Richter, bei dene babbel ich mit Absicht Unsinn und gelogene Sache, awer bei Ihne, Herr Richter, da sag ich die Wahrheit!"

Jan

Deutsche, treibt deutschen Sport!

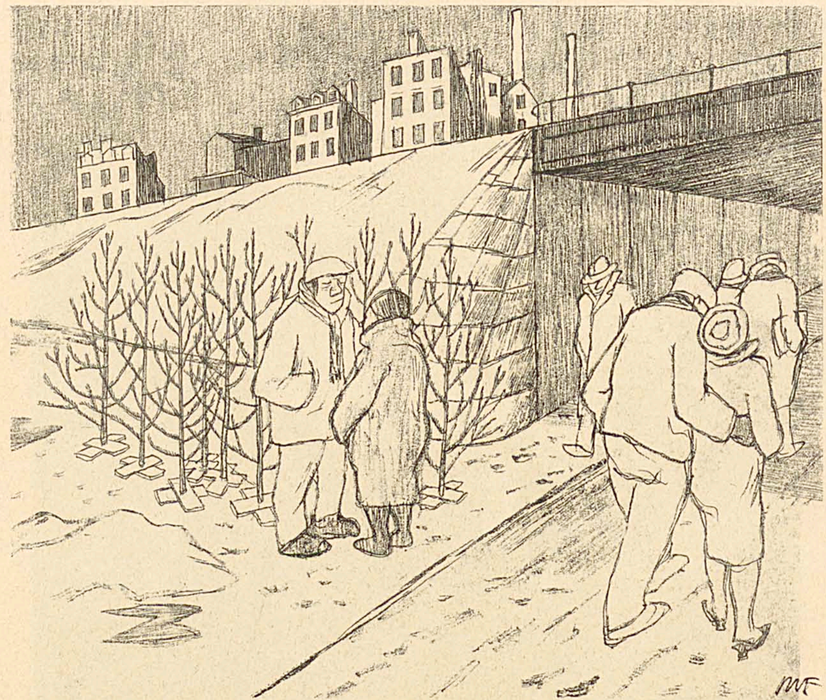
(E. Thöny)



„I sag', wia's is: 's Kegeln is net nur g'sund, es is überhaupts inser nationalster Sport. Warum? Indem daß dadurch zugleich der Bierkonsum in d' Höh' trieb'n werd!"

Grenzen menschlicher Macht

(M. Frischmann)



„Weeßte, Mä'chen, det mit dem Kommissar für Arbeitsbeschaffung is ja 'n juter Jedanke, aber ob et nu wirklich so stark schneien wird, daß wa beim Schneeschaufeln Arbeet finden, det steht nu eben doch wieder in Jottes Hand!"

Weihnachtswünsche

Die Nationalsozialisten wünschen, daß der Weihnachtsmann, der allzuoft dem Erzvater Abraham ähnlich sieht, künftig rein deutsches Wesen repräsentiert. Statt des Wallebartes soll er ein Hitlerbärtchen, statt der Rute fortan Ruten und Beile tragen. — Die Grüne Front wünscht, daß das Weihnachtsevangelium nach dem Gesichtspunkt der Autarkie völlig umgeformt wird. Aus dem Kaiser Augustus wird August der Starke, aus den Ortschaften Nazareth und Bethlehem wird Bitterfeld und Treuenbrietzen. — Der Freidenkerverband wünscht, daß das Weihnachtsfest überhaupt abgeschafft und an seiner Stelle obligatorische Wintersonnwendfeiern eingeführt werden. — Der Regierung nahestehende Kreise wünschen, daß drehbare Christbaumständer nicht mehr verwendet werden, da sie eine Gefährdung des unabänderlichen autoritären Prinzips bedeuten und das Volk auf den verwerflichen Gedanken bringen können, jede Sache habe nicht nur eine Seite.

Besuch in Sanssouci

Ich stehe vor Sanssouci, als eben eine Führung durch das Innere des Schlosses beendet ist. Zwei alte Mütterchen — mit Wahlrecht — verlassen, noch halb in Verzückung bei dem Gedanken an das eben Geschaute, das Schloß. Draußen wenden sie sich um, betrachten es noch einmal verliebt und wenden sich dann mit den Worten zum Gehen: „Schade. Wie schön könnte es nun unser Kronenprinz hier drin haben!"

Nobel hält zurück

Kein Friedenspreis für Zweiunddreißig?
Auf dem Gebiet war niemand fleißig,
beziehungsweise. wenn vielleicht,
so wurde bloß Papier beseicht.

Wir sehn und hören angstbeklummen
die hetzerischen Bremsen summen,
und jeder fühlt es, Madame Pax
kriegt demnächst wieder einen Knacks.

Fehlt's ganz und gar an Gegenmitteln,
nicht ins Malhör hineinzuschlitteln?
Ist's denn so unermeßlich schwer?
— O gottverfluchtes laisser faire!

Fü. hundertsiebzigtausend Kronen,
da täte sich's doch wirklich lohnen,
wenn einen Hemmschuh man erfänd',
womit man Bremsen bremsen könnt'!

Das rettete uns vor dem Dalles
und wäre nützlicher als alles,
was Litratur und Wissenschaft
zum gleichen Preis ins Blaue pafft.

Ratatöskr

Kleine Kuriosa!

Inserat aus dem „Heidelberger Tageblatt" vom 12. November 1932:
„Wer richtet gutgehendem Thüringer Wurstlerei-Geschäft eine Moderne Leihbücherei ein?"
Endlich scheint jemand auf dem richtigen Wege zu sein, das zu verwirklichen, was uns einzig und allein bisher zum vollkommenen Glück noch gefehlt hat: Die Synthese zwischen Magen und Geist!

*

Anschlag in der Hamburger Stadtbahn, für „Hafer-Nüsse":
„Denkt national! Probieret gern
Den Wohlgeschmack vom Haferkern!"

*

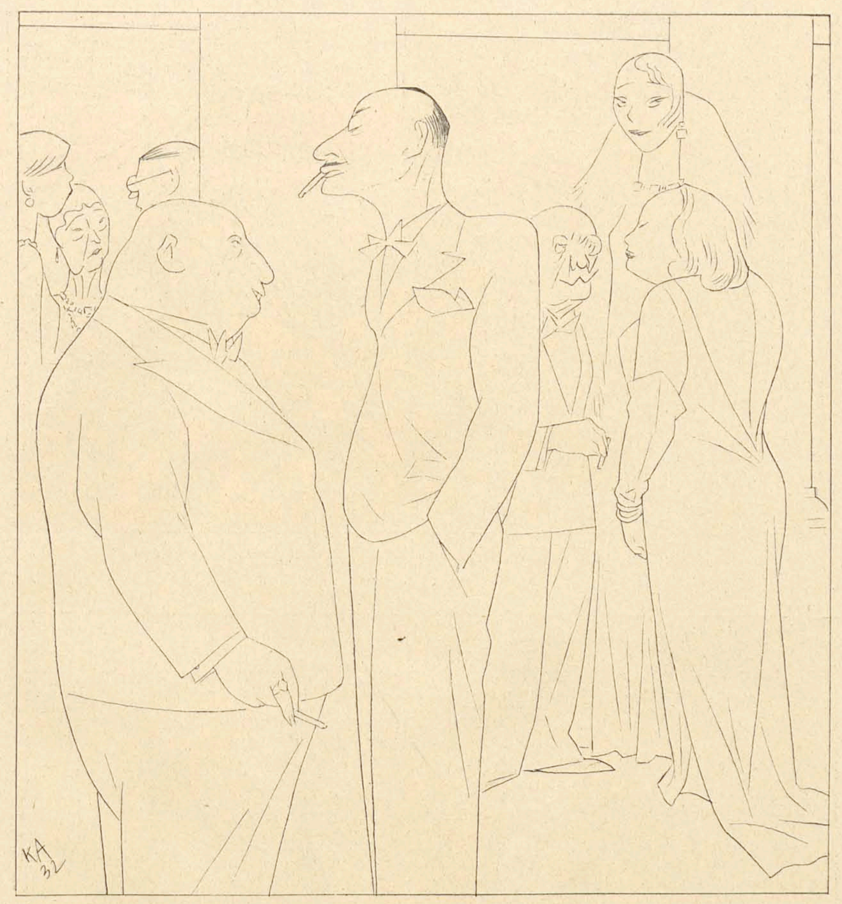
Anschlag in Hamburger Läden:
„Landsmann, ehre deutsche Arbeit,
Sie ist stilles Heldentum,
Kaufe deutsche Margarine,
Schleswigs Marke — Deutschlands Ruhm!"

*

Aus dem Roman „Addas Weg ins Glück", von Lothar Mendel: „Wie ein liebeshungriger Schmetterling war sie, der immer wieder gegen die harten Glasscheiben der Mannessinnenliebe purrte, bis er mit verbrannten Flügeln elend verendet."

Theaterzensur

(Karl Arnold)



„Die Stellen: ‚Alles schläft, einsam wacht — schlaf in himmlischer Ruh', wurden gestrichen wegen gemeingefährlicher Demonstration gegen die Ankurbelung der Wirtschaft."

Lieber Simplicissimus!

Mein Freund G., der Bildhauer, hat einen Auftrag, den er am Wohnort des Auftraggebers ausführt. Zum Wochenende aber fährt er in die Stadt und hat sich zu diesem Zwecke, da ihn die Arbeit noch länger festhalten wird, eine Dauerkarte ausstellen lassen. Eines Samstagnachmittags nun hat sich G. verspätet und sieht, wie er an die Station kommt, seinen Zug abfahrtbereit auf der Strecke stehen. Er nimmt sich natürlich nicht mehr die Zeit, den vorschriftsmäßigen Weg durch die Unterführung zu nehmen, sondern setzt mit kühnem Sprunge über die Perronsperre, und es gelingt ihm gerade noch, auf den abfahrenden Zug aufzuspringen. Aber der Bahnhofsvorstand hat die ganze Szene bemerkt, und da er G. noch nicht kennt, telephoniert er an die nächste Bahnstation und macht Meldung, daß sich im letzten Wagen ein Schwarzfahrer befinde und man daher schärfstens kontrollieren solle. Das geschieht. An der nächsten Station steigt ein Beamter ein, und da man nur kurz Aufenthalt hat, stellt er sich mitten in den Wagen und ruft: „Ist hier ein blinder Passagier . . .?"

*

Der christliche Alltag

Unter diesem Titel hat Schwester M. Raymunda mit Erlaubnis der Ordensobern im Artisverlag, München, Schönfeldstraße 28, ein Heftchen Gedichte herausgegeben, das im dritten bis fünften Tausend vorliegt, und darin finden sich auf S. 21 diese ergreifenden Verse:

Was muß es immer krachen?

Was muß es immer krachen,
Wenn etwas auf dich drückt?
Das sind stets schlechte Sachen,
Die gar zu leichthin krachen,
Wenn eine Last sie bückt.

Es muß nicht immer krachen:
Es geht auch ohne das.
Du darfst nur stark dich machen,
Bei frischem, frohem Lachen,
Da macht das Drücken Spaß.

Im Einheitspreis-Geschäft

(Wilhelm Schulz)

„Halt, Sie haben gestohlen, kommen Sie mit zur Direktion!"

„Dürfen wir Ihnen unsere Ia Diebeswerkzeuge zu Einheitspreisen offerieren?"

Stuttgart, 25. Dezember 1932 WEIHNACHTEN 37. Jahrgang Nr. 39

SIMPLICISSIMUS

Germanias Weihnachtsbescherung

(Th. Th. Heine)



„Und hier, mein liebes Kind, das schönste Weihnachtsgeschenk: ein lebendiger General! Hoffentlich gefällt er dir. Ein Umtausch kommt zunächst nicht in Betracht."

Berliner Weihnacht / *Von Karl Kinndt*

Nun singen die Kinder „. . . und Frieden auf Erden . . .“
und die Großen sehen sich wehmütig an
und meinen, es müsse doch einmal so werden,
und glauben nicht dran.

Rings ist nur Zwietracht und Haß und Gezeter
und nichts, was den Menschen wohlgefällt —:
wer den Frieden will, gilt als Landesverräter
in der christlichen Welt — — —

Die Glocken läuten, die Lichter flammen,
erwartungsvoll recken die Kleinen den Hals —
und plötzlich schrecken alle zusammen:
da draußen knallt's!

Fern ist ein Stürmen, ein Flüchten und Ringen,
ein Schrei nach Brot zerflattert schrill —
Man säubert die Straße mit Knüppelschwingen —
Und dann wird es still.

Nun hört man die Hirten im Lautsprecher singen
ihr Halleluja dem Menschensohn
und die heiligen Könige Gaben bringen
ans Mikrophon.

Und weiter rollen die Überfall-Wagen —
es knirscht der Schnee wie splitterndes Glas —
Auch die Feuerwehr ruht nicht: in diesen Tagen
riecht es häufig nach Gas — — —

Die Weihnachtsgans / Eine wahre Geschichte von Oskar Maria Graf

Am Weihnachtssonntag gegen Viertel nach zehn Uhr in der Frühe ereignete sich in einem Gäßchen der Altstadt ein schier unglaublicher Vorfall: Leute, die vom Hochamt heimgingen und an dem Hause Nummer 18 vorüberkamen, glotzten urplötzlich in die Höhe, riefen jäh ein abgehacktes „Oho! Oho!“, blieben starr stehen, glotzten wiederum wortlos in die Höhe und bildeten im nächsten Augenblick einen heftig gestikulierenden Ring empörter Zeitgenossen.

„Also da hört sich doch schon alles auf! Also da-das ist —“, plärrte der Metzgermeister Heinnagel mit seiner krachenden Stimme, wurde aber von den keifenden Weibern überschrieen. Der Lärm wurde immer ärger. Aus den Fenstern, rechts und links, reckten sich die Köpfe. Endlich kam ein Schutzmann im Eilschritt daher. Der Ring auf dem Pflaster zerteilte sich.

Was war eigentlich geschehen? Kurz gesagt das: Jemand aus dem Hause Nummer 18 hatte eine wunderbar gerupfte, bratenfertige Gans aus dem Fenster geschmissen. Die lag jetzt, aufgeplatzt und leicht ramponiert, auf dem Pflaster.

Eine Gans notabene, die, wie der Schutzmann in schneller Prüfung feststellte, absolut frisch, wunderbar zart und zum Anbeißen appetitlich war!

Eine solche Kostbarkeit zu so einer Zeit, wie der heutigen, wo Tausende elendiglich hungern müssen — die hatte jemand — ganz frech — direkt aufreizend — auf die Gasse — — —

Der Schutzmann packte kurzerhand die nackte Gans an den zusammengebundenen Hinterschenkeln und trat martialisch in das Haus Nummer 18. An jeder Tür das gleiche: „Ist die Gans von Ihnen? Haben Sie —?“ fragte der Schutzmann. Die Leute hinter ihm schauten mit Fangaugen und wahren Lynchgelüsten auf die in der Tür Auftauchenden.

„Wir! Ausgeschlossen! Nein!“ die jedesmalige Antwort, und alsdann flog die Tür zu, und das grollende Schimpfen stieg höher. Parterre konnte es nicht gewesen sein, im ersten Stock, beim Steuerschreiber Wengerl, gab es ausnahmsweise Schweinsbraten, im zweiten Stock, beim Zigarrenhändler Aubichler, roch man schon von weitem das Kraut, im dritten Stock —?

„Wohnt denn da überhaupts noch wer droben?“ fragte der Schutzmann und schaute an den muffigen, dunklen, rissigen Wänden hoch.

„Jaja, wohnen schon, aber von dem wird's sicher nicht sein . . . Der is ja schon drei Jahr arbeitslos —“, gab der Aubichler Auskunft. Schon wollte der Schutzmann unverrichteter Dinge gehen, gab sich aber plötzlich doch einen Ruck und stieg ganz hinauf zum verwahrlosten Speicherbereich. Rechts eine Tür, drauf eine bedruckte Pappendeckeltafel: „Betreten des Speichers mit offenem Licht verboten!“ Und links eine. Kein Klingelknopf, kein Schild mit dem Namen des Inwohners.

Etwas benommen standen die rebellischen Menschen auf der Stiege. Der Wachtmeister klopfte einmal, klopfte zweimal, klopfte zum drittenmal und sagte bassig, beamtenhaft barsch: „Aufmachen, Polizei!“

In der Tür erschien ein völlig verschlampter, zaundürrer Mensch mit verhedderten Bartstoppeln, hohlen, finsteren Augen und einem Gesicht wie abgenagt.

„Gehört vielleicht Ihnen die Gans? Haben Sie —“, fragte der Wachtmeister bedeutend unsicherer und hielt die nackte Gans hin. Die hinter ihm Stehenden hielten glatt den Atem an, denn der Mann gab ohne Umschweife zu.

„Ja, ich hab' die Gans 'nuntergschmissn“, sagte er und bekräftigte noch einmal: „Jawohl, ich!“ Sekundenlang blieb es stockstumm.

„Sie? . . . Was, Sie?!“ faßte sich der Wachtmeister als erster und bekam sofort eine steinerne Amtsmiene: „Was ist denn das für ein Unfug!“ Er trat durch die Tür, und die Leute drängten nach. Zuerst kam ein dunkler, ganz schmaler, muffiger Gang. Der Wachtmeister riß eine Tür auf, und es wurde heller. Da war eine kalte, leere Mansarde mit schrägen Wänden und einem dickgefrorenen Fenster, durch welches nur ein spärliches Licht fiel. Auf der einen Seite stand eine durchgesackte Metallbettstelle, drauf lag ein undefinierbarer Berg von Lumpen. Neben dem Bett stand ein einziger Stuhl, auf dem sich ein dreckiger, voller Aschenbecher mit einer ausgerauchten Pfeife befand. Auf der anderen Seite des Raumes war ein zersprungener, niederer, runder eiserner Ofen, sonst gar nichts. Verkohlte Zeitungspapierfetzen, Tabakasche und abgebrannte Streichhölzer lagen auf dem Boden herum. Eine schmale Tür stand offen. Durch sie sah man in ein finsteres Loch, aus dem ein gleichmäßiges Wassertropfen drang.

„Wenn der Herr Wachtmeister sich vielleicht überzeugen wollen . . . Ich mein', wegn dem Tatbestand . . . Da drin, das ist meine Kuchl“, deutete der Mann auf die dunkle Tür. Noch spöttischer setzte er dazu: „Ist ja weiter nicht interessant . . . Gas abgsperrt, das Elektrische abgsperrt, aber das Wasser lauft noch . . . Ich hab' leider kein Zündhölzl, aber bitte, Herr Wachtmeister, wenn Sie eins haben . . . Bitte . . .“ Seine ironische Sicherheit und die unerwartet trostlose Umgebung machten den Wachtmeister und die Leute, die gefolgt waren, verlegen. Der Metzgermeister Heinnagl zündete ein Streichholz an. Alle reckten die Köpfe in das Loch von einer Kuchl. Gar nichts war drinnen als ein Ausguß mit einem tropfenden Wasserhahn, auf dem Boden ein verrosteter Spiritusapparat und eine aufgerissene Schachtel mit fettigem Papier. Ein schrecklicher Gestank nach Moder und Pisse herrschte in dem Loch.

„Hm, pfui Teufel!“ brummte der Heinnagl. Das abgebrannte Zündholz fiel ihm aus der Hand und verglomm auf dem Boden. Wieder stockte es.

„Woher haben Sie denn die Gans?“ wandte sich der Wachtmeister an den Inwohner, und der Mann verzog hämisch den Mund.

„Wo ich die her hab' . . .? Ja, ich bin dazugekommen wie die Jungfer zum Kind, Herr Wachtmeister . . . Ganz unverhofft, sozusagen . . . Weitschichtige Verwandte haben mir was Gutes antun wollen . . . Vom Land draußn . . . Grad vor einer Stund' hat die Post das Packerl 'bracht . . .“

„Hm, thm . . . Recht seltsam so was“, murmelten etliche.

„Jaja, seltsam, nicht wahr? . . . Komisch?“ wandte sich der Mann frech an die Leute: „Und was sollt' ich jetzt eigentlich mit dem Viech machen? . . . Mit jedem im Haus hab' ich Feindschaft, der Hauswirt selber möcht mich schon seit einem Vierteljahr rausschmeißen . . . Braten kann ich die Gans auch nicht, Holz hab' ich keins, das Gas ist abgesperrt, und —“

„Aber da wirft man doch nicht die wertvolle Gans beim Fenster 'nunter! Das ist doch einfach aufreizend“, fiel ihm der Wachtmeister ins Wort und kam in ein gutmütigeres Poltern: „So was tut man doch nicht! Außerdem —“ Er schien auf einen Gedanken gekommen zu sein: „Die Gans könnten Sie doch schließlich verkaufen oder sich wo braten lassen . . .“

„Verkaufen? . . . Hm, wem denn an zweiten Weihnachtssonntag? Jeder hat sich eingedeckt und — und ich hab' keine Bekannten —“, meinte der Mensch mit dem Stoppelbart, aber schon sah er, wie etliche die Gans mit Kennerblicken musterten, wie die Augen rundum interessierter wurden. Der Wachtmeister erfaßte ebenso schnell die Situation und wandte sich an die Umstehenden: „Will vielleicht jemand von den Herrschaften die Gans?“

„Billig!“ setzte der Besitzer dazu.

Schnüffelnd musterten die Leute die Beute. Ein wenig zögernd drängten sie sich heran, alsdann aber betappten sie die nackte, kalte Gans von allen Seiten.

„Ein fett's Bröckerl . . . Was soll's denn kost'n?“ fand der Metzgermeister Heinnagl als erster das Wort. Er schob seine Hand unter die Gans und wog sie fachmännisch. „Fünf Mark meinetwegen“, sagte der Besitzer.

„Ich geb sechs . . . sechs sofort!“ mischte sich eine aufgedonnerte Frau ein. Durch das lange Verweilen der Leute angelockt, waren die Inwohner des Hauses in die Mansarde gekommen.

„Ich zahl sieben . . . Da, mein letzt's Wort!“ rief der Zigarrenhändler Aubichler, und auf einmal wurde das Überbieten hurtiger.

„Acht, acht! Sofort!“ bot der Heinnagl.

Der Aubichler wurde herzhafter und trat vor: „Herr Reger, ich will Ihnen was sagen . . . Mir sind doch Nachbarn . . . Sieben Mark fufzig, und für Sie soll auch

Nebenan / *Von Peter Scher*

Und ob man's kaum begreifen kann —
so ist das Wunder eben —
bei einem Tischler nebenan
hat es sich auch begeben.

Zwar liegt das Kind in diesem Fall
bei Muttern in der Kammer,
doch die ist schließlich auch ein Stall;
das Ganze ist ein Jammer.

Von Tieren, wie beim heiligen Christ,
kann man zwar hier nicht melden,
doch daß der Wirt ein Esel ist,
verleugnet er nur selten.

Ja, daß sich in ihm, wie es scheint
zu besserer Beispielgebung,
der Esel mit dem Ochs vereint,
das gibt dem Bild Belebung.

Kurzum, da ist nun Stall und Tier
und Gott und tiefstes Lieben
gleich nebenan in Nummer vier —
wo ist der Mensch geblieben?

Der Mensch, der schlägt sich an die Brust,
er hat es nicht erfahren;
und hätt' er's schließlich auch gewußt —
muß er nicht selber sparen?

„Friede auf Erden" in der europäischen Kinderstube *(E. Schilling)*



„Das Soldatenspielen hat sich längst überlebt. Heut wünscht sich jeder richtige Junge ein kleines Laboratorium, wo er sich sein Giftgas selber zusammenbasteln kann —"

was abfallen . . ." Er schnitt ein ungewohnt mildtätiges Gesicht. „Neun Mark, und mir muaß ghörn!" überschrie der Metzgermeister Heinnagl alle. „Dös is weit überzahlt, aber ich will mich net lumpn lassn . . . Sie solln sich auch an guatn Tag machn könna, Herr . . . Sechs Pfund wiegt die ganze Gans!" redete er weiter.

„Sechs . . . ? . . . Nana, dö hot guat ihrerne siebn, acht Pfund!" berichtigte die aufgedonnerte Frau und wurde ebenfalls freundlich: „Herr, wenn S' wolln . . . Ich zahl' Ihna siebn Mark, und mitessen könna S' auch . . ."

„Zehn Mark, Herrgott! Daß a Ruah is! Da! Mir muaß ghörn, dö Gans . . . Da, Herr Nachbar, da!" streckte der Metzgermeister alle übertrumpfend den Zehnmarkschein hin und griff nach der Gans. Der Wachtmeister mußte dünn lachen. Der Mansardenbewohner Reger sah auf den Geldschein und nickte.

„Da könna S' Eahna einen guatn Tog macha, Herr Nachbar . . . Ich bin net a so! Für an armer Menschn hob' ich oiweil a guats Herz ghabt!" Mit diesen Worten schob der Metzgermeister die nackte Gans unter seinen Arm.

„Na, also . . . Sehn S', es is ja alles gut gegangen", schloß der Wachtmeister. Er wandte sich zum Gehen. Die Leute folgten.

„Dö wiegt gut seine zwölf Pfund", konnte sich der Zigarrenhändler Aubichler nicht enthalten zu sagen. Aber das hörte niemand mehr. Die Tür flog zu, über die knarrenden Treppen tappten die ehemals so empörten Leute.

Der Arbeitslose Reger tat sich auch wirklich einen guten Tag an und schrieb am andern Tag an seine mildtätigen Verwandten auf dem Land den wahrheitstreuen Sachverhalt. Die Spender der Gans, die Oberapothekerseheleute Querlinger in Aglfing, waren trotzdem empört.

„Da hast es wieder mit deiner Mildtätigkeit . . . Lauter Lumpen, diese Burschen . . . Was z' essn wolln s' gar net, bloß Geld!" grantelte der Oberapotheker seine Frau an. Sie schworen sich, nicht mehr auf die rührsamen Reden über die Winterhilfe, die das Radio jeden Tag daherschmetterte, zu hören.

Der Metzgermeister Heinnagl hingegen wog die Gans sofort daheim. Fast dreizehn Pfund war sie schwer. Er pfiff fast lüstern durch die Zähne. Und als er später das Prachtstück wohlig verzehrte — am trauten Familientisch — brach wirklich sein Herz durch.

„Herrgott, eine Not ist das, Zenzl! Eine solcherne Not . . . Man macht sich gar keinen Begriff net", beteuerte er. Seine Augen verschwammen dabei, er hielt mit beiden Händen den fetten Gansschenkel, rechts und links aus seinen Mundwinkeln rann der köstliche Saft.

Das Weihnachtsgeschenk für den Vivisektor

(E. Thöny)



„Was für ein reizendes Hunderl! Da kann ich ihm nun gleich Streptokokken in die Zähne füllen und mich an dem Preisausschreiben über die Erträglichkeitsgrenze des Zahnschmerzes beteiligen."

Das Wunder von der Verwandlung der Materie / Von Fritz Sänger

Es war Heiligabend, nachmittags. Der lange Götsch schlackste schwerfällig mit einem Handwägelchen dem Walde vor dem Städtlein entgegen: „Na, Götsch, wohin?"

„Weihnachtsmann machen, ja, schau nicht so dämlich. Ich wollte meiner Mutter etwas kaufen. Oben fing ich an beim Bisampelz, runter ging's bis zu einem Packerl Haarnadeln, aber dann hat's Geld nicht gereicht, so will ich ein paar Dürrständer suchen."

Der Steiner, der mit Götsch diese Reden führt, ist auch arbeitslos wie dieser, aber nicht so leicht in sein Schicksal hineinzubringen, verbissen meint er: „Dämlich bist du! Ich hol deiner Mutter etwas anders. Es gibt doch so viel schöne und nützliche Dinge in der Welt, zuviel, viel zuviel, laß mich machen, ich besorg's!"

„Meiner Mutter — so was bringen?" Der Götsch fuhr mit dem Kopf hin und her. Ja, der andre wußte es jetzt auch, hier ging das nicht, aber helfen wollte er, so schloß er sich an.

Sie trotteten zu zweit in den verschneiten Wald, suchten und fanden Dürrholz, schleppten es zum Wägelchen, zerschnitten, luden auf, faßten an und zogen es durch den feuchten Schnee heimwärts. Ging schwer, aber sie waren beide daran gewöhnt, daß alles, was sie anfaßten, schwer ging.

Von Zeit zu Zeit blieben sie stehn, um auszuruhn, so auch einmal an einem Holzhaufen aus Buchenscheitern, Götsch hatte es nicht einmal gesehn, da er selber für ein paar Minuten austrat.

Als sie ins Städtchen kamen, ruhten sie wieder gerade unter einer eben angezündeten Laterne aus. Steiner wohnte in der Nähe, und Götsch meinte: „Du kannst jetzt gehn, ich schaff's gut allein. Vielleicht kommst du heut abend ein bißchen rüber."

„Gut, mach' ich", sagte der und ging seitwärts, verschwand im Nebel.

Als der Götsch wieder rastete, steht ein Schutzmann neben ihm: „Was haben Sie da auf Ihrem Karren?" Finster meinte der Lange: „Dürrständer aus dem Hinterbrühl."

„Eine ganz neue Sorte. Schauen Sie's noch mal an!"

Das tat er, und da wurden seine Augen immer größer und seine Glieder schmäler.

Der Schutzmann meinte „freundschaftlich": „Die sind wohl erst später dürr geworden, ich glaube, das sind Buchenscheiter."

Ehrlicher als der lange Götsch konnte niemand sein, so sagte er denn: „Sind's. Aber ich hab' Dürrständer, Tannendürrständer aufgeladen."

Der Schutzmann kannte den Arbeiter, und er hätte nie gedacht — — — aber: Tatbestand! „Ausgerechnet am Heiligabend — ich wollte, ich hätte Sie gar nicht gesehn — — — aber Sie wissen, was meine Pflicht verlangt."

„Ausgerechnet am Heiligabend", sagte der Lange, sein Kopf schwankte, „ich kann schwören, daß ich Dürrständer aufgeladen habe."

Der Schutzmann wurde unsicher, besann sich und meinte: „Wenn Sie keine Scheiter aufgeladen haben, wollen Sie auch keine."

„Nein, ganz bestimmt nicht, auch meine Mutter, der ich's schenken wollte, will sie nicht."

„Gut, schlage ich vor: fahren Sie das Zeug in den Polizeihof; wenn sich dann niemand meldet, der's ‚verloren' hat, dann bleibt die Sache auf sich beruhen."

„Sie wollen doch nicht etwa andeuten, daß ich — — —", rief barsch der lange Götsch.

Nein, der andere wollte nichts andeuten, aber es wäre doch immer besser, und so — — —

*

Dort angekommen, wurden die beiden gleich von dem Obersekretär Köhnlein bemerkt, das war einer von den Diensteifrigen, der nur Paragraphen kannte und übrigens in jedem Menschen einen verkappten Gauner sah. Die Versicherungen des Arbeiters Götsch verfingen bei ihm gar nicht, er nahm im Amtszimmer ein ausführliches Protokoll über den „Fall" auf und schloß daran einen sehr gelehrten Vortrag darüber, daß sich nie eine Materie in eine andre verwandeln könne, ganz bestimmt nie, und außerdem wäre es viel richtiger für Götsch, einfach den Tatbestand zuzugeben.

Götsch verzog keine Miene, hörte geduldig zu Ende und antwortete nichts.

Der Obersekretär wollte sich dann die merkwürdigen Buchenscheiter doch noch ansehn — — — aber eben da fiel er fast auf den Bauch — — — sie hatten sich wieder in Tannendürrständer verwandelt.

Er betastete sie mit den Händen, roch daran, sie rochen richtig nach Harz, bei Buchenscheitern ganz ausgeschlossen. Er sah den Arbeiter Götsch, er sah den Schutzmann an, der daneben stand und ein eisernes Schweigen bewahrte — nichts. Man suchte in dem umfriedeten Hofe nach den Scheitern, nichts. Man forschte, wo das Tannenholz hergekommen sein könnte, nichts.

Der Herr Obersekretär stapfte zwei-, dreimal wütend und kochend um den Karren herum und konnte nur das eine Wort produzieren: „Unerhört!" Dann drehte er dem Schauspiel die friedlichere Hälfte zu und verschwand.

Der Götsch und der Schutzmann sahen sich lange schweigend an, dann sagte letzterer: „Fahren Sie heim mit Ihrem Holz."

Götsch trottete heimwärts, den Karren hinter sich herziehend, er dachte über die Verwandlung der Materie nach, über den Heiligabend — er dachte an seine alte Mutter, und so war er auf einmal in dem kleinen Holzschuppen, der zu seiner bescheidenen Wohnung gehörte. Er begann sein Holz abzuladen, da — — — die Buchenscheiter lagen schon da.

Seiner ganzen Länge nach wurde er starr und staunte und schaute auf das Wunder — — — freundlich faßte ihn seine Mutter, die unbemerkt gekommen war, an die Schulter: „Du, Albert, ich bin in der Kirche gewesen, der Herr Pfarrer hat ge-

(Schluß auf Seite 462)

Die Christbaumkerze

Ein wächsern Kleid umhüllt den Docht,
an dem das Flämmlein zuckend pocht.

Was wär' der Docht ein karger Wicht,
ernährte ihn sein Wachsleib nicht.

Was wär' das Wachs ein tot Gemeng',
wenn nicht am Docht die Flamme säng'.

Von wannen kommt das Flämmlein her?
Von Irgendwo und Ungefähr.

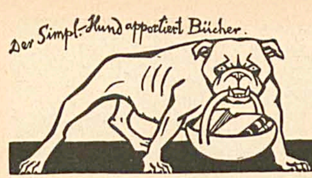
Und was aus Docht und Wachs sich mischt,
verzehrt's, zerflackert und erlischt.

Wohin? Schwarz fällt das Tal die Nacht...
Blick' auf: ein Kinderauge lacht.

Dr. Owlglaß

Weihnachtsgeplauder *(Karl Holtz)*

„Sag' mal, Mutti, kommt das Christkindchen auch zu den armen Kindern?"
„Gewiß doch, was bleibt ihm schließlich schon anderes übrig!"



Joseph Conrad: Der goldene Pfeil. Übertragen von McCalman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Dieses Buch ist in einem noch tieferen Sinne autobiographisch als das übrige Gesamtwerk Joseph Conrads, denn wenn dieser dichterische Seemann auch nie eine Zeile geschrieben hat, die er nicht im Innersten erlebt hätte, so klingt doch in der vorliegenden Erzählung deutlich die Erinnerung an die Zeit seiner frühesten Jugend an, da er in geheimer Mission an dem Karlistenaufstand in Spanien beteiligt war. Die Gestalt der geheimnisvollen Frau mit dem goldenen Pfeil, die im Mittelpunkt des abenteuerlichen Geschehens steht, würde vielleicht allzu romantisch wirken, wenn nicht die wunderbare männliche Gefaßtheit, die unpathetische künstlerische Strenge Joseph Conrads auch hier wie in jedem seiner Werke die stofflichen Elemente des Abenteuerromans zu einem Kunstwerk von höchstem Range umzuwandeln vermöchte. Ein Buch, das gerade junge Menschen lesen sollten, denn hier ist das Vorbild eines jugendlichen Helden, der, über Glück und Ende einer großen Leidenschaft hinaus, sein Leben in männlicher Haltung zu bestehen lernt.
F. Schoenberner

Martin Kessel: „Herrn Brechers Fiasko". (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin.)

Ironisch philosophierend, unbarmherzig, manchmal bösartig aus Liebe zur Sache, immer darauf erpicht, den Kern der heutigen Nüsse herauszuschälen, die für ihn in der Mehrzahl taub oder faul sind, schreibt Martin Kessel einen 700-Seiten-Roman. Sein enormes Verlangen, allen Erscheinungen auf den Grund zu kommen, sein ebenso großes Vermögen, sie in Worte einzufangen und dabei keine kleinste der wie auf eine Schnur gereihten auszulassen, bildet eine Gefahr. Denn die Flut der dargereichten Erkenntnisse, mögen sie auch immer hohes Niveau halten, bedroht manchmal den Leser mit Untergang. Davon abgesehen ist der Roman eine große Leistung und eine wichtige. Er nimmt sich zum Vorwurf einen engen Kreis von Angestellten eines weiten Unternehmens, aber eigentlich hat er, wie sich's gehört, die Welt zum Vorwurf. Herr Brecher und sein Fiasko ist das Fiasko dieser Zeiten. Herr Brecher und die Menschen um ihn her werden gezeigt in ihren Lebenslagen. Gezeigt wird, woran sie leiden, warum sie leiden und daß sie besser daran sein könnten. Dieses „Ihr könntet besser daran sein" zielt über Herrn Brechers Kreis hinaus aufs Ganze. Es ist schon gesagt: Martin Kessel geht aufs Ganze, es ist nicht so, daß er lediglich das Konterfei des Angestellten will, er versucht das infernalische, alberne, rührende, verzweifelte Konterfei der Epoche zu geben, er macht es sich und uns nicht leicht, aber es lohnt sich sehr, seinem Hohn, seinem Ernst, seiner geistigen Schärfe und Beweglichkeit, die immer Tiefe hat, zu folgen.
A. M. Frey

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Hermann Glockner: „Wilhelm Busch". Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.
Julius Epstein: „Das Schicksal der Akkumulation in Deutschland oder der Irrsinn der Autarkie". Martin Kelter, Verlag, Leipzig.
Heinrich Hauser: „Wetter im Osten". Eugen Diederichs, Verlag, Jena.
Louis Bromfield: „Vierundzwanzig Stunden". Friedr. Reus, Verlag, Berlin.

(Schluß von Seite 461)

sagt, daß es auch heute noch Wunder gäbe, und dann wird es wohl so sein."
„Ja-ja", meinte der Götsch, „dann wird es wohl so sein."

*

Als nach acht der Steiner kam, brachte er eine Flasche Apfelwein mit. Beim Anstoßen frug er lächelnd: „Na, wie ist es dir denn noch gegangen mit deinem Holz?"
„Ein bißchen merkwürdig, aber sonst ganz gut", erwiderte der Götsch, dann tranken sie ihre Gläser aus.

Lieber Simplicissimus!

Es ist in den Weihnachtstagen. Fritz hat seinen Freund Hans besucht. Und dann erzählt er zu Hause: „Hans hat mich nicht mit seiner Dampfmaschine spielen lassen wollen."
Da sagt der Vater: „Als ich so alt war wie du, wäre ich einfach weggegangen."
„Tja, das war damals", erwidert Fritz. „Heute hat man da eine andere Taktik. Ich habe ihm eine reingehauen und habe dann eben doch damit gespielt.
K. M.

*

Um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, ist in Wien ein neues Kabarett gegründet worden. Die Innenräume wurden von einem Architekten in moderner Sachlichkeit entworfen. Der Direktor empfing die Presse und führte sie in den Saal.
„Ein wenig leer wirkt der Raum", meinte Marcus.
Der Direktor seufzte traurig: „Das ist noch gar nichts — da sollten Sie das Lokal erst einmal während der Vorstellung sehen."
J. H. R.

Weihnachtlicher Chor der Reklame-Fachleute

Von Hermann Pirich

*Sie haben beruflich uns sehr geniert,
drum wurden sie alle abmontiert,
die Schnörkel an unseren Herzen.
Zu Weihnachten werden sie wieder geführt
und außerdem dann noch reichlich verziert
mit bunten, brennenden Kerzen.*

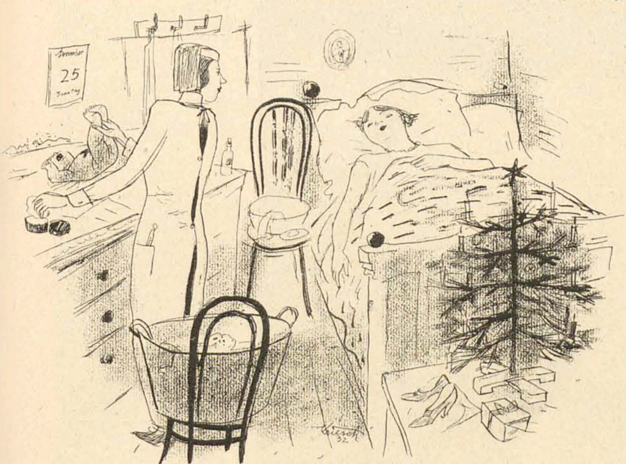
*Wie schön, wenn Schnee durch die Straßen weht
und drinnen im Zimmer der Christbaum steht
und freundlich im Schmucke leuchtet!
Dazu eines Kindes frommes Gebet –
wie plötzlich das einem zu Herzen geht
und das Auge mit Tränen befeuchtet.*

*Wo blieb nur der Mensch in uns so versteckt?
Nun haben mit Gott wir ihn wieder entdeckt,
den Menschen stabilster Währung!
Solange er anderer Kauflust weckt,
vergehn wir vor ihm in Riesenrespekt
und zollen ihm größte Verehrung!*

*Nun, Freunde, füllet die Gläser mit Wein,
wir wollen heute recht fröhlich sein,
doch nicht vergessen aufs Beten, –
o Lichterglanz du, o du Kerzenschein,
zieh schnell jetzt in unsere Herzen ein
mit klingenden – Moneten!*

Pessimismus

(Rudolf Kriesch)



„Pudern Sie mein Kleinchen man recht gut ein, liebe Frau, vielleicht ist das mal in seinem späteren Leben die einzige schöne Weihnachtserinnerung!"

Der Abend im Ausnahmezustand

Von Hans Kafka

An diesem Abend sind die Straßen leer. Einsame irren durch die Straßen. Die Familien, die hinter Mauern bleiben, benehmen sich gar nicht gut gegen diese einsamen Menschen. In den Mauern sind Fenster, und diese Fenster sind in allen anderen Nächten des Jahres dicht verhängt. Die vielen Menschen, die in anderen Nächten des Jahres draußen ihren Vergnügungen nachgehen, sollen nicht hineinblicken in das traurige Familienleben der Alltagsnächte. Nur heute abend wird Familienglück, Wohlhabenheit und Fröhlichkeit um einen illuminierten Tannenbaum arrangiert zur Schau gestellt. Ausnahmsweise sind die Fenster in dieser Nacht effektvolle Schaufenster, dekoriert mit Dingen, die Neid erregen, weil sie denen da draußen unerschwinglich sind.

Die anderen Schaufenster, die richtigen in den Läden, die machen einen müden Eindruck. Den ganzen Tag und einen großen Teil des Abends haben sie geschrien, und mit lauten, lauteren und unlauteren Mitteln ihren Inhalt angepriesen. Nun ist nichts mehr zu wollen. Die Lichteffekte sind abgedämpft, von der lärmenden Fröhlichkeit blieb nur ein müdes, ein resignierendes Lächeln. Für ein paar Tage sind sie nun von allen Anstrengungen der Reklame befreit. So bilden sie einen deutlichen Gegensatz zu den Fenstern oben. Es ist, als riefen sie unentwegt mit gedämpfter Stimme hinauf: „Ach, habt euch nicht so! Seht uns an! Jedes Ding wird billiger."

Gegenüber einem der internationalen Varietétheater gibt es ein ganz kleines Bierlokal: dort speisen ständig die Artisten. Dieses Lokal ist wie immer voll besetzt, aber heute ausnahmsweise ganz still. Da stehen keine einsamen Kerzen auf den Tischen, wie in den großen Cafés des Kurfürstendamms, aber da hätten sie vielleicht Sinn gehabt. Jeder Tisch ist der Stammtisch eines Artisten. Auch in dieser Nacht sitzt er da, einsam oder in Begleitung eines andern — ebenso einsam und ebenso schweigsam. Der eine — Kautschukmensch, der andere — Clown; beide gut bürgerlich und unauffällig gekleidet. Der Clown trägt gar ein Monokel, nur an den Ärmeln seines vorbildlichen blauen Anzugs blinken Knöpfe in der Form von kleinen Kugeln. Jeder, der in diesem Lokal sitzt, verrät mit einer so kleinen Nuance von Kleidung oder Gebaren, daß er aus einer anderen Welt stammt.

Alle trinken verdrossen; an ihren Bewegungen ist zu merken, daß ihnen gerade an dieser Nacht etwas nicht paßt. Diese eine von den zwei Nächten im Jahr, in denen sie nicht arbeiten müssen (die zweite ist die Karfreitagsnacht), diese Nacht macht sie nicht froh. Sie, Künstler, die immer in außerordentlichen Verhältnissen leben, wenden sich gegen das Fremde, gegen das Außerordentliche, das der Bürger in dieser Nacht feiert . . .

Krisenweihnachten

Der Buchhalter Mayer ist ein treuer Diener seines Herrn, des Konfektionärs Necheles vom Salzgries. Daher dachte er gar nicht daran, seine Weihnachtseinkäufe — einen Schlafrock und ein paar längst benötigte Wäschestücke für Frau und Kinder — etwa bei der Konkurrenz zu tätigen, sondern wandte sich auch als „Kundschaft" vertrauensvoll an seinen Herrn und Gebieter.

„Das ist sehr schön von Ihnen, mein lieber Mayer", klopfte der Chef seinem Buchhalter wohlwollend auf die Schulter, „daß Sie sich für Weihnachten bei Ihrem Brotgeber eindecken wollen, aber eines sag' ich Ihnen gleich: Monatsraten kann ich Ihnen nicht bewilligen!"

„Aber, Herr Chef", stammelte der Buchhalter, heutzutage bekommt man doch überall alles auf Raten — — — und ich könnte ja eine Rangordnung auf mein Gehalt als Deckung . . ."

„Wo anders ja", nickte der Chef, „aber bei mir nicht! Denn, sehen Sie, mein lieber Mayer, mir ist Ihr Gehalt nicht sicher genug!"

Spt.

Beim Arbeitslosen . . .

Von K. R. Neubert

Am Dienstag bekamen wir „Alu": acht Eier.
Heut haben wir keinen Pfennig mehr.
Was heißt für uns Christkind und Weihnachtsfeier?
Unsere Stuben sind kalt. Unsere Tische sind leer.

Die Frau möchte heut in die Kirche gehen,
Nur weil man dort Christbäume aufgestellt.
Wir stell'n uns vor Fenstern manchmal auf die Zehen
Und schau'n in die glückliche Bürgerwelt.

Auf einem Balkon hing seit Tagen ein Hase.
Wir haben uns schon den Hals ausgereckt.
Nun steigt uns der Bratenduft in die Nase.
Wir können nur ahnen, wie er schmeckt.

Was gibt es denn heute für „Bunte Teller"?
Frau, findest du noch wo ein Stückchen Brot?
Und steck noch ein Licht an. Dann ist es heller.
Das ist unser Christfest: Der Hauswirt droht!

Und wenn unsre Kinder uns abends fragen,
Erzählen wir ihnen die Weihnachtsmär
Mit freudlosem Herzen und knurrendem Magen:
„Vom Himmel hoch, ja, da kam einer her . . ."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Weihnachten auf der deutschen Scholle *(Anton Leidl)*



Stilblüten

Aus dem Roman von Kasimir Edschmid: „Deutsches Schicksal": „. . . und jetzt, wo die Lokomotive anlief, und wo die Köpfe langsam von ihm wegrollten, griff ihm etwas eisern in die Kehle."

*

„Schloß Väckenstedt", Roman von Lutz von Enkirch: „Geliebte", keuchte er. Rasend warf er dann seine Zähne auf ihren Mund.

*

Aus dem Werk „Zur Geschichte König Friedrich Wilhelm IV." von H. Schedewaldt: „So erscheint dort der König als Träger einer subjektiv zielbewußt, zähe und folgerichtig vertretenen staatlich-egoistischen, objektiv unpolitisch-unrealistischen deutsch-nationalen und preußisch hegemonischen Interessenpolitik (Rochfahl), dort wieder als Anwalt einer von desparaten und konträren Ideen und Idealen durchsetzten, religiös, ethisch, ästhetisch und dynastisch verbrämten, kosmopolitisch universalistisch gebundenen und doch zugleich von starken preußisch-dynastisch hegemonischen Tendenzen beseelten, ‚ebenso warmen wie verschwommenen', nationalen Gefühlspolitik. (Meinecke.) Ist hier aus der ebenso wie verhängnisvoll multiplexen Wesenheit . . ."

*

Aus dem Roman des „Neuen Wiener Journals" vom 26. Oktober 1932: „Mit einem leisen, heiseren, jauchzenden Schrei riß der Mann die gestammelten Worte aus dem Munde der Frau . . ."

Ein Fest beginnt / Von Mathias K. Ernst

Perennis erwachte spät am Nachmittag, er brach dem schwarzen Traum das Genick, kehrte zurück aus der warmen Flut, erschuf sich, schlafblind, zur Taggestalt. Schnee trieb ins offne Fenster, die Kälte füllte das Zimmer, er atmete Schneeluft, dünn, eisig, hoher Norden. Er machte Feuer, trank Tee, zündete eine Zigarette an und setzte sich an den Tisch, an die Schreibmaschine. Angefangener Bogen, die Novelle erreichte bald ihr Ende. Wo war er stehengeblieben? Er zerdrückte die Zigarette und schrieb:

„Der Herbst vorüber! Das frühe Dunkel reiste mit gelben Laternen durch die Welt, der Wind nahm zu, die Nebel wuchsen zu allen Stunden, in den Dämmerungen vergingen die Fernen. Stürme fegten über das kahle Land und zerrissen die Wolkenheere, die letzten Vogelzüge zeichneten spät am bleichen Gräberhimmel sich ab, der Winter kam, Schnee fiel leise, lichte Helle in die stille Landschaft —"

Wer hatte geklopft? Es war der Briefträger, seit wie lange zum erstenmal wieder? Erregung, unbekannte: er brachte eine Karte. Es waren nur Grüße darauf, gerade, rasche, reine Schrift, Grüße und Wünsche zu welchem Fest? Perennis suchte den Kalender. Dezember, der vierundzwanzigste. Nun waren die Schleusen geöffnet, nun überfluteten ihn Erinnerungsströme, Kindheit, Duft, Glanz und Wärme, nun taute es um ihn, taute die Scholle auf, die er war, eingefroren in hirnliches Alleinsein, echolos, vereist in welcher Ferne? Es wehte ihn ein Glück an, er lächelte, schritt auf und ab. Die Novelle war vergessen. Es standen Grüße auf der Karte, Grüße von E. Das war Eleonore.

Dann wieder verwunderte er sich. Hatte der Sinn dieser Bemühung, hier sich abzuschließen und zu arbeiten, Vertiefung zu finden, Vergängliches zu bannen, hatte dieser Sinn plötzlich Löcher bekommen, war er brüchig geworden, wehte Wind auf die lautlose innere Bühne? — Es schneite draußen weiter, er saß unbeweglich am Fenster, Stille überfiel ihn, Nachdenklichkeiten, fast schon Beruhigung, und mit einem Male, unvorhergesehen eine unnennbare Angst vor dem Abend. Zu wem konnte er, wohin? Hatte er die Freunde, hatte er Eleonore nicht einfach übersehen, als er gewappnet in die Vereinsamung reiste? Gewappnet? Er nahm Mantel und Hut, schritt hinunter, die Laternen gingen an, es schneite nicht mehr. Er ließ sich treiben, Ziellosigkeit tat sich vor ihm auf, es läuteten Glocken, es hupte, summte, lärmte um ihn, aus den Höfen klangen schwache Singstimmen von Kindern, er fühlte sich umkreist, eingeengt von Geschehen, Vorbereitungen, verloren am dunklen Kai spielte eine Straßenorgel ein Weihnachtslied. Da war er im Bahnhof angelangt.

Der Ofen in seinem Zimmer glühte, die Novelle in der Maschine mündete ins Nichts, in die Stille, er stand im Bahnhof und wußte, es war die Zeit gekommen, einmal davonzufahren, fort und davon. Davon, doch wohin? Eleonore wohnte in K., über drei Bahnstunden, sie würde Besuch haben, er würde den Hut abnehmen, läuten, läuten, und sie war wohl dann auch unterwegs, unerreichbar. Er bezahlte die Fahrkarte, kaufte die Zeitungen: als er im Zug saß, hatte er nichts für sie gewählt. Der Zug fuhr, es schneite wieder, er würde sich ein wenig sammeln, er würde vor ihr stehen. Guten Abend, würde er sagen, mein Zug kam hier durch, wie geht es dir, ich dank dir für deine Karte, und die Wahrheit hieß: ich hielt es nicht mehr aus, ich will leben, vergessenes Gefühl brach auf, es ist die Zeit gekommen, einmal einzukehren, heimzukehren, wohin?

Der Zug glitt durch die helle Nacht, Perennis glitt tiefer durch Erinnerungen, glitt durch den weiten blauen Sommer, er schwamm mit Eleonore in der silbernen

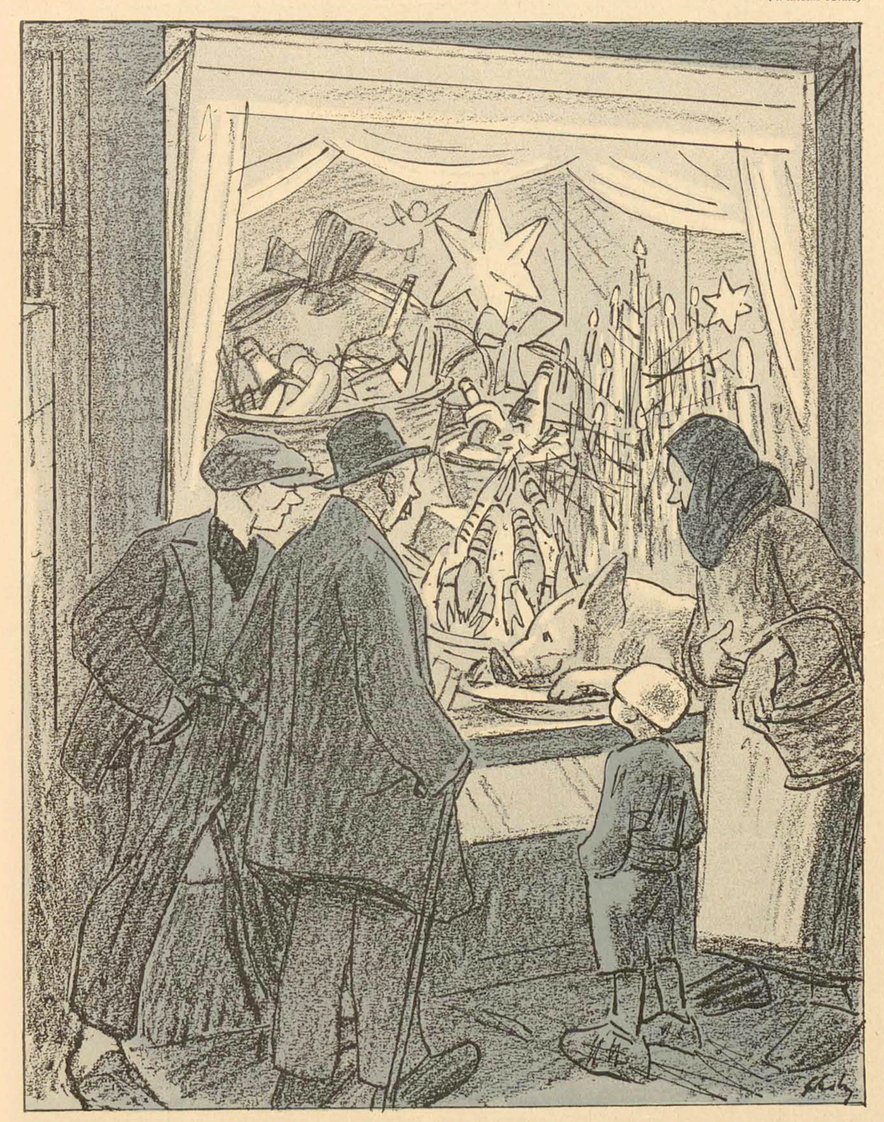
(Schluß auf Seite 466)



(Hilla Osswald)

Das Weihnachtsschaufenster

(Wilhelm Schulz)



Sie können sich daran nicht satt sehen . . .

BVG.-Weihnachten

(M. Frischmann)



„Schade, daß unsre ausjestellten Kollejen heut nich dabei sind. Aber wenn die Unkosten for det Bäumchen nich an ihnen einjespart worden wären, hätten wa eben selber ooch keens!“

(Schluß von S. 464)
Morgenfrühe im offenen Meer, wanderte die milden Wolkenabende an der verlassenen Küste, Felsen, Wälder, versinkende Ferne, nahm teil an ihrer Wärme, an ihrem Gefühl, Hingegebensein an die innigen Dinge, an das Licht, an die Blumen, Gedichte, Lieder. Der Zug hielt. — Perennis öffnete das Fenster, blickte hinaus. Der Bahnsteig war leer. Drüben fuhr ein Zug ein, Räume voll Licht, und — nun erhielt er einen leichten, feinen Schlag, nervlich, einen Ruck. Er griff Mantel und Hut, sein Zug fuhr an, er öffnete die Türe und sprang hinaus. Lief über den Bahnsteig, der Zug drüben stand noch, er trat heran, erregt, sah hin und klopfte leise ans Fensterglas. Ein Kopf wandte sich, ein Gesicht neigte sich jäh, Perennis hob die Hand.

„Platz nehmen!“ Türen schlugen, Perennis eilte vor zur Türe, öffnete sie, nahm den Koffer, dann sprang Eleonore heraus. Der Zug fuhr, der Bahnsteig war leer, die Lichter erloschen. Sie standen sich gegenüber, ein Läutewerk schlug, es schneite leise, sie sagten sich Guten Abend und sahen sich an.

Sie redeten heiter, sie scherzten. Der Zufall war eine Angelegenheit des Himmels, ein Fest hatte begonnen. Sie gaben sich die Hand, wie Kinder hielten sie sich an den Händen und verließen den Bahnsteig.

Wir haben ihnen nichts zu wünschen. — Auf der Treppe schon stellte Perennis den Koffer hin. Sie küßten sich still. Ein Fest hatte begonnen. —

Weihnachtseinkauf

Ein vornehmes Spielwarengeschäft im Zentrum Wiens. Die Auslagen lichtübergossen und darin, künstlerisch adjustiert, alle Wunder moderner Spielwarentechnik. Und in dieses Geschäft tritt eine Frau. Keine Dame, nein, eine Frau aus dem Volke, die einen ziemlich verrotzten Knaben an der Hand führt.

„Sie wünschen?“ fragt der Verkäufer, hoheitsvoll reserviert. Er schätzt bestenfalls auf einen kleinen Umsatz in Zinnsoldaten. Aber die Frau erkundigt sich nach der Eisenbahn, nach der großen Eisenbahn, welche die Auslage ziert.

„Diese Eisenbahn ist ziemlich teuer“, sagt der Verkäufer mit mokantem Lächeln, „die kostet 450 Schilling!“

„Mhm, net amal so arg!“ meint die Frau ganz ruhig, „und wie tut ma denn die Eisenbahn aufziehn?“

Die Beharrlichkeit dieser einfachen Frau stimmt den Verkäufer optimistischer. Vielleicht, denkt er, ist dieser Person ein größerer Losgewinn zugefallen, und er setzt vorsichtshalber jene freundlich-devote Maske auf, die bei „besseren“ Kundschaften am Platze ist. „Diese Eisenbahn“, erklärt er sachlich und ohne aufdringliche Überlegenheit, „wird überhaupt nicht aufgezogen, gnädige Frau, sondern einfach an einen Steckkontakt angeschlossen. Sehen Sie, so — Gnädigste!“

Er hat das Spielzeug in Betrieb gesetzt. Und die Bahn rollt, grüne und rote Lichter flammen auf, ein hölzerner Bahnbeamter hebt ruckartig seinen Befehlsstab, das ganze tote Material beginnt zu leben. Endlich löst der Verkäufer den elektrischen Kontakt. Der Spuk ist zu Ende. Da sagt die biedere Frau mit dem Haupttreffer zu ihrem Sprößling: „So, jetztn hast g'sehn, wia dö Eisenbahn funktiøniert, und jetzt gib endli a Ruah, zuadringlicher Fratz!“ Und sie grüßt und geht.

Der Verkäufer ist zutiefst betroffen. Er kann es nicht verwinden, daß er zu dieser Proletin „gnädige Frau“ gesagt hat.

Salpeter

Der mitleidige Posaunenengel

Von Georg Britting

Alle Kerzen sind entzündet,
Watte glänzt und schöner Schaum,
Und der Engel, der verkündet,
An dem Mund die Goldposaun,
Feurig bläst er hoch vom Baum.

Strahlender! Mit Flügelspreiten
Scheint er stets bereit, zu fliehn:
Offne Räume, blaue Weiten,
Himmlisch süße Seligkeiten
Locken übermächtig ihn.

Bleibt er dennoch in dem Zimmer,
Bleibt uns blasend nah,
Ist es, weil er durch den Schimmer
Schaut, wie uns geschah,
Unser dunkles Herz voll Mitleid sah.

Der technische Christbaum

(Olaf Gulbransson)

„Seht ihr, Kinder, jetzt schalte ich den Motor an, dann beginnt der Baum sich zu drehen und spielt dazu ‚Stille Nacht'."

„Ah – – – !"

„Halt, halt, der Motor läuft ja viel zu schnell, wenn ich nur wüßte, wie man ihn abstellen kann!"

„Hoppla!"

Maria und Joseph 1932

(Karl Arnold)



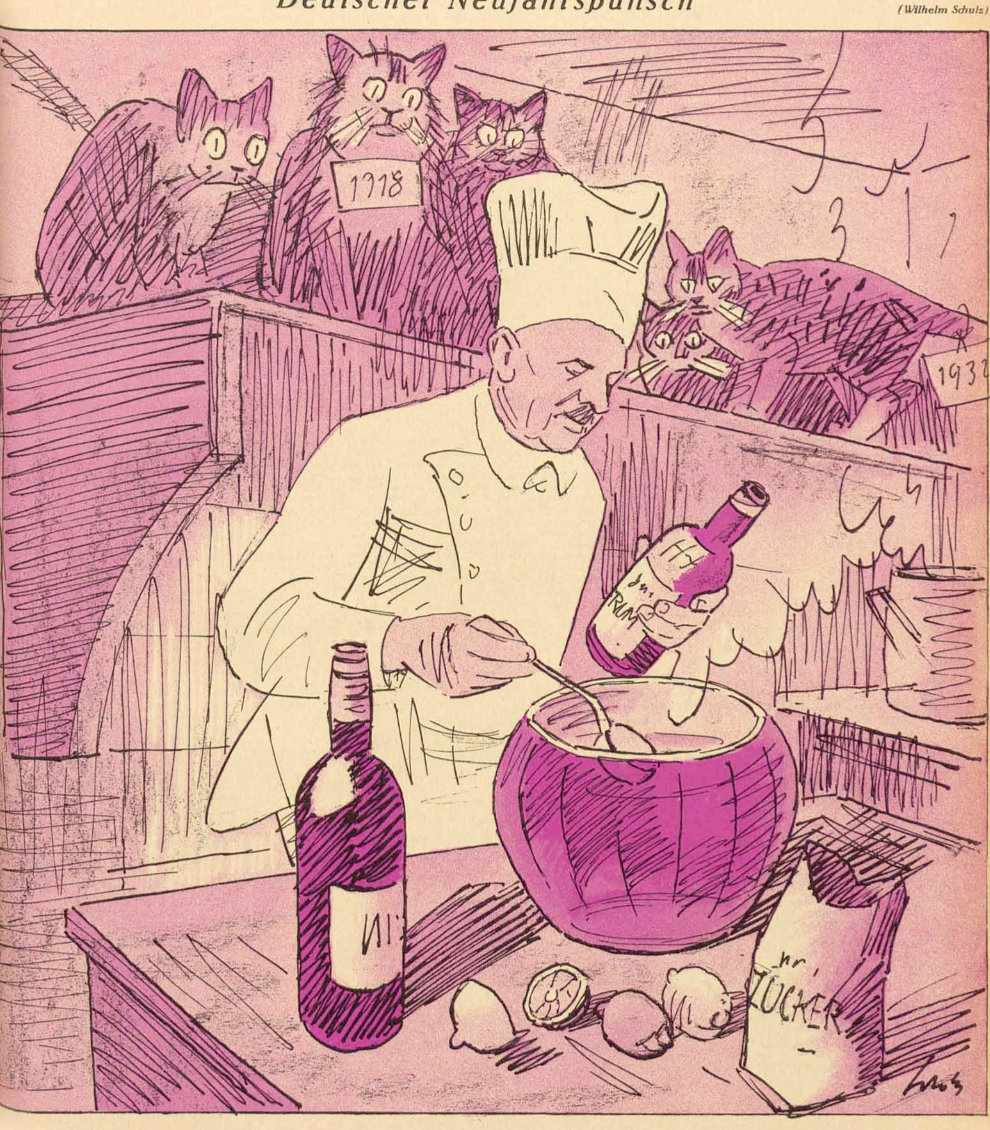
„Raus da, hier wird nicht angesiedelt, auf diesem Grundstück mache ich selber schon Konkurs."

Stuttgart, 1. Januar 1933 NEUJAHR 37. Jahrgang Nr. 40

SIMPLICISSIMUS

Deutscher Neujahrspunsch

(Wilhelm Schulz)



Ein neuer Koch und ein neues Rezept – aber hoffentlich kein neuer Kater!

Silvester 1932 / Von Karl Kinndt

Wollen wir dies Jahr so tun,
als ob alles rosig wäre?
Gegen Leid sind wir immun —
längst zerrann die letzte Zähre —:
wenn's uns jetzt nicht besser geht,
ist es sowieso zu spät!

Auch der letzte Trost entschwand,
schlimmer könne es nicht werden —:
schließlich tat sich allerhand
schon auf Gottes guter Erden —
und nach Krieg und Inflation
kennen wir das Gröbste schon —

Darum: „Geradeaus den Blick!“
Willst du leben, sei vergeßlich!
Wendet man den Kopf zurück,
ist die Welt zu trostlos-häßlich!
Auf die Zukunft mit Gebrüll!
Das Vergangne auf den Müll!

Einmal noch in diesem Jahr
sehen wir den Himmel offen,
sei es auch auf die Gefahr,
daß wir nachher stinkbesoffen:
Euphorie vor dem Kollaps
bringt ein hochprozent'ger Schnaps!

Morgen steht die schwarze „Eins“
auf dem neuen Wandkalender:
Dies Jahr, denkst du, oder keins
bringt den großen Weltenwender!
— — Oder 's bleibt so wie es war — —
Unverbindlich: Prost Neujahr!

Der Silvester-Besuch / Von Siegfried von Vegesack

„Schade . . . Na, viel Vergnügen! Nein, ich bleibe zu Hause, ja, ganz allein. Dieser Silvesterrummel macht mich immer melancholisch. Ein guter Burgunder, eine gute Zigarre, — das ist für mich die beste Gesellschaft, wenn du nicht kommst! Gleichfalls: ein gutes neues . . .“

Bankdirektor Trautmann hängte den Hörer ein und trat ans Fenster. Schade, — und doch gut, dachte er, während er mit müdem Blick durch die Hornbrille auf den weißen Fleck der Straßenlaterne starrte, die zwischen zwei mageren Kiefern hinter dickem Winternebel dämmerte. Ein Abschiedsessen zu zweit, — das wäre doch zu banal. Dies Letzte muß man allein, ohne Zeugen, erledigen. Er klingelte. Emma, die alte Wirtschafterin, trat ins Zimmer. Sie sträubte sich lange, aber der Bankdirektor ließ ihr keine Ruhe: sie müsse unbedingt Silvester bei ihren Verwandten verbringen, sie brauche erst am Morgen wiederzukommen, — und damit drückte er der Verblüfften einen Hundertmarkschein in die Hand und trat schnell ins Speisezimmer.

Der runde Tisch war für zwei gedeckt. Rosa Lachsscheiben, ein gewaltiger Hummer, Kristallschalen mit Leberpastete, schwarzem körnigem Kaviar und blaßgrünen Trauben waren wie ein Stilleben auf dem weißen Damast aufgebaut. Neben dem silbernen elektrischen Toastwärmer stand, in eine Serviette gehüllt, der dickbäuchige Burgunder. Direktor Trautmann prüfte die Temperatur: noch ein wenig zu warm. Er überlegte, ob er das zweite Gedeck fort tragen sollte, aber dann ließ er es stehen. So kann ich mir doch wenigstens einbilden, daß jemand mir dort gegenüber sitzt. Er rückte sogar die Kristallvase mit den roten Nelken ein wenig zur Seite, als wollte er sein unsichtbares Visavis betrachten. Aber dann stand er wieder auf. Es war ja noch früh, er hatte Zeit. Lange ging er nachdenklich auf und ab, hörte, wie Emma die Haustür schloß, wie die Gartenpforte zuschnappte. Nun war er allein in der abgelegenen Vorstadtvilla. Wie wäre es mit einem kleinen Schnaps? Der Direktor trat an den Likörschrank, der wie ein Geldsafe massiv in der Ecke stand, und füllte einen Silberbecher mit russischem Eiskümmel. Gerade, wie er ihn herunterkippen wollte, schellte die Hausglocke: kurz, aber energisch.

Trautmann stellte den Becher wieder hin: Sollte Dasy vielleicht doch noch gekommen sein? Er trat in den Flur, drehte das Licht an und öffnete die Tür.

Ein blasser magerer Bursche mit unrasiertem Stoppelgesicht, hochgeschlagenem Rockkragen und viel zu kurzen Ärmeln, aus denen die Handgelenke wie bleiche Rübenknollen hervorwuchsen, stand gekrümmt, mit gezogener Sportmütze in demütiger Haltung da und bat um eine Kleinigkeit.

Der Bankdirektor griff in seine Tasche, aber er fand kein Kleingeld. „Kommen Sie nur herein“, sagte er, und in einer plötzlichen menschenfreundlichen Aufwallung fügte er jovial hinzu: „Vielleicht ein kleiner Schnaps gefällig?“

Der Bursche wischte sich sorgfältig die dreckbekrusteten Stiefel ab und folgte zögernd ins Speisezimmer. Ein schlotterndes Gespenst stand er da, auf dem spiegelnden Parkett, starrte mit hungrigen, weitaufgerissenen Augen auf den gedeckten Tisch und goß den Kümmel in die Kehle. Nach dem dritten Schnaps fragte Trautmann, der dem Blick des Burschen mit schlechtem Gewissen gefolgt war: „Hungrig?“, faßte ihn am Ellbogen und zog ihn gutmütig zum Tisch. Der Bettler streifte einen schäbigen Rucksack von den gebückten Schultern. Es klang merkwürdig dumpf, als der Sack auf den Fußboden aufschlug. Dann setzte er sich unbeholfen an den Tisch.

Zum erstenmal in seinem Leben fühlte der Bankdirektor eine quälende Scham: daß er diesem ausgehungerten Bettler Lachs und Kaviar anbieten mußte, — aber nun war es nicht mehr zu ändern. Übrigens, der Bursche hieb tüchtig ein, er genierte sich keineswegs, vertilgte den Lachs, kämpfte erbittert mit dem Hummer, löffelte den Kaviar wie Grütze aus der Schale und stürzte den Burgunder wie Bier in die Kehle. Schuldbewußt füllte der Direktor immer wieder das Glas, holte eine Schachtel dicker Importen, bot Feuer an, warf dann und wann ein Wort hin, über die schlechten Zeiten, — aber einmal müsse doch alles wieder besser werden: „Na prost, — auf ein gutes neues Jahr!“

Der Bursche saß einsilbig da, aß, trank, paffte, wurde immer unbefangener und stützte jetzt sogar beide Ellbogen auf den Tisch. Auch sonst schien sich der Kerl merkwürdig zu verändern: der schlaffe, gebückte Rücken straffte sich, von der demütigen Bettlerhaltung war nichts mehr übrig geblieben. Das Stoppelgesicht hatte plötzlich einen frechen Ausdruck angenommen, und jetzt — oder schien es dem Direktor nur so, er war wohl selbst ein wenig beschwipst — grinste der Bursche durch die blauen Rauchwolken unverschämt zu ihm herüber. Er dachte gar nicht daran aufzustehen, sich zu entfernen. Die Situation wurde immer ungemütlicher.

Wie schaff ich ihn nur fort? überlegte Trautmann krampfhaft, zupfte verlegen an der Brille und betrachtete den jungen Mann, der so unbekümmert vor ihm saß, mit heimlichem Neid. Mein Gott, wenn man wieder so jung sein, wieder von vorne anfangen könnte! Wie falsch und verkehrt hatte man gelebt! Wie wenig zustande gebracht! Und nun blieb einem nichts anderes übrig, als Schluß zu machen. Er griff in die Tasche, holte eine flache Kapsel hervor und schüttete mit unsicherer Hand das weiße Pulver in das Glas. Dann goß er etwas Burgunder darauf.

„Na, haben Sie noch irgendeinen Wunsch?“ stieß der Direktor endlich keuchend hervor, indem er das Glas gegen das Licht hielt. Das Pulver hatte sich schon aufgelöst: winzige Bläschen stiegen im roten Burgunder auf, der geheimnisvoll funkelte.

Der Bursche grinste noch immer, stumm und maskenhaft. Dann verschwand das Stoppelgesicht hinter blauen Rauchschwaden.

„Ich weiß“, fuhr der Direktor fort, griff in seine Innentasche und holte ein Lederetui hervor: „Natürlich wollen Sie Geld. Da, nehmen Sie, was Sie brauchen. Aber gehen Sie sofort, sonst kommen Sie vielleicht noch in den Verdacht . . .“

Das Glas fiel plötzlich klirrend auf den Tisch, der rote Burgunder ergoß sich, eine Blutlache, auf den weißen Damast. Der Direktor stürzte rücklings nach hinten. Irgend etwas Furchtbares hatte sich in seinen Mund geschoben, er konnte keinen Laut von sich geben. Dann verlor er das Bewußtsein. Als er aufwachte, lag er gefesselt und geknebelt auf dem Parkett. So fand ihn Emma, als sie in der Früh heimkehrte. Es dauerte lange, bis er zur Besinnung kam, aber auch dann wurde die gute Emma aus seinen sonderbaren Worten nicht ganz klug. Und wie sah die Wohnung aus: alles sachgemäß aufgebrochen, mit Fachkenntnis geplündert!

„Das Jahr hat gut angefangen!“ meinte Emma entrüstet.

„Ja, es hat gut angefangen“, lächelte matt der Bankdirektor, der ohne Brille, rosig, wie ein neugeborener Säugling, im Bett lag: „Jemand hat mir das Leben gerettet. Ich glaube, jetzt kann ich wieder von neuem beginnen!“

Na also denn mal wieder rin!

Von Peter Scher

Bin ich Ihnen auf den Fuß getreten . . . hopp . . .
seien Sie nicht böse, ich bin Op—
ich bin Optimist.
Ich behaupte, daß im neuen Jahr
zwar
eigentlich die gleiche Scheiße ist,
doch sie stellt sich höchstwahrscheinlich rosiger dar.

Sehn Sie, darauf kommt es an:
Was nicht ist und auch nicht werden kann,
immerhin für wenn auch kaum wahrscheinlich
aber doch gewissermaßen im Bereich des Möglichen zu halten.
(Auch ein Fallschirm kann sich ja entfalten!)

Absoluter Zweifel nur wirkt peinlich
auf dich selbst zurück.
Sei kein Stück,
sei kein Stückchen Schokolade,
ungenießbar in den Dreck gefallen,
tu mit List, als wärst du — eben du gerade —
Optimist.
Stell dich zehnmal dümmer als du bist,
und du nützest dir und allen.

1933
ein Jahr der neuen Humanität

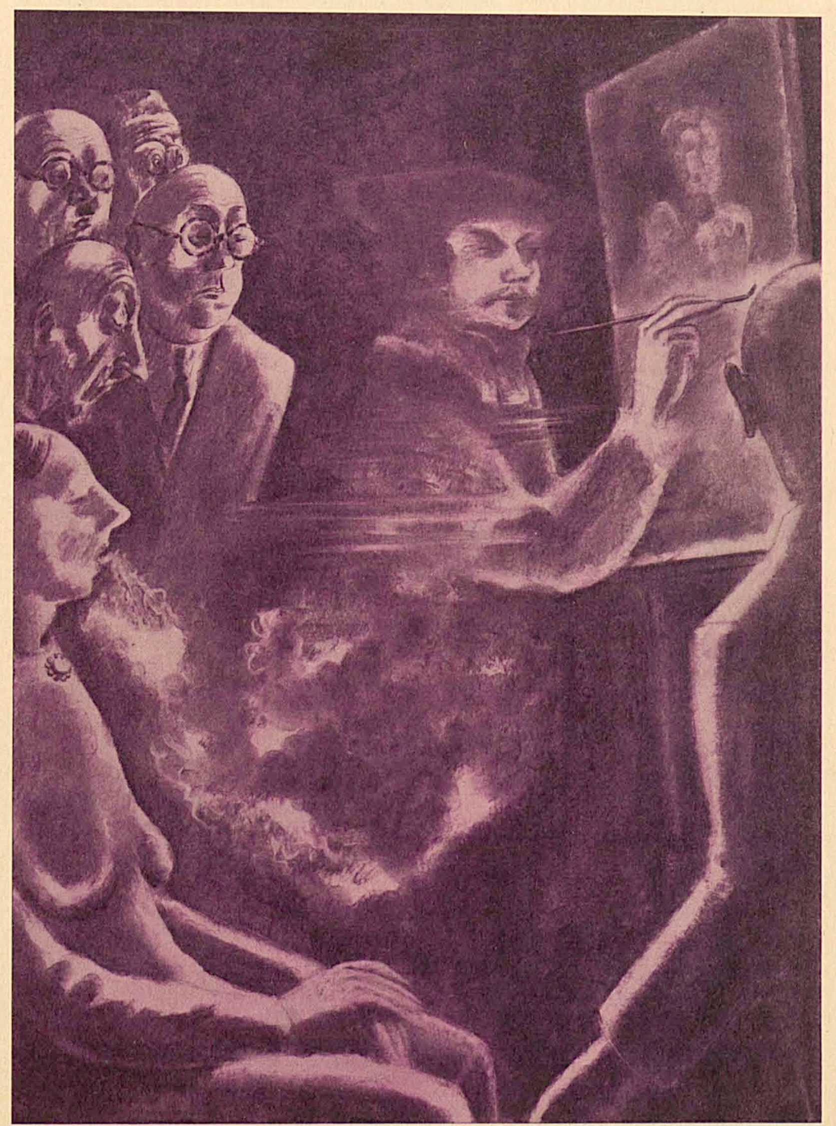
(Th. Th. Heine)



Die Zunahme des Okkultismus wird wieder zu Hexenverbrennungen führen. Der sozialen Zeitrichtung folgend, werden die Hexen gebündelt an die ärmere Bevölkerung abgegeben.

Neue Bahnen des Kunsthandels

(E. Schilling)



Die früher so beliebten Bilderfälschungen werden überflüssig. In Zukunft malen die Geister verstorbener Meister vor Zeugen echte signierte Originale.

Neujahrsvisite

(Rudolf Kriesch)

„Möge Herrn Geheimrat und Frau Gemahlin das Schicksal auch im neuen Jahre . . .“ — „Schon gut, junger Freund, aber ein höherer Staatsbeamter ist nicht mehr auf das Schicksal angewiesen!“

Aufruf der himmlischen Werbezentrale

Heute Beginn! Verehrtester Erdbewohner, gehen Sie nicht vorbei!
Eine kleine Restpartie Zeit ist wieder zum Ausverkauf frei!
Sicher benötigen auch Sie für die nächste Zukunft einen Posten
In Ia Zeit. Vorbestellung genügt. Wir legen zurück ohne Anzahlung oder sonstige Kosten
Wir kommen Ihnen weitgehend entgegen. Sie befriedigen uns ganz bequem
In Tagesraten à 24 Stunden – unser patentiertes System!
Was wir Ihnen z. Z. offerieren, das ist noch nie dagewesen,
„Das gibt's nur einmal, das kommt nicht wieder!“ (In Empfehlungsschreiben höchster Herrschaften zu lesen!)
So bietet sich Ihnen eine nie wiederkehrende Gelegenheit
Zur Eindeckung in dem heute so raren Artikel Zeit.
Greifen Sie zu! Das neueste Modell, 1933! Das Modernste vom Modernen!
In Gratiskursen können Damen und Herren alles Nötige lernen.
Sie haben kein Risiko. Wir bieten 365 Tage Garantie.
Bei Nichtgefallen nehmen wir nicht nur die Zeit zurück, sondern auch Sie!
Sie wollen sparen? – Gut. Aber Sie können nicht leben ohne Zeit!
Darum beehren Sie uns recht bald, Sie haben nicht weit!
Sollten Sie aber wider Erwarten nicht wollen,
So geben Sie uns Nachricht, wegen der Stammkundenrollen!
Wir haben uns eingedeckt im Hinblick auf Sie ganz alleine,
Entschließen Sie sich rasch! Greifen Sie zu! Auch die Zeit hat Beine!
Und bedenken Sie: Wer Zeit kauft, schafft Arbeit im Himmel! Wir sind gern fleißig –
Alles für Sie! Alles für den Kunden! Achtung! Hier rollt heran: Modell 1933!

H. A. Thies

Neujahr im „Ultravioletten Haus“

Von unserem Sonderberichterstatter Alfret Rosendufft
Autorisierte Übersetzung aus dem Völkischen von Otto Mittler

Professor (lies Rabbi!) Einsteinach, der mitsamt der von ihm entdeckten Relativitätsdrüse längst in der alten jüdischen Witzkiste begraben schien, ist wieder auferstanden! Heimlich ist er am Werke, dem arglosen Wirtsvolk seine Schmarotznase dort in die Belange zu stecken, wo dieselben am heiligsten sind. Bezeichnenderweise kam ich durch meinen Namen auf die Spur dieses Verbrechens.

Während jeder völkisch eingestellte Säugling schon am aufgenordeten Mutterbusen weiß, daß Rosendufft ein kerndeutscher Name ist, ahnt der Jude freilich nichts davon! Die hiesige Gauleitung der Weisen von Zion hatte die Frechheit, mich für eine jüdische Journaille zu halten und mir eine Einladung zu dem Vortrag zu schicken, welchen der eingangs erwähnte Rabbi Einsteinach am 1. Januar gehalten hat. Zwar stand auf dieser Einladung der Vermerk „Deutschen Staatsbürgern nichtjüdischen Glaubens ist der Zutritt verboten!“, aber das hat mich nicht gehindert: Wie lang bin ich denn schon deutscher Staatsbürger?! Einem ähnlichen Irrtum verdankten ihre Einladungen die Pgg. Arnoltt Pronnen und Dr. Knöbbels. Auch sie ließen sich nicht abhalten: Wie lang sind sie auch schon nichtjüdischen Glaubens?!

Im „Ultravioletten Haus“, welches Rabbi Einsteinach bekanntlich von der Firma Barmat, Kutisker & Sklarek G. m. b. H. als Vorschuß auf die nächste Inflation zum Geschenk erhalten hat, wurden wir von ultraviolett bekaftanten Tempeldienern, die auf schwarzer Armbinde einen kreisrunden gelben Fleck und auf diesem den grünen Haken-Davidstern trugen, in einen großen Saal geführt, wo es uns mit Leichtigkeit gelang, uns unauffällig unter die versammelte Gemeinde zu mischen. Auf einem erhöhten Podium stand eine Bundeslade, beiderseits flankiert von schwarzbekaftanten Bochern (jüdische SS. Anm. d. Red.), welche Knoblauchfäßchen schwangen im Takte des Liedes: „Der Talmud ist des Juden Lust, der Talmud ist des Juden Lust, der Ta-al-mud!“ Da verkündete ein vielhundertstimmiges „Unberufen! Toi, toi, toi!“ das Herannahen des Rabbi. Zu seiner Begrüßung hoben alle Anwesenden beide Handflächen nach vorn hoch und steckten die Daumen in die Armlöcher der Westen. Umweht von Knoblauchwolken bestieg er die Bundeslade. Er trug den schlichten ultravioletten Kaftan, den Gebetriemen auf der rechten Schulter, eine vom jüdischen Althändlerverband gestiftete Kriegsauszeichnung an der

(Schluß auf Seite 474)









Jean Giono: Die Große Herde. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Hier ist noch einmal ein Buch vom Kriege, ein Buch über die „Vergeudung von Lebendigem", wie es bei Giono gleich in den wunderbaren, symbolhaften Szenen des ersten Kapitels heißt, wo eine unendlich große Schafherde über die Landstraßen getrieben wird, weg von der Weide, weil die Hirten in den Krieg müssen, und die Tiere am Wegrand an den Strapazen verenden, sinnlos dahinsterben in Staub und Schmutz. Giono besingt die Heiligkeit des Lebens, das in Menschen, Tieren und Bäumen dasselbe ist. Immer sind seine Schilderungen durchdrungen von der biologischen Notwendigkeit des Kampfes und des Sterbens, aber dieser Krieg, der Menschen und Landschaften zerfetzt, ist kein Naturereignis, er wurde gewollt und gemacht, und er ist bei Giono vielleicht gerade deswegen so grausig und furchtbar, weil er auch in blindem Wüten die Landschaft zerstört und so dem Menschen die Voraussetzung zu dem naturhaften Sein nimmt, aus welchem Giono ihn erfaßt. Dieses Lebensgefühl führt ihn zu einer Form, die eine gewisse Begrenzung bedeutet; es gelingt ihm zwar, die Katastrophe des Krieges wie kein zweiter zu schildern, aber er kann nichts über die Ursachen des Krieges aussagen. Man spürt, wie tief er das Grauen empfunden hat, man merkt aber auch, daß er nicht weiß, wie ein neuer Krieg zu verhindern wäre.
Sylvester Pepper

Marieluise Fleißer: Andorranische Abenteuer. (Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.)

Schweden, Katalanien, Andorra, Königsberg, Perpignan, viele kleine Einblicke, Geschichtchen, Anekdoten, liebenswürdige, sehr mutwillige, sehr selbständige Betrachtungen. Hier schreibt die bekannte Verfasserin den kleinen Katalog ihrer Erholungen, literarisches Reiseobst, Miniaturen vom Fremdenverkehr, voller Charme, in gutem, gediegenem, heiter prägnantem Stil. (Ein gewisser Draws reist überall mit, der ein wenig kurios ist und schwierig und das Herz der Autorin nun einmal besitzt.) Eine ernstliche Prüfung würde diesem anmutigen Bändchen vielleicht vorhalten, daß es heute wohl etwas unnötig erscheint in seiner zufrieden schwelgenden Unbefangenheit, daß es den Unwillen weiter, weniger begünstigter Kreise erwecken könnte und daß an den vielen Wiederholungen drastischer Tafelfreuden die Nüchternen keine rechte Freude haben werden. Darüber söhnt nun die Schlußnovelle wieder ein wenig aus, die von der echten Kunst dieser Schriftstellerin hinreichend Zeugnis ablegt. Und somit möge ihr der Bericht dieser kleinen Schlaraffenlandfahrten nicht allzu streng genommen werden.
Ernst Kreuder

Paul Ruhstrat: Banlieue. (Edition „La Zone", Paris.)

Wenn ein Berliner Verlag eine Darstellung des deutschen Kleinbürgers in französicher Sprache herausbrächte, würden die Patriidioten kopfstehen; denn schon die Absicht, verständigend wirken zu wollen, gilt den Hussongs als Verrat. Möglich (aber nicht wahrscheinlich), daß es auch französische Patriidioten gibt, die sich über dieses in deutscher Sprache bei einem Pariser Verlag erschienene Buch nicht freuen. Ein sehr sympathischer, sehr menschlicher Versuch, den unliterarischen Deutschen mit geschmackvollen Mitteln über den französischen Kleinbürger zu unterrichten. Wir alle wissen, daß die Menschheit von Kleinbürgern in Grund und Boden regiert wird — von größenwahnsinnigen Kleinbürgern. Diese Schicht — zumal beim „Erbfeind" und in ihrer noch nicht übersteigerten, liebenswerten Normalverfassung — gründlich zu kennen, ist notwendiger als das Getue von Verständigungsliteraten, die sich in feinsinnigem Gequatsch erschöpfen. Solche Kenntnis gefördert zu haben, ist ein Verdienst, das man Paul Ruhstrat nicht hoch genug anrechnen kann — auch wenn seine Erzählung kein literarisches Meisterwerk ist. Sie ist ordentliches Handwerk, und das ist mehr als prätentiöser Schmus.
Peter Scher

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Essad Bey: „Mohammed". Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.
van Loon: „Du und die Erde". Ullstein-Verlag, Berlin.
Axel Eggebrecht und Hedda Walther: „Junge Mädchen". Dietrich Reimer, Verlag, Berlin.

(Schluß von Seite 473)

Brust, und an den Schläfen borstig zugestutzte Löckchen. Nachdem lautlose Stille eingetreten war, begann er: „Beschnittene Hörer und grobsinnliche Hörerinnen! Unser Neujahr ist bekanntlich an einem andern Datum. Aber weil heute alle Gojim ihren Silvesterrausch ausschlafen müssen, ist heute der beste Tag, Ihnen mein Experiment ungestört vorzuführen. ‚Ein Experiment?' So fragen Sie mit mauschelnder Geste. Nu, kein Experiment werd' ich machen, wo ich mich doch schon seit Jahren plag' mit der künstlichen Urzeugung des hundertprozentigen Ariers!"

Aufgeregtes hebräisches Gemurmel, aus dem ich wiederholt die kabbalistische Beschwörungsformel „Nebbich!" heraushören konnte, unterbrach den Redner. Nachdem dieses Geräusch verstummt war, fuhr er fort: „Wenn wir den arischen Rasseforschern Glauben schenken wollen — wer schenkt schon? Aber ich sage wenn — so kann ein Arier lang oder kurz, dick oder dünn, blond oder brünett, blau- oder dunkeläugig, lang- oder rundschädlig, spitz- oder krummnasig sein. Das einzig sichere Kriterium, die Zugehörigkeit zur NSDAP., ist meines Erachtens mehr eine Sache der intellektuellen und moralischen Beschaffenheit, als des körperlichen Habitus des Betroffenen. Mit der uns Juden eigenen materialistischen Weltanschauung ging ich also daran, das, was sich in der Natur in einwandfreiem Zustande nicht vorfinden will, künstlich darzustellen: den hundertprozentigen Arier! Zuerst versuchte ich den elektrochemischen Weg. Dabei traten aber ganz unversehens Hochspannungen ein, die meine Leitungen zerstörten. Nach biologischer Methode hatte ich auch kein Glück. Heute versuche ich den okkultistischen Weg. Der jüngst verstorbene Gustav Meyrink hat schon vor vielen Jahren im ‚Simplicissimus' beschrieben, wie aus dem Gedankeninhalt eines jener goldbesternten Anthropoiden, die vor dem Kriege in Österreich lebten und jetzt nur mehr in Hollywood gezüchtet werden, das absolute Nichts hergestellt wurde. Im Meyrinkschen Versuch wurde ein indischer Fakir als Medium verwendet. Aber wozu haben wir das nötig? Autarkie hat uns von der Einfuhr unabhängig gemacht. Dank der Entwicklung unserer hochgestützten Industrie hungert man in Deutschland ebensogut wenn nicht besser als irgendwo sonst in der Welt! Hier also habe ich einen deutschen Fakir, hier die hohle Glaskugel nach Meyrinkscher Vorschrift. Licht aus! Das Experiment beginnt."

Matt leuchtete im Finstern die Kugel. Plötzlich regnete es von der Decke Maßliebchen, und ein Chor von Kinderstimmen sang:

„Neunzehnhundertdreiunddreißig,
Auf das neue Jahr da hust' ich.
Ohne Brot in der Not
Abgetrieben trotz Verbot!"

„Passen Sie doch auf!" brüllte der Rabbi den Fakir an. „Brauch' ich vielleicht die Sphärenübertragung von der Neujahrsfeier im ‚Reichsverband der Fehlgeburten'? Den hundertprozentigen Arier brauch' ich! Wenn Sie sich noch einmal in der Dimension vergreifen, schmeiß ich Sie raus!" Aufs neue windet sich der Fakir in Hungerkrämpfen. Da! Die Kugel! Funkt! Kosmische Morsezeichen! „Verlangter Artikel wird nicht geführt stopp offerieren prima mischware in dinarisch antiquarisch vegetarisch proletarisch agrarisch barbarisch parlamentarisch in neuesten dessins stop rassentietz."

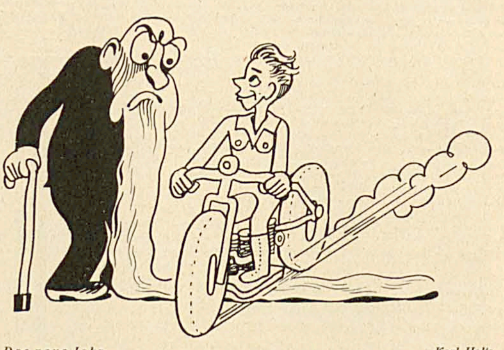
Auf die Depesche folgte ein ungeheures Brüllen und Tosen. Kosmische Stimmen gellten durch den Raum: „Dinter! — Günter! — Chamberlain! — Gobineau! — Auch schon gestohlen!" Fahle Blitze durchzuckten die Kugel. Plötzlich zerbarst sie mit ungeheurem Knall, und wo sie geschwebt hatte, stand in leuchtender Frakturschrift: „Auf Grund Artikel 48 der Sonnensystemverfassung. Rassen-Notverordnung. Arisch ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist. Ausführungsbestimmungen erlassen die Länder auf föderalistischer Grundlage."

Ausblick / *Von Ratatöskr*

Wer hält ihn auf, den Sause-Triebel?
Die Zeit hat Siebenmeilenstiebel.
Schon wieder ist ein Jahrgang um.
Schrumm!

Es lohnt sich nicht, zurück zu blicken
und dem, was war, am Zeug zu flicken.
Was kümmert uns der alte Schnee?
Passé!

Wir haben mit der Zeit zu laufen,
mit dem, was ist, uns abzuraufen,
mit neuem Sums und neuem Muff . . .
Druff!



Das neue Jahr — *Karl Holtz*

Vergessenes Silvester / Von Ernst Handschuch

Ich arbeitete damals in der brasilianischen Stadt Curitiba bei einem Anstreicher mit Namen Paska. Paska, dessen einziger Geselle ich war, trank. Der Cachas hatte es ihm angetan. So kam es, daß das Geschäft den Krebsgang ging. Und nun hatte ihn auch die Frau verlassen. Die geliebte Frau! Er sagte daher nicht grimmig nein wie all die Zeit, als der Kommodore der neuerbauten Bahnlinie wieder einmal von dem Auftrag sprach, die Bahnhöfe der jungen Strecke anzustreichen. Es war tief im Dezember und sehr heiß. — Paska ließ sich einen ordentlichen Vorschuß geben, kaufte Farben und ergänzte das Gerät. Am andern Morgen sollte es losgehen. Spät in der Nacht holte ich ihn aus seiner Stammkneipe, wo er betrunken in einer Ecke saß und vor sich hin sang. Als ich erklärte, daß es morgen in die Wildnis ging, zweihundert Kilometer weg von dieser gesegneten Stadt, bekam er einen Tobsuchtsanfall. Er verfluchte mich und den Kommodore und gab dann alle Schuld seiner Frau. Aber es half ihm nichts. Er hatte den Vorschuß angenommen und nahezu vertan. Der Komodore konnte ihn jederzeit einsperren lassen.

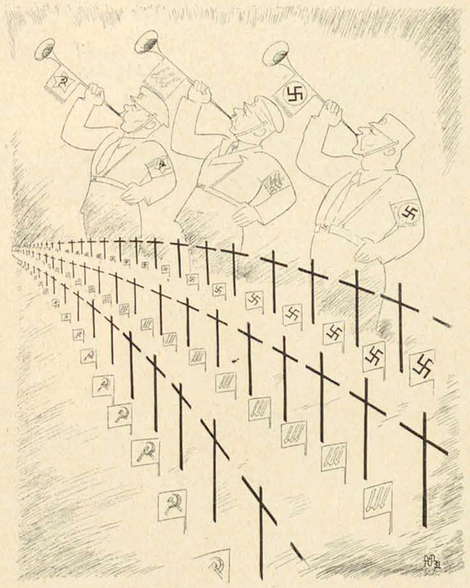
In aller Frühe begaben wir uns zum Bahnhof. Der Zug bestand aus Lokomotive, Tender und vier offenen Güterwagen. Der letzte Wagen war für uns bestimmt. Er enthielt die Farbfässer und das Werkzeug. Ich hatte mir für eine Kolter und etliche alte Vorhänge gesorgt, auf die wir uns niedersetzten. Paska hatte einen dünnen Mantel an. Außer einer großen Schnapsflasche führte er noch einen Schirm bei sich. Auf meine Frage, was er mit diesem wolle, lächelte er überlegen.

Wir hatten die Weisung, bis zur letzten Station zu fahren. Von dort aus sollten wir die Rückreise antreten und die Bahnhöfe nacheinander anstreichen. — Die Sonne stand schon hoch, als es endlich abging. Steil brannte sie auf uns nieder. Paska hatte seinen Schirm aufgespannt und lächelte wie ein König. Ich begriff sein Schweigen und nannte ihn verschlagen und tückisch. Die Zugluft, die hin und wieder in den Wagen stieß, tat uns wohl. Bald lag die kleine Stadt hinter uns. Paskas Siegeslächeln sollte nicht lange anhalten; denn wie ein gereizter Bienenschwarm kamen die Funken der holzgeheizten Maschine angeflogen. Ich flüchtete in eine Ecke und schützte mich mit einem alten Sack. Paska aber hielt stolz den Schirm über sich. Doch bald roch es verbrannt, und Loch an Loch blühte in der schwarzen Hülle auf. Er verbiß seinen Ärger und blieb trotzig sitzen. Mir wurde es zu arg. Ich nahm Kolter und Vorhangtuch und flüchtete, von Wagen zu Wagen springend, auf den Tender. Dort war ich vor den Funken geschützt, die in hohem Bogen nach hinten zogen. Lokomotivführer und Heizer, die das gesamte Zugpersonal darstellten und Neger waren, grinsten breit. Der Heizer stieß öfter ins Feuer als nötig. Endlich näherte sich auch Paska. Kläglich rief er meinen Namen, weil er es nicht wagte, über die Wagenlücken zu hüpfen. Ich aber tat, als hörte ich nichts. So mußte er sich allein zu den Sprüngen entschließen. Mit wehendem Mantel, den Schirm unterm Arm, kam er an. Schlimm sah er aus. Der Schweiß zog weiße Rinnen in sein geschwärztes Gesicht, das über und über mit kleinen Brandmalen bedeckt war. Der Mantel hatte Löcher, und vom Schirm war nur noch das Gestell geblieben. Die Schnapsflasche lag auf den Schienen.

Am späten Nachmittag kamen wir auf der ersten Station an. Sie war ein kleines Holzhaus, um das herum die Hütten der Arbeiter standen. Auch eine Kantine war da, doch schliefen wir in unserem Wagen, um uns vor Diebstahl zu schützen. So ging es vier Tage und Nächte hindurch bis zur Endstation. — Sie lag schon im Urwald und war die kleinste und verlassenste. Das „Hotel", das dicht dabei stand, war aus Balken roh gezimmert und enthielt drei Räume. Wir entluden unseren Wagen und richteten uns in dem einzigen Gastzimmer ein. Zwei alte Feldbetten, ein Nachttisch und ein eisernes Waschgestell bildeten die Einrichtung. Weil der Wirt viel Cachasvorräte hatte, strich Paska zuerst das „Hotel" an. Der Bahnmeister willigte gerne ein. In der ersten Nacht, die wir im „Hotel" verbrachten, lagen wir steif betrunken in der Kantine. So blieb uns verborgen, was uns in späteren Nächten bevorstehen sollte.

Moskitos kamen durch die unverwehrten Fenster, und Wanzen begannen ihre Angriffe. Der Wirt meinte, wir könnten noch nicht lange im Lande sein, weil wir so empfindlich seien. Fieberhaft pinselten und malten wir und waren bereits am vierten Tage nach unserer Ankunft fertig. Paska wurde nicht mehr nüchtern. Am fünften Tag wurde ich schwefelgelb im Gesicht, was Paska in große Angst versetzte. In der letzten Nacht, die wir auf der Urwaldstation verbrachten, wütete das Ungeziefer besonders schlimm. Es war, als witterten die Tierchen unsere Abreise. Zuletzt hielten wir es nicht mehr aus. Ich holte eine Kiste, stülpte sie um und setzte mich darauf. Paskas Schirmgerippe spannte ich auf und behängte es mit dem Vorhangstoff. So hatte ich wenigstens Schutz gegen die Moskitos. Paska saß auf dem Nachttisch. Zwischen seinen Füßen brannte eine Kerze. Immer wieder ließ er seinen Kopf, den er schwer in die Arme stützte, los und zerdrückte etwas. Er seufzte tief und sah bekümmert ins Licht. — Es war eine lange und traurige Nacht. Als ich aus dem Halbschlaf erwachte, saß er noch auf dem Tischchen. Die Kerze war völlig niedergebrannt. Draußen pfiff eine Lokomotive. War es unser Zug? Der Führer kam und lachte breit. Er sagte uns, daß es soweit wäre zur Abfahrt. Zuvor umarmte er einen jeden von uns und küßte ihn auf beide Wangen. Er schien meine gelbe Farbe nicht zu fürchten. Als wir ihn nach dem Grunde seines stürmischen Tuns fragten, machte er große Augen. Ob wir denn nicht wüßten, daß ein neues Jahr angebrochen sei in dieser Nacht. In dieser Nacht ein neues Jahr? Verflucht, was bedeutete das? — Wieder saß ich auf dem Tender. Paska hatte auf dem Führerstand Platz genommen. Sein Gesicht wurde schwarz, doch seine Augen waren unverwandt auf mich gerichtet. Tränen liefen ihm die Backen herunter und zogen weiße Striemen. „Es ist um dich", log er. Er war nüchtern.

Jahresabschluß (A. Pichel)



Der einzige große politische Erfolg der Parteien

Der soziale General

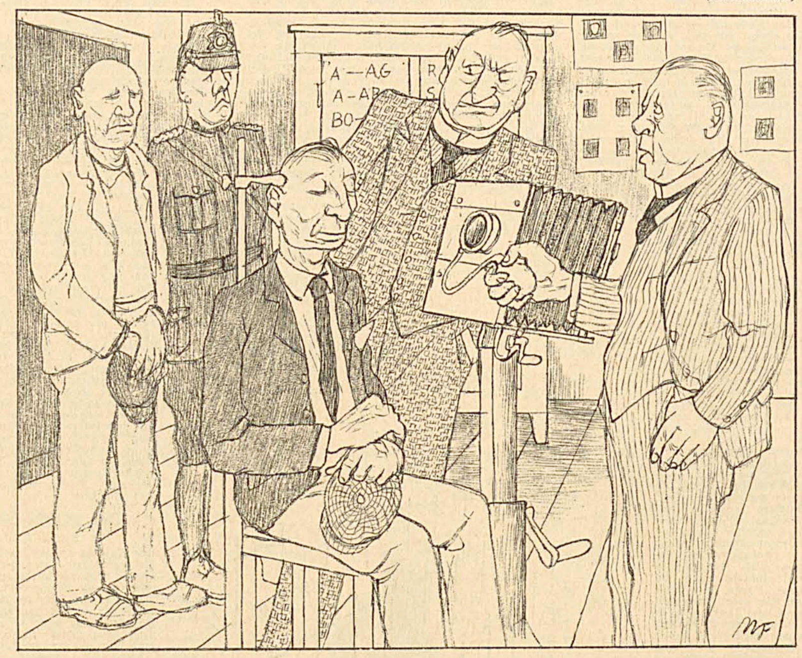
Von Fred Endrikat

Der Kanzler sprach ins Mikrophon.
Es war Musik für unsre Ohren.
Wie lieblich schnarrte sein Jargon,
wie freundlich klirrten seine Sporen.
Wir alle lauschten tiefgerührt
am Rhein, am Pregel, an der Elbe.
Es war zwar anders formuliert,
sonst war es im Prinzip dasselbe,
was wir so manches liebe Mal belauscht
an diesem so vertrauten Orte.
Der Redner war nur ausgetauscht,
er sprach die guten, alten, goldnen Worte.
Es war für uns ein Ohrenschmaus,
zu hören von „nicht zittern und nicht zagen",
von „haltet aus im Sturmgebraus",
und von „erst wägen und dann wagen".
So sprach der soziale General
und hat uns mitten mang ins Herz getroffen.
Na schön, dann wolln wir noch einmal,
und noch einmal von vorne hoffen.
Wir gehn zu Bett mit neuem Trost.
Bevor wir die Antenne erden,
dem neuen Jahre noch ein Prost.
Es muß doch einmal Frühling werden!

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Neujahrsgeschenk

(M. Frischmann)



„'ne janz bescheidene Bitte, Herr Oberkriminalphotojraph: könnense mir nich ooch 'nen Abzug jeben? Meene Braut wünscht sich jrade 'n Bildchen von mir fors Medalljong!"

Lieber Simplicissimus!

Wir wurden durch ein Naturwissenschaftliches Institut getrieben, eine längere Masse, bestehend aus Damen und Herrn. Ein Assistent erläuterte die Schauobjekte.
„Und hier sehen Sie unter einer künstlichen Sonne die Kulturen einer Algenpflanze, die sich seit siebenundvierzig Jahren ungeschlechtlich vermehrt."
Seufzer aus der Masse: „Da würd' ich schtärbn vor Langerweile!" T.

*

Im Personenzug zwischen Bitterfeld und Dessau hörte ich die Stimme des Volkes also sprechen: „Wissen Se, an Hitlern kommt keener ran!" — „Na. Sie scheinen ooch Hitlerheil zu sein, wat?" — „Ick sahre bloß: an Hitlern kommt keener ran!" — „Könn Se recht ham. Nich mal de Zukunft." — „Wie mein Se das?" — „Nu, er bleibt doch egal der kommende Mann." Teha

*

Der Lehrer N. N. heiratete im schönen Monat Mai. Bereits im September teilte er seiner Behörde die Geburt eines Sohnes mit, um für diesen die gesetzliche Kinderzulage zu bekommen. Wenige Tage später erhält er folgende Mitteilung: „Die Kath. Oberschulbehörde nimmt Kenntnis von der Geburt des Sohnes und spricht dem Vater ihr lebhaftes Mißfallen darüber aus."

Die große Zeit / Von Erich Kästner

So groß wie heute war die Zeit noch nie.
Sie paßt nicht in die Zeit, so groß ist sie!
Sie stampft und sie rennt, doch sie kommt nicht vom Fleck.
Und wir stehn morgens auf, doch es hat keinen Zweck.
Das Geld und die Luft werden knapp.
Wir sind wieder mal übern Berg hinweg,
und nun geht's mal wieder bergab!
Es geht bergab mit Schwung.
Der Globus hat 'nen Sprung!
Wir stehn auf der Haut dieses Erdenballs
und denken weiter gar nichts als:

So groß wie heute war die Zeit noch nie.
Kein Metermaß ist groß genug für sie.
Das Korn wird verbrannt und von keinem verzehrt.
Und das Heer der Maschinen wird täglich vermehrt.
Die Menschheit hat sich verirrt.
Die Zeit ist groß, und es wird erklärt,
daß sie täglich größer wird!
Der Weizen brennt blutrot.
Die Kinder schrein nach Brot.
Der Zukunft werden die Füße kalt.
Die Völker schrein, daß es weithin hallt:

So groß wie heute war die Zeit noch nie.
Man müßte sie verkleinern, aber wie?
Die einen sind dumm, und die andern sind schlecht.
Und allen geht's dreckig. Und keiner ist echt.
Das Tun reicht nicht zur Tat.
Der Globus dreht sich und sucht sein Recht.
Ja, weiß denn niemand Rat?
Es geht bergab mit Schwung.
Der Globus hat 'nen Sprung!
Was ist denn bloß? Und was ist denn los?
Die Zeit ist zu groß! Die Zeit ist zu groß!

Dienst am Kunden

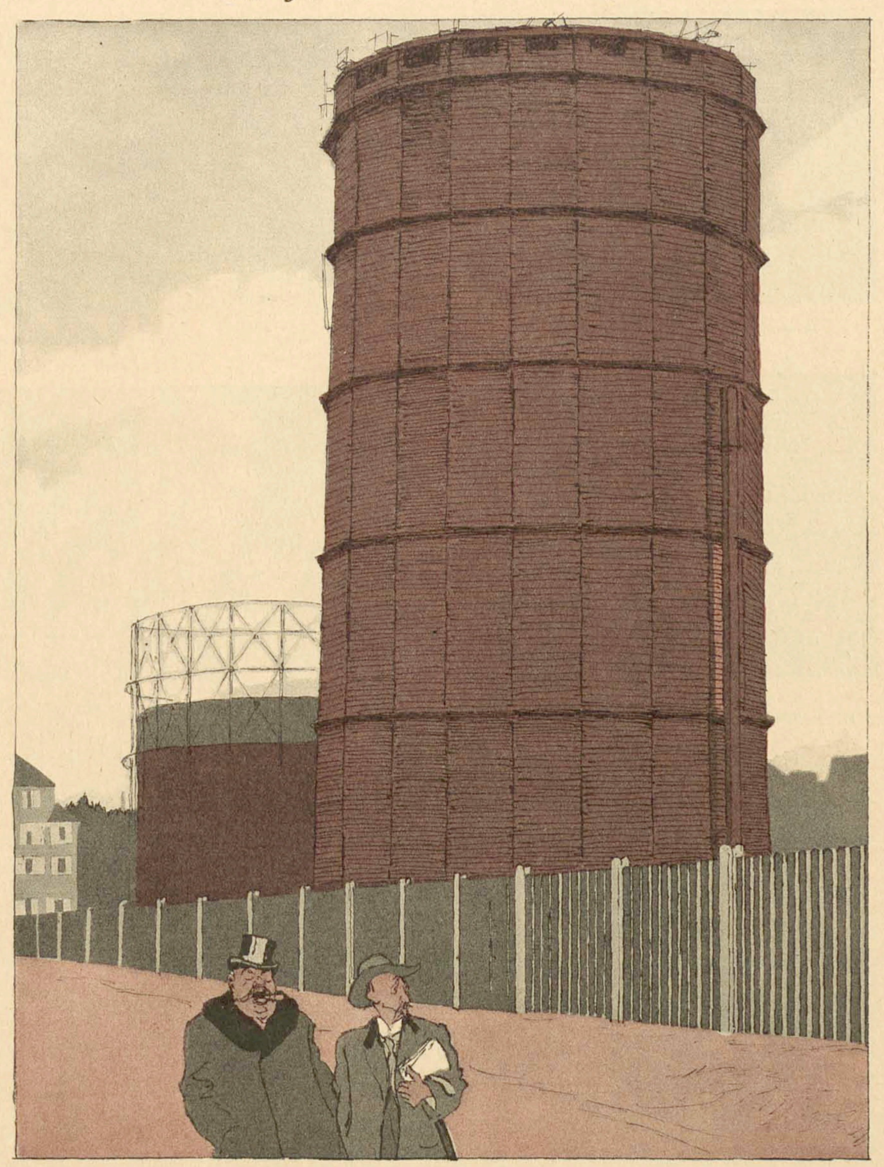
Du steigst abends auf die Leipziger Straßenbahn. Es ist schon nach zwölf Uhr, und der Schaffner nimmt dir deshalb für einen Fahrschein das nette Sümmchen von vierzig Pfennigen ab. Du blechst notgedrungen und ärgerst dich über den hohen Fahrpreis. Skeptisch betrachtest du das kleine Stückchen rosarotes Papier, für das du eben vier Groschen opfern mußtest — und was erblicken deine Augen? Auf die Rückseite des Fahrscheins hat die Leipziger Straßenbahndirektion drucken lassen:
„Überlege dir vor Auseinandersetzungen, ob diese die Belastung deiner und anderer Nerven wert sind. Willst du um unbedeutende Vorkommnisse verärgert in dein Heim kommen? Frage dich deshalb immer vor dem Sturme, ob sich der unausbleibliche Ärger lohnt."
NB.: Über die vierzig Pfennige hast du dich natürlich längst geärgert. m-d

Preß-Blüten

In der „Deutschen Juristen-Zeitung", 37. Jahrgang, 1932, Heft 21, Spalte 1344, findet sich in der Rubrik „Sprechsaal" eine Notiz: „Zwei Todesstrafen": „Man wird (aber) aus kriminalpolitischen Erwägungen davon auszugehen haben, daß die Vollstreckung der Todesstrafe grundsätzlich dem Vollzuge jeder anderen milderen Strafe zeitlich vorzugehen hat." — — —

Mit gutem Mut ins neue Jahr

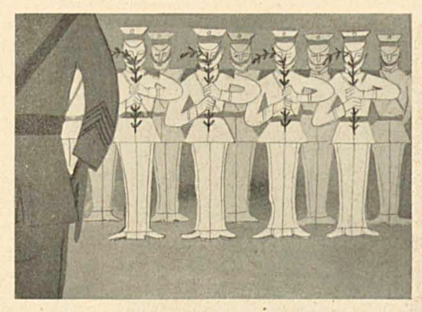
(E. Thöny)



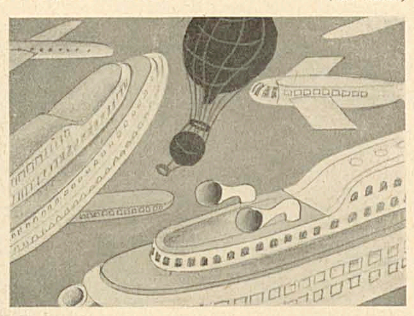
„Wenn das mit den Gasselbstmorden so weitergeht, können wir tatsächlich im kommenden Jahr unser kommunales Defizit durch Aufstellung eines weiteren Gaskessels ausgleichen."

Prophezeiungen für 1933

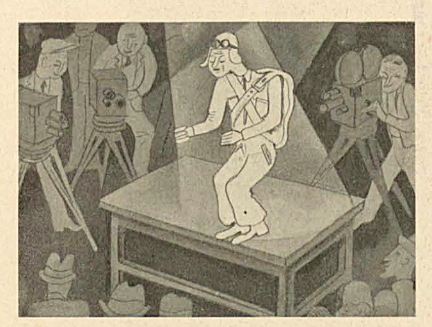
(Erik Nitsche)



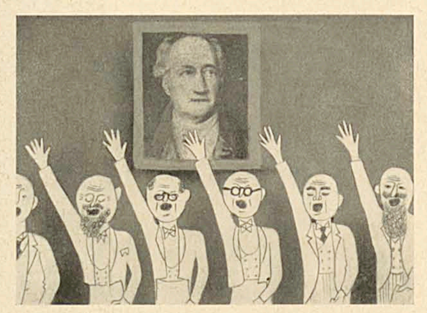
Allgemeiner Militärdienst in der Völkerbundsarmee.



Piccard erreicht den Saturn und kommt in den größten Verkehrstrubel.



Der Weltrekord für Fallschirmabspringen aus geringen Höhen wird erreicht: Der Weltmeister vollführt einen 60 cm hohen Sprung.



Die Goethegesellschaft feiert infolge des großen Erfolges im Vorjahr mit größtem Pomp Goethes 101. Geburtstag.

Klawuttke meckert beim Silvesterpunsch:

Hätt' ick jar nich for meechlich jehalten, det det Jahr nu ooch wieda zu Ende jeht, und wir sitzen imma noch da und sind Neese! Wo se doch alle paar Wochen in't Mikrophon jetönt ham, det nu allens anders wird! Mit Brüning war't nischt, mit Papen war't nischt, mit Hitla war't nischt —: jloomse, det et nu mit Schleichern wat wird? Sone Rundfunkrede kommt mir vor wie 'n Schnulla, den ma so'n kleenet Kind in't Jesichte steckt, det et ruhch is — wie? Aba wenn't ooch imma wieda 'n neier Schnulla is — satt wirste davon doch nich!

Na, Schwamm driba! Hätte ja ooch noch schlimma könn' komm' — oda? Aba friha hat man an'n Silvesta-Ahmd wenichstens seine Wut 'n bißken könn' auslassen und die reichen Leute die Zylinda eintreim. Jibt et ooch nich mehr. Wer heitzutare noch 'n Zylinda hat, läßt'n zu Hause.

Wat ick Weihnachten jemacht ha'? Det war'n janz vajnichta Ahmd. Da ha'ck um siem die Rolläden runtajelassen, und denn ha'ck meine Olle zwo Jroschen for 'ne Molle jeschenkt. Und die hatse denn bei mir bestellt und jezahlt. Und denn ha' ick bei sie ooch eene Molle bestellt und jezahlt. Und denn wieda sie. So ham wa an den Ahmd een scheenen Konsum jehabt — ooch mal mit'n Korn zwischen — und keena hat wollen lassen anschreim! Sowat freut eenen doch. Bloß bei die Abrechnung nachher war't denn so faul wie imma —

In Jenf hamse ooch mal wieda „Friede uff Erden" jespielt, damit die Zeitungen wat zu schreim hatten. Jloobt bloß keena mehr dran. Oft mein ick, det janze Untanehmen von'n Völkabund lohnte de Spesen jar nich, und wenn se det Jeld ibaall for die Arbeetslosen täten ausjem, wär die Welt ruhija — is nich so? Denn wo se mal 'n bißken Kriech wollen führn, tun se't ja doch! Und denn hörste nie wieda wat — so von wejen Japan und die Mandschurei oda so — — —

Freijesprochen hamse dem Bullerjahn ja nu — aba Entschädijung is nich. Weil a nich wejen „awiesene Unschuld" is freijesprochen. Jck bin ja keen Jurist, aba ick sare mir: wenn eena sechs Jahr hat in't Zuchthaus jesessen, und nu missense zujestehn, det se dafor keen richtijen Jrund jehabt ham, denn jenüchte det! Und wat hätten Sie jesaacht, wenn nu der Herr von Jontard aus seine Tasche den Bullerjahn eene Entschädijung hätte jezahlt, wo er doch dran schuld is? Wär det nobel jewesen oda nich mal? Aba wat kümmat det sone Leite, ob se mit ihr Jeschwätz een'n Menschen unjlicklich machen? Eenen kleenen nassen Schmutz kümmat die det! Det sind Menschen, die kenn'n nur drei Arten von Lebewesen: erstens sich und zwotens sich und drittens ooch wieda sich. Aba so wat „Menschen" zu nennen, is eijentlich schon ibatriem. Det sind — reiche Leite.

Oft denk ick mir, et mißte doch so wat jem wie die „Hölle". Denn wirde ick so'n janz kleenet Ding drehn, det ick jrade for'n Himmel nich mehr in Frare käm. Und denn in de Hölle uff'n leichten Posten — so als Hilfsheiza. Da hätt' ick 'n paar uff'n Kieka, wo ick keene Arbeit

Trost in der Neujahrsnacht

In meinem alten Bratenrock,
links den Tabak und rechts den Grog,
will ich Silvesterabend halten.
Ein anderer mag Haare spalten.

Das heißt: es wird, bei Licht besehn,
doch leider nicht ganz ohne gehn.
Denn e i n e s seh' ich mit Ergrimmen
soeben in dem Grogglas schwimmen.

Und dieses eine Haar genügt.
Es stammt, wenn mich nicht alles trügt,
von IHM, der Kraut und Rüben häckselt
und Deutschland mit sich selbst verwechselt.

Indem ich diesen Tatbestand
zur Kenntnis nehme, holt die Hand
das Delinquentchen aus der Soße
und senkt es in die Aschendose.

– „Du spaltest's nicht?!" – Oh, keine Spur!
Ich bin geneigt, die Prozedur
für sich erübrigend zu halten:
es wird sich bald von selber spalten.

Ratatöskr

scheuen würde, um die einzuheizen — aba sooo!
Nu wollense't Fett vateuan und schlechte Butta mang die Marjarine mischen, um die Landwirtschaft uff die Beene zu helfen! Jrade jetzt in'n Winta, wo jeda det bißken Fett braucht jejen de Kälte, wenn a schon keene Kohlen nich hat! Ob die jloom, det die Arbeetslosen imma noch zu ville Fettlebe machen? Und ob sone Entfettungskur nich Wassa is uff die Mühlen von die Radikalen?
Jotte ja: ick bin doof und weeß det ooch. Aba oft denk ick mir so, et jäb Leite, die wärn noch doover und merkten det nich. Aba da komm ick schon wieda in de Polletik — und det is doch bloß wat for jescheite Leite! Kaki

Vom Tage

Etliche illustrierte Blätter haben's neuerdings mit dem Weltkrieg. Geschäft ist Geschäft. Da hing kürzlich überall eines, dessen Titelbild zeigte: einen kraftstrotzenden Krieger, heldisch in Ausdruck und Gebärde, die Flinte unterm Arm, sauber vom Helm bis zu den Stiefelsohlen in einem sauberen Schützengraben. Zwei Schlagzeilen, eine fett, eine halbfett, verkündeten:

So war der Krieg

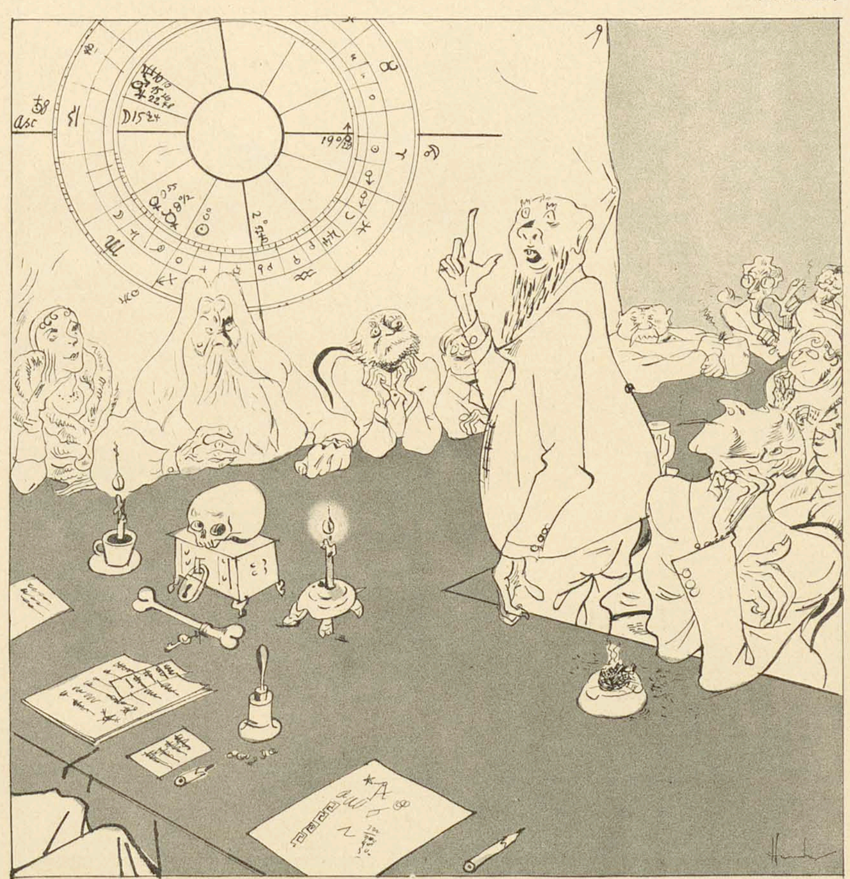
in der schönen Kupfertiefdruckillustrierten! — Ja, freilich, genau so war er. Man merkt wieder einmal, wie doch so sehr mit Recht die Weltgeschichte ein fortschreitender Reinigungsprozeß genannt wird. Teha

Strafversetzung

Schleicher war seit ein paar Wochen Kanzler.
Da besuchten ihn zwei frühere Regimentskameraden.
Als sie wieder unten auf der Straße vor dem Reichskanzlerpalais standen, sagte der eine: „Ist dir übrigens aufgefallen — er war merkwürdig bedrückt. Er scheint sich in seinem neuen Posten gar nicht recht wohl zu fühlen."
Der andere überlegte einen Augenblick. Dann erwiderte er: „Das kann schon sein. Er hat eben auf vieles verzichten müssen, was ihm früher Freude gemacht hat. Da ist kein Kanzler mehr, den er stürzen könnte . . .!"

Jahresversammlung des „Hellsehervereins E. V."

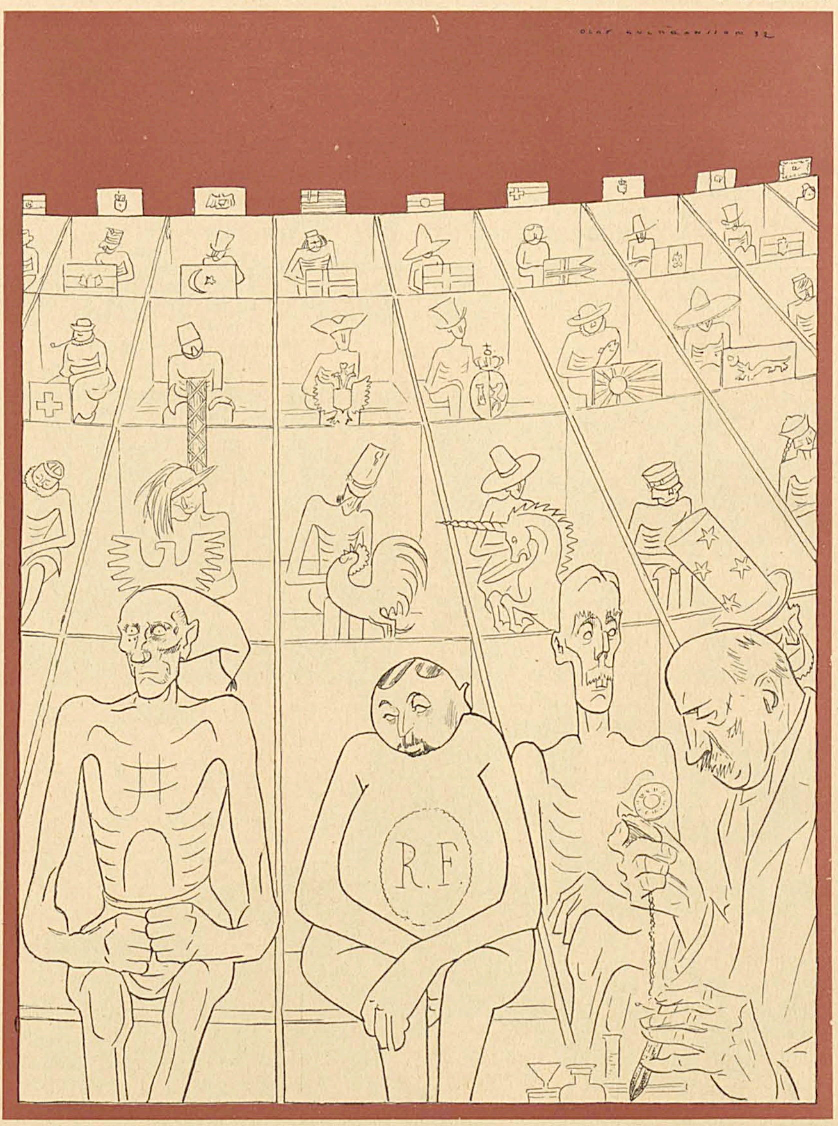
(Fr. Heubner)



„Meine Damen und Herren, als Punkt 13 der Tagesordnung schlage ich dringendst vor, im neuen Jahr eine Spar- und Notstandskasse zu gründen, denn, meine Damen und Herren, man weiß nicht, was noch kommt!"

Der Sport des kommenden Jahres

(Olaf Gulbransson)



Wenn es mit der wirtschaftlichen Unvernunft so weitergeht, kann auf der nächsten Olympiade nur noch um die Weltmeisterschaft im Hungern gekämpft werden.

München, 8. Januar 1933 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 41

SIMPLICISSIMUS

Frankreich und der amerikanische Gläubiger

(E. Thöny)



„Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen! Wenn du deine Schulden bezahlst, statt alles für Rüstungen auszugeben, wirst du dich gleich wieder sicher fühlen."

Und nun —? / *Von Karl Kinndt*

Geht mit euren Horoskopen,
denn ihr prophezeitet schlecht!
Pessimisten, Misanthropen
haben leider meistens recht —

Eins nur läßt sich sicher sagen
— und das freut uns rundherum:
Hitlern geht es an den Kragen,
dieses „Führers“ Zeit ist um!

Und es bleibt als Resultat der
„Volksbewegung“ uns gewiß
nur ein schmerzhaft-schwerer Kater
und im Volk ein tiefer Riß —

Hinziehn nun die arg Enttäuschten,
wo die rötre Sonne scheint:
die noch gestern sich zerfleischten,
kämpfen morgen eng vereint!

Finanziellen Schwergewichten
— selbst Herrn Thyssen — wird es klar,
daß die Nazis großzuzüchten
ungewollter Selbstmord war!

Auch die vielen, die zu scheffeln
hofften, konjunktur-verbockt,
müssen nun die Suppe löffeln,
die sie schlau sich eingebrockt.

Kommt nun noch die große Kälte,
wie der Wetterkund'ge unkt,
wird womöglich schon in Bälde
vielfach SOS. gefunkt — — —

Und dann kriegt Herr Adolf Hitler,
der die Geister trommelnd rief,
als des neuen Heils Vermittler
Moskaus gold'nen Ehrenbrief!

Krischan, der bellende Hahn / Von Peter Scher

Kätner Dudenow saß am Fenster und sah die Abendnebel über die graue Heide quirlen. Die Birken tropften von Nässe; alles grau in grau.

Dudenow hatte Sorgen.

Er war mit Pacht und Steuern im Rückstand. Eine Kuh war schon gepfändet. Wenn kein Wunder geschah, konnte er sich aufhängen.

Dudenow hatte die Hände gefaltet. Es schien, daß er betete. Vielleicht fluchte er auch. Seine Lippen bewegten sich und blieben schließlich fest aufeinander gepreßt. Sein Kopf sank vornüber.

Gute Nacht, Dudenow!

*

Im Hühnerstall der Kate saßen elf Hennen und der Hahn Krischan auf der Stange. Es schien ein Abend wie jeder andere hereinzubrechen: naßkalt, trist, zu Träumereien ungeeignet. Aber das Wunderbare, das arme Menschen längst aufgegeben haben, wollte gerade an diesem unfreundlichen Abend wieder einmal in Erscheinung treten.

Krischan, der Hahn, der zur Verwunderung der Hennen heute schon ungewöhnlich zeitig eingedöst war, zog plötzlich den Kopf aus seiner Federboa heraus, sah sich verstört im Kreise um, öffnete den Schnabel und bellte: Wau — wau!

Die Hennen sahen sich befremdet an. Was sollte das nun wieder sein! Sie waren von seinem hysterischen Gockeltum mancherlei gewöhnt und rechneten ihm einiges zugute. Ein Herr, der elf Damen kommandieren kann, muß ja schließlich einen kleinen Napoleonstik davontragen.

Alle elf Hennen sahen Krischan gespannt an. Sie sollten Merkwürdiges erleben.

Er schien nach den ersten Probetönen seiner Sache sicher zu sein. Er erhob sich zu voller Größe, schlug mit den Flügeln, reckte den Hals und bellte triumphierend: Wau — wau — wau — wau — wau!

„Nanu — jetzt schlägt's dreizehn!“ sagte die ehrwürdige Alt-Legerin Stina und näherte sich Krischan, der in hoffärtiger und gespreizter Haltung ihrem Blick begegnete. Die andern Hennen — besonders die jüngeren — klatschten belustigt mit den Flügeln.

„Soll das vielleicht Eindruck auf uns machen?“ fragte Stina, mit schief gehaltenem Kopf Krischan aus ihren rotgeränderten Augen ironisch lorgnettierend.

„Und ob es Eindruck macht!“ sagte Krischan frech. „Ihr seid ja alle sichtlich konsterniert! Oder hat eine von euch je einen Hahn bellen hören?“

„Uns genügt es, wenn Hunde bellen“, fiel eine junge Henne schnippisch ein. „Übrigens glaube ich nicht, daß Sie es beibehalten können. Ihre Figur ist nicht danach, auf die Dauer so kräftige Töne auszuhalten!“

„Sie sind ein Hochstapler!“ schrie gereizt eine eifersüchtige andere Henne. „Mir imponieren Sie nicht und wenn Sie stundenlang bellen!“

Der Hahn Krischan kratzte sich am Kopf. Er schien sich der neuen Situation selbst nicht so recht gewachsen zu fühlen. Zum mindesten verursachte sie ihm Unbehagen. Er griff sich an den Hals und räusperte sich ein paarmal wie ein Tenor. Aber als er den Schnabel öffnete, kam wieder ein helles Hundegeblaff heraus — wie von einem Terrier.

„Er ist verhext!“ sagte Stina. Bei Hysterikern kommen solche Verwandlungen vor. Ich wette, wenn man ihm mit suggestiver Energie entgegentritt, kann er plötzlich wieder krähen, wie es sich gehört. Krähen Sie, Krischan — los!“

Alle Hennen standen im Kreise herum und warteten mit atemloser Spannung auf das Resultat.

Wau — wau — wau — wau — wau! blaffte der Hahn Krischan.

Die Augen standen ihm aus dem Kopf; er wußte selbst nicht, wie ihm geschah. Er war ein Medium, das höheren Einflüssen gehorchte.

Gak — gak — gak! lachten die Hühner — nun auch ein bißchen hysterisch —, „der kann wahrhaftig nicht mehr krähen! Und so etwas nennt sich Hahn!“

„Ein perverses Tier“, keifte die eifersüchtige Henne — „ein Fall, der vor den Psychiater gehört!“

„Ruhe!“ drang endlich Stina durch. „Laßt euer törichtes Geschrei — horcht!“

Krischan ließ eine noch durchdringendere Serie von Blaffern ertönen. Es war geradezu aufregend. Die Hühner flatterten verwirrt von der Stange und duckten sich an die Wände.

Krischan bellte wie ein Hofhund, der einen Dieb wittert.

*

Kätner Dudenow hob lauschend den Kopf. Es war nun schon ganz dunkel geworden. Er fuhr sich über die Augen, seufzte und horchte angestrengt hinaus. Was war das? Ein Hund im Hühnerhof? Er zündete hastig die alte Stallaterne an und latschte in Holzpantinen über den Hof. Wahrhaftig, ein Hund mußte zu den Hühnern eingedrungen sein! Na warte, dem wollte er etwas erzählen. Er nahm eine Bohnenstange zur Hand, riß die Tür des Hühnerstalls auf, leuchtete mit der Laterne und fuhr mit einem Schrei zurück.

Mitten im Raum stand der Hahn Krischan, hatte einen plustrigen Federreif um den Hals und bellte, bellte, bellte.

Die Hühner verhielten sich mäuschenstill.

„Dunnerslag!“ schrie Dudenow, nachdem er sich von dem ersten Schreck erholt hatte. „Dat is Düwelskram — ick möt dat dem Pastor melden!“

Die Pantinen klapperten, und die alte Stallaterne funkte im Zickzack, als Dudenow ins Dorf stürmte.

*

„Sü sin' woll all'n büschen besapen, Dudenow!“ sagte der Pastor besorgt, und er dachte gutmütig: Die traurige Situation hat ihm den Geist verwirrt. Man muß nachgiebig sein mit solchen Kranken! Ich werde Dudenow auf seinen Hof begleiten, der vielleicht — ach du lieber Gott, der Arme! — schon beim nächsten Zahltermin nicht mehr der seine ist!

*

Als der Pastor vorsichtig hinter Dudenow in den Hühnerstall trat, wozu er sich bücken mußte, denn er war ein sehr stattlicher Pastor, schlug er die Hände zusammen und sah Dudenow blaß ins Gesicht.

„He bellt as'n Hofhund!“ sagt er und kniff sich in den Arm, um zu kontrollieren, ob zur Abwechslung nicht er selbst den Verstand verloren habe. Aber es blieb dabei. Der Hahn Krischan bellte.

„Das ist stark, Dudenow“, sagte der Pastor. „Wissen Sie, was das ist, Dudenow? Das ist ein Wunder!“

Er sprach vor Erschütterung hochdeutsch.

Nach einer Weile fuhr er fort: „Es ist natürlich kein Wunder wie bei den Katholschen, Dudenow, es ist — sozusagen — ein Phänomen!“

Dudenow wußte natürlich nicht, was ein Phänomen ist. Aber da er die ganze Sache nicht verstand, fand auch er, daß es ein Phänomen sei, und sah den Pastor kopfschüttelnd an.

„Es muß in die Zeitung, Dudenow“, fing der Pastor wieder an — „und zwar sofort!“

Ein Gedanke war ihm durch den Kopf geschossen. Sein Gesicht hatte sich aufgehellt. Er empfahl sich eilig und gebot Dudenow, gut auf den Hahn Krischan aufzupassen.

*

Drei Tage später kamen die ersten Autos angefahren. Herren von der Zeitung, Schreibeherren und Photographierherren, wollten durchaus den Hahn Krischan besichtigen. Dudenow wurde ausgefragt. Krischan wurde photographiert. Alles überwachte der Pastor. Als einer der Herren eine Tonaufnahme von Krischans Gebell machen wollte, protestierte der Pastor und sagte, Herr Dudenow behalte sich alle Rechte vor.

Dudenow ging allmählich ein Licht auf. Auch in der Heide ist man nicht mehr auf den Kopf gefallen, wenn es ans Verdienen geht.

*

Die große Sensations-Nummer: Krischan, der bellende Hahn beherrschte monatelang die internationale Spezialitätenbühne. Dudenow brachte Krischan auf die Bühne und richtete einige treuherzige Sätze in Platt an das Publikum, bevor der Hahn sein Kunststück machte.

Das Publikum kannte Dudenows Geschichte. Alle Zeitungen hatten eingehende Berichte darüber gebracht. Das Publikum protegierte Dudenow um der Treuherzigkeit willen, mit der er bekanntgab, daß Krischan ihn gerettet habe. Wenn er am Schluß der Vorführung Krischan einen Kuß auf den Schnabel gab, donnerte das Haus von Beifall.

*

Nach Abschluß der großen amerikanischen Tournee kaufte sich Dudenow einen Hof in der Nähe seiner Kate, die er aus Dankbarkeit gleichfalls behielt. Der Pastor spielte jeden Abend mit ihm Sechsundsechzig. Er bezeichnete Dudenow stolz als den letzten Europäer, der noch ernsthaft an das Wunder geglaubt habe und dafür denn auch gebührend belohnt worden sei.

Viel erreicht / *Von Peter Scher*

Deutschland ist knorke, tief und chic.
Wohin du blickst: Probleme.
In Bammelhausen befindet sich eine Fabrik:
Vormals Gebrüder Zehme.

Inhaber derzeit: Sally Klee.
Arbeiter: Kommunisten.
Sie fabrizieren Ausrüstungsge-
genstände für Hitlergardisten.

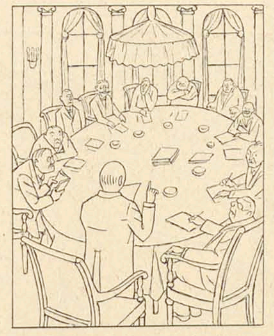
Der alte Fritze fände es bong,
seinen Ausspruch verwirklicht zu finden:
In Deutschland kann jeder nach seiner Fassong — —!
Und kann er nicht, darf er verschwinden.

Gefahren der Amnestie

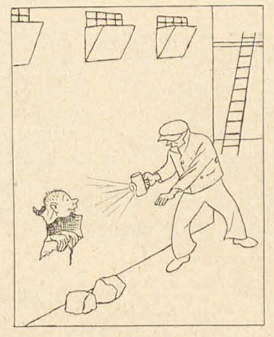
(Th. Th. Heine)



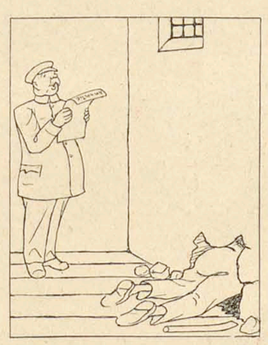
Gefängnis ist kein Amüsmang.
Dem Sträfling wird die Zeit zu lang,



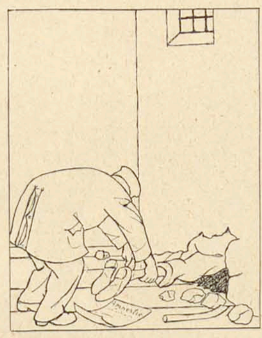
Derweil die guten Autokraten
Das Amnestiegesetz beraten,



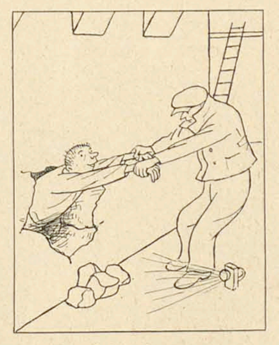
Schon bricht durchs Loch der Inkulpat.
Die Sache klappt. Der Retter naht.



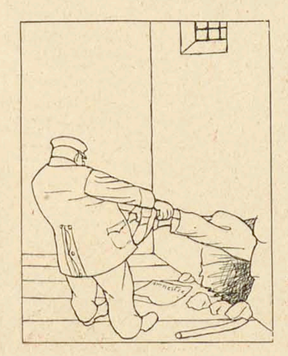
„Man hat – kannst du die Gnade fassen? –
Den Rest der Strafe dir erlassen.“



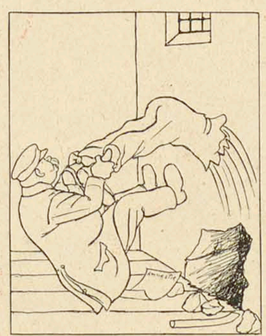
Der Staat, in seiner großen Güte,
Will nicht, daß man sich selbst bemühte.



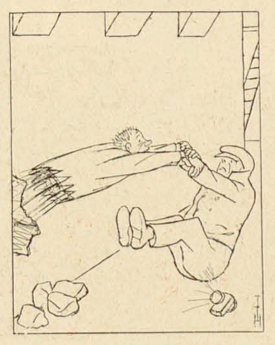
„Mein Freund, du mußt mich kräftig ziehn,
Denn jemand hindert mich am Fliehn.“



„Der Kerl will sich wohl selbst befrein?
Man zieht ihn eben wieder rein.“



„Hoppla! – Der Sträfling ging entzwei.
Nun wird er in zwei Hälften frei.“



„Verflucht! – Jetzt ist er abgerissen.
Die Beine wird er recht vermissen.“

Die Heiligen Drei Könige stoßen auf Zollschwierigkeiten

(Wilhelm Schulz)



„Weihrauch und Myrrhen müssen wir leider vernichten. Das bißchen Gold reicht für die Zollgebühren nicht aus."

Lebensphilosophie (Rudolf Kriesch)



„Schau mal, Kurt, da schickt der Schneider schon zum fünftenmal wieder die Rechnung." — „Ja, ja, so lange der Mensch lebt, hofft er eben!"

Die Heiligen Drei Könige / Von Ratatöskr

Zwei Semiten nebst einem Mohren —
was haben denn wir in Deutschland verloren?
Wir sind so grausam alt geworden,
niemand vermag uns mehr aufzunorden.

Wir müßten uns ja zu Tode grämen,
wenn wir zu ihm vor die Türe kämen,
der als Self made-Heiland, rundlich und breit,
in oder vielmehr an der Krippen leit.

Mag sein, er könnt' unsre Goldbatzen brauchen.
Aber dann tät' er uns außer stauchen,
aber dann tät' er die Reitpeitsche schwingen,
und wir hörten die Engel im Himmel singen.

Und wenn wir's mit dem Weihrauch probierten?
Wir wären erst recht die Angeschmierten.
Der unsrige wäre ihm viel zu leicht.
Er ist auf stärkere Nummern geeicht.

Da woll'n wir doch lieber draußen bleiben
und anderswo uns die Zeit vertreiben
und anderswohin unsre Gaben lotsen . . .
Wie wär's z. B. mit Strasser in Bozen?

Der Mann von der Straße / Von Stefan Salm

Als die Auflage seines Magazins in einem Monat um sechstausend Exemplare gefallen war, nahm sich Herr Roger beim Wort.

Herr Roger, Besitzer obenerwähnten Magazins, vertrat nämlich — unter anderem in einem temperamentvollen, vielumstrittenen Buch „Zur Kritik der literarischen Theorien" — einen eigenen Standpunkt: man habe in der Literatur keinen Standpunkt zu haben. Keinen politischen, keinen philosophischen, keinen literarischen. Er, Herr Roger, kenne nur eine Autorität, nur einen Maßstab, nur eine Urteilsbehörde, — den Mann von der Straße.

Von jenem Mann sprach und schrieb Herr Roger so lange, bis also die Auflage seines Magazins um sechstausend fiel: eine um so bedenklichere Erscheinung, als knapp vorher das Konkurrenzunternehmen, das „Elektramagazin", in der Folge eines Bankzusammenbruchs eingegangen war, was Herrn Roger eher eine Auflagensteigerung erwarten ließ. In diesem kritischen Augenblick nahm sich Herr Roger, wie schon angedeutet, beim Wort: Er trat vor das Haus seiner Redaktion, sah auf die Straße und sprach den ersten absolut brillenlosen Mann, der vorbeikam, mit den verblüffenden Worten an: „Wollen Sie dreihundert in der Woche verdienen? Dann treten Sie bei mir ein!"

Der Mann von der Straße wollte und trat ein. Herr Roger führte ihn direkt ins Chefzimmer, schaute sich ihn jetzt erst so richtig an, und sah, daß er gut war. Dem Mann lachte der gesunde Menschenverstand von den Backen, und in seinem Blick spiegelten sich biedere Seelenschwielen. Kein Zweifel, — ER war es, der Mann von der Straße! Herr Roger freute sich, rief seine Redakteure herein und sprach: „Hier stelle ich Ihnen Herrn — wie heißen Sie eigentlich? Bell? — also Herrn Bell vor. Er wird in Hinkunft alle eingereichten Manuskripte lesen. Was ihm gefällt, kommt ins Magazin. Was ihm nicht gefällt, ist automatisch abgelehnt. Seine Urteile hat er nicht zu begründen, seine Entscheidung ist endgültig. Auf Wiedersehen, meine Herren!"

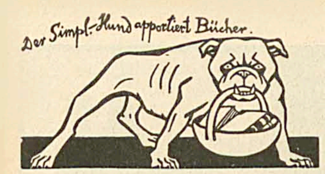
Herr Bell kam täglich für drei Stunden ins Büro, las, nahm an, lehnte ab. Roger zahlte pünktlich dreihundert in der Woche, ansonsten kümmerte er sich nicht im geringsten um Herrn Bells Vergangenheit, Beruf, Ansichten und Weltbetrachtung. „Ich habe endlich einmal das vielberedete Prinzip des Mannes von der Straße lebendig gemacht. Alles andere, bis auf die Auflagenbewegung, interessiert mich nicht. Auf Wiedersehen!" Daraufhin unterließ Bell jeden Versuch, sein Curriculum vitae anzubringen. Er las, strich Metaphern, die er nicht verstand oder die ihm nicht gefielen, einfach durch, lehnte ab, nahm an. Nach zwei Monaten war die Auflage des Rogerschen Magazins um zehntausend gestiegen.

Herr Roger strahlte ob der grandiosen Bewährung seines literarischen Prinzips, alle waren zufrieden (bis auf die paar verraunzten Burschen, die poetische Rosinen im Kopf haben, auf die es jedoch, bei Gott, in der Literatur nicht ankommt).

Aber eines Tages geriet Herrn Roger ein Manuskript in die Hand, auf dem der Mann von der Straße ein „trotz", dem arglos der Genetiv folgte, in den dritten Fall erhoben hatte. Roger stutzte, begann seinen Fachmann für literarische Unverdorbenheit mißtrauischer zu beobachten und erfuhr auch tatsächlich einige Tage später, daß der biedere Straßenmann einer Kurzgeschichte das Happy-end amputiert hatte. Daraufhin durchsuchte Roger Bells Schreibtisch, wobei er einen entsetzlichen Fund machte: in einer Lade lag, versteckt, ein Band André Gide!

„Es ist aus", sagte Herr Roger seinen Redak-

(Schluß auf Seite 486)



Franz Blei: Talleyrand. (1932. Rowohlt-Verlag, Berlin.)

Mit dieser Monographie hat sich Franz Blei das überaus schwierige und auch vom zünftigen Historiker noch kaum gelöste Problem gestellt, aus der höchst widerspruchsvollen Persönlichkeit Talleyrands ein geschlossenes Bild zu formen. Es bedurfte neben jahrzehntelanger historischer Forschungsarbeit einer ungewöhnlichen Intuition, um sich in das schwer durchschaubare, ewig wandlungsfähige und an der Norm moralisierenden Werturteiles kaum meßbare Wesen eines Politikers einzufühlen, dessen Lebensbild nur in Verzerrungen der Nachwelt überkommen war. Blei gibt ihm sichere Konturen und stellt mit stärkster künstlerischer Gestaltungskraft jenen Talleyrand hin, „dessen Eigenschaften von einem hohen Standpunkt aus gesehen von minderer Qualität sind, aber mit seiner Tätigkeit und deren Aufgaben so durchaus übereinstimmen, ihr so adäquat sind, daß man von der vollkommenen Einheitlichkeit, ja Vollendetheit dieses Lebens als der größten dem Menschen möglichen Leistung nur sprechen kann". — Mit Talleyrand umschreibt Blei schlechthin das Wesen des Politikers und Diplomaten überhaupt, die Person gilt ihm nur als Musterbeispiel der Vollendung. Und damit greift das meisterliche Werk über seine Bedeutung als Biographie noch weit hinaus. A, Wisbeck

Irmgard Keun: Das kunstseidene Mädchen. Roman. (Universitas Deutsche Verlags-A.-G., Berlin.)

Nach ihrem Erfolg mit „Gilgi, eine von uns" beschreibt Irmgard Keun hier den Lebensweg eines kleinen Geschöpfes, das „ein Glanz" werden möchte. Sein Schicksal ist typisch. Der Weg in die große Stadt beginnt mit einem Diebstahl. Und dann geht's bergab, mit Humor — aber bergab. Wenn sie auch behauptet, „Korke in ihrem Bauch zu haben, die sie nicht untergehen lassen", so befürchtet man doch das letzte für diese kunstseidene Doris, die wohl in leichtsinniger Triebhaftigkeit handeln mag, der man aber deshalb nicht zürnen kann. Ein unter allem Humor todtrauriges Buch. Originell? — Gewiß, sofern man sich nicht an der — manchmal mit allzu deutlicher Absicht — primitiv gefaßten Ausdrucksweise stößt. (Daß z. B. jeder Relativsatz mit „was" eingeleitet wird, geht einem bald auf die Nerven.) Deshalb wird manchem Leser auch der erste Teil des Buches unterhaltender erscheinen. In allen Lebenslagen kommen dem Mädchen herrliche Einfälle. (S. 36: „Marke-tenderin" wird für sie „eine herumziehende Marke". „Und so sehe ich wieder, daß man mit ein bißchen Nachdenken sich vieles selber erklären kann und gar nicht fragen braucht.") Aber das Buch ist bedeutend mehr als bloße Unterhaltung. Man könnte Tränen heulen, so echt ist dies kleine Leben beschrieben. Trotzdem wird es nicht nach jedermanns Geschmack sein. Mir hat's gut gefallen. Karl Kurt Wolter

Lion Feuchtwanger: „Der Jüdische Krieg". (Propyläen-Verlag.)

Während man liest, fragt man sich manchmal: ob's wirklich so gewesen ist? Aber dann überwältigt einen immer wieder die Stärke der Vision, die in Feuchtwanger gebrannt haben muß, während er sein Buch niederschrieb. Eine tolle Fülle exakter, geschichtlich belegter Einzelheiten gibt den Rohbau für eine Schöpfung, die schließlich als Ganzes fest, echt und imponierend dasteht. — Der Buchdeckel trägt das Abbild einer Münze, die Kaiser Vespasian hat schlagen lassen: unter einer Palme hockt ein gefesseltes Weib, im Himmel besagen Buchstaben: Judäa capta. Das erledigte Judäa, das von Titus, dem Sohn und Feldherrn Vespasians, dem Erdboden gleichgemachte Jerusalem. Dieser Tod Jerusalems und des Tempels ist schauerlicher Höhepunkt und ungeheurer Ausklang des Buches. Rom als Sieger gegen Israel, das sich dem Imperium nicht hat eingliedern wollen. Untergang eines so offenkundig Schwächeren in sinnloser Starrköpfigkeit, daß heldisch im guten Sinne dies nennen mag, wer will. So hat denn auch Feuchtwanger die tragende Figur des Romans, den Juden Josef ben Matthias (späteren Geschichtsschreiber Flavius Josephus), den Mann, der mit dem Hirn bei den Römern, mit dem Herzen bei seinem Volke ist, einen mutigen, gescheiten, freilich auch problematischen Mann, einen zuerst von den Römern Bespöttelten, dann durch Titus Erhöhten — ihn hat Feuchtwanger freigehalten von jenem verrannten Fanatismus, der sich Nationalismus nennt und nannte und damals das jüdische Volk und Land in einen restlosen Untergang stieß. Freilich auch er, dieser überlegene Josef ben Matthias, hat es nicht retten können, mit all seinem Kopf, mit all seinem Herzen nicht, aber wir erleben in ihm einen Mittelpunkt, großartig und lebendig genug, um großartiges und lebendiges Geschehen, das überall schlagende Parallelen zum heutigen Geist und Tun aufweist, um sich her kreisen zu lassen. A. M. Frey

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Luciano Magrini: „Im Indien Brahmas und Gandhis". Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau.
Gottfried Benn: „Nach dem Nihilismus". Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.
Corti: „Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo". Insel-Verlag, Leipzig.
Paul Cohen-Portheim: „Die Entdeckung Europas". Paul Neff, Verlag, Berlin.
Arnold Zweig: „de Vrient kehrt heim". Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.
Bogumil Curtius: „Prinz Jason". Gustav Engel, Verlag, Leipzig.
Hermann W. Anders: „Weg einer Leidenschaft". Bergis-Verlag, Wien.
Meyers Kleines Lexikon, III. Band. Bibliographisches Institut, Leipzig C.
Siegfried von Vegesack: „Das fressende Haus". Universitas Deutsche Verlags-AG., Berlin.
Johannes Prinz: „Das württembergische Kapregiment". Strecker und Schröder, Stuttgart.
Kurt Caro und Walter Oehme: „Schleichers Aufstieg", Rowohlt, Verlag, Berlin.
Helmut Wickel: „J. G. Deutschland". Verlag Der Bücherkreis G. m. b. H., Berlin.
John Galsworthy: „Blühende Wildnis". Paul Zsolnay Verlag, Berlin.

(Schluß von S. 485)

teuren, „der Mann hat sich verbraucht, was eigentlich vorauszusehen war. Er ist nach mehrmonatiger Teilnahme am Sprachbetrieb angekränkelt und verdorben. Schade!" Herr Roger kannte keine Sentimentalität, wenn es um Dinge der Kunst ging; seine Entdeckung hatte sich verbraucht, — dann eben weg mit ihr! Bell wurde auf der Stelle gekündigt und ging so plötzlich, wie er gekommen war.
Das Prinzip aber hatte sich ja bewährt, und Roger nahm wieder einen Mann direkt von der Straße. Dieser zweite bewährte sich nicht, auch der dritte nicht und der vierte ebensowenig. Die Auflage sank stetig. Und langsam empfand Herr Roger Sehnsucht nach dem Urbild des Mannes von der Straße, nach seinem ersten Schlager, — kurz, nach Bell.
Er begann ihn, dessen Personalien er ja nie erfahren hatte wollen, in der riesigen Stadt zu suchen. Abend für Abend durchzog Herr Roger die kleinen Cafés und die Butiken der Stadt, wie eine demütige Braut den durchgegangenen Bräutigam sucht. Umsonst, — in allen diesen Lokalen des kleinen Mannes war Bell nicht zu finden.
Eines Abends kam Herr Roger, nach einer neuerdings erfolglosen Streife, an dem protzigen Kaffeehaus vorbei, das er prinzipiell nie betrat, weil er das dort verkehrende Gelichter von Rechtsanwälten und Literaten grimmig verabscheute. Diesmal aber trat Herr Roger, der unaufschiebbare Lust auf einen Doppelkognak verspürte, ins Lokal. Kaum hatte er sich niedergesetzt, da passierte, was die intelligente Leserin ohnehin vermutet: im gleichen Augenblick verschwand durch die Drehtüre Herr Bell!
Roger sprang auf, lief ihm nach. Aber der Mann von der Straße war schon auf der letzteren verschwunden. Roger, so nahe dem Ziele, stürzte auf den Kellner los: „Haben Sie den Herrn gesehen, dem ich nachgelaufen bin? Kennen Sie ihn vielleicht?"
„Sehr wohl", nickte der würdige Oberkellner. „Das war Herr Doktor Bell, ehemaliger Chefredakteur des eingegangenen Elektramagazins." Und der Ober ging weiter und ahnte nicht, daß er soeben eine literarische Theorie zertrümmert hatte.

Die Auswanderer / *Von Fred Endrikat*

(Frei nach Ferdinand Freiligrath)

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
ich schau euch an und heul beinah.
Das Edelste an Weinbeständen
verschleppt man nach Amerika.
Ihr Fässer, voll der feinsten Tropfen,
ihr wandert aus. Mich packt ein Zorn.
Das Bier, gebraut aus deutschem Hopfen.
Der Schnaps, gebrannt aus deutschem Korn.
Und ihr geschmückten, malerischen
Weinflaschen, teils gebaucht, teils schlank,
euch opfert nach der Prohibischen
dem Yankee drüben man zum Trank.
Dort stehn die guten, alten Krüge,
die oft im Hofbräuhaus gefüllt,
daß am Missouri alles schwiege,
wenn ihr vor Heimweh „G'suffa" brüllt.
Man nippt an euch im fernen Westen
bald stundenlang an einer Maß.
Nicht mehr bei deutschen Bockbierfesten
benäßt ihr Radi, Wurscht und Kas.
O sagt, warum müßt ihr von dannen?
Vom Rhein, aus Bayern und der Pfalz.
Ihr seid entführt den deutschen Mannen,
dem markigen Germanenhals.
Die Hupe hupt! Lebt wohl. Wie schade! —
Versinkt in einem würd'gen Bauch.
Uns bleibt der Dalles und die Limonade.
Grüßt mir den Dollar! Prost! Gut Schlauch!

Kleine Geschichten

Das war noch vor dem Kriege, als in politischen Versammlungen auch Diskussionsredner zum Wort kamen, die gegen die Partei der Einberufer sprachen. Die Übung, Opponenten mit Schlagringen vom Podium zu holen, ist erst später gebräuchlich geworden. In einer sozialdemokratischen Versammlung meldete sich ein Außenseiter zur Diskussion, der sich durch eine mächtige Haarmähne auszeichnete. Er begann sofort mit heftigen Ausfällen gegen die Parteiführung und sagte finstere Wirkungen voraus. Die Versammlung wurde unruhig, obwohl sie interessiert schien. Bei einer besonders scharfen Wendung rief aber ein Mann aus der Menge dem Redner zu: „Laß dir erst mal die Haare schneiden!" Der Opponent erwiderte kurz: „Der Barbier da kann sich nachher bei mir melden!" Die Versammlung lachte, rief bravo und war gewonnen. M.

*

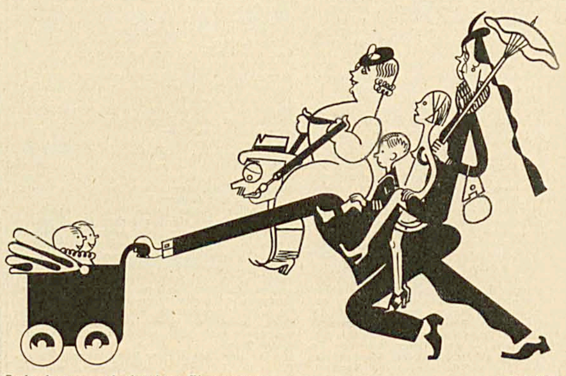
Auf dem Festbankett anläßlich des Jubiläums einer großen Firma hat der Seniorchef gerade eine Ansprache gehalten und den zahlreichen Festrednern, die seinen und seines Hauses Ruhm besungen hatten, gedankt. Als der tosende Beifall ein wenig abgeebbt war, neigte sich einer der Festredner zu seinem Tischnachbarn und fragte leise: „Wissen Sie, daß der Alte von jeher das Wunderkind seiner Familie war?" — „Wunderkind?" fragte der andere, „wieso, ist er denn auch musikalisch?"
„Musikalisch nicht", sagte der erste, „aber er war als Kind von drei Jahren schon genau so blöd wie heute."

*

„Diese Banken haben noch immer keine Ahnung vom Dienst am Kunden", erzählte Herr Lewitus im Café Dogenhof auf der Praterstraße, „da wollt' ich neulich meinem Buben, dem Siegfried, als Weihnachtsgeschenk einen Sparschein über hundert Schilling kaufen, — aber es ist einfach nicht zu machen!"
„Wieso ist das nicht zu machen?" staunten die Stammgäste.
„Weil diese Idioten in der Bank mir keine Monatsraten bewilligen woll'n und durchaus auf Barzahlung bestehen!" Spt

*

Wohltätigkeit ist Glückssache. Oft verschlingt der Sammelapparat die Sammlung. Ein Mann kam mit der Liste: „Eine Kleinigkeit für die Blinden!"
Marcus meinte: „Ich bin sicher, daß die Blinden nichts davon sehen werden." J. H. R.



Gedanken eines bedrückten Ehemannes — *Karl Holtz*

Das Käuzchen / Von Charly Conrad

Eines Morgens gegen sechs Uhr klopfte es an Hausmanns Fensterläden. Hausmann sprang aus dem Bett, nahm zitternd seine Brille vom Nachttisch, putzte sie eilig mit einem bunten Taschentuch und setzte sie auf. Dann zog er eine Wolldecke von seinem Bett, warf sie sich um, band sie vor der Brust zu einem Knoten zusammen und öffnete das Fenster. Draußen stand der alte Haas. Er flüsterte einige Worte und blickte dann Hausmann unbeholfen und ein wenig verlegen an. „Aber gern", sagte dieser schnell, „aber gern." Er fühlte sich immer geehrt, wenn die Leute ihn in wichtigen Angelegenheiten um Rat fragten, und das taten sie oft, denn er genoß als Verwalter der Sparkasse in der ganzen Gegend das denkbar größte Ansehen und Vertrauen.

Er führte Haas sogleich in die Stube. Der Bauer setzte sich auf einen Stuhl und wischte sich mit dem Ärmel seiner blauen Leinenjoppe den Schweiß von der Stirn. Außer der Joppe trug er nur noch eine stark verschlissene, erdfarbene Manchesterhose und an den Füßen graue Wollsocken und klobige Holzschuhe. „Ich kann nich mehr lang", sagte er. Aber es war keine Klage, nur eine ruhige Feststellung. Hausmann versuchte ihn aufzumuntern, er habe selbst auch schon dergleichen geglaubt, aber jetzt sei er doch wieder wohlauf. Der Bauer schüttelte den Kopf.

Er blieb dabei, daß er sein Testament machen müsse. Er kannte die rücksichtslose Habgier seiner Tochter Anna, ohne ihr im übrigen einen sonderlichen Vorwurf daraus zu machen. Jedenfalls aber wollte er durch einen ausdrücklichen Passus in seinem Testament verhindern, daß sie nach seinem Tode die Auszahlung des Erbteils verlange. Denn dadurch wäre seiner Frau die Fortführung des Betriebes unmöglich geworden, und Anna hätte ohne weiteres den ganzen Hof an sich reißen können.

Hausmann setzte das Schriftstück entsprechend auf, der Bauer las es einige Male sehr aufmerksam und unter großer Anstrengung durch, dann sagte er, er wolle gegen Abend wiederkommen und es abschreiben und unterschreiben. Er müsse sich dann wieder heimlich aus dem Hause schleichen, damit Anna nicht aufmerksam werde. —

Gegen Mittag, als der alte Haas mit einem Korb Rüben auf den Schultern durch den Kuhstall ging, die Kühe zu füttern, sank er bei der „Rös", die bald melk werden mußte, plötzlich vornüber, daß seine Stirn auf den Steinboden stieß. Die Rüben kollerten im Stall umher, und die Kühe streckten die Köpfe und die rauhen Zungen danach aus. Die Halsketten klirrten. Zuweilen, wenn eine der Kühe eine Rübe erreicht hatte, knirschte es laut, und man hörte, wie sie zwischen den starken Zähnen zermahlen wurde.

Der Bauer gab keinen Laut von sich. Der Knecht, als er neue Streu einlegen wollte, entdeckte den Bewußtlosen, richtete ihn auf und setzte ihn in einer Ecke auf einem Hügel Klee nieder, aber Haas sank sogleich wieder um. Da rief der Knecht die Bäuerin. Sie ging eilig in die Küche und kam mit einer Tasse heißem Kaffee zurück, den man dem Ohnmächtigen einzuflößen versuchte. Aber er öffnete den Mund nicht, und so lief ihm alles übers Gesicht.

Da trug man den alten Haas langsam die schmale steile Treppe hinauf und legte ihn oben in der Kammer vorsichtig aufs Bett. Man wickelte ein nasses Tuch um seinen Kopf, und der Knecht ging aufs Feld. Die Bäurin setzte sich am Bett nieder und blickte ihrem Mann ernst und forschend in das rote, gequollene Gesicht. Plötzlich machte er die Augen auf, reckte sich hoch und erbrach. Dann fiel er wieder bewußtlos zurück. Gegen Abend erwachte er, und auf die Frage, wie es ihm gehe, sagte er nur „gut". Dann rief er mehrmals laut: „Hausmann! Hausmann!" Die Frau wußte nicht, was er wollte. Er hatte ihr nichts gesagt. Sie ging aber dennoch hin, Hausmann zu holen. Die Magd, die dem Verwalter den Haushalt führte, saß vor dem Hause auf dem Treppenstein und schälte mit flinken Händen Kartoffeln. Hausmann, sagte sie, sei heute in die Stadt zur Sitzung des Sparvereins. Er komme vor Abend spät nicht zurück. In diesem Augenblick — die Sonne war noch nicht untergegangen — schrie aus den alten Bäumen hinter dem Hause laut und anhaltend ein Käuzchen. Die Bäurin zuckte zusammen. Die Magd sagte: „Et stirwt jemand."

Anna, die am Abend vom Felde heimkam, hungrig und müde, dachte, nachdem sie den Vater gesehn: Er lewt nich mehr lang, und empfand eine starke Freude. Sie hatte schon zwei Jahre ein Verhältnis mit einem athletischen, aber armen jungen Mann aus der Gegend, und ihr einziger Wunsch war, den Liebsten zu ihrem Mann und zum Besitzer des Hofes machen zu können. Mit der Mutter hoffte sie leichtes Spiel zu haben. Spät in der Nacht noch empfing sie ihn in ihrer Kammer, die zur ebenen Erde neben dem Kuhstall lag. Sie saßen nebeneinander auf dem Bett und besprachen bis in die Morgendämmerung hinein allerlei Pläne, als wären sie schon im Besitze des Hofes.

Auch am nächsten Tage blieb die Frau bei dem Kranken, als aber sein Befinden sich nicht verschlechterte und er zu Mittag sogar einen halben Pfannkuchen verzehrt hatte, ging sie auch wieder an ihre Arbeit. Niemand dachte auch nur daran, einen Arzt zu holen. Haas lag scheinbar ganz ruhig in seiner Kammer. Aber in seinem Inneren war eine furchtbare Unruhe: am liebsten wäre er aufgestanden, sein Testament zu schreiben. Wenn er sich jedoch nur im geringsten bewegte oder gar den Kopf aufzuheben versuchte, befiel ihn ein starker und unerträglicher Schwindel. Die Kammer und das Bett drehten sich dann wie das Karussell auf der Herbstkirmes, und ihm wurde unaussprechlich übel. Er konnte nicht einmal mehr „Hausmann" rufen. Als dieser am nächsten Tage wirklich erschien, vermochte der Kranke ihn nicht mehr zu erkennen und gab nicht den geringsten Laut von sich. In der kleinen Kammer, die über dem Kuhstall gelegen, lediglich ein winziges Fensterchen besaß, war die Temperatur recht drückend, und es wimmelte von Fliegen. Diese kleinen, nervösen und aufdringlichen Wesen hatten es hauptsächlich auf die Augen des Kranken abgesehen, wo sie sich zu Dutzenden festsetzten. So legte man ihm zum Schutze ein Leinentuch über das Gesicht.

Gegen Mittag des vierten Tages, als die Frau gerade den Hühnern Maiskörner und altes Brot hinstreute, schrie plötzlich — und ganz ungewohnt um diese Tageszeit — das Käuzchen in unmittelbarer Nähe des Hauses so laut und schrill, daß selbst der junge Bürobeamte aus der Stadt, der gerade vorüberging, auf das heftigste zusammenschrak, obgleich er sich gern als Freigeist bezeichnete. Die alte Bäurin geriet in eine furchtbare Wut gegen das Unheilstier, nahm einen dicken Stein von der Erde und suchte den Baum ausfindig zu machen, von dem der Vogel schrie. In der Tat rief jetzt das Käuzchen nochmals, und die Alte schleuderte den Stein aufs Geratewohl in den dicken alten Birnbaum, aus dem die Schreie hervorzudringen schienen.

Dann ging sie hinauf, um zu sehn, ob der „Vatter" auch nichts gemerkt habe. Aber der Alte lag völlig unbewegt in seinen rot und weiß karierten Kissen. Sie nahm für einen Augenblick das Tuch von seinem Gesicht. Sogleich kamen die Fliegen. „Wie geht's?" fragte sie, und der Kranke murmelte: „Ja. Ja." Sie kannte seinen Aberglauben und war froh, daß er das Käuzchengeschrei nicht gehört hatte. Vielleicht war es im Summen der Fliegen, im Klirren der Milchkannen und im Gequieke der hungrigen Schweine untergegangen.

Als die Alte herunterkam, sagte sie zu Anna: „Bin ich als froh, dat der Vatter dat jottverdammte Käuzchen nicht gehört hat", nahm in jede Hand zwei Kannen und schleppte sie in den Keller. Anna ging in die Küche, wusch sich die Hände, trocknete sie an dem Sack ab, den sie als Schürze umgebunden trug, und sprang in wenigen heftigen Sätzen die Treppe hinauf. Der Vater schien zu schlafen. Sie nahm ihm das Tuch fort und versetzte ihm einen leichten Stoß in die Seite.

(Schluß auf Seite 488)

Nationales Pflichtbewußtsein

(Kurt Werth)



„Sehnse, Jnädige, ick tue ooch Dienst am Volke: Je größer die deutsche Not wird, desto länger müssen meine Dauerwellen halten!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Reeller Betrieb

(Paul Scheurich)



„Sag' mal, Dickerchen, wie lange wirst du mich eigentlich noch lieb haben?" – „Weeß ooch nich, bei der miesen Wirtschaftslage kann 'n jewissenhafter Jeschäftsmann sich bloß noch uff Engagements mit wöchentlicher Kündigung einlassen."

(Schluß von Seite 487)

Er erwachte und verzog das Gesicht, das sogleich wieder voller Fliegen war. Anna sagte kein Wort. Sie saß da mit angespannter Miene und schien auf irgend etwas zu lauschen. Sie hatte die Arme übereinandergeschlagen, aus ihren Kleidern strömte ein starker Geruch von Milch und Schweiß. Endlich begann das Käuzchen wieder zu schreien. Anna stieß den Vater nochmals an und sagte: „Horch, Vatter, der Dotenvogel!" Wie ein Bolzen flog der Alte empor, sein Gesicht war blau, die Augen schienen wie Murmeln aus dem Kopf zu fallen, und zwischen den Lippen drang Schaum hervor. Das Käuzchen schrie anhaltend und laut. Der Alte rollte schief in die Kissen zurück. Er war tot. Anna sprang auf und stürzte laut weinend die Treppe herab. Die alte Bäurin schüttete gerade den Schweinen gekochte Kartoffeln und Rüben in den Trog. Als Anna die Mutter sah, kreischte sie auf: „Der Vatter! Der Vatter!" und warf sich auf die schmutzigen Steine.

Sozialer Sinn

Neulich bummelte ich durch die Spielwarenabteilung des großen Kaufhauses. Puppen. Große Puppen, kleine Puppen, Schlafpuppen, Laufpuppen ... Und unter den Käthe-Kruse-Puppen — Sie kennen diese reizenden Dinger — stand eine: Etwa fünfundzwanzig Zentimeter hoch, nur mit Hemdchen und Häubchen bekleidet, Preis 12,50 RM. Und ein zierlich beschriftetes Schildchen baumelte daran:

„Neuheit! Billig!
Das Notstandskind! Nur 12,50 RM."

— Not, wo ist dein Stachel?

Die Kalkulantin / Von Fritz Bartl

Sie kalkuliert den lieben, langen Tag
Und tief hinein bis in die Abendstunden.
Wenn sie die Liebe des Herrn Chef nicht mag,
So wird er förmlich und kurz angebunden.
Er kürzt den Lohn, sie setzt paar Tage aus.
Sie kann sich's bis dahin noch überlegen.
Wenn sie nicht will, so fliegt sie aus dem Haus.
Das Zeugnis liegt bereit und Gottes Segen.

Lieber Simplicissimus!

Abends, kurz vor sieben Uhr in einem Postamt der inneren Stadt: vor den Schaltern lange Menschenschlangen. Ich stehe geduldig, eine Zahlkarte über fünfzehn Mark — nein: über vierzehn Mark und achtzig Reichspfennige — das ist sehr wichtig, in Händen und harre, bis ich abgefertigt werde. Da ich sehr eilig bin, erübrigt es sich, des näheren auszuführen, daß vor mir die obligate alte Dame steht, die sich einen gratis Schnellkurs über alle postalen Vorschriften erteilen läßt. Aber — was bleibt mir anderes übrig — ich harre aus bis an das Ende (des Kurses nämlich). Nun bin ich daran. Der Beamte mustert kritisch das Formular: „Marke fehlt!" — Ich weiß, hier gilt es, sich im Umgang mit Menschen zu bewähren, und ich frage mit ausgesuchter Höflichkeit: „Dürfte ich Sie um eine solche ersuchen?"

Das eben hätte ich nicht sagen sollen. Der Diener der Deutschen Reichspost läßt sich zwar noch soweit herab, mir mitzuteilen, daß die Überweisung des Betrages eine Zwanzigpfennigmarke erfordert, aber aushändigen könne er sie mir natürlich nicht — „Postwertzeichen", bitte nächster Schalter. Ich lasse nichts unversucht, ihn zu erweichen, ein Dienstauge zuzudrücken, und mir die Marke zu verkaufen. Aber Vorschrift ist eben Vorschrift. Da nützt alles nichts: Ich stelle mich also am Markenschalter an, warte, warte, warte, erstehe mir das erforderliche „Postwertzeichen" und kehre wieder an meinen Einzahlungsschalter zurück — allerdings als Elfter in der Reihe — vor mir die alte Dame und so weiter. Schließlich bin ich wieder daran (die Verabredung, um deretwillen ich so eilig war, ist verpaßt), ich präsentiere stolz meine Zahlkarte mit vorschriftsmäßig erstandenem Postwertzeichen und lege fünfzehn Mark auf das Schalterbrett.

Ob ich es nicht recht machen könne?

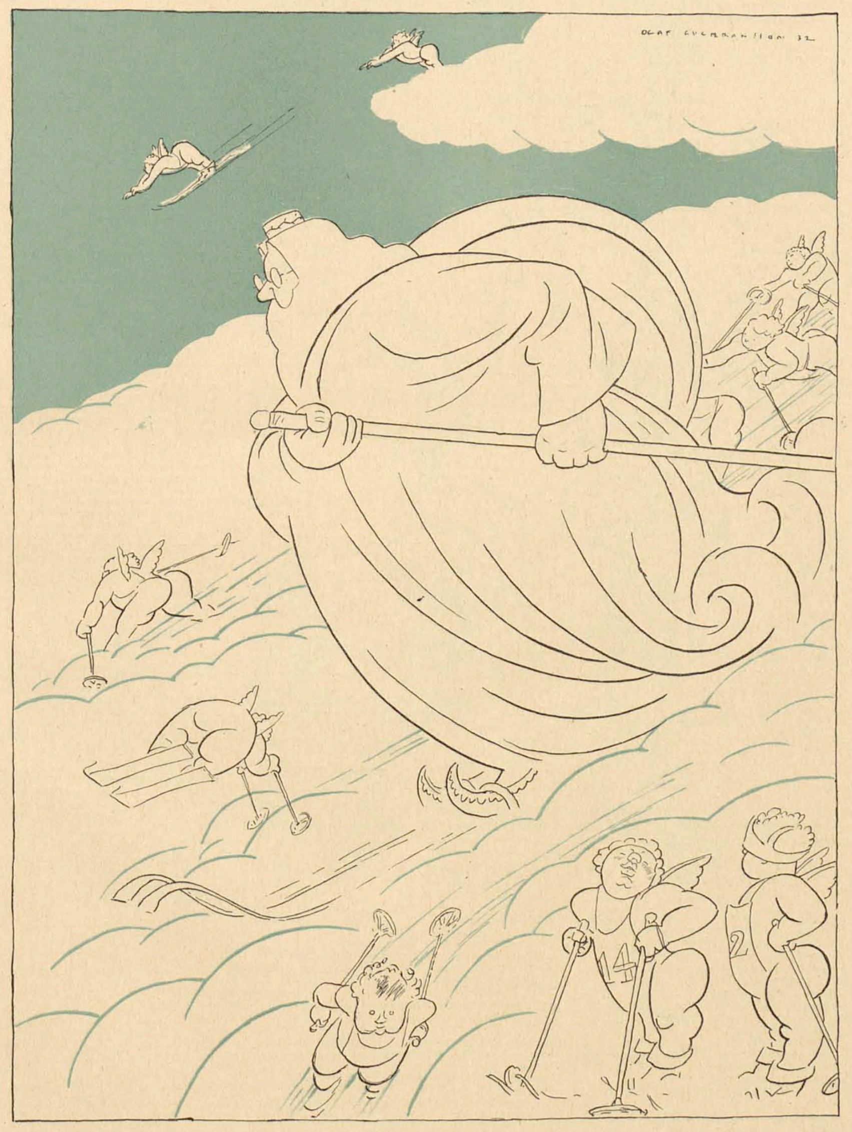
Nein, ich kann es nicht — und ich will auch nicht — weil ich ganz genau weiß, daß mein Peiniger eben sein ganzes Kleingeld abgeliefert hat, da es schon sieben Uhr ist. Aber ich habe mich zu früh gefreut: mit gelassener Miene überreicht er mir, als wäre nichts vorausgegangen, eine Zwanzigpfennigmarke und bemerkt dazu lakonisch: „Am nächsten Schalter, ‚Postwertzeichen', können Sie sie umtauschen . . ."

*

Ein Bauer, welcher zum Offenbarungseid vorgeladen wurde, konnte den Termin nicht wahrnehmen und schrieb an das Amtsgericht einen Entschuldigungsbrief mit folgender Adresse: „An das Amtsgerücht Kr . . . . ., Abteilung Meineide."

Skilaufen, ein himmlischer Sport

(Olaf Gulbransson)



„Seltsam, der liebe Gott ist doch zu konservativ! Er hält noch immer an der altmodischen Stockreitertechnik fest!"

Erziehung zur Autosuggestion *(M. Frischmann)*

„Sagense selbst, Herr Direktor, wat soll man denn tun, wenn man bei die Löhne verhungert?" — „Sich mit ganzer Energie immer wieder sagen: ‚Du darfst es nicht, du darfst es nicht!'"

Vaterland! . . . National! . . . Fahne! . . .

(Aus dem „Figaro", 1893)

Jacques Bonhomme: Unser Haus ist schön; wir leben einsam, ich will einen Revolver kaufen, um uns zu verteidigen.
Seine Frau: Gut!
Jacques Bonhomme: Ich werde den teuersten aussuchen.
Seine Frau: Vielleicht . . .
Jacques Bonhomme: Wenn es sich um unsere Verteidigung handelt, darf man nicht kleinlich sein.
Seine Frau: Gut!
Jacques Bonhomme: Ich werde auch Gewehre kaufen. Ich will mehr Gewehre haben als irgendwer.
Seine Frau: Dazu besitzen wir nicht genug Geld.
Jacques Bonhomme: Ich werde mir Geld leihen.
Seine Frau: Aber . . .
Jacques Bonhomme: Es gibt kein Aber, wenn es um die Sicherheit geht.
Seine Frau: Gut.
Jacques Bonhomme (einige Tage später): Es wurde ein neuer Revolver erfunden; ich habe den, den wir hatten, zum alten Eisen geworfen und mir die vervollkommnete Waffe gekauft.
Seine Frau: Aber . . .
Jacques Bonhomme: Und zwar aus Gold.
Seine Frau: Ich denke doch, daß Stahl . . .
Jacques Bonhomme: Gold ist teurer. Je mehr man zahlt, desto besser ist man verteidigt.
Seine Frau: Es hieß doch, wir hätten kein Geld mehr.
Jacques Bonhomme: Ich habe die Standuhr verkauft.
Seine Frau: Du gehst zu weit . . .
Jacques Bonhomme: Vaterland! . . . National! . . . Fahne! . . .
Seine Frau: Also — gut.
Jacques Bonhomme: Ich habe eine große Kanone gekauft, größer als alle Kanonen.
Seine Frau: Und das Geld dazu?
Jacques Bonhomme: Ich habe unsere Zimmereinrichtung verkauft.
Seine Frau: Ist das nicht vielleicht ein bißchen zuviel?
Jacques Bonhomme: Vaterland! . . . National! . . . Fahne! . . .
Seine Frau: Na denn — gut.
Jacques Bonhomme (einige Tage später): Ich habe gute Lust, mir eine Mitrailleuse anzuschaffen.
Seine Frau: Überflüssig, mein Lieber. Der Gerichtsvollzieher war da — das Haus ist leer. Wir haben keine Diebe mehr zu fürchten. Du kannst abrüsten.
Jacques Bonhomme: Niemals! Man wird am Essen sparen.
Seine Frau (einige Tage später): Ich verhungere . . .
Jacques Bonhomme: Ich auch . . . Vaterland! . . . National! . . . Fahne! . . .
Seine Frau: Gut! (Sie sterben.)

(Übertragen von Fritz Bauer)

Chinesische Anekdote

Ein Mandarin, der großen Stolz darein setzte, sich in der Öffentlichkeit mit einer Anzahl Juwelen auf jedem Teil seines Gewandes zu zeigen, wurde einst von einem alten weisen Bonzen angeredet, der ihm durch mehrere Straßen gefolgt war und ihm, sich bis zum Boden verneigend, für seine Juwelen dankte. „Was will der Mann damit sagen?" rief der Mandarin, „Freund, ich gab dir nie irgendwelche meiner Juwelen!" — „Nein", erwiderte der andere, „aber du hast mich sie betrachten lassen, und das ist der ganze Gebrauch, den du selbst davon machen kannst: also ist kein Unterschied zwischen uns, außer daß du die Mühe hast, sie zu bewachen, und das ist eine Beschäftigung, die ich nicht liebe."

Stilblüten

Aus dem Roman „Die Wallfahrt nach Paris", von Josef Magnus Wehner: „Menke überlegte sich, wie lange er das mißtönige Röcheln" (des schlafenden Franzosen) „noch dulden sollte, denn es klang fremdartig und ganz anders, als ein Deutscher schnarcht."

*

Aus dem Roman „Die Tänzerin Jehudi", von Reinhold Conrad Muschler: „Seine Hand strich leise ohne erotische Einschränkung über ihre Brüste."



Winterliche Vision *Hilla Osswald*

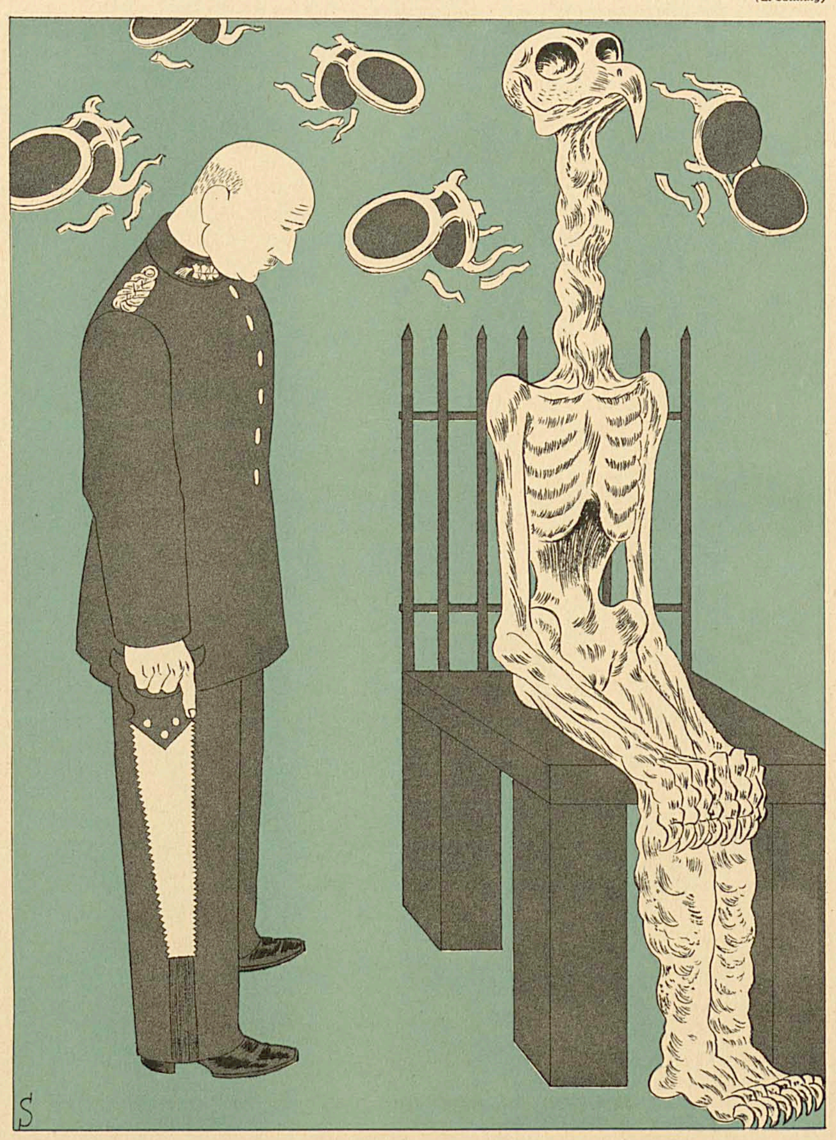
Abrüstungskonferenz der letzten Mohikaner (Karl Arnold)



„Schrecklich, daß wir uns nicht mehr erinnern können, wo wir das Kriegsbeil begraben haben — schließlich müssen wir eines jämmerlichen natürlichen Todes sterben!"

Übung macht den Meister

(E. Schilling)



„Reichskanzler wären wir nun — jetzt wollen wir mal das Hungergespenst stürzen."

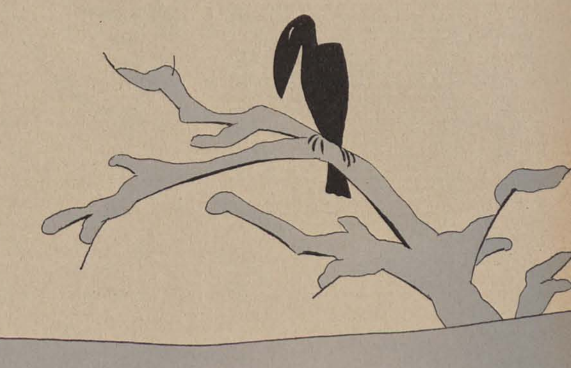
München, 15. Januar 1933 Preis 60 Pfennig 37. Jahrgang Nr. 42

SIMPLICISSIMUS

Nur Optimismus bringt Rettung!

(Karl Arnold)





„Ewig bleibt es ja nicht Winter; sobald das Eis schmilzt, kann ich wieder schwimmen."

Trotz aller Sympathie — / *Von Karl Kinndt*

Der Schleicher ist ein stiller Mann,
man merkt nicht viel von ihm —
Er geht nicht forsch wie Papen ran
und bleibt diskret-intim.

Jedoch — trotz aller Sympathie —:
es muß auch was geschehn!
Herr General, regieren Sie!
Wir wollen Taten sehn!

War das der Rundfunkrede Sinn,
die Sie uns aufgetischt,
daß man nun Kühlhaus-Butter in
die Margarine mischt?

Daß man der Ärmsten magres Fett
auch noch verteuert hat,
find ich als Auftakt wenig nett,
denn Hunger macht nicht satt!

Das ist der alten Papen-Zeit
Kurpfuscher-Not-Rezept,
daß man die Landwirtschaft befreit,
indem man Arme neppt —

Und machen Sie's nicht andersrum,
Herr General, und bald,
dann ist auch Ihre Zeit bald um,
weil sich Gewitter ballt!

Der Winter ist noch lang nicht aus
und böse Kälte droht —:

Viel Wähler wohnen im Hinterhaus —
die nächste Wahl wird rot!

Draußen steht ein Mann ... / Von K. R. Neubert

Dieser Satz ist eine ganze Geschichte. Die Geschichte eines Mannes aus unserer Zeit.

Als er heiratete, war alles in bester Ordnung. Er hatte eine gute Stellung, eine tüchtige Frau und ein gesundes Kind, das ihnen viel Freude machte. Nach drei Jahren aber beging er eine Dummheit, die damit endete, daß seine Ehe rechtskräftig geschieden wurde. Er war der allein schuldige Teil. Er verlor auch sein Kind, ihm blieb nur der Paragraph, der die Besuche des Vaters nach erfolgter Scheidung regelt.

Seinen Zahlungsverpflichtungen kam er zwei Jahre nach. In diesen zwei Jahren sah er viermal seine Tochter. Dann bekam er einen Brief, der ihn von allen Zahlungspflichten erlöste. Seine Frau hatte sich zum zweitenmal verheiratet, und ihr neuer Mann wollte auch diese Vaterrechte übernehmen. Es ging rascher, als beide geglaubt hatten. Auf diese Weise erfuhren sie nie, daß der richtige Vater seinen Unterhaltspflichten nicht mehr hätte nachkommen können. Er hatte seinen alten Posten verloren und eine andere, bedeutend kleinere Vertretung übernommen, die ihm das Leben in bisherigen Ausmaßen nicht mehr gestattete.

Einmal war er soweit, sich wieder zu verloben, mit der Tochter eines Geschäftsfreundes, aber der Geschäftsfreund machte zur rechten Zeit Pleite.

Es wäre nie eine Liebesheirat geworden, seine einzige aufrichtige Liebe gehörte eigentlich immer noch seiner Frau. Es gab Stunden, da es ihm nur wie ein Traum schien, daß sie nicht mehr zusammenlebten. Ein schlechter Traum, aus dem man schweißgebadet erwacht. Es war ihm, als wäre sie immer noch in seiner Nähe. Aber erst nach einem weiteren Jahre sah er einmal ganz zufällig seine frühere Frau wieder. Sie plauderten wie zwei gute, alte Bekannte, als hätten nie ernstere Dinge zwischen ihnen bestanden. Ihr neuer Name klang ihm so fremd. Sie hieß jetzt Frau Hauser.

„Und wie geht es dir?" fragte er, aber das war überflüssig, denn man sah, daß es ihr gut ging.

Sie sah ihn einen Augenblick nachdenklich an, dann sagte sie: „Ich hatte sehr, sehr viel Glück."

Er hätte doch sagen müssen: „Ich freue mich darüber!", aber er brachte es nicht heraus.

„Und Irma?" fragte er nur. Leise.

„Irma! Ja, natürlich, es muß dir nicht leicht fallen. Vermißt du sie sehr? Du hast sie lange nicht gesehen. Aber eigentlich ist es deine Schuld. Du hättest doch anfragen können. Vergessen hat dich Irma selbstverständlich nicht, aber —"

„Natürlich hat sie ihren neuen Vater lieber!" sagte er, ohne eine Bitterkeit vermeiden zu können.

„Wie Kinder so sind, wenn man Verständnis für sie zeigt", antwortete sie leicht verlegen.

„Dein Mann kann auch sicher sehr viel mehr für Irma tun als ich!"

„Oh, geht es dir nicht gut?" fragte sie verwirrt.

„Es geht so . . .", meinte er.

„Du hast auch immer sehr viel Geld in Lokalen gelassen!" sagte sie plötzlich in jenem altvertrauten Ton, der ihn damals immer etwas nervös gemacht hatte, weil ein Vorwurf darin lag, aber sie sah gleich rasch auf ihre Uhr.

„Halte ich dich etwa auf?" erkundigte er sich übertrieben besorgt.

„Leb wohl!" verabschiedete sie sich, „ich muß weiter. Es hat mich gefreut. Nach so langer Zeit grollt man sich wohl nicht mehr."

Und wenn man sehr, sehr Glück hatte . . ., dachte er.

„Es war ja auch das beste so!" setzte sie hinzu. „Alles Gute für deinen weiteren Weg. Willst du nicht einmal Irma sehen?"

Er schüttelte den Kopf.

„Ich werde schreiben, wenn ich . . ."

Sie ging rasch fort, und er sah ihr nach. Frau Hauser! dachte er. Frau Hauser! An diesem Tage konnte er kein Geschäft mehr abschließen.

Vielleicht gingen oder fuhren sie manchmal aneinander vorüber, in dem Verkehr einer Millionenstadt, ohne es zu wissen. Ihr konnte ja auch nichts daran liegen, durch ihn an eine Zeit erinnert zu werden, die nicht sehr glücklich für sie enden mußte. Aber er behielt sie immer in seinen Gedanken, und die Erinnerung an sie wurde eine stille Krankheit. Sie brach besonders dann aus, wenn er wieder einmal getrunken hatte. Natürlich, es war dann zu Hause niemand, der ihn besorgte, der ihn schalt: „Wohin soll das noch führen?" Es war ja allen egal, wohin das führte . . .

Das Kind hatte er jetzt manchmal total vergessen. Er konnte froh sein, daß er sich nicht um Irma zu kümmern brauchte. Er wußte: dem Kinde geht es besser als seinem Vater! So wurde die Sehnsucht nie brennend. Die Erkenntnis löschte sie.

Sein Vertreterposten brachte ihm immer weniger ein. Der Kampf wurde immer schwerer. Neue Verdienstmöglichkeiten waren in dieser Zeit nicht aufzutreiben. Oder andere waren schneller, rücksichtsloser.

Überraschend erfuhr er dann von dem Tode seiner früheren Frau. Er hatte sich vormittags in ein kleines Café gesetzt, wo er sich Notizen über Kunden und Aufträge machte und dann Zeitungen las. In einer dieser Zeitungen stand die Anzeige: Mittwoch früh starb nach kurzem, schwerem Krankenlager an den Folgen eines Automobilunfalles meine liebe Frau, meine liebe Mutter, Frau Annemarie Hauser, geborene Pötschke.

Geborene Pötschke. Das stimmte. Geschiedene Krone hätte noch dastehen können. Er saß wohl eine Viertelstunde mit leerem Gesicht vor der Zeitung. Es war ihm, als hätte er seine Frau erst gestern getroffen. Er hörte sie sprechen. Er sah die Locke unter dem Hutrand. Und ihr Mund lächelte ihn an: „Ich hatte sehr, sehr viel Glück."

Er starrte immer noch auf die Zeitung. Ein Herr erhob sich am Nebentisch, trat auf ihn zu und fragte höflich: „Bitte, ist die Zeitung frei?" Er neigte das leere Gesicht. Die Zeitung entglitt seinen Händen. Mechanisch fuhr seine Hand zur Kaffeetasse. Der Kaffee war kalt und fade. Aus seinem Notizbuch starrten ihn Namen und Zahlen an. Er verstand ihren Sinn nicht mehr.

Annemarie! dachte er.

Ein Lautsprecher, der im Lokal aufgestellt war, brachte Schallplattenübertragungen . . .

In dieser Nacht kam er betrunken und doch nüchterner als je nach Hause.

Einige Wochen später ging er zum erstenmal stempeln.

Seine Geschichte ist gleich zu Ende. Vielmehr: die Geschichte geht in diesem Tempo weiter. Es ist nur noch davon zu berichten, wie er eines Tages an einer Wohnungstür klingelte, und ein Kind öffnete und zu irgend jemand in der Wohnung sagte: „Draußen steht ein Mann!"

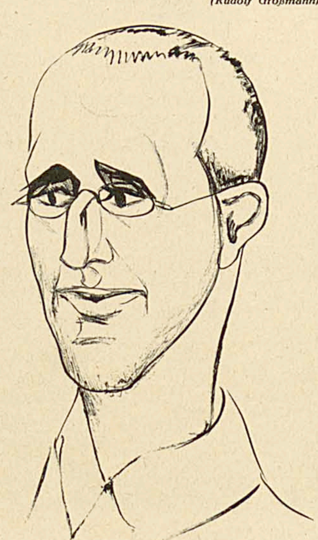
Der Mann hatte an diesem Tage schon an vielen Türen geklingelt, denn er ging hausieren, ein schweres Brot, treppauf, treppab, eine Treppe, zwei, drei, vier Treppen, und dabei sinkt man von Stufe zu Stufe.

„Draußen steht ein Mann!" sagte das Kind.

Dieser Satz ist eine ganze Geschichte. Der Mann war der Vater des Kindes, der richtige Vater. Aber ein anderer sorgte für das Kind. Sie erkannten sich nicht mehr. Die Tür ging auch nicht mehr auf, denn drinnen sagte eine Stimme: „Jedem kann man auch nicht geben! Das ist der achte heute!"

Berliner Köpfe

(Rudolf Großmann)



Der Dichter Bert Brecht

In der Schule für Tanzkunst und rhythmische Ausdrucksbewegung

(Th. Th. Heine)



„Ohne Beine zu tanzen, das wäre vielleicht möglich — ohne Weltanschauung niemals!"

Die entwelschte Geliebte

Von Valerie Merck

Mein Freund Franz kam eines schönen Tages vollkommen gebrochen bei mir an. Ich bin gewohnt, in seine sämtlichen Liebesaffären eingeweiht zu werden, ich kenne seine Bräute der Reihenfolge nach und bringe sie fast nie durcheinander. Ich kenne auch die Skalen seiner Verzweiflung und kann den Grad genau beurteilen, je mehr ich von der Betreffenden gehört habe — manchmal sogar den Zeitpunkt der demnächst zu erwartenden Katastrophe.

Der Beziehung, die er vor kurzem eingegangen war, hätte ich allerdings eine längere Lebensdauer vorausgesagt; denn Elsehanne — so hieß das blonde Kind von der Panke — liebte Franz nicht nur als Mann, sie betete ihn an um seiner Bildung willen. So begeistert war sie von seiner Diktion, daß er ihr geschmeichelt Briefe schrieb, die sie beglückt bestätigte und hymnisch lobte und zitierte — meist falsch.

Was war geschehen? Franz sank in den für seine Verzweiflungsausbrüche schon bestimmten Stuhl und stierte vor sich hin. Ich sah heimlich auf die Uhr — so lange hatte er noch nie gestiert. Schließlich zog er zwei zerknüllte Briefe aus der Tasche und warf sie mir hin: „Lies!" sagte er dumpf. Ich las. Offenbar zuerst den zweiten, denn ich fand keinerlei Sinn heraus.

Er lautete: „Geliebter Freund! Ich halte es für fadengerade, Dich ohne Argwille nunmehr heute davon zu verständigen, daß Du alles, was zwischen uns vorgefallen ist, vergessen mußt! Auch die süßen Stunden in meinem Trautzimmer — ich könnte auch Lausche sagen . . . Auch ich muß vergessen! Ich bin nicht dünkelfrech, aber wie oft habe ich da von Dir vernommen, ich sehe mundwässernd aus — — — Was ich unendlich gefürchtet habe, den Gegensatz zwischen Deinem Hohnwitz, Deinem Sprühgeist und meiner einfach-deutschen Art — jetzt ist es zeitwirksam geworden . . . Du warst nie eingenommen für die Entjochung der Frau, wir sprachen auch oft über Weibserei, ohne zu feingliedern. Es ist für mich eine Schreckflucht, aber ich kann nicht anders. Deine treu-deutsche (dies ist ein Wortgedoppel) und tief unglückliche Elsehanne."

Ich sah verstört auf Franz. Er war inzwischen bei dem Stadium des Hohnlachens angelangt. „Ha, ha", hohnlachte er, „das ist die Antwort auf meinen letzten Brief. Ich habe ihr darin — unter anderem — gesagt (da ich ihre falsch angewendeten Fremdworte ziemlich satt hatte), in kurzen Worten gesagt: ‚Lies einmal ein Buch! — Engel! Sprich deutsch!' — Die Unglückliche hat das mißverstanden und spricht jetzt deutsch nach dem Buch. Alle Fremdworte, die zufällig in meinem Briefe vorkamen, hat sie entwelscht!"

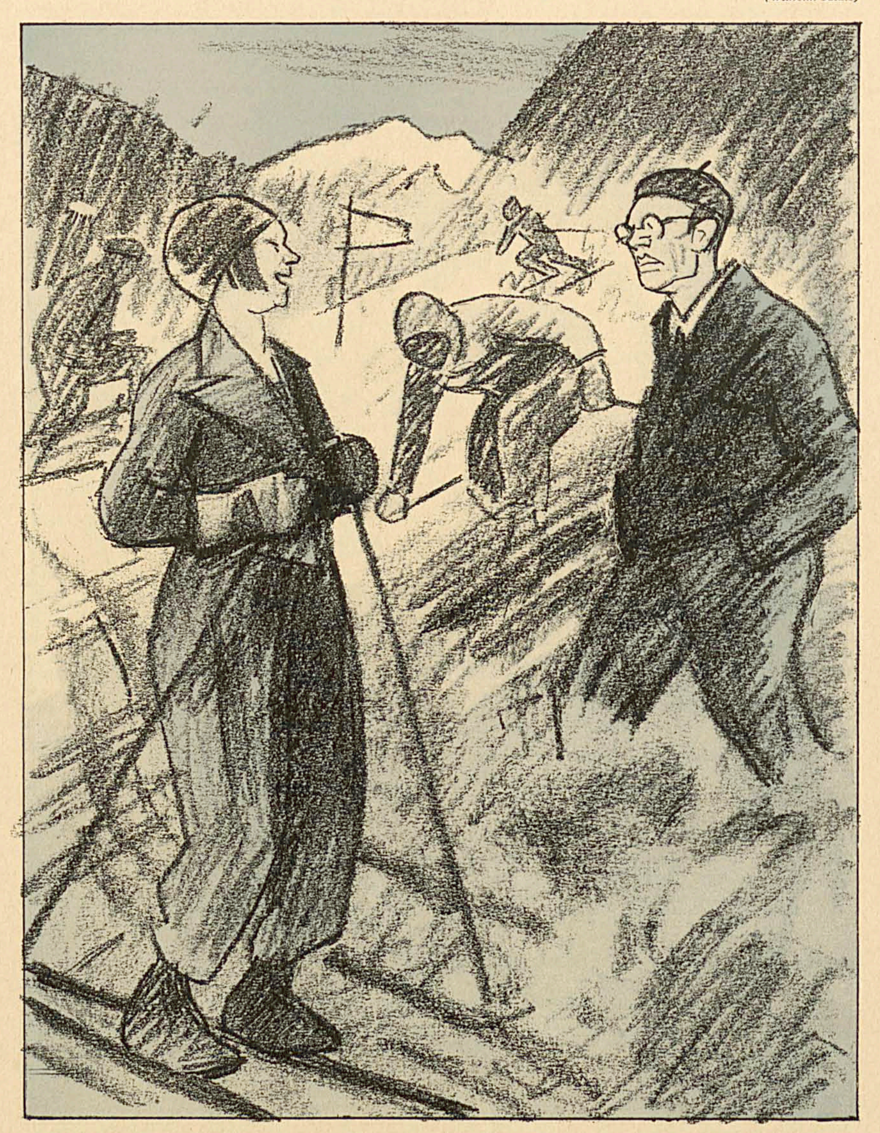
Ich überflog seine Zeilen, sah etwas von Boudoir, korrekt, Emanzipation und Feminismus, las Esprit und Ironie, appetitlich und Tautologie . . . Zum Vergleichen war ich nun schon meinerseits zu gebrochen.

„Was willst du tun?" fragte ich endlich.

„Ich werde ihrer nur noch als Elsahenne gedenken", erwiderte er dumpf, „und meine nächste Geliebte muß Analphabetin sein!"

Der Meteorologe

(Wilhelm Schulz)



„Nanu, Herr Professor, wo haben Sie denn heut Ihre Bretter?" – „Ich laufe prinzipiell nur auf selbst prophezeitem Schnee."

Mein Schwager Alfred / Von Deuschlöfft

Ob er verrückt ist, mein Schwager Alfred, einfach verrückt, oder nur absichtlich hemmungslos, kann ich nicht entscheiden. Ich bin kein Psychologe. Jedenfalls ist er ein Einmaliger. Unbedingt! Im Grunde ist er ernst veranlagt, merkwürdig verinnerlicht sogar, mit einem Stich ins Melancholische. Mitten aber in einer Erzählung, einem Bericht über ein ganz sachliches Thema, springt er völlig unvermittelt ins Grotesk-Komische um. In dieser Stimmung verweilt er kurze Zeit, um ebenso abrupt den Faden seiner unterbrochenen Rede wieder aufzunehmen.

Seinem bürgerlichen Beruf nach ist er Ingenieur. Nebenbei aber ein Menschenimitator von fast unvorstellbarer Gestaltungskraft. Das heißt Imitator ist eigentlich nicht das richtige Wort, es ist viel zu schwach. Denn Alfred imitiert nicht, er ist urplötzlich, gleichsam ruckartig, die Person, die er gerade schildert. So erzählt er beispielsweise von einem Renkontre mit „seinem" Gerichtsvollzieher, und sofort steht der Vollstreckungsbeamte völlig leibhaftig da: mit der Stahlbrille, dem hängenden, schütteren Schnauzbart, der abgeschabten Aktentasche, dem niederen Umlegekragen, an dem außer dem spitzen Adamsapfel noch die geklebte schwarzseidene Krawatte an einem Gummifaden hängt, den zu kurzen braun karierten Korkzieherhosen und den daraus hervorguckenden Gummizügen der Stiefel. Es riecht plötzlich förmlich nach Aktenstaub plus Schmalzstullen.

Eine sadistische Freude hat Alfred außerdem daran, Leute in Verlegenheit zu bringen. Trifft er mich in der vollbesetzten Straßenbahn, geht's sofort los mit einer durch den ganzen Wagen hallenden heiser-gutturalen Stimme: „Nanu, Karle, schon wieder raus aus'n Z? Ick denke, de schiebst noch minstens fimf Monate deen Knast?! Bist woll bejnadicht, wa? Nu, Mensch, tu man bloß nich so fremd, wowa doch zwee Jährecken uff'n Hof hintananda Zockel-Zockel jeloofen sin!"

Die Blicke aller Mitfahrenden sind entsetzt auf uns gerichtet, und ich zische rot vor Verlegenheit und Wut Alfred zu: „Laß doch bitte deine dummen Witze! Zu albern! Was solln denn die Leute denken?!"

Das gibt aber nur neues Wasser auf seine Mühle, und er fährt mit Stentorstimme fort: „Wat heeßt hiea ‚Leite denken?!' Lasse doch denken, watse lustig sin, Karle! So'n kleener Taschendiebstahl! Ooch ne Sache! Wichtigkeet! Kann doch je'm von uns passieren, detta mal jejriffen wird! Na, is doch wah!" — „Alfred, ich bitte dich um alles in der Welt, das ist ja . . ." — „Wat sachste? Einbruch is jewesen? Richtig, richtig! Ha'ck vawechselt mit'n kleen Zarjelitz, der wo mit dia uff Zelle lach! Nu sach mal, Karle, is der Bulle noch da, derda damals de beeden Maulschellen jekleistert hat, wiede hast de Latrine nich orntlich reene jewischt? Und wat machen denn de beeden Brieda aus 56, na, de weeßt doch, die wo den Stunk hatten mit'n Anstaltsinspekta wejen'n Fraß?!"

Und während mir der kalte Schweiß aus allen Poren bricht, sitzt Alfred gelassen neben mir und ist plötzlich trotz seiner Bügelfalten in den Beinkleidern und trotz seiner vornehmen, gepflegten Garderobe aus dem ersten Herrenschneideratelier der zünftige Verbrecher und Zuchthausinsasse mit dem ängstlich-schielenden Blick, dem obligaten Halstuch und der braunen Jacke. — An der nächsten Haltestelle verlasse ich fluchtartig, spießrutenlaufend unter den empörten und höhnischen Blicken der Passagiere, die Straßenbahn, während Alfred noch hinter mir her kräht: „Och so, bloß Bewährungsfrist sachste, na, wie ick dir kenne, Karle, sitzte in vierzehn Taren doch wieda in'n Kahn!"

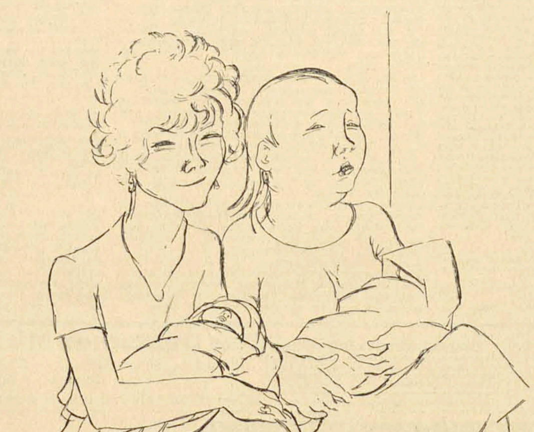
Neulich ging ich mit Alfred und seiner jungen, feschen Kusine, die etwas ete-petete ist, über die Tauentzienstraße.

Alfred plauderte angeregt und erzählte gerade von seiner diesjährigen Sommerreise: „Also das wär' was für dich gewesen, Gerda! Die kleine Bucht da unten, das Idyllischste, was man sich überhaupt vorstellen kann. Ein entzückendes Cottage an dem tiefblauen, klaren See, daneben ein riesiger, schäumender Wasserfall, und die Schneeberge, die sich . . ."

Hier näherte sich uns ein äußerst distinguiert aussehendes Paar. Herr und Dame von ausgesprochenster, geschmackvoll-dezenter Eleganz. Wirklich ganz große Klasse. Und wie die beiden auf Hörweite heran sind, unterbricht Alfred plötzlich seinen Bericht. Wie mit der Schere sind die Worte abgeschnitten. Er gestikuliert wild mit den Händen und schreit aufgeregt: „Nee, nee, nee, det is noch nich det Schlimmste! Ach, red doch nich! Det Schlimmste is, detta bei's Einschänken ooch noch bescheißt, der Budiker, det vasoffene Aas! Aber nu mach man, Jerdaken, dette in deen Massasche-Salonk kommst. Wennde de Zawaliere warten läßt, macht deene Olle wieda Kaleika!"

Mit diesen Worten springt er auf den nächsten vorbeifahrenden Bus, und ich mußte Gerda, die einen kleinen Nervenschock bekommen hatte, auf die Rettungswache am Zoo bringen.

Mädchenglück (Jeanne Mammen)



„Der Vata von mei'm Bambsen is a Oberg'freiter bei der Reichswehr!" – „Ja mei, bal ma halt so guate Verbindungen hat!"

Stilblüten

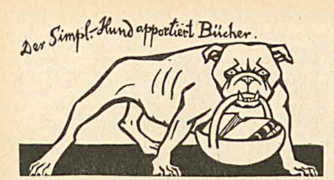
Aus dem Feuilleton „Berlin ist gleichmütig", von Professor Emil Kläger („Neue Freie Presse" vom 17. Dezember 1932): „Vollkommen fehlen die herumfliegenden, schnoddrigen Bemerkungen, durchs offene Waggonfenster geneigt, bei gekauter dicker Zigarre im Munde."

*

Aus dem Roman „Wenn Mädchen Frauen werden", von J. Schneider-Foerstl: „Er ballte die Fäuste in den Taschen seines Jackettanzuges und stürzte zwei Gläser Portwein herunter."

*

Aus „Auf der Menschheit Höhen", ein Führer-Roman von Friedrich Reese: „Die Sätze des Redenden schienen in der Luft zu schweben, getragen von einem vorsichtigen Atem, sie beschrieben einen Bogen, verweilten ein wenig auf friedlichen Höhen, dann glitten sie sanft den Abhang hinunter."



Julien Green: „Treibgut“. (Gustav Kiepenheuer, Verlag AG., Berlin-Charlottenburg.)

Ein reicher Mann zwischen zwei Schwestern: einer ungeliebter und ihn nicht liebenden Frau, einer ihm gleichgültigen Schwägerin. Aber diese begehrt ihren Schwager mit einer unaustilgbaren, verheimlichten, dennoch von ihm erkannten, von ihm verachteten Leidenschaft. Sie trägt den Roman, um ihretwillen ist er geschrieben, wenn er auch den Namen „Treibgut“ um des Mannes willen führt, der ein leeres verfehltes dummes Leben lebt, ein anständiger Schwächling, ein Unglücklicher. Aber wer ist nicht unglücklich in diesem Roman, der die grenzenlose Niedertracht des Daseins, die grenzenlose Fremdheit und Feindschaft aller gegen alle enthüllt. Die äußeren Vorgänge sind auf ein Minimum reduziert; um so ungehemmter, zwingender entwickeln sich die seelischen. Aber diese Katastrophen der Herzen reinigen die Luft nicht. Das Leben stößt dich weiter durch die stickigen Nebel seiner düsteren Irrgärten. — Der Roman spielt heute, doch wirkt er zeitlos. Nur darum geht es, den Menschen bis in die letzte Falte zu entblößen; aufzuzeigen, daß seine unaufhörlichen Kämpfe mit dem Nächsten nichts sind als Kämpfe mit sich selbst, aussichtslose obendrein. — Die Verneinung der Welt durch Julien Green ist getragen von Güte und Trauer. Er sieht den Menschen unter dem ungeheuren Druck des Schicksals, Mensch sein zu müssen. Solches vermag er unheimlich deutlich zu machen. Die Kunst seiner Sprache ist zauberhaft (Burschell hat den Roman übersetzt), die Führung durch das Labyrinth der Herzen ist schrecklich und erschütternd, das Ende unvergeßbar, weil es nicht die billige Wohltat irgendeines Abschlusses bringt, sondern die furchtbare Wahrheit, daß das schlimme Dasein weitergeht.

A. M. Frey

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Arthur Schnitzler: „Die kleine Komödie“. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Henri Barbusse: „Zola“. Paul Zsolnay, Verlag, Berlin-Wien.

Gebt Gas! / Von Bruno Wolfgang

Der Sinn der Zeit ist Gas. Ist Gas und Gift,
Es wächst und wächst in riesigen Retorten,
Und über allen dunklen Höllenpforten
Steht „Gas“ geschrieben in geheimer Schrift.

Es rüstet sich zu ungeheurem Mord,
Es dient dem sanften Tod am Küchenherde,
Es füllt die Lungen, füllt die ganze Erde . . .
Gebt Gas! Gebt Gas! Der Fortschritt schreitet fort.

Ihr ward berufen, doch nicht auserkoren.
Es reift die Zeit, tief waltet die Natur und bald
Streicht sie vom Angesicht der Erde unbewegt und kalt
Das Spinngewebe der Antennen und Motoren,
Und dort, wo eure Städte standen, rauscht der Wald.

Die Lachtaube / Von Trim

Bayern ist süß.
Gestern ließ ich mich nach langer Abwesenheit wieder einmal bei einem Münchner Friseur rasieren. Nebenan war eine Unterhaltung im Gang.
Ein Herr sprach wehmütig von seiner Lachtaube, die gestorben war, nachdem sie siebenundzwanzig Jahre lang sein Dasein durch ihr Gelächter verschönt hatte.
„Ah, da schau her — siebenazwanz'g Jahr!“ sagte der Gehilfe staunend.
Die Bemerkung, daß in dieser Zeit auch einer Taube das Lachen vergehen könne, war unvermeidlich. Sie fand statt und ging vorüber.
Worauf sich das Gespräch allgemeinen Betrachtungen über langlebige Tiere zuwendete.
„Papagei'n solln hundert Jahr' alt wer'n!“ stieß ein Herr aus einer dicken Seifenschaumkruste hervor.
„Und Elefanten aa“, röchelte ein zweiter Herr unter dem Messer.
„Ja wos 's dees!“ wunderte sich der Gehilfe.
Womit Papageien und Elefanten erledigt schienen.
Nach einer kurzen Pause setzte ein dritter Gast unvermittelt ein: „Der Hindenburg is' aa scho' hübsch alt — der Hindenburg!“
„Ja, ja“, sagten die andern.
Der Zusammenhang wurde mir nicht ganz klar. Aber das ist das Hübsche in Bayern: Man sagt halt was und überläßt es jedem in kulantester Weise, sich etwas dazu zu denken!

Lieber Simplicissimus!

Die Frau eines Kleinbauern ist in die Wochen gekommen, so daß dem Ehemann auch noch die Führung der Küche obliegt. Er kocht nun nicht gerade üppig.
Eines Mittags bringt er seiner Frau eine armselige Wassersuppe, in die mehr Augen hinein- als herausgucken. Als die Wöchnerin ein enttäuschtes, abwehrendes Gesicht macht, fährt sie ihr Ehemann unwillig an: „Wenn du se nit willst, bah, schlag' ich mer zwei Eier enei un ess' se selwer.“

*

An einem Offizierskegelabend, wobei auch Damen anwesend waren, passierte einem alten Oberst aus Anstrengung ein kleines, laut hörbares Malheur. Zuerst folgte peinlichste Stille, dann prustete ein junges Mädel los. Da drehte sich der Alte zu ihr herum und sagte ruhig: „Sie sind aber leicht zu unterhalten, gnädiges Fräulein —.“

*

Der alte Herr Forstrat ist gestorben und hat seine Haushälterin, die Urschel, auch in seinem Testament bedacht. Sie hat nun Besuch von einer Bekannten, und man spricht von dem alten Herrn, und der Besuch drückt sein Bedauern aus, daß der Verstorbene zum Schluß noch hat leiden müssen. Da meint die Urschel: „Ja weißt, leid tut er mir scho, aber wann er mir a bissel mehr vermacht hätt', tat er mi noch mehr derbarmen.“

Man könnte etwas tun / Von A. M. Frey

„Sie könnten etwas für mich tun", sagte das Mädchen.

Der Maler sah auf. Er legte das Werkzeug weg, mit dem er nur noch spielerisch über die fertige Platte hingegangen war. Er stand sogar auf, die Neugier machte ihn beweglich.

„Sie könnten", sagte das Mädchen, „meinen Namen auf das Blatt schreiben. Ich bekomme kein Modellgeld von Ihnen; ich weiß, Sie haben selber nichts. Vielen Dank für einige Tassen Tee und einige Honigbrote, aber könnten Sie darüber hinaus nicht —?"

„Was versprechen Sie sich davon?" fragte er.

Sie sagte: „Ich weiß nicht . . . eigentlich gar nichts . . . aber vielleicht beißt doch einer an."

„Und kauft das Blatt?"

„Wie? Nein — ach, an Ihre Graphik habe ich dabei gar nicht gedacht. Ich meine, vielleicht fragt sich einer: wer ist denn das bildschöne Mädchen da? Und dann hat er gleich meinen Namen gratis."

„Ist denn das Blatt um Gottes willen bildschön?" beunruhigte sich der Maler.

„Das Blatt nicht, aber das Mädchen", sagte sie ernst. Er wußte nicht: macht sie sich lustig, und wenn: über wen macht sie sich lustig?

Es ärgerte ihn, daß ihr Gesicht nicht zu enträtseln war, er sagte bissig: „Sie finden sich also bildschön?"

„Ich mich nicht, aber es könnte immerhin welche geben, die der Meinung wären."

„Ich teile sie nicht", sagte er, „sonst hätte ich Sie bestimmt nicht gearbeitet. Sie sehen viel zu gut aus, um schön zu sein."

„Abermals: danke", sagte sie, zum ersten Male lächelnd. Sie setzte den Hut auf. Handschuhe brauchte sie nicht anzuziehen, sie hatte keine.

„Wann stellen Sie mich aus?"

„Wenn man das Blatt nimmt — nächsten Monat in der großen Frühjahrsschau."

Als sie weg war, sah er sich den Kopf an. Es ging sehr schlecht, ihren Namen etwa unten groß in die Mitte zu setzen. Das mußte die Gewichtsverteilung des ganzen Werkes zerstören. Aber links war eine weiße und leere Ecke, die nach Füllung schrie — Platz für einen ganzen Text.

Er grub dort ein: „Dieses Mädchen heißt Helga Tuch, wohnt Quadergasse vier vier, ist zweiundzwanzigjährig und braunblond. Man könnte was für sie tun, man könnte ihr helfen. Sie ist arm und ohne Arbeit. Sie ist, was man so mit bildschön bezeichnet."

Es blieb ein weiterer Raum für drei Zeilen, aber ihm fiel nichts mehr ein. Schließlich setzte er noch das Wort Amen hin. Das Ganze freute ihn immer weniger, und er schob es beiseite. —

Das Bildnis bekam sogar einen guten Platz in der Ausstellung. Es hing so hell, daß man es nicht nur sehen, sondern auch die Zeilen ohne Mühe entziffern konnte. Las jemand sie? Kaum. — Es hing vierzehn Tage und schien durchaus das Schicksal aller anderen Objekte teilen zu wollen: wider Willen unverkäuflich zu sein.

Der Maler schrieb an Helga Tuch. Er fragte spöttisch an: ob sich wenigstens bei ihr etwas rühre? Und ob sie überhaupt wisse, wie sehr er für sie werbe?

Er schickte die Postkarte gleich mit einer Antwortkarte an sie, denn er vermutete, sie werde die paar Pfennige für eine Antwort vielleicht nicht übrig haben.

Die Karte kam zurück, quer über sie hin war nur geschrieben: „Nichts." Galt das nun für beide Fragen? Dann wußte sie also gar nichts von dem Text.

Aber jemand wußte doch. Die Ausstellungsleitung benachrichtigte den Künstler, auf Antrag der Polizei habe das Bild sofort entfernt werden müssen. Als Begründung: es sei zwar gegen die Darstellung des Kopfes, Halses und Busens nicht viel einzuwenden, anstößig aber sei der Text. Er komme einer Aufforderung zur Unzucht gleich. Er mache Reklame für eine der Prostitution offenbar geneigte Frauensperson, hier zumal in Verbindung mit der bildlichen Darstellung, die, für sich allein wohl angängig, es nicht mehr sei, soweit sie mit dem Text als verquickt erscheine. In eine Parallele zu den Heiratsanzeigen oder den Offerten der Masseusen in den Zeitungen könne dieser schamlose Text nicht gestellt werden. Besonders bedenklich sei der völlig sinnlose Abschluß mit dem Wort Amen, wodurch das Ganze obendrein in den Bereich eines religiösen Vergehens gerückt werde.

Der Maler überlegte sofort, was man dagegen unternehmen könnte. Jetzt erst reizte ihn dieser Fall wirklich. Er mußte daran denken, wie es wäre, wenn die feineren Hürchen ihr Geschäft an den Litfaßsäulen plakatierten. Großes Bildnis — und ein paar gedruckte Auskünfte nach Maßgabe der Eigenheiten jeder einzelnen darunter. Vielleicht kam das noch. Die Polizei, notwendigerweise immer hinten dran, immer gesträubt gegen jede Neuerung, würde sich freilich zur Wehr setzen und etwas tun. Darin lag ja ihr Beruf und ihr Bestand. Aber ihr Schicksal lag darin, immer zuletzt einpacken zu müssen.

Der Maler beschloß, dafür zu sorgen, daß sie in seinem Fall sofort einpacken mußte. Man könnte nicht nur — da kann man wahrhaftig was Herzerfrischendes tun! Er nahm das Blatt nach Hause, machte aus dem Wort „Amen" das Wort „Amerika" und fuhr fort: „würde sie zur Schönheitskönigin krönen, kennte man sie drüben. Sie reicht Hand und Fuß nur einem ernsthaften Freier."

Er lächelte böse, weil er daran dachte, was die Mädchen, die abends und nachts in seiner Straße patrouillierten, unter einem Freier verstanden. Unter einem ernsthaften Freier verstanden sie einen soliden Kunden, der nichts geschenkt haben wollte, der gegen schlechte Ware gutes Geld hergab.

War diese Bedeutung des Wortes Freier, das dem deutschen Wortschatz im übrigen verloren zu gehen schien, dieser Gebrauch des Wortes, dieser Mißbrauch — war er der Polizei bekannt? Vermutlich. Aber sie würde unmöglich wagen können, zu bestreiten, daß sein Text den alten braven Sinn meine. Sie mußte einräumen, daß sein Freier nichts zu schaffen habe mit den Stundenfreiern, sondern unter die Lebenslänglichen gehöre. Es war aus seinen nach Ansicht der Polizei schamlosen Sätzen mit einem Schlag nun eine sogenannte Heiratsanzeige geworden — eine ehrbare Anzeige gerade durch das frivole letzte Wort, dessen junge Anrüchigkeit nachzuweisen einfach nicht unternommen werden konnte, von niemandem.

Er behielt recht. Das Bild hing wieder, und die Polizei stand knirschend vor der neuen Wendung, sie durchschaute vollkommen den Schabernack, der ihr gespielt wurde. Sie hätte mit Freuden etwas getan, man tut so gern etwas, sie konnte nichts tun. Sie errötete vor Wut, sie errötet sonst nicht leicht, aber sie schwieg.

Das Mädchen Helga Tuch erblaßte. Nicht weil sie sich wegen des Textes neben ihrem ausgestellten Kopf schämte. Nicht, weil sie auf den zweideutigen, hilfreichen, listenreichen Künstler zornig wurde. Nicht etwa, weil sie sich der Freier kaum erwehren konnte. Sie wußte nichts von dem Text, nichts mehr vom Künstler, gar nichts von Freiern.

Sie wird bleich, weil sie wenig Essen erwischt. Sie ist zu unentschlossen, um zu patrouillieren; zu ungeschickt, um Schönheitskönigin zu werden; zu schwerfällig, um wenigstens am laufenden Bande Tee und Honigbrötchen serviert zu bekommen.

Wenn sich nicht bald jemand um das Bild kümmert, um das sich kein Mensch kümmert, wird sie ein schmutziges Weiß ansetzen. Schwerfällig soll sie sein? Anfällig ist sie, leichtfällig, bald schwebt sie empor.

Noch könnte man etwas tun.

Resignierter Ehemann

Von Ernst Klotz

Manchmal, wenn ich jetzt ein Mädchen sehe,
Wenn ich höre, wie ein Mädchen lacht,
Fühl' ich schon an ihrer warmen Nähe:
So hab' ich mir meine Frau gedacht!

Freilich, meine Frau schien auch vor Jahren
Dieses Ideal für mich zu sein,
Erst die Ehe ätzte dann den klaren
Zügen ihres Bildes Risse ein.

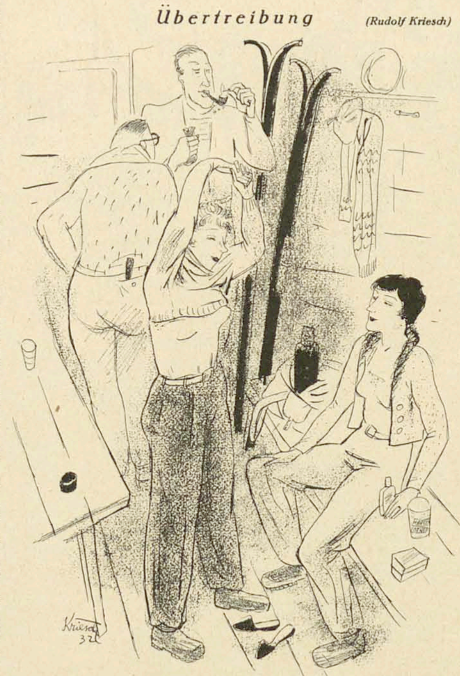
Und ich sehe, wie auch andern Ehen
Stets die Zeit die zarten Farben nahm,
Und ich kann auf einmal gut verstehen:
Männer macht nur Sehnsucht polygam!

Und bei polygamen Extratouren
Suchen sie ganz einfach wieder mal,
Wenn sie scheinbar auch nur lustig huren,
Ihr verträumtes altes Ideal.

Und auch mir wird wohl nichts übrig bleiben,
Als doch wenigstens von Zeit zu Zeit
Künftig etwas Ehebruch zu treiben,
Ist ein „Ideal" dazu bereit.

Übertreibung

(Rudolf Kriesch)



„Weißt du, es ist ja ganz angenehm, daß sich die Männer auf so 'ner Skihütte anständig benehmen, aber das braucht doch schließlich nicht gleich in Anerotik auszuarten!"

Fromm

Kam ein halberwachsenes Mädel zum Pastor des Gemeindebezirks und bat um Unterstützung für sich und die Angehörigen. Stutzte der Pastor: „Euch kenn' ich aber doch gar nicht! Kommt ihr nie in die Kirche?" Sagte das Mädel: „Nee. — Fromm sind wa bloß, wenn wa nischt mehr zu fressen ham!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Jahrmarktssänger

(Alfred Kubin)



Vom Tage

In mehreren Ländern mit subtropischer Vegetation, wo eine Kakteenart, die Opuntie, ganze Länderstrecken zu überwuchern droht, hat man neuerdings herausgefunden, daß der Vermehrung Einhalt geboten werden kann durch zerstörende Parasiten. An diesen haben Mittelamerika, Australien und mehrere andere Länder Mangel, und so beziehen sie jetzt, um das natürliche produktive Wachstum zu fördern, Parasiten aus Deutschland.
— Wenn man den Export deutscher Parasiten nur gründlich genug betriebe, so könnte er auch Deutschlands natürlichem Wachstum zugute kommen.

*

Eine Praxis, die englische Theaterdirektoren ausgedacht haben, um das Publikum ins Theater zu bekommen, wird neuerdings auch von einigen deutschen Theatern aufgenommen. Wenn das Stück nicht so ist, daß der Besucher nach dem ersten Akt bleibt, kann er vor Beginn des zweiten Aktes das Theater verlassen; er bekommt dann sein Eintrittsgeld zurück.
— Bis jetzt hatten wir nur langweilige zweite und dritte Akte. Nun werden die Dramatiker gleich den ersten Akt so machen, daß das Publikum unrettbar einschläft.

Teha

Breslau / Von Ratatöskr

O hüte dich, mein lieber Sohn,
und heiße möglichst niemals Cohn;
denn dieser Umstand kann zu Zeiten
dir manche Schwulität bereiten.

Zum Beispiel wer Professor ist,
hat häufig Sympathie vermißt,
weil die ihm anvertrauten Knaben
ein Aber gegen Cohne haben.

Dies Aber tritt, wenn du nun nicht
so reserviert bist, wie es Pflicht,
im Äußern deiner werten Meinung,
auch beim Senate in Erscheinung.

Und daraus folgt naturgemäß:
man zieht dir unter dem Gesäß
den Stuhl weg, den du eingenommen,
und läßt sich jemand andern kommen.

Da steht er jetzt, der arme Cohn,
und hat zum Schaden noch den Hohn
der vielen aufgeregten Knaben,
die nunmehr ihren Willen haben.

Randbemerkung

Die junge Republik China räumt mit der Vergangenheit auf. Die viertausend Kilometer lange Chinesische Mauer wird jetzt in eine Autostraße verwandelt. Wenn die Bauleute ihre Nivellierungsarbeiten beendet haben, wird die Bahn auf der Mauer vier parallele Autostraßen fassen und eine Strecke darstellen, die den asiatischen Kontinent von der Küste des Gelben Meeres bis zur mandschurischen Grenze, viele Völkerschaften verbindend, durchzieht.
— Die Bauleute Europas sind vorläufig weniger mit völkerverbindenden Wegen als mit Chinesischen Mauern voll beschäftigt.

Lieber Simplicissimus!

Die Weihnachtsferien sind zu Ende. Im Norden Berlins, in einer Volksschulklasse, in der, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur Kinder sitzen, deren Vater entweder arbeitslos oder bereits ausgesteuert ist, wird der erste Aufsatz fällig. Der betreffende Pädagoge verrät sein tiefes Verständnis für die Situation, in der seine ungenügend gekleideten, unterernährten Schüler das Weihnachtsfest verbracht haben, durch das von ihm gewählte Aufsatzthema. Es lautet: „Unsere Weihnachtsgans."

Grenzen

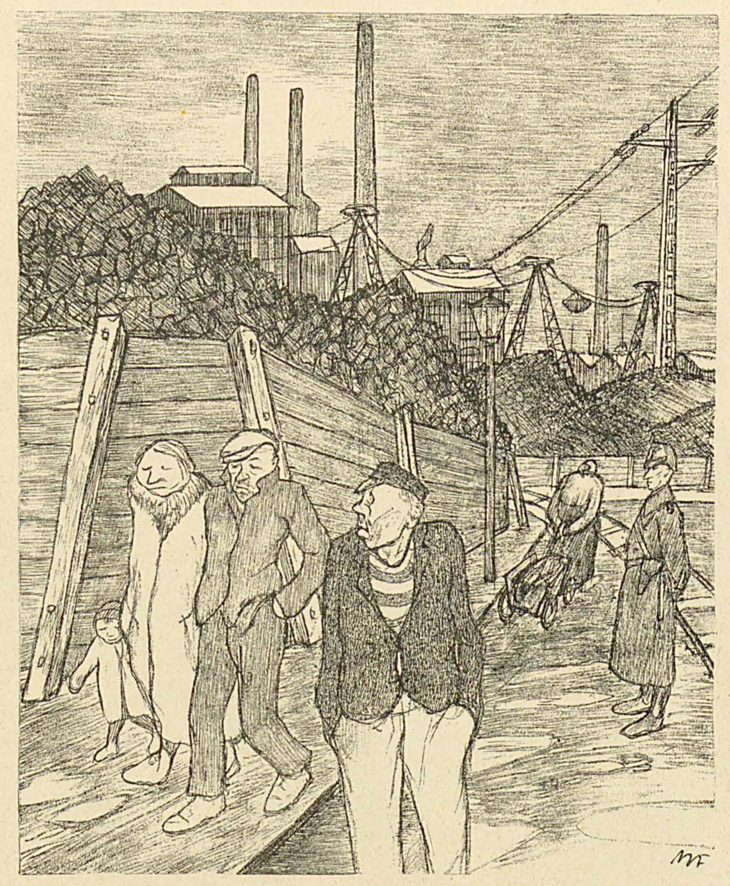
(E. Thöny)



„Ich möchte bloß wissen, wie weit unsere Gagen noch abgebaut werden." — „Ja, ja, und mit dem Lebensstandard einer Grammophonplatte kann eben der Mensch nicht mehr konkurrieren!"

Moral

(M. Frischmann)



„Wenn ick mir so die Kohlenhalden anseh', sag' ick mir immer: ,Wer nich klaut, der soll ooch frieren!'"

Stilblüten

Aus einem Leitartikel der „Neuen Badischen Landeszeitung": „Also eine Koalition der gegenseitigen Kontrollen und des ewigen Mißtrauens, ,durch das ein Abgleiten in einen neuen Parlamentarismus verhindert werde'. Oder nicht eine Koalition, — sondern eine Bindung an eine ,autoritäre' Regierung, die so drei Füße im Reichstag hätte, von denen jeder sich bemühen müßte, den andern abzusägen."

*

Aus der „Neuen Mannheimer Zeitung": „Vorzüglicher Athlet u. Philosoph, aus gut. Hause übern. individ. Körper-Geist-Ausbildg. Angeb. unter J. W. Nr. 178 an die Geschäftsstelle."

Hoffnungsfroh / Von Peter Scher

Die Geheimräte saßen tief verstört;
sie hatten etwas von neuem Blühen gehört,
von dienstlich verordnetem Hoffnungsgrün.
Jetzt sollten sie nun also blühn!

Um die Pulte verglomm der Abendschein.
Die Geheimräte schlossen die Akten ein.
Sie sagten: Jetzt gehn wir erst nach Haus
und schlafen uns einmal richtig aus.

Wer weiß — vielleicht — wenn Gott es mag —
erwachen wir frisch an einem Tag,
der uns nicht mehr zu grünen plagt,
weil eine neue Regierung tagt!

Kleine Kuriosa

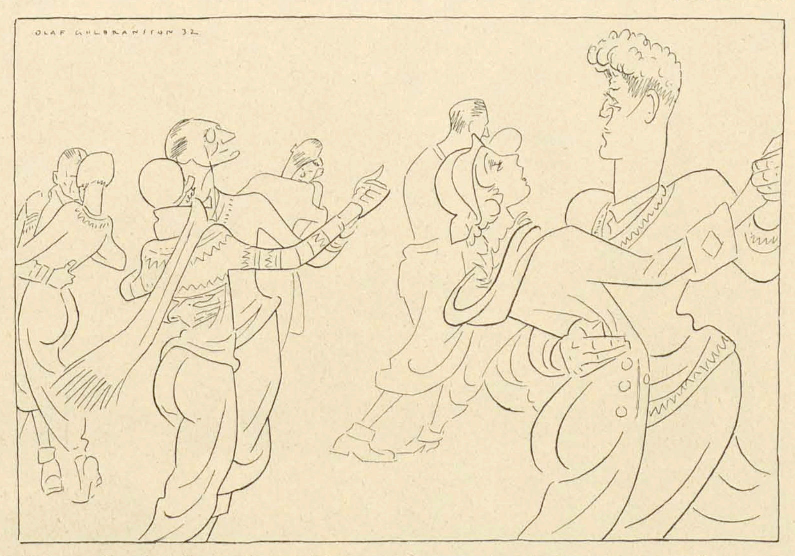
Anzeige aus dem „Illustrierten Beobachter": „Das passende Weihnachtsgeschenk: S.A.- u. S.S.-Puppe (ges. gesch.), ca. 30 cm hoch vorschriftsmäßig gekleidet. Das Entzücken des nat. soz. Kindes. S.A. oder S.S. pro Stück RM. 2,30."

*

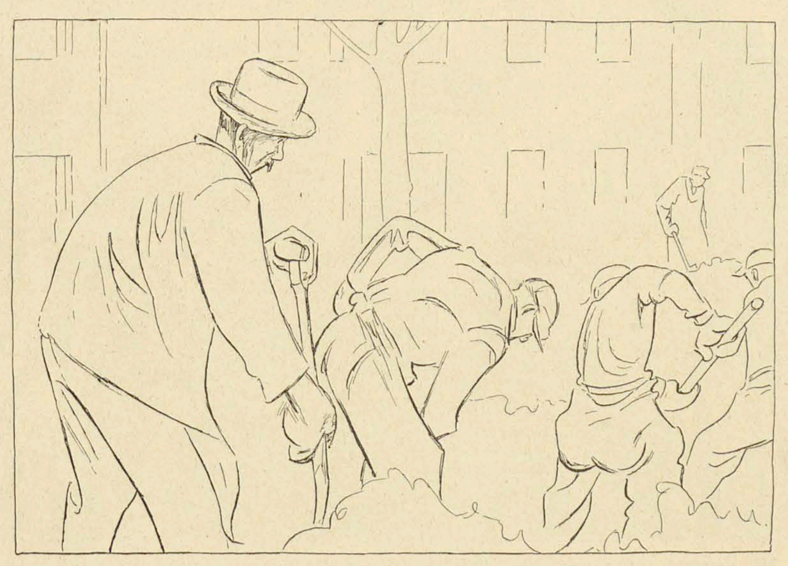
Redaktions-Briefkasten der Zeitschrift „Der Zuckerbäcker": „Nr. 770. Hakenkreuze aus Schokolade sowie SA.-Männer (Schokolade-Hohlfiguren) in geschmackvoller Aufmachung liefert die Fa. M. Jähnigen Söhne GmbH., Freital-Dresden."

Wintersport der Arbeitslosen

(Olaf Gulbransson)



„Wenn's keinen Schnee gibt, kann man wenigstens immer noch tanzen!"



„Wenn's keinen Schnee gäb, könnte man ganz verhungern!"

Im Richard-Wagner-Jahr

(E. Schilling)



„Mir gommd es so vor, Madhilde, wie wenn die hehren Gesdalden von unserm göddlichen Richard Wagner verleichd doch zu majestätsch sin für solche Veransdaldungen."

München, 22. Januar 1933 | Preis 60 Pfennig | 37. Jahrgang Nr. 43

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Japan und der Völkerbund

(E. Schilling)



„Pfui doch, Japsi, du sollst es der Tante doch wenigstens immer vorher sagen, wenn du wieder mal ein bißchen Krieg spielen willst!"

Biertisch-Gespräch / Von Karl Kinndt

Geht's nun wirklich wieder besser,
weil die Börse kräftig hausst?
Muß man diesem Wohlstands-Messer
nicht vertrauen?
Na, dann prost!

Tritt ins Margarine-Näpfchen
nun der Schleicher doch nicht rein?
Zeigt er sich als helles Köpfchen?
Hat er schon gelernt?
Kann sein.

Einigt er sich nun mit Hitlern
oder holt er Strassern sich?
Kehrt man schließlich doch zum mittlern
Kurs zurück?
Warum denn nich?

Nimmt der Reichstag-Redefluß nun
wieder seinen alten Lauf?
Ist mit dem Gewähle Schluß nun,
oder löst man . . .?
Mensch, hör auf!

Wird nun Genf die Trommel schlagen,
weil im Osten Krieg entbrannt?
Oder wird man sich vertagen
bis zum Frieden?
Bin gespannt!

Glauben Sie, es könnte schließlich
noch ein Weltkrieg draus entstehn?
Hielten Sie das für ersprießlich?
Ober zahlen! Wiedersehn!

Der unerlaubte Tanz / Von Alfred Wolfenstein

Als Fräulein Gina hinter dem beladenen Gepäckträger aus ihrem schwarzen Eisenbahnwagen stieg, verspürte sie eine unbezwingliche Lust, zu tanzen. Die unnatürliche Steifheit ihrer Kniee verlangte nach Musik. Man kann sich ja im Zugabteil noch so schräg hinsetzen, die Beine kommen doch zu kurz, sie stoßen immer irgendwelchen anderen starren Beinen entgegen, Füße drohen an Füße zu streifen, zwei Kniee beobachten einander wie zwei geballte Fäuste. Solch ein Coupé ist ein stillschweigender anstrengender Kampf der um ihre Freiheit gebrachten Glieder,



Prähistorische Höhlenzeichnung aus Afrika, entdeckt von Professor Frobenius.

das Gegenteil des gern gebundenen Tanzes. Daher nickte Gina lächelnd, als sie auf dem dunklen Bahnhofplatz von allen vier Seiten, aus mindestens sechs strahlenden Cafés und Bars, Jazzklänge hörte, aus zweien sogar die selben neuesten Schlager... Sie fuhr zum Hotel und nahm ein Doppelzimmer. Morgen abend würde sie nicht mehr allein sein.
Aber heute war sie allein und wollte tanzen. Sie ging durch die Halle, durch das Restaurant und durchforschte die Liste der Hotelgäste. Viele Direktoren, man konnte sagen, fast nur Direktoren, standen darin. Sie standen, sie tanzten sicher nicht. Ein Name wie Direktor Kleindienst oder Hermann Ahlers versteht sich nicht auf Tangoschritte. Sie ging sogar durch die Korridore, die lauen engen Straßen des Hotels; doch sie traf nur Nummern, Schilder an undurchlässigen Türen. Erst als sie das Hotel verließ, meinte sie zu guter Letzt einen besonderen, ihr nachfolgen-



„Oh, verflucht! Da habe ich einen Zahnarzt überfallen."

den Blick zu spüren, ein Frackhemd spiegelte sich in den Scheiben der Drehtür.
Sie saß indessen schon im Wagen und nach wenigen Minuten in der warmen Luft des Tanzpalastes. Sie erlaubte sich, allein an einem Tische Platz zu nehmen, wie es der traurigen Lage dieses Abends, bis zum nächsten Abend, entsprach. Eine gedruckte Karte vornehmen Formats, mit der Inschrift, daß ihr die Leitung des Palastes jederzeit einen Herrn Eintänzer zur Verfügung halte, kehrte sie auf die Rückseite und schob noch das Tablett des bestellten Cocktails darüber. Denn sie wünschte sich nach den dumpfen Stößen der Eisenbahnfahrt unbedingt einen lebendigen Menschen herbei statt einer Maschine. Ein Eintänzer wäre nur wieder eine Lokomotive.
Aber es ist gerade in solchen dringlichen Augenblicken ein



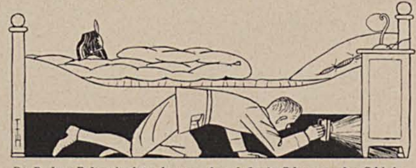
„Ja, Kommunismus wär' schon recht, aber wer garantiert mir, daß ihr meinen Kanarienvogel nicht auch aufteilt?"

Wunder zu nennen, wenn endlich in der letzten halben Stunde ein Herr kommt, den eine so wählerische Miene nicht abschreckt und dessen Aufforderung zum Tanz ein so wählerischer Mund auch tatsächlich annimmt. Sie tanzte mit ihm, weil eine gewisse Mischung des Mannes ihr gefiel. Sein Gesicht war derb, doch sein Lächeln geübt liebenswürdig und seine Haltung gewandt, er sprach mit einem etwas gewöhnlichen Lispellaut, wie wenn Leute aus dem Volk mit der Zunge anstoßen. Sein Anzug war tadellos. Wenn er sie zu ihrem Tisch zurückbegleitet hatte, zögerte er immer, auffallend unsicher, ob er sich zu ihr setzen dürfte, sagte nichts davon und fand sich bei jedem zweiten Tanz wieder recht selbstbewußt ein. Er machte den Eindruck eines Menschen, der von Berufs wegen routiniert aufzutreten hat und diese Gewohnheit nicht ohne weiteres auf persönliche Erlebnisse übertragen kann. Im übrigen verlief das Abenteuer für Gina ganz einfach, es machte angenehm müde und würde am nächsten Tage nicht den geringsten Gedanken weder an die Einsamkeit noch an die Gesellschaft dieses Abends hinterlassen.
Nur eins fiel ihr auf, als der Herr sie heimgebracht hatte: es schien, als entfernte er sich nicht, sondern bliebe vor dem Hotel



„Der liebe Gott hat wieder Zutrauen zu Deutschland, er läßt sehr viele Kirchen bauen."

stehen. In ihrem Zimmer angelangt, sah sie noch einmal vom Balkon hinunter und beobachtete zu ihrem Erstaunen, daß er in diesem Augenblick zum Hotel hineinging. Sie zog sich aus und knöpfte den Schlafanzug zu, als es leise an ihre Tür klopfte.
Mit kalt verwundertem Gesicht fragte sie, was es gäbe. Eine heisere Stimme antwortete, der Herr, mit dem sie getanzt habe, sei da. Was ihm einfalle? Er bitte um eine kurze Unterredung. Ob er verrückt sei? Um Himmels willen ein Wort, sonst sei er verloren. — Sie nahm plötzlich den Finger von der Klingel zurück und schloß die Tür auf.
Mit kreideweißem Gesicht trat ihr Tänzer herein. Er machte eine tiefe Verbeugung und trug ein Tablett, eine Portion Orangeade mit Soda, in der Hand. Tablett, Glas und Flasche zitterten und klirrten. Sie blieb dicht an der Tür stehen. Er flüsterte: „Ich bin Kellner. Hier im Hotel. Verraten Sie mich nicht. Ich werde entlassen, wenn es herauskommt, daß ich mit einer im Hotel wohnenden Dame getanzt habe."

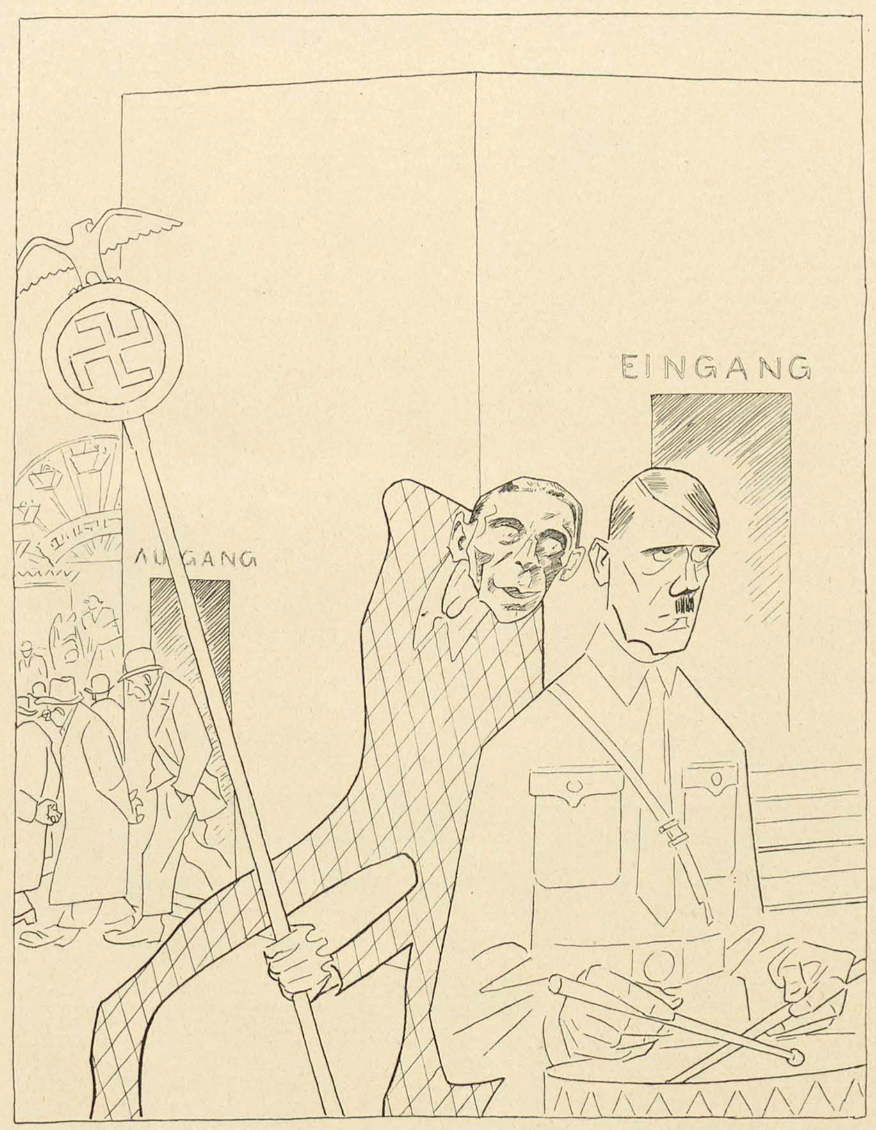


Die Berliner Polizeidirektion hat verordnet, daß jeder Schupo vor dem Schlafengehen nachsehen muß, ob nicht die Gebrüder Saß unter seinem Bett liegen.

Sie lachte, nickte, trat aus dem Halbdunkel des Schlafzimmers zu ihm heran, füllte auf seiner zitternden Tabletthand ein Glas und trank. Dann nickte sie ihm nochmals beruhigend zu. Aber sein Blick zuckte, als sei es ihm schon nicht mehr um die Beruhigung zu tun. Vielleicht war es ihm mit einemmal noch lieber, aus dem Hotel hinauszufliegen, als dieses reizende blaue Zimmer Nr. 283 zu verlassen. Dann sagte sie: „Danke!" Er verbeugte sich, wünschte mit leiser Stimme: „Gute Nacht!" und ging.
Die traurige Miene des Mannes vor Augen, legte sie sich zu Bett und schlief besonders gut, bis zum Morgen, da sie mit dem Abend so zufrieden gewesen war. Als sie aber auf den Korridoren immer wieder dem Kellner begegnete und den blassen Gruß des Tänzers erwiderte, beschloß sie, in ein anderes Hotel zu ziehen. Sie wollte es ihrem Tänzer und Kellner ersparen, sie, schon am kommenden Abend, am Arme ihres erwarteten Geliebten zu sehen.

Der ewige Trommler

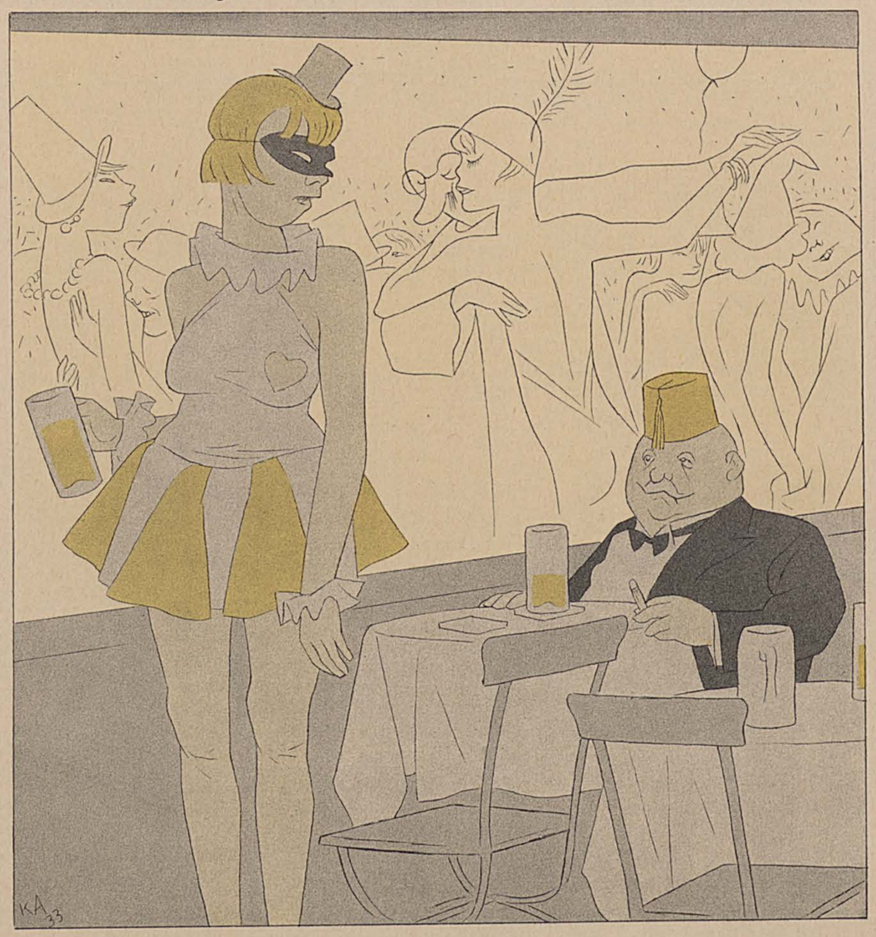
(Olaf Gulbransson)



„Immer rein, meine Herrschaften, gleich beginnt zum unwiderruflich letztenmal das Dritte Reich!" — „Mensch, wenn wir jetzt nicht bald wirklich anfangen, läuft uns das ganze Publikum davon!"

Der gute Ton in allen Lebenslagen

(Karl Arnold)



„Ich bitte, mich als Dame zu behandeln — im übrigen kannst mich . . . —"

Die dringendste Aufgabe

Man kann nicht behaupten, daß es uns allzu wohl ginge.
Man kann ebensowenig behaupten, daß es unseren verantwortlichen Männern an allervordringlichsten Aufgaben gebräche.
Wenn also die drei wichtigsten Männer des deutschen Reichskabinetts sich zusammensetzen und einen Gesetzentwurf ausarbeiten, um ihn dem Reichstag vorzulegen, wenn Innenminister, Außenminister und Wehrminister sich den Kopf zerbrechen, dann muß es sich hierbei um Wichtiges und Dringendes handeln. Etwa um Arbeit. Oder um Brot. Oder gar um beides. Du irrst. Es handelt sich um noch viel, viel Dringenderes. Nämlich um einen Gesetzentwurf, der in vier umfangreichen Teilen und vielen Dutzend haarscharf formulierten Artikeln ganz genau und bis in die letzten Einzelheiten regelt, wie in einem künftigen Kriege die Kriegsgefangenen zu behandeln, unterzubringen, zu verpflegen, zu kommandieren, zu bestrafen, zur Arbeit heranzuziehen, zu bezahlen, zu verwalten, zu verarzten und nach eventueller Beendigung des Krieges heimzusenden sind. Bereit sein ist alles! hs.

Raubbau

„Warum liest man denn gar nichts mehr vom Satiriker Mayer?" — „Der leichtsinnige Mensch verspritzt jetzt sein ganzes Gift in der Familie."

Stilblüten

Aus dem redaktionellen Aufsatz „Republik oder Monarchie?" in der Sondernummer der „Süddeutschen Monatshefte", „König Rupprecht": „. . . erfolgt ist die Absetzung der deutschen Fürsten durch die Feinde des deutschen Siegs, ihre Entkrönung war die Krönung des Dolchstoßes in den Rücken der Kämpfenden . . ."

*

Aus dem Roman von J. Schneider-Foerstel, „Wenn die Heimat ruft": „Sie fühlte, wie die Füße in die Knie brachen." — „Sie hielt den Kopf mit den ringgeschmückten Händen zusammen, um einem Gehirnschlag vorzubeugen."

Der Bär / Von Kurt Stein

Die Frau sitzt in dem schmalen Gang, der den Käfig Alis, des größten und wildesten Bären, von dem Zwinger der übrigen Tiere trennt. Wenn ihre Pflicht erfüllt ist, wenn sie den Tieren Futter und Wasser gebracht hat, dann hockt sie vor dem Käfig und starrt auf Ali, der meist so unbeweglich wie sie bleibt. Er beachtet sie nie, regt sich nicht, wenn sie, die einzige, die das wagt, seinen Käfig betritt. Wer näher zusieht, erkennt, daß Ali eine Narbe trägt, durch die einst Ring und Kette ging: daß er ein Tanzbär war, eines der armseligen Tiere, die, von Zigeunern durch das Land geschleppt, sich und ihren Herren ein knappes Brot verdienen.

Als diese Frau jung war, und diese Zeit liegt nicht so weit zurück, wie es scheint, waren die beiden, das Mädchen und der Bär, gemeinsam Gäste auf den Jahrmärkten der Dörfer und Städte. Erst war ihr Vater dabei und hielt die Kette Alis. Sie kennt Ali seit dem Tag, da er, ein wolliger Ball, der Erziehungskunst ihres Vaters überantwortet wurde. Sie lagen des Nachts zusammen, wärmten einander; oft winselte der Bär in der Erinnerung an die Schläge des Tags, oft weinte das Mädchen; meist weinten beide.

Sie wuchsen. Ali lernte tanzen, das Mädchen Lieder, die seinen Tanz begleiteten, und auch sie mußte tanzen. Sie tanzte leicht, schwang sich wirbelnd über den Dorfplatz; und der Bär trottete ihr nach, trabte brummend die Kreise, die sie sprang.

Der Vater starb. Nun waren wohl die Schläge für sie und den Bären vorbei; aber sie wußte wohl, daß sie nicht allein mit Ali gehen konnte. Nicht vor ihm fürchtete sie sich, sie bettete sich ruhig auf seinen Pelz und wußte sich sicher. Doch die Menschen machten ihr Ungelegenheiten. Bald verbot ihr ein mürrischer Schreiber das Tanzen und Bärenführen, wollte Papiere, die sie nicht besaß, verlangte Steuern, die sie nicht zahlen konnte und mochte; bald schielte einer nach der Einnahme des letzten Jahrmarkts, ein anderer nach ihr selbst. Sie nahm sich einen Geliebten. Doch keinen ihres Volkes, um sich und den Bären nicht neuen Schlägen auszuliefern. Ihr neuer Freund war hübsch, stark und groß, und sie dachte, er müßte auch gut sein; er war doch weiß.

Der Bär konnte ihn nicht leiden; hielt er die Kette, an der das Tier tanzte, dann war Ali von dem Blick des Mädchens in den Kreis gezwungen und nicht vom Mann, der sein neues Handwerk schlecht verstand. Weil er es nicht verstand und Ali durch Zerren am Eisenring reizte, wischte das mißgestimmte Tier einem Jungen die Tatze über das Gesicht. Der Junge, dem übrigens wenig geschehen war, hatte ihn zwar mit Steinen geworfen. Aber diese Verteidigung half nichts. Ali wurde in einen Stall gesperrt und sollte am Morgen getötet werden. Nur der Kommandant des Polizeipostens konnte ihn retten, denn man hatte das Tier in sein Haus gebracht und mit Ketten verwahrt. Das Mädchen und der Bursch gingen hin und wurden auch empfangen; doch wollte der Gendarm mit dem Mädchen allein verhandeln. Ihr Freund wußte wohl warum; aber er bangte um den Bären, um seinen Erhalter. Er verschwand ohne Widerspruch.

Das Mädchen versprach viel, alles. Doch wollte sie erst den Bären haben. Sie gingen in den Hof, der Stall wurde geöffnet; Ali war frei. Aber als sich ihr der Mann nähern wollte, sie zurückwich und er nicht nachgab, sprang Ali dazwischen, und sie rettete den Mann nur mit Mühe.

Er mußte schweigen, und sie entwich mit dem Bären und dem Freund, dem sie nun eine Zeit zürnte. Doch sie konnte sich nicht von ihm trennen und verzieh ihm, daß er sie so leicht dem andern hatte ausliefern wollen. Aber er war nun immer härter und schlechter gegen sie, nahm ihr das Geld ab; schlug sie auch. An den Bären wagte er sich nicht heran, aber er haßte seinen Ernährer mit jedem Tag mehr.

Nach einem Vierteljahr fand er ein neues Mädchen. Die Zigeunerin wußte, daß er von der andern kam, weigerte sich ihm. Er begehrte sie dringender, aber sie blieb fest. Eines Abends war er betrunken und bestand auf seinem Recht; sie wehrte sich —, nebenan rührte sich der Bär. Sie dachte daran, daß Ali sie schon einmal geschützt hatte.

Der Bär brach in die Stube, wütend durch den Lärm.

Sie hielt ihn nicht zurück, als er sich aufhob und auf den Mann zulief.

Aber sie liebte den Toten, raste gegen sich und gegen Ali, trat ihn, stieß ihm die Stange in den Leib, schlug ihn mit der schweren Kette. Ali ließ alles geschehen. Doch er vergaß ihr die Nacht nicht. Sie verkaufte ihn an einen Zirkus, der in der Nähe sein Zelt hatte. Dort sind die zwei noch immer. Nur sie darf ihn füttern, er ist der wildeste und stärkste der Bären. Aber er sieht sie nie an, wälzt sich nie mehr brummend vor ihren Füßen. Er vergißt nicht; sie aber hockt noch immer vor dem Käfig und wartet auf ein Zeichen seines Vergessens. Denn sie glaubt, daß damit die Mordnacht ausgelöscht wäre.

Sie liebt ihn, der so lange Zeuge ihres Glücks war. Und sie haßt ihn auch, wie ein Werkzeug, mit dem man einmal einen längst bereuten Mord beging. Sie fürchtet ihn wohl auch.

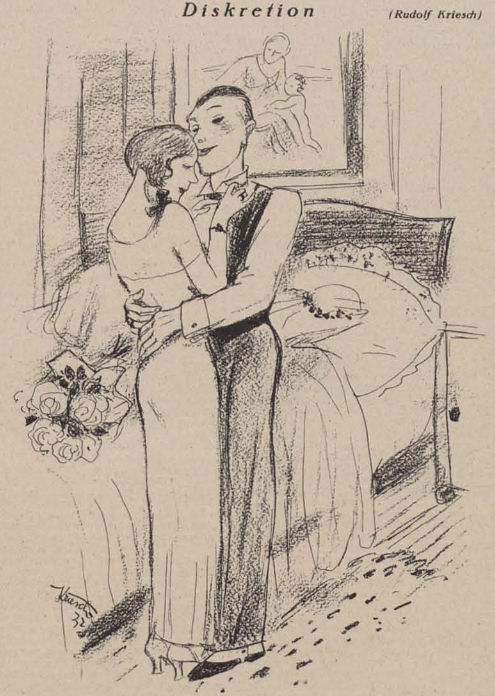
Ali aber ist reglos.

Sie sitzt in dem engen Gang zwischen den Käfiggittern, Tag und Nacht.

Nachts ist nur das Schreien der Tiere um sie. Dann schleicht auch Ali langsam an seine Käfigwand, an ihre Käfigwand, und Mensch und Tier weiß um die Nähe des andern. Nie aber drückt Ali sein Maul zwischen die Stäbe, und niemals überschreitet ihre Hand die Grenze.

Diskretion

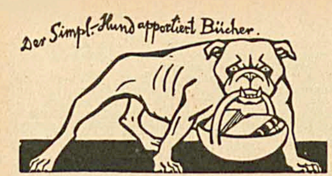
(Rudolf Kriesch)



„Sag mal, Eugen, die wievielte Frau bin ich nun eigentlich in deinem Leben?" – „Aber, Liebling, warum wollen wir denn unsere Hochzeitsnacht ausgerechnet mit so schwierigen Additionen verbringen?"

Dialog

„Ich sitze immer da und überlege, warum ich es eigentlich nie zuwasbringe."—
„Das ist vielleicht der Grund." K. M.



Arnold Zweig: „De Vriendt kehrt heim“. (Verlag Gustav Kiepenheuer, Berlin-Charlottenburg.)

Arnold Zweig, der immer bemüht gewesen ist um die jüdische Frage, greift hier einen Stoff auf, an dem er — man möchte sagen: gar nicht vorbei kann, ohne ihn einmal dichterisch angepackt zu haben: es ist der Zionismus und das heutige Palästina. Ein Palästina und ein Jerusalem, in dem es noch sehr ungeklärt ausschaut, in dem Wege und Ziele der Juden selbst keineswegs einheitlich sind, in dem die Auseinandersetzungen mit den mächtigen Arabern sehr ernst, sehr erbittert geführt werden, und in dem die Engländer wie kühle Halbgötter über dem Ganzen stehen. — Zweig stellt in den Mittelpunkt seiner groß angelegten Erzählung den holländischen Juden de Vriendt, der in Jerusalem lebt, das Judentum reinsten Wassers durchsetzen will gegen nachgiebigere, anpassungsbereitere Glaubensgenossen, die ihn hassen und als Schädling bekämpfen wegen seines „zerstörerischen“ Radikalismus. De Vriendt gerät aus mehr als einem Grunde in die Gefahr, gewaltsam beseitigt zu werden. Es entsteht eine steigende echte Spannung aus sich kreuzenden Vorgängen, aus Hieb und Parade, aus wachsendem Unheil, das schließlich das Einzelschicksal de Vriendt besiegelt und darüber hinaus den großen Aufruhr bringt. Arnold Zweig hat ein sehr lebendiges, von innen her buntes, beredtes und unvergeßliches Gesicht Jerusalems geformt und des Landes, in der diese alte, ewig junge Zauberstadt gebettet ist.
A. M. Frey

Michel Hofmann: „Tusculum-Kalender“. (Verlag Ernst Heimeran, München.)

Da gerade ein neues Jahr aus seinem Füllhorn Kalender ohne Zahl streut, sei auf ein Kuriosum hingewiesen, den „Tusculum-Kalender“, den Michel Hofmann für die Freunde der Antike herausgibt. Das ist, wie der Titel sagt, „ein vollständiger Julianischer Kalender des alten Rom mit vielerlei Fest-, Markt-, Opfer-, Glücks- und Unglückstagen, unter Beifügung der wichtigsten noch feststellbaren Gedenktage der antiken Geschichte und Kulturgeschichte, nebst ausführlichen Anleitungen, den antiken Kalender zu lesen, auf die Historie anzuwenden und seine Bedeutung zu verstehen.“ Es ist geradezu ein aktueller Seelentrost, so gründlich erledigte Weltgeschichte zu überblättern, wie etwa: „10. Januar Cäsar überschreitet den Rubico“ ... oder „28. März Pertinax nach dreimonatiger Regierung von den Prätorianern ermordet“. Der Kalender erscheint in der Reihe der „Tusculum-Schriften“, einem höchst verdienstvollen Unternehmen, das die bunte Kulturgeschichte des Altertums in Abrissen von handlichem Format ohne Schmockerei und Pennalstaub dem modernen Leser nahezubringen weiß.
Dr. H. A. Thies

Der Not-Schlaraffe

Prophetischer Blick auf die Dauerkrise. Von Hans Natonek

Als die Krise fünfzig Jahre währte,
Fiel die Welt in tiefe Müdigkeit.
Eine Art von Muskelschwund verzehrte
Geist und Seele und sogar die Zeit.

Uhren standen still wie die Fabriken,
Und die Züge stellten ihren Fahrplan ein;
Einer rollt noch in ein Feld voll Wicken,
Und da steht er nun, stockbeinallein.

An den Schaltern allererster Banken
Wächst der Efeu, und Kakteen blühn.
Ach, es sind die gleichen wilden Ranken,
Die Dornröschens Schlaf umziehn.

Selbst zum Essen ward der Mensch zu träge,
Überdies gab's nichts zu diesem Zweck.
An den Stempelschaltern, einst so rege,
Blieb die letzte Kundschaft weg.

So erwuchs, zwar von der Notstandsseite,
Eine Art Schlaraffenland.
Alle Menschen lebten von der Pleite,
Und die Arbeit wurde unbekannt.

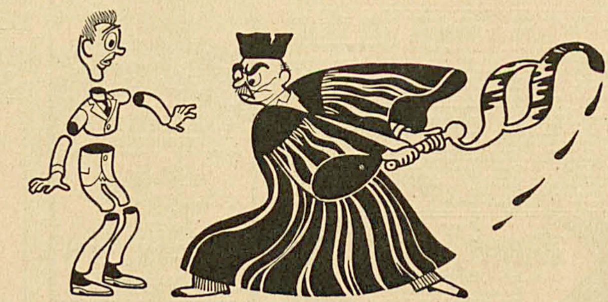
Und der letzte Mann der Nazioten
Rief: „Deutschland erwache!“ — und entschlief;
Und ihm schlossen sich die Ultraroten
Friedlich an und schnarchten tief.

Prophetie bei fünfzigjähriger Krise:
Rädertempo wird zum Gang der Schnecke,
Und es döst im Schwächeschlaf der Riese —
Not-Schlaraffe in der Dornenhecke.

Der weiße Herr oder Die Macht der Persönlichkeit

Von Peter Paul Althaus

Vorgestern haben sie den alten weißhaarigen Herrn zu Grabe getragen. Ich brauche seinen Namen nicht zu nennen. Viele haben ihn gekannt.
Alles, was in Kunst und Kultur einen Namen hat, war auf dem Friedhof dabei. Es wurden große Reden an seinem Grabe gehalten. Tiefergreifende Worte. Trotzdem, es herrschte, als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde, keine eigentliche Trauerstimmung, sondern eher das, was man als „Befreites Aufatmen“ bezeichnet, ging über die unabsehbare Menge.
Der alte weißhaarige Herr hatte, wie man weiß, für einen ausgezeichneten Kenner der Musik gegolten. Es hatte kein Konzert stattgefunden, in dem er nicht in der vordersten Reihe saß und mit gerunzelter Stirn angespannt zuhörte.
Er schaute gedankenverloren über das Orchester hinweg zu den Köpfen der Kontrabässe hinauf.
Solisten haben mir nach ihren Konzerten gestanden, daß sie das Zittern bekommen hätten bei diesem stirngerunzelten kritischen alten Herren vorn in der ersten Reihe.
Hubermann, Busch, Mischa Elman haben mir erzählt, daß sie nur für ihn gespielt hätten, nur für ihn, der sie glatt übersah, der nur die Leistung hörte und keine Notiz von der Person nahm, der kein kontaktsuchendes Lächeln bemerkte und sich nicht durch elegante Handhabung des Bogens bestechen ließ; daß sie nur für ihn gespielt hätten, damit sein Stirnrunzeln verschwände. Rachmaninoff, Edwin Fischer haben sich die Finger wund getrommelt, nur, um ein einziges Beifallszucken aus den Augenwinkeln des alten weißhaarigen Herrn zu erhaschen. Elly Ney hat die süßesten Töne aus dem Flügel herausgelockt, in den aufwühlendsten Dämonien das Instrument erzittern lassen — — — stirnrunzelnd saß der alte Herr und schaute über sie hinweg zu den Kontrabässen hinauf.
Was für ein Ideal mußte er haben, wenn ihm ein Fischer, ein Rachmaninoff, eine Elly Ney nicht zusagten?!
Die Ivogün perlte ihre saubersten Koloraturen ——— vergeblich! Selbst die große Kunst Giglis vermochte die Stirnrunzeln des alten weißhaarigen Herrn nicht zu vertreiben.
Es hieß, der alte Herr sei der Lehrmeister Carusos gewesen. Dann wieder, er sei Kritiker an einflußreichen ausländischen Zeitungen. Dann wieder, er habe seine Hand und sein Geld in großen Konzertunternehmungen, er sei Impresario und suche das Phänomen, die Begabung, das Talent.
Immer saß er da und starrte in die Ferne, als höre er dort, wie die vorgetragene Musik wirklich gespielt werden müsse, um zum vollen Effekt zu kommen.
Kapellmeister glaubten trotz rauschender Ovationen des Publikums nicht an ihren Erfolg, wenn sie den weißen Herrn sitzen sahen, stirnrunzelnd und unbewegt, keine Hand zum Beifall rührend.
Nach jedem Konzert verließ der weiße Herr kopfschüttelnd und sichtlich enttäuscht den Saal. Niemals äußerte er sich über seine Eindrücke. Niemand wagte ihn allerdings auch über seine Eindrücke zu befragen. Es ging soviel Kennerschaft von ihm aus, daß jeder fürchtete, sich mit einer Frage unsterblich zu blamieren.
Komponisten mit Erstaufführungen hatten die Frackhosen besonders gestrichen voll, wenn der weiße Herr da war. Und er war immer da, in jedem Konzert. Sein Stirnrunzeln, seine nicht verhehlte, offensichtliche Enttäuschung nach jedem Satz, nach jedem Stück teilte sich den übrigen Konzertbesuchern, die natürlich auch als Musikkenner gelten wollten, mit, und damit waren die Erstaufführungen gerichtet.
Jetzt ist er tot, der weiße Herr. Fünfzehnhundert Menschen, knapp gerechnet, waren bei seinem Begräbnis; lauter Musikkoryphäen, lauter Kapazitäten gaben ihrem ungekrönten König und Führer das letzte Geleite.
Die Zeitungen widmeten dem großen Experten spaltenlange Nachrufe.
Wenn seine Witwe den Mund gehalten hätte, wäre er sogar in die Musiklexika gekommen und dadurch unsterblich geworden.
Aber seine Witwe hat ihren Mund nicht gehalten.
Der alte weiße Herr war so unmusikalisch wie ein Briefmarkenautomat. Außerdem war er fast taub.
Als kleiner Junge hatte er einmal in einem Konzert gesehen, wie einem Kontrabassisten die dickste Saite auf seinem Instrument geplatzt war und ihm einen heftigen unvorhergesehenen Backenstreich versetzt hatte. Das hatte so komisch ausgeschaut, vor allem, wie der Kontrabassist mit der linken Hand seine wehe Backe trösten wollte und zugleich Kontrabaß spielen mußte, daß dem weißen Herrn noch als erwachsenem Mann die Lachtränen kamen, wenn er daran zurückdachte.
All sein Leben hatte er gehofft, es könne ihm dies komische Erlebnis noch einmal widerfahren.
Es ist ihm nicht vergönnt gewesen, in keinem der neuntausendfünfhundertsechsundvierzig Konzerte, die der weiße Herr im ferneren Verlauf seines Lebens noch besucht hat.
Busch, Serkin, die Lehmann, Elly Ney, Cassals, Cortot, Pfitzner bis zu Kusche, List, Schrecker und Waltershausen haben vor ihm gezittert — — — eine Kontrabaßsaite ist nicht gesprungen.
Nun ist der alte weiße Herr tot, und die Musiker können wieder aufatmen.



Der Staatsanwalt — *Karl Holtz*

Der erste Kuß

Von Marietta

Trotz ihrem langjährigen klösterlichen Aufenthalt gewöhnte sich Hep von neuem an die Gepflogenheiten ihres Elternhauses und gehorchte den Ansprüchen, die das kleine Münchner Briefträgermilieu forderte, in dem sie lebte.

Sie hatte gerade ihr sechzehntes Lebensjahr erreicht.

Damals wohnte bei Kernbergers Edward Dyes, ein Student der Rechte.

Hep reinigte sein Zimmer und ordnete das Bett für die Nacht.

Eines Abends saß er auf einem Stuhl, vor dem Tisch, dem Sofa gegenüber, versperrte also mit seinem Stuhl, der fast mit dem unteren Bettende zusammenstieß, den Durchgang. Hep bat ihn, sie vorbei zu lassen.

Statt dessen beugte er sich zurück, schlang den Arm um ihre Hüfte und bat um einen Kuß. Es war der erste Männerarm, den sie spürte.

Sie hatte noch nie einen Mann geküßt und glaubte es nicht zu können.

Ihr wurde warm, und Neugierde überlieferte sie einem zärtlichen Erschauern.

Er bat sie, später in sein Zimmer zu kommen.

Sie erledigte ihre Arbeit rasch, und die Familie schlief.

Sie selbst hatte zu dieser Zeit eine Schlafkammer, deren Fenster nach dem Treppenhaus gingen.

An der Kammertür zog sie den Schlüssel ab, machte ein Geräusch, als ob sie von innen schlösse, schlich an seine Tür, — zurück zur Kammer — wieder vor — und lauschte lange.

Dann stieß sie ein Ave-Maria in die Dunkelheit. Zitternd legte sie die Hand auf den Türgriff. Ganz leise ging die Klinke — wie geölt. Jetzt stand sie im Zimmer und wagte kaum zu atmen.

Auch er schien verlegen und bat sie, auf dem Sofa Platz zu nehmen. Er setzte sich neben sie und schlang den Arm um ihre Hüfte.

Hep war sehr verlegen und zitierte die Kassandra von Schiller.

Als sich schwere Gewitterwolken vom Himmel lösten, fanden sie ein Gesprächsthema über Naturwunder.

Seine Hand näherte sich langsam ihrer Brust.

Er gab ihr den ersten Kuß und sprach ablehnend über Religion.

Hep verließ sein Zimmer.

Sie dachte immer an ihn.

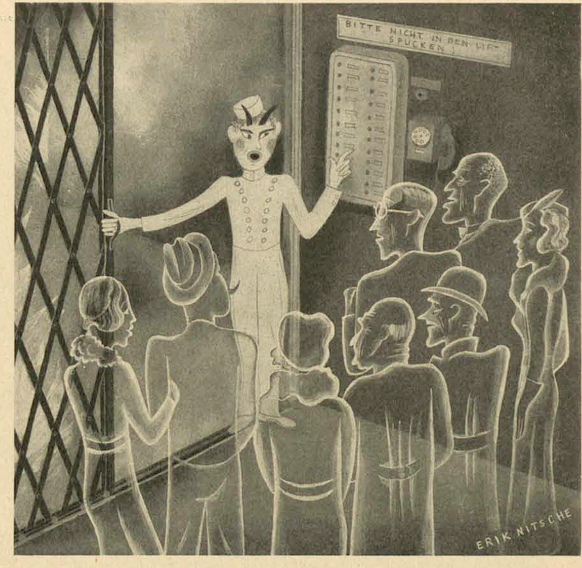
Einmal des Nachts schlich sie unaufgefordert wieder an seine Türe: aber er schickte sie fort.

Sie schämte sich sehr — und tat es nicht wieder.

Später reiste er nach Hannover und wünschte ihr Glück.

Hochbetrieb in der Hölle

(Erik Nitsche)



„. . . achtes Untergeschoß, Diebstähle über 100000 Mark, Falschmünzerei, Brandstiftung, zweiter Gang links und dann geradeaus!"

Gesang eines Mädchens

(Chinesisches Volkslied)

Herr Matrose, mein Herz ist willig!
Herr Matrose, mein Fleisch ist billig!
Für ein Silberstück laß ich meine Brüste sehn!
Für einen Dollar bin ich nackt!
Herr Matrose, zugepackt!
Die Liebe ist so schön!

Herr Matrose, dein Dollar ist klein!
Herr Matrose, ich will feurig sein!!
Für euch hatte die Mutter wohl immer Brot?
Meine Brüder stehlen nachts sich Reis.
Herr Matrose! Ach . . . wer weiß . . .?
Sie schlagen dich morgen tot!

Herr Matrose, ist die Nacht vorbei,
Herr Matrose, ist's mir einerlei.
Der weiße Herr zahlt einen Dollar bloß.
Die Leiche treibt ins Meer hinaus.
Herr Matrose, schwimm nach Haus!
Das Gelbe Meer ist groß.

(Deutsche Bearbeitung von Louise Peter)

Randbemerkungen

Geschichte aus der Wirklichkeit

Kürzlich ist in Wien eine Ehebruchsgeschichte vor den Richter gekommen, deren merkwürdige Pointe im Gerichtssaal schallende Heiterkeit auslöste. Das Lachen verdient, ein Echo zu haben.

Die Frau hatte es mit einem Nazi. Der Ehemann legte nun die Briefe auf den Richtertisch, die der Liebhaber geschrieben hatte; die Umschläge waren dick mit Verschlußmarken beklebt, Hakenkreuzen, Adlern, Hitlerköpfen, und auch ein Spruchband zierte sie. Es hieß: „Deutsch sein, heißt treu sein!"

Eine Chance

Vor kurzem erschien in einer Berliner Zeitung ein Aufruf:

„Am Freitag vergangener Woche hat der Oberregisseur . . . . . . in Berlin das Maschinenschrift-Manuskript eines Bühnenstücks von Dr. Felix Langer: ‚Kaleidoskop' verloren. Der Finder wird gebeten (gegen Vergütung der Ausgaben), das herrenlose Manuskript an die Adresse . . . . zu senden."

— Seitdem beten alle deutschen Bühnenautoren mit gesammelter Kraft zum Himmel: daß ihr Manuskript wenigstens außerhalb des Theaterarchivs verloren-gehe.

H. A. T.

Allgemeines Kugellager

Mit einem Kommunalbeamten der mittleren Gehaltsklasse kam ich auf die neueste Gepflogenheit, die rollenden Zahlungstermine, zu sprechen.

„Wie werden Sie denn mit Ihrem Hausherrn fertig?" fragte ich ihn, „am Ersten ist doch die Miete fällig." — „Tcha — den muß ich rollen." — „Und was macht der Hausherr?" — „Der rollt wieder den Magistrat."

— Wohin rollst du, Budgetchen?

Teha

Geschäfte mit dem lieben Gott

Im christlichen Gemeindeblatt „Glaube und Heimat" der Kirchengemeinde Jakobshagen in Pommern, Herausgeber Superintendent Russe, ist in Nr. 7/1932 folgende Rechnung abgedruckt:

„Rechnung für Johann G.
von seinem Meister, dem Herrn der Erde

1. Für 10 Regengüsse auf seine Äcker, per Regen 25,— RM	250,— RM
2. Für 2 Extraregengüsse in sehr dürrer Zeit, per Regen 50,— RM	100,— „
3. Für 60 Tage Sonnenschein zu 10 RM	600,— „
4. Verschiedenes, wie Wind, Tau usw. .	300,— „
Sa.	1250,— RM

Gegenrechnung

Johann G. bezahlte

1. Kirchensteuer . . .	10,— RM
2. Kirchenkollekte . .	2,50 „
3. Hauskollekte . . .	2,50 „
Sa.	15,— RM

Bleibt Restschuld an Gott . . 1235,— RM

Ist diese unbezahlte Schuld an Gott nicht riesengroß?"

Wir würden empfehlen, doch besser mit dem Lieferanten der Regengüsse persönlich zu verhandeln, denn der Zwischenhandel scheint hier besonders verdienen zu wollen.

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.—; in Österreich die Nummer S 1.—; das Vierteljahr S 12.—; in der Schweiz die Nummer Fr —.80. Übriges Ausland einschließlich Porto vierteljährlich 2 Dollar • Anzeigenpreis für die 8gespaltene Millimeter-Zeile RM —.35 • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse • Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Robert Urban, München • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Postscheck München 5802 • Redaktion u. Verlag: München 13, Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • Erfüllungsort München • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Versicherungsschutz

(Laszlo Meitner)



„Nich so hoch det Been, den Ollen da vorn trifft jleich der Schlag." — „Wenn schon, wir sind in der Haftpflicht."

An meine Schreibmaschine

Gutes Tier in deiner Ecke,
dienstbereit und sattelfest,
wenn ich Schriftliches bezwecke,
das sich nicht vermeiden läßt:

willig hüpfen deine Tasten
so bei Tage wie bei Nacht,
braver alter Klapperkasten,
bis ein Manuskript vollbracht.

Nur, verzeih, in den Gelenken
scheinst du neuerdings ... na ja ...
Nein, ich möchte dich nicht
kränken,
bin doch auch bloß solala.

Noch ein Weilchen – wem zuleide?
wem zum Spaße? – geht's ja schon.
Und dann zotteln wir zwei beide
eben halt in Pension.

Ratatöskr

Lieber Simpl.!

Der gute Gatte war gestorben. Der gute Gatte lag im schwarzen Sarg. Der Sargdeckel war zu. Die Witwe weinte bedacht: „Mein armer Mann — und sonst hat er immer bei offenem Fenster schlafen wollen." J. H. R.

*

Mizzi, die mondäne, überschicke Mizzi aus der Kärntner Straße, war mit ihrem derzeitigen „Bräutigam" in eine kleine Vorstadtkonditorei geraten. Dort tagte gerade das allwöchentliche Kaffeekränzchen, und das Erscheinen der beiden gab nach anfänglichem atemlosem Staunen reichlichen Gesprächstoff für die biederen Teilnehmerinnen. Plötzlich wandte sich Mizzi vernehmlich laut an ihren Begleiter mit der Aufforderung: „Schurl, telephonier' do schnell um dö Rettungsg'sellschaft!" — „? ? ?" — „Na ja, dö Alte da drüb'n hat sich eben über uns — dö Gosch'n z'riss'n!!!" P.

Kleine Geschichten

Die tschechoslowakische Postverwaltung scheint ein wahrer Musterbetrieb zu sein. Sie sorgt nicht nur für mehr oder minder klaglose Briefzustellung, sondern ist — wenn man dem Bericht einer Prager Tageszeitung glauben darf — überdies auch eifrig bestrebt, die in diesen Zeiten ohnehin schwergeprüfte Kaufmannschaft vor Schaden zu bewahren.
Da schickte vor einiger Zeit eine Prager Firma einen Warenprospekt an einen Kunden in einer böhmischen Kleinstadt.
Ein paar Tage später kam die Karte zurück, mit dem postamtlichen Vermerk: „Adressat verreist, übrigens gänzlich mittellos." Salpeter

*

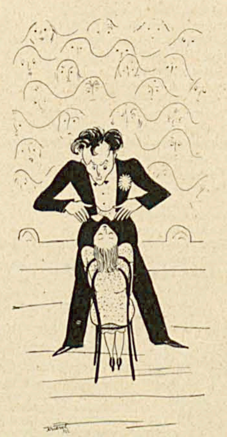
Der Rechtsanwalt Dr. St. in Wien ist allgemein bekannt, weil er anerkanntermaßen in seiner Praxis den „größten Umsatz" erzielt, nämlich an Zuchthaus- und Gefängnisstrafen. Das liegt aber nicht daran, daß er ein schlechter Verteidiger wäre, sondern an der Beschaffenheit seiner Klientel, die sozusagen aus der Hefe des Verbrechervolkes besteht. Einmal sucht Dr. St. nachzuweisen, daß ein gewisser Wladimir P. für eine vorgefallene Unterschlagung nicht in Frage käme. — „Woher", betont der Staatsanwalt, „soll denn aber der Angeklagte das Geld genommen haben, wenn er es nicht unterschlagen hat!? Denn Geld muß er haben, sonst könnte er sich nicht Herrn Dr. St., einen der bestbezahlten Wiener Anwälte, zum Verteidiger nehmen." — „Aber, meine Herren", ruft Dr. St. dazwischen, „der Angeklagte lebt doch in glänzenden Einkommensverhältnissen! Seine Mutter geht auf die Straße, seine Braut und seine zwei Schwestern sind Straßenmädchen, er selbst ist Zuhälter — da wird er sich doch wohl noch einen guten Rechtsanwalt leisten können!!"

*

In einer nordischen Stadt gab ein bekannter Pianist, ein sehr großer, stattlicher Herr, ein Klavierkonzert mit außerordentlichem Erfolg. Nach dem Konzert vereinigte sich die vornehme Gesellschaft der Stadt mit dem Künstler zu einem Abendessen. Dabei wurde er mehrfach gebeten, noch ein zweites Konzert zu geben, was er aber infolge anderweitiger Bindungen ablehnen mußte. Ein Herr, der mit diesem Ersuchen besonders in ihn drang, sagte in gebrochenem Deutsch: „Herr Professor, geben Sie doch noch eine Konzert; so viele Menschen haben heute keine Platz bekommen. Ich werde sorgen, daß Sie morgen eine größere Saal bekommen. Ein Künstler von Ihre Ausmaß muß auch eine entsprechende Lokus zur Verfügung haben!"

*

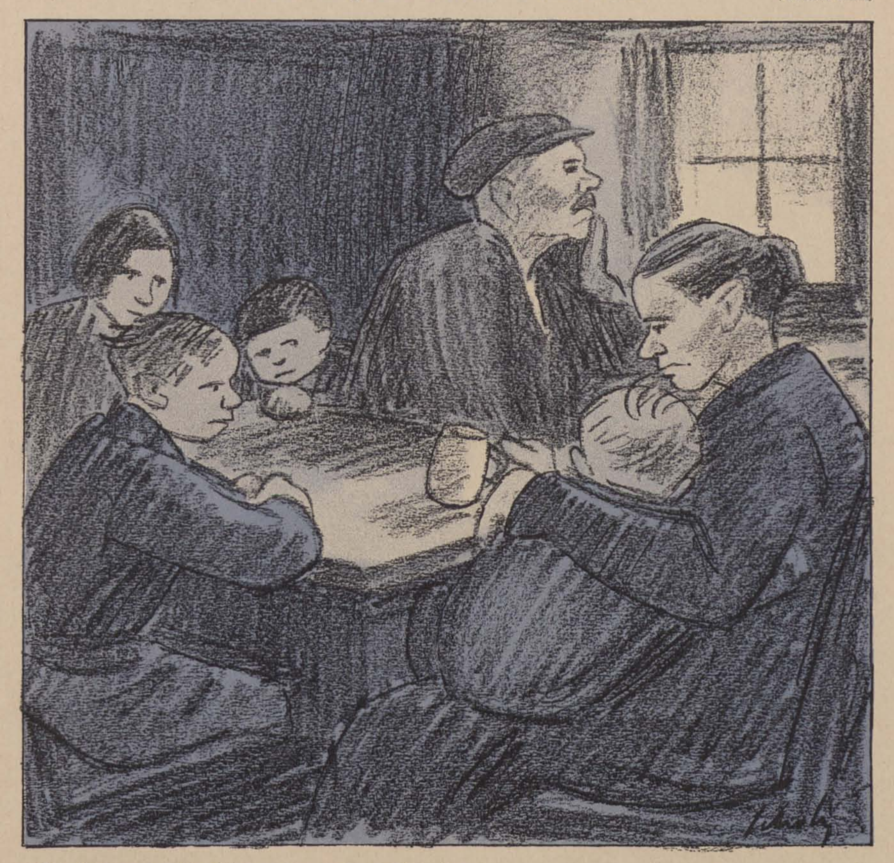
Zwei besser gekleidete Damen stehen vor der Staatsoper in Wien und warten auf die nächste Elektrische. Bald taucht auch ein Wagen auf, der aber, da besetzt, glatt durchfährt. Worauf sich die ältere der beiden an ihre Begleiterin wendet und empört ausruft: „A so a Gemeinheit! Dös kann aber a nur in dera roten Dreckstadt vurkumman!!!" P.



Der Hypnotiseur R. Kriesch

Das eigentliche Problem

(Wilhelm Schulz)



„Ob Butter in die Margarine oder nicht, kann uns egal sein. Erst müßte man mal 'n Stück Brot haben, um was draufzustreichen."

Klawuttke meckert sich eins:

So 'ne merkwürdije Stille is — findense nich ooch? Alle wartense ab und tolerieren und lassen den Hasen loofen, wie a eben looft. So, als ob allens in Butta wär! Bloß die Kommunisten ham wieda mal in'n Lustgarten demonstriert. Nebenbei jesaacht: det Jelände solltense nu in „Unlustjarten" umtaufen oder „Mecker-Wiese", weil a doch hauptsächlich zu Demonstrazjonen benutzt wird.

Wat det „Deutsche Theata" is, det hat sich nich jerade treudeutsch benomm'. Kaum, det 'n paar Leite Radau ham jemacht, ham se „Gott, Kaiser und Bauer" abjeschworn und abjesetzt und „Essig und Öl" uff die areechten Wogen jeschüttet! Zensur is nich jut, aba wenn nu die Klamauk-Brida die Zensurjewalt in de Hand kriegen, denn is Schluß mit die Kunst!

Nu is wieda Fasching! Wat mancha nich weeß. Ick jeh nich hin. Ärjan kann'ck mir ooch zu Hause. Und wenn'ck Leite will sehn, die tanzen und singen und so tun, als ob se wer weeß wie vajniecht wärn, denn jeh ick in de Operette. Da is keen Mangel. Außer die Staatsopa und zwo bis drei andere Bihnen spielen se alle bloß Operetten, Possen und Kriminalreißa. Und denn noch die Kintöppe und Kabaretts und Varjetees! Eene lustije Stadt. Tja, wer nischt zu lachen hat, der hat jern wat zu lachen.

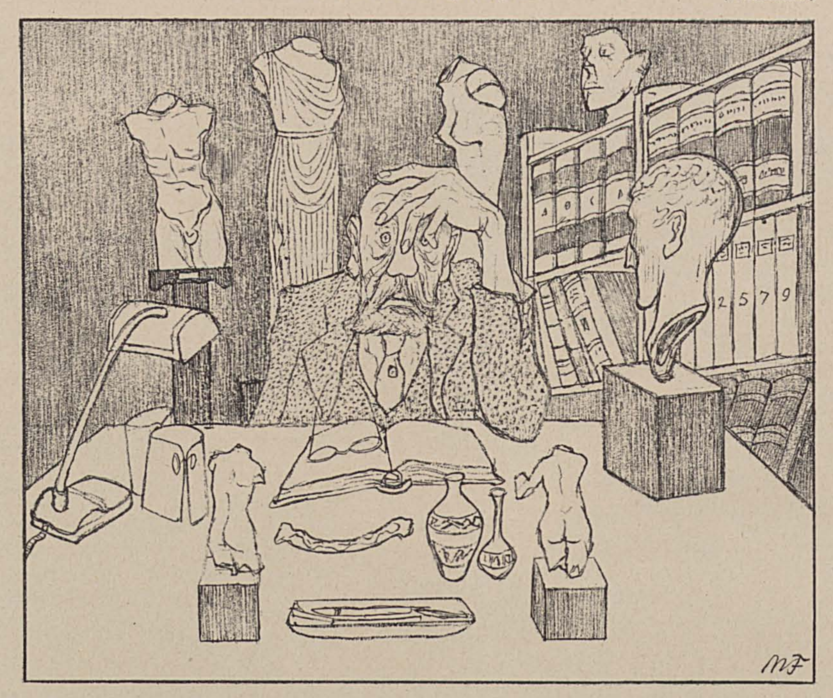
Tja — und wenn nu alle Notvaordnungen wieda wern uffjehom, wat jloomse, is denn der Endeffekt? Jloomse nich ooch, det der Staat da per Bilangs eha druffjezahlt hat statt vadient — bei die jewaltije Umstellung und Schreiberei? Bloß wat die kleenen Rentenempfänga sind, die ham wenija oda een Monat lang jar nischt jekriecht und warn vazweifelt oda ham dem Jashahn uffjedreht. Und wat erspart is worn, hat der Vawaltungsapparat uffjefressen. Köppjen ham wa! Zum Photojraphiern sind se jut. Aba sonst — sare ick nischt!

Wie ick det von den abjebrannten Dampfa „Atlantique" jelesen ha', da ha'ck mir jedacht, det a eijentlich „Deutschland" müßte heißen. Denn kaum war a janz abjebrannt, da ham sich die „Retta" schon von wejen die Prämie for die Berjung jestritten, und jeda hat an seine Strippe jezoren, um det Wrack uff seine Seite zu kriejen. Mit den Erfolch, det et nich vom Fleck kam. Jenau wie bei uns. Bloß det bei uns keen Kapitän is, der denn kommt und sacht so und so, und denn jeht's, und det Schiff kommt doch noch in'n Hafen. Oda?

Kaki

Dozentenfrage

(M. Frischmann)



„Hat der Arbeitslose überhaupt noch ein Recht, zu klagen, nachdem die Menschheit mit den Werken eines Praxiteles beglückt worden ist?“

Zweimal „Männe“ / Von Maria Pflugk

„Fräuleinchen, Fräuleinchen!“ Eine dicke Frau mit einem Marktkorb kam mit ausgebreiteten Armen auf mich zugesegelt. — Frau Kulicke, meine frühere Wirtin. Sie küßte mich wider meinen Willen auf beide Wangen, der gefüllte Korb kam ins Schwanken, der Zopf an ihrem Hinterkopf drohte auf die Schulter zu fallen, schließlich hielt sie mich an den Oberarmen fest und sah mir aufmerksam ins Gesicht: „Bei meine Küche warense fetter.“

„Nun ja“, sagte ich verlegen und dachte dabei an die Nudelgerichte und den gefüllten Hecht, mit denen Frau Kulicke ihre Mieter erfreut hatte. Sie schleppte mich in ihre Wohnung, das Wiedersehen sollte feierlich mit Kaffee und Kuchen begangen werden.

Da war alles wie früher. Zehn Jahre schienen unbemerkt vorübergegangen zu sein. Auf dem Vertiko stand die Photographie Herrn Kulickes in Feldgrau: Auf dem Felde der Ehre gefallen. Die alten Öldrucke hingen an den Wänden, wie damals roch es nach Mottenpulver, Zwiebeln und Kaffee. Frau Kulicke selbst strahlte in alter Rundlichkeit.

„Aber wo ist denn Männe?“ fragte ich. Ich erinnerte mich an den fetten, asthmatischen Dackel, der die Wohnung, zum Ärger aller Mieter, mit Gekläff erfüllt hatte und Frau Kulickes Abgott war. Einen Augenblick sah sie mich verständnislos an, dann füllten sich ihre eben noch fröhlichen Augen mit Tränen. Aus ihrer umfangreichen Brust kam ein tiefer Seufzer.

„Überfahren haben se mir den Hund“, klagte sie. Sie hielt ein Taschentuch vor die Augen und weinte bitterlich. Ich dachte, fremden Kummer muß man achten, und verhielt mich still. In Anbetracht der Größe dieses Schmerzes war jedes Trostwort zu gering.

„Immer die Autos“, sagte ich endlich und dachte, daß es um das gräßliche Tier eigentlich nicht schade sei.

Plötzlich — ich fuhr zurück — da stand Männe leibhaftig unter dem Schreibtisch, die braunen Hundeaugen starr auf mich gerichtet. Zu schwach schienen die kurzen Beine für den feisten Leib, der Schwanz ringelte sich unternehmend nach oben, daneben war, gefüllt mit schwellenden Kissen, sein Körbchen.

„Frau Kulicke“, stammelte ich, „da — da ist er ja.“ Dabei erwartete ich, daß der Hund wie früher mit wütendem Gekläff auf mich zustürzen würde, aber Männe blieb still und steif.

Frau Kulicke hob die tränenüberströmten Augen und stellte das Unglückstier auf den Tisch. Zärtlich fuhr sie mit der Hand über den harten Kopf: „Ick hab' mir mein'n Liebling ausstopfen lassen, is er nicht wie in Natur?“ Sie erhob sich und ging hinaus. Sicher will sie ihren Kummer allein ausweinen, die Ärmste, dachte ich.

Aus dem Nebenzimmer hörte ich überrascht ihre Stimme: „Ja, wo ist denn mein Männichen, was macht denn das süße Männichen, will er denn gar nichts essen?

Mal herhören!

Von Peter Scher

Laß dich in verworrnen Zeiten,
deutscher Knabe, laß dich nicht,
Knabe, laß dich nicht verleiten,
sieh mir, Knabe, ins Gesicht —

Prost! Wenn dich die Bösen locken:
Folg uns, wo nur Vorteil winkt,
raffe gierig jeden Brocken,
sei gewiß, daß Geld nicht stinkt —

Knabe, wenn dir dies begegnet,
Knäbelein aus Eichenholz,
so erweise dich gesegnet,
so erwidre denen stolz:

Nimmer fährt ein deutscher Junge,
dessen Führer Adolf heißt,
eine zwiegespalt'ne Zunge,
nimmer rafft und lügt er dreist — — —
— — — — — — — — — — — — — —
sondern er übt Disziplin und pfuscht seinem Führer
nicht ins Handwerk, verstehste!

Heilsproblem

(Jeanne Mammen)



„Siehste, Minna, det is nu mal heute die Schwierigkeit: Wenn eener nischt im Magen hat, denn is eben ooch seine Seele schwer zu retten."

Frauchen hat für Männe alles so schön gemacht."
Gott sei Dank, dachte ich, sie hat einen neuen Hund, die einsame Seele.
Die Tür öffnete sich, gleich wird er bellen, sagte ich mir und nahm ein Stück Zucker, um ihn versöhnlich zu stimmen.
Da sah ich — einen mageren alten Mann im Bett. Mühsam hob er eine Hand zu meiner Begrüßung.
„Rentier Angermann", stellte Frau Kulicke vor.
Ich verabschiedete mich, für eine Unterhaltung schien der Mann zu schwach zu sein. Der fette ausgestopfte Dackel stand noch auf dem Tisch.
„Gegen ihn ist er ein bißchen dünn, Frau Kulicke", meinte ich und wies auf das Tier.
„Das lassense man, Fräuleinchen", sagte sie und strahlte vor Glück, „den päppel ich mir uff."

Lieber Simplicissimus!

Dreißig Jahre war der erste Buchhalter der Firma Mandel im Hause tätig. Am Tage des Jubiläums rief ihn der Chef ins Privatkontor und hielt ihm eine salbungsvolle Rede: „Ich beglückwünsche Sie zu Ihrem heutigen Jubiläum. Dreißig Jahre lang sind Sie nun für mich tätig. Ich war immer sehr zufrieden mit Ihnen — nur eine Frage möchte ich an Sie richten: Warum tragen Sie immer den Hut so auf der Seite? Das ist doch eines älteren Herrn nicht würdig!"
„Der Hut ist das einzige, was ich mir in den dreißig Jahren bei Ihnen hab' auf die Seite legen können!"

*

In unserm Waldwinkel ist der Dorfgasthof „Zum toten Hirsch" die einzige Schankstätte der Gegend. Der verwitwete Besitzer kümmert sich mehr um Acker und Vieh, Großmutter ist Schenkin, allzeit freundlich, gutmütig und geschäftig. Zu gutmütig; denn die Fliegen liefern im Sommer wahre Kunstwerke an Ornamentik und sterben im Winter nie aus. Zu geschäftig; denn die zum Schneuzen benutzte Schürze ist Reinigungsmittel für alles.
Kommt neulich der Herr Forstmeister zur Holzauktion und trinkt Bier gleich aus der Flasche. „Schmeckt so besser", meint er und verschmäht das eigens ausgewischte Glas. Grübelt lange und bestellt dann pflaumenweich gekochte Eier; denkt, daß die Alte wenigstens da mit den Fingern nicht rein kann. Großmutter bringt die Eier.
„Sind doch auch weich?" knurrt er.
Schmunzelt die Alte: „I natierlich, sähnse, ick hä se all mit ne Haarnadel utprowiert."

G. R.

Tirol sehr gefragt

(E. Thöny)



„Sehn S', Fräulein, bal man als Deutscher so denkt, daß der österreichische Schilling nur mehr auf zwoaafuchz'g Pfenning steht, erwacht in einem erst wieder so recht das Gefühl der Stammeszugehörigkeit zum Tiroler Brudervolk!"

München, 29. Januar 1933 Preis 60 Pfennig 37. Jahrgang Nr. 44

SIMPLICISSIMUS

Politik der Privatgespräche

(E. Schilling)



„Bedauere, kein chambre séparée mehr frei, alles von Politikern besetzt!“

Unerforschlich / Von Peter Scher

Wenn man Gotteshäuser heizt,
um ein Stündchen drin zu beten . . .
daß man frierende Proleten
nicht noch obendrein mit Kaviarsemmeln reizt,
die den wohlgenährten Frommen
durch Herrn Pastors Hand zugute kommen —
das verschließt sich meinem Sinn,
da ist keine Logik drin!

Daß sich unsre Führer, heil,
wenn sie so bei vollen Schüsseln
sportlich unsre Not berüsseln . . .
daß sie sich nicht noch zur kurzen Weil
à la Lumpenball maskieren,
um den goût nicht zu verlieren —
das verschließt sich meinem Sinn,
da ist keine Logik drin!

Wenn die große Kälberschar,
die sich ihre Metzger wählte,
Esel zu Heroen zählte,
heil- und hurrablökend immerdar,
glücklicher noch hofft zu enden,
denn als Steak in Prominenten —
das verschließt sich meinem Sinn,
da ist keine Logik drin!

Daß in Anbetracht und so,
wenn du Sinne hast, mein Guter,
und du bist kein dummes Luder
und du drischst nicht nur gedroschnes Stroh . . .
daß noch irgend etwas dein ist
und nicht alles kurz und klein ist —
das verschließt sich meinem Sinn,
da ist keine Logik drin!

Zerwürfnis um nichts / Von Sylvester Pepper

Schon seit Monaten fürchtete Karl sich vor den roten Tagen des Kalenders; da war auch der Vater tagsüber zu Hause in den engen Stuben des Familienhauses, wo sie wohnten, und sein Feiertag raubte ihnen das letzte bißchen Bewegungsfreiheit, sie konnten sich nicht umdrehen, ohne daß sie sich anrempelten. Der Platz am Tische reichte nicht aus für sie alle, ihre Ellbogen berührten sich, sie verschütteten ihre magere Suppe, und seit dem frühen Morgen gab es Krach. Das ging schon im Bett los, in dem Karl mit dem Bruder schlief. Wenn der sich umdrehte oder sich irgendwelche individuellen Bequemlichkeiten erlaubte, reichte das Deckbett nicht aus, dann schrien sie sich erbittert an und sprangen endlich voller Wut heraus, ihren Sonntag zu verbringen, vereint in einer Wohnung, die eigentlich nur eine Schlafstätte war und solchen Haß in ihnen weckte, daß der Bruder und Karl wegen einer Waschschüssel mit schmutzigem Wasser sogar schon mit Messern aufeinander los gegangen waren.
Das Mittagessen war vorbei. Die Mutter stand mit einer nassen Schürze neben dem Ofen und wusch die Teller ab. Das fettige Wasser spritzte auf die gescheuerte Diele, und daran merkten sie, daß die Mutter böse war, aber sie hockten mit zusammengekniffenen Lippen herum, und keiner redete ein Wort. Schon seit Jahren kämpfte die Mutter ihren Kampf gegen die Unordnung, immer wieder versuchte sie, die Wohnung sonntäglich herzurichten, aber es gelang ihr nicht mehr, und sie glaubte, daß die andern ihr damit einen Possen spielen wollten. Die Schwester war zu irgendwelchen Nachbarn gegangen, der Bruder nahm seinen Hut und verdrückte sich, der Vater lag auf dem Kanapee, wo die Schwester des Nachts schlief, und Karl saß auf dem Fensterbrett und starrte hinab auf den leeren Hof, wo der Wind schwarzen Staub aufwirbelte und ihn um die kahlen Wäschepfähle tanzen ließ.
Es wäre früher nie vorgekommen, daß Karl so zusammengekrümmt und regungslos dagesessen hätte mit toten Augen. Damals wußte er, wie man seinen Sonntag auf lustige Art und Weise verbringt, da traf er sich mit den Kollegen in der Kneipe, sie spielten Billard oder Skat, und abends ging er dann mit dem Mädel zum Tanz. Er wußte, wo der Bruder hingegangen war, der spielte drüben in einer andern Wohnung zusammen mit seinen Freunden siebzehn und vier, zwar bloß um Pfennige, aber auch das konnte Karl sich nicht mehr leisten, er hätte schon Lust gehabt, aber er fürchtete, sein paar Sechser zu verlieren, und er wollte nicht gänzlich abgebrannt zu dem Mädel kommen. Die Uhr tickte ihren regelmäßigen Schlag, aber die Viertelstunden waren länger als sonst. Karl beneidete die andern Burschen, die jetzt zu ihren Mädels gehen konnten, aber seine war im Dienst, und sie hatte erst abends Ausgang, bis dahin mußte er warten und sich die Zeit vertreiben. Die Mutter sagte, er solle doch ein bißchen spazierengehen. Karl gab keine Antwort. Sein blauer Anzug glänzte schon mächtig speckig, er war sehr empfindlich in diesen Dingen und wollte sich so nicht auf der Straße sehen lassen, die ja heute doch von aufgeputzten Postsekretären und gebügelten Buchhaltern bevölkert war. Die Mutter sagte: „Ach, du lieber Gott!" und machte sich über eine Flickarbeit. Eine Katze lief über den Hof. Karl trommelte gegen die Scheiben. Der Vater war eingeschlafen und schnarchte. Es wollte nicht Abend werden. Zögernd kam die Dämmerung und legte sich wie ein Spinngewebe vor die Scheiben. Karl grübelte und redete sich ein, daß er kein Recht auf ein festes Verhältnis hätte, er konnte dem Mädchen nichts bieten, und obgleich sie ihm immer wieder versichert hatte, das sei alles nebensächlich, wußte er doch, wie gern sie es sehen würde, wenn er sich mit ihr verlobte. Aber daran war gar nicht zu denken. Er schaute auf die Uhr. Es war nach sechs, und Kläre hatte gesagt, daß er sie um acht abholen sollte. Der Gedanke daran machte ihn froh, er fing an zu pfeifen und verschwand in der Schlafstube, um sich in Schale zu werfen. Er malte sich aus, wie es heut abend sein würde. Vielleicht nahm sie ihn heute mit rauf zu sich in ihre Kammer. Sie hatte ihm davon erzählt, und er wußte, wie es darin aussah, wie das Bett stand und der Waschtisch, er stellte sich vor, wie ihre Augen freudig glänzen würden, wenn er über die Sauberkeit staunte, er hörte ihr leises, glückliches Lachen, und er wußte, daß sie zuerst versuchen würde, ihn nicht in die Nähe des Bettes kommen zu lassen. Oh, er wollte ihr die Angst heute schon ausreden, wer sollte sie auch hören, wenn sie sich unten die Schuhe auszogen, und einmal mußte es ja doch sein, und jetzt war es kalt draußen, man konnte nicht mehr im Freien sein, da blieb ihre Kammer als letzte Zuflucht, und wenn sie vorsichtig genug waren, konnte sie gar niemand überraschen.
Es war noch Zeit, aber Karl hielt es nicht mehr aus in der Wohnung. Draußen sprühte ihm eine neblige Nässe ins Gesicht. Es waren wenig Menschen auf den Straßen. Die Laternen warfen gelbe Lichtflecken auf das feuchte Pflaster, und beim Bahnübergang krochen die blanken Schienen kalt und gerade in die Finsternis; die Signalglocke sang brummende Töne, das erinnerte Karl an Kinderspielzeug und linderte den Druck, der seit dem Morgen auf ihm gelastet hatte. Er wartete vor der Villa. Er schaute herauf zu den hellen Fenstern. Vielleicht zog sich Kläre gerade um. Aber das konnte sie gar nicht ahnen, wie er sich auf sie freute. Sie würden ein Stück laufen, dann zurückkommen und zu ihr rauf gehen, denn es war naß draußen, und es gab sonst keinen Ort, wo sie sich hätten hinlegen können. Karl fand das alles in Ordnung. Er lief auf und ab. Es war schon nach acht, und sie mußte jeden Augenblick kommen. Dann hörte er Schritte im Hofe, das war sie, und sie hatte es mächtig eilig, und Karl dachte, jetzt will sie ihre Verspätung einholen. Aber dann sah er, daß sie noch gar nicht umgezogen war, sie steckte noch in ihrem Hauskleid. „Ich kann heut nicht weg", sagte sie, „wir haben Besuch gekriegt, es geht nicht. Nicht böse sein. Lieber." Er spürte einen flüchtigen Kuß. Für einen Augenblick roch er den Duft ihres dunklen Haares, dann war sie wieder verschwunden, und er trieb die Straße herunter dem Dorfe zu. Auf den Schienen rollte ein endloser Güterzug vorüber. Er stand und wartete. Das Poltern der Wagen klang wie Hohn, und er legte sich die Sache so zurecht, als ob die Kläre ihn versetzt hätte, sie wollte einfach nicht mit ihm ausgehen. Sein Anzug war ihr zu schäbig, er hatte nicht genug Geld, so war es, und wie eilig sie es gehabt hatte, kaum, daß sie überhaupt herausgekommen war. Aus der Pachthütte leuchtete der rote Schein des Schmelzfeuers. Vielleicht sitzt sie oben und macht Handarbeiten, dachte Karl, davon kriegt sie kein Kind. Er schaute in verschiedene Kneipen. Er hatte kein Geld, sich zu besaufen, er hatte auch keine Lust, sich mit an den Tisch der Schwester zu setzen, die er mit ihren Freundinnen im „Gambrinus" traf. Er trank ein kleines Helles und schlich wieder hinaus. Die Mädchen schauten ihm bedauernd nach. Es war einfach zum Kotzen mit diesem Leben. Er lief durch die Straßen, bis sein Mantel schwer wurde von der Nässe. Dann ging er heim. Die Aborte des Familienhauses stanken bis auf die Straße. Die Stiege knarrte. Der Vater redete unverständliche Worte im Traum. Karl kroch ins Bett und lag mit offenen Augen und bösen Gedanken, bis der Bruder kam und sich neben ihn legte, bis der stumme Kampf um das Deckbett begann im Dunkel dieser überfüllten Stube, die an diesem Abend mit einer Atmosphäre von Haß und Mordlust geladen war.

Wieder „gute alte Zeit"!
Von Karl Kinndt

Nun fein das Maul gehalten!
Herr Schleicher hat es dick,
übt man in Zeitungsspalten
an seinem Tun Kritik!

Seht nun, wie es befohlen,
die Zukunft rosenrot —:
bald regnet's Brot und Kohlen
und Schluß ist mit der Not!

Und wer noch weiter mies macht
im deutschen Blätterwald,
und wer das Maul nicht süß macht,
den stellt ER dauernd kalt!

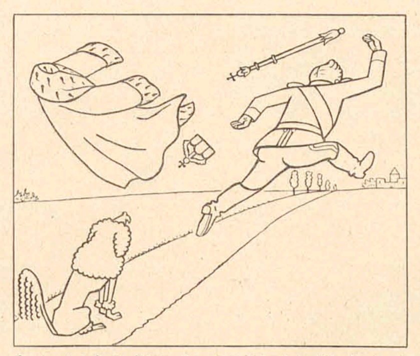
Was kann die Zeitung nützen,
die meckernd widerspricht?
Die Staatsregierung stützen
ist erste Presse-Pflicht!

Was man am grünen Tisch tut,
geht einen Dreck euch an!
Und wenn man da auch nischt tut,
ist es doch wohlgetan!

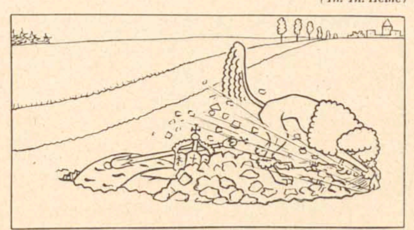
Ihr habt zu glauben, Leute,
was man ins Haus euch funkt —:
Schwarz-sehen wird ab heute
Nicht mehr geduldet. Punkt.

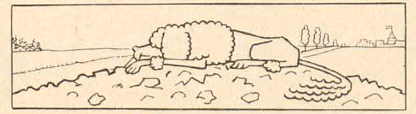
Märchen für kleine Monarchisten

(Th. Th. Heine)

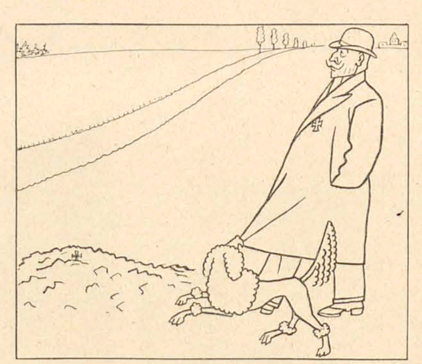


Es war einmal ein König, der einen Rekord im Schnellauf aufstellen wollte. Darum entledigte er sich rasch seiner unbequemen Ausrüstungsstücke.

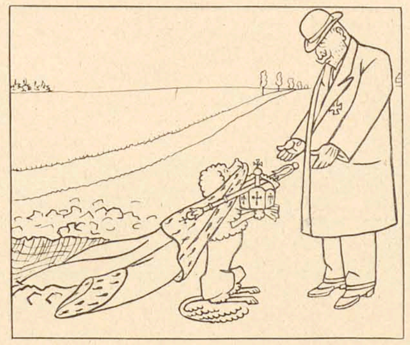




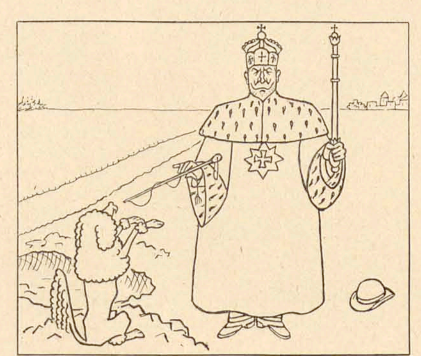
Der treue Hund Fido sorgte dafür, daß die geheiligten Gegenstände nicht verloren gingen, und hielt treulich dabei Wacht.



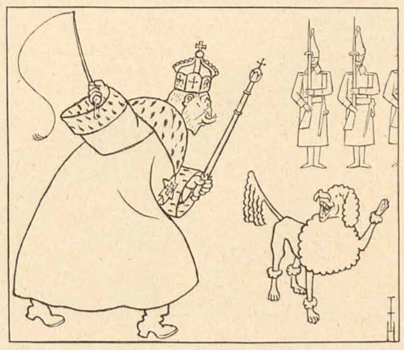
Als aber der König gar nicht wiederkommen wollte, machte sich Fido auf die Suche und brachte endlich seinen Herrn zurück.



Er scharrte die kostbaren Gegenstände wieder aus und apportierte sie Herrchen mit treuem Hundeblick.



Gerührt von solcher Anhänglichkeit, nahm der König Szepter, Krone und Mantel wieder an sich und belohnte Fido durch Verleihung einer silbernen Hundepeitsche.



Wenn der treue Hund später mit dieser Peitsche gezüchtigt wurde, so winselte er freudig: „Es lebe der König!"

In der Chauvinisten-Küche

(Wilhelm Schulz)



„Mais, Jeannette, der Braten ist ja verbrannt!" — „Unbegreiflich, Madame, gewiß wieder ein deutscher Sabotageakt!"

Vom Tage

In Sprottau in Schlesien, welchselbem Städtchen der Kreissitz genommen werden sollte, bildete sich ein „Kampfausschuß zur Erhaltung des Kreissitzes". Der Regierungspräsident in Liegnitz verbot aber jede Protestkundgebung. Darauf erschien ein besonders aufrechter Bürger beim Promenadenkonzert in Sprottau mit einem Maulkorb, dessen Sinn ein Spruchband um den Zylinderhut erläuterte: „Man läßt uns nicht sprechen! Man läßt uns nicht protestieren!"

— Wenn solche Formen stummen Protestes sich weiter ausbreiten sollten, wird die Regierung bald zu der drakonischen Maßregel eines allgemeinen Maulkorbverbotes greifen müssen.

*

In einer Reihe von Büchern „Das Ballett-Studium", System Willy Godlewski, ist eine neue „Exercise" erschienen. Der Band muß sehr begehrt sein, denn der Buchhändler, in dessen Schaufenster ich das aufgeschlagene Werk sah, hatte einen Werbestreifen darüber gelegt, der die stürmische Nachfrage restlos erklärt:

„Unentbehrlich!
Band
National-Schritte!
Ausführlich mit vielen Zeichnungen
Vorbestellung erwünscht!"

*

König Georg V. von England ist mit mehr als dreihundert dickgefüllten Briefmarkenalben der Rekordphilatelist der Welt. Und er sammelt immer noch eifrig weiter.

„Sonderbare Leidenschaft!" sagte ich zu dem Kaufmann, der die Sache erzählte, „was hat er davon?"

Er neigte sein Haupt geheimnisvoll zu mir und flüsterte: „Die pure Vorsorge. Wissen Sie, wenn es mal so weit kommen sollte, daß er sonst nichts mehr ist, dann ist er wenigstens noch der König der Briefmarkensammler."

*

Anfang Februar treffen sich die Mitglieder aller deutschen Narrenzünfte in Stockach. Der Verkehrsverein rechnet mit dem Kommen von etwa zehntausend Narren.

— Nicht gerechnet diejenigen, die unter politischen Abzeichen korporativ angeschlossen sind.

Teha



Beim Astrologen — *Hilla Osswald*

Lieber Simplicissimus!

In den Vorkriegsjahren gab es in Kiel einen Obermusikmeister Pott, der wegen seines Witzes allgemein bekannt und beliebt war — ein richtiges Urvieh. Auch bei S. M. war er persona grata und wurde häufig auf dessen Nordlandfahrten als Dirigent der Bordkapelle mitgenommen. Bekanntlich ging es auf diesen Fahrten sehr zwanglos und kordial her, S. M. beliebte wohl in guter Laune auch selbst einmal den Taktstock zu ergreifen und seinen Musikmeister zu vertreten. In solcher Stimmung hatte Pott einmal wieder seinen kaiserlichen Herrn durch seine Kunst entzückt, und dieser ging — impulsiv wie immer und etwas sektbeschwingt — auf ihn zu, um ihm einen neuen Orden auf die sterngeschmückte Brust zu heften. Unglücklicherweise aber hatte Majestät etwas zu hoch in der Ordensgalerie gegriffen, und seine Begleitung fiel ihm in den Arm: „Aber, Majestät, der Orden — Musikmeister —." Der Kaiser, etwas bestürzt und verärgert, zieht zurück.

Dann, in Sultanshaltung: „Mein lieber Pott, bitten Sie sich eine Gnade aus!"

„Aber, Majestät, ich dürfte . . . ich möchte nicht . . ."

„Bitten Sie sich eine Gnade aus!"

Jetzt mußte etwas kommen. Die umstehenden Offiziere bissen sich schon auf die Lippen.

„Wenn ich denn . . . Ew. Majestät bauen so viele Schiffe, lassen Sie den neuen Kreuzer S. M. S.-Pott taufen!"

*

Im Wiener N----theater läßt der Besuch zu wünschen übrig. Gewöhnlich sind die Schauspieler in der Majorität.

Neulich nun kam ein Herr, knapp vor Beginn der Vorstellung, zur Kasse und fragte: „Bitte, ist noch ein Parkettsitz zu haben?"

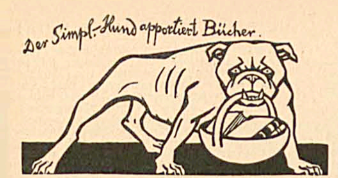
„Mein Herr", knurrte da der Kassier böse, „wenn Sie mich frozzeln wollen, dann werd' ich ungemütlich!"

Spt.

*

Lilli sagte: „Ich werde niemals heiraten, bevor ich nicht dreißig Jahre bin." — Odu erwiderte: „Und ich werde niemals dreißig Jahre werden, bevor ich nicht verheiratet bin."

J. H. R.



Fannie Hurst: Mannequin. (Paul Zsolnay, Verlag, Berlin.)

Dieser Roman hat die rätselhafte Wirkung, tief und nachhaltig zu erfreuen. Man weiß nicht einmal genau, woran es liegt. Ist es die saubere und gesunde Atmosphäre, die in dem Buche herrscht, die ungemein sympathische, schlichte Erzählungskunst der Autorin oder ist es rein das Motiv: der siegreiche Kampf des kleinen Mannequins Orchid Sagossa gegen die männliche Gier. Fannie Hurst ist ohne Zweifel ein starkes Talent, sie erzählt gelassen, behutsam und liebevoll und ist mit einem besonderen Gefühl begabt für den Stimmungsgehalt jeder Situation und die Köstlichkeiten mädchenhaften Daseins. Man darf sie zwar nicht mit Anderson, Dreyser oder gar Sinclair Lewis vergleichen; sie hat weder deren scharfe Psychologie, noch deren tiefe soziale Einsicht, aber aus ihr spricht ein wahres, schlichtes Menschentum, und das ist heute selten genug.

Charly Conrad

Heinrich Hauser: „Wetter im Osten". (Eugen Diederichs, Verlag, Jena.)

Schon die Tatsache, daß es Deutsche gibt, die von der Existenz des „polnischen Korridors" nichts wissen, macht dieses Buch wichtig. Es ist kein Roman, wie vielleicht mancher erwartet, sondern der Bericht einer Fahrt in das ostpreußische Land. Ein Bericht allerdings, der in seinem letzten Ursprung mehr als romanhaft ist. Hauser gibt auf zweihundertvierunddreißig Buchseiten Grund- und Aufriß dieser deutschen „Insel" im Osten. Seine Aufzeichnungen sind aufrichtig, unerschrocken und kennen keine Zugeständnisse. Hauser hält sich frei von jener nationalistischen Atmosphäre, in die man dort oben so leicht geraten kann. Freilich wären ihm ein längerer Aufenthalt und eine stetigere Verwertung des Erlebten zu wünschen gewesen. Wesentlicher bleibt es jedoch, daß dieses Buch geschrieben worden ist und seine Wirkung tut.

Ernst Handschuch

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Ph. Macdonald: „Herr über 100000 Seelen". Amonesta-Verlag, Berlin.
Eve Ellin: „Karriere einer Unschuld". Amonesta-Verlag, Berlin.
Simplex: „À propos: Das komplizierte Dasein". Weltkunst-Verlag, Berlin.
Rudolf Brunngraber: „Karl und das 20. Jahrhundert". Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.

Pädagogische Betrachtung / *Von Dolf Mende*

Ich habe ein Kind auf der Straße getroffen,
von Blasiertheit verbogen die ganze Gestalt,
das war schon zivilisationsbesoffen
und dabei im ganzen acht Jahre alt.

Es haßte Gekeife so gut wie Gekose
und wandelte wie ein Vorwurf daher.
Es war die geborne Kultur-Neurose.
Das Menschentum fiel ihm sichtlich schwer.

Es ließ sich nichts schenken und nichts verweigern
und träumte schon nicht einmal mehr in Symbolen —
Man sollte seine Affekte steigern
und ihm vielleicht mal den Hintern versohlen.

Das Kind hat es gut, denn bei einigem Glücke
ist es mit solchen Mitteln kurierbar.
Doch von dem Typus die älteren Stücke
sind lebenslänglich und höchstens studierbar.

Der Heizer N. N. / Von Maré Stahl

Es heißt, jeder werde von dem Schicksal auf den richtigen Platz gestellt, der eine als König und der andere als Steuersekretär. Das Schicksal hat es darum auch für gut befunden, aus Heinrich Hasenbalg einen Heizer zu machen.
Wenn man den Platz besuchen will, auf den Heinrich Hasenbalg gestellt ist, so erblickt man zuerst gar nichts vor lauter Finsternis, denn er befindet sich im Kohlenkeller. Man hört ihn nur schaufeln und karren, er werkt zwischen riesigen schwarzen Bergen wie ein Geist herum und füttert die Feuerstellen unter den Heizkesseln mit schwarzen Diamanten.
Das ist weder erhaben noch romantisch. Er ähnelt in nichts den Heizern der großen Ozeansteamer, die wie Feuerteufel nackt vor der Glut herumtanzen. Der Heizer Heinrich Hasenbalg trug als anständiger Mensch eine blaue Leinwandhose und eine ebenso gearbeitete Jacke, er ging nicht nackt, er war ein Bürger, der Steuern zahlte von seinem Wochenlohn und sich alle Morgen mit Buttermilchseife wusch, denn das soll besonders gut den Ruß herausbringen.
Wenn er den Keller verläßt und an die Oberfläche steigt, muß er im grellen Sonnenlicht mit den Augen blinzeln wie eine tagscheue Eule. Er geniert sich inmitten so viel unerbittlicher Helligkeit. Darum geht er am liebsten an die Luft, wenn es vollständig dunkel ist. Er liebt das Dunkel, es gehört zu ihm, er hat sich daran gewöhnt.
Nein, Hasenbalg war nicht unbescheiden. Er erkannte das Schicksal an, das Könige, Steuersekretäre und Heizer schuf. Niemals hätte er an der göttlichen Weltordnung gezweifelt, wenn er nicht ein Vorlesungsverzeichnis der Universität, die er heizte, zu Gesicht bekommen hätte.
Er hatte nie gewußt, daß es so etwas gab. Er fand es nur eines Tages unter dem Papier, das die Reinemachefrauen aus den Papierkörben zum Verbrennen nach unten brachten.
Als einer, der zur Universität gehörig war, nahm er es mit Interesse und las es durch. Ganz zum Schluß standen die Namen des Rektors, der Dozenten, der Beamten, des Pedells und der Stenotypistin. Ganz zuletzt kam das Hauspersonal. Und da stand es: ein Heizer: N. N.
Hasenbalg wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Vielleicht versuchte zuerst ein geschmeicheltes Lächeln über sein Gesicht zu huschen, denn da stand doch schwarz auf weiß, daß er zu der Universität gehörte — Heizer Heinrich Hasenbalg.
Aber nein, — da stand ja nicht Hasenbalg, da stand N. N. Was war N. N.? Hasenbalg grübelte, man wußte doch, daß er Hasenbalg hieß, warum also N. N.? Da war etwas nicht richtig.
Hasenbalg wagte niemanden zu fragen. Er hatte ein Gefühl, daß das peinlich für ihn sein könnte. Er ging an einem der freien Nachmittage in die Volksbibliothek, nahm ein Lexikon zur Hand, den Band Nabe bis Nymphe, und fand eine kleine Erklärung: N. N. Bezeichnung für einen Ungenannten, der Name Niemandes. Hasenbalg sah sich scheu um und steckte den Band wieder in seine Reihe.
Also das war er, — ein Niemand. Immer rollte ihm dieser Gedanke im Kopf herum, er war nie von sich eingenommen gewesen, aber jetzt fürchtete er sich davor, jemanden ins Gesicht sehen zu müssen.
Eines Tages hält er es nicht mehr aus. Er bürstet seinen Ausgehrock sorgfältig, biegt die Ecken seines gesteiften Kragens zurecht, spuckt ein wenig auf den Hut, glättet ihn dann mit dem Ärmel und macht sich auf den Weg zum Rektor.
Der Pedell Kunze reißt die Augen auf, als er den Heizer Hasenbalg sieht. Er ist geradezu erschüttert, als er hört, daß Hasenbalg den Rektor sprechen will. Hasenbalg sieht den Pedell unfreundlich an, er heißt Kunze und steht mit vollem Namen im Register, das kann er ihm nicht verzeihen. Der Pedell windet sich und will ihn zum Universitätsobersekretär Herrn Strieze schleppen, aber Hasenbalg besteht auf dem Rektor.
Der Rektor ist etwas indigniert, er kennt den Heizer Hasenbalg nicht, obwohl er öfters auf ihn schimpft, wenn die Hörsäle überheizt sind. Aber er ist ein sozial denkender Mann und bietet Heinrich Hasenbalg eine Zigarre an.
Hasenbalg sagt Danke schön. Dann nimmt er das Vorlesungsverzeichnis aus der Tasche, schlägt die letzte Seite auf und zeigt auf die letzte Zeile.
„Ja, was soll ich denn damit, lieber Mann?" fragt der Rektor und kneift die Augen zu. — „Ich heiße Hasenbalg, Heinrich Hasenbalg, Herr Rektor, aber hier steht bloß N. N."
Der Rektor räuspert sich, er weiß nicht recht, was er sagen soll, er möchte lächeln, aber er bleibt ernst. „Na und?" fragt er.
Hasenbalg wird beredt. „Sehen Sie, Herr Rektor", sagt er, „N. N. ist eine Beleidigung, ich habe es im Lexikon nachgesehen, es heißt: ein Garnichts! Das ist fast dasselbe wie P. P., was man an Türen von gewissen Orten schreibt, es ist und bleibt eine Beleidigung."
Der Rektor muß jetzt doch lächeln. „Aber, Herr Hasenbalg", sagt er, „das ist doch so nicht gemeint, das ist nur der Einfachheit halber."
„Der Einfachheit halber", sagt Hasenbalg, „und der Name des Pedells heißt Kunze und steht gedruckt. Und der von Fräulein Habedank steht auch gedruckt, aber von Heinrich Hasenbalg steht er nicht gedruckt, der Einfachheit halber."
Der Rektor wird leicht ungeduldig, er hat schließlich noch anderes zu tun, als die Beschwerden des Heizers N. N. anzuhören. „Also, da kann ich nichts machen", sagt er, „das ist nun einmal so und muß so bleiben."
„Ich protestiere", sagt Hasenbalg.
„Gut", sagt der Rektor, „protestieren Sie, aber gehen Sie gefälligst, ich habe zu tun."
Hasenbalg reißt die Zigarre aus der Tasche und schmeißt sie dem Rektor vor die Füße. „Ich gehe schon!", schreit er, „aber ich weiß jetzt, wie es zugeht. Da tun Sie erst wer weiß wie großmütig, schenken Zigarren, und nachher schreiben Sie N. N. Jeder Zuchthäusler hat schließlich eine Nummer, das ist doch etwas, eine Zahl, wobei man sich was denken kann."
Der Rektor ist aufgestanden. Die Brille ist ihm auf die Nasenspitze gerutscht, und er starrt über die Gläser hinweg den aufsässigen N. N. an. Der Pedell steckt den Kopf zur Tür herein.
„Führen Sie den Mann fort", sagt der Rektor und läßt sich in den Stuhl zurücksinken. „Jawohl, Eure Magnifizenz", dienert Kunze und faßt Hasenbalg am Ärmel.
Hasenbalg reißt sich von dem Pedell los wie von einem giftigen Reptil. „Hochmütiges Pack!" schreit er, „ich werde es Euch schon zeigen." Und damit geht er stramm aus der Tür.
Dann ist er hingegangen und hat sich sinnlos betrunken. Erst hat er randaliert und geprahlt, und endlich weint er in Strömen. Er hat den Kopf auf die Arme gelegt und schluchzt: „Ich bin kein Mensch, ich heiße N. N. und muß das Maul halten."
Endlich hörte er auf. Ein Lächeln ging über sein Gesicht. Er zog ein Bleistiftstümpfchen aus der Tasche, nahm mit der Umständlichkeit der Betrunkenen das Verzeichnis und strich das N. N. aus. Dann schlief er befriedigt ein.

Reminiszenz an einen vergeblich hingeopferten Vollbart / Von Georg Schwarz

Männer mit Vollbärten sind würdevoll. Ein liebevoll gehegter und gepflegter Vollbart ist mit den Maßstäben nackter Ratio allein nicht abzumessen. Der Charakteraufbau der Vollbärter ist mit ihren Vollbärten essentieller, organischer verwachsen, als mit jedem andern Bestandteil ihrer äußeren und inneren Persönlichkeit.

Es ist purer Neid des unbebärteten Teils der menschlichen Gesellschaft, wenn ihn vollbart-treffende Schicksalsschläge besonders heftig und freudig am Zwerchfell kitzeln. Wer von diesem Neid frei ist, dem wird mein Erlebnis vom ruhmlosen Hinscheiden eines stolzen, hoffnungsvollen, nutzlos dahingeopferten Vollbarts längst nicht soviel Befriedigung bereiten, wie es mir bereitet, sooft mein Erinnern es streift.

Ich begegnete dem Vollbart-Todeskandidaten im Weltkriege, und er erfreute sich während der ersten drei Jahre unserer Bekanntschaft einer so strotzenden Macht- und Lebensfülle, daß, seinen frühzeitigen Tod zu prophezeien, Gotteslästerung, Widerstand gegen die Staatsgewalt und Aufruhr vor dem Feind in einem Atem gewesen wäre.

Er war pechschwarz, nur mit einzelnen grauen Fäden durchzogen, reichte bis zu den Brustwarzen der dazu gehörigen Männerbrust und war in der Mitte gescheitelt, nach dem großen Vorbild des kommandierenden Großadmirals. Jeden Tag wurde ihm, zum Unterschied vom anhängenden Körper, der Vorzug zuteil, geseift, geschäumt, geschwemmt, gewrungen zu werden, in einer Waschbalge, mit guter Kaiser-Wilhelm-Seife und den professionellen Kunstgriffen einer erstklassigen Waschfrau. Hinter dieser gehätschelten Kriegerzier, oder vielleicht wäre es richtiger zu sagen, in ihr, stak Oberwachtmeistersmaat Thorbekke, seit zahllosen Rekrutengenerationen Unteroffizier der kaiserlichen Marine und einer der rapportlüsternsten, boshaftesten Zwischendeckstiger unserer stolzen Flotte. Ohne das Bartgewucher hätte die kollernde Kommandostimme nie so glaubhaft klingen können. „Kerl, ich werde Sie jagen, bis Sie Herzbluten kriegen."

Es gehörte zum Dienst, daß Thorbekke seine Bartspitzen zwischen Daumen und kleinem Finger rieb oder sich mit gekrallten Fingern an seinem Bart festhielt. Und je nach der geringeren oder größeren Ausdruckskraft dieser Geste prasselten die vollen Breitseiten los. Beim Reiben — Schimpfsalven, beim Festkrallen — Vorführen zum Rapport, Urlaubsverweigerungen, Strafexerzieren.

Das hätte alles wohl so bis ins Aschgraue weitergehen können, wenn nicht eines guten Tages das Flottenkommando auf die Idee gekommen wäre, auch die Schiffsbesatzungen zum Gaskrieg fit zu machen.

Gasmasken und Vollbärte aber sind unvereinbarliche Antinomieen. Scheinbar ist für den Gaskampf derartige männliche Symbolik völlig überflüssig. Die urtierhafte Rüsselschnauze des hypermodernen Kriegsgeräts läßt sich knapp über ein unbehaartes Kinn ziehen.

Auch für Thorbekkes disziplinfördernden Fußsack ward keine Gasmaske mit Bartsack gebaut, und es half ihm auch nichts, daß er sich beim Ersten Offizier meldete, seinen Todesmut gehorsamst beteuerte und dem Ersten Offizier durchblicken ließ, er empfinde es als wesentlich soldatischer, dem feindlichen Gas mit nackter Brust, nein, mit nacktem Bart ins Auge zu sehen. Thorbekke war als dienstältester Unteroffizier der Vorbatterie ausersehen, in dem besonders zu diesem Zweck vergasten Schuppen an dem Pier mit einer Division Matrosen Gasmaskenprobe abzuhalten. Keine Rettung, der Bart mußte fallen!

Bis zum letzten Augenblick der letzten Freiwache vor dem Manöver hatte Thorbekke gezögert. Mit verzweifelter Gebärde hatte er sich beim Dienst immer wieder abschiednehmend in seinen Bart festgekrallt, — sein Rapportbuch sah danach aus — und nun mußte es also sein! Mit großem Jubel holten wir jüngeren Bootsmannsmaate den Barbier, der mit raschen Scherenhieben Thorbekkens Bart fällte. Während der Unglückliche dann rasiert wurde, klebten wir fein säuberlich auf eine liebevoll vorbereitete, mit Mastix bestrichene Pappe Bart und Schnurrbart naturgetreu auf. Mit frischer Mennige in schwungvoller Antiqua bekam die Totentafel dann auch noch ihren Gedenkspruch: „Zur freundlichen Erinnerung an den Weltkrieg, an Bord S. M. S. Poseidon 1918."

Dieses sinnige Andenken stellten wir Thorbekken auf sein Spind. Aber er war schon so gebrochen, daß er sich auch noch diese Schmach wortlos gefallen ließ. Seine blauen Friesenaugen guckten aus einem kleinen, kinnlosen, faltigen Greisengesicht hilflos und todtraurig in die bartfeindliche Welt. Beim Dienst während der nächsten Tage tastete noch manchmal eine zage Hand nach Halt, da sie ihn aber nicht fand, glitt die Stimme in fast bittenden Ton. Das Rapportbuch ruhte. Vierzehn Tage später war Oberwachtmeistersmaat Thorbekke reif für die Klappsmühle — wieder eine Woche später meuterte die Flotte, und es gab keine Gasmaskenproben mehr.

Lücke

(Rudolf Kriesch)

„Wissen Sie auch, Fräulein, daß Klopstock etwas über den Eislauf geschrieben hat?" — „Nee, aber ich lese allerdings auch nur selten den Sportbericht."

Stilblüten

Aus dem Nachruf der „Telegramm-zeitung", München, auf Prinz Alfons: „Prinzessin Alfons übte, wie schon ihre Mutter viele stille Werke der Wohltätigkeit. Sie schenkte ihrem Gatten zwei Kinder . . ."

*

Inserat aus der „Mariborer Zeitung": „Mädchen für alles mit guter Nachfrage, das etwas kochen kann, gesucht. Anzufragen im Geschäft Mares. Gosposka 15."

*

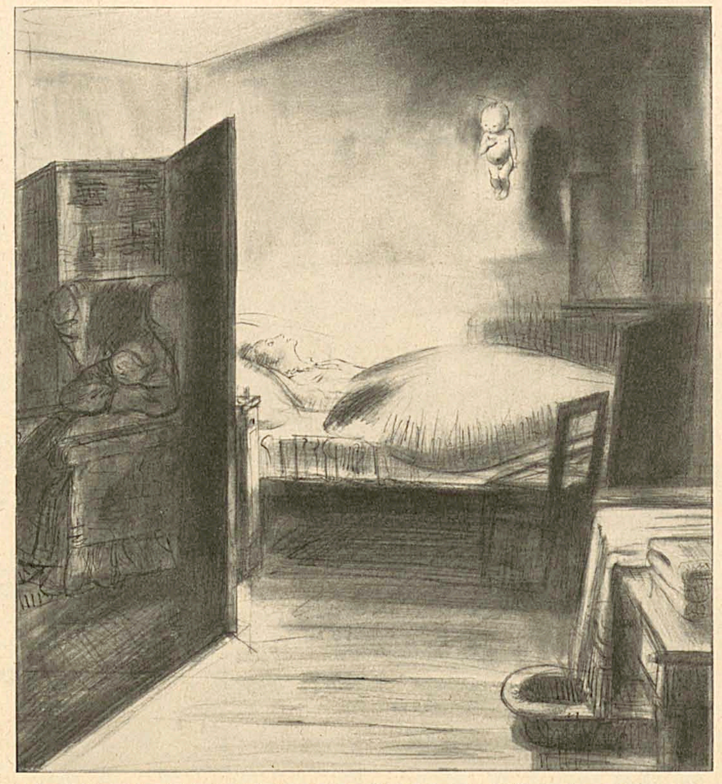
Aus dem Roman „Die Salzstraße", von Josef Martin Bauer: „Die Schmiedin mußte sich niedersetzen auf die Schraubstockbank, während der Weißbart sein Brot durch die Lippen schob und auf der anderen Seite seine Ansichten herauskaute."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Traum einer werdenden Mutter

(Fr. Heubner)



„Ich weiß noch nicht, ob ich kommen soll, Mama — im Himmel waren so viele, viele graue Soldaten, — die haben mir alle dringend abgeraten . . .“

Kleine Geschichten

Chaplin-Anekdote

Douglas und Chaplin gehen spazieren. Es war zur Zeit, als Lon Chaney, berühmt durch sein Spiel und seine glänzenden Masken, noch die Welt entzückte.
Sie gingen schweigend in der Sonne, und plötzlich sah Douglas einen Hirschkäfer über den Weg kriechen. Er hob den Fuß, um ihn zu zertreten.
„Halt!“ sagte Chaplin. „Vielleicht ist es Lon Chaney.“

Pietät

Die M.s haben eine vorbildliche Ehe geführt. Das heißt: ganz Paris wußte um die zahllosen Aventüren der Madame M., Monsieur wußte selbstverständlich Bescheid; aber er sagte kein Wort, er duldete still und ließ seine Gattin ihren Neigungen nachgehen.
Als er gestorben war, erzählte Madame schluchzend: „Ich war bis zuletzt bei ihm. Ich habe ihm die Augen zugedrückt . . .“
Worauf einer der Kondolenten seinem Nachbar zuflüsterte: „War gar nicht nötig. Der arme M. hat sie sein ganzes Leben lang zugedrückt.“

Eventueller Ausweg

Von Ratatöskr

In Adolfs Faß beginnt's zu gären.
Was wird dasselbige gebären?
Wenn wir uns lauschend drüber neigen,
vernehmen wir ein Blasen-Steigen.
Und Kenner, die es ernst beklopfen,
erwarten einen guten Tropfen.
Wogegen andere gehässig
auf Schlempe raten oder Essig.
Ja, manche sind geneigt, zu glauben,
die Gärung sprenge bald die Dauben.

— — — — — — — — — — — — — —

Gesetzt, es würde wirklich krachen
— was sollten wir mit Adolf machen?

— — — — — — — — — — — — — —

Höchst einfach: allerwärts stehn Throne,
geeignet, daß er sie bewohne;
denn Stadt und Land und Berg und Tal
braucht einen Prinzen Karneval.

Lieber Simplicissimus!

Mühlheimers Junge ist gestorben.
Der Junge war gerade vierzehn Jahre alt geworden.
Der Vater ist untröstlich.
„Ich weiß, es ist für Sie ein schwerer Verlust“, sagt der Seelsorger, „aber Ihr Junge war ein braver Mensch, er starb als guter Christ. Jetzt ist er bei Gott, bei den Engeln, jetzt ist er im Himmel.“
„Ganz gut und schön, Herr Pastor“, nickt Mühlheimer, „aber sagen Sie selbst: ist das ein Aufenthalt für einen Jungen in seinem Alter?“

*

Huesband heiratet.
Huesband kommt zur Hochzeit. Volltrunken.
Der Brautvater ist entsetzt: „Wie kann man nur, Huesband? So betrunken am Hochzeitstag?“
Huesband stottert: „Das verstehst du nicht, Schwiegerpapa — wenn ich betrunken bin, sehe ich alles doppelt — und meine Braut ist eine Demivierge.“ J. H. R.

Keine halben Maßregeln!

(E. Thöny)



„Margarine ist sowieso eine Art von Bolschewismus – weg damit!“

Gottvertrauen

(M. Frischmann)



„Au revoir, Henry, Gott wird dich auf der Überfahrt beschützen.“ — „Ja, ja, darauf verläßt sich die Schiffahrtsgesellschaft auch am meisten!“

Der Unfall des Missionars

(Geschichte aus dem Mohrenland)

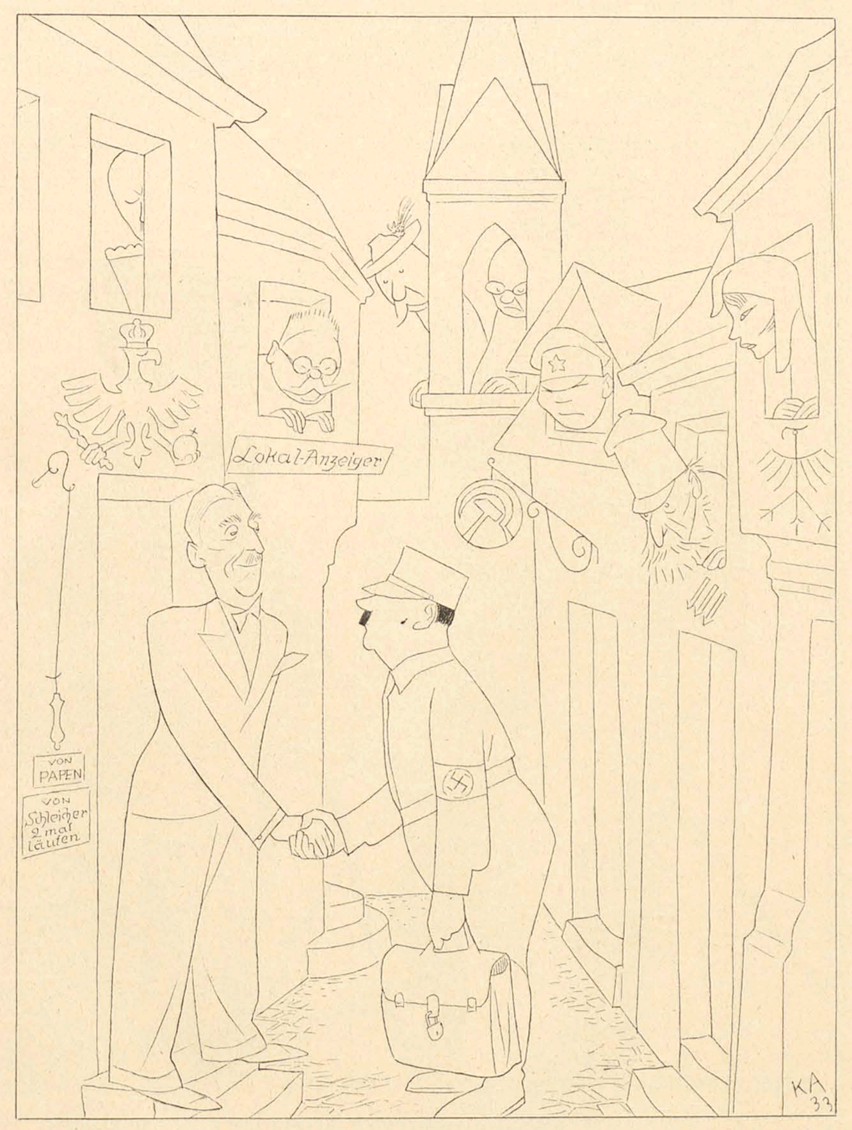
Seine Hochwürden der Pater E. war schon über die Sechzig, als ihm das Malheur passierte, sich vor dem Eingeborenenrichter wegen Ehebruchs verantworten zu müssen. Der Kläger, ein stämmiger Negerbursche vom Kongo, behauptete in kaum unterdrückter Wut, daß er abends auf dem Heimwege den Pater mit seiner Frau in höchst verdächtiger Situation im Straßengraben angetroffen habe. Seine Hochwürden wies die Beschuldigung mit priesterlicher Entrüstung zurück. Es sei zwar richtig, daß er mit der jungen Person im Graben gelegen habe, aber — — — und nun folgte die Schilderung eines Radfahrerunfalls, wie er alle Tage vorzukommen pflegt. Trotz Klingelns war die Frau nicht rechtzeitig ausgewichen. Ehe der Pater bremsen konnte, waren beide die Böschung hinabgestürzt.

„Ich glaube Ihren Worten, Hochwürden“, sagte der Richter, „falls ich Ihnen jedoch einen Rat geben darf, dann stellen Sie nächstens, wenn Sie wieder in den Graben fallen sollten, Ihr Rad nicht auf der gegenüberliegenden Straßenseite an einen Baum. Es könnte Ihnen sonst gestohlen werden.“ — — —

Leo Africanus

Der Chef auf Tour

(Karl Arnold)



„Karte genügt, komme sofort!“

Glückliche Kombination

(Olaf Gulbransson)



„. . . und so Gott will, hab' ich im Frühjahr einen kleinen Fememord zu begehen; da schließen wir dann gleich unsere Hochzeitsreise nach Italien an."

München, 5. Februar 1933

Preis 60 Pfennig

37. Jahrgang Nr. 45

SIMPLICISSIMUS

Immer sein Kampf – nie für euch Arbeit und Brot

(Karl Arnold)

Fort mit Hermann! In den Teutoburger Wald gehört Adolf! Ihm gelang es, mit nur 6000 Lippe-Detmoldern ein Sechzigmillionenvolk zu schlagen!

Kleiner Katechismus / Von Peter Scher

Schädige nur deine Heimat
und du wirst bestimmt Geheimrat,
schädige nur dein Vaterland
und schon bist du Amtsvorstand.

Der den Zwickel uns bescherte,
der, von dem das Witzblatt zehrte,
der, auf den die Dummheit schwor,
fiel jetzt auch die Trepp' empor.

Osthilfsgelder zu verdienen,
braucht es vaterländische Mienen —
sei so adlig wie gemein,
pamp' dich voll als Hurraschwein.

Sabbern die bewußten Greise,
steigen sie sogleich im Preise;
keiner findet es fatal —
General bleibt General.

Hüte dich, mit Herz zu leben —
sabbre, räubre, hau daneben,
nutz die Möglichkeit und friß,
dann, ja dann,
deutscher Mann —

dann ist dir der Lohn gewiß!

Kannst du nichts als Trommel schlagen,
Quatsch versprühn und Nerven plagen —
noch dazu mit Andrer Geld,
bist du ganz bestimmt der Held.

Aber zwingt dich was zur Klarheit,
aber achtest du die Wahrheit
und du bückst dich nicht vor den',
lassen sie dich stempeln gehn.

Der Speckjäger / Von Karl Korbinian Lechner

Jaja, mein Lieber, so geht's halt zu auf der schönen Welt: Jeden Tag, ob da nun Fräulein Klärchen vom glasklaren Himmel runterbrennt, ob es einmal so etwas wie ungespitzte Eisenbahnschienen regnen möchte, oder ob die lieben Heiligen von ihren goldnen Himmelsnestern ganze Berge Federn rausschütteln und dem armen Sünder da herunten das eigne Wasser einfrieren will . . .: immer muß er auf der ewigen Landstraße dahintippeln . . .
Etwas Besseres hat er früher einmal werden wollen, und ganz umsonst auch noch. Das große, unverschämte Glück hat er haben wollen. Lotterie gespielt hat er erst, aber bloß lauter Nieten gezogen. Dann hat er in die Ladenkasse geschaut — nein, nicht geklaut, „bloß so" hat er sich eine Banknote genommen: als Muster, zum Nachmachen. Bei dem Satz: „Wer Banknoten nachmacht oder verfälscht oder nachgemachte und verfälschte in Verkehr bringt, wird mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren bestraft!" ist ihm die Schrift ein bißchen danebengeraten — leider . . . Krumm und kitzgrau ist er heute schon. Eigentlich hält nur mehr seine Speckkluft ihn noch ein bißchen zusammen: die wohltätigen Suppen, die zur Hälfte immer an seinen Lumpen runterrinnen und die Spuren seines fünffingrigen Schneuztuches. Und an Stelle des verhinderten Glücks ist der Geiz und der Neid über ihn hergefallen, zum Wolf der Landstraße ist er geworden. Ihr Pech, daß die andern Kunden vor lauter Arbeitsuchen nie richtig zum Fechten kommen und dann abends in der Penne nichts zu fressen haben. Aber sie können von ihm gerne was kriegen, die andern. So: hier Pulver — hier Ware! Sonst müssen sie halt in Gottes Namen Kohldampf schieben oder gar krepieren, die andern. Und beim Schlafen bindet sich der Speckjäger den leeren Rucksack noch um den Bauch, damit ihm auch ja nichts wegkommt . . .
An einem himmelblauen Kirchweihsamstag beginnt, wie man so sagt, sein Schicksal sich zu erfüllen — närrischerweise fängt aber die Erfüllung mit einem mächtigen Schwein für ihn an: Die lieben Leute lassen ihre Linke heute einmal nicht wissen, was ihre Rechte tut, obwohl der Speckjäger ihre blankgescheuerten Häuser gleich wieder dreckig macht. Nur der Gendarm spielt mit ihm einmal: „Muß i denn zum Städtele 'naus, und du mein Schatz bleibst hier", aber am Abend ist der Rucksack doch zweimal ausverkauft: bei erwerbslosen Familien, und zum halben Ladenpreis. Und dann freut sich der Speckjäger. In der Kneipe, natürlich. Und so lang, bis er ausgemistet ist. Von wegen: kein Schlafgeld, ist's jetzt in die Herberge zur Heimat sowieso schon zu spät. (Im übrigen machen die schon um neun ihren christlichen Laden dicht: Auf daß „die armen Brüder von der Landstraße" am andern Tag wieder frisch und munter sind; auf daß auch der Herbergsvater früh genug seine zweihundert Pfund Lebendgewicht, noch beschwert mit zwei Koffern voll Kleingeld, zur Bank rollen kann.) Und bei der Polente sich obdachlos melden, wenn einer schon drei Kilometer gegen den Wind nach gelbem Weihwasser duftet? Lieber nicht erst riskieren! Also: Platte reißen! Irgendwo in der Finsternis steht aber noch Gott sei Dank ein Feldstadel. Und: knack, tut ein Steinchen. Knack, tut dann auch das Vorhangschlößchen.
Am Sonntagmorgen linst Klärchen, schon sauber ausgeschlafen und frisch gewaschen, mit einem goldnen Stielauge durch ein Astloch, da wird der Speckjäger erst munter. Und denkt sofort an sein Morgengebet: Gluck, gluck, gluck — ja, Schiet, die Pulle ist doch leer! Er döst noch weiter so vor sich hin: Daß jetzt endlich sein verdammter Leichtsinn aufhören muß, jawohl: sparen auf die alten Tage; und daß er diesen Winter schon wieder bei einem Gendarm Schwein haben und dann ins Kittchen kommen wird; oder vielleicht kommt gar das große Glück: wunde Füße, und dann muß ihn der Kreisarzt ins Spital schicken; und daß — er schaut zur Abwechslung ein bißchen über sich: Nahö, da sind ja, weiß Gott, ein Paar Schuhsohlen! . . . Hängen sie, schweben sie, steigen sie auf ihn herab? Gleichviel: sie sind da, weiß der Teufel, sie sind da!! . . . Und gut sind sie noch, mit einem solchen Paar braucht einer noch lang nicht auf deutschem Boden laufen, verflucht noch mal! denkt der Speckjäger. Und mit lauter Augenauskegeln sieht er dann auch noch ein Stück vom Oberleder und von der Hose: Das muß ja ein besserer Knopf sein, der da oben, mit seinen lackierten Tretern und der scharfgebügelten Bux! . . .
Der Speckjäger klopft an eine Sohle. Poch, poch, tut es, aber sonst geschieht nichts. Radikal gar nichts. Und deshalb kriegt er schließlich eine Sauwut in den Bauch: Er packt den feinen Kerl bei den Beinen, reißt und zerrt daran wie nicht ganz gescheit, und plärrt dazu: „He? — Du? — So red doch, du doofer Hund!" Mein Gott, was ist denn das bloß? Der Kerl sagt ja keinen Ton, bloß seine Sohlen pendeln hin und her. Verrückt ist das ja! . . . Aber warte mal, du falsches Biest! . . . Der Speckjäger steht auf und spannt jetzt sofort, was los ist: Der bessere Herr hat sich einen Strick um den Kragen gebunden, und die Zunge hängt ihm auch ein ganz schönes Stück heraus . . .
Eine so schwere Hirnarbeit hat der Speckjäger seiner Lebtag noch nicht gehabt: Überlegen muß er jetzt nämlich, liebe Leute! Endlich hat er's: Er wird mit dem Toten die Klamotten jetzt lieber nicht tauschen, sondern erst ins Kaff gehen und beim Bürgermeister die Geschichte melden — hollalla, da wird er dann nicht nur die Kleider kriegen, sondern eine schwere Belohnung noch dazu! . . .
Die Sache läßt sich aber anscheinend gar nicht so rar an, denn vorneweg geht ein mächtiger Wolfshund, hinten fummelt dem Speckjäger auch so ein Haxenausreißer in den Kniekehlen herum, und links geht ein Grüner und rechts ein Verdeckter. Und dann muß der Speckjäger den Toten abschneiden, vor die Scheune ziehen, damit man besser sieht, und die Taschen ausleeren. Und da muß der Speckjäger mit einem Mal aufschreien: Er hat ein dickes Banknotenbündel aus einer Tasche gezogen! Und dann noch eins, und immer noch eins! Zuletzt einen Zettel, auf dem steht, daß der Tote ein flüchtiger Bankdirektor ist und daß er an dem unterschlagenen Geld keinen Gefallen mehr gefunden hat. Und am andern Tag hauen sie dem Speckjäger einen sauberen Knast hinauf: Wegen Bettelns im Rückfall, wegen Übernachtens im Freien. Als erschwerend kommt noch hinzu, daß der Angeklagte die Feldscheune mit Gewalt erbrochen hat . . . Die Zeit im Kittchen vertreibt er sich mit Rätselraten, wer der größere

Berliner Köpfe

(Rudolf Großmann)



Der Dichter Alfred Döblin

Der polnische Zwangsmieter im Korridor

(Th. Th. Heine)



„Mensch, ziehnse bloß endlich aus! Det kann Ihnen doch selbst nich anjenehm sein, daß wir fortjesetzt über Sie stolpern!“

Idiot ist, er, der Speckjäger, oder der erhängte Bankdirektor. Endlich wird er wieder ein freier Mensch, und sein erster Gang ist natürlich in den Stadel.
Da ist aber jetzt nichts Besonderes mehr zu sehen und zu finden, obwohl er alles durchwühlt. Nur das Strickende hängt noch am Balken. Zu dem krabbelt sich der Speckjäger hinauf, macht eine Schlinge und legt sie sich um den Hals. „Wenn der Mensch spinnt“, sagt er noch, „nachher fehlt's ihm halt meistens im Hirn!“, dann stößt er sich von seinem Stand ab, baumelt eine Weile hin und her, endlich hängt er ganz still. Aber seinen Rucksack hat er sich sauber um den Bauch geschnallt. Damit ihm auch ja nichts wegkommt . . .

Gesang der Stars über der Rotter-Pleite / Von Karl Kinndt

O Rotters, o Rotters, wie liebten wir euch!
Wie grün waren eure Zweige!
Und kam auch keiner im ganzen Reich
an Kitsch euch gleich —:
der Zaster ging nie zur Neige.

Wo ihr einem Star mit dem Scheckbuch gewinkt,
da kam er willig geflogen,
weil Kunst nur trockene Lorbeern bringt
und Geld nicht stinkt,
wenn das Konto nicht überzogen —

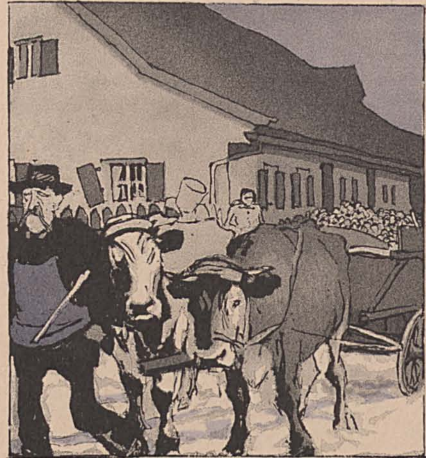
Theater um Theater ist
euch kampflos anheimgefallen:
es sangen, bejubelt von Jude und Christ,
auf eurem Mist
die besten Nachtigallen!

„Dreck für die Masse!“ stand auf dem Panier,
doch der Star hatte reiche Beute!
O Gitta und Richard und alle ihr,
wie weh wird mir:
die Rotters, die Rotters sind pleite!

Und steigt nun die Kunst auch empor aus der Gruft:
was kann's uns Verrotterten nützen?
Ich wittere dicke Abendluft —
Der Ruhm verpufft
und die Gage ist nicht mehr zu schützen — — —

Der Scheintote

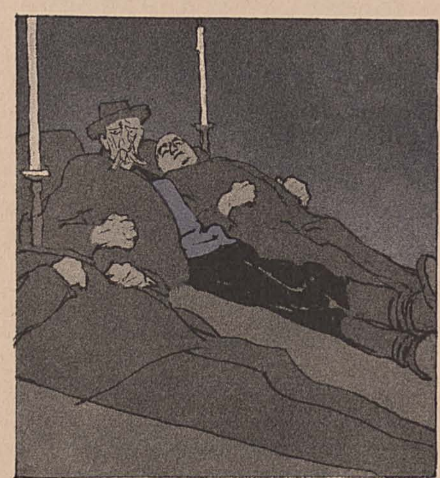
(E. Thöny)



„Dö Kartoffeln san vakaaft, jetzat trink i z'ersch amoi a Maß."



„Den schaug o, zwölf Maß hat er g'suffa und hi is er aa, den könna ma glei in d' Leichenhall' bringa."



Jetz bin i so lang g'storben g'wen und wieder auferstanden aa – dös is pfeigrad der Jüngste Tag."



„Sö, Herr Nachbar, mit welchener Tram kimm i denn da zum Jüngsten Gericht?"

Der Rabbi

Es ist bekannt, daß die strenggläubigen Juden während des Sabbats sich jeder auch nur ganz entfernt als Arbeit zu bezeichnenden Handlung zu enthalten haben.
Nun geht da an einem Freitag der Rabbi von R. in vorgerückter Abendstunde durch die Judengasse und bemerkt, daß der Nathan Mandelbaum noch Licht hat. — Gott, denkt er, der Nathan hat noch Licht. Was kann sein, daß da ist Licht so spät? Neugierig tritt er ins Haus. Er steigt die schmale Holztreppe hinauf, stößt die Tür auf und sieht, wie der Nathan und seine Rebekka mit müden Gesichtern um den Tisch sitzen, auf dem eine Kerze lustig flackert. — „Wie", sagt der Rabbi erstaunt, „wie soll ich das verstehen, daß ihr noch wach seid so tief in der Nacht?" — „Was heißt tief in der Nacht, Rabbi?" seufzt der Nathan, „hat uns die Schabbesgoi gelassen im Stich und dürfe mer doch nicht ausmachen der Licht." — „Nicht ausmachen der Licht?", wiederholt der Rabbi. „Ja schon. — Doch wie ist der Name vom höchsten Fest, was wir kennen?" — „Purim", lispelt die Rebekka. — „Nun, da haben wir's ja. ‚Purim' heißt es, ‚Puuurim' . . .", spricht der Rabbi und bläst mit dem Wort die Kerze aus.

Pe De



Der Mann, der über Leichen geht

Lob der neuen Zeit / Von Kaki

Keen Wort mehr von „jute alte Zeit“:
ick finde die neie vill spaßja!
Von alle Komplexe sind wa befreit,
und die Määdchenbeene sind unbedingt heit
ville jrada, scheena und raßja!

Kiek: jrad in de Liebe – det schätz' ick so hoch –
jab's endlich ma eenen Cliché-Bruch:
Früh'r hörteste jleich deinen Nekrolooch,
weil imma eena 'n Schießprüjel zooch
bei 'n bißken Vaführung und Ehbruch!

Als jing det nich ooch bei 'ne Pulle Bordeaux
janz friedlich und streng diplomatisch!
Denn saachste: Vazeihung, det is nu ma so – – –
Unn du zahlst de Scheidung – unn er is noch froh!
Wat willste? Det find ick sympathisch!

Unn biste vaheirat't – und doch noch 'n Mann
mit Schwung und zeitjemäß fühlend –
fang ruh'ch noch 'n zwotet Vahältnis an.
Det jiebt keen Klamauk! Wer denkt denn da dran –:
die Määdchens vaständjen sich spielend – – –

Vom Tage

Bei einem italienischen Gipsfigurenfabrikanten in Hannover bestellten zwei Geschäftsführer einer Nazi-G.m.b.H. 25 000 Hitler-Gipsköpfe gegen Bezahlung bei Lieferung. Als die Gips-Adolfe fertig waren, stellte sich heraus, daß die Besteller kein Geld hatten. Da der Handwerker keinen andern Abnehmer findet, steht er ratlos mit seinen 25 000 Hitler-Köpfen da.
— Wie die Propheten des Dritten Reiches sprachen: da werden Köpfe rollen.

*

Ein Bäckermeister zu Neuwied im Rheinland, dessen Geschäft schlecht geht, begann vor einiger Zeit Technik zu studieren und machte das Diplomingenieur-Examen. Das Geschäft ging immer noch nicht besser, und so machte er noch den Dr. rer. pol. . . . Er studiert weiter, gegenwärtig Medizin.
— Ohne ihm vorzugreifen: wann wird er zu einem vernünftigen Brotstudium kommen? Teha

Jubiläen

„Was ist der fundamentalste Unterschied zwischen den Publizisten des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts?“ fragte der Dozent für Zeitungswissenschaft seine Schüler. Man wußte es nicht.
„Die damals lebten ihrer Zeit um hundert Jahre voraus — die heutigen leben von der Zeit vor hundert Jahren.“ Just

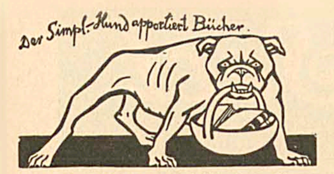
Kleine Geschichten

Vorsicht

Das neue Mädchen wurde blaß und blässer. Stieren Auges sah es zu, wie die gnädige Frau ihrem Mann ein weißes Pulver in das Wasserglas schüttete.
„Mein Mann hat einen schwachen Magen. Er muß nach dem Essen immer Natron einnehmen!“ erläuterte Madam.
Sagte das neue Mädchen empört: „Ick jeh sofort wieder. Jlauben Sie, ick lese keine Zeitung? In 'n Jattenmord un so will ick nich vawickelt werrn!“

Sein Geschäft

Als der blinde Straßensänger den dunklen Altstadthof betrat, umringten ihn johlend die Kinder, mit Spottreden und hämischen Redensarten nicht sparend. Nur ein Bengel von vielleicht zehn Jahren, bis dahin eifrig damit beschäftigt, seine Hosentaschen auf ihren Inhalt zu untersuchen, ging artig und sittsam auf den Blinden zu, faßte ihn bei der Hand und geleitete ihn an einen günstigen Platz. Dann blieb er abwartend neben dem Blinden stehen. Ein Vorbeigehender meinte: „Du bist aber ein anständiger Junge!“
„Ja“, griente der Bengel, „und nachher läßt er mir das Jeld sammeln. Un kieken kann er nich!“ Beye



Essad Bey: Mohammed. (1932, Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.)

Titel und Untertitel des Buches – „Das Leben eines Propheten“ – scheinen auf eine bloße Biographie des großen Religionsgründers hinzuweisen. Essad Bey nimmt nun allerdings die abeuteuerreiche Lebensgeschichte Mohammeds zum Mittelpunkt des groß angelegten Werkes. Darüber hinaus aber wächst dieses zu einer aufschlußreichen Geschichte des Islam. Aus den Beziehungen des Propheten zu seiner Umwelt erklärt sich Entstehen und rasches Wachstum der „Religion maximaler Möglichkeiten und minimaler Forderungen, die in ihren Geboten, Thesen und Vorschriften den Gipfel der äußeren Einfachheit erreicht hat, innerlich aber von einem in seiner Konsequenz unüberbietbaren, messianisch-theokratischen Zug beseelt ist“. Wie kaum ein anderer war der in Samarkand beheimatete, aber seit zehn Jahren in Berlin lebende Autor dazu berufen, das Verständnis für den Islam der westlichen Welt zu vermitteln. Denn als Sohn eines mohammedanischen Aserbeidschaners und einer russischen Intellektuellen (siehe seine vor zwei Jahren als Erstlingswerk erschienene Selbstbiographie „Öl und Blut im Orient“) vermochte er am besten die sonst so schwierige Interpretation orientalischer Denkweise dem abendländischen Geist faßbar zu machen. A. Wisbeck

Konrad Heiden: Geschichte des National-Sozialismus. (Rowohlt, Berlin.)

Heiden führt den „Werdegang einer Idee“ vor, die nie eine war. Er entwickelt den Aufstieg eines Hysterikers, dessen Infantilität er als schöpferisch zu belegen versucht. Von einem Mundstück wird immer wieder behauptet, daß es ein Kopf sei. Doch müssen trotzdem nicht Rückschlüsse auf das eigene geistige Vermögen des Autors gezogen werden. Es handelt sich wohl mehr um einen markanten Fall jener Objektivitätsbeflissenheit, die sich erst seriös (will sagen „wissenschaftlich“) empfindet, wenn sie dem Gegenstand über-gerecht wird.

Heiden fragt angesichts kläglichster Haltung seines Helden: „Wer hätte in dieser Situation besser gehandelt?“ Das hält er für wissenschaftlich. Mussolini, der kompetent sein dürfte, war nicht so gerecht, als er – nach unwidersprochen gebliebenen Meldungen – Hitlers Haltung feig und schwätzerisch nannte.

Wenn Heiden seinem Buch die Voltaire-Worte voransetzt: „Wer die Menschen und ihr Bedürfnis kennt und dies befriedigt, der betrügt sie nicht“, so übersteigert er sich, denn diese Rechtfertigung kann jeder Hochstapler von einigem Format in Anspruch nehmen – ohne daß er dadurch zu einer historischen Persönlichkeit würde. – Einteilung, Aufbau, Diktion des Buches sind flott und unterhaltsam. Der intellektualistische Hang zum Ironisieren durchkreuzt indessen immer wieder die individualistische Einstellung auf „menschliche Rechtfertigung“ auch des unmenschlichsten Blödsinns. Ganz schlicht gesagt: Wenn Idiotie als solche historisch dargestellt wird, leuchtet mir die dazu gegebene Folgerung: Ein Kind sowohl als auch ein Kopf! durchaus nicht ein.

Wir, die wir das alles aus nächster Nähe mit erlebt haben, bedauern das Fehlen eines unmittelbar registrierenden wirklichen Tagebuchs. Die ästhetisierende Umplauderung aus der Distanz ist nur ein blutarmer Ersatz für den Niederschlag brüllenden Geschehens. Dieses Buch ist eine interessante Materialsammlung, die nach der gestaltenden Hand eines – und sei es nur eines ganz kleinen – Lytton Strachey schreit. Peter Scher

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Louis Bromfield: „Vierundzwanzig Stunden“. Erich Reiß, Verlag, Berlin.

Eugène Dabit: „Der Kleine“ (mit 15 Zeichnungen). Buchverlag Kaden & Comp., Dresden.

Richard Plattensteiner: „Die Wirtin zum goldenen Hirschen“. Heinrich Minden, Verlag, Dresden.

Sitzung zu einem Damenbildnis / Von Hans Leip

Die Tür geht auf. Die Werkstatt schweigt.
Nun küßt die Schwelle deinen Schuh.
Die Bilderrahmen stehn geneigt,
Die blasse Leinwand nickt dir zu.

Die Möbel rücken in die Ecken,
Dann räuspert sich dezent die Uhr.
Die Tuben und die Pinsel recken
Sich lüstern hinter deiner Spur.

Sie wägen schon an der Gestaltung,
Und die Palette atmet kaum.
Mit Hoheit und mit schöner Haltung
Erfüllst du den bescheidnen Raum.

Der Meister äugt. Er spricht belanglos
Von Dingen, die man tut und trägt.
Dann werden seine Worte klanglos.
Es ist das Bild, das ihn bewegt.

Nun grenzt die Doppelparallele
Die Welt ein, drin er dich erschafft.
Nun pirscht er hinter deiner Seele,
Nun wandelt er dich flächenhaft.

Der Himmel fließt in deine Haare
Und wird in dir dir selbst verwandt.
Dein Antlitz dämmert durch die Jahre,
Und erdentsprossen blüht die Hand.

Der Zimmerschlüssel / Von Michael Sostschenko

Man sagt mir so oft: „Sie haben schon recht lange keine humoristischen Erzählungen mehr geschrieben, Michael Michaelytsch.“

Also gut, ich will mal ein ganz einfaches Thema wählen: Wie ich nach der Krim reiste und mir dort ein Hotelzimmer verschaffte.

Ich ging vom Dampfer direkt ins Hotel.

Sagt der Türsteher mit einem schiefen Lächeln: „Nein, wissen Sie, ich staune über das heutige Publikum. Kaum kommt ein Dampfer an, laufen alle unbedingt zu uns. Wie auf Verabredung. Als hielten wir hier für sie Zimmer bereit.“

Schon will ich gehen, sagt der Türsteher mit einem stillen Seufzer: „Ja, ja, ein Unglück das mit diesen Zimmern. Nirgends eins frei. Bei uns fände sich natürlich noch was, aber . . . Reden Sie doch mal richtig mit dem Portier . . . Sie wissen schon . . . Das hat er gern . . .“

„Zum Teufel nochmal“, sage ich, „wie unterstehen Sie sich . . .?“

Sagt der Portier von seinem Pult aus über meinen Kopf hinweg zum Türsteher: „Ich wundere mich über Sie, Fjodor Michailowitsch. Wo sollten wir ein freies Zimmer hernehmen? Wie kommen Sie auf den Gedanken? Wir haben zwar noch ein freies Zimmer, aber es fehlt der Schlüssel dazu. Wenn er will, kann er es nehmen.“

Sage ich: „Geben Sie es mir, wenn auch ohne Schlüssel.“

„Ach, auch ohne Schlüssel?“ sagt der Portier. „Also nehmen Sie es. Aber es gibt Diebe bei uns. Es wird gestohlen. Wenn man Ihnen die Gardinen klaut, müssen Sie dafür aufkommen.“

Sage ich: „Schlimmstenfalls würde ich das Zimmer eben nicht verlassen. Nehmen Sie mich doch auf. Nach der stürmischen Überfahrt kann ich kaum noch auf den Beinen stehen.“

„Gut“, sagt der Portier, „aber ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß der Schlüssel verloren und das Zimmer abgeschlossen ist. Sie haben wohl gemeint, das Zimmer sei nicht abgeschlossen und nur der Schlüssel verloren?“

„Aber ich bitte Sie“, sage ich, „was soll ich mit einem Zimmer, wo man nicht hinein kann . . .?“

„Das weiß ich nicht“, sagt der Portier. „Aber ganz, wie Sie belieben.“

Tritt der Türsteher mit vorgehaltener Hand an mich heran und sagt: „Ich wüßte einen Rat.“ Ich gebe ihm drei Rubel. „Merci“, sagt er, „wenn Sie wünschen, laufe ich in den Hof, dort arbeitet unser Schlosser. Der könnte Ihr Zimmer mit einem Dietrich öffnen.“ Es kommt also der Schlosser.

„Ja“, sagt der, „natürlich; wenn es sich darum dreht; das glaub’ ich. Eine Tür zu öffnen ist eine Kleinigkeit. Aber“, sagt er, „ich komme nicht auf meine Rechnung, wenn ich nur deswegen ins obere Stockwerk hinaufgehe. Bei mir hat jede Arbeitsstunde“, sagt er, „buchstäblich Valutawert.“

Ich gebe dem Schlosser fünf Rubel. Er öffnet die Tür mit einem Dietrich und sagt in freundschaftlichem Ton: „Ja; natürlich; das glaub ich. Ohne Schlüssel wohnen hat für Sie wenig Interesse. Sie werden doch essen gehen oder die Heilquellen aufsuchen wollen, statt hier zu sitzen wie ein Holzklotz.“

„Ja“, sage ich, „man müßte sich geradezu einen Diener nehmen.“

„Na“, sagt er, „das käme Ihnen sehr teuer. Aber für einige acht Rubel würde ich Ihnen einen passenden alten Schlüssel heraussuchen.“

Ein passender Schlüssel ist gefunden. Ich liege wie ein Baron auf dem Bett. Lausche dem Grammophon im Nebenzimmer. Gehe spazieren, fühle mich mit meinem Schlüssel den Nachbarn gleichgestellt.

Wie ich am Abend ausgehen will, sagt mir der Portier: „Wissen Sie, mit der Schlüsselaffäre haben wir Sie ganz unnütz vor den Kopf gestoßen. Wir meinten, er sei verloren, aber er hing nur am falschen Haken.“

„Großartig“, sage ich, „das Zimmer kostet fünf Rubel, die Nebenspesen machen sechzehn.“

„Wieso denn sechzehn“, sagt er, „und nicht nur acht?“

„Nein“, sage ich, „sechzehn. Dem Türsteher drei, dem Schlosser fünf und für den neuen Schlüssel nochmals acht.“

„Für welchen Schlüssel denn?“

„Der Schlosser“, sage ich, „hat mir doch einen ausgesucht.“

„Gestatten“, sagt er, „sollte der Halunke Ihnen etwa unseren Schlüssel verkauft haben? Sieh mal an“, sagt er, „so ist es tatsächlich: hier ist er gehangen, und jetzt ist er nicht mehr da. Na warte, dir werde ich schon . . .“

„Ihr scheint ja eine richtige Räuberbande zu sein . . .“, sage ich.

Der Portier lügt nun drauflos, murmelt etwas von geringem Verdienst, läßt mich dann aber plötzlich stehen, um sich an neu eintreffende Gäste zu wenden. Und ich höre ihn sagen: „Ja, ein kleines Zimmerchen hätten wir noch, aber der Schlüssel dazu fehlt . . .“

(Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Hans Ruoff)

Der Spaziergang / Von Else Feldmann

Wenn wir Kinder uns nicht vertragen konnten, uns zankten und stritten, hatte meine Mutter in ihrer sanften Art ein eigenes Mittel. Sie ließ uns toben und schreien, und wenn zum Schluß jeder mit seinen verweinten Augen in einer Ecke stand, kam sie zu dem, der es wieder am ärgsten getrieben hatte, und sagte ganz mild und zärtlich mit einem bittenden, traurigen Blick: „Du, komm heute mit mir." Dann wußten wir, was wir zu tun hatten. Schnell richteten wir uns her, putzten unsere Stiefel, wuschen uns, machten uns nett und gingen mit.

Meist war es mein Bruder, der mitgenommen wurde — ich war ohnehin brav, sagte die Mutter — und die anderen waren noch zu klein. Mutter nahm uns mit, wenn sie den Kreuzern nachlaufen mußte, wir sollten sehen, wie schwer sie das Geld verdiente.

Die ersten paar Minuten, wenn wir gingen, wurde nichts gesprochen; Mutter hatte den Kopf gesenkt; sie dachte nach, wie sie es uns nicht zu schwer machen wollte.

Wir waren noch verbittert und verbissen vom Kampfe und seufzten laut und schluchzten aus schwerem Herzen.

Auch kam es nicht selten vor, daß die Kratzwunden an den Händen und im Gesicht brannten, und das Blut an uns heruntertropfte, daß wir gingen und das Taschentuch an eine verletzte Stelle hielten.

Wir waren eben schlimme, zornige Kinder. Wir waren den ganzen Tag allein, trieben uns auf der Gasse herum und hatten riesige Raufhändel zu bestehen.

Unsere Eltern konnten nichts mit uns anfangen; einsperren konnten sie uns nicht, und die ganze Straße war voll von Kindern, die es trieben wie wir.

Eine Nachbarin sagte einmal, daß die armen Leute da nichts machen können, und wenn die Kinder nur nicht stehlen . . . sie würden sich sicher einmal bessern, wenn sie älter würden.

Ich war oft verzweifelt darüber, daß wir so wild und schrecklich gemein waren, denn ich selbst hatte im Grunde viel mehr Gefallen an Artigkeit und feinem Benehmen gefunden.

Einmal aber war ich sehr böse gewesen. Wie ein Teufel hatte ich mich aufgeführt — ich wußte selbst nicht, was damals in mich gefahren war. Zwei Tage lang hatte ich nichts als Bosheiten angestellt. In der Schule, zu Hause, auf der Straße — meinen Eltern hatte ich völlig den Respekt versagt — und man hielt mich für verloren. — Am Morgen kam die Mutter zu mir und sagte: „Zieh dich an und komm mit." Man merkte es, sie hatte es sich lang überlegt, ob sie es tun sollte, denn es war ihr letztes Mittel.

Ich war mit aller Welt zerfallen, denn niemand ahnt es, wie schwer ein Kind leidet, wenn es „schlimm" ist.

Und ich ging mit.

Es wurde wieder wenig gesprochen. Hie und da blickte ich Mutter von der Seite an, da sah ich, wie traurig sie war, und Reue zerriß mein Herz.

Ich sagte nach einer Weile: „Mutter, verzeihst du mir?"

„Ja, ja," sagte sie, „willst du vielleicht wieder umkehren und zurück nach Hause gehen?"

„Nein", sagte ich, „ich will bei dir bleiben." Wir gingen eine weite, weite Strecke und kamen in eine Gegend, wo ich noch nie war.

Mutter hatte ein großes Paket mit Sachen zu tragen, dieselben Stücke, die sie abends und nachts, wenn wir schliefen, anfertigte, und die sie dann in Geschäften zum Kaufe anbot. Wir gingen zwei Stunden, und Mutter hatte noch nichts verkauft. Sie suchte alle die alten Plätze auf, aber die Leute brauchten diesmal nichts.

Ich wartete vor dem Laden, und wenn Mutter herauskam und mich anlächelte, sagte ich immer: „Jetzt war es aber etwas?"

„Nein", sagte sie, „es war nichts."

„Dann erlaube wenigstens, daß ich dir tragen helfe", bat ich.

„Nein, nein", lächelte sie, „es ist nicht schwer." Ich wußte aber, daß es schwer war. Wir gingen wieder schweigend.

Ich wußte nicht, welche Jahreszeit es war, ob die Sonne schien, der Himmel blau war, ob Menschen gingen, Wagen fuhren.

Ich fühlte nur ein brennendes Weh. Jedesmal, wenn meine Mutter in ein Geschäft ging, faltete ich die Hände und betete mit dem tiefsten Gottvertrauen um Gnade für sie.

Und immer wieder hörte ich, wie man drinnen zu ihr sagte: „Nichts."

Wir gingen und gingen.

„Wenn ich nur eine Kleinigkeit losbringen könnte", sagte sie, „damit ich Essen für dich kaufen könnte."

„Nein, Mutter, ich bin nicht hungrig, aber du?"

„Ich nicht."

„Und bitte, laß mich dir tragen helfen."

„Nein, nein."

Es wurde vier Uhr nachmittags. Meine Mutter hatte noch immer keinen Kreuzer eingenommen.

Ich litt gräßlich, nicht unter Hunger und Müdigkeit — ich hatte dafür überhaupt das Gefühl verloren, nur Reue und Mitleid empfand ich, daß ich davon krank war.

Endlich kam Mutter aus einem großen Laden heraus und trug das Geld in der Hand, wie sie es bekommen hatte. Dann kaufte sie mir etwas, und wir setzten uns in die Straßenbahn.

Ich konnte nicht essen, und ich konnte nicht sprechen.

„Nun ist es ja am Ende gut gegangen", sagte sie; „jetzt haben wir für heute zu leben und für morgen auch."

Wir kamen nach Hause. Und Mutter setzte sich augenblicklich an die Nähmaschine.

Ich brachte ihr laues Wasser und bat sie, mich ihre Füße waschen zu lassen, denn sie waren, wie auch meine, an diesem Tage müde und wund.

Ich trat ganz leise und behutsam auf. Ich kniete vor meinen Geschwistern hin, küßte sie und schenkte ihnen alles, was ich selbst besaß und woran ich mich freute.

Wie Engelsgesang waren Stimmen in mir. Die ganze Nacht lag ich wach und träumte mit sehenden Augen von den großen Straßen mit den müden Menschen . . .

Und diesmal blieb ich für lange Zeit brav und gut.

Die neue Sittlichkeit *(Rudolf Kriesch)*



„Sagen Sie mal, lieber Mann, haben Sie mich auch nicht im Nacken zu stark ausrasiert?" — „Nee, nee, Madame, heutzutage jehören die Stellen, wo man sich noch nackt zeigen kann, ausjenützt!"

Lieber Simplicissimus!

In einem oberbayerischen Dorfe fand eine Prozession statt. Ein Preuße, der zufällig dieser Feierlichkeit beiwohnte und sehr erstaunt darüber war, daß dabei alle Mädchen in weißen Kleidern gingen, richtete an einen der herumstehenden Bauern die Frage, ob das alles Jungfrauen wären. Daraufhin antwortete ihm dieser: „Heint scho."

*

Der vierjährige Bernhard hat ein Brüderchen bekommen. Er ist Zeuge der feierlichen Taufhandlung. Als die Zeremonie beendet ist, stiehlt er sich zum Priester und erklärt dem Staunenden kühn: „Es hat mir gut gefallen. Es war schön; morgen kommen wir wieder." — Daheim wird er von seiner Großmutter gefragt, wie es gewesen sei. „Es war schön", antwortet er, „aber getauft haben sie das Hermännchen nur am Kopf, unten herum haben sie es gelassen wie es ist."

*

Die Japaner gelten als das höflichste Volk der Welt. Ich werde in Berlin zu einem Japaner gerufen, dessen Frau bei ihrem Gatten eine Blinddarmentzündung befürchtet. Ich untersuchte ihn und fragte beim Betasten der für die Diagnose wichtigen Stelle am Leib: „Haben Sie hier Schmerzen?" — „Bedaure, nein", war die Antwort.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

Erfüllungsort München • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Enttäuschung

(Paul Scheurich)



„Nun erhält man doch dieses Proletarierpack durch die Krisensteuer, aber von Dankbarkeit — keine Spur!“

Lieber Simplicissimus!

Schulklasse in der Vorstadt. Die kleine Martha ist acht Tage der Schule ferngeblieben. Martha entschuldigt sich: „Mutta hat wieda mal 'n Jör jekriegt, un Vata hatte mit de vafluchte Polletik ze tun, da mußte ick der Wohlfahrt wat vormimen!“

*

Ein Herr, der bereits zum zweitenmal mit einer sehr schlanken Frau verheiratet ist, fährt mit seiner kleinen Tochter in München in der vollbesetzten Trambahn. Die Bahn steht. Gänzliches Stillschweigen. Auf einmal ertönt die Stimme der Kleinen: „Sag mal, Vater, warum heiratest du eigentlich immer nur so Magere?“

Variation über ein altes Thema

Zweitausend Jahre fast post Christum natum
... und immer, immer noch märst du vom Fatum?

Hältst, was geschah, für zwang- und notgedrungen,
ob's freundlich auslief, ob's vorbeigelungen?

Den „freien“ Willen für indiskutabel?
Den eignen Anteil meistens für blamabel? ...

Das Letztre sei dir gerne zugegeben ...
In Kuckucks Namen: laß dich eben leben.

Was ist das Fatum? Wort, Idol, Abstraktum.
Du kennst es nicht. Drum halte dich ans Faktum.

Dr. Owlglaß

Die Antwort

Herr Lossen, Chef eines großen Unternehmens, erhielt eines Morgens einen Brief, der sein ohnehin leicht erregbares Gemüt in Weißglut versetzte. Wie ein gereizter Tiger rannte er vor seiner zitternden Stenotypistin hin und her. Als er sich etwas beruhigt hatte, öffnete er das Fenster, schnappte nach frischer Luft, und schließlich, nachdem er einen Augenblick sinnend vor sich hin geschaut hatte, diktierte er die Antwort:

„Herr, meine Sekretärin ist eine Dame und kann deshalb nicht schreiben, was ich von Ihnen denke. Ich bin ein Gentleman und kann es gar nicht denken. — Sie jedoch sind keines von beiden und werden mich deshalb ohne Zweifel verstehen.“

Reinhardts Kammerspiele und I. G. Farben

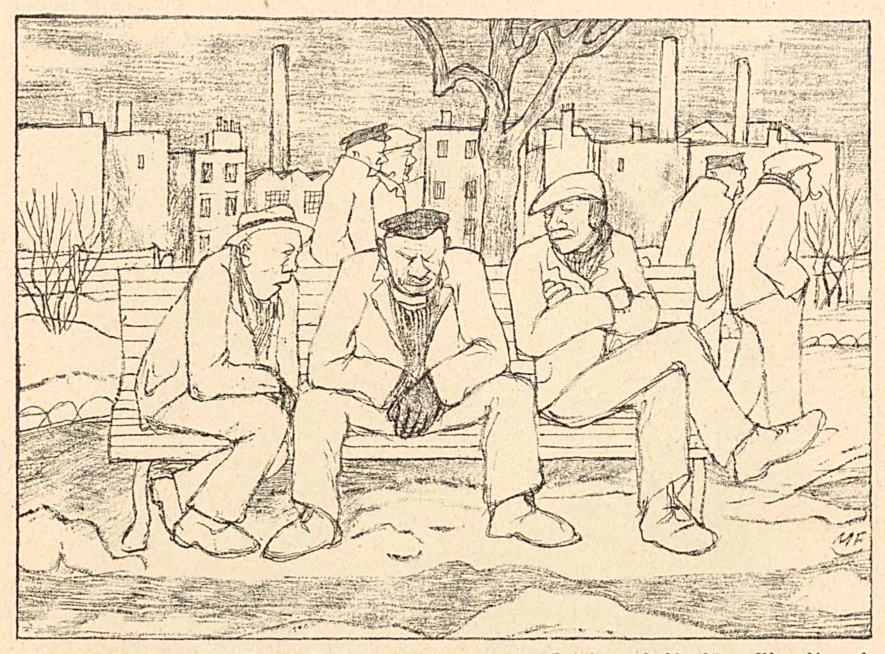
(Olaf Gulbransson)



„Ob dieser neue Anstrich sich nun wohl als wetterfest erweisen wird?"

Unterstützung

(M. Frischmann)



„Wat, ausjerechnet du willst de Rejierung zu 'nem jroßen Erfolg verhelfen?" — „Klar, Mensch, ick häng mir eben uff, damit de Arbeetslosenziffer sinkt!"

Manna

Von Jenö Wallesz

Der Dorfnarr bekam täglich bei einer anderen Familie ein Mittagessen. Neulich war er bei mir zu Mittag. Von Fleisch, Gemüse und von der Mehlspeise nahm er nur wenig, um so mehr dafür vom Brot. Er aß fast ganz allein einen Laib Brot auf, und er erklärte uns auch seine Brotgier: „Alle Menschen sollten dreimal soviel Brot essen als bisher, dann würde der Preis für Weizen sofort steigen; denn wie Sie ja wissen, sind an der ganzen Krise nur die billigen Weizenpreise schuld. Und die Krise wird sich sogar noch verschärfen, da ein Gelehrter herausgefunden hat, daß sich der Samen der Baumwollpflanze zu einem ganz vorzüglichen Mehl vermahlen läßt, das sich hervorragend zum Brotbacken eignen soll. Dieses Brot wird aber nicht einmal die Hälfte soviel kosten, wie das aus Getreidemehl hergestellte Brot. Bitte sich also nur vorzustellen, welch ein Fluch über die Menschheit kommen wird, wenn die Weizenpreise noch weiter sinken und fast alle Menschen billiges Brot essen werden."

Ich warf dem Dorfnarr einen argwöhnischen Blick zu, er aber fuhr unbekümmert in seinen Erklärungen fort: „Jawohl, lieber Herr, die großen Reichtümer gehen nur darum zugrunde, weil der Weizen so niedrig notiert, und der Fluch der Menschheit steigert sich mit der Verbilligung des Brotes . . . Wie Sie mich hier sehen, halte ich das Schicksal der Menschheit in Händen . . . Hier in der Tasche trage ich ein großes Gebet an Gott bei mir herum . . . Ich habe es noch nicht gebetet . . . Sollte sich aber die Menschheit nicht bessern, werde ich zu Gott beten, und dann wird Manna vom Himmel fallen; alle Menschen werden es umsonst bekommen, und damit ist auch schon das Schicksal der Menschheit besiegelt: alles wird zugrunde gehen, da man das Getreide verschenken und niemand mehr hungern wird."

Er lachte laut auf und wischte sich den Mund ab.

(Deutsch von Maurus Mezei)

Preisgekrönter Hofsänger

Von Margarethe Voß

Ehe man ein Preisrichter-Kollegium
arbeitslos werden läßt,
müssen die Arbeitslosen ran;
was da noch dran ist,
was sich da am glücklichsten präsentiert,
das wird prämiiert!

Wer am besten hausieren kann,
wer am besten frieren kann,
wem das getretene Gesicht
am besten steht,
wer mit der Laute
oder nur mit dem Hunger
in die Höfe geht,
wer seine Not bis zum vierten Stock
am gefälligsten präsentiert,
dem wird gratuliert!

Aber der keinen Rekord bringt,
der nicht mehr singt,
der nur noch stöhnen und stammeln
oder fluchen und schreien kann,
was wird aus dir,
nichtpreisgekrönter Mann?!

Das blutende Vaterherz

Mein Onkel Gregor Bykowski war im Petersburg des Vorkriegsjahrzehnts ebenso gesucht als genialer Chirurg wie verschrien wegen seines krankhaften Geizes. Eines Tages erkrankte seine einzige Tochter Nadja an einer fieberhaften Blinddarmentzündung. Was sonst ganz unüblich ist, — für meinen Onkel war es selbstverständlich: er operierte sein eigenes Kind. Die Operation verlief glücklich. Am anderen Tage kamen die guten Bekannten, die Freunde und Verwandten, um sich nach dem Ergehen meiner Kusine zu erkundigen. Jeder zweite begann seinen Speech so: „Nun sagen Sie bloß um alles in der Welt, Gregor Borissowitsch, hat Ihnen nicht das Vaterherz geblutet, als Sie Ihr einziges Kind unter dem Messer liegen hatten?" Jedem zweiten antwortete er brummend: „Dummes Zeug . . . eine Operation wie die andere. Geschnitten . . . herausgenommen . . . vernäht . . . fertig. Schluß!" Den fünfzigsten warf er hinaus. Am Abend kam mein Vater. Auch er begann: „Sage mir nur eins, Gregor Borissowitsch, hat dir nicht das Herz geblutet . . .?" — „Dummes Zeug", unterbrach ihn der Onkel. „Du bist heute der einundfünfzigste mit derselben dämlichen Frage. Von dir hätt' ich's am wenigsten erwartet, wo du mich doch bald vierzig Jahre kennst."

„Aber nein", begütigte mein Vater den Erregten, „werde ich dich denn fragen, was die anderen wissen wollten! Gerade weil ich dich schon an die vierzig Jahre kenne, wollte ich dich nur fragen: hat dir nicht das Herz geblutet, daß du eine Tochter aus so reichem Hause hast umsonst operieren müssen?"

Noemi Erskul

Todesanzeigen / Von Hermann Pirich

Ich saß in einer öffentlichen Lesehalle und krümelte in den Zeitungen herum. Es stank nach Öl; der Raum war überheizt, und die Luft schmeckte trocken und fad. Neben mir hockte ein alter, runzeliger Mann, dessen wohl einst feiste Backen schlaff herabhingen. Die Zeitschrift, auf die er von Zeit zu Zeit mit der Nase aufstupfte, war nur ein Vorwand, denn der Alte schlief. Solche Idyllen sieht man hier während des Winters oft. Die armen Schlucker haben nichts zu tun, so kommen sie her, weil es schön warm ist, und dann schlafen sie. Der Aufsichtsbeamte hat gute Augen — und sieht so was nicht.

Da sah ich nun meinen alten Freund Peter Stramm, der schon sehr lange arbeitslos war, und von dem ich seit vielleicht einem halben Jahr nichts mehr gehört hatte. Er las in einer Zeitung, und sein Gesicht war die Freude selbst. Na, dachte ich, der wird wohl Arbeit gekriegt haben, weil er so vergnügt und zufrieden aussieht.

„He, Peter", sagte ich draußen im Korridor zu ihm, „alter Heiduck. Hab' dich schon lange nicht gesehn. Hast wohl Arbeit jetzt, was?"

„Ich?" sagte Peter. „Nee . . ."

„Na, machst aber einen ganz zufriedenen Eindruck", meinte ich. „Hast ein Mädel, das dich gern mag?"

„Nee", sagte er und meckerte ein wenig. „Auch das nicht. Mir geht's noch genau so miserabel wie früher. Speisehallen, Wärmestuben und so halt."

„So, so", sagte ich und schwieg.

„Na ja", begann ich dann wieder, „weil dich halt so gefreut hast — da drin — beim Lesen."

„Hm", sagte er, „ja, das stimmt schon. — Der Prokurist von Brenner & Co. ist nämlich gestorben. Wo ich früher einmal war."

„So", sagte ich. „Hast ihn wohl nicht mögen, hm?"

„O nein, das gar nicht", sagte er und überlegte. „Er war eigentlich ein ganz anständiger Kerl . . . Warum ich mich da freu'?" fuhr er nach kurzem Schweigen fort. „Weißt, ich denk' mir halt: siehst, ist wieder mehr Platz für dich. Und einmal kommst auch du zum Zug. Müssen halt nur noch ein paar Todesanzeigen mehr in der Zeitung stehen. Dann wirst schon Arbeit kriegen . . .

Weißt", sagte er dann, „drum freu' ich mich. Drum les' ich jetzt am liebsten die Todesanzeigen." Pause. „Was soll man sonst auch machen . . .?"

Auf altem Kurs

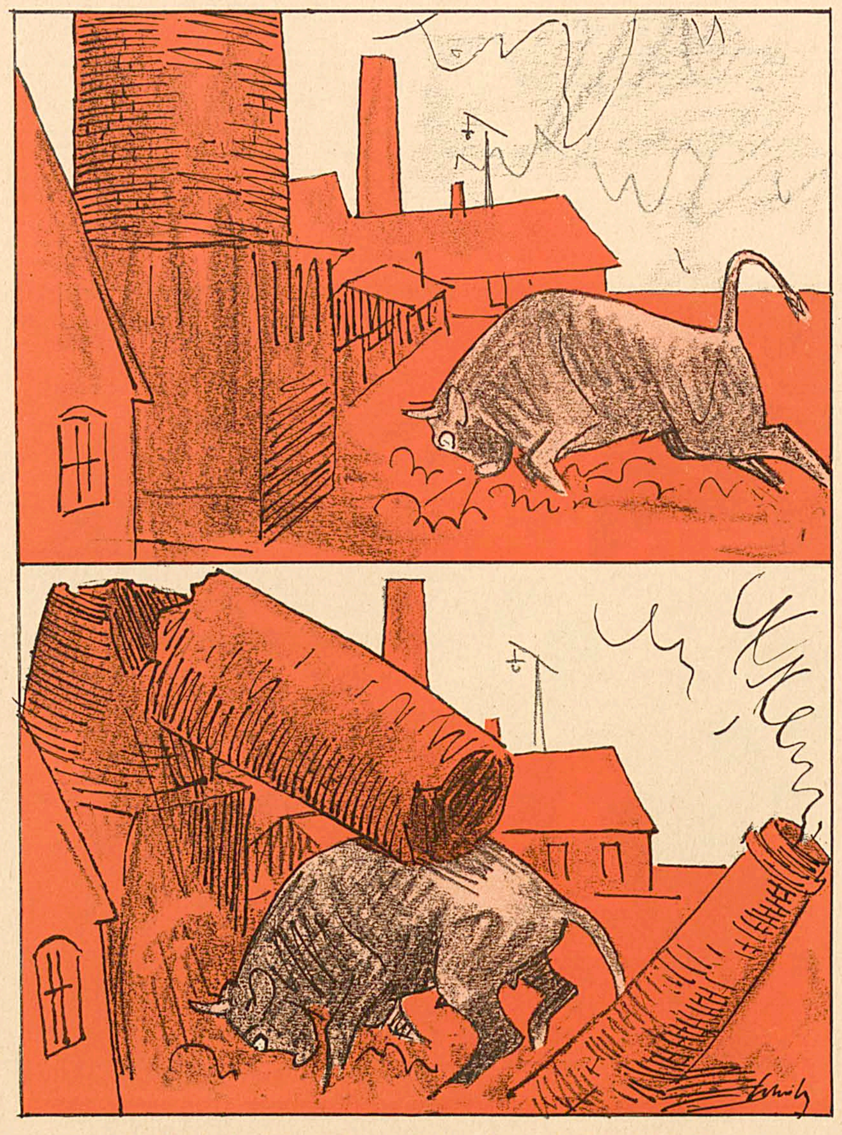
(E. Schilling)



Die Wiederanbahnung unserer friedlichen Beziehungen zur Negerrepublik Liberia hat in der Akkreditierung des Generals Stoiß von Stoißenberg als Militärattaché eine erfreuliche Bestätigung erfahren.

Landbundpolitik

(Wilhelm Schulz)



Die Industrie, das ist der Feind,
So hat der Landbundstier gemeint.

Er stürmt heran — der Schornstein kracht —
Der Stier hat selbst sich umgebracht.

München, 12. Februar 1933 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 46

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Wagner in Walhall

(Th. Th. Heine)



Zur Feier des 50. Todestages hat Wotan seinem lieben Wagner eine Plüschgarnitur geschenkt.

Immer wieder „neue Herrn“ / Von Karl Kinndt

Kanzler kommen, Kanzler gehen,
nur das alte Elend bleibt —
Und die Krise bleibt bestehen,
bis man Anno tobak schreibt!

Jeder hat da sein Rezeptchen,
jeder möchte auch mal ran
und als kundiges Adeptchen
zeigen, daß er zaubern kann!

Hitler schafft uns Paradiese,
Hugenberg macht uns autark,
Papen überspringt die Krise
notverordnungs-glaubensstark!

Hell sieht man die Zukunft strahlen,
hört im Radio man die Herrn —:
nur von Osthilfe-Skandalen
sprechen alle drei nicht gern — — —

In der Scheinwelt jener Bretter,
die die Welt bedeuten, wann
auch die Rotters mal die Retter,
bis sie schließlich abgefahrn — — —

Kanzler kommen, Kanzler gehen,
und die Presse macht Geplärr —
Nur das Elend bleibt bestehen:
Bitte schön, der nächste Herr!

Die Loge im Keller / Von Ernst Kreuder

Leichter Regen fiel in der Dunkelheit. Ich schritt durch spärlich erleuchtete, verlassene Altstadtgassen dem Flusse zu. In der Nähe der Alten Brücke hoffte ich eine Schenke zu finden, in der es leer und still war, in der vielleicht der Wirt hinterm Ofen schlief und nur das Ticken der Wanduhr und das leise Rauschen eines Gaslichtes zu hören war. Dort würde ich in einer dunklen Ecke an einem alten Holztisch sitzen und schweigend mein Bier trinken und langsam in jene Stimmung geraten, in der die Bilder der Vergangenheit wieder Macht über uns gewinnen. Da wurde ich plötzlich aus einem dunklen Torbogen angerufen.

„Gehen Sie nicht vorüber“, sagte jemand mit ruhiger Stimme. Ich blieb stehen. „Ich weiß, was Sie in dieser Nacht suchen“, fuhr die Stimme fort, „wenn Sie keine Angst haben, dann folgen Sie mir.“

„Ich fürchte mich nicht“, sagte ich, „aber ich habe jetzt kein Verlangen, jemand in einen dunklen Hausflur zu folgen. Können Sie mir nicht sagen, um was es sich handelt?“

„Sie sind auf der Suche nach verlorenen Dingen“, sagte die Stimme, „Sie können sie bei uns finden. Wenn Sie nicht wollen, dann gehen Sie weiter.“

„Ich will“, sagte ich jetzt, „können Sie vielleicht etwas Licht machen?“

„Es genügt, wenn Sie mir Ihre Hand geben“, sagte die Gestalt im Dunkeln, „ich werde Sie führen.“

Ich trat in den dunklen Hausgang und streckte meine Hand aus. Sie wurde von der festen, breiten Hand eines Mannes ergriffen und fortgezogen. Ich folgte ihm. Das Torgewölbe schien ungewöhnlich lang zu sein; ich wunderte mich über die tiefe Stille, die hier war. Jetzt schloß der Mann vor mir, der in der Finsternis zu sehen schien, eine schwere Türe auf und hinter uns wieder zu. Nun schritten wir viele Stufen hinunter, ich zählte sie nicht, aber es dauerte lange, bis wir unten waren und einen Gang weitergingen. Mit einem Male blieb ich stehen und sagte: „Halt.“

„Was wollen Sie?“ fragte der Mann.

„Ich will wissen, ob ich meinen Verstand noch besitze“, sagte ich, „ich kann mir nicht denken, daß ich bei klarem Verstand einem fremden Menschen in einen tiefen Keller folge. Wo führen Sie mich denn eigentlich hin?“

„Das hat mit Ihrem Verstand nichts zu tun“, sagte der Mann, „übrigens, mein Name ist Klint.“

„Sehr angenehm“, sagte ich, „dauert es noch lange?“

„Wir sind gleich dort“, sagte Herr Klint. Wir gingen noch einige Zeit weiter, plötzlich zog Herr Klint seine Hand fort und war alsbald verschwunden. „Hallo“, rief ich laut. Es hallte dumpf wider. Dann rauschte die Stille wieder in meinen Ohren. Jetzt vernahm ich ein metallenes Klirren, wie wenn eine Gardine oder ein Vorhang bewegt würde, und vor mir wurde es hell. Ich erblickte eine von gedämpftem rötlichem Licht erleuchtete Loge, in der ein eisgrauer Diener stand. Er verneigte sich schweigend vor mir. Dann lud er mich mit einer Handbewegung ein, in einem tiefen roten Samtsessel Platz zu nehmen. Bevor ich mich hinsetzte, trat ich an die Logenbrüstung und versuchte, in dem dunklen Raum vor mir etwas zu erkennen. Ich konnte nichts sehen, aber als ich nach unten sah, bemerkte ich schwachen rötlichen Lichtschein auf einem Wasserspiegel. Der Diener knipste das Tischlämpchen an und goß mir aus einer Karaffe roten Wein ein. Dann trat er zurück und sagte leise: „Wir geben Ihnen zuerst eine kleine Probe unserer Darbietungen. Später werden wir uns nach Ihren besonderen Wünschen erkundigen.“ Er verneigte sich und zog von draußen den Vorhang zu. Ich lehnte mich in dem Sessel zurück, schlug die Beine übereinander, zündete eine Zigarette an und trank nacheinander zwei Gläser von dem schweren Burgunder. Die Zigarette schmeckte etwas ungewöhnlich, der Diener hatte sie mir in einer Glasdose gereicht. Jetzt ertönte ein Gong. Es wurde dunkel in der Loge. Ich drückte die Zigarette aus. Zuerst begann eine leise, sanft getragene Musik, die näher zu kommen schien und wieder verwehte wie im Wind. Dann klang plötzlich eine Stimme auf, eine süße, junge Frauenstimme, sie sang in der Ferne ein trauriges Lied. Ich lauschte ergriffen, dann fielen mir die Augen zu, und ich verlor das Bewußtsein. Als ich die Augen wieder öffnete, war es heller Tag, ich stand auf einem zugefrorenen Weiher und war ein Knabe von sechs Jahren. Am Ufer unter kahlen, herabhängenden Zweigen stand mein kleines Brüderchen. Jetzt winkte er und rief, er hatte plötzlich Angst um mich bekommen. Ich lief über das Eis dem Ufer zu. Mit einem Male krachte das Eis unter meinen Füßen und brach, ich sank bis an die Arme in das schwarze kalte Wasser. Mein Brüderchen schrie, und ich schrie auch und griff mit den Händen auf das Eis, das immer wieder in Schollen losbrach. Tränen liefen mir über das Gesicht, mein Körper wurde kalt, meine Füße wehten in der Strömung, ich kämpfte verzweifelt, mein Brüderchen schrie nicht mehr, es stand ganz starr da, und plötzlich ging ich unter. Ich kam wieder hoch und konnte die Eisdecke wieder fassen, die von neuem brach, und jetzt griff ich auf etwas Festes, das war ein kleiner Entensteg, und an ihm zog ich mich mühsam ans Ufer. Da stand ich nun triefend im kalten Januarwind, mit blauen Lippen, zitternd und weinend, und dann faßten wir uns an der Hand und liefen die hohe düstere Allee hinunter, um nach Hause zu kommen. Und während ich so dahinlief, schlief ich ein, ein Gongschlag klang an mein Ohr, ich öffnete die Augen und saß in der Loge, das Licht ging an, und der Diener trat herein und sagte nach einigem Räuspern: „Dies war eine kleine Probe. Wenn Sie nun einen besonderen Wunsch haben, dann füllen Sie bitte diesen Bogen aus.“ Er stellte eine Karaffe mit hellem Wein hin und ein frisches Glas und verschwand. „Loge zur Wiederkehr“, las ich auf dem Bogen. Dann füllte ich nach kurzem Nachdenken die vielen Rubriken aus, es war ein Fragebogen für eine bestimmte Erinnerung. Der Diener holte den Bogen und brachte noch ein Glas Likör. Wieder ertönte der Gong, es wurde dunkel, und die seltsame Musik begann. Ich spürte, wie ein betäubender Geruch in die Loge drang, die Augen fielen mir zu, ich hörte noch ein Rauschen, wie wenn der Wind durch Bäume fährt, und plötzlich befand ich mich mitten in einem tiefen Wald. Ich schritt tüchtig aus, denn es dunkelte schon, der Wald schien sich endlos zu dehnen, es war still unter den hohen Buchen, und in einer Lichtung sah ich den Abendstern. Der Weg führte an einen schwarzen stillen Teich, und als ich den Teich umschritten hatte, stand ich vor einem alten, düsteren Hause. Ich wollte weitergehen, da glaubte ich plötzlich leise meinen Namen rufen zu hören; ich blieb stehen, ein Windstoß fuhr durch die Wipfel, der Wald begann zu rauschen; ich trat an das Haus und sah auf die dunklen Fenster. Jetzt hörte ich wieder leise meinen Namen rufen. Mir wurde kalt. Aber nun schritt ich an das Tor, es ging mit einem knarrenden Laut auf. Ich trat in eine hohe dunkle Halle und rief: „Ist jemand hier?“ Ein Windstoß warf die Türe hinter mir zu. Jetzt packte mich die Angst. Ich strich ein Streichholz an, auf einer Truhe stand ein Leuchter mit roten Kerzen. Ich zündete die Kerzen an, nahm den Leuchter und schritt weiter, während draußen ein prasselnder Regen einsetzte. Ich stieg die breite Treppe hinan und kam in eine leere Diele, an der Wand tickte eine hohe alte Wanduhr. Da ging langsam vor mir eine Türe auf, ich trat zögernd ein in das dunkle Zimmer, stellte den Leuchter auf den Tisch, und jetzt erblickte ich am Fenster eine Gestalt. Eine Frau saß dort still und sah mich an. Ich erschrak. Dann erkannte ich sie. Es war Irene.

„Du kommst so spät?“ sagte sie leise. Mich fror. Irene war doch vor einem Jahr im Spital gestorben.

„Du siehst so ängstlich aus?“ sagte sie, „fürchtest du dich vor mir, weil ich gestorben bin?“

„Du bist doch gar nicht gestorben, Irene“, sagte ich, „was tust du denn hier in diesem Hause?“

„Ich habe auf dich gewartet“, sagte sie flüsternd, „jetzt ist es gut, daß du da bist.“

„Ja“, sagte ich, „jetzt ist es gut.“ Ich setzte mich zu ihr und nahm ihre Hand, die kühl und leicht war. Wir blickten still auf den dunklen Teich hinab, der Regen

Berliner Köpfe

(Rudolf Großmann)



Der Verleger Ernst Rowohlt

Nach dem Theaterkrach

(E. Schilling)



Die geschäftlichen Verhältnisse der Berliner Bühnen stinken derart gen Himmel, daß die Besucher mit Gasmasken ausgerüstet werden müssen.

hatte aufgehört, im Wasser schwamm klar und still der Abendstern. „Weißt du noch", sagte Irene, „wie wir einmal im Winter in Berlin waren? Da wohnte ich am Tiergarten, und du wohntest im Norden. Und wenn wir uns abends trennten, dann fuhrst du mit mir in der Stadtbahn bis zu meiner Station, und dann konnten wir uns doch nicht trennen, und ich fuhr wieder mit dir bis zu deiner Station, und dann standen wir lange auf dem leeren Bahnsteig, und dann fuhrst du noch einmal mit mir zurück. Das ist schön gewesen, das habe ich nicht vergessen."

„Ich habe es auch nicht vergessen", sagte ich.

„Ja, und dann mußte ich auf einmal sterben im Krankenhaus, und es war erst nur eine kleine Halsentzündung gewesen. Das war so schwer. Aber jetzt hab' ich dich wiedergesehen. Jetzt gibst du mir auch einen Kuß und sagst Regenpfeifer zu mir, wie du es früher immer gesagt hast."

„Ja, du lieber Regenpfeifer", sagte ich, und dann küßte ich sie. Ihre Lippen waren zart und kühl wie die Blütenblätter einer Seerose.

„Jetzt muß ich bald wieder fort", sagte Irene, „das Haus ist nicht mehr lange hier." Ich schwieg und strich leise über ihre kühle Hand. Die Kerzen waren niedergebrannt und erloschen. Durch die offene Türe hörte ich die Wanduhr auf der Diele ticken. Unermeßliche Zärtlichkeit erfüllte mein Herz. Ich spürte, wie mir die Tränen über die Wangen liefen. Irene hatte ihren Kopf an meine Schulter gelehnt. So saßen wir lange Zeit. Plötzlich hub die Uhr draußen zu schlagen an. Beim ersten Uhrenschlag schlang Irene ihre Arme um meinen Hals und küßte mich. Während die Uhr dumpf weiterschlug, sagte Irene flüsternd an meinem Mund: „Leb wohl, Geliebter, ich danke dir, daß du gekommen bist. Vergiß mich nicht."

„Leb wohl, Irene", sagte ich, „ich vergesse dich nicht." Da war der zwölfte Schlag verklungen, und ich saß allein am Ufer des stillen Weihers, ein Eulenruf weckte mich aus meiner Versunkenheit. Ich sprang auf. Wo war Irene, wo war das alte Haus? Es war kein Haus da, der Wald umschloß dicht den einsamen Weiher, und jetzt klang ein dünner Gongschlag aus dem Walde. Ich schloß die Augen, um mich zu besinnen, und als ich wieder aufsah, saß ich in der erleuchteten Loge, der Diener war eingetreten und erkundigte sich leise nach meinen weiteren Wünschen. Ich dankte und ließ mir die Rechnung bringen. Sie war sehr hoch. Dann brachte mich Herr Klint im Dunkeln hinauf in den Hausflur. Es fiel noch immer ein leiser Regen. Ich war von dem seltsamen Abenteuer so benommen, daß ich vergaß, mir das Haus in der dunklen Gasse zu merken. Ich habe es später nie wieder gefunden, niemand kannte diese seltsame Loge im Keller, diese „Loge zur Wiederkehr".

Deutsche Zauber-Werke AG.

(Karl Arnold)



Kein Grund zum Verzagen, solange noch Kanzler am laufenden Band produziert werden!

Der General / Von Hans Seiffert

Das kurzgeschnittene und in die Höhe gebürstete graue Haar, der energisch gesträubte Schnurrbart, die straffe Haltung in dem Hausrock militärischen Schnittes verrieten auf den ersten Blick den General a. D. Die geschwollenen Füße freilich steckten in höchst unmilitärischen Filzschuhen, und hinter der automatenhaften Strammheit sah ein schärfer blickendes Auge Leere und Müdigkeit des Alters.

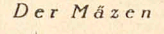
Jetzt saß der alte Herr zigarrerauchend im Lehnstuhl und schaute seinem Enkel zu, der auf der weiten Ebene des Eßtisches Bleisoldatenarmeen heroische Schlachten schlagen ließ. Hin und wieder gab er strategisch wohldurchdachte Ratschläge, die von Kriegserfahrung zeugten, und blies im übrigen als oberster Schlachtengott dicke Wolken Zigarrenrauch auf die Walstatt. Weißlich geballt manchmal, und manchmal in dünnen blauen Fäden zog der Qualm einer Felix Brasil über den kampfumtosten Eßtisch, und wenn er hinauf an den Himmel der Zimmerdecke gestiegen war, rief der Enkel mahnend: „Großvater, schnell! Mach Pulverdampf!" Und der alte General vernebelte aufs neue das Schlachtfeld.

Für ihn war es kein Spiel, was er hier trieb. Mehr noch und stärker als der Knabe erlebte er, was hier geschah; die gespielte Gegenwart floß mit Rauch und Nebel der Erinnerung zu erregender Wirklichkeit zusammen. Er sah nicht bleigegossene und bemalte Figuren, die unbewegt marschierten, stürmten, liegend, knieend und stehend schossen, roten Feuerstrahl und schwarzgraue Pulverdampfwolken immerfort vor der Gewehrmündung —; für ihn waren das wirklich die Regimenter von Fleisch und Blut, die er damals in den Tod geführt hatte. Näher und intensiver als vor nun bald zwanzig Jahren berührte ihn der Krieg mit seinem Grauen; er fühlte im Herzen wilden Schmerz, wenn die gegnerischen Granaten, die der Enkel aus einer Federzugkanone unbarmherzig verschoß, Lücken in seine Reihen rissen und die Bleisoldaten mit leise klirrendem Wehlaut zu Boden sanken. Ein beinahe unerträglicher Schmerz war es, wie er ihn noch nie empfunden hatte . . . Als der Enkel ungeduldig wieder einmal aufforderte: „Schnell, mach Pulverdampf!" gab der alte General keine Antwort. Zusammengesunken und mit erloschener Zigarre saß er im Lehnstuhl und war tot.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Drei Tage später erfolgte mit militärischem Gepränge die feierliche Beisetzung. In seiner Grabrede erzählte der amtierende Divisionspfarrer mit Rührung von dem schönen Soldatentode des Verewigten — die Hinterbliebenen hatten ihm davon berichtet —, der in den Sielen gestorben und als echter Soldat im Anschauen kriegerischen Heldentums zur großen Armee abberufen worden sei, deutsch und von wehrhaftem Geiste erfüllt auch noch in der Todesstunde.

Dann senkten sich die Fahnen, drei Salven rollten über das Grab, und unter den Klängen des Liedes vom guten Kameraden sank der Sarg langsam in die Tiefe.



(Rudolf Kriesch)



„Küßts euch nur, Kinderln, mehra könnts euch finanziell ja doo net leisten!"



Albert Cohen: „Solal“. (Drei-Masken-Verlag.)

Ein abenteuerlich geschriebenes Buch, das von einem Abenteurer handelt. Seltsam unbekümmert, aber mit Glück mischt der Autor Wirkliches und Märchenhaftes durcheinander. Eine hervorragende, strenge Beobachtungsgabe im Realen kontrastiert reizvoll zu einer romantischen Ungebundenheit, die eines tiefen und starken Sinnes nie ermangelt. Zusammengehalten wird alles durch das Heftige, Farbige, Sprunghafte einer üppigen Diktion. Die Unwahrscheinlichkeiten der Vorgänge bleiben immer verlockend, weil wir diese Welt der französischen Juden auf der griechischen Insel Kephalonia nicht kennen und der Darstellung zu vertrauen durch die dichterische Leistung doch gezwungen werden, und weil, was weiter unwahrscheinlich anmutet, es nicht ist, da es einer höheren Wahrheit dient. — Der Roman erzählt und phantasiert von dem Leben, den Kämpfen, dem Glück und Elend, dem Wechsel des Innen und Außen, dem Ende eines Mannes, der Solal heißt, aus dem verbreiteten alten Geschlechte der Solal, die teils aus Spanien, teils aus Frankreich nach Jahrhunderten des Umherschweifens auf Kephalonia gelandet sind, reich gewesen, nun im ganzen verarmt, altes Blut, das merkwürdiges Gezweig und eine letzte Blüte treibt. Diese letzte wächst hinein in unsere Zeit, wird hinweggeweht vom altjüdischen Stamm, fliegt hin über Länder, fällt in Leiden und Wonnen, wird groß und abtrünnig, und geht bekehrt und selig unter. — Albert Cohen hat einen sehr besonderen Ton, viel steht zwischen den Zeilen, dort schwebt es, und dies Schwebende, das den ganzen Roman trägt, das ihn weit und frei macht, ist des Buches wertvollste Eigenart.

A. M. Frey

Siegfried von Vegesack: „Das fressende Haus“. (Universitas Deutsche Verlags AG., Berlin.)

Dieser Roman enthält, reichlich autobiographisch durchfärbt, das Schicksal eines durch kriegerische Zeitläufte Heimatlosen, der rein zufällig ein zerfallendes burgartiges Haus mitten im entlegensten Bayerischen Wald erwirbt, — sich allmählich jedoch immer mehr in den Besitz und die bäuerliche Daseinsform, die er bedingt, verbeißt; so daß, was zunächst nur Laune und Zufall war, ihm unerbittliche Mission wird; ihr opfert er, was er hat: Geld, Gut, Weib, Kind und kostbare Lebensjahre. Aber es ist, als rächte sich das alte Haus für die fast spielerische Form, in der er es erwarb: es verschlingt ungerührt und unersättlich alle Opfer bis zum letzten, bis sein Besitzer, völlig leer geplündert, zum zweiten Male heimatlos ins Ungewisse wandert. Diese bayerisch-böhmische Waldlandschaft im Wechsel der Jahreszeiten und in ihrer immer gleichen gefährlichen Größe, die bäuerlichen und kleinstädtischen Typen hier in ihrer Dumpfheit und sogenannten „Komik“, die im Grunde doch nur Verhüllung ihrer Lebens- und Todesangst ist, ja, auch die Porträts der Haustiere — das alles ist mit unerhörter, unvergeßbarer Treffsicherheit gegeben. Problematischer bleibt die Fabel, das eigentlich Romanhafte des Romans und darum auch die Mittelpunktsfigur des Heimatlosen, um die sich zwar alles Geschehen gruppiert, die aber trotzdem (oder gerade deshalb?) die unschärfste und blasseste des ganzen sonst so lebensvollen Buches ist.

Werner Richter

Bronislaw Huberman: „Vaterland Europa“. (Verlag für Kulturpolitik, Berlin.)

Der berühmte Geiger möchte mit dieser Broschüre jener Idee dienen, die er seit Jahren mit wachsender Energie vertritt: dem Zusammenschluß der europäischen Staaten zu einem einheitlichen Wirtschaftsverband. Den Geist des Büchleins bespricht man in wenigen Zeilen am besten, indem man ihn zitiert. „Am Bankrott Europas ist nicht das Prinzip der Rationalisierung schuld, sondern nur die enge europäische Mentalität, der politische Hader und Neid, der Mißbrauch des Begriffes ‚Patriotismus‘, der das ganze wirtschaftliche und politische Chaos verursacht.“ — „Religion und Patriotismus gehören zu den heiligsten Gefühlskategorien, und es ist ebenso widerlich wie unsinnig, wenn man sieht, wie der Im- oder Export von Schweinespeck oder Mülleimern mit dem Begriff der Vaterlandsliebe durcheinandergebracht wird.“ — Hubermans Gegensatz zu Coudenhove-Kalergi, bei aller übrigen Freundschaft, ist in dem Satz angedeutet, der die regierenden Staatsmänner aufs Korn nimmt: „Mit diesen, am heutigen Zustand klebenden Faktoren den Zusammenschluß Europas durchführen zu wollen, das ist so, als wenn man den Ersatz der Postkutsche durch die Eisenbahn von der Erlaubnis der Postillone abhängig gemacht hätte.“ Die Völker sollen nach Hubermans Meinung ihre Sache selber in die Hand nehmen. Man möchte der Broschüre Hubermans ein ebenso zahlreiches und hingerissenes Publikum wünschen wie seiner Geige.

Dr. H. A. Thies

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Hans Albert: „Murks“ (Das Ende eines Junggesellen). Illustriert von Hans Müksch. Heris-Verlag, Reichenberg.

Das Licht leuchtet in der Finsternis / Von Hermann Kesten

Deutschland, das große Kind, zugleich
Idee und Sphinx und drittes Reich,
Hat der Vernunft den Krieg erklärt.
Geist gilt für Gift, das langsam schwärt.
Hat man Vernunft erst abgeschafft,
Tritt etwas anderes in Kraft.
Was dieses ist, das weiß man nicht,
Obwohl es nicht daran gebricht.
Nur wenige sagen, angesichts
Des dunkeln Etwas, es sei Nichts,
Das Nichts, das an die Stelle tritt,
Wo die Vernunft ins Nichts entglitt.

Deutschland, das Land der Dichter und
Nicht-Denker kommt so auf den Hund,
Der, weil er räudig ist, sich kratzt,
Bis ihm die alte Haut zerplatzt,
Bis er, der hündisch treu gebellt,
Die alten Herren fletschend stellt
Und ihnen dreist den Hals zerbeißt.
Denn aus Blut kommt Blut, und nur Geist schafft Geist.
Wenn Dummheit herrscht, wird Dummheit Schuld.
Glaubt Ihr, ein Volk hat ewige Geduld?
Gebt acht! Die Nacht, die Ihr ins Land gebracht,
Macht Eure Macht zu unserer Übermacht!

Zur freundlichsten Erinnerung / Von Hermann Stahl

Vor zweieinhalb Monaten hat Franz seinen Posten verloren bei Rücker u. Co., Inneneinrichtungen und Musikapparate. Seit der Zeit bekommt man ihn kaum noch zu sehn. Zum Kegeln kommt er auch nicht mehr, — Franz geht stempeln, wir müssen ihn da wohl ein wenig in Ruhe lassen vorläufig, warten, er wird schon wieder von sich hören lassen. Aber gestern begegne ich ihm auf der Straße, auf der anderen Seite seh ich ihn gehn, ich winke, denke, er hat mich erkannt, aber er geht weiter und zieht den Kopf ein. Ich will über die Straße und ihm nach, da gibt der Schupo Zeichen; Autos, Trambahnen und Fahrräder versperren mir den Weg; da die Straße wieder frei wird, ist Franz verschwunden. Ich hätte ihn doch längst aufsuchen müssen! Nun werd' ich heute hingehn. Und wenn er grantig ist und Fisimatenten macht, werd' ich ihm den Kopf waschen, das wäre ja gelächelt.

So gelächelt war das gar nicht. Als ich hinkam, war schon fast Nacht. Franz sitzt in seiner Stube und kratzt am Fenster das Eis weg. Er ist verlegen, er hat keinen Besuch erwartet. „Ja also“, sag' ich, „was ist eigentlich mit dir los, warum kommst du denn gar nicht mehr?“ — „Hm, du hast gut reden“, meint er. „Na ja, Franz“, sag' ich, „hättest doch wenigstens mal vorbeikommen können!“ Franz sitzt am Tisch, hat die Ellbogen aufgestützt und antwortet nicht. Langsam saugt die Dunkelheit Wände und Möbel. Gebimmel der Straßenbahnen und Autohupen ist hörbar. „Franz, seit wann bist du eigentlich so gesprächig?“ witzele ich und bin dieser Situation nicht ganz gewachsen. „Tja, Mensch“, sagt er, „so ist das nun mal . . .“ — Im Haus rauscht irgendwo eine Wasserleitung. Über uns spielt ein Grammophon. „Franz, erzähl mir doch, was du gemacht hast in der letzten Zeit, bist du — bist du Weihnachten daheim gewesen?“ Er lacht trocken auf. Dann spricht er, stockend: „Weißt du, ich wär' ganz gern heimgefahren . . . Kindisch, nicht, wo ich schon fünfundzwanzig bin. Aber da hab' ich immer um diese Zeit herum so eine komische Stimmung . . . die hab' ich schon, seit ich sieben Jahr alt war . . . erzählen soll ich dir das? Siehst du, da ging ich das erste Jahr zur Schule. Und es war das erste Jahr Krieg . . . Und dann, so um die Zeit vor Weihnachten herum — du wurde bei uns zu Hause eine Kiste gepackt, die war für meinen Vater . . . Du, ich weiß das noch so gut, ich stand dabei, wie sie gepackt wurde, und meine Schwester Lisl, sie war vier Jahr alt. Und dann kam der Malermeister Bruck und nähte die Kiste in graue Sackleinwand und schrieb mit schwarzer Farbe den Namen und die Adresse, oben und an den Seiten . . . da waren auch Zahlen dabei, und das kürzeste Wort konnt' ich selbst schon lesen, Lodz, weißt du . . . L-O-D-Z . . . Und die Leinwand wurde zugenäht, und wir standen dabei. Wir beobachteten genau, wie der alte Mann die Kiste vernähte und die schwarzen Buchstaben malte . . . Ja — das war so vor Weihnachten . . . Und dann wurde die Kiste fortgetragen, danach war es recht still bei uns. Meine Mutter wartete auf Post . . . da saßen wir zusammen, und es war so trist, weißt du . . . ich sagte, der Vater wird schon schreiben. Jedesmal, wenn geklingelt wurde an der Wohnungstür, schrak die Mutter auf. Und ich rannte an die Tür. Berta, das war das Mädchen, sagte dann wohl: jetzt kommt ja gar keine Post . . . Ja, und dann waren wohl die Ferien vorüber, und ich ging mit dem gewichtigen Ranzen auf dem Rücken wieder in die Schule. Post war noch nicht gekommen. Ich weiß nicht mehr, wie lange das so dauerte . . . Zu Hause wurde nur noch geflüstert . . . ich glaub', das dauerte über eine Woche. Ich fragte schon nicht mehr die Mutter nach Post vom Vater, wenn ich heimkam, sondern Berta. — Einmal stand ich in der Pause im Schulhof. Schnee lag. Die andern Kinder spielten Schwarzer Mann. Ich stand am Zaun, bekümmert. Da kommt der Lehrer zu mir, der Deutschlehrer — Mensch, ich weiß es, als wäre es gestern gewesen — und sagt: ‚Na, Franz, willst du denn nicht mitspielen, hm?‘ — ‚Doch‘, sagte ich, ‚gleich.‘ Er klopfte mir auf die Schulter, fragte: ‚Na, Franz, weiß — wißt ihr zu Hause nun schon, daß dein Vater gefallen ist? . . .‘ Ich stand da und hatte mein Brot in der Hand und sagte: ‚Ja, jajaja — da — das wissen wir schon, Herr Lehrer . . .‘ Er klopfte mir noch einmal auf die Schulter und ging wieder . . . Ich konnte mittags nicht essen, es gab Krach mit Berta. Doch ich sagte nichts, verriet nichts. Ich heulte ein wenig in die Suppe. Anderntags kam eine Tante zu Besuch, plötzlich, von weither. Und dann sahen wir unsere Mutter ein paar Wochen nicht, meine Schwester Lisl und ich. — Tja, siehst du . . . Und so ist das mal . . . immer um diese Zeit fällt mir das ein. Aber heimfahrn konnt' ich ja diesmal nicht. Naja, und was denn schon, ist ja albern, nicht? Das ist doch nichts Besonderes — das bin ich doch nicht allein!“ — Franz lachte leise: „Ja, und seit der Zeit ungefähr haben wir zu Hause ein eingerahmtes Bild mit einem Spruch drunter: Des Vaterlandes Dank ist euch gewiß!“ — Franz ist aufgestanden, knipst das Licht an, reibt seine kalten Hände. „Noja“, sagt er, „noja, — ist doch alles in Ordnung! Ist doch alles in Ordnung — nich — — —“

„Jetzt gehn wir mal weg, Franz“, sag ich. Wir frieren beide erbärmlich. „Jetzt gehn wir aus, Franz“, red' ich ihm zu. —

In der spanischen Weinstube war Franz schon bald ganz fröhlich. Das ist ja leicht zu verstehn, da braucht man nicht viel . . . „Du“, sagt er, „du — das mußt du — schon entschuldigen — den Sermon — nich — das nimmst du mir nich übel? Du — das darfst du — mir nich übelnehmen, was?“ — „I wo“, antworte ich, „das wäre ja gelächelt!“ — „Ja, ja — das wäre ja ge—lächelt . . .“, echot Franz. — Ich sagte schon: so gelächelt war es mir gar nicht. —

Wahre Geschichten

Wir müssen unser Mädchen entlassen. Es war immer tüchtig, und wir tun unser Teil, es gut unterzubringen. Ein Inserat hat Erfolg. Unter mehreren Anfragen befindet sich eine sehr verlockende aus Oberammergau — dort braucht man im Sommer anscheinend zahlreiche Hilfskräfte für die diesjährigen „Vor-Spiele".
Die treue Seele liest ein paarmal den Brief, denkt schwer nach und — (es ist erstaunlich, was das Volk für ein Gedächtnis hat; wer erinnert sich heute noch an die Gerichtsaffären, die der „Christus" von Oberammergau wegen einbehaltener Trinkgelder und sonstiger Benachteiligung einer Angestellten hatte?) und sagt: „I gengata scho recht gern. Aba es werd doch um Himmels willen net grad der Christus selber san?"

*

In Bayern wenigstens scheint die Politisierung der Jugend noch keine akute Gefahr darzustellen. Beim Lateinunterricht am Gymnasium in Pasing kam ein Oberstudienrat kürzlich von den „fasces" auf den Faschismus zu sprechen und fragte die Klasse: „Weiß einer, was Faschisten sind?"
Ein Schüler meldete sich: „Das san die Leit', die wo den Fasching machen."

Just

Deutsche Christen

Die grimmen Nationalsozialisten
woll'n sich jetzt auch in der Kirche einnisten.
Sie nennen und schreiben sich „Deutsche Christen".

Weiß Gott, das sind schon andre Pastöre
als Friedrich Naumann oder Paul Göhre
und führen für den Kanzelbedarf
ein Mundwerk wie ein Schermesser scharf.
Der weichliche Christus der Bergpredigt
ist für diese Mannen Tabu und erledigt.
Sie sind für Blut und Rasse und Kampf
und ohne moralischen Wadenkrampf.

Zwar tragen sie immer noch schwarze Talare
und keine braunen und schätzen das Bare,
als welches ihnen in Form von Gehalt
gutherzig Väterchen Staat bezahlt.
Aber das wird sich demnächst ändern
in den verschiedenen Kirchen und Ländern,
— nicht das Gehalt . . . bewahre, nein! . . .
die Uniform mein' ich, den äußeren Schein!

Zunächst — da hilft kein Augenverdrehen —
sind Bäffchen aus Eisenblech vorgesehen,
die kriegerisch scheppern im Redewind
und zudem nicht wäschebedürftig sind.

Ratatöskr

Mißverständnis

(Jeanne Mammen)



„Und zu welcher Zeit hat sich der Fall Ihrer ehelichen Verfehlung ereignet?" — „Jewöhnlich werktags von fünf bis sechs Uhr."

Letzte Freude / Von Simba

Als ich keinen anderen Ausweg mehr sah, wurde ich Verkäufer in einem Lampengeschäft. Das waren Zeiten! Zu tun hatten wir so gut wie nichts. Allen Bewohnern der Stadt schien bereits ein Licht zu leuchten. Wenn wir jeden Tag eine Sicherung verkauften, waren wir zufrieden. Tage, an denen gar kein Kunde kam, waren zu langweilig.
Etwas Abwechslung kam in die Sache dadurch, daß alle fünf Minuten der Chef hereinstürzte und schrie: „Simba, wissen Sie vielleicht ein Gewässer mit fünf Buchstaben, vorne te- und hinten -ch?" Oder: „Wie heißt das Kopftuch des abessinischen Kronprinzen, neunzehn Buchstaben?" Der Arme — ihm war der ruhige Betrieb seines Geschäfts gar nicht gut bekommen!
Eines Tages aber ereignete es sich, daß ein Mann hereinstürmte, aufgeregt und sichtlich in Eile. Er wollte zwei Nachttischlampen haben und sie bar bezahlen! Nur Umtauschrecht behielt er sich vor. Und dann mußten sie gleich geliefert werden. Ein Kunde, der bar zahlte — uns rannen die heißen Tränen in den Bart.
Die Lampen wurden geliefert. Nach drei Tagen erschien der Mann wieder bei uns, unter dem Arm hielt er die beiden Lampen und wollte sie umtauschen. Wir redeten ihm gut zu. Ob die Lampen denn nicht gut seien? Was ihm denn mißfiele? Er sagte: „Ja, sehen Sie, meine Herren, sie ist nun doch gestorben." Vorsichtig gingen wir einen Schritt zurück; man konnte nicht wissen . . .
Der Mann sagte: „Sie tun mir unrecht. Ich bin ganz bei Verstand. Ich will Ihnen die Sache erzählen. Sehen Sie, meine Frau war schwer krank. Seit Jahren wünschte sie sich Nachttischlampen. Ich hasse diese Dinger. Aber da es nun ihr Wunsch war, kaufte ich diese hier. Sie ist wunschlos gestorben. Sehen Sie, deshalb wollte ich die Lampen wieder umtauschen dürfen."

*

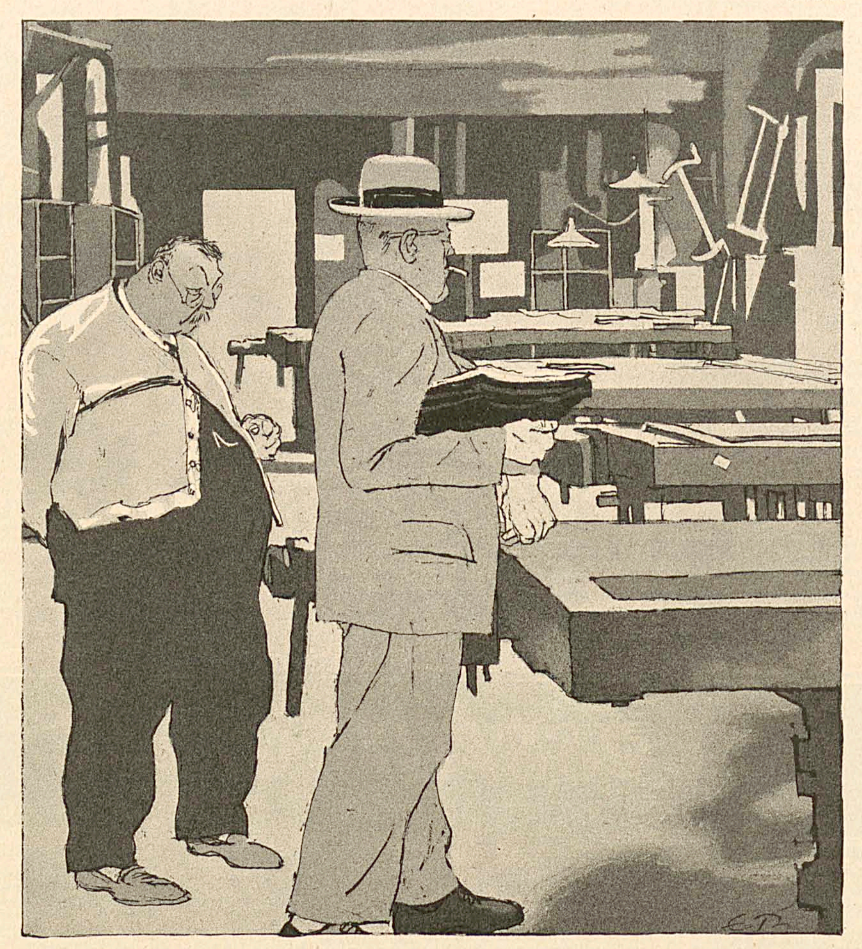
Ich wollte wahrhaftig, ich hätte Phantasie genug, so was zu erfinden. Aber die Geschichte ist wirklich passiert. Unser Laden existiert nicht mehr, aber ich gebe Ihnen gern die Adresse meines damaligen Chefs. Der wird es Ihnen bestätigen.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Vollstreckungsschutz

(E. Thöny)



„Nee, bei mir könnense nich pfänden, Herr Jerichtsvollzieher, ick bin sozusagen 'n landwirtschaftlicher Betrieb — ick habe hier die letzten Jahre 'n Haufen Jeld verbuttert."

Der große Berichterstatter / Von Walther Rode

Ich schmiß ihn schließlich hinaus. Der Kerl war zu dumm. Er roch auch übel. Sein Schielen war mir zuwider, sein ewig erstauntes Gesicht, das Gewurks und Geblöcke, wenn er etwas sagen wollte. Ich habe ihn aufgenommen, weil er mein Schulkollege war, aber ich konnte mit diesem Lehmpatzen, mit dieser steifen Puppe nichts anfangen. Er war selbst zum Aufräumen zu blöd, und: er stand im Weg. Wo man ihn nicht brauchte, stand er da. Ein Zwetschgenkrampus, an den man anrennen mußte. Er hieß Schwoff. Wie hätte er anders heißen sollen? Schwoff wanderte aus. Fünfzehn Jahre hörte man nichts von ihm. Unlängst kommt Peter, ein anderer Schulkollege, jetzt Bankdirektor, aus Paris zurück, und erzählt:

„Wißt ihr, wen ich gesehen habe, als ich im Théâtre français war, elegant, im Smoking, mit einer Pariserin? Schwoff! Schwoff hat Karriere gemacht. Schwoff ist in Paris ein großer Mann.

Also ich treff ihn auf der Grand Escalier des Theaters. Er schielt mich an, dreht seinen breiten Holzkopf mir zu, in seinen noch seit damals aufgerissenen Augen ist ein menschlicher Schimmer. Fettglanz kommt über ihn, und er sagt mir: ‚Sehr erfreut. Bitte besuch' mich morgen vormittag in der Deputiertenkammer. Quai D'Orsay. Journalistentribüne. Sag dem Diener nur: Monsieur Schwoff. Er wird dich schon führen.'

Ich ging auf den Quai D'Orsay. Ich sage einem Diener: ‚Monsieur Schwoff.' Der Diener erwidert: ‚Oh, Monsieur Schwoff', und führt mich in einen Salon an eine

Osthilfe

(Paul Scheurich)

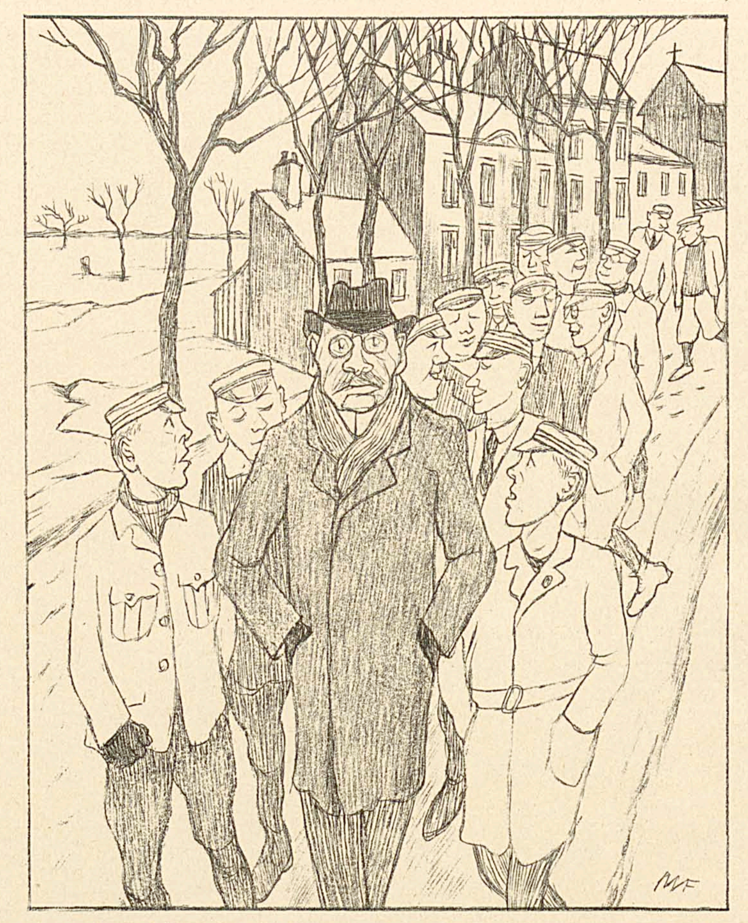


„Schau mal, ist das nicht Graf Trott-Trottenstein? Ich denke, der ist in Monte?“ — „Das schon, er hat bloß 'ne Spritztour nach Deutschland gemacht, um seine Klitsche mal wieder umschulden zu lassen.“

Gruppe von Abgeordneten heran. Diese stehn um einen Herrn herum — um Schwoff. Um Schwoff, der, die Hände in den Hosentaschen, umdrängt wird. Jeder vertraut ihm etwas an. Der eine schreit ihm ins Gesicht, der zweite in das eine Ohr, der dritte in das zweite Ohr. Monsieur Schwoff hin, Monsieur Schwoff her. Zerrissen haben sie den Schwoff. Schwoff aber hat nicht muh gesagt. Wie ein Turm ist er gestanden. Plötzlich erscheint Herriot. Winkt Schwoff erst; packt ihn dann unter dem Arm. Führt ihn dann weg. Macht ihm ganz vertrauliche Mitteilungen.
Ich höre, wie ein Abgeordneter zu einem zweiten sagt: ‚Dieser Schwoff! Der interessanteste Journalist! Wie er nur steht! Wie er nur blickt! Wie er nur ausschaut! Alle Nachrichten fliegen ihm zu. Alles will sich ihm mitteilen. Er fragt nie ein Wort. Er sagt nie ein Wort. Aber jeder weiß, er ist der gescheiteste Kopf am Quai D'Orsay.‘
Der Zweite meinte: ‚Er spielt den Dummen. Mit seinen immer hochgezogenen Brauen gibt er sich das Ansehn eines Dorftrottels. Er ist weitaus der hervorragendste Berichterstatter des Hauses. Ist der Mann von Herriot. Verdient Unsummen.‘
Endlich kommt Schwoff zu mir. Ich sage: ‚Großartig, Schwoff. Was mir aber am meisten imponiert, ist, daß du so ein ganzer Franzose geworden bist.‘
‚Ganzer Franzose‘, stotterte er. ‚Ich gebe dir mein Ehrenwort: ich habe noch nie ein Wort hier geredet, und ich verstehe keine Silbe von dem, was die Leute mir sagen.‘“

Pensum

(M. Frischmann)



„Sagen Sie doch bitte, Herr Professor, was meinen Sie eigentlich zur augenblicklichen politischen Lage?" – „Diese Frage ist im Rahmen des Lehrplans frühestens in dreißig Jahren zu beantworten. Heute handelt es sich noch um Karl den Großen!"

Lieber Simplicissimus!

Die Eltern des dreizehnjährigen Willi stecken beim Krämer tief in der Kreide. Willi soll zwei Pfund Mehl holen, wie immer, auf Pump. Aber Willi wehrt sich. „Nee, ich geh nich", sagt er, „neulich hat der Mann schon meine Mütze behalten, und wenn ich heut wieder komme, behält er mir vielleicht die Stiebeln als Pfand!"

Beye

*

Wieder einmal habe ich neulich mit meinem Freund gewettet, daß ich unsere Zugeherin, einen lebenden Lehrstuhl für Exegese von Fremdworten, zu Fall bringe. Die Unglückliche hat vor ein paar Tagen einen Platz bei der Gattin eines Komponisten angenommen. Vorsichtig lege ich die Schlinge: „Also, Frau Schallmaier, was is denn nacha der Mann von der Frau Professor?" — „Ja, wissens", antwortet sie ahnungslos, „dös is der, der wo die schwarzn Tipferln macht, wo ma zum Klafierspuiln braucht."

A. v. B.

Randbemerkung

In der Kirche La Madeleine zu Paris wurde in Anwesenheit des Kardinal-Erzbischofs Verdier eine besondere Messe für das Kino und den Rundfunk gelesen.
— Die Kirche beweist wieder ihren erstaunlichen Sinn, diejenigen herauszufinden, die geistig-seelischer Hilfe am bedürftigsten sind.

Just

Kuriosa

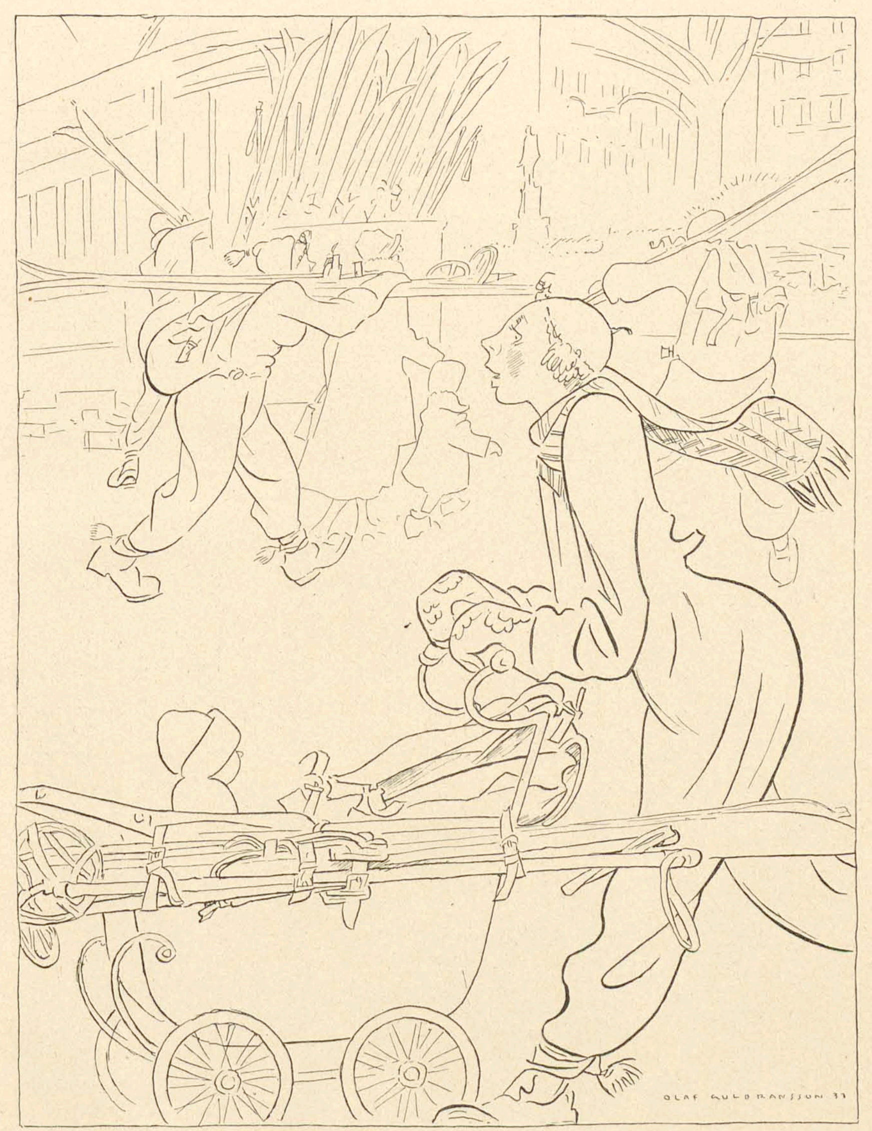
„Wormser Zeitung" vom 4. Januar 1933: Der Polizeibericht meldet: In einem Ermittlungsverfahren wurden zwei Trauringe sichergestellt, die vermutlich aus einer strafbaren Handlung herrühren. Die Trauringe sind gezeichnet: „K. L. 24. 12. 32" und „A. N. 24. 12. 32."

*

Anzeige in der Zeitschrift „Kyffhäuser": „Zum Volkstrauertag, 12. März 1933, ‚Manneswort am Heldenort', in Ansprache und Prolog. Zur Fahnenweihe und Denkmalsweihe etc. Kurz, begeisternd, volkstümlich, seit 27 Jahren bewährt! P. Schönfeld, Bln.-Spandau."

Ski-Familienidyll

(Olaf Gulbransson)



„Ein Glück, daß die Großmutter noch nicht mit Skifahren angefangen hat — ich wüßte sonst nicht, wohin mit dem Gör!"

Der neue Paß-Ukas in Rußland

(Wilhelm Schulz)



„Väterchen Stalin hat verordnet, daß jeder von euch einen Paß bekommt, damit ihr doch merkt, daß ihr noch Individuen seid!"

München, 19. Februar 1933 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 47

SIMPLICISSIMUS

FASCHING

Sabotage

(Paul Scheurich)



„Weeßte wat, Kindchen: Nu halten wa uns jar nich an den Vierjahresplan – jetzt sind wa einfach heut schon restlos jlücklich!"

Zwischen Regierung und Aschermittwoch / Von Peter Scher

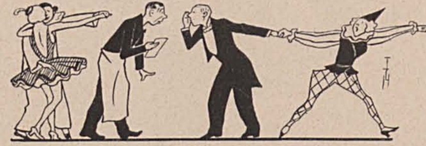
Es wäre wirklich schade,
wenn jetzt nicht Fasching wär';
wir liebten die Maskerade
in Deutschland nie so sehr.
Wir waren in Wilhelms Tagen
ja auch schon hübsch maskiert,
doch sowas wie heut zu tragen —
das hätte doch keiner riskiert.

Ich will nichts weiter sagen,
und Namen nenne ich nicht;
man muß sich freundlich betragen
in einem Faschingsgedicht . . .
auch sind es liebe Geschöpfchen —
doch sei eine Frage verziehn:
Wo haben die bloß die Köpfchen —
wo bloß die Köpfchen entliehn?

Die Maskenfreiheit lebe,
sie hat einen raschen Verlauf;
die Bilder dagegen, die hebe
man sich gewissenhaft auf.
Wenn man's nicht tut, dann flucht man
nach Aschermittwoch sehr,
denn solche Masken, die sucht man
und findet sie niemals mehr.

Waldemar bleibt Waldemar / Von Leni Rhan-Oswald

Waldemar findet, daß gar keine Stimmung auf dem Fest ist. „Die Jugend von heute kann eben nur lustig sein, wenn sie trinkt!" Waldemar kitzelt mit dem Zahnstocher einen Rest widerspenstigen Kapauns aus dem Zahn. „Die Mädchen kokettieren nicht mit den Männern, sondern mit den belegten Brötchen, die die Männer bezahlen könnten. Wenn zwei in einer Ecke flüstern, und



„Kann ich eine Flasche Sekt auf Monatsraten bekommen?"

man denkt, sie werden zärtlich, so sprechen sie von den nächsten Wahlen. Und wenn man ein Mädchen zehn Minuten kennt, fragt sie einen, ob man ihr einen Posten beschaffen könnte. Hier wie überall sieht man den verhängnisvollen Einfluß der Materialisten, die bald letzte Romantik und Ideale der deutschen Volksseele zerstört haben werden." — Solches und ähnliches denkt Waldemar und trinkt Pommery dazu. Der Neid der besitzlosen Klasse übrigens geht sogar hier auf diesem Maskenfest so weit, daß einige junge Burschen im Vorübergehen, während ihre Mädchen Waldemar tief in die Augen, noch tiefer in sein Glas blicken. Er bestellt eine neue Flasche und ein neues Glas, denn man kann nie wissen, was für Krankheiten diese Leute haben.
Nach der zweiten Flasche endlich besitzt Waldemar die nötige Leichtigkeit, um eine schöne Bajadere anzusprechen, die ihn durch einen sehr gewagten Rückenausschnitt reizt, den er in der vorigen Woche gerade seiner Frau verboten hat. Leider aber



„Gel', Alte, oans den Hausschlüssel un das ander die Gardrobmarken, so bleibt ma si allweil treu."

erwidert der Herr, dessen beringte Hände es sich gerade auf diesem Rücken bequem gemacht haben, Waldemars Annäherung durch einen Fußtritt, der zwar des Humors, aber nicht einer gewissen Schlagkraft entbehrt. Waldemar retiriert vorsichtig gegen die Peripherie des Tanzsaals. Er kneift das erste beste Mädchen in den ersten besten Körperteil, was ihr ein dankbares Lächeln entlockt. Aber als mißtrauischer Kaufmann vertritt er den Standpunkt, daß eine Frau, die auf dem Kostümfest nicht ausgezogen ist, schlecht gebaut sein muß. Außerdem kommt aus der Garderobe gerade ein frischgepudertes Mädchen, dessen nackten Arm er wählerisch, wie eine Stoffprobe, zwischen die Fingerspitzen nimmt.
Er fühlt sich an wie feinster Ribouldingue. Nebenbei versteht sich die Schöne auf Psychologie, sie beißt Waldemar erst einmal ins Ohrläppchen, bevor sie ihn zu den Kaviarbrötchen führt. Eine Dame von Welt ohne Zweifel. Mehr als zwei Sektgläser Kredit



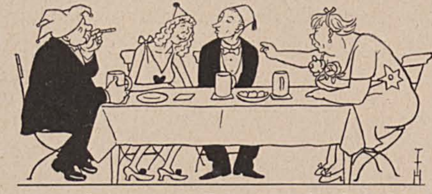
„Je größer der Rausch, desto größer der Katzenjammer." — „Geh, Dicker, nicht von Politik reden!"

aber gibt Waldemar trotzdem nicht. Als sie dann immer noch spröde ist, beschließt er, nicht mehr zu investieren, zumal er eben entdeckt, daß die Schöne mit der Ribouldinguehaut einen Akzent spricht, der darauf schließen läßt, daß nicht nur ihre Wiege, sondern noch ihre Schulbank in Tarnopol gestanden hat. Und in so was ist Waldemar konsequent. Nicht, daß er im gewöhnlichen Sinn Antisemit wäre, er ist es vielmehr aus einer Reihe ethischer Erwägungen heraus. Die jüdischen Frauen sind zumeist intelligent, schlampig, klein von Wuchs und groß von Nase, alles Eigenschaften, die Waldemar bei Frauen zutiefst verachtet.
Hinter der Enttäuschung aus Tarnopol taucht eben eine hochgewachsene Frau im Kriemhildekostüm auf mit einer altgermanischen Flechtenfrisur, blond wie ein Butterblümchen. Sie ist so schamhaft, daß sie Waldemar, während er wie immer die Stoffprobe nimmt, verbietet ihre Maske zu lüften. In einer dunklen Ecke erst weicht ihre nordische Kühle einem bacchantischen Temperament. Da aber, kurz nach Mitternacht, reißt ein junges Zigeunermädchen mit einem Ruck an dem langhängenden Zopf die ganze butterblümchenblonde Frisur samt der Maske herunter. Aus Kriemhild wird im Nu ein ältliches Fräulein mit



„Herr Ober, die Sektkorken möcht i mein Mutterl mitbringen zum Messerputzen."

schwarzem Kraushaar und einer Nase, krumm wie ein Türkensäbel.
Waldemar, sonst kein Held, springt mit einem Satz von dem hohen Schrank, der ihm eben noch ein hartes, aber fröhliches Lager war. Die hübsche Zigeunerin, die ihn im letzten Augenblick noch vor einem zweiten Tarnopol bewahrt hat, fängt ihn auf. Sie riecht etwas zu stark nach einem aufdringlichen Parfüm. Vielleicht ist es auch gar kein Parfüm. Und sie hat Zähne wie aus Porzellan. Vielleicht sind sie auch aus Porzellan. Nein, Waldemar hat gar keine Illusionen mehr. Aber die Luft um ihn herum ist so voller Schminke, Küsse, nackter Arme, verschüttetem Wein, Farben und Musik, eine Atmosphäre, die ihn an die Garderobe



„Bei uns in Ingolstadt wird meine Tochter oft für die Greta Garbo gehalten."

Malis erinnert, einer kleinen Choristin, die er liebte, während er mit Else verlobt war.
Das stimmt ihn wieder sentimental. Die Zigeunerin schmiegt sich an ihn, als hätte sie die Absicht, in seiner Westentasche zu übernachten. Sie zeigt ihm Kartenkunststücke, zaubert ihm die Uhr aus der Westentasche und wieder hinein, sagt ihm aus den Karten, daß ihn eine große Überraschung erwarte und daß sich in diesem Moment in der Garderobe zwei Männer an seinem Mantel zu schaffen machen. „Ich warte hier auf dich, Liebling!" ruft sie ihm nach, während er erschrocken zur Garderobe eilt. Übrigens findet Waldemar in der Garderobe seinen Mantel unberührt. Es ist alles da: ein gelochter Fahrschein, Streichhölzer, eine alte Visitenkarte. Dafür aber fehlt aus seiner Westentasche die Uhr, dreißig Mark und an seinem Tisch die Zigeunerin. — Wie

(Schluß auf Seite 559)

Freudiges Wiedersehn

(E. Thöny)



„Verehrtester .., hupp . . . Sie kommen mir so bekannt vor . . . hupp . . .?“ — „Nu freilich, mein Teuerster, Sie haben doch . . . hupp . . . gestern bei mir den Offenbarungseid abgelegt!“

Auf geht's! / Von Karl Kinndt

Warum habt ihr eure Nasen
immer noch so tief gesenkt?
Trübsal ist genug geblasen:
jetzt wird fröhlich rechts geschwenkt!

Tanzt, da sie sie bald verschroten,
unsre Republik in Klump!
(Links rum tanzen ist verboten!)
Nehmt euch Zuversicht auf Pump!

Hei, die neuen Herren machten
uns doch endlich neuen Mut —:
in vier Jahren oder achten
geht's uns allen wieder gut!

Vier Jahr Krieg ham wir ertragen,
und noch vier Jahr Inflation —
wollt ihr nun um achte klagen,
gilt's die Besserungs-Aktion?!

Und wenn sie uns erst verraten,
wie sie sich das Ding gedacht,
nehmen wir's für bare Taten,
weil nur Glaube glücklich macht.

Statt Gymnastik wird nun fleißig
Optimismus früh geübt,
daß es endlich siemunddreißig
lauter frohe Menschen gibt!

Und im Jahre einundvierzig
wirkt das Dritte Reich sich prompt
aus —: die Luft weht rein und würzig,
falls nicht was dazwischen kommt — — —

Tanzt und feiert Bacchanale!
Hoffnung ist das beste doch!
Nur acht Jahr noch „Carne-vale“,
dann gibt's Eisbein noch und noch!

Ja, dann heißt es „Tischlein, deck dich!“
und für jeden nach Geschmack!
Doch bis dahin: „Esel, streck dich!“
oder „Knüppel aus dem Sack!“ — — —

Antreten zum letzten freien und gleichen Bürgerrecht!

(Karl Arnold)



Die neueste Reichstagswahl findet gleich nach Aschermittwoch statt, jedoch ist ein kleines Maskenzeichen sehr erwünscht.

Der Prinz von der Goldenen Kuhhaut

Historische Anekdote von H. A. Thies

(Gewidmet dem Erzherzog Leopold Salvator, der sich im Fasching 1932 auf einem Wiener Maskenfest vier Duellforderungen holte, weil er dort den Orden des Goldenen Vließes trug.)

Colibridor heißt der kleine, aber mächtige Bundesstaat am Fuße der Anden, der am 13. Februar 1919 infolge eines mit zahlreichen Nachbarn geführten und daher verlorenen Krieges zur Republik ausgerufen wurde. Der Hofstaat, ein lockeres Gewebe intriganter Personalpolitik und spanisch-österreichischen Zeremoniells, hob sich mit der Leichtigkeit eines fliegenden Teppichs vom Mutterboden des Vaterlandes ab und setzte über die Grenze nach dem nahen Colombia.

Nur der Thronfolger, oder wie sein offizieller Titel lautet, der Erzinfant, blieb hartnäckig vaterlandstreu und fuhr, nachdem er begeistert in die Hochrufe auf die junge Republik eingestimmt hatte, in die Hauptstadt. Von Alcantada aus, einer Vorstadt Santa Fraus', benutzte er die Straßenbahn. Denn er war ein Volksprinz. Es war ihm ernst um seine Begeisterung. Er war ein Republikaner, in der Praxis des Hoflebens reif geworden, wie es weit und breit in Colibridor keinen gab. Schon die Blicke des Schaffners indes, der ihm in Alcantada den Fahrschein vorenthielt und behauptete: „Eure Hoheit, der Herr Erzinfant, fahren auch in der Republik gratis!" hätte ihm weissagen können, daß nicht die treuergebene Volksseele, sondern sein demokratischer Übermut ihm ein Ende mit Schrecken bereiten würde.

In der Hauptstadt angelangt, paßte sich der Erzinfant der neuen Ordnung der Dinge eilfertig an, indem er nicht nur die Uniform seines Leibregiments, der „Garde-Conquistadores zu Pferde und Fuß", sondern auch die Goldene Kuhhaut vom Orden der Santa-Fraus-Ritter in die finsterste Ecke seines Kleiderschranks verstaute. Endlich war es ihm vergönnt, den passionierten Zivilisten, der er von je im Herzen gewesen war, nach außen zu kehren. Als Beweis- und Propagandastück diente ihm ein zerschlissener Sakko. Er verkörperte die neue Zeit im alten Homespun. Aber er vergaß darüber nicht sein Ziel: er wollte die alte Zeit mit neuen Mitteln austreiben. Er wollte seinen Republikanern zeigen, wie ein geborener Thronanwärter mit den schal gewordenen Restbeständen des ancien régime umsprang. Er ahnte nicht, wie sehr das Volk ihm bereits die Zerstörung eines einst angebeteten Idols verübelte: der Homespun hatte die Menge in Harnisch gebracht.

Auf dem Feste der „Gauchos, Gauner und Gaukler" am Jahrestage der Revolution, dem 13. Februar 1920, erschien der Ex-Erzinfant in der Galauniform seines ehemaligen Leibregiments, der „Garde-Conquistadores zu Pferde und Fuß". Über die Schultern geworfen hatte er die Goldene Kuhhaut vom Orden der Santa-Fraus-Ritter. Schon bei der Anfahrt erging sich die kochende Volksseele in unmißverständlichen Zurufen. Der Schneider, der vor drei Jahren die Uniform geschaffen und bei Hofe abgeliefert hatte, rief beim Anblick seines verunglimpften Meisterstücks zur Konterrevolution auf. „In jenen guten alten Zeiten", schrie er (obwohl es erst drei Jahre her war), „wo man den Schneider noch ehrte und wo man im bunten Rock auch nichts weiter als das Zeichen eines friedliebenden Handwerks sah . . ." Der Rest ging im Gebrüll der Menge unter, die zum Parlament zog und die Ausrufung der Monarchie verlangte.

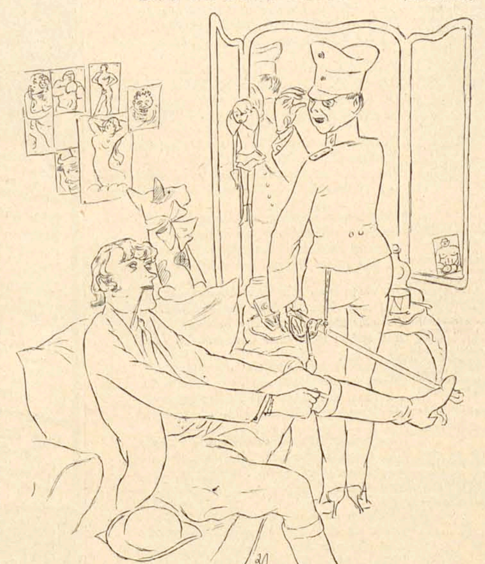
Auf dem Feste hatte der Erzinfant nichts zu tun, als Duellforderungen zu sammeln. 457 lehnte er, als von nichtsatisfaktionsfähigen Leuten überreicht, ab. 13 Forderungen — genau so viele standesgemäße Duellanten gab es unter den Gauklern — nahm er an unter der Bedingung: daß alle 13 Gegner ihm gleichzeitig mit der Pistole entgegentreten sollten.

Am Morgen des 14. Februar fiel er, angetan mit der Uniform seines Leibregiments und der darübergeworfenen Goldenen Kuhhaut, im Wäldchen bei Alcantada (wo er noch vor Jahresfrist in die Straßenbahn gestiegen war), ein Opfer seiner demokratischen Tollkühnheit. Sonderbarerweise zählte man in der Goldenen Kuhhaut später 14 Schußlöcher. Augenzeugen berichteten, man hätte im Unterholz des Wäldchens den Schneider umherkriechen und eine Pistole abfeuern sehen.

Am Jahrestag der Restauration, dem 4. Juli 1921, ließ der neugewählte Autokrat die Uniform des Prinzen und die durchlöcherte Goldene Kuhhaut dem Festzug vorantragen: als ein Emblem des Opferwillens der Dynastie, für das Volk zu bluten. Heute werden die Kleidungsstücke, pomphaft aufgebaut, im Nationalen Museum von Colibridor gezeigt. An der Vitrine besagt ein erläuterndes Schildchen: „Die 14 Schüsse erhielt der todesmutige Verteidiger von Krone und Vaterland im Kampf gegen den Erbfeind."

Die andere Seite

(Kurt Werth)

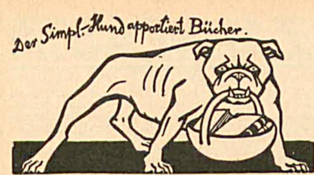


„Äh, äh, fabelhafte Maske ... man muß bloß den Männern rechtzeitig gestehen, daß man 'ne Frau ist!" — „Na, na, damit kannst du manchem die Illusion zerstören!"

Pierrot und Colombine

„Frollein, därfde ich Sie einladen, ä Gläsjn Wein mid mir zusammen zu dringgn. In einer dunggln Egge, wo mir ungeschdeerd sinn?" — „Na scheen, gehmr in die Bar." — „Bar? Von Bar gann gar geine Rede sein. Ich meinde nadierlich, Sie solldn mid zu mir gommen auf meine Bude und ä Gläsjn selbsdgebraudn Johannisbeerwein ausbidschn — oder meinen Sie vielleicht, ich gebe in so ännem Nebblogal auch noch Geld aus?" K. M.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Robert Urban, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.



Ernst Haffner: Jugend auf der Landstraße Berlin. (Bruno Cassirer, Verlag, Berlin.)

Das Buch ist keine Reportage, keine Untersuchung und keine Anklage; es ist einfach packender und wichtiger Lesestoff. Es erreicht nicht die Höhe des Kracauerschen Werks „Die Angestellten", nicht seine weiträumige Übersicht und durchdringende Klarheit; dafür aber ist es dichter, gegenständlicher als viele Arbeiten aus Kracauers Gefolge. Man liest es mit Gier und Spannung, wie man ehedem Räuber- und Indianergeschichten gelesen hat. In dieser Welt da unten gibt es noch Prärien und Wildnisse, robinsonadische Einsamkeiten, Sioux-Freundschaft und Männertreue, Großmut und Tapferkeit. Zwar sind es nur die Prärien des Elends, durchstreift von Banden armer, verwahrloster Jungens auf der wilden Jagd nach einem Stück Bockwurst, und es ist eine Tapferkeit mit Beigeschmack, die immer wieder die Fesseln Fürsorge, Gefangenschaft, Hunger, Arbeitslosigkeit abzuschütteln versucht; es ist ein nutzlos vertanes Heldentum fünfter Güte, nicht strahlend wie bei „Old Shatterhand" — aber für den Leser macht das keinen Unterschied. Er legt das Buch, in dem nichts schöngemalt, nichts geschminkt ist als die „Liebsche" der „Cliquenbrüder", aus der Hand mit dem Gefühl, auf dem Kriegspfade gewesen zu sein, im Berlin des zwanzigsten Jahrhunderts.

Dr. H. A. Thies

Käte Biel: Alle Wege führen zu Franz. (E. P. Tal & Co., Wien.)

Käte Biel stellt in diesem Roman die Entwicklung eines Kleinbürgermädchens von heute dar. Diese Irma Seiderheim, Tochter eines verlotterten Posaunisten, ist schlau, profitgierig, lügenhaft, geschwätzig und unbekümmert. Ein Asphaltpflänzchen, das von tausend Neugierden und Begierden getrieben heranwächst und einen etwas gewöhnlichen, unersättlichen Lebens- und Liebeshunger entwickelt. Nahezu alle Mittel sind ihr recht, diesen Hunger zu stillen. Zuletzt wird sie ein wenig müde und nimmt vorlieb mit dem reizlosen, verläßlichen, vom Leben vernachlässigten Leichenbestatter Franz Messerschmidt, der sie gutgläubig als die erträumte Jungfrau heimführt. Das Buch zeichnet sich durch einen klaren, sauberen Realismus aus, sein Tempo ist lebhaft, sein Stil verblüfft durch seine Einfachheit. Es ist ganz erfühlt, echt, unbestechlich und schonungslos. Dabei von einer erquickend heiteren Souveränität, von einer lockeren Grazie, einer fröhlichen Ironie. Nicht zuletzt bietet uns dieser Roman eine vortreffliche Schilderung jener lächerlich tristen Kleinbürgerwelt, die ihren Untergang noch lange nicht angetreten hat. Alles in allem: ein köstliches Buch!

Ernst Kreuder

Felix Timmermans: Franziskus. (Insel-Verlag, Leipzig.)

In seinem jüngsten Werk erzählt Felix Timmermans von dem Leben und der Legende des heiligen Franziskus von Assisi: Wer könnte zu solchem Beginnen berufener sein als dieser flämische Dichter? Mit der Einfalt und Frömmigkeit eines wahrhaft gläubigen Herzens wurde das Buch von einem Menschen geschrieben, der mit weisen Augen hinter all die Dinge schaut, die uns bewegen. So ist es angefüllt mit süßen Wundern und liegt vor uns, als sei es schon immer aufgezeichnet gewesen und habe nur auf die Hand gewartet, die es aufschlägt. Ein Buch, in das man eingeht wie in einen weiten lichten Garten mit Blumen, Wohlgerüchen und Vogelsang. Befremdet und erschreckt steht man an seiner Ausgangspforte vor dem, was unsere Welt ist.

Ernst Handschuch

Künstler-Faschingsfest

Von E. Kreil

Frisch auf, o Künstler, rüste dich zum Feste,
dem Bürgertum bacchantisch dich zu zeigen! . . .
Zähl erst mal deine finanziellen Reste,
damit sie rauschhaft dir zu Kopfe steigen.

Heut sollst du lustvoll sein und Rumba tanzen,
in Weißwurst schwelgen, wie ein Satyr lachen! —
Ist das mit deinem Barbestand zu machen?
(Genau gesagt: mit 3 Mark 10 im ganzen?)

Du sparst das Eintrittsgeld, wofern du so
um 2 Uhr nachts das Ball-Lokal betrittst.
Wie flammt die Lebensfreude lichterloh,
wenn kein Kassierer mehr am Eingang sitzt!

Noch aber wacht die Garderobefrau.
Die 30 Pfennig mußt du schließlich blechen.
Da kannst du 2 Mark 80 noch verzechen
im tollen Schwung der Nacht vor Tag und Tau.

Du gibst den Mantel ab, du schreitest über
die Schwelle in das bunte Festgewimmel.
Kein Tisch ist frei. Dich spießt somit, mein Lieber,
kein Kellnerblick. — Gepriesen sei der Himmel!

Die Damen allerdings sind alle jetzt
bereits mit Kavalieren fest verbunden . . .
Du hast noch keine anschlußlos gefunden,
du bist schon fünfmal um den Saal gehetzt.

Ja, wenn man Mut in Zehnmarkscheinen hätte
und eine Auswahl Sekt konsumbereit!!! —
So aber stehst du bei der Toilette
und spähst nach einer unbemannten Maid.

Na endlich zeigt sich eine dir geneigt.
(Noch ist das Reich des Eros nicht verloren!)
Sie tanzt nur leider wie zu Eis gefroren
den English Waltz, der eben schmachtend steigt.

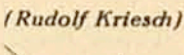
Und wie er aus ist, macht sie sich davon.
Wer weiß, zu welchem Konfektionsmagnaten. —
Ein Künstlerfest ist ein Paradoxon.
Du mußt halt solo durch den Frohsinn waten.

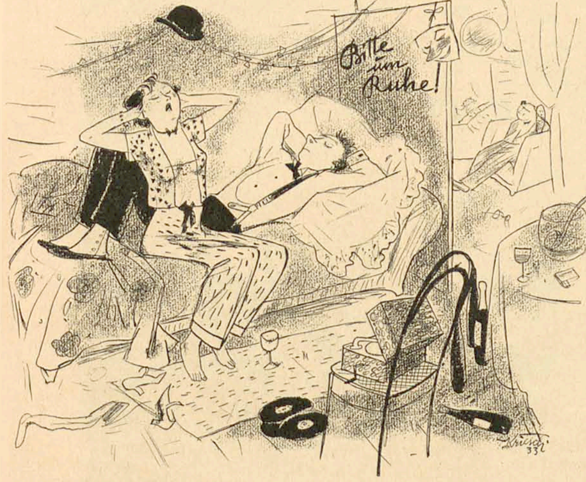
Nachdem du dieses konsequent getrieben,
trollst du dich 5 Uhr morgens resigniert . . .
Den Künstler hast du wieder schön gespürt.
Doch 2 Mark 80 sind dir ja geblieben.

(Schluß von Seite 554)

falsch ist die Welt, daß man eine Kriemhild für echt hält, die es nicht ist, und eine Zigeunerin für geschminkt, die echt ist.
Waldemar sitzt auf einer von Konfetti bunten Treppe, ohne Uhr und ohne Illusionen. Und merkwürdig. Um ihn herum sind plötzlich alle vergnügt. Sie tanzen wild und denken nicht mehr an die Wahlen, sie trinken besseren Herrn keinen Sekt mehr weg, sondern haben Mädchen auf dem Schoß, und die Mädchen sind zärtlich, ohne daß sie Kaviarbrötchen bekommen. Er, Waldemar, dagegen muß immerzu an das gestohlene Geld denken und an die vielen Brötchen und Sektgläser, die er in das aussichtslose Unternehmen dieses Kostümfestes gesteckt hat. Und mehr aus Gewohnheit als aus Verlangen kneift er eine vorübergehende Diana in die Waden. Die Diana setzt sich neben ihn und fragt, warum er so traurig sei. Sie hat erlösenderweise weder Hunger noch Durst, sie ist weder unnahbar, noch bacchantisch. Aber während sie mit ihm spricht, fühlt Waldemar, wie er sich langsam vergißt. Waldemar ist nicht mehr Waldemar, sondern das, was er vielleicht geworden wäre, wenn das Leben ihn anders angefaßt hätte, und überdies wenn schon sein Vater anders gewesen wäre. Waldemar sagt: „Ich liebe dich!" und sie: „Wie gut, daß wir uns noch getroffen haben." Und er erzählt ihr, was er als Junge für Spiele gespielt hat, und daß sie einer Jugendfreundin ähnlich sehe. Und sie hat eine gute Art, mit einem Wort ihn und die andern zu entschuldigen, wenn er sein Leben für verfehlt erklärt und schwört, daß er alles ganz anders machen wollte, als er es gemacht hat. „Wenn nur immer jemand so mit mir reden würde wie du", sagt er klagend. „Und wenn du nur immer so zuhören würdest", antwortet sie. Und sie sehen sich an, als hätten sie sich mit diesen Worten verlobt. Und sie stellen erfreut fest, daß es ja noch nicht zu spät sei. Dagegen ist es zu spät, noch länger auf dem Fest zu bleiben. Sie bietet ihm an, ihn mit ihrem Wagen nach Hause zu bringen, was ihm sowohl aus Freundschaft für sie wie aus Sparsamkeit sehr lieb ist. So wird Waldemar langsam wieder Waldemar und etwas verlegen, als sie ihn fragt, wo er wohnt. — Vor dem Imperial setzt sie ihn dann ab. Er sagt artig: „Auf morgen, Liebling, ruf mich an. Die Nummer vom Imperial steht im Telephonbuch."
Waldemar verschwindet im Imperial, das heißt, er geht einige Male mit der Drehtür rund herum, kommt dann nach kurzer Zeit, vorsichtig um sich blickend, wieder heraus und geht dann das kleine Stückchen zu Fuß nach Hause. Wenn er die Bilanz dieses Festes macht, die nicht sehr günstig ausfällt, so kann er sagen, daß er in diesem letzten Flirt wenigstens nicht der Enttäuschte war.

Verlorene Illusionen





„Huah — huah — und dazu geht man nu auf so ein Atelierfest — 'nen schnarchenden Mann, das hat man doch sowieso alle Tage."

Wir bitten die Leser, sich bei Bestellungen auf den „Simplicissimus" beziehen zu wollen.

Nie sollst du mich befragen

Kenner des intimen Lebens von Paris wissen, daß jedes Jahr im Februar in der „Magic City", nicht weit vom Eiffelturm gelegen, ein Maskenball für diejenigen Pariser stattfindet, die anders als die anderen sind.
Die Direktion der „Magic City" gibt für diesen Abend Inserate in den Zeitungen auf, und diese Inserate lasen auch zwei deutsche Studienrätinnen, die außer den Museen auch einmal Pariser Leben kennenlernen wollten. Sie hatten natürlich keine Ahnung von der besonderen Art dieses Faschingsballes, borgten sich ein paar Dominos und fuhren zur „Magic City".
Als man sie später befragte, wie es ihnen gefallen habe, erwiderten sie: „Es war wunderschön, wunderschön. Echt Pariser Leben, ja. Freilich, manches war ja auch ein bißchen seltsam."
„Zum Beispiel?"
„Zum Beispiel, daß alle unsere Tänzer uns sagten, unsere Maske sei hervorragend. Wir seien von richtigen Frauen kaum zu unterscheiden. Und wenn wir dann erwiderten: ‚Mais nous sommes des femmes!' — dann klatschten sie uns auf den Südpol und sagten: ‚Du machst das großartig, mein Junge!'" K. M.

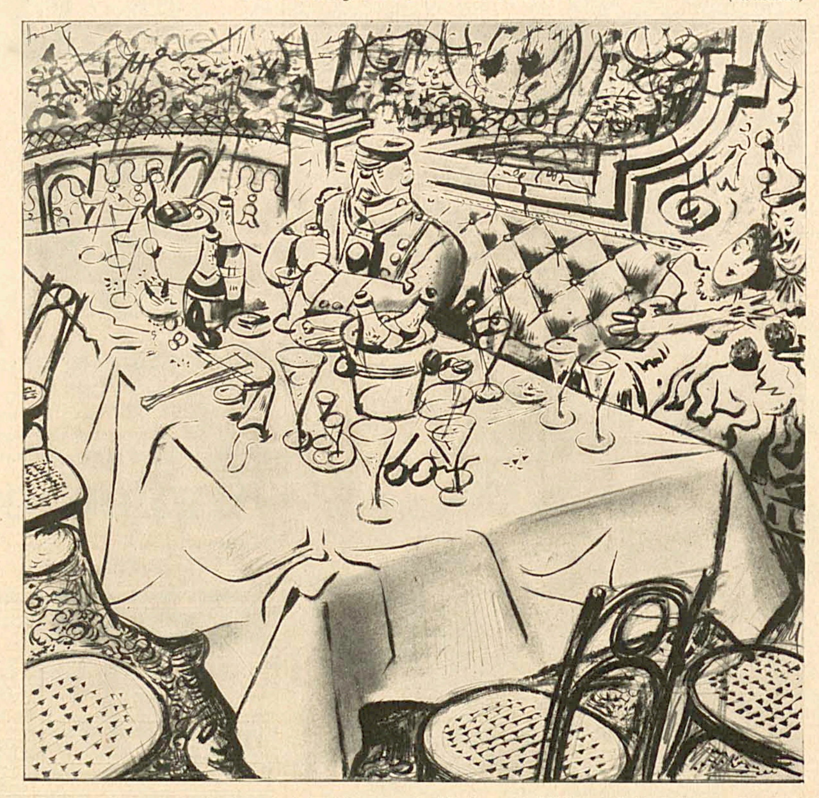
Lasciate ogni speranza

Von Hans Seiffert

„Aber was hast du denn?" rief Paul mir zu, als ich, kaum daß wir den Saal betreten hatten, wieder kehrt machen wollte. Ich deutete stumm auf eine Gruppe Herren, die in Streit geraten waren und mit Flaschen aufeinander losgingen. „Ach, gib nicht so an!" sagte er unwillig. „Das werden Abgeordnete sein. Auf jeden Fall sind es bessere Leute, sie schlagen sich doch mit Sektflaschen!" Und er zog mich mit fort in den dicksten Trubel. Na, man würde ja sehen, wie der Hase läuft. In Gottes Namen also!
Zuerst stieß mich ein als Germanenkrieger aufgezäumter dicker Oberstudienrat mit dem Bauch in die Seite und brüllte: „Heil Hitler!" — „Sie irren, Cheruskerfürst!" erwiderte ich schneidig. „Ich bin nicht der Hitler. Und wenn, dann nur inkognito. 'n Ahmd!" Der Mann war restlos begeistert. Ich aber lief einer Suleika in die Arme. Mein Gott, diese Anatomie des weiblichen Körpers ist doch etwas Wundervolles! Selten nur hatte ich soviel davon gesehen wie jetzt. „Warum tragen Sie eigentlich bloß einen Gesichtsschleier, Frollein?" fragte ich

Der kluge Mann baut vor!

(Fr. Heubner)



„Ogottogott... was macht denn der böse Mann von der Wach- und Schließgesellschaft da?" — „Den hab' ich für heute nacht engagiert... als Sektwache... falls wir alle tanzen und die Schnorrer umgehen!"

sie. „Weil mir das Kostüm sonst doch ein bißchen zu genant ist!" sagte sie verschämt. Gott erhalte ihr diese schöne Unschuld! So was ist rar heutzutage.
Plötzlich riß mich eine rassige Carmen in den Wirbel eines Paso doble, den von irgendwoher irgendeine Gaucho-band spielte. Ich bin nun mal kein Tänzer. „Hallo, verehrte Senorita!" keuchte ich, „muß das sein? Müssen Sie so wahnsinnig schnell tanzen?" — „So tanzt man bei uns in Spanien!" trällerte sie. „Zum Donnerwetter, was heißt schon Spanien!" schrie ich. „Hierzulande haben wir keine Republik!" Damit erntete ich tosenden Beifall, und drei anwesende Staatsanwälte boten mir Brüderschaft und vorkommendenfalls einen bombensicheren Freispruch an. Warum sollte ich nein sagen? Man kann nie wissen. Als mich aber eine Metzgermeistersgattin beseligt an ihre Brust ziehen wollte, machte ich mich mit sanfter Gewalt los und sagte: „Tausendmal um Vazeihung, gnä' Frau, aber ich bin eingefleischter Vegetarier!" Sie schimpft jetzt noch.
Paul war inzwischen auch nicht untätig gewesen, sondern hatte einen Rittergutsbesitzer aufgegabelt, den die Osthilfe seit vier Jahren ununterbrochen und mit bestem Erfolg sanierte. Der Mann schwamm in Geld und spendierte Sekt. „Das eijnzije, was wir uns aus die Vorkriegszeijt in den Staat von Weijmar, haha, herüberjerettet haben, meijne Herren, das ist die Not der Landwirtschaft!" sagte er glucksend. „Prost!" sagten wir. „Möge es immer so bleiben!" Dann kamen eine ganze Menge hübsche Mädchen und setzten sich mit an unseren Tisch. Paul betrachtete sie aufmerksam, dann meinte er zu mir: „Komisch! Uns hat man doch ausdrücklich gesagt, für diesen Maskenball bestünde Kostümzwang!" — „Nur für Herren!" entgegnete ich. Das brachte ihn auf eine Idee, und wir gingen zusammen austreten. Lebensgefährlicher Andrang herrschte in jenen Räumen. Man stand Schlange, und von Zeit zu Zeit rief der letzte Mann: „Der nächste Herr, bitte!" — „Genau wie im Reichskanzlerpalais!" konstatierte Paul. „Bloß nicht ganz so schneller Wechsel." Als wir drankamen, sahen wir den Germanen-Studienrat wieder. Er hatte sich mit dem Vollbart in der Kette zur Wasserspülung verheddert und kam nicht los. Merkwürdige Sachen erlebt man auf so einem Maskenball.

Karnevals-Epigramme

I

Mit Worten, kritisch scharfen,
willst alles du entlarven?
Nur zu!
Kannst gerne auf uns zählen.
Bloß dürfte sich's empfehlen:
erst du!

II

Wo du auch hinblickst: Riff an Riff.
Und statt der sichern Kettenfähre
ein Schaukelkahn und Narrenschiff...
Vogue la galère!

III

Bekanntlich machen die Tambourmajore
beim deutschen Gemüt noch immer Furore.
Nur fragt es sich, wenn man es richtig ermißt,
ob dies auch der Furor teutonicus ist.

Ratatöskr

Die Witwe

(Wilhelm Schulz)



„Eigentli hab' i ja no Trauer, aber auf unsern Sparvereinsball wollt' i halt do gehn, dös is ja eh koa Vagnüag'n."

Klawuttke meckert sich eins:

Also, Mensch, da ha'ck ma neilich 'n reinet Hemde anjezoren und mir schnieke jemacht und bin uff'n Presseball jejang'. Hilfreich sei der Mensch, dämlich und doof, sare ick imma. Ick ha' jejloobt, neben die Wohltätichkeit wer ick ma amüsiean. Na ja: Jloobe vasetzt Berje — aba kriejen tuste nischt dafor! Und nu jloobe ick, det den Karneval in Barlin die Fotografens afunden ham. Nich bloß, det a einzich for sie een Jeschäft is —: wo die hinkomm', da is plötzlich Stimmung — da lachen die Leite und jem an wie een Wald voll Affen. Und kaum sindse weech, is allens wieda wie an'n zwoten Schöpfungstaach. Da war ooch nischt los und von Alkoholkonsum und so keene Rede!
Wat nu die neie Sittlichkeit anjeht, da ha'ck ma jewundat. Mit d i e Rickenfreiheit dirften se in Wannsee nich rumloofen! Aba valleicht is det so, det nur mickrige und schlechtjepolstate Ricken nich sollen gezeicht wern, wo in'n Somma 'n bißken Sonne so jut könnten brauchen. Jedenfalls ha'ck da Ricken jesehn, wo letzten Endes, wie ma so saacht, schon jar keene Ricken mehr warn, sondan jewissamaaßen

Verhaltungsmaßregeln

(M. Frischmann)



„Schnieke, schnieke, Mă'chen, in so 'nem Kostüm kannste jedem sagen, daß de 'ne Jräfin bist, und wenn's eener nich jlooben will, denn hauste ihm eens in de Fresse!"

in een'n andan Körperteil ibazujehen drohten. Und wat Brachten is, der hat keen Anstoß jenomm' und die ibrije Reichsrejierung ooch nich. Na ja, in'n Ballsaal wirkt ja ooch die Nackichkeit nicht so uffreizend wie in'n Massenbad. Und wat die reichen Leite sind, die kriejen ja nich jleich Kinda, obwohl se leicht Sticka zwölfe könnten uffräppeln, aba bei det Freibadpublikum is det anderst.

Wat die Jebrida Rottas sind, die sch—einen uff det freie Jeleite zu pfeifen! Vasteh ick. Bloß warum man die Brida ausjerechnet een „freiet Jeleite" anjeboten hat, det vasteh ick wieda nich. Jotte, die ham ihr Schäfchen im trocknen —: warum sollnse sich in die schlipfrije Nässe wagen? Die wissen doch, wat se uff'n Kerbholz ham — und det det freie Jeleite nich for allens jilt. Die ham det Jras wachsen hörn — und wissen, wie rasch det wächst, wenn eena den Zasta hat, et zu düngen! Und da wern ville sind, die ooch een jewisset Interesse ham, det det Jras rasch und üppich wächst: jloomse det? Det die nich zu kriejen jewesen wärn: da muß ick lachen! Wo Jras wächst, da is ooch eene Kuh, wo't frißt. Und die Kuh jibt Milch. Und denn is wieda allens in Butta!

Tja, nu ham wa, wat die Polletik betrifft, wieda mal „nazjonale Konzentrazjon". Bloß noch 'n bißken konzentrierta. Wenn ick mir so ainnere, wat Hitla jejen Hindenburch, und Papen jejen Hitla, und Seldte jejen Hindenburch, und Hitla wieda jejen Hugenberch jesaacht und jeschriem hat, denn is det schon zu bewundan, wie se nu wieda alle treu zu eenanda stehn! Jotte, in meine Budike kommt det ooch vor, det Leite sich bis uffs Blut zastreiten, und denn trinken se wieda eene Molle zusamm'. Bei kleene Leite biste det ja jewohnt. Aba in die jroße Polletik wirkt det jeradezu imponieand!

Wat der Vier- oda Achtjahresplan is, det

Fasching im Ringverein

(E. Schilling)



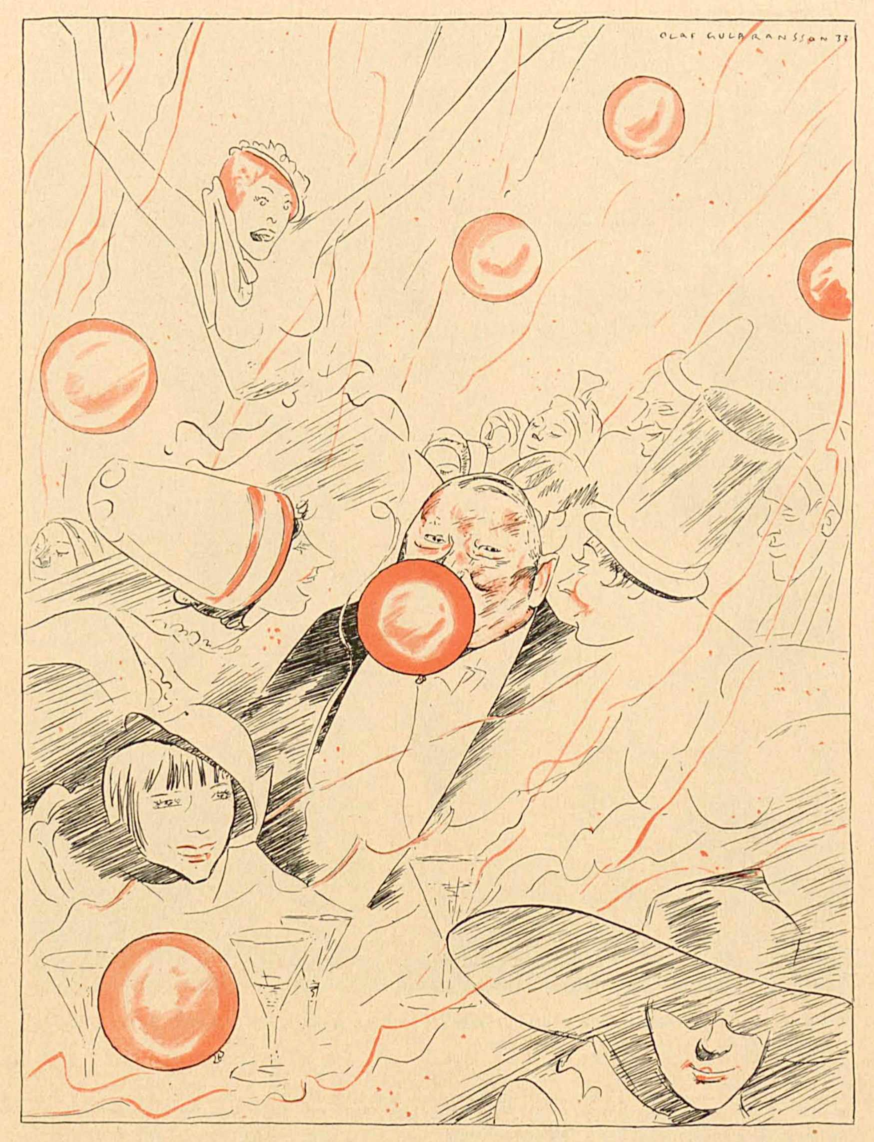
„Nanu, Emil, noch immer in die weißen Jlassees?“ – „Klar, Mensch, ick will doch keenen Fingerabdruck uff dir hinterlassen!“

is eene jrooßahtich-orjinelle Idee! In Rußland hamse een Fimfjahresplan jehabt, und den hamse denn, wat sicha erstunken und erloren is, in vier Jahr fertich jehabt. Und denn ham se een'n zwoten Fimfjahresplan ausjeknobelt. Und wir machen det nun sofort in zwo Vierjahresplänen. Det nenn' ick Fortschritt. Nu bin ick jespannt, wie det Janze jedacht is! Wenn se bloß nich nach die Wahl komm'n und saren: April — April! Valleicht ham wa bis dahin Willem wieda, und der fihrt uns herrlichen Zeiten entjejen — wie? Wer't macht, is ja schnurz und piepe, aba eena mißte doch mal — nich? Aba ick jloobe imma, jejen det Volk rejiern und bloß Parteien kenn'n — und denn, wenn't brenzlich wird, plötzlich keene Parteien kennen und bloß Deutsche, det is keene sichere Jrundlare. Det die, wo jestan „Halleluja!“ ham jeschrien, morgen „Kreuzijet!“ jerufen ham, det ham wa bei een'n alebt, wo valleicht doch noch 'n bißken mehr war als Hitla — — —

Kaki

Wahlpropaganda

(Olaf Gulbransson)



„Also gut, Dickerchen, am 5. März geben wir dir alle unsere Stimmen — aber jetzt zahlste erst mal 'n paar Pullen Sekt!"

München, 26. Februar 1933 Preis 60 Pfennig 37. Jahrgang Nr. 48

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Deutsche Viehzucht

(Wilhelm Schulz)



„Die Versuche mit immer neuen Vieharten kosten ja allerhand Geld – aber wenigstens sind die Futterkrippen immer voll besetzt!"

Momentaufnahme / *Von Peter Scher*

In einem gebildeten Kreise
irgendwo zwischen Havel und Rhein
sagte ein Herr zu einer Dame leise:
„Jetzt sollte man mutig sein!"

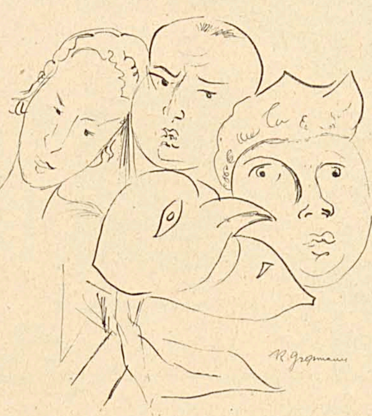
Die Dame erwiderte schnell:
„Sie waren doch immer so mutig!" —
„Aber nur intellektuell — !"
witzelte der Angesprochene blutig.

Das ging so eine Weile;
plötzlich gab's draußen einen Knall.
Die einen haben Eile,
die andern behelfen sich von Fall zu Fall.

Der verpfuschte Auzenbichler Veteranenball

Auch eine Faschingsgeschichte / Von Oskar Maria Graf

Jetzt ist es bei uns nicht mehr so wie früherszeiten — ich meine, daß einer nicht weiß, was es mit der Politik auf sich hat. Nein, nein, jetzt sind die Leute selbst auf dem verstecktesten Einödhof politisiert. Erstens weil fast jeder ein Radio hat, und zweitens wegen der vielen Wahlen, die wo in der letzten Zeit passiert sind. Da sind ja auch massenhaft so seltsame Burschen aufgetaucht, haben Flugblätter und kleine Zehnpfennigbücherln dahergebracht und uns über verschiedenes aufgeklärt, das wo nicht mehr stimmt bei der Regierung. Seitdem gibt es in unserer Gemeine Ramermoching außer der landesüblichen Bayrischen Volkspartei, wo die Ortsansässigen vom Kleinhäusler aufwärts drinnen sind, auch Nazi und Kommunisten. Die Nazi sind im Sommer einmal sehr aufsässig geworden, und es waren auch dazumal ihrer viel. Der Stoizinger-Diggl, wo eine kleine Schreinerei hat und beim Villenbau vom Rittmeister a. D. Schlehvogel seinerzeit die Arbeit bekommen hat, der ist der Vorstand. Führen aber tut natürlicherweise der Rittmeister.
Trotzdem — es ist nichts Rechtes geworden mit diesem Aufstieg der Nazi. Weiß Gott warum, sie sind mit der Zeit recht dasig geworden, und dann mochten die meisten nicht mehr mitmachen, weil, wie sich damals herumgesprochen hat, der Hitler vom Hindenburg nicht zum Regieren hingelassen worden ist. Kurzum — bei uns ist's so, und überall wird's so sein — rausgesprungen ist nichts bei der Sache, und wo nichts rausspringt, noja, da laßt man schließlich die Finger davon. Heute hocken der Rittmeister Schlehvogel und der Stoizinger-Diggl auch schon wieder bei jeder Feierlichkeit am Tisch mit dem Lehrer, dem Pfarrer und dem Bürgermeister Rutt und sind so kreuzfreundlich, als wär' nie was zwischen ihnen gewesen. Wie der Walch-Michl bei einer Zusammenkunft einmal den Stoizinger-Diggl und den Schlehvogel gefragt hat, warum „sie als Nazi auf einmal wieder mit den Stockschwarzen techtermechteln", da hat er vom Rittmeister die militärisch barsche Antwort bekommen: „Gar nicht techtermechteln tun wir . . .! Wir sind einfach mit unserem großen Führer Adolf Hitler für die wahre Volksgemeinschaft!"
„So! Und z'erst hobts gsagt, dö Schwarzn san ärger wia d' Judn!" sind ihm aber da der Walch-Michl, der Penzinger-Anderl und der Jegerlochner-Simmerl als unentwegt-draufgängerische SA.-Männer übers Maul gefahren, und sofort haben sie ihren Austritt erklärt. Sie sind jetzt auch bei den Kommunisten.
Der richtige Schwund an Mitgliedern und Anhang aber hat erst eingesetzt, wie es vor Weihnachten geheißen hat, daß die Regierung Schleicher eine außerordentliche, einmalige Winterbeihilfe für die Erwerbslosen beschlossen hat. Nämlich da sind die Kommunisten zum Bürgermeister Kalterer gekommen — eine richtige Demonstration ist es gewesen, Weiber und Kinder sind mitgezogen — und haben keck verlangt: „So, jetzt her mit Holz zum Einschüren und mit Kartoffel! Her mit dem versprochenen Pfund Fleisch in der Woch'!"
Das ist der reinste Aufruhr im Dorf gewesen. „I' hob noch nix in der Hand!" hat der Bürgermeister Kalterer geschimpft: „Solcherne Aufsässigkeitn verbitt' ich mir, daßz ös wißt's! . . . Macht's, daßz hoamkemmts, ös Bagaschi!"
„Wos? Wos san mir? Wos?!" plärrt der Simmerl und will gleich losgehn, aber die Kommunisten, der Breitmoser-Martl als ihr Führer vor allem, die haben auf hochdeutsch gebrüllt: „Nein! laßt's enk nicht provozieren, Genossen! Unserne Partei ist gegen den Einzelterror . . . Mir sind net so dappig und loss'n üns wos z'schuldn kemma, daß hernach d' Gendarm kemma!"
„Aba, dös mirkst d' dir!" hat er sich auf den Bürgermeister zugewendet: „Mir kemma wieder, wenns net bald wos werd'!" Auf das hin sind die Leute abgezogen, wenn auch die ehemaligen Nazis, der Michel, der Anderl und der Simmerl gegrantelt haben.
Um Weihnachten herum hat die Gemeinde eine Sammlung veranstaltet. Die ärmeren Erwerbslosenfamilien haben entweder eine Tafel Palmin und etliche Pfund Kartoffeln oder einen Liter Petroleum, fünf ungemachte Scheit Buchenholz und etliche Äpfel bekommen. Das war alles. Wochen und Wochen sind vergangen. Jeden Tag sind die zwei Gendarmen von Auzenbichl im Dorf herumgegangen und haben schlaglustig dreingeschaut, und von den Versprechungen der lieblichen Winterhilfe ist nichts mehr geredet worden im Gemeinderat.
Um dieselbige Zeit haben schon die Fastnachtsbälle angefangen. Der Höhepunkt dieser Festivitäten ist immer noch der Veteranenball gewesen. Zum Veteranen- und Kriegerverein Auzenbichl gehören die Gemeinden Trachting, Eidam und Ramermoching. Der Ball findet alljährlich im Saale vom „Postbräu" in Auzenbichl statt, und da kommen selbstredend bloß die geldigen Bauern und Bürger zusammen. Der Jegerlochner-Simmerl als neugebackener Kommunist ist zum Vorsitzenden Breitmoser-Martl gekommen und hat berichtet.
„A so a Blosn! A so a Huarnbagaschi!" hat er zu schimpfen angefangen: „Unser Burgermoasta is drinn'ghockt beim ‚Postbräu', und grod notwendig hot er's ghabt! ‚Daßz fei gnua Weißwürscht und Fressert's herricht's', sogt er! . . . Do siehgst es — do hobn s' ois's, und für üns is nix do!"
Der Breitmoser-Martl hat ruhig zugehört und bloß gesagt: „Nur net provoziern lossn, Simmerl! Wart nu, dös kriagn mir scho!"
Am Samstag drauf ist der Ball gewesen. Von rundrum hat sich die zahlreiche Mannschaft des Veteranen-Kriegervereins beim „Postbräu" eingefunden. Gejuchzt und getanzt ist worden, daß der ganze Saal gewackelt hat. Beim Bier sind die Bauern nicht geblieben, insbesondere der Rittmeister a. D. Schlehvogel, der Oberapotheker Wenwieser und der Privatier Dammergellner, welche am Ehrentisch gesessen sind, haben sofort ein hochschätzbares Beispiel gegeben und Wein getrunken. Auf das hin natürlicherweis haben sich die Bauern auch nicht lumpen lassen.
„So, und jetz' derft's schaugn, daßz boi d' Weißwürscht herbringt's!" hat so um Mitternacht der Bürgermeister Kalterer zum Postbräuwirt Ederer gesagt, und dieser hat genickt. Er ist in die Küche und hat regiert: „Naus in Eiskeller! Rein mit dö Weißwürscht!" Der Wiggl, sein Älterer, der Metzger Toni und die Köchin sind hinüber über den Hof, auf den Eiskeller zu. Saukalt ist die Nacht gewesen. Der Hund hat gebellt und an der Kette gerissen und, o Schreck! — die Eiskellertür war offen. Der Wiggl rennt mit der Taschenlaterne hinein und schreit wie ein Mordbrenner — radikal ausgeräumt ist der Eiskeller.
„Do! Do geht d' Spur! Dö Lumpen müassn noch net weit sein! Do!" schreit der Metzger Toni und zeigt in den Schnee. Spuren von Mannsbilderschritten entdeckt er. Einen Augenblick überlegt der Wiggl. Der große Hund springt und bellt.
„Holla! Dö derwischt ma!" sagt auf das hin der Wiggl und läßt den Tyras von der Kette, holt die Dogge aus der Küche und hetzt die Hunde in die Nacht. Sie springen den Spuren nach, hinterher keuchen der Toni, der Wiggl, der Ederer und der Briefbote Leitner. Die Spuren führen auf der verschneiten Straße weiter, biegen dann ein und laufen aufs Ramermochinger Holz zu. Der Wiggl fuchtelt mit seiner Latern, der Ederer schwingt sein Metzgermesser, weit vorn schießen die Hunde ins Holz und bellen wild auf.
„Do! Do san's! Halt! Halt, oder mir schiaßn!" schreit der Wiggl, und die vier Mannsbilder rennen, was das Zeug hält, vorwärts. Sie arbeiten sich durch die verhängten Bäume. Komisch, die Hunde bellen auf einmal gar nicht mehr. Der Wiggl leuchtet. Weit weg knacken Äste, rumpeln Schritte, auf einmal gibt sich eine freiere Lichtung, und wie die Edererleute ankommen, schreit der Wirt wie angestochen auf: „Tja, Herrgott! Herrgott, Tyras! Nero! Weg! Weg do! Um Gotts willn, mein Fleisch! Meine Würscht!" Fast geweint hat er, und genau so baff waren der Leitner, der Toni und der Wiggl. Um einen zerwühlten Berg Fleisch rauften sich die Hunde, gierig schlangen sie, fletschten und bissen blutrünstig, wie besessen. Dreingeschlagen haben die Mannsbilder schließlich auf sie, aber bloß mehr etliche zerfetzte Schlampen Kalbfleisch, zertretene Weißwürste und zerbissene Knochen lagen herum im blutig gefärbten Schnee.
„Jaja! Ja, wos mach' ich denn? Ja, solcherne Bazin, ha! Solcherne Hundsbazi!" jammerte der Ederer fort und fort: „Hmhm, der ganz Ball is beim Teifi!" Ganz zermürbt sind die wackeren Verfolger nach Auzenbichl zurückgekommen und — es ist nichts anderes übriggeblieben — der Ederer hat es



Masken — *Rudolf Großmann*

Vierjahresplan

(Th. Th. Heine)



„Mutter . . . Brot . . .!" — „Du Lausejunge wirst wohl noch die vier Jährchen warten können!"

schließlich laut verkünden müssen, was passiert war. Zuerst hat es gestockt. Die Gesichter sind lang geworden.

„Ja, Herrgott! Dös ist ja doch scho unverschämt!" hat endlich der faßdicke Bürgermeister von Trachting geplärrt: „Jetz foit mir scho boi der Mogn raus, und jetz gibt's nix!" Nach und nach hat eine gereizte Stimmung Platz gegriffen.

„Wos? . . . Einfach dö Hund hobn sie's hingschmissn?" fragte es hin und her.

„Das sind bloß diese Kommunisten gewesen! Sofort Gendarmerie schicken!" hat der Rittmeister Schlehvogel kommandiert.

„Tja, bloß dö!" erklang es allgemein.

„Kommunistn gibt's bloß bei enk, z' Ramermoching!" hat der Eidamer Bürgermeister dem Kalterer zugeschrieen. Nämlich in Eidam und in Trachting gibt es bloß zwei Gemeindearme. Die zwei Gemeinden sind die reichsten weitum. Der Bürgermeister Kalterer ist giftig geworden und hat zu streiten angefangen, aber alles ist über ihn hergefallen. „Jaja, do host es jetz! Mir hobn's scho ghärt, daß d' so saugrob gwen bist . . . Jetz müassn mir aa noch drunter leidn!" fuhr der Eidamer dazwischen. Sofort fand er Zustimmung.

„Ja, bei enk z' Ramermoching is oiwai der Saustoi!" schimpften mehrere Trachtinger.

„Wos? Saustoi! . . . I verbitt' mir dös!" donnerte der Kalterer mit aller Gewalt. Der Rittmeister, der Oberapotheker und der Privatier Dammergellner drückten sich unauffällig aus dem Saal. Laut und immer lauter ist es geworden, und zum Schluß war es nicht mehr anders zu machen: Der Kalterer und die Ramermochinger sind zum Angriff übergegangen, die schönste Rauferei ist draus geworden. Die Weiber sind auf und davon, die Maßkrüge sind dahergeflogen, ein wildes Gewurl ist's zuletzt gewesen, kaputt ist das meiste gegangen, und die Ramermochinger haben die meisten Löcher in ihren Dickköpfen heimgetragen. Den Kalterer hat man heimfahren müssen. Er liegt heute noch.

Am andern Tag sind der Breitmoser-Martl, der Jegerlochner-Simmerl, der Walch-Michl und der Penzinger-Anderl verhaftet worden, aber Verdächtiges hat man bei ihnen nicht gefunden, und gesagt hat auch keiner was. Wegen Mangels an Beweisen hat man sie sogar nach etlichen Wochen wieder auf freien Fuß setzen müssen. Seither aber ist die Ramermochinger „Borschwasie" dasig und besonders der Kalterer.

Die Ramermochinger Kommunisten hingegen haben großen Zulauf, man hat sogar insgeheim einen gewissen Respekt vor ihnen.

Dialog / Ratatöskr

„Wir werden den Faschismus kriegen . . ."
Wieso? Den haben wir doch schon.
„Jetzt heißt es: brechen oder biegen!"
Wie ich dich kenne, lieber Sohn,
wirst du dich mehr ans Biegen halten.
„Und du?" — Ich bin ja wohl zu alt,
als Akrobat mich zu entfalten.
„Infolgedessen?" — . . . brech' ich halt.
Und hoffe nur, es wird mir glücken,
mich mit dem alten, steifen Rücken
erst noch symbolisch auszudrücken.

Eigenes Verschulden

(E. Thöny)



„Sixt, Loisl, als guater Christ tat' i ja so'n Jaga ganz gern no amoi beichten lassen, eh' i eahm z'sammschiaß', aber bals eahm so pressiert, kimmt er halt in d' Höll'!"

Von drei bis zehn Uhr

Fragmente eines Faschingsabenteuers

Von A. Wisbeck

„Nein, nein, lieber Freund, das geht nicht! Man ist ja allerdings im Fasching, und um drei Uhr morgens mag eine gewisse Freiheit der Sitten herrschen. Aber daß Sie nichts anderes zu tun wissen, als mir auf meine Liftboy-Hose zu klopfen — das geht wirklich nicht, beziehungsweise, es geht zu weit! Schließlich ist man eine anständige Frau und erst zum zweitenmal geschieden. Also tun sie gefälligst Ihre Hand da hinten weg! Ich liebe das nicht!"

„Aber Gnädige, aber Liebling, ich denke mir doch weiter gar nichts dabei, wenn meine Hand einmal so ganz zufällig an deinen Rücken gerät. Mag sein, daß es andere Männer von unanständiger Gesinnung gibt, die es versuchen, sich auf diese plumpe Weise anzunähern. Pfui! Ich gehöre nicht zu dieser gemeinen Sorte. Aber du hast ganz recht, man muß als anständige Frau auch schon den Anschein vermeiden, als sei man mit solchen Vertraulichkeiten einverstanden. Das verleitet einen Mann leicht dazu, sich weitergehende Erfolge zu versprechen. Ja, mein Liebes, ich warne dich sogar vor den anderen Männern, denn sie sind durchwegs gemein, und wenn man ihnen erst den kleinen Finger gibt, beziehungsweise sich auf die Hose klopfen läßt — na ja. Pfui! — So, Liebling, und nun lasse dir einen Kuß geben und sage ‚du' zu mir! Ich heiße Rudi!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Nein, nein, Rudi, auf keinen Fall! Das geht nun wirklich nicht, daß ich noch zu dir komme! Morgens um vier Uhr! Und wozu eigentlich? Mache dir keine falschen Hoffnungen, ich bin eine anständige Frau!"

„Weiß ich, weiß ich, und gerade deshalb darf ich den Wunsch äußern, noch ein Täßchen Kaffee bei mir zu trinken. Was ist da schon dabei? Natürlich, es gibt gemeine Männer — und das sind ja alle anderen —, die damit spekulative Absichten verfolgen würden. Aber man braucht ja nicht zu ihnen gehören, und ich hoffe nicht, daß du mich zu diesen Kerls rechnest. Also komm, Liebling, ich bestelle schon ein Auto!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Hübsch ist es bei dir. Aber ich habe gedacht, wir wollten ein Täßchen Kaffee trinken — — —?"

„Ja, ja, Liebling, nachher, das heißt, ich wollte sagen, ‚später'. So um zehn Uhr ein delikates Frühstück und vorher noch ein wenig plaudern — denn du mußt wissen, ich bin nicht wie andere Männer, die nun die Situation ausnützen würden! Pfui! Aber etwas bequemer kannst du es dir trotzdem machen. Es plaudert sich leichter. — Ja, ja, die anderen Männer sind ja oft so gemein. — Also komm! — Wer sich im Reißverschluß verwahrt, hat Mühe, Zeit und Kraft gespart! — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Rudi! Rudi! Es ist schon zehn Uhr!"

„Ja, ja, gerade um zehn schläft sich's am besten."

„Rudi, ich hab' dich sehr lieb!"

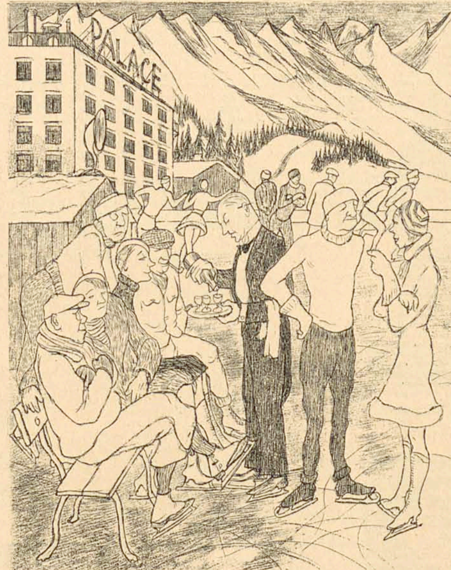
„Freut mich ungemein. Ich dich auch. Übrigens fällt mir gerade ein, daß ich kein Frühstück bereiten kann, weil die elektrische Leitung nicht funktioniert. Aber wenn du ein Taxi haben willst, kann ich es telefonisch rufen. Es wird in fünf Minuten zur Stelle sein."

„Wann sehen wir uns wieder?"

„Ein anderer Mann würde sagen ‚morgen'. Aber ich bin nicht so aufdringlich wie die anderen. Überlassen wir also alles Weitere dem Zufall! Gewohnheit stumpft die Liebe ab, und wir wollen uns doch wenigstens eine schöne Erinnerung bewahren! Dort drüben auf der Kommode liegt ein Handspiegel und unten hupt schon das Taxi. Gute Nacht, gnädige Frau, beziehungsweise guten Morgen!" — — —

Bedenken

(M. Frischmann)



„Sehen Sie, das freut mich, daß unsere neue deutsche Regierung so großes Vertrauen zum lieben Gott hat!" — „Ja, ja, ob er aber auch vier Jahre durchhält, wenn man ihn schon gleich am Anfang so strapaziert?"

Lieber Simplicissimus!

Ein Arbeiterdichter, nennen wir ihn Ede Palmström, ist nicht so verträumt, wie man sich einen Lyriker gern vorstellt. Er weiß, wie man als Schriftstellereibesitzer sein Geschäft liquid erhält. Seine Nachdruckstatistik ist berühmt, seine Kundenkartothek mustergültig, sein Mahnverfahren für ausstehende Honorare kocht die hartnäckigsten Schuldner weich. Wenn er in einem Monat vom Konto C: „Bekleidung" für Konto H: „Schreib- und Photomaterial" eine Anleihe aufnehmen muß, fühlt er sich dem Zusammenbruch seiner Existenz als Künstler nahe.

Als Palmströms neuestes Gedichtbuch „Weber, hört die Spindeln schnurren" erschien, sollte dafür gehörige Reklame gemacht werden. Der Verleger ließ einen Prospekt drucken, und dabei passierte ein schöner Druckfehler — nie wird zu erfahren sein, ob Tücke oder Fehlleistung —, der Prospekt sprach vom kassenbewußten Proletarier Ede Palmström . . ."

Selbsverständlich ist dieser Prospekt bis auf ein Exemplar im Besitz des Dichters eingestampft worden. Wenn Ede Palmström diese Geschichte hier vor Augen kommt, wird auch jenes letzte Exemplar vernichtet werden.

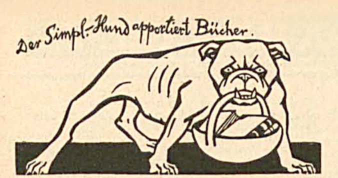
*

Meine gute, alte Waschfrau ist durchaus für Verdeutschung der Fremdworte. So fand ich neulich bei meiner Wäsche einen Zettel:

3 Hemden, 12 Taschentücher, 4 Paar Socken, 3 Kragen, 1 Nachtsportanzug.

— Der Deutsche Sprachverein sei auf diesen Beitrag zur Reinigung der deutschen Sprache nachdrücklichst hingewiesen!

H. N. B.



Hermann Glockner: Wilhelm Busch. Der Mensch. Der Zeichner. Der Humorist. (J. C. B. Mohr, Tübingen.)

Busch in einer Schriftenreihe „Philosophie und Geschichte"? Und von einem Heidelberger Extraordinarius traktiert? Keine Angst — es ist eine ganz leicht und angenehm zu lesende Abhandlung geworden; denn der Verfasser hat — um sein „Objekt" zu zitieren — „versucht, möglichst schlicht und bummlig die Wahrheit zu sagen". Allerdings: viel Neues sagt er grade nicht für den, der mit der Materie schon etwas vertraut ist. Er klopft ein bißchen auf den Busch, und da fliegt dann die Schopenhauersche Philosophie auf, über die sich ja immer wieder mehr oder weniger breit, mehr oder weniger tief plaudern läßt. Und manches andre fliegt auch noch auf, das bei Glockner nachzulesen sich wohl verlohnt. Gut und treffend scheint mir der resümierende Satz: „Buschs Humor ist nicht nur ein Humor im Angesicht des persönlichen Todes, sondern — was bedeutend mehr sagen will — ein Humor im Angesicht des allgemeinen Lebens und des allgemeinen Willens zum Leben." Dr. Owlglaß

Johannes Prinz: Das württembergische Kapregiment 1786—1808. 1932. (Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart.)

Keine der üblichen, für einen engeren Interessenkreis bestimmten „Regimentsgeschichten", sondern eher Sittengeschichte einer Zeit, in der deutsche Fürsten ihre zum Soldatendienst gepreßten Untertanen an fremde Staaten verschacherten. Als einer der geschäftstüchtigsten Landesväter erwies sich Herzog Karl Eugen von Württemberg mit der Aufstellung des „Kapregiments". Denn wenn er auch pro Kopf und Untertan von seinen knickerigen Auftraggebern, der „Niederländisch-Ostindischen Kompagnie", nur den dritten Teil des Preises erzielen konnte, der für einen Negersklaven verausgabt wurde, so durften Serenissimus immerhin noch einen Gewinn von 900 000 Gulden buchen. Erst die französische Revolution hat dieses „Gottesgnadentum" neben anderen Rechten auch um das einträgliche Privileg des Menschenhandels gebracht.— Von der zweiundzwanzigjährigen Leidensgeschichte der armseligen, nach Kapstadt, Ceylon und Java verfrachteten, schwäbischen Söldnerschar, von „Totensold" und „Sarg-Geldern" berichtet das Buch. Es ist Verdienst des Verfassers, den oft bestrittenen oder beschönigten Sklavenhandel, wie ihn deutsche Fürsten noch vor drei Menschenaltern mit ihren Landeskindern betreiben konnten, dokumentarisch belegt zu haben. Allerdings wäre dies zu Zeiten der Monarchie auch nicht möglich gewesen, denn die begreifliche Verschämtheit der Landesväter hatte das einschlägige Aktenmaterial der Einsichtnahme entzogen.

A. Wisbeck

Josef Breitbach: „Die Wandlung der Susanne Dasseldorf". (Verlag Kiepenheuer.)

Man soll sich nicht durch den staubig anmutenden Titel abschrecken lassen, das Buch ist lesenswert. Nicht wegen Susannens Wandlung, die nicht weit her ist, sondern wegen der Schilderung der Koblenzer Verhältnisse zur Zeit der Besetzung durch die Amerikaner. Diese für jedes Land beschämenden, empörenden oder grotesken Eingriffe eines Fremden, der im Hause nichts zu suchen hat, mag er noch so sehr glauben, er benehme sich manierlich, diese unvermeidbaren Konflikte, diese Anmaßungen, die immer dort auftreten, wo ein Militärstiefel hintritt, sind von Breitbach, einem ausgesprochenen, saftigen Erzählertalent, sehr gut herausgeholt worden. Er versteht sich auf unmittelbare Wirkungen, er liebt das Unkomplizierte; was ihm zu sagen bedeutungsvoll erscheint, liegt immer in der Welt des Gegenständlichen, und wie er es sagt, ist sympathisch. Er ist offen, unverblümt, schamlos im guten Sinne — aber niemals lüstern. Das ist wichtig, denn es ist in dem Roman viel die Rede von sexuellen Dingen. Wie immer, wenn junge Männer in militärischen Ballungen auftreten und dabei in ihren Privatinteressen geknebelt und unzufrieden bleiben, lebt sich der Eros auf eine üble, niedere und heuchlerische Weise aus — oder er lebt sich nicht aus, was ebenso schlimm ist. A. M. Frey

Fasching in dieser Zeit! / *Von Hans Seiffert*

Durch flitterbunten Riesensaal
tobt sozusagen Bacchanal:
Das Dünnbier schäumt. Die Weiße schmeckt.
Ein Millionär trinkt Apfelsekt.

Das Saxophon blökt mit Gefühl.
Die Damen tragen sex appeal.
Sie sind auch sonst noch kostümiert
und warten, daß etwas passiert.

Sie gingen gern mit jedem fremd.
Jedoch die Herren sind gehemmt
und überlegen dann und wann,
ob es noch langt zur Straßenbahn.

Die Kellner zittern angstgequält,
daß sie wer um die Zeche prellt.
Ein Irrer lacht. Das Bier wird schal.
Die Pleite wandert durch den Saal.

Die kleine Zeitgeschichte

Am Wirtstisch eines Marktfleckens im Innviertel. Der Bürgermeister, der Pfarrer und der Bezirksarzt, alle drei eingefleischte Altbayern, diskurieren über die Reichsreform, wie sie sie sich vorstellen. Im Süden kommt allerhand dazu: Österreich, Südtirol . . . „Und den Ungarn gebn ma an Pallasch und an Taschenspiegel, nacha kommas scho . . .", sagt einer. Aber im Norden! Berlin muß weg, und Pommern muß weg . . . „Und ibahaupts, dös ganze Glump schenk ma her!" Immer gewagter werden ihre Gedanken, immer kühner ihr Partikularismus. Schließlich der Bürgermeister: „Dö Preißn . . . dö Preißn, sag i, dö wern einfach an Polen abgetreten!" Drauf der Bezirksarzt: „Recht hams, recht hams . . . da hätt ma zwoa Fliegn mit oan Schlag . . . dös ist dann gleichzeitig das Finis Poloniae!" A. v. B.

*

Der Leiter des politischen Diskussionszirkels zog soeben die Schlußsumme aus seiner großangelegten Apologie der deutschen Republik und sprach zur Runde seiner Damen und Herrn: „Vergleichen wir nun die deutsche Republik mit einer jungen, zarten Frau — und solches müssen wir füglich tun, in Anbetracht der großen Jugend des heranwachsenden Staatswesens —, so haben wir uns ernstlich zu fragen: wodurch hat sich die junge zarte Frau bisher am stärksten hervorgetan?" Säuselte ein linder Sopran: „Durch heftigen Männerverbrauch." Teha

*

„Und nun, Meier, nennen Sie die letzten ruhmreichen Schlachten", sagte der Geschichtslehrer, „wo die Deutschen dem Feinde blutige Verluste beibrachten."
„Die Saalschlachten." T.

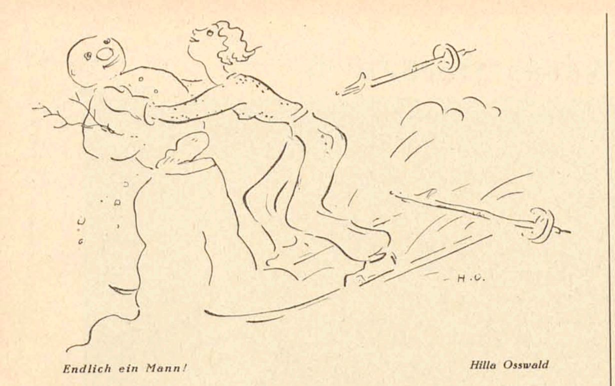
*

Verein für gefallene Mädchen.
Ein armes Kind klopft.
„Helfen Sie mir! Ich will anständig bleiben!"
„Sie sind noch anständig?"
„Bis jetzt — ja", stöhnt voller Angst das Mädchen.
Der Verein bedauert: „Wir haben genug gefallene Mädchen zu unterstützen." j. h. r.

Auf stiller Wacht *(Rudolf Kriesch)*



„Siehste, Heinz, det is die wahre Kunst der Stratejie: man darf den Feind nie so heftig bekämpfen, daß man nich morjen mit ihm zusammen rejieren kann!"



Endlich ein Mann! — *Hilla Osswald*

Vom Tage

Ein dänischer Landwirt macht Propaganda für die Idee, an Stelle der Pferde in der Landwirtschaft das Kamel einzuführen. Dies gedeihe in unserm Klima ganz ausgezeichnet. Wenn man gleich in zahlenmäßig zureichenden Mengen Kamele heranziehe, würden sie sehr zu einer Steigerung des Reinertrags in der Landwirtschaft beitragen.

— In Deutschland längst überholt! Hier haben die Großagrarier zur Steigerung ihres Reinertrages die gesamte Verbraucherschaft herangezogen, die an Bedürfnislosigkeit, Geduld und Ausdauer das Kamel weit übertrifft.

*

Die Autarkie-Bestrebungen treiben seltsame Blüten. So wurden kürzlich mit Unterstützung der Reichsbahn Regierungsmaßnahmen geplant, die der Forderung: „Deutsche, verbraucht nur deutsche Papiersäcke!" entsprechen sollten. Durch Zufall kam aber auf, daß es sich bei der ganzen Kampagne um den Privatvorteil einer deutschen Papiersackfabrik handelte, die eine lästige schwedische Konkurrenz loswerden und ein Monopol mit entsprechender Preissteigerung erreichen wollte.

— So kam denn mal die Katze im Sack aus einem hervor; in wieviel andern aber müssen wir sie immer noch teuer kaufen! Teha

Kuriosa

Gestern fand ich im Briefkasten einen mit Gummistempel bedruckten Reklamezettel:

Vortrag in der Alten Burg am A. Theater.
Schurig, Schachtstr. 2. Leipzig N 22
Original-Naturforscher empfiehlt sich zur Familienunterhaltung von Pflanze und Tier, welches der Gärtner und die Wissenschaft nicht weiß von 15 Pfg. an.
Der große Meister zum Selbstkostenpreis Heft 5 Pfg. Übertrifft Haller. Übertrifft Haeckel. Übertrifft Darwin. Postkarte genügt.

*

Inserat aus der „Feder", Organ des Allg. Schriftsteller-Vereins, Nr. 788, vom 1. Febr. 1933:

Sächs. Tragödiantin
an d. Küste sucht Schriftsteller
für ihren aufgesetzt. Lebensroman (Politisch). Es kommt nur ein Vaterländ. Freigeist m. Psychol. verst. Pont. Erzgebirgler in Frage.
Off. unt. V. M. a. d. Fed.

*

Aus dem „Altöttinger Liebfrauenboten" vom 31. Dezember 1932:

Wünsche mir einen Mann mit wahrer Herzensbildg. und idealer Gesinnung mit Beruf oder Rente zwecks Josephsehe. Bin einfaches Frl., anfangs der 30er Jhr., selbständig, mit kl. Geschäft und Wohnung. Habe ein Kind, für das gesorgt wird. Ernstgemeinte Zuschriften an die Exp.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Johannes Resch, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Neues Sterben

(Karl Arnold)



„Lassen Sie die Gasverschwendung, gute Frau! Sehen Sie sich eine Parteikundgebung an, da enden Sie ehrenvoller!“

Blick in die Zukunft

(Jeanne Mammen)



„Weeß nich, weeß nich, Kindchen, ick habe 'ne dunkle Ahnung, daß wa in diesem Jahr noch mehr als eenen Aschermittwoch erleben werden!"

Randbemerkungen

Der billige Walfischtran hält seit langem am Fettmarkt die Butterpreise nieder, auf dem Umweg über künstliche Fette. Der Reichsernährungsminister formulierte diese Wirtschaftstatsache mit den Worten: „Der Walfisch ist der stärkste Konkurrent der Kuh."

— Wenn eine Fusion zwischen beiden gelingen sollte, werden unsre Konzerne um ein reizendes Monstrum vermehrt sein.

*

Eine neue Methode, Babys, die keinen Vater haben, dennoch an den Mann zu bringen, macht von sich reden. Es hat sich binnen kurzer Zeit in drei Städten der Fall ereignet, daß nächtlicherweile heimkehrende Zecher nicht nur einen Rausch, sondern auch einen Säugling im Arm mitbrachten. Einer erinnerte sich dunkel, daß sich unterwegs ein Mädchen an ihn herangemacht und ihm etwas überreicht hatte; den anderen fehlte jegliche Erinnerung.

— Vorsicht im Fasching! Selbst bei allerstrengster Zurückhaltung bestehen noch ungeahnte Möglichkeiten, Vater zu werden.

T.

Wirtschaftsbelebung durch Lynchjustiz

(Erich Schilling)



Um der chemischen Industrie und der Landwirtschaft neue Absatzgebiete zu eröffnen, sollen oppositionelle Politiker in Zukunft geteert und gefedert werden.

Das Heils-Problem / *Für Laien erläutert von Karl Kinndt*

Ohne Zweifel wurzelt alle Kraft
unsres Volkes in der Landwirtschaft!
Ist der kleine Bauer schon viel nütze,
wieviel mehr erst die Großgrundbesitze!

Aber trotz der Osthilfe-Millionen
will und will sich das Geschäft nicht
lohnen —:
darum muß man es durch Zölle schützen,
daß die Preise in die Höhe flitzen!

Doch das so verteuerte Produkt
braucht die Masse, die es kauft und
schluckt —:
darum liegt ein weitrer Teil der Kraft
unsres Volks in der Verbraucherschaft!

Mittels Arbeitslohn für Hand und Kopf
wandert Fleisch und Schmalz erst in den
Topf.
Und die höchsten Preise helfen nicht,
wenn's dem Konsument an Geld gebricht!

Folglich: soll die Landwirtschaft
bestehen,
muß man auch den Arbeitslohn erhöhen!
Leider wehrt sich nun hiergegen die
dritte Kraft des Volks: die Industrie!

Diese fühlt sich wirtschaftlich beengt,
wenn man nicht die Arbeitslöhne senkt:
was der Landwirtschaft die Autarkie,
ist die Hebung des Exports für sie!

Denn nur wenig inländ'sche Familien
kaufen Autos, Kohlen und Textilien,
weil — wie vorerwähnt — der Arbeitsmann,
kaum die teure Nahrung kaufen kann — — —

Diesen Gord'schen Knoten zu entwirrn,
braucht's — statt eines Schwerts — wohl
mehr ein Hirn!
Denn Verteuerung bei Kaufkraftschwund
bringt uns doch nur weiter auf den Hund.

Darum klingt's auch aus den weitgefunkten
Hitlerischen zwölf Regierungs-Punkten:
Es muß anders werden, als es war!
(Nur das „Wie“ ist leider noch nicht
klar — — —)

Graf im Bart, Ihr seid der reichste! / Von Hans Seiffert

In der Halle des Beau-Rivage in Nizza saßen zwei jener deutschen Journalisten, deren Aufgabe es ist, den kleinen Mann in Kottbus, Remscheid und Offenbach über das Leben und Treiben der großen Welt an der Riviera stets auf dem laufenden zu halten. Der kleine Mann und Abonnent braucht das; je kälter und trostloser es bei ihm zu Haus ist, desto mehr verlangt ihn, vom Frühling und den upper ten an der Côte d'Azur zu hören.
Die beiden hatten sich so placiert, daß sie die Hotelhalle und ihre Gäste bequem überblicken konnten, und tauschten nun ihre Bemerkungen über das internationale und erlesene Publikum.
„Sehen Sie dort den Maharadscha von Radjputana. Man schätzt ihn auf zehn Millionen Goldpfund Vermögen. Ihm sollen da in seinem Land fast drei Viertel des Bodens gehören, mehr als dreißigtausend Quadratkilometer fruchtbares Ackerland."
„Donnerwetter! Aber ist das nicht die Gegend, wo jetzt immerzu Hinduaufstände sind? Und mit den Engländern soll er auch nicht besonders stehen. Immerhin ein bißchen wacklig, diese Position, was?"
„Möglich. Ah, jetzt kommt Mister Bigford, der Kupferkönig. Sieht glänzend aus trotz seiner neunundsechzig Jahre . . ."
„. . . und trotzdem seine Aktien einundzwanzig stehen gegen vierhundertneunundachtzig vor vier Jahren. Mein Gott, muß der Mann Verluste gehabt haben!"
„Na ja, wer hat die schließlich nicht! Ganz spurlos ist die Krise auch nicht am Duke of Norfolk vorbeigegangen, der da in der Nische die ‚Times' liest. Ihn soll der Pfundsturz furchtbar mitgenommen haben."
„Kann ich mir denken. Wer ist eigentlich der Schlanke mit den angegrauten Schläfen und den melancholischen Augen?"
„Das ist doch, warten Sie mal einen Moment — aber das ist doch der Marquis de St. Hilaire. Kein Wunder, daß ich ihn nicht gleich erkannt habe; der Mann ist ja bloß noch ein Schatten seiner selbst! Daß ihn die Sache so angreifen würde . . ."
„Welche Sache?"
„Der Parlamentsskandal, in den er verwickelt wurde. Bestechungsgeschichte mit irgend so einer Schiffahrtsgesellschaft. Hat mächtig Haare lassen müssen. Eine Frau war da natürlich auch mit im Spiele, wissen Sie, die Germaine Haricotvert . . ."
Die beiden Journalisten setzen ihre Unterhaltung flüsternd fort; es gibt da so diverse pikante Intimitäten, man sieht es an den lüstern gespannten Nasenflügeln. Plötzlich unterbrechen sie sich und blicken zur Tür, durch die eben ein Neuankömmling straff und selbstbewußt die Halle betritt. Und der am besten Unterrichtete der

Faching Berlin O

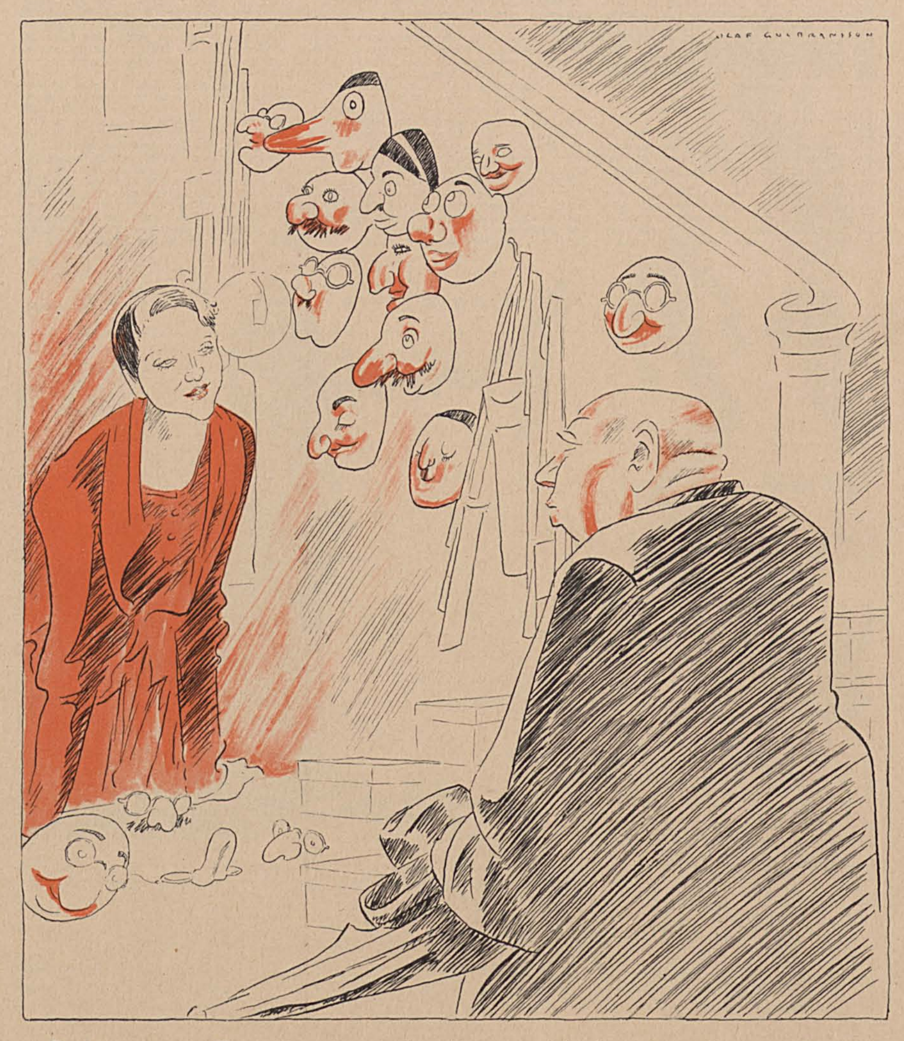
(Karl Arnold)



„Nich meckern, Herr Wachtmeester, der Fasching is ooch vom neuen System toleriert!"

Faschingsbedarf

(Olaf Gulbransson)



„Bedauere, mein Herr, die rein arischen Nasen sind leider schon alle ausverkauft!"

beiden sagt: „Sehen Sie, da kommt Herr von und zu Pritzwalk auf Itzenplitz. Stammt übrigens aus Ihrer Gegend, hat in Kreis Osterode und Kreis Gerdauen mehrere Güter. Und blendend sieht er aus, was?"

„Kein Wunder!" erwidert der andere. „Was auch immer geschieht, und wenn die ganze Welt untergeht —: Für ihn bürgen sechzig Millionen Deutsche mit Hab und Gut. Er wird stets saniert!"

Maskerade der Jüngsten

In der „Neuen Sammlung" des Nationalmuseums in München gibt es eine von Dürer bis Lendeke reichende Ausstellung „Die Modezeichnung". Die sechzehnjährige Tochter eines Freundes erzählte mir von einer Führung ihrer Klasse durch die Ausstellung. Zum Schluß hatte die Lehrerin die Mädel gefragt, welche Damenkleidung sie am liebsten zur jetzigen Mode erheben würden. Und die ganze Klasse hatte für das viktorianische Zeitalter gestimmt, für „cul de Paris", für üppige Rüschen und Schleifen, Röschen und Bänder, raschelnde Seidenfülle und Spitzenhöschen . . .

„Aber wirkt denn gar nicht der Geist der Zeit auf euch, der Geist der Schlichtheit, des Sports und der betonten Nüchternheit?" fragte ich die Kleine.

„Auf uns schon", war die Antwort, „aber nicht auf die Männer." Teha

München, 5. März 1933 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 49

SIMPLICISSIMUS

Des Deutschen Frühlingslied

(Th. Th. Heine)



Der März ist gekommen, die Knüppel schlagen aus,
Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zuhaus.

Und die Bürger, die g'schlafen hab'n die lange Winterszeit,
Die werden wieder munter und wählen voll Freud'.

Ach, ja — — / *Von Karl Kinndt*

— — Auch Amerika hat Sorgen,
weil die stärksten Banken wanken —:
dafür darf man nun ab morgen
Alkohol als Tröstung tanken.

Krieg entbrennt im fernen Osten
trotz der Völkerbund-Proteste.
Und man läßt das Schwert nicht rosten,
sondern schleift es — aber feste!

Süße Eintracht, holder Frieden
eint nicht mal die deutschen Dichter —:
Rigoros wird ausgeschieden
pazifistisches Gelichter — —

Außenkriege — Innenkriege —
Alle Menschheit ist zerspalten —
Dieser feiert seine Siege,
jener muß die Schnauze halten!

Morgens liest man stets von Toten,
weil das so dazu gehört.
Und die Zeitung wird verboten,
weil sie Ruh' und Ordnung stört.

Ach, sie hängt an keinem Baume,
und sie hängt an keinem Strick:
sie verpufft im leeren Raume,
unsre deutsche Republik — —

Johanna im Fegefeuer / Von Charly Conrad

Alle Glieder schmerzten ihr. Die Schuhe waren längst voll Wasser und gaben bei jedem Schritt ein Geräusch, wie wenn jemand Suppe schlürft. Der Schnee lag hoch. Der Himmel war von einem gleichmäßigen, grünlichen Grau. Einige Krähen flogen wie schwarze Schatten darüber hin. Johanna schritt angestrengt weiter. Sie war auf dem Wege zu dem kleinen, einsamen Heidedorf, wo ihre Eltern wohnten. Vor vier Jahren war sie in die Stadt gekommen und war in dem Hause eines Rechtsanwaltes als Dienstmädchen angestellt worden. Ein Jahr später trug sie ein Kind von ihm. Er bewog sie dazu, sich des Kindes zu entledigen. Von da an ging es abwärts mit Johanna. Sie nannte sich Jeanne und lebte von der Freundschaft älterer, verheirateter Männer. Zuletzt hatte sie mit Hilfe ihrer körperlichen Reize einen dieser Herren dazu gebracht, daß er ihr ein Kapital zur Gründung eines kleinen Konfektgeschäftes lieh. Statt das Geschäft wahrzunehmen, schlief sie nun bis in den Mittag, und die Einnahmen verwandte sie nicht zum Einkauf neuer Waren, sondern zu ihrem eigenen Vergnügen. Bis der ganze Betrug an den Tag kam und sie wieder so arm war wie zuvor. Da nahm sie einen Wäschestrick und hängte sich an dem hohen Kachelofen in ihrem möblierten Zimmer auf. Ein Student jedoch, der im Nebenzimmer wohnte, hörte ihren letzten kleinen Schrei und schnitt sie mit seinem Zigarrenscherchen wieder ab. Jetzt wußte sie keine andere Zuflucht mehr als die Eltern.

Ermattet blieb sie stehn. Der Rücken schmerzte ihr, und die Augendeckel fühlten sich wie wund an. Sie wagte gar nicht mehr, die Augen zu bewegen. Die Zähne schlugen aufeinander. Sie fühlte, daß sie schweres Fieber hatte. Sie bekam wieder ihren Hustenanfall. Es schnitt ihr wie mit Messern durch die Brust. Sie krümmte sich. Alles Blut drang in den Kopf, und die bohrenden Schmerzen darin nahmen zu. Der Himmel begann sich langsam vom Horizont aus zu verdunkeln. Es war gegen sechs Uhr nachmittags. Noch immer war kein Haus zu sehn. Der Frost zog an. Johanna dachte: Wenn ich hier im Schnee umfalle, bin ich erledigt. Vor zwei Wochen wäre ihr das recht gewesen, aber jetzt wollte sie zu ihren Eltern. Taumelnd stampfte sie weiter. Nicht nur die Krankheit wirkte deprimierend auf sie. Auch ihr Schuldgefühl steigerte sich bei dem Gedanken, daß sie nun bald ihren Eltern gegenübertreten würde, ins Unerträgliche. Das Fieber erschien ihr, die von Haus aus sehr religiös erzogen war, als eine Art Fegefeuer, in dem sie ihre Sünden abbüßen müsse. Plötzlich sah sie etwa hundert Meter vor sich eine kleine Erhöhung im Schnee und einen dunklen Fleck. Sie hielt darauf zu. Es war eine gänzlich zugeschneite Vogelhütte. Johanna erinnerte sich: hier fing Teunebachs Heinrich im Sommer Vögel. Das kleine Bretterhäuschen war über die Hälfte in die Erde eingelassen. Johanna verspürte ein heftiges Stechen in den Schläfen, sie schrie: „Mutter!" und sank nieder. Die Hände durchbrachen die hartgefrorene Oberfläche und sanken in einen eiskalten, hartkörnigen Schnee. In ihrem Kopf brauste es wie ein Wasserfall. Ihr ganzer schmaler Körper zitterte im Schüttelfrost.

Nach einer Weile vermochte sie sich wieder auf die Knie zu erheben. Sie öffnete die Brettertür, welche weder Riegel noch Schloß besaß, und kroch in das Innere. Es war ziemlich warm hier. Ein fauliger, dumpfer Modergeruch stand wie stagniertes Wasser zwischen den mit grünlich-weißem Schimmel bedeckten Wänden. Das kleine Fenster war zugeschneit und ließ nur einen blassen Lichtschimmer herein. Auf dem Lehmboden lag, mit dem Rücken nach oben, ein Mann im Jägeranzug. Das spitze, grüne Jägerhütchen mit einer bunt schillernden Feder hatte er noch auf dem Kopfe. Vom Gesicht war nichts zu erkennen, da es nach unten lag. Johanna, auf den Knien neben der Tür hockend, sagte: „Guten Abend." Es war, als habe sie in ein Wattekissen gesprochen. Der dumpfe Raum nahm sogleich die Worte von ihrem Munde und erdrosselte sie. Der Mann am Boden rührte sich nicht. Neben ihm lag ein Jagdgewehr. Johanna schleppte sich näher heran und sah, wie kleine schwarze Käfer in seinem Haar herumkrochen und aus seinem Ärmel hervorgewandert kamen. Johanna war zu sehr von ihrem eigenen Schmerz gepeinigt, als daß sie sonderliches Grauen hätte empfinden können. Sie legte sich auf die Pritsche, welche unter dem verschneiten Fenster stand, und zog den Strohsack über sich. Er fühlte sich feucht an. Aus der Pritsche stieg Kälte auf. Johanna flog auf und nieder, als schüttele sie eine unsichtbare Faust. Immer wieder mußte sie husten, und dabei wimmerte sie vor Schmerzen. Schließlich setzte sie sich noch einmal auf, nahm aus ihrem Handtäschchen die Nagelfeile und begann, damit den Strohsack am oberen Ende aufzuschlitzen. Dann trat sie mit den Füßen hinein und zog sich den Sack bis über die Schultern. Das Stroh raschelte. Johanna dachte schaudernd an die kleinen schwarzen Käfer, die sie an dem Toten gesehn hatte. Sie fühlte sonderbare Bewegungen auf ihrer Haut. Sie wollte sich erheben, aber sie konnte es nicht. Sie war völlig erschöpft. Das Blut schlug hart und dünn wie Draht in den Schläfen. Sie geriet in eine Art Halbschlaf. Es war völlig dunkel in der Hütte. Plötzlich war es Johanna, als komme von dort, wo der tote Mann am Boden lag, ein schwaches, grünliches Leuchten wie von verfaulendem Holz. Das Leuchten wurde stärker und dehnte sich immer weiter aus. Johanna hatte ein feierliches und zugleich unheimliches Gefühl. Es war ihr, als müsse jeden Augenblick eine Orgel zu spielen beginnen, wie in der Kirche. Nun erfüllte das Leuchten den ganzen Raum. Der Mann mit dem Jägerhütchen stand neben der Pritsche. Sein Gesicht war entsetzlich zerfallen. Die Zähne lagen bloß. Johanna wollte aufspringen, aber ihr Körper blieb ausgestreckt liegen, als sei er an die Pritsche genagelt. „Es tut mir leid, daß ich Sie erschrecken muß", sagte der Mann. „Aber ich finde keine Ruhe. Ich habe hier in dieser Hütte meine Frau betrogen mit einer Magd aus Bergerhofen. Meine Frau hat sich vergiftet, und ich habe mich, wie Sie sehen, erschossen. Ich möchte so gerne Ruhe haben, aber das böse Gewissen quält mich. Wissen Sie, was das heißt, ein böses Gewissen haben?" Bei diesen Worten bekam sein Gesicht trotz der Entstellung durch die Fäulnis eine Art wehmütigen Ausdrucks. Johanna dachte daran, wie sie sich vor zwei Wochen hatte erhängen wollen, und empfand in der Erinnerung an ihre Qualen ein starkes Mitleid mit dem Mann. Er lächelte leicht und traurig. „Ab und zu ging ein Mensch hier vorüber, aber niemand trat ein. Ich war dann immer sehr traurig, denn ich möchte endlich in mein Grab gelegt werden und Ruhe haben, wie alle anderen Christenmenschen auch." Damit trat er näher, stützte seine Hand auf den Strohsack und blickte Johanna ins Gesicht. Sie sah, daß seine Hand wie eine glühende Kohle auf ihrem Strohsack lag, und wunderte sich, daß das Stroh nicht Feuer fing. „Kann ich Ihnen helfen?" fragte sie und berührte vorsichtig seine Hand, die sich merkwürdigerweise sehr kühl anfühlte. Er sah sie mit einem dankbaren Blick an. „Ja", sagte er, und ließ sich vor der Pritsche in die Knie sinken. Johanna empfand seit langer Zeit zum ersten Male wieder eine tiefe Freude, und es war ihr, als könnte sie nun alles wieder gutmachen, was sie getan hatte. „Ich bin erlöst, wenn mich ein reines Mädchen küßt", sagte leise der Mann mit dem Jägerhütchen. Er hatte sein Gesicht in den Strohsack vergraben. Johanna wand sich in furchtbaren Qualen. Es war ihr, als liege sie auf einer schmutzigen Straße. Der Staub drang ihr in die Augen und klebte an ihren

Abzählen

Von Peter Scher

Bismarck, Bülow, Bethmann, Papen . . .
auf den Feldern schrein die Raben,
in der Erde ruhn die Toten,
manche Zeitung wird verboten,
die Gerechtigkeit wird siegen,
Schweinepreise sind gestiegen,
in den Lüften tönt ein Brausen,
Katzen müssen immer mausen,
Männer sieht man aufrecht wandeln
und mit Überzeugung handeln,
jede Zeit hat ihre Ware,
nächstens kommen auch die Stare,
gestern hört' ich schon zwei Finken,
bessere Zeiten sieht man winken,
hoffnungsvoll und unverdrossen,
jede Nacht wird wer erschossen,
jeden Tag wird wer geboren,
da und dort wird Mut verloren,
manchmal wird er auch gefunden
und vom Andern vorgebunden.

Laßt uns unsre Nerven stählen,
laßt uns an den Knöpfen zählen,
was sie nicht verboten haben:
Bismarck, Bülow, Bethmann, Papen . . .

Wie die Alten sungen . . .

(E. Schilling)

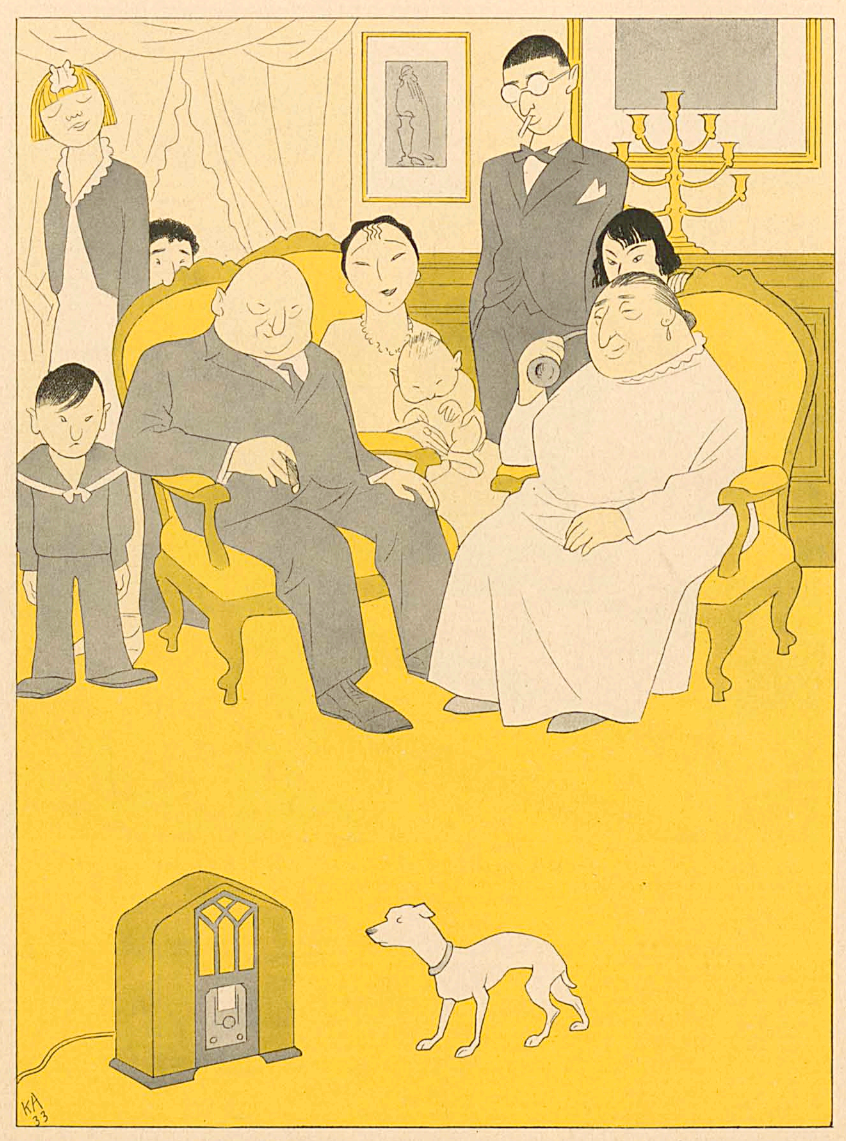


„Papa, Papa, der Emil bohrt sich immer alle Rosinen aus dem Kuchen, und dann sagt er, er opfert sich fürs Vaterland!“

Haaren. „Ich bin schlecht“, sagte sie. Sie zuckte zusammen. Über ihr war ein Brausen, wie wenn Sturm durch einen Hochwald fährt. Aus dem Sturm sprach eine starke, klare Stimme und nannte sie bei ihrem vollen Namen: „Johanna Maria Enemark, das Feuer wird dich rein brennen!“ Dann war alles still. Sie faltete die Hände und bemühte sich, in diese Stille hinein so laut und deutlich zu sprechen, wie sie es nur vermochte: „Dann will ich ins Feuer!“ Eine Weile blieb es still und schwarz um sie, dann fuhr ihr eine Faust in den Nacken und zog sie hintenüber. „Vornüber! Vornüber!“ flüsterte sie vergeblich. Sie fiel in eine unerträgliche Hitze. Aber noch mehr als diese äußere Glut, welche Johanna an die trockene, ein wenig staubige Hitze in dem Backhaus ihrer Eltern erinnerte, quälte sie eine innere Glut. Es war ihr, als müsse sie von innen heraus verbrennen. Das Blut in ihren Adern schien sich in siedendes Blei verwandelt zu haben. In ihrem Kopfe war ein derartiges Klopfen und Brausen, daß sie nichts mehr wahrzunehmen vermochte. Es war das gleiche Gefühl, als hinge sie wieder am Strick. Es nimmt kein Ende! Es nimmt kein Ende! dachte sie verschwommen. Der Mann mit dem Jägerhütchen kam durch die schwarze heiße Luft auf sie zugeflogen. Er ruderte mit den Armen, als seien es Flügel. Sie sah die bloßen Zähne des Gespenstes und richtete sich auf, diesen grauenhaften Mund zu küssen. Als ihre Lippen ihn berührten, fühlte sie die Zähne. Sie waren eiskalt. Es war ihr, als schlüpften sie wie kleine glatte Fische in ihren Mund. „So“, sagte eine tiefe Stimme, „und gleich kommt der Wagen. Dann bringen wir dich heim.“ Johanna öffnete die Augen. Es war hell. Vor der offenen Tür stand ein Gendarm. Er hielt ein Wasserglas in der Hand. „Warum wollen wir denn gar nichts trinken, Johanna Enemark?“ fragte er. „Fieber macht doch Durst.“ Sie antwortete nicht. Sie empfand eine friedliche Ruhe, wie in der Kindheit. Arme und Beine hatte sie lang ausgestreckt. Die Hitze war aus ihren Gliedern gewichen. Sie erkannte den Gendarm. Es war Hans Henricksen. Sie hatte als Kind mit ihm Klabautermann gespielt und kleine Walderdbeeren aus dem Garten des Lehrers gestohlen. Johanna hob den Kopf ein wenig. Durch die Tür sah sie ein Stück klaren Himmel und den Schnee, der blau und gelb in der Sonne schimmerte. Der Leichnam war verschwunden. Johanna ließ den Kopf wieder sinken. Von ferne hörte sie Peitschenschlagen. Sie fühlte sich in Sicherheit.

Der Kanzler spricht

(Karl Arnold)



„Welch ein Fortschritt! Früher hat er uns das Anhören seiner Reden verboten, nun spricht er höchstselbst unter uns!"

Herr Eschwege, Kandidat der Nationalpartei bei den bevorstehenden Landtagswahlen, betrat ein Abteil erster Klasse des Zuges, der ihn in seinen Wahlbezirk bringen sollte. In diesem Abteil saß bereits Herr Torgau, sein Gegenkandidat von der radikalen Partei.

Die beiden Herren begrüßten einander höflich, man darf wohl sagen herzlich. Pflegen sich doch auch Reisende von Konkurrenzfirmen der gleichen Branche bei solchen Gelegenheiten höflich, man darf wohl sagen herzlich, zu begrüßen. Man unterhielt sich. Über das Wetter, über den Stand der Fußballmeisterschaften, über die Wahlaussichten. Dann bat Herr Eschwege um Entschuldigung und begann, sich in das Manuskript seiner Rede für die heutige Wahlversammlung zu vertiefen. Herr Torgau tat das gleiche. Der Zug rollte. Draußen Landschaft, drinnen Schweigen. Endlich ließen die beiden Herren die Manuskripte sinken. Gleichzeitig. Die Reden waren gleich lang.

„Dürfte ich Sie um eine Gefälligkeit bitten, Herr Kollege?“

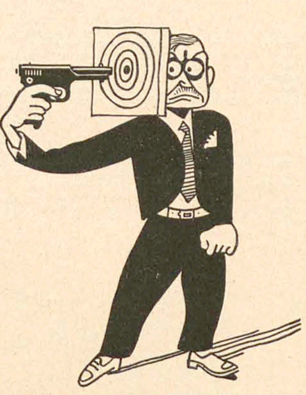
„Selbstverständlich.“

Herr Torgau zögerte noch. Dann sagte er: „Ich glaube, die Rede wirkt — aber man weiß doch nie — gesprochen klingt alles ganz anders — kurz, dürfte ich Ihnen meine Rede vorlesen? Ihre Meinung als Fachmann wäre mir ungemein wertvoll.“

„Aber gern. Ich bitte darum.“

Der Kandidat Torgau las. Der Kandidat Eschwege hörte aufmerksam, sichtlich interessiert zu. Der Kandidat Torgau kam zum Schluß: „Vier Jahre lang hat engstirniger Nationalismus dieses arme Land zugrunde gerichtet. Vier Jahre lang hat der Mann aus dem Volke die Faust in der Tasche geballt und geduldig auf die Stunde der Abrechnung gewartet. Die Stunde ist gekommen, Genossen! Die Herren der Nationalpartei wagen es, euch einen Eschwege als Kandidaten zuzumuten, einen Menschen, von dem nicht einmal ein Hund ein Stück Brot nehmen würde, einen abgefeimten Schurken, dessen ganzes Leben eine ununterbrochene Kette von Gaunereien und Gemeinheiten war. Auf diese unverschämte Zumutung gibt es nur eine Antwort: Keine einzige Stimme diesem Eschwege! Jagt ihn davon!“

Herr Torgau hatte gesprochen und saß, Applaus erwartend, da. In Herrn Eschweges Gesicht jedoch standen kritische Falten.



Um ganz sicher zu gehen! — *Karl Holtz*

„Im großen und ganzen ausgezeichnet“, sagte er, „nur scheint mir der Schluß etwas abzufallen. Da gehört noch ein wenig mehr Schwung hinein. Warten Sie, Herr Kollege, wie gefällt Ihnen das: Keine einzige Stimme diesem Halunken! Jagt ihn zum Teufel!“

„Blendend!“ rief Herr Torgau mit neidloser Bewunderung, „herzlichen Dank! Zu Gegendiensten gern bereit.“

Herr Eschwege lächelte: „Ich nehme Sie beim Wort, lieber Kollege. Jetzt müssen Sie auch meine Rede über sich ergehen lassen.“

„Gern. Mit Vergnügen.“

Nun las der Kandidat Eschwege. Sein Schluß lautete:

„Hört nicht auf die heuchlerische Stimme dieser radikalen Volksverführer, die euch das Blaue vom Himmel herunterversprechen, in Wirklichkeit aber nur an ihre eigene Tasche denken. Seht ihn euch doch nur ein wenig näher an, diesen famosen Herrn Torgau! Daß er ein Dummkopf und ein hohler Schwätzer ist, würde ja noch nichts ausmachen. Daß er aber gleichzeitig ein Schwerverbrecher ist, der schon längst ins Gefängnis gehörte, das ist doch zu viel! Fegt ihn hinweg! In das Gefängnis mit ihm, wo er hingehört!“

Herr Torgau hatte mit der Kennermiene des Fachmannes zugehört. Er hatte nur eine geringfügige Kleinigkeit auszubessern.

„Blendend! Höchstens — wenn ich den Vorschlag machen dürfte — statt Gefängnis besser Zuchthaus. Zuchthaus klingt stärker, eindringlicher. Ins Zuchthaus mit ihm! Bei der Silbe Haus dann wieder abklingen lassen.“

Herr Eschwege versuchte es und war von der Wirkung überrascht.

„Erstaunlich, was so eine kleine Nuance ausmacht. Aufrichtigen Dank, Herr Kollege.“

Man war am Ziel, wünschte sich Halsundbeinbruch und eilte seinem Wahllokal zu. Herr Eschwege nach links und Herr Torgau nach rechts, obgleich es eigentlich hätte umgekehrt sein müssen.

*

Die Wahlversammlungen nahmen einen erregten

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Johannes Resch, München • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.



Bruno Wellenkamp: „Sehnsucht mit Erfolg". (Verlag Ullstein, Berlin.)

Hier wird das Schicksal dreier junger Menschen unserer Tage angepackt, die nicht wissen, wo sie bleiben sollen, die nicht wissen, wovon sie leben sollen. Sie finden sich zusammen, um sich irgendwie durchzubringen: ein Mädchen, zwei Männer. Einer geht im Verlauf abenteuerlicher Geschehnisse durch Selbstmord unter — ein Schwächling, dessen Schwäche wohl das liebende Mädchen rührt, weniger den Leser —, die beiden anderen schlagen sich durch in eine positive Situation, ihre „Sehnsucht" hat „Erfolg". Das Buch ist in der Qualität uneinheitlich. Neben guten, lebendigen Dialogen stehen ausgeleierte in einem Papierdeutsch. Neben der inneren Wahrheit äußerer Ereignisse voll Symbolkraft finden sich unglaubwürdig konstruierte Szenen. Aber der Autor ist jung, es soll sich um seinen ersten Roman handeln, und der vermittelt doch überwiegend Eindrücke, die erwarten lassen, daß Wellenkamp sich durchsetzen wird bei seinem nächsten Buch gegen sich selbst und gegen die Gefahr, es sich allzu leicht zu machen. Jedenfalls gibt „Sehnsucht mit Erfolg" streckenweise ein ganz eindrucksvolles Bild von den tragischen Nöten heutiger Jugend, die auf das Notwendigste verzichten muß, auf etwas, das so dringend ist wie Wasser und Brot: auf Arbeit. A. M. Frey

Joachim Ringelnatz: Die Flasche und mit ihr auf Reisen. (Rowohlt, Verlag, Berlin.)

Ringelnatz' Stück „Die Flasche", mit dem der Autor auf Reisen ging, erscheint hier in Buchform. „Eine Seemannsballade" nennt er es anspruchslos. Ich muß gestehen, daß sich das Stück jetzt besser liest, als es seinerzeit (in München) gespielt wurde. Übrigens wurden ihm damals die Theaterkritiker in keiner Weise gerecht; weil die meisten von ihnen verlernt haben, entsprechende Maßstäbe anzulegen. „Die Flasche" mag zwar als Bühnenstück ungeschickt und technisch unbeholfen sein — schon deshalb kein „Machwerk"! —, als Dichtung bleibt sie rührend, weil sie von einer herrlichen Idee erfüllt ist. Das muß anerkannt werden. Natürlich ist sie sentimental: Wie Seeleute und ihre Fahrt und das Meer. — Die zweite Hälfte des vorliegenden Bandes enthält tagebuchartige Erfahrungen, die der Dichterschauspieler während seiner Gastspielreise machte. Typisch für die Theaterzeit 1932 erscheint diese Tournee auf kollektiver Basis und ihr klägliches Ergebnis. Erfreulich wirkt dagegen die Lust, mit der die jungen Schauspieler über alle Enttäuschungen hinweggehen. Als Rosinen im Ringelnatz-Kuchen sind Gedichte versteckt. Kann man mehr verlangen? Karl Kurt Wolter

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Walter Schröder: „Das entzauberte Wien". Verlag „Der Wille", Wien.

Tarassow-Rodionow: „Juli". Übersetzt aus dem Russischen von Olga Halpern. Neuer Deutscher Verlag, Berlin.

John Henry Mackay: „Randbemerkungen zu Leben und Arbeit". Mackay-Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg 1.

Hans Künkel: „Anna Leun". Verlag, Phil. Reclam, jun., Leipzig.

„Mit allen Sinnen." Lyrik unserer Zeit. Rembrandt-Verlag, Berlin.

Verlauf. Sechzehn Personen beider Parteien wurden verletzt. Am Abend bei der Rückreise trafen sich die Kandidaten Eschwege und Torgau wieder im Zug. Sie waren beide ein wenig erschöpft, ein wenig heiser, aber im übrigen höchst vergnügt und siegessicher. „Ein Vergnügen ist unser Geschäft auch gerade nicht", sagte Herr Eschwege und lehnte sich müde zurück, „darf ich Ihnen ein Glas Kognak anbieten?"

Herr Torgau verbeugte sich liebenswürdig: „Gern. Wenn Sie eine von meinen Zigarren nehmen wollen — — —."

Vom Tage

Neuestdeutscher Humor

Im Anhaltischen, in Staßfurt, ist kürzlich der Bürgermeister Kasten, welcher der SPD. angehörte, von einem siebzehnjährigen Schüler ermordet worden. Der „Anhalter Kurier" stellte die Mordtat als eine natürliche Folge der sozialdemokratischen Politik dar. Auf der zweiten Seite aber brachte dasselbe Blatt in einem Teil der Auflage folgende Notiz:

Humor

Begräbnis

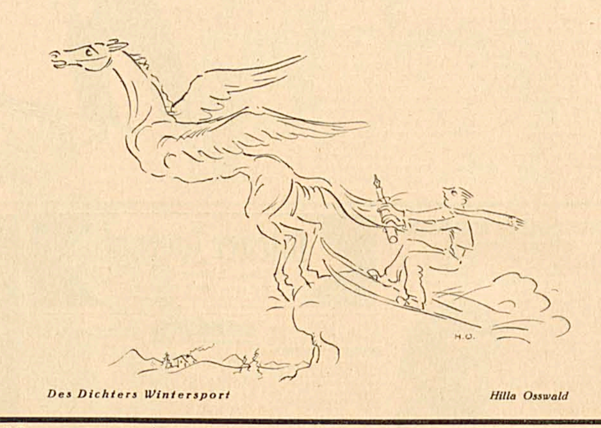
„Was macht ihr denn da, Kinderchen?" — „Mer spiele Begräbnis." — „So, wen begrabt ihr denn?" — „Den Herrn Bürgermeischter." — „Ei, was hat ihm denn gefehlt?" — „Schlecht war'sch em." — „Und da habt ihr gewiß den Arzt gerufen?" — „Nee, — mer hawwe ihn selber umgebracht."

— Wenn diese Art von Humor siegt, werden wir nichts zu lachen haben. Teha

Blinde gehen zur Wahl

Zum erstenmal in der Geschichte des Wahlrechts wird bei den Wahlen vom 5. März auch den Blinden Gelegenheit gegeben, ihre Stimme geheim abzugeben. Ein württembergischer Erfinder hat eine „Blinden-Wahl-Tafel" konstruiert; sie wird im „Stuttgarter Neuen Tagblatt" vom 15. Februar 1933, Abendausgabe, mit den Worten angepriesen: „Auch dem Blinden steht das Recht zu, geheim zu wählen; aber er konnte es bis jetzt nicht ausüben, er brauchte einen Sehenden . . . Es wäre erwünscht, den Blinden ein gemeinsames Wahllokal anzuweisen."

— Wieder ist eine Erfindung gerade in dem welthistorischen Moment gemacht worden, wo der Bedarf sie zum Massenartikel bestimmt. Just



Des Dichters Wintersport *Hilla Osswald*

Republik ohne Republikaner / *Von Hans Seiffert*

Fünf deutsche Republikanerlein
erschauten auf dem Markt
ein Kaiserdenkmal, ganz aus Erz.
Da schlug das Untertanenherz,
und einer rief: „Heil, Kaiser, dir!"
Sieh an! Da waren's bloß noch vier.

Vier deutsche Republikanerlein,
die gingen über Feld.
Da sahn sie welche exerziern
und hörten schneidig kommandiern.
Ruckzuck, marsch-marsch in Schritt und Tritt . . .
und schon warn sie bloß noch zu dritt.

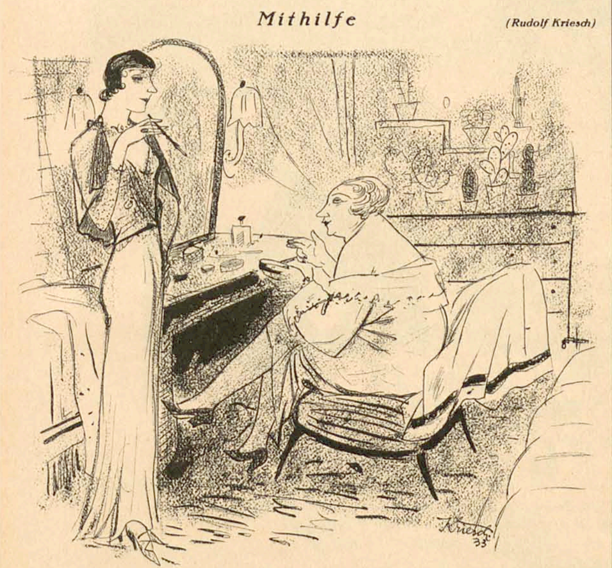
Drei deutsche Republikanerlein,
die saßen mit im Saal.
Da dröhnte laut ein Mann mit Bart
von Rasse, Dolchstoß, deutscher Art,
und daß nur schuld der Jude sei . . .
Und sieh! Da waren's bloß noch zwei.

Zwei deutsche Republikanerlein
erfuhrn per Gottesdienst,
der wahrhaft fromme deutsche Christ
sei nie und nimmer Pazifist.
Das leuchtete dem einen ein.
Da war der letzte ganz allein.

Ein deutsches Republikanerlein
ging aufrecht noch zur Wahl.
Dort nahm man ihm die Stimme ab
und warf sie in das Urnengrab.
Die Republik? Die war einmal.
Sie ist verstorben – streng legal . . .

Mithilfe

(Rudolf Kriesch)



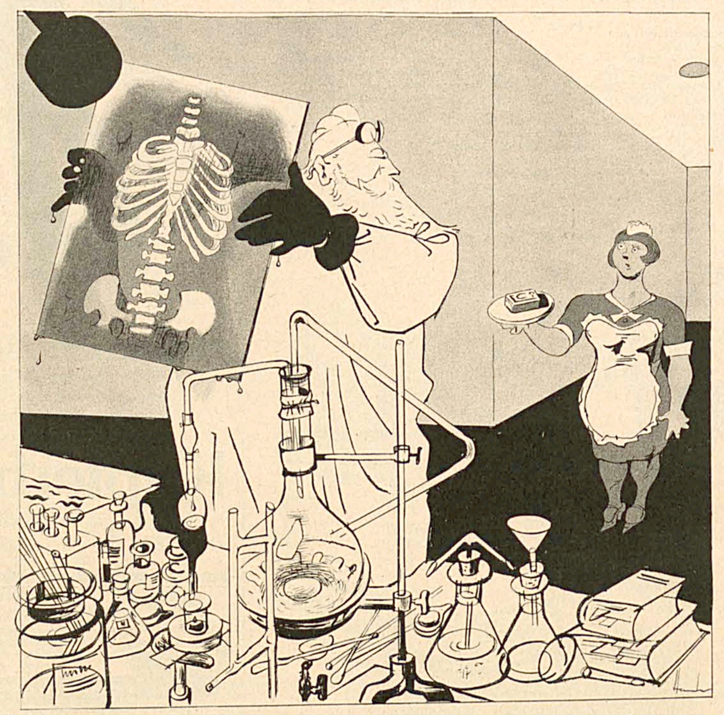
„Weißt du, aktiv kann ich mich ja leider an der Politik nicht beteiligen, aber ich schminke mich wenigstens von jetzt an auf ‚Thusnelda'!"

Der Streik der Dichter / Von Weare Holbrook

Die Landwirtschaft galt stets als das friedlichste Betätigungsfeld des Menschen. Wenn ein Maler die Segnungen des Friedens darstellt, nimmt fast stets die Landwirtschaft in Gestalt einer stiernackigen Jungfrau, die eine Getreidegarbe in jedem Arm trägt, den Mittelpunkt des Gemäldes ein. Die Industrie folgt ihr in diskretem Abstand, während Literatur und Musik, diese eine Lyra mit sich schleppend, jene eine Papierrolle an ihren flachen Busen pressend, bescheiden in den Hintergrund treten.
So ist es weiter nicht verwunderlich, daß der Streik der Farmer von Jowa zufolge seines kriegerischen Geistes überall besondere Aufmerksamkeit auf sich zog. Sein Einfluß war in der Tat weitreichend. Schon haben sich die Dichter den Farmern angeschlossen, und zur Zeit werden wir mit einer vollständigen lyrischen Blockade bedroht.
Die Blockade nahm im Arbeitszimmer des bekannten Lyrikers Orville G. Whillikins ihren Ursprung. „Habt ihr je darüber nachgedacht, was geschehen würde, wenn wir alle eines Tages aufhören würden zu dichten?" fragte er eines Tages seine Kollegen. „Die Redakteure brauchen unsere Gedichte ebenso wie wir ihre Postanweisungen. Der Durchschnittsredakteur wäre verloren, wenn er nicht hie und da die Monotonie seiner Spalten durch ein wenig Lyrik beleben könnte. Aber er bekommt so große Mengen Lyrik, daß er heute ihren Wert nicht zu schätzen weiß."
„Die Brasilianer haben einen Teil ihrer Kaffee-Ernte vernichtet", schlug die Dichterin Betty Fiedel vor, „wir könnten ihrem Beispiel folgen und jedes zweite Sonett wegwerfen."
„Auch dann würden noch allzu viele Sonette übrigbleiben", erklärte der Spezialist für Frühlingsgedichte Leonidas Schwumpf. „Die gegenwärtige Lage erfordert drastischere Maßnahmen!"
„Wie wäre es mit einer zeitweiligen vollständigen Einstellung der Produktion?" meinte Whillikins. „Niemand von uns dürfte eine Zeile schreiben, bevor man uns anständige Bezahlung zugesichert hat. Ich kann mich noch der Zeit erinnern, in der ein Dichter tagelang an einer einzigen Strophe zu arbeiten pflegte. Seine Produktion war beschränkt, aber jedes seiner Gedichte war technisch vollendet."
Mißbilligendes Murmeln war zu vernehmen.
„Aber mit der Entwicklung des ‚freien Verses'", fuhr Whillikins fort, „begann jeder Hans und jede Grete seine mißratene Prosa zu schreiben, die sie für Lyrik ausgaben. Das ging flott von der Hand, und für unsere Industrie kam das Zeitalter der Massenproduktion. Das Zeilenhonorar erreichte einen Tiefstand, und schließlich waren viele Dichter gezwungen, ihre Erzeugnisse umsonst herzugeben."

Wohltaten der Wissenschaft

(Fr. Heubner)



„Herr Jeheimrat – die jnädige Frau läßt bitten, Sie möchten die Büchse Ölsardinen röntgen, – das letztemal war'n ooch wieder bloß fünfe d'rin – statt sechse."

„Eine Blockade!" rief Fräulein Fiedel begeistert. „Wenn die Redakteure geistig ausgehungert werden, müssen sie nachgeben."

Noch am gleichen Tage setzte der Feldzug ein. Am nächsten Tage erhielten alle Lyriker von New York und Umgebung folgenden Aufruf:

„Keine Ablehnungen mehr!

Warum wurde Ihr letztes Meisterwerk abgelehnt? Weil Sie es an eine Redaktion sandten! Wenn Sie es in Ihre Schreibtischlade gesperrt oder besser überhaupt nicht geschrieben hätten, wäre Ihnen der Kummer und die Enttäuschung einer Ablehnung erspart geblieben! Es gibt nur eine Möglichkeit, das zu vermeiden. Versendet keine Manuskripte mehr!

Wir rufen alle Dichter zum Streik für ein angemessenes Zeilenhonorar auf. Sperrt Pegasus in den Stall!"

Die Wirkung war eine unmittelbare. Massenversammlungen wurden abgehalten. Die kriegerischen Scharen der Lyriker zogen durch die Straßen von New York, Banner tragend, auf denen zu lesen stand: „Reime weder gut noch schlecht, nur dann kämpfst du für dein Recht!", „Widerstehe der dichterischen Eingebung!", „Willst du dich zugrunde richten, brauchst du nur weiterhin zu dichten!"

Alle Streikenden verpflichteten sich, bis zur Erfüllung ihrer Forderungen keine gereimte Zeile mehr zu schreiben. Dagegen erklärten sie sich mit geänderten Arbeitsbedingungen einverstanden. Herz und Schmerz dürften nie mehr als Reime verwendet werden, fünfzigprozentiger Preisnachlaß bei freien Rhythmen, angemessene Ermäßigungen bei Wiederholungen derselben Zeile usw.

Gegenwärtig dauert die lyrische Blockade ungeschwächt fort. In ihrer Verzweiflung machten einige Redakteure von den Diensten bereitwilliger Streikbrecher Gebrauch; aber diese reimten gar „Winterstürme" auf „Denkerstirne" und zweimal in jedem Gedicht „Liebe" auf „Triebe", so daß viele Beschwerden einliefen.

Die Folgen des Streiks sind noch nicht abzusehen. Wenn die kriegerischen Barden sich bis zum Frühling werden zurückhalten können, Sonette und Terzinen zu schreiben, dann werden wir alle die Wirkungen zu spüren bekommen; denn es wird keine gereimten Osteransichtskartengrüße geben. Jedermann wird sich auf eigene Versfüße stellen, und hundert Millionen Amateurreimer werden die Osteransichtskarten mit ihrer hausgemachten Lyrik verschönern. Das Bild ist allzu grauenhaft, um es weiter auszumalen. Laßt uns hoffen, daß die Parteien noch vor Ostern zu einer Einigung gelangen.

Im Hinblick auf das Wahl-Erlebnis

Von E. Kreil

Wollen wir also mal wieder „zur Wahlurne gehn"!
(Im Falle uns wirklich der Stimmvieh-Ehrgeiz packt.)
Ich habe bei diesem hochpolitischen Akt
tatsächlich noch nie eine richtige Urne gesehn.

Gewöhnlich hab ich das Wahllokal betreten
fünf Minuten vor Schluß der Abstimmerei.
Da saß eine Reihe von Männern wie zum Beten
am Tisch und hütete Liste und Wahlkartei.

Sie haben, wiewohl von feindlich gesinnten Parteien,
sich gut vertragen und blickten bedeutungsvoll.
Bekannt war mir nur der Backhaus-Inhaber Knoll.
Er sah mich an, als sei mir was zu verzeihen.

Das war vermutlich, weil ich so spät erschien.
– Was ahnt der Mann von meinen Gewohnheitsfehlern! –
Ich gab ihm mein Stimmkuvert und grüßte ihn
verschüchtert. Er blieb in der Haltung auffallend stählern.

Dann nickte er kurz. Das sollte wahrscheinlich besagen,
daß er hier ehrenamtlich und nicht privat sei,
daß außerdem quasi die Wahl anonyme Tat sei,
da dürfe ich niemand persönlich zu kennen wagen . . .

Wie dem auch sei, — ich sah statt in einer Urne
mein Stimmdokument verschwinden in rüdem Kasten . . .
Gesetzt, daß ich diesmal wieder zum Wahlakt turne,
so will ich Herrn Knoll nicht unnütz privat belasten.

In der Arktis

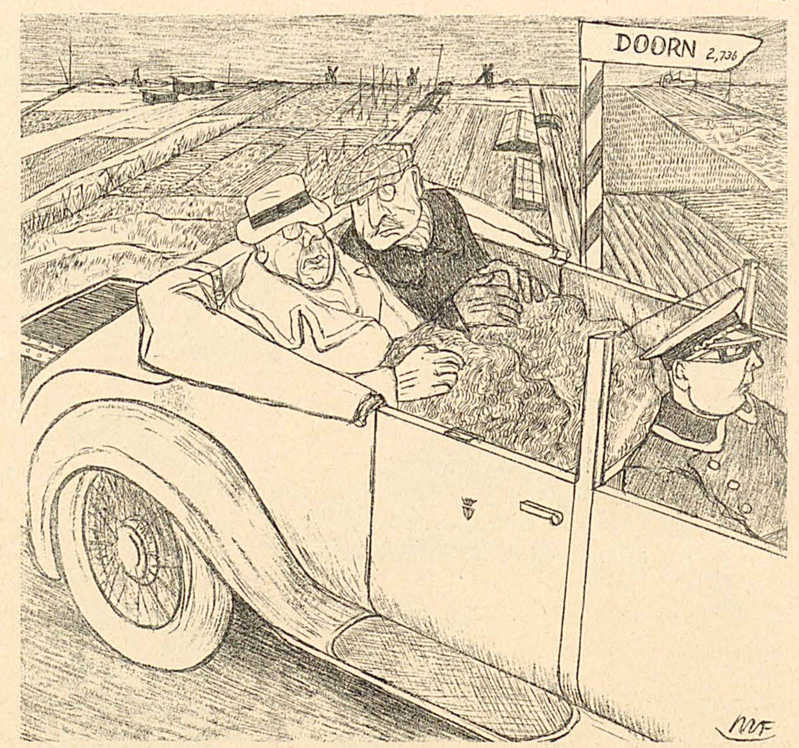
(E. Thöny)



„Wenn man bedenkt, daß ich als Junge mal für Vanilleeis geschwärmt habe!"

Auf dem Wege zu Ihm

(M. Frischmann)



„Wissense, lieber Jraf, der Name Republik is schließlich bloß 'n Schönheitsfehler — man kann S. M. jetzt doch schon wieder mit ruhijerem Jewissen unter die Oogen treten!"

Klawuttke meckert pianissimo:

Na, und wat sarense zu die Zeitungsvabote? For die Blätta, wo noch ascheinen dirfen, is det ja knorke: die ham nu tächlich eene hibsche Jratis-Rubrik! Und da hamse denn doch wenichstens een paar Zeilen, wo se janz jewiß können sind, det se deswejen nich könn'n vaboten wern! Jotte, wat die Leite nu plötzlich for „Vaächtlichmachung" een feinet Jehör ham! Friha, als se noch nich nazjonal konzentriert warn, da hamse selba Rekorde an Vaächtlichmachung jeschlaren — oda is det nu ooch schon Vaächtlichmachung, wenn ick det sare, obwohl det doch so jewesen is? Kannste nie wissen.
Wat mir paseenlich anjeht, so is mich det mit die Vabote eijentlich janz anjenehm. Denn friha, wissense, da hatte ick imma Jäste in meine Budike, die meckaten, wenn ick die oda die Zeitung, wo se jrade ham wollten, nich in't Lokal hatte. Aba wenn heite eena nach eene fraacht, wo'ck nich habe, denn sare ick einfach: „Bedaure, vaboten!" Wundan tut sich da keena mehr. Jestan hat mir det sojar eena jejloobt, als ick det von'n „Anjriff" saachte. Na, der war ooch een bißken doof.

Tjaja / Von Ratatöskr

Es gibt so Leute, welche staunen,
daß längst das Recht der Macht erlag,
und die im Hinblick auf die Braunen
sich Worte in die Ohren raunen,
die ich nicht wiederholen mag.

Schon gut . . . Und die Zivilkurasche,
von der man uns so viel erzählt?
Man ballt die Fäuste in der Tasche
und täuscht sich über die Blamasche,
indem man notgedrungen — wählt.

Und seufzt dann, immerhin zufrieden,
sofern man ein Mandätchen faßt:
„Genieße, was dir Gott beschieden!"
beziehungsweise, hagelt's Nieten:
„Entbehre gern, was du nicht hast!"

Wenn ick denke, wie det friha unta Willem war! Zustände! Jradezu republikanische Zustände! Wat da der „Simpl" zet Be allens jemeckat hat! Doll. Aba konfiziean oda jar uff lange Zeit vabieten kam jar nich in Frare. Det kam höchstens mal vor, wennse jejen det Zentrum schimpften und jejen die „Pfaffen" und Mucka. Aba jejen Willem selba durfteste schon eene Lippe riskiean!
Allens is eben anders jeworn. Wat bei die Sozis noch „Futtakrippen-Polletik" war, det heeßt heite „Säubarung". Als wenn nich imma der, wo an die Macht is, den absächt, der et nich mehr is. Und mit det Pöstken is doch ooch imma det Futta vabunden — oda nich? Is ibaall detselbije. Da soll man nich so'n Theata drum machen. In jedem Manne is een Beamta vasteckt, sare ick imma, un der will een Pöstken!
Autarkie is sicha jut — soweit se den Export nich schädicht. Aba wat die Autarkie bei'n Film is, die hat sich, wie'ck ma saren lasse, komisch ausjewirkt. Nun sind nämlich alle Filmjesellschaften mäch-

tich scharf druff, det se um Jottes willen die jestatteten fimfundzwanzig Prozent Ausländer rinkriejen, wo alaubt sind. Det is wie bei Kinda, die det Vabotene jern möchten, wenn's ooch jar nich bessa is. Die „Kirschen in Nachbars Jarten" — vastehnse? Tja, det is imma een zweischneidijes Schwert — det Vabieten! Von die Rotters hörste nischt mehr. Die sind nu bei Jontarden in Liechtenstein und machen Witze uff „Vaduz". Ick möchte wissen, wie ville heimliche Liechtensteina wir noch in Deutschland ham! Jloomse det?

Erstarrte Schmetterlinge

Von Peter Scher

Erstarrte Schmetterlinge hängen
im kalten zugigen Abort;
sie zittern in des Nordwinds Fängen
und träumen sich nach Indien fort.

Wie sich die zarten Beinchen rühren,
wenn Menschenhand die Tür bewegt,
um ein Verschwieg'nes auszuführen;
wie Flügel sich und Fühler regt!

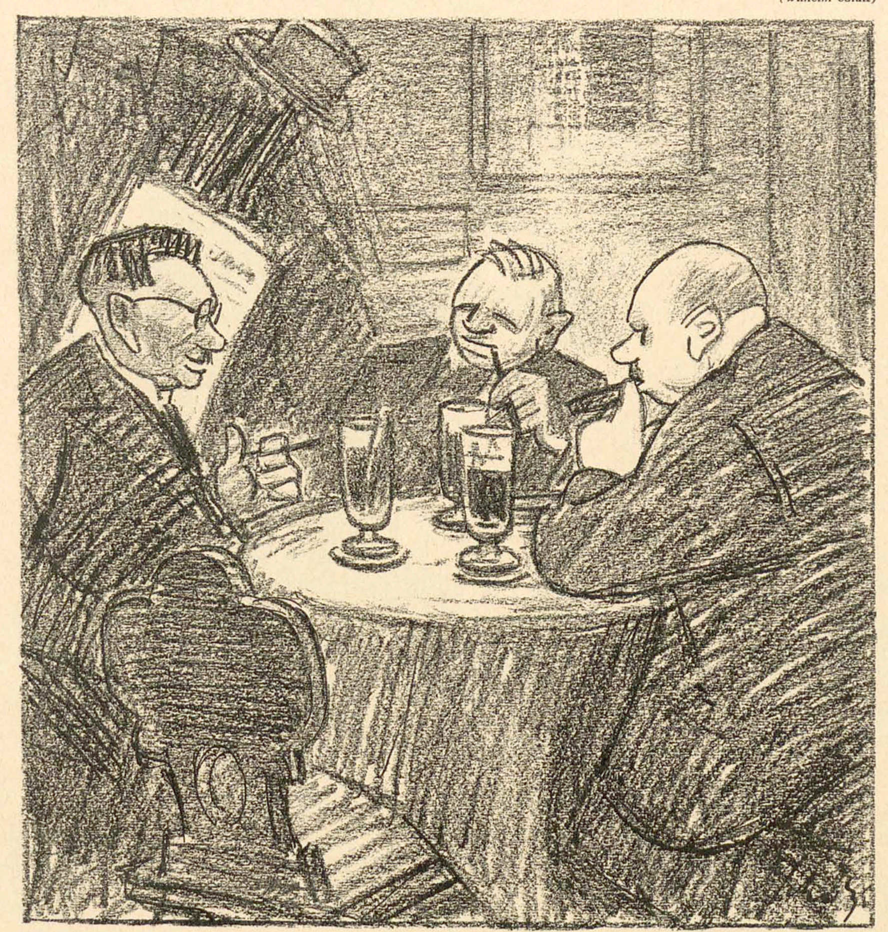
Der Mensch, in sinnendem Verweilen,
setzt seinen Augen es als Ziel
und gibt es auf, sich zu beeilen —
auch er gebannt und fern vom Spiel.

Und mit die Wahlen? Interessiert ma nich. Wenn die Kommunisten 'nen jroßen Zuwachs bekomm'n, wird die Partei vaboten. Und denn sind die Stimmen hin. Wenn die Sozis jewinnen, wird det Parlament ausjeschaltet. Diese Wahl is doch eene Privatanjelejenheit zwischen Hugenberg und Hitla. Jetzt wählen, det is so, wie wennse an die Nord- oda Ostsee jeda sein Fähnchen uff de Sandburg stecken —: jeda darf noch eenmal jeheim saren: so bin ick nu aba! Und denn is Schluß. Oda jloomse etwa, wir leben in eene Republik?

Kaki

Staatsrechtlicher Exkurs

(Wilhelm Schulz)



„Sagens, Herr Lehrer, hat denn dös Wählen überhaupts no an Sinn?" — „Ja mei, wissens, dös is halt so a Art von Volkszählung . . . rein zu statistischen Zwecken."

Training

(Olaf Gulbransson)



„Kein Wunder, daß der deutsche Boxsport in der Welt voran ist!"

Stuttgart, 12. März 1933

Preis 60 Pfennig

37. Jahrgang Nr. 50

SIMPLICISSIMUS

Zur Verfassung des Deutschen Reiches

(Karl Arnold)



„Das Deutsche Reich ist eine Republik. Die Staatsgewalt geht vom Volke aus. Die Reichsfarben sind schwarz-rot-gold."

Des bekehrten Republikaners Nachtgebet / Von Karl Kinndt

Lieber Willem, komm doch lieber wieder
und erstrahle uns in neuem Glanz!
Dankbar singen wir Dir dann die Lieder
von dem alten Heil. Im Siegerkranz.

Unter Deinem allerhöchsten Scepter
war das Wort doch freier noch als heut,
und man fühlte sich nicht als geneppter
Gast der selbstbezahlten Obrigkeit.

Du bist nicht die Freiheit, die ich meine,
doch Begriffe sind ja relativ —
Auch die Großstadtluft, die wenig reine,
schmeckt ja gut nach dickem Wirtshaus-Mief———

Du hast nie die Zeitungen verboten,
welche sich der Bürger abonniert.
Und man las auch nie von so viel Toten,
wie sie heute täglich aufgeführt.

Außer, als es Krieg war. Diese Zeiten
sind vergessen. So was kommt mal vor.
Jauchzend wollen wir dich heimgeleiten
durch das Brandenburger Tor!

Läßt Du uns dann ein klein bißchen meckern,
bist Du hochgeschätzt und sehr beliebt,
weil's selbst das bei andren Heils-Erweckern
nicht mehr gibt — — —

Ja und Amen / Von Peter Scher

Jeden Morgen, wenn ich zu einer bestimmten Zeit durch die Ursulastraße nach dem St.-Bonifazius-Platz ging, begegnete mir ein alter Mann, dessen Gesicht mir merkwürdig erschien. Er mochte Mitte der Sechzig sein. In seiner Haltung war etwas seltsam Geducktes. Er war nicht gerade schäbig, aber doch recht bescheiden gekleidet. Sein starker Bartwuchs gab dem glattrasierten Gesicht einen grauen Schein. Um den scharf verkniffenen Schauspielermund, den ein süßliches Lächeln nicht sympathischer machte, schienen allerlei kleinere und größere Teufel zu spielen. Auffallend war, daß der Mann im Gehen — auch bei warmer Witterung — beständig seine knochigen Hände aneinander rieb. Sein Blick hatte dabei etwas Abwesendes, und der Mund muffelte im Selbstgespräch. Sah er einem zufällig in die Augen, so schien er bestürzt, wie über etwas Peinlichem ertappt, und das süßliche Lächeln verstärkte sich automatisch. Manchmal trug er einen Topf, der offenbar die Frühstücksmilch enthielt. Er hatte sichtlich niemand, der für ihn sorgte. Ich fragte mich, was er wohl betreiben möge. Am ehesten schien mir wahrscheinlich, daß er ein alter Herrschaftsdiener sei, der irgendeine kleine Rente kümmerlich verzehre.
Wir begegneten uns regelmäßig in der Ursulastraße, die — wie gesagt — auf den Platz an der St.-Bonifazius-Kirche mündet; er schien wie ein Uhrwerk nach der Sekunde zu leben. Zuweilen sah ich ihn längere Zeit nicht; dann mochte er wohl krank oder verreist sein — sofern Begriffe wie Reisen mit seiner Erscheinung vereinbar waren.

*

In den Zeiten verzweifelter Daseinsöde schwingt bei den normalsten Menschen das Pendel des Erlebniswillens zwischen Angst und Kühnheit nach der verbotenen Seite aus.
Eines Nachts kam ich in dieser zuchtvollen und frommen Stadt in ein verschwiegenes Weinlokal, dessen Saalraum mit einem ungewöhnlichen Auditorium gefüllt war, das jenen Darbietungen lauschte, die man komische Vorträge nennt.
Ein ärmlicher Mensch, dessen Unfähigkeit, sich anders als stupid auszudrücken, Mitleid verdient hätte, trug Dialektsachen vor, hinter denen man nach dem Gelächter, das sie immerhin weckten, Humor vermuten mußte. Soweit ich herausfinden konnte, bestand der Dreh fast immer darin, daß ein Bauer — als welcher der Vortragende kostümiert war — im Zusammenprall mit städtischen Einrichtungen sowohl kläglich versagte als auch gelegentlich tölpelhaft triumphierte. Das kleinbürgerliche Publikum fand dabei Gelegenheit, sich einerseits dem Landbewohner zivilisatorisch überlegen zu fühlen und andererseits doch auch wieder in einer Art Selbstzerfleischung Sehnsucht nach ländlicher Schlichtheit zu bekunden, welcher Anwandlung sie sich — wenn auch unbewußt — schon wieder so sehr schämten, daß sie Dinge, die ihnen eigentlich am Herzen lagen, überlaut bewieherten.
Indessen schien dies alles durchaus nicht der Clou des Abends, sondern mehr eine Art Stimmungsauftakt zu sein, den man wie ein notwendiges Pensum in Kauf nahm. Und so war es auch. Der Beifall flaute bald ab; man scharrte, rülpste und gähnte ungeniert. Der arme Teufel setzte noch einige Male an, Wirkung zu erzwingen — umsonst. Er wurde schließlich von einer ungeschlachten roten Pranke, die durch den Vorhangschlitz griff, vor dem er stand, nach hinten gezogen und verschwand ruhmlos. Jetzt erst setzte grausamerweise ein Beifall ein, der deutlich spürbar an eine andere Adresse gerichtet war.
Ein Klingelzeichen ertönte.

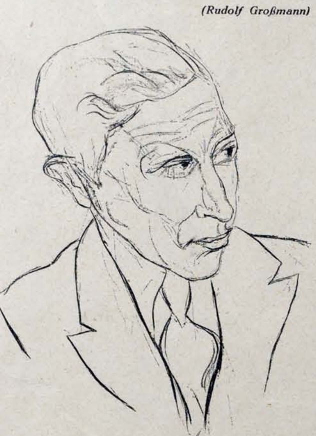
*

Ich hatte mich, von dem dummen Katz-und-Maus-Spiel angewidert, in den Bericht über einen Mordprozeß vertieft und war auch durch das Klingelzeichen nicht bewogen worden, von der Zeitung aufzusehen. In der plötzlich eingetretenen tiefen Stille machte sich eine Stimme bemerkbar, die mich aufhorchen ließ.
Es war eine leise und dennoch scharf akzentuierte Stimme, die etwas schleimig Tastendes hatte — als ob sich Polypenarme mit ekelhafter Beharrlichkeit zum Zwecke der Besitzergreifung Glied um Glied näherschöben. Es war mit einem Wort eine entsetzliche Stimme, die mich minutenlang zwang, mit dem Gesicht auf der Zeitung zu verharren. Es bedurfte einer Kraftanstrengung, dem Phänomen offen die Stirn zu bieten. Als ich mich endlich mit einem Ruck dem Sprecher zukehrte, unterdrückte ich mit Mühe einen Ausruf.
Es war mein Bekannter von der Ursulastraße.
Ich saß so, daß er mich kaum deutlich sehen konnte. Aber um auf alle Fälle einer Erkennungsszene vorzubeugen, rückte ich mich noch etwas seitlicher. Ich sah ihn nun sehr gut und beobachtete ihn genau.
Er hatte, in der Mitte von dem geschlitzten Vorhang stehend, seinen Kopf wie ein Marabu in die Schultern gezogen, so daß sein Gesicht, bei halbgeschlossenen Augen und emporgestoßenem Kinn, wie eine Maske auf den etwas niedriger gelegenen Zuschauerraum sah.
Was er vortrug, war über alle Maßen grauenhaft — nicht einmal so sehr durch das Was als durch das Wie. Er begann mit sanft tremolierendem Tonfall das Schema einer frommen Legende wie eine Litanei zu beten. Aber plötzlich schlug er in eine handgreifliche Zote um, die nach Ton, Mundstellung und Augenaufschlag so heuchlerisch in Erscheinung trat, daß der Charakter beabsichtigter Lästerung dadurch erst eigentlich vollkommen wurde.
Es war spannend zu sehen, wie er mit ansteigender Blasphemie die Maske wechselte. Je saftiger und direkter die mit verschleierter Stimme hervorgestoßenen Lästerungen ausfielen, um so verängstigter und zugleich unerbittlicher schienen mir die hinter der aufgeschminkten Leichtfertigkeit kontrollierenden menschlichen Augen den Vortragenden in Bedrängnis zu versetzen. Es gab Momente, da einer besonders gelungenen Schweinerei, die mit schallendem Wiehern aufgenommen wurde, eine Atempause tödlichen Erschreckens folgte. Aber sogleich ging es — als ob eine diabolische Macht mit der Peitsche dahinterstünde — in überstürzter Hast zur nächsten Unfläterei. Wieder folgte die Pause, und so fort bis zur Erschlaffung.
Merkwürdig war bei alledem, daß der größte Teil der Hörer den gierig hingenommenen Genuß der Gemeinheiten mit den nämlichen Hemmungen zu erkaufen schien.
Es waren nur Männer anwesend, hauptsächlich stämmige und scheinbar nicht schlecht verdienende Kleinbürger, Metzger, Händler, vielleicht auch mittlere Beamte. Eine einzige Frau hatte Eingang gefunden, eine aufgedonnerte Person mit gewöhnlichen Zügen, sehr dumm und ordinär, wenn auch hübsch. Und seltsam — dieser Umstand, daß eine Frau an ihren Abscheulichkeiten teilhatte, ärgerte die Männer bis zu dem Grade, daß sie immer wieder murrten und mit bösen Blicken nach ihr sahen. Ich hatte den Eindruck, daß alle wie ein Mann sie hinausgewiesen hätten, wenn ihr Begleiter nicht ein ungewöhnlich athletisch und herausfordernd wirkender Mensch gewesen wäre.
Unter den Gästen fielen mir einige durch die Art, wie sie auf die Ansprachen reagierten, besonders auf. Ein apoplektisch blauroter Stierkopf ließ nach jeder zynischen Pointe des Alten ein heiseres Bellen hören, das seinem breiten Maul, in dem eine Virginia hing, zugleich mit einem dicken Rauchstrahl entwich. Ihm gegenüber saß ein schwächlicher Mensch mit hektischen Backenflecken und einem unnatürlich vorstehenden Adamsapfel ständig in einer Art Verzückung, die er nur unterbrach, um einen Treffer im Vortrag mit glucksenden Zustimmungsrufen zu belohnen. Wieder andere hielten die Köpfe gesenkt und sahen schweigend auf ihre Hände nieder, die einer sogar wie im Gebet gefaltet hielt.

(Schluß auf Seite 592)

Köpfe der Zeit

(Rudolf Großmann)



Der amerikanische Journalist Knickerbocker

Annäherung

(Olaf Gulbransson)



„Sagen Sie mal, Herr Doktor, heißt es eigentlich Odysse—us oder Odysseus?"



„Natürlich heißt es Odysseus. Man sagt ja auch nicht Saupre—uss, sondern Saupreuss."

Wird wohl so sein / Von Peter Scher

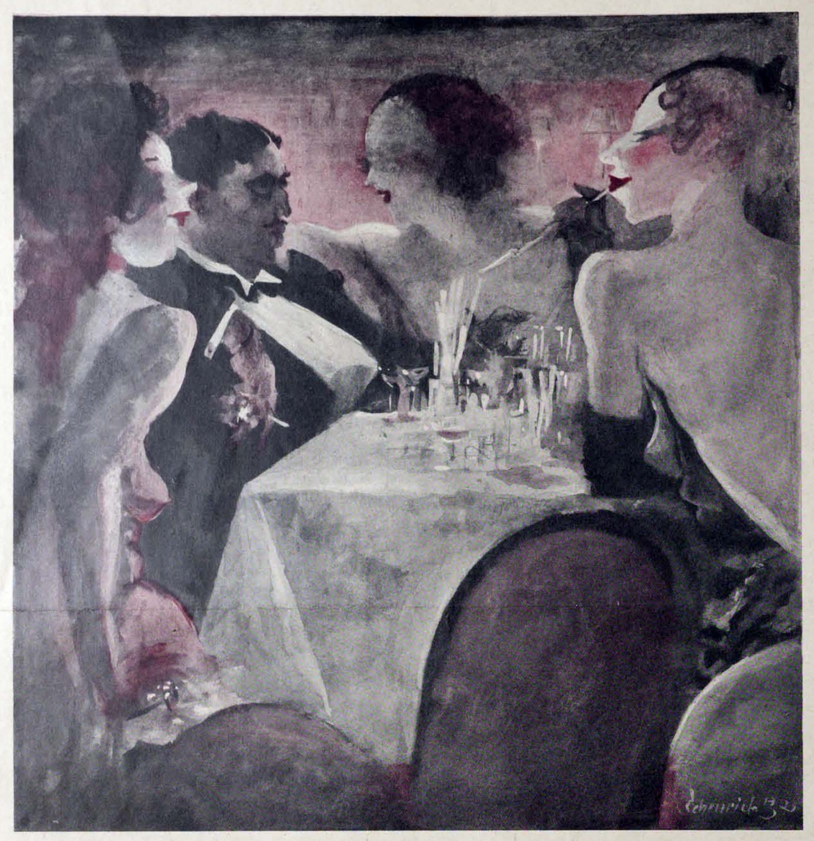
Arme Männer räumen Schnee,
manche sind aus bessern Ständen
und mit neugeschwielten Händen —
und die Sonne scheint. — „O weh!"
sagte einer, der sich sonnte,
sah empor zum Horizonte,
strich sich seufzend übern Magen
und fuhr fort: „In vierzehn Tagen
oder aber schon in acht
kommt das nicht mehr in Betracht!"

Ob man es als Gleichnis nimmt?
Jedenfalls — es stimmt,
und so ist es mit der Wonne
und so mit dem Morgenrot:

Scheint dem Armen schon die Sonne,
frißt sie ihm zugleich sein Brot.

Gelehrige Schülerin

(Paul Scheurich)



„O señoritas, auch Südamerika ist ruiniert. Der Waffenschmuggel wird immer mehr erschwert, der Mädchenhandel liegt darnieder . . ." – „Siehste, Dickerchen, da sind bei euch jewiß ooch die Marxisten dran schuld!"

(Schluß von Seite 590)

Die wüsten Vorgänge schienen sich bis in die späte Nacht fortsetzen zu sollen. Ich hielt es schließlich nicht mehr aus und schlich mich unbemerkt fort — nicht ohne noch mit einem neugierigen Blick festgestellt zu haben, daß der Vortragende verschwunden war . . . vermutlich durch den Vorhang, dessen geteilte Flügel sich infolge eines Luftstroms aus dem Hintergrund leise bewegten.

*

Am andern Morgen sah ich mich in der Ursulastraße vergeblich nach meinem Mann um. Ich dachte: Es wird spät geworden sein; er ist der Jüngste nicht mehr und überhaupt — nach einer solchen Leistung!

Aber als ich über den St.-Bonifazius-Platz ging, sah ich ihn auf einmal. Er kam blaß, in tiefen Gedanken über die Kirchenstufen herab auf mich zu und sah mich nicht. Seine Augen hatten einen tief in sich verlorenen Ausdruck; sein Mund schien, wie ich ihn so nahe der Kirche sah, gelöst und ohne jede schauspielerische Beimischung von einem Beben innerster Ergriffenheit bewegt. Welch neues Gesicht, dachte ich — ich will versuchen, das Rätsel zu lösen!

Ich schlug einen Bogen um ihn, wobei ich bemerkte, daß er mich ebensowenig beachtete wie irgend etwas in seiner Umgebung. Rasch ging ich um die Ecke des Häuserblocks, setzte mich in Trab und erreichte die Ursulastraße gerade wieder, als er vom Bonifaziusplatz her in sie einbog. So ihm abermals entgegengehend, erregte ich nun doch seine Aufmerksamkeit. Unsere Blicke trafen sich wie alltäglich, und ich sah in seinem Gesicht, dessen Blässe erschreckend war, wieder jenen Zug verlogener Süße, der mir von Anfang an für ihn charakteristisch erschienen war.

Als ich nun wieder über den Bonifaziusplatz ging, kam mir, ich weiß nicht wie und weshalb, der Gedanke, auf einen Augenblick in die Kirche zu treten. Es roch stark nach Weihrauch; Leute gingen und kamen, in dem Halbdunkel sah alles gespenstisch aus. Ich ging auf den Fußspitzen etwas weiter nach vorn, wo ich im Schein der Kerzen Betende knieen sah. Allmählich gewöhnten sich meine Augen an die Beleuchtung. Köpfe, Gesichter hoben sich empor, wurden deutlich. Und da sah ich unter den Knieenden den apoplektischen Stierkopf, der in der Nacht so lebhaft Beifall gewiehert hatte. Sein gedunsenes Gesicht war abwesend auf die Statue der Heiligen Jungfrau gerichtet. Beim leisen Geräusch meines Näherkommens schrak er zusammen und blickte scheu seitwärts, als erwarte er, noch vielen Bekannten zu begegnen.

Nebel um Kap Lizard

Von Otto Larsen

Die Dreimastbark Alesia segelte mit achterlichem Wind im Atlantik mit Kurs auf Kap Lizard.

Es war meine erste Fahrt. Aber sie hatte elf Monate gedauert. Jeder andere, der nicht von Seeluft und Fernensehnsucht so vollgesogen war wie ich, der Schiffsjunge der „Alesia", hätte nach dieser Fahrt, die alle Fährnisse der christlichen Seefahrt enthalten hatte, das Seefahrtsbuch gegen ein Paket Tabak eingetauscht. Nun aber, fast schon im Kanal, waren alle Stürme im Pazifik und im Atlantik, die Stürme am Kap Horn und die Flüche beim Kreuzen, nie wieder auf einem Segelschiff Heuer zu nehmen, vergessen.

„Is all's Gewohnheit", sagte der alte Zimmermann, wenn er uns Junggäste nach einer Sturmfahrt im Lee des Langbootes sitzen sah. Wenn wir aber dann wieder unsere Hände besahen, die an vielen Stellen nicht mehr ganz komplett waren, schüttelten wir die Köpfe und heulten wie die Hunde in meiner Heimat, wenn der Schützenverein mit voller Musik durchs Dorf zog.

Auf der Höhe von Edystone, am nächsten Mittag, ließ der Wind etwas nach, kam aber noch achterlich. Eine Wette, daß wir am Abend vom Mars (Mastkorb) die Feuer von Boulogne sehen würden, hatte ich mit Jan, dem Leichtmatrosen, schon abgeschlossen. Der Wind schlief aber ein. Ein paar Wolken, die am Horizont nur auf die Gelegenheit gewartet zu haben schienen, breiteten sich gleich aus. Als ich nach oben stieg, reichte die Sicht nur bis Cherbourg. Ein feiner Nebel fraß auch dieses Feuer. Wir schafften in der Nacht keine dreißig Knoten. — Geweckt wurde ich von dem Gebimmel der Glocke auf der Back. Nur das Voruntermarssegel, Fock- und Großsegel standen noch. Der Regen hatte aufgehört. Die Feuer vom Festland waren trübe. Vor uns tauchte ein Dampfer aus einer milchigen, undurchsichtigen Wand auf und verschwand ebenso schnell. Da kroch es heran, das weiße Gespenst. Es schlang seinen Mantel um das Schiff, bis man von der Back kaum bis zur Nagelbank im Mittelschiff sehen konnte. Das Schlagen der Glocke wurde übertönt von dem Tuten eines Dampfers, der fünfhundert Meter voraus, unsichtbar für uns, seine Bahn zog.

Hui-i-i-i machte das Nebelhorn des Leuchtturms von Cherbourg.

„In den Großmasttopp und scharf ausgucken!" rief mir der Bootsmann zu. Ich stieg nach oben. Der Nebel lag tief auf dem Wasser. Wie von Geisterhand bewegt, zogen die Mastspitzen der Segler und Dampfer vorbei und hatten gleichen Kurs. Lang rollten die Wogen unter dem Schiff durch, und ich rollte dort oben mit dreißig Grad Neigung im Nebelmeer. Das Deck war verschwunden. Die Nebelglocke tönte nur schwach zu mir herauf. Meine Wache war fast abgelaufen, da tauchte an Steuerbord aus der weißen See eine Mastspitze auf. Fast gleichzeitig traf mich auch der Schrei des Nebelhorns.

„Dampfer, Steuerbord voraus", meldete ich nach unten. Die Schiffsglocke blieb ständig in Bewegung. Alle Mann waren an Deck gerufen. Wir hatten Gegenkurs und ließen eine weiße Rakete auf, um uns bemerkbar zu machen. Da schrillte das Nebelhorn ganz in der Nähe.

„Wir kommen auf zweihundert Meter an Steuerbord frei!" meldete ich.

Langsam zogen die Mastspitzen an mir vorbei. Ich wollte gerade das Tau loswerfen, mit dem ich mich dort oben festgezurrt hatte, um beide Hände zum Rufen frei zu haben, als ich an Backbord ein Licht zu sehen meinte. Jetzt hatte es der Nebel wieder verschluckt.

„Licht an Backbord voraus!" meldete ich, um ganz sicher zu sein.

Dann war plötzlich etwas Dunkles, ein Wimpel oder Ähnliches, vor und sofort neben der „Alesia". War das nicht ein Schrei, der durch das Bimmeln der Glocke durchkam? Es konnte ja auch eine Möwe gewesen sein . . . Ablösung. — Unten neckte man mich, ich hätte Gespenster gesehen — Gespenster mit Wimpeln!

Gegen Mittag wurde der Sonnenball gelblicher. Die Nebelschwaden kamen in Bewegung. Wie eine Schattenhorde tanzten sie noch lange über dem Wasser. Bis die Sonne mit einer Fanfare dazwischenfuhr und sich Platz machte. Wir

Anstand

(Rudolf Kriesch)



„Und wo willst du den Spiritus wieder schuldig bleiben?" — „Immer im gleichen Geschäft: der Mensch von Charakter muß auch in schweren Zeiten seine Anhänglichkeit beweisen!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Johannes Resch, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.



Otto Flake: Die französische Revolution. (Verlag Hesse und Becker, Leipzig.)

Bei einer Geschichte der französischen Revolution ist das Wichtigste der Standpunkt. Von ihm aus erst ordnen sich die vielen verwirrenden Menschenzüge und Massenbewegungen. Otto Flake wählt als seinen Standpunkt den Intellekt. Er glaubt damit zur Objektivität zu kommen, erreicht in Wahrheit aber nur eine große innere Kühle der Darstellung, die die Ereignisse ferner rückt, statt sie von innen her durchsichtig zu machen. Der Intellekt kann Menschen und Daseinszusammenhänge nur wie ein ihm zu Ehren aufgeführtes Schauspiel erleben. So wird auch Flake verführt, obwohl er die französische Revolution als Gesamtergebnis nicht gering einschätzt, die Männer der Revolution wie Schauspieler und ihre Taten wie Rollen zu beurteilen. Geschichtliche Erkenntnis kann jedoch mit den Methoden der Theaterkritik nicht gewonnen werden. Der Versuch, die Geschichte der französischen Revolution auch mit den Ergebnissen der neuen Forschung auf gedrängtem Raum darzustellen, ist sicher dankenswert. Aber er ist Flake nur in der Disposition des ungeheuren Stoffes gelungen. Was er gibt, sind Wachsfiguren mit Andeutung des historischen Hintergrunds — Wachs, aber nicht Leben.

Oskar Maurus Fontana

Siegfried von Vegesack: „Das fressende Haus". (Universitas Deutsche Verlags A.-G., Berlin.)

Dieser Roman enthält, reichlich autobiographisch durchfärbt, das Schicksal eines durch kriegerische Zeitläufte Heimatlosen, der rein zufällig ein zerfallendes burgartiges Haus mitten im entlegensten Bayerischen Wald erwirbt, — sich allmählich jedoch immer mehr in den Besitz und die bäuerliche Daseinsform, die er bedingt, verbeißt, so daß, was zunächst nur Laune und Zufall war, ihm unerbittliche Mission wird, ihr opfert er, was er hat: Geld, Gut, Weib, Kind und kostbare Lebensjahre. Aber es ist, als rächte sich das alte Haus für die fast spielerische Form, in der er es erwarb: es verschlingt ungerührt und unersättlich alle Opfer bis zum letzten, bis sein Besitzer, völlig leer geplündert, zum zweiten Male heimatlos ins Ungewisse wandert. Diese bayerisch-böhmische Waldlandschaft im Wechsel der Jahreszeiten und in ihrer immer gleichen gefährlichen Größe, die bäuerlichen und kleinstädtischen Typen hier in ihrer Dumpfheit und sogenannten „Komik", die im Grunde doch nur Verhüllung ihrer Lebens- und Todesangst ist, ja, auch die Porträts der Haustiere — das alles ist mit unerhörter, unvergeßbarer Treffsicherheit gegeben. Problematischer bleibt die Fabel, das eigentlich Romanhafte des Romans und darum auch die Mittelpunktsfigur des Heimatlosen, um die sich zwar alles Geschehen gruppiert, die aber trotzdem (oder gerade deshalb?) die unschärfste und blasseste des ganzen sonst so lebensvollen Buches ist.

Werner Richter

José Ortega y Gasset: Über die Liebe. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin.)

Die Liebe ist „vielleicht der höchste Versuch, den die Natur macht, um das Individuum aus sich heraus und zu dem anderen hinzuführen". Und: „Der Beruf des Weibes, wenn es nichts als Weib ist, besteht darin, das konkrete Ideal, der Zauber, die Illusion des Mannes zu sein". Das sind die idealistischen Postulate dieses spanischen Europäers, dieses graziösen Logikers. Der große Liebesfähige ist ihm Don Juan: „Er ist der andere, der immer Ferne, in den Nebel seiner Traurigkeit Gehüllte, der wahrscheinlich nie eine Frau umwarb." Die Frauen flatterten ihm zu, weil sie ahnten, was in ihm steckte. Wenn Stendhal die Liebe verblendet nannte, wenn er in ihr die große Selbsttäuschung sah, so meinte er nur die mindere Abart der Liebe: die Verliebtheit. Sie aber bedeutet für Ortega nichts als eine Aufmerksamkeitsverengung ohne innere Wandlung. Die Liebe ist die ewige Lebensspenderin, die Schöpferin und Bewahrerin des Geliebten. Edleres ist über die Liebe nie gesagt worden. Die Übertragung von Helene Weyl und Fritz Ernst hält mit dem sicheren anmutigen Gedankenlauf der Essays gleichen Schritt.

Richard Gerlach

brachten wieder mehr Zeug nach oben und nahmen am nächsten Tag im schönsten Wetter beim Feuerschiff I, dwars von Norderney, einen Lotsen. — Im Hafen beim Aufklaren fand man im Klüverbaumnetz einen Scherbock, einen Wimpel und einige Faden Tauwerk. Das stammte von dem Fischerkahn, dessen Licht ich gesehen hatte. Wi[r] hatten ihn überrannt, ohne einen Hilferuf der Mannschaft zu hören und wissen noch heute nicht, in welchen Hafen er gehörte. Die Verlustliste des Nebeltages meldete zwei Dampferhavarien und sieben verschollene Fischkutter.

Flundernballade / Von Peter Scher

Dicke Flundern gibt es manchen Mittag,
und dann sprechen wir gerührt von Schinken;
immer muß man Schnaps zu allem trinken;
jeder Posttag wird zum Bet- und Bitt-Tag,
niemand schreibt, man muß sich wirklich wundern —
aber abends trinkt man Schnaps zu Flundern.

Bei dem Krämer gibt es nichts zu kaufen;
zweimal in der Woche hat er offen.
Manche Fischer hüten sich vorm Saufen,
manche wiederum sind meist besoffen,
denn leicht wird man lebensüberdrüssig,
und das Meer ist unerbittlich flüssig.

Schön am Abend rollt die glutige Sonne
wie ein Feuerfußball in die Fluten,
richtige Großaufnahme, fünf Minuten —
dann gibt's wieder Flundern aus der Tonne.
Unausrottbar, scheint's, sind diese Wesen —
und dann trinkt man Schnaps beim Zeitunglesen.

Aber Mut und nicht den Kopf verloren!
Eines Morgens ist die See gefroren,
und du kannst, entgegen allen Regeln,
mit dem Schlitten wie der Sturmwind segeln.
Staunend stehn die Fischlein unterm Eise, [dern . . .
und zum Mittag gibt's . . . jetzt werden Sie sich wun-
keine — —, sondern Kalbsfilet und süße Speise.

Der arme und der reiche Mann / Von Wolfgang Federau

Ort: Ein Amtszimmer
Unsere Zeit

Personen: Der Beamte
Der reiche Mann
Der arme Mann

Der Beamte (schreibt): Also Sie sind der reiche Mann, dem dieser arme Mann hier an den Kragen wollte. Den er ermorden oder berauben oder bestehlen oder wenigstens betrügen wollte, um sich selbst in den Besitz Ihrer Reichtümer zu setzen?
Der reiche Mann: Nein — ich bin ein armer Mann.
Der arme Mann: Er lügt — er ist ein reicher Mann. Er hat hunderttausend Mark in Gold. Welchen Grund hätte ich sonst gehabt, ihm an den Kragen zu wollen?
Der Beamte: Mein Herr — ich ermahne Sie zur Wahrheit. Was Sie mir hier zu Protokoll geben, das muß richtig sein. Sonst entsteht ein falsches Protokoll. Und das ist strafbar — bewußte Täuschung der Behörden ist strafbar.
Der reiche Mann: Sind Sie eine Behörde?
Der Beamte: Ich verkörpere die Behörde. Ich kann sagen, ich bin mehr als eine Behörde. Denn eine Behörde kann ohne Beamte nicht leben — ein Beamter kann ohne Behörde sehr gut leben. Zum Beispiel auf Urlaub. Also zur Sache. Haben Sie hunderttausend Mark in Gold?
Der reiche Mann: Ja, ich habe hunderttausend Mark in Gold.
Der Beamte: Also sind Sie doch der reiche Mann.
Der reiche Mann: Nein, das stimmt nicht. Fragen Sie den hier, der mir nach dem Leben oder doch wenigstens nach dem Vermögen trachtete. Er kennt mich. Er hat mich, seit er seinen ruchlosen Plan im Herzen bewegte, auf Schritt und Tritt beobachtet. Er weiß, wie ich wohne, wie ich lebe, wie ich esse, wie ich trinke, wie ich schlafe. Ich schlafe, trinke, esse, lebe, wohne schlechter, tausendmal schlechter als er.
Der Beamte: Ist das wahr?
Der arme Mann: Ja — es stimmt, aber . . .
Der Beamte: Kein Aber, es sei denn, ich frage Sie nach dem Aber. Also warum leben Sie so kärglich, wenn Sie so reich sind?
Der arme Mann: Ja — warum? Das möchte ich auch wissen. Doch wohl, weil er geizig ist.
Der reiche Mann: Ich bin nicht geizig. Geiz ist ein Laster. Ich habe kein Laster. Sie können meinen Pfarrer fragen. Ich hatte schon im Konfirmandenunterricht eine gute Note. Ich habe immer „sehr gut" gehabt in Religion. Ich lebe so — aus Angst.
Der Beamte: Warum, wovor haben Sie Angst?
Der reiche Mann: Ich habe Angst davor, daß ich einmal arm werden könnte, wenn ich mein Vermögen angriffe. Deshalb lebe ich nur von dem, was ich verdiene. Und ich verdiene weniger als dieser arme Mann, der mir nach dem Leben trachtete.
Der Beamte: Und deshalb lebten Sie natürlich schlechter als der arme Mann.
Der reiche Mann: Viel schlechter.
Der arme Mann: Ja, viel schlechter. Aber warum? Er hatte es ja gar nicht nötig!
Der reiche Mann: Ich hatte es nötig. Ich mußte freiwillig schlechter leben, um nicht unfreiwillig schlechter leben zu müssen.
Der Beamte (zum armen Mann): Ein fluchwürdiges Verbrechen, das nun glücklicherweise vereitelt wurde: einem Mann nach dem Leben zu trachten, dem es faktisch viel schlechter geht als Ihnen. Die moralische Verworfenheit einer derartigen Handlung richtet sich selbst. Drei Jahre Gefängnis sind Ihnen sicher, denn auch der Versuch ist strafbar.

(Gongschlag)

Drei Jahre später

Der arme Mann: Hurra! Hurra! Hurra!
Der Beamte: Was brüllen Sie denn so — Sie dürfen nicht so brüllen, wenn Sie ein Amtszimmer betreten. Sie sehen doch, daß ich hier mit einem angesehenen und reichen Mann verhandle!
Der arme Mann: Reicher Mann? Es gibt keinen reichen Mann mehr.
Der reiche Mann: Gibt es nicht mehr? Daß ich nicht lache!
Der arme Mann: Lachen Sie doch — aber wer zuletzt lacht, lacht am besten.
Der reiche Mann: Übrigens — Sind Sie nicht jener arme Mann, der mir einstmals nach dem Leben trachtete?
Der arme Mann: Ja, der bin ich.
Der Beamte: Und man hat Sie jetzt, nach Verbüßung Ihrer wohlverdienten Strafe entlassen?

Der arme Mann: Ja, man hat mich entlassen —
Der reiche Mann: Und darüber freuen Sie sich so sehr?
Der arme Mann: Über etwas anderes freue ich mich noch viel mehr.
Der Beamte: Und das wäre?
Der arme Mann (eine Zeitung hervorziehend): Eben lese ich hier (buchstabierend): Im fernen Osten, an der sibirischen Grenze, hat man Goldlager unvorstellbaren Ausmaßes gefunden. Die Ausbeutung dieser Lager wird in ganz kurzer Zeit das Gold restlos entwerten, es billiger machen als Alteisen. Hurra! Hurra! Hurra!
Der Beamte: Und darüber freuen Sie sich so?
Der arme Mann: Natürlich — jetzt sind wir alle gleich. Endlich sind wir alle gleich. Es gibt keine reichen Männer mehr!
Der Beamte (mitleidig zum reichen Mann): Sie armer reicher Mann!
Der reiche Mann: Ich weiß noch nicht, ob ich weinen oder lachen soll. Weinen müßte ich, weil ich nun arm bin. Aber lachen möchte ich, weil ich nun nicht mehr fürchten muß, arm zu werden. Endlich einmal darf ich genau so gut leben wie dieser arme Mann immer gelebt hat!
Der Beamte (mit den Achseln zuckend, gleichgültig): Na, wie's auch sei, mich geht's nichts an.
Der reiche Mann (erstaunt): Warum nicht?
Der arme Mann (höhnisch): Warum nicht?
Der Beamte (stolz): Weil ich Beamter bin. Beamte wird man immer brauchen. Je weniger Geld es gibt, desto schwieriger ist das Leben. Je schwieriger das Leben ist, desto mehr Beamte braucht man. Das war immer so! . . .

(Gongschlag)

Die kleine Zeitgeschichte

Die Synthese

Sie erinnern sich noch, mit welcher Entschiedenheit Hitler, eben Reichskanzler geworden, den Vertretern der Presse erklärte, die Meinungs- und Pressefreiheit grundsätzlich nicht antasten zu wollen.
Inzwischen haben wir nun auf diesem Gebiet auch allerhand erlebt: die Meldungen über Zeitungsverbote füllen beinahe jeden Tag eine Spalte.
Das bringt mich auf eine Geschichte, die sich im tollen Jahr 1848 zugetragen hat.
Überall in deutschen Landen gärte es damals mächtig gegen Staat und gottgewollte Obrigkeit, und die Farben Schwarz-rot-gold waren fast ebenso verfolgt und unterdrückt wie heute unter der Republik. Da drang eine Welle revolutionärer Erhebung auch nach Bückeburg, der Haupt- und Residenzstadt des Fürstentums Schaumburg-Lippe. Unzufriedene Elemente rotteten sich zusammen, zogen vor das Schloß und begehrten den Landesvater zu sprechen. Da die gesamte Bückeburger Garnison bei einem gemütlichen Dämmerschoppen in der „Traube" saß und zum Schutz des Fürsten momentan nicht verfügbar war, zog es Seine Fürstliche Durchlaucht vor, dem stürmisch kundgetanen Volkswillen zu willfahren und auf dem Altan des Schlosses zu erscheinen.
„Was wollt ihr?" rief er zur Menge hinunter.
Die Frage kam den wackeren Bückeburgern ungelegen. Verdammt, was wollte man denn eigentlich? Schwer zu sagen! Bis endlich etliche, die dunkle Kunde vernommen hatten, was so die damals — nur damals! — aktuellen Dinge waren, mit geziemender Ehrfurcht zum Altan hinaufriefen:
„Wir wollen Preßfreiheit und Zensur, Durchlaucht!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und was wir jetzt unter Herrn Hitlers Kanzlerschaft erleben, ist nur die Erfüllung alter revolutionärer deutscher Sehnsucht. Preßfreiheit und Zensur —: die Nationalsozialisten haben auch hier die Synthese gefunden. hs.

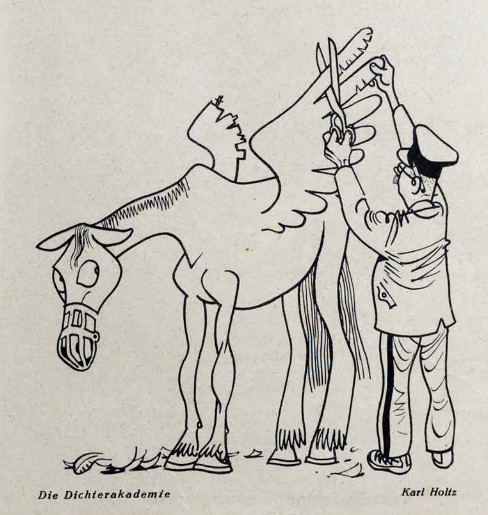
Die neue alte Obrigkeit / von Ernst Klotz

Die Obrigkeit, mein lieber Sohn,
Spricht jetzt zu dir mit strengem Ton
Und macht dir täglich wieder klar,
Daß es durchaus ein Irrtum war,
Hast du seit achtzehn dir gedacht:
Vom Volk geht aus die ganze Macht!

Du wähntest, armer Optimist,
Daß du daran beteiligt bist,
Und hast fast länger dran geglaubt,
Als es die Polizei erlaubt.
Die Reu ist lang, kurz war der Wahn,
Du bist nun wieder Untertan!

Was ist des Untertanen Recht?
Daß er das Maul hält, daß er blecht,
Daß er zudem von Zeit zu Zeit
Ruft: „Dreimal hoch die Obrigkeit!"
Und ihr die Mehrheit, falls sie fehlt,
Auf stottern noch zusammenwählt.

Die Schlüsse, die man daraus zieht,
Mein Sohn, such nicht in diesem Lied.
Zwar Meinungen, dies nebenbei,
Sind laut der Reichsverfassung frei,
Doch siehe oben „Untertan"
Und „Obrigkeit" und „kurzer Wahn".



Die Dichterakademie — *Karl Holtz*

Anzeigenpreis für die 8gespaltene Millimeter-Zeile 0.35 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse.

Epilog zum Fall Hirtenberg

(E. Thöny)



„Also, wie gesagt, Mr. Dollfuß, Frankreich und England sind entschieden gegen jeden Waffenschmuggel. Wenn schon Waffen geschmuggelt werden, dürfen sie wenigstens nur von Vickers Armstrong oder Schneider-Creuzot geliefert werden."

Die Republik

Die Wiener Theater gehen schlecht, sehr schlecht sogar. Obwohl die Herren Theaterdirektoren eifrig bestrebt sind, dem republikanischen Theaterpublikum das zu zeigen, was es am liebsten sieht.

Im Burgtheater kann man den achtzehnjährigen Franz Josef über die Bretter wandeln sehen, in Saßmanns Drama „1848".

Das Theater an der Wien läßt in der Kreisler-Operette „Sissy" den jungen Kaiser allabendlich auf Brautschau gehen.

Das Stadttheater spielt noch immer „Das weiße Rössel". Hier ist Franz Josef schon bedeutend älter.

Und das Raimundtheater beweist mit Duschinskys Drama „Franz Josef I.", daß der Kaiser den Weltkrieg tatsächlich nicht gewollt hat und daß man ihn bloß drangekriegt hat.

Und trotz alledem sind — wie gesagt — die Theater halb leer, unbegreiflicherweise.

„Ich will mal was ganz Neues versuchen", erzählte neulich so ein schwergeplagter Wiener Theaterdirektor den aufhorchenden Reportern, „ich werde — mein Gott, probieren muß man ja alles — ich werde also demnächst ein neues Stück herausbringen, in dem der Kaiser Franz Josef überhaupt nicht vorkommt!"

Salpeter

Schmugglerphilosophie

(Wilhelm Schulz)



„Siehst du, mein Junge, das ist der Haken: vom Schmuggeln kann man schwer leben, aber leicht sterben!"

Mangelhafte Propaganda

(M. Frischmann)



„Haste jelesen, die Arbeetslosen-Ziffer ist wieder um dreißigtausend jestiegen." — „Na, ja, vielleicht hat sich's eben noch nich jenügend herumjesprochen, daß se sinken muß!"

Lieber Simplicissimus!

In einer Kleinstadt hatte ein junges Ehepaar ein Schild mit folgender Aufschrift vors Haus gehängt:

„Kinderwagen, -Bettchen und -Stühlchen guterhalten, billig zu verkaufen."

Am andern Morgen stand in großen Buchstaben darunter:

„Wegen Aufgabe des Betriebes!"

*

Es war in Wien in den letzten Januartagen. Ein frischer Schneefall, ein leichtes Tauwetter und die darauf einsetzende Kälte verwandelten die Straßen in Glatteis. Ein vorübergehender Passant rutschte aus und wäre beinahe gestürzt. In der Tür stand der Wiener Hausmeister und sah ruhig zu.
„Dersteßen Eahnen net", rief er nur.
„Ich hätte leicht fallen können", schimpfte der Passant.
„Freili —, freili — is ja a Glatteis —"
Der Passant schüttelte vorwurfsvoll den Kopf: „Ich tät' einen Besen nehmen, den Schnee vor dem Hause wegkehren und etwas Asche streuen!"
Der Wiener Hausmeister brummte: „Um Eahnen is schad — Sie wärn a guter Hausmaster worden." J. H. R.

*

Der kleine Heini kaufte sich ein Taschenmesser.
Meinte der Verkäufer: „Ein Taschenmesser muß doch jeder richtige deutsche Junge haben, was?"
Sagte Heini: „Ja. — Aber politisch will ick mir noch nich betätigen!" Beye

Große Vorbilder

Da sitzt ihr nun, ihr Frühlingssänger,
und legt die Harfen in den Schoß:
Trumpf sei nur noch der Rattenfänger,
die Lyrik aber aussichtslos.

Erinnert euch des großen Goethe.
Als Jüngling blus er früh und spat
in holdem Wahnsinn auf der Flöte
und wurde dann Geheimbderat.

Ja, damals! Heute sei das schwieriger,
bemerkt ihr schlapp und lendenlahm . . .
Auch Hugenberg war erst mal Lyriker,
bevor er sein Ressort bekam.

Und ward nicht, der in jungen Tagen
so lieblich zwitscherte, Hanns Johst,
gar wundersam emporgetragen?
Wer zweifelt noch? . . . Na also: prost!

Ratatöskr

Stilblüten

Aus dem Roman der „D. A. Z." „Der treue Johannes", von K. A. Findeisen: „Die Pupillen des Mädchens lösten sich langsam aus den Schattenhöhlen, sie traten heraus, wie unschuldige Tiere des Waldes aus ihrem Geklüfte treten, rätselhaft äugend, schicksalslos; aber in allen Pulsen war ein ahnungsvolles Stoßen und Ziehen."

*

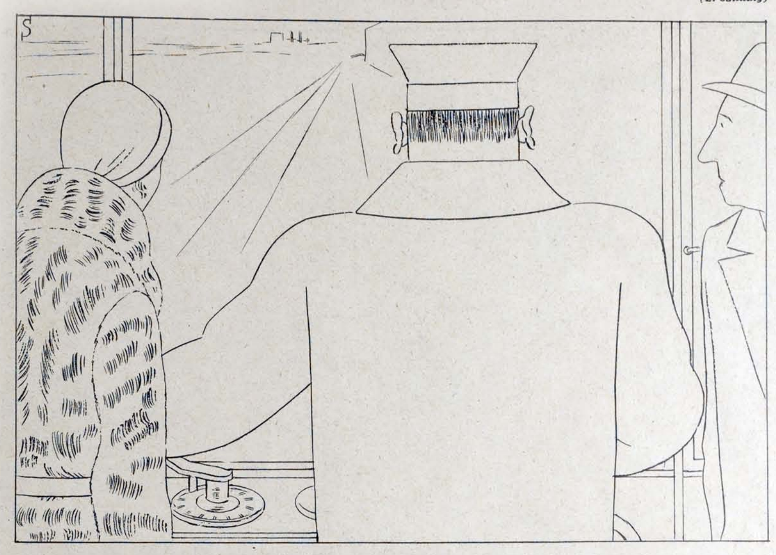
Aus „Karriere einer Unschuld", von Eve Ellin: „Während er mich feinfühlig an sich gedrückt hielt, umschlang er mich mit einem Arm und schloß mit dem andern rasch beide Fenster. Dann ließ er die Vorhänge herunter."

*

„Hinter den Bergen . . ." Ein Künstlerroman von Joseph Staudt: „Noch hatte sein Blick, der schematisch den ganzen Saal abtastete, sie nicht entdeckt; endlich fand er sie, und fraß sich in sie hinein . . . Die Spitzen ihrer Brüste bohrten sich in seine Augen, und sein meisterliches Spiel war jetzt ein tiefes Stöhnen der Leidenschaft."

Die neue Linie

(E. Schilling)



„Sagen Sie mal, wo fahren Sie denn eigentlich hin?"

ES IST STRENG VERBOTEN MIT
DEM WAGENFÜHRER ZU SPRECHEN

Mei Ruah!

(Th. Th. Heine)



„Woaßt, bal die Verfassung scho hi sei muaß, nacha war' mir a boarischer Kini allwei liaber als wia a preißischer Kommissari!"

München, 19. März 1933

Preis 60 Pfennig

37. Jahrgang Nr. 51

SIMPLICISSIMUS

(Erich Schilling)



*Wird aus der Asche dieses Brandes ein Phönix auferstehen? –
Und Befreiung bringen vom Weltbrand des Bolschewismus? –*

Nie wieder Krieg — — — / *Von Karl Kinndt*

Der gute Völkerbund streicht seine Segel,
Verwirrung herrscht im hohen Genfer Haus.
Auf jeden Fall gilt nun als neue Regel:
wer dennoch Kriege führt, tritt vorher aus!

Man dachte anfangs von dem Institute,
es hätte endgültig den Krieg besiegt —
Und alle wären unter einem Hute,
und der, wo nicht, hätt' eins darauf gekriegt —

Doch wo ein Krieg ist, gibt's auch Lieferungen
von Munition und Werken der Chemie!
Zu lieblich tönt das Liedchen: „Seid umschlungen,
Millionen!" jeder Rüstungsindustrie.

Ein Krieg ist nicht moralisch. Doch im tiefern
Sinn wirkt er wirtschaftlich sehr produktiv —
Wir würden gerne auch nach Japan liefern,
trotz Friedenssehnsucht —: ja, die Welt ist tief — — —

Läßt auch der liebe Gott die Erde beben,
weil ihm dies ew'ge Morden nicht mehr paßt —:
die Liebe kann den Markt nicht neu beleben,
Geschäft ist nur, wo sich die Menschheit haßt — — —

Im Kreis der Familie / Von Hermann Stahl

Der Tag, an dem Marlies geboren wurde, war schön. Marlies tat einen heiteren Schrei, die weiche Luft des Zimmers war ihrer Lunge unbekannt wunderbar. Die Wärterin Lela trug ein blaues Tupfenkleid mit weißer Schürze, die Wärterin Lela knixte lächelnd und ging und kam eilfertig. Die Uhr auf dem Nachttisch spann glückhaft Zeit, Ruhe, Freude und Hoffnungen großer Art, die Mutter flüsterte: „Ein Mädchen." Sie hatten es gewünscht.
So war voll Freude das weiße Haus im Park, vor der großen Wiese mit dem Pfad, der zum Forellenbach führte. Leuchtende Wäsche flatterte auf der Wiese im Sommer.
Es wuchsen die Bäume im Park, es wuchs Marlies; sie wurde schön. Und die Jahre gingen.
An einem Tag aber war alles nicht mehr da. Nicht die Wiese, nicht der Bach, der Park nicht. Aber ein Haus war da, in der Stadt, mit vielen Wohnungen, in den Wohnungen zitterten Fensterscheiben, von den Trambahnen, die auf der Straße ächzend fuhren. Und in Marlies' Augen kam langsam ein Ernst.
Der Vater spielte nicht mehr mit ihr, „er hat so viel zu arbeiten", sagte die Mutter. „Warum?" fragte Marlies, die erschütternde Kinderfrage. „Du wirst es später verstehen", — gab die Mutter zurück, sie strickte an einem Handschuh für Marlies, braun mit weißem Streif.
Der Vater ging früh am Morgen und kam spät abends, zu Mittag sah Marlies ihn oft nicht. Einmal, als sie schon gut lesen konnte, fand Marlies ein Kuvert, die Adresse nannte den Namen des Vaters, — „Herrn Direktor" stand über dem Namen. Marlies entsann sich der Wärterin Lela und des weißen Hauses und des Forellenbaches. Entsann sich der Spiele mit dem Vater. Bekümmert war sie, sagte zur Mutter: „Es ist hier gar nicht schön . . ." Und: „Nie spielt Vater mit mir . . ." — „Weil du doch schon groß bist, Kind", sagte die Mutter still, sie war beim Spülen des Geschirrs, eine Tasse zerbrach sie. „Aber was tut denn der Vater?" fragte Marlies. „Er reist." — „Oh, er reist —", erstaunte sich das Kind, „warum nimmt er mich nicht mit?"
Der Vater kam sehr spät an diesem Abend. Aber Marlies hatte sich vorgenommen nicht einzuschlafen, nun sagte sie: „Vater, wohin fährst du immer? Vater, du kannst mich doch mitnehmen, — fährst du in unser Haus?" Das war das Wunderbarste, was an Bildern in ihrem Gedächtnis war: unser Haus. Der Vater sagte: „Kind, wie du fragst. Nein, ich fahre nicht in unser Haus." — „Wohin fährst du aber?" — „Ich fahre zu den Leuten . . ." — „Ja — zu den Leuten fährt der Vater, weißt du, Marlies —", sagte die Mutter. Marlies wollte wissen, zu welchen Leuten. Die Mutter schwieg, der Vater stand vom Stuhl auf, ging rasch um den Tisch herum, dreimal, fünfmal. Der Vater verzog das Gesicht, hatte Falten in der Stirn, strich mit der Hand durch das Haar. Da sah Marlies zum erstenmal, daß des Vaters Haar grau war. „Vater, du bist ja ganz weiß auf dem Kopf", sagte sie erschreckt. „Hast du das noch nie gesehen?" fragte der Vater, er lachte: „Ha ha." — „Komm in die Küche, ich habe dir Kaffee aufgehoben, er ist noch warm", sagte die Mutter zum Vater. Lang schlief Marlies nicht in dieser Nacht, immer sah sie den senkrechten Streifen Lichtes in der Tapetentür.
Marlies träumte dann: mit dem Vater ging sie neben dem Forellenbach. Die Wärterin Lela stand unter einem Baum und winkte. Aber nicht Lela war das, es war ein Mann mit einem Bart, der Mann schrie immer und verbeugte sich und lachte, er sagte: „Nehmen der Herr Direktor die Marlies mit?" Der Vater verbeugte sich, sagte: „Ich wäre Ihnen sehr verbunden . . ." — „Ja", mischte sich Marlies ein, „wir reisen." Der fremde Mann lachte wiehernd. Marlies fürchtete sich, aber sie sagte noch: „Wir reisen zu den Leuten." Und: „Komm, Vater." Sie gingen. Plötzlich war sie allein. Sie weinte. „Wo bist du, Vater?" rief sie. „Ich kann dich nicht mehr mitnehmen", hörte sie die Stimme des Vaters, sehr groß war die Stimme und kam aus einer Mauer, die dunkel vor dem Himmel stand, man sah die Sonne nicht. Zitternd rief Marlies: „Aber was soll ich denn tun?" Es kam keine Antwort. Marlies schrie nur wimmernd, dann aber lag sie — sie wunderte sich, daß es so plötzlich kam — in ihrem Kinderbett. „Ich bin ja in unserem Haus" — staunte sie. „O ja", sagte Lela im Tupfenkleid. Bald schlief Marlies ruhig. —
Und die Zeit ging weiter. Marlies merkte zuweilen, wenn ihre Füße schmerzten, daß sie wuchs. Die Mutter seufzte. Marlies war schlank und blaß. Die Mutter setzte ein Stück an ihren Mantel an. Nun wohnten sie schon ein Jahr Entengasse 14/IV, die Mutter schlief mit Marlies in der Kammer neben der Küche, der Vater hatte die alte Ottomane, sie stand in der Küche neben dem Herd. Oft kam der Vater spät in der Nacht, stolperte gegen Türe und Kleiderschrank, zuweilen sang er, manchmal fluchte er. Marlies erwachte dann, und neben dem wirren Lärmen, das aus der Küche kam, hörte sie ein leises Geräusch, das ihr erst fremd war: die Mutter weinte in das Kissen.
Einmal, es war ein später Schneemittag, fragte Marlies die Mutter: „Wie kommt es, daß wir hier sind — der Vater war Direktor?" — „Die Fabrik fallierte", sagte die Mutter ohne aufzusehen, die Mutter hielt längliche gelbe Scheine in der Hand, beschrieben und vorgedruckt. Oben stand: Amtliches Leihhaus. Die Mutter zerriß drei von den Scheinen, warf sie mit spärlicher Bewegung zum Kohlenkasten, sie fielen daneben, Marlies sagte: „Was tust du?" Der Mutter Augen waren leer im Raum, blicklos glänzend, sie sagte: „Verfallen."
Der Vater ging nicht mehr fort. Immer saß er neben dem Tisch, die Hände zwischen den Knieen. Sein Kinn zitterte, er redete fast nicht, Marlies fürchtete sich zuweilen. Sie dachte: wenn ich wenigstens noch in der Schule wäre! Aber sie war vierzehneinhalb. Einmal hörte sie auf der Treppe, wie in der Küche der Vater schrie: „Es gibt nichts. Ich mache es nicht mehr mit. Es hat keinen Zweck." Die Mutter war still. Als Marlies die Küche betrat, nahm er den Hut vom Nagel und ging. Die Mutter saß abgewandten Gesichts, nach einer Weile sagte sie: „Geh zum Krämer, sieh zu, daß du ein halbes Pfund Schweinefett bekommst und ein Bündel Holz." — „Gib mir Geld", sagte Marlies. „Der Vater wird Geld bringen, er hat doch heut seinen Tag", sagte die Mutter. „Arbeitsamt?" fragte Marlies. „Ja, geh schon, nimm die Spiritusflasche mit, gibt dreißig Pfennig", sagte die Mutter.
Der Vater kam nicht. Marlies und die Mutter saßen am Tisch und aßen, sie hatten Erbsen gekocht. Marlies sagte: „Es könnte —" (sie hatte sagen wollen: es könnte ein wenig Speck drin sein). Sie sagte: „Es könnte heut' noch regnen." Die Löffel klapperten. Marlies meinte: „Hoffentlich kann ich Ostern zu Brickmann kommen. Er sagte, es könne sein, in der Putzabteilung, Hüte fertigmachen. Er war sehr freundlich, er meinte, ein nettes Mädel könne es immer zu was bringen . . ."
Der Vater war noch nicht zurück, sie warteten bis halb zehn am Abend. Die Mutter sagte: „Geh schlafen." Marlies ging. Seit einiger Zeit schlief sie zuweilen schwer ein. Es war ihr dann seltsam zumut, wenn sie im Dunkeln lag und wenn langsam die Wärme ihres Körpers das kalte Bettzeug durchdrang, ein Träumen kam über sie, dann vergaß sie den Tag. Manchmal glaubte sie Heimweh zu haben, doch sie wußte nicht mehr, wohin. Sie legte ihre Hände auf den Leib, zog die Beine an. Es kam vor, daß sie zitterte. Sie biß in ihren dünnen Arm. Sie wußte in solchen Minuten, daß sie schön sei, und manchmal weinte sie.
In dieser Nacht erwachte sie einmal, als es schon spät war. In der Küche brannte Licht. Sie sagte: „Mutter" und griff nach rechts, das Kissen war leer. Sie schlief wieder halb, als die Türe aufging und die Mutter langsam an ihr Bett kam, sich über sie beugte wirren Haars. Undeutlich, verwischt gewahrte Marlies, als die Mutter leise hinausging, daß die Küchentüre weit offen blieb, sah den Vater im Halbschlaf noch, den Kopf auf der Tischplatte, die Arme hingen schwer herab. Er ist wohl wieder nicht nüchtern, dachte sie schläfrig verschwommen. Gleich schlief sie wieder.
Und war dann plötzlich am Forellenbach. „Unser Haus", lächelte sie, im weißen Kleid war die Mutter, und der Vater bewegte die Schaukel. Auch Lela war dabei, überall standen Kübel mit roten Rosen. Sie staunte. Aber dann schrie sie: „Mir wird ja so schlecht" und wollte aufspringen, flüchtig dachte sie: ich habe wieder geträumt, — undeutlich sah sie rasch das helle Viereck der Küchentür, Licht. Da erkannte sie: doch, ich bin wirklich in unserem Haus, viele rote Rosen waren da, sie dufteten betäubend. Die Mutter saß auf einer Bank zwischen Büschen, da kam auch der Vater, auch Lela im blauen Tupfenkleid. Musik war da, kam sie aus dem Haus? Und in der Luft schwankten bunte Ballons. Marlies saß aufgestützten Arms im Bett, Licht war, Licht. Sie lächelte geöffneten Mundes, blaß, sie stammelte: „Es ist so heiß im Garten, die Rosen —." Danach fiel sie leicht zurück. —
Der Telegraphenarbeiter Meisel bemerkte sechs Uhr dreißig, als er zur Arbeit ging, durchdringenden Gasgeruch im Flur.
Der Vater hockte am Tisch, wie Marlies ihn gesehen hatte, die Mutter saß auf der Ottomane, an die Wand gelehnt, seltsam aufrecht. Marlies lag mit schmal geöffnetem Mund. Lächelnd, sehr schön war sie, die Arme gebreitet auf der Decke. Ihre Hände hingen herab, blaß, leis geöffnet nach oben. —

Auf der Galapagos-Insel



„Manchmal bekomme ich doch ein bißchen Heimweh. Wie schön muß jetzt der Frühling in Deutschland sein!"

Am Stammtisch

(Th. Th. Heine)



„Hast' as g'hört? 's Wasser ham die Kommunisten vergiften wolln, dö Bazi, dö ganz ausgschamten." – „Hat koa G'fahr net, so lang 's a Märzenbier gibt."

Die Unpolitischen



„Politik macht zwar nicht satt, aber sie nimmt einem wenigstens den Appetit."

Waffenverbot



„Man kann nie vorsichtig genug sein. Ich will doch lieber meinen Kaktus rasieren."

Der ängstliche Tierwärter



„So ein Feigling! Seitdem die politischen Auseinandersetzungen angefangen haben, schläft er jede Nacht in unserem Käfig."

Polizei macht Ordnung



„Sie sind politisch verdächtig, wir müssen Haussuchung bei Ihnen halten." – „Gott sei Dank, endlich mal jemand, der bei mir aufräumt. Ich finde so schon kein Manuskript mehr."

Familientragödie



„Zwillinge. Aber leider tot, sie gehörten verschiedenen Parteien an und haben einander im Mutterleibe erwürgt."

Nach Aufhebung der Prohibition

(Wilhelm Schulz)



Vor der hereingebrochenen Alkohol-Sintflut haben sich die letzten überlebenden Bootlegger auf den höchsten Gipfel der Rocky Mountains gerettet, wo sie nach dem Untergang der größten amerikanischen Industrie den endgültigen Weltuntergang erwarten.

Eines Abends ist die Stunde gekommen, die Andreas nicht mehr erwartet hat. Er hat nichts dazu getan, er hat sie nicht herbeigerufen. Er ist nach dem Abendessen noch ein wenig durch die kleine Stadt gegangen, in der er sich seit Monaten aufhält, ein Stück hinaus am Fluß entlang, und dann ist er in diese kleine Schenke eingekehrt. Während er den ersten Schluck Bier trinkt, spürt er, wie etwas von ihm abfällt und wie er mit einem Male leicht und frei wird. Und dann weiß er mit jäher Gewißheit, daß er nun alles überstanden hat und wieder zu sich und seiner Arbeit zurückkehren wird. Er sieht auf die Uhr. Es ist neun Uhr. Es ist also die gleiche Stunde wie vor zwei Jahren, der Tag und der Monat sind nicht dieselben. Vor zwei Jahren um diese Abendstunde an einem Spätsommertag, denkt Andreas. Damals kam ich müde nach Hause und fand neben meinem Teller, als ich mich zum Abendbrot hinsetzte, den Brief meiner Frau, in dem sie von mir Abschied nahm. Ich war damals der Maler Andreas Frank, der ein Haus besaß und in Berlin und Paris Erfolge erzielt hatte. Als Claudia fort war, verbrannte ich alles Malgerät und verschenkte die letzten Bilder. Das Haus verkaufte ich dem Architekten Zilch. Dann ging die Ziellosigkeit an, der Kummer, die Getriebenheit, die Sinnlosigkeit. Es ist ja nicht so leicht, eine Frau zu verlieren. Gewiß, man kann alles verlieren, an dem man gehangen hat, aber dann holt man sich doch wieder langsam aus dem Verlorenen zurück. Bei einer Frau ist das nicht so einfach, wenn man sie weiter lieben muß, nachdem man sie verloren hat. Da bleibt man offen wie ein Haus ohne Türen, da kann man sich nicht mehr verschließen. Es gibt ja nicht viele Dinge auf der Welt, die einem sich auftun, so daß man sich ganz an sie verlieren kann. Das gibt es nicht viel. Nur eine Frau kann das vollbringen, daß man mit seinem Leben in das ihrige hineinreicht und dort Wurzeln schlägt und wächst. Denn das ist eine ganze Welt mit eigenen Gesetzen und Gezeiten, in die man da gleichsam noch einmal hineingeboren wird und zum zweiten Male das Licht der Welt erblickt, freilich ein anderes Licht, ein unsichtbares Licht, das innen aufgeht und leuchtet und wärmt. Und als ich an jenem Abend vor zwei Jahren nach Hause kam, war diese zweite Welt nicht mehr, die Wurzeln waren ausgerissen und das Licht war erloschen. Ich habe nicht aufgehört, Claudia zu lieben, denn so wie ich in ihrem Leben gelebt hatte, so hatte sie auch in meinem Leben gelebt. Und sie lebte jetzt noch weiter fort darin. Ich konnte sie nicht verstoßen, denn man kann einen Unsichtbaren nicht verstoßen. Ich sprach in diesen vergangenen Jahren oft mit ihr, die unsichtbar in mir weiterlebte, und sie gab mir Antwort, wie sie mir früher Antwort gegeben hatte, nur unhörbar. Wenn ich abends allein schlafen ging, sagte ich zu ihr, jetzt wirst du bald einschlafen, Claudia, denn du bist sehr müde, gute Nacht, und dann gab ich ihr noch einen Kuß und sie erwiderte ihn und dann hörte ich, wie sie sich in den Kissen streckte, bis sie gut lag. Aber davon wußte sie ja nichts, die Verschollene.

„Bringen Sie mir bitte noch ein Glas Bier, Herr Wirt, das wird wohl der letzte Schnee gewesen sein in diesem Jahr. Dankeschön."

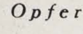
Ja, wie ist das nun gekommen, daß ich es heute abend überstanden habe? Es wird ja wohl alles einmal überstanden sein, denke ich, und es braucht alles seine Zeit dazu. Morgen werde ich mir diesen Bart abnehmen lassen, und dann werde ich mir Farben und Leinwand kaufen und hier ein Atelier mieten und dann werde ich noch einmal Claudia malen. Zum letztenmal. Und dann werde ich wieder arbeiten und ein neues Leben beginnen.

Andreas nimmt sein Notizbuch heraus, reißt ein Blatt los und schreibt darauf: „Liebe Claudia. Jetzt ist es überstanden. Möge dich der Himmel vor Unglück und Not bewahren. Lebe wohl!" Dann verläßt er die Schenke und geht noch ein Stück hinaus zu den kahlen Feldern, auf denen der letzte Schnee leuchtet. Dort wirft er den Zettel in den Nachtwind, der ihn hochwirbelt und davonträgt.

Am nächsten Morgen steht Andreas zeitig auf und geht auf das Postamt, um der Bank zu telegraphieren, die sein kleines Vermögen verwaltet. Er will sich einen größeren Betrag schicken lassen, um hier für die nächste Zeit in Ruhe arbeiten zu können. Der Beamte reicht ihm ein Telegrammformular. Andreas füllt es aus. Er hört im Nebenraum den Telegraph ticken. Er muß jetzt einige Minuten warten, der Beamte ist gerade in den Nebenraum gegangen. Dann kommt der Beamte zurück, nimmt das ausgefüllte Formular und zählt mit einem Rotstift die Worte. „Macht zwei siebzig", sagt der Beamte, „sind Sie Herr Frank selbst?" — „Gewiß", sagt Andreas. „Wenn Sie sich ausweisen können", sagt der Beamte, „dann können Sie etwas mitnehmen. Es ist ein Telegramm für Sie gekommen." — „Ein Telegramm?" sagt Andreas. Dann gibt er dem Beamten seinen Paß. „Stimmt", sagt der Beamte, „einen Augenblick." Der Augenblick ist jetzt nur für das Herz da, es schlägt schwer und langsam. Der Kopf denkt gar nicht, er wird von einer leeren Angst ausgehöhlt. Draußen beginnt es leise zu schneien. Eine alte, bucklige Frau mit einem Dackel an der Leine tritt in den Postraum. „So, bitte", sagt der Beamte und reicht das Telegramm heraus. „Danke", sagt Andreas und geht. Er geht in ein kleines Café am Marktplatz. Dort setzt er sich in die Fensterecke und sieht dem Schneien draußen zu. Er ist der einzige Gast. Das Telegramm steckt zusammengefaltet in seiner Brusttasche. Er läßt sich Zeit, es zu lesen. Er ahnt, woher es kommt. Von wem. Er hat etwas Herzschmerzen bekommen. Den Kaffee trinkt er ohne Zucker und ohne Milch. Dann nimmt er das Telegramm heraus. Er hat es ja überstanden. Gestern abend hat er es überstanden. Man soll überstandene Dinge nicht wecken. Es ist gut. Er wird das Telegramm nicht lesen.

Andreas nimmt das Telegramm und schiebt es in den Sofaspalt hinunter. Dann zahlt er und geht über den Marktplatz zum Friseur. Dort läßt er sich den Bart abnehmen. Aber nun merkt er, wie es mit dem Gleichgewicht vorüber ist. Er geht noch eine Zeitlang spazieren, dann bringen ihn seine Schritte wieder zum Marktplatz zurück, und dann sitzt er wieder an jenem Fensterplatz, und es ist kaum eine Stunde vergangen. Er bestellt sich wieder einen Kaffee, und er ist wieder der einzige Gast. Als das Serviermädchen endlich gegangen ist, holt er das vergrabene Telegramm aus dem Sofaspalt heraus und reißt es auf.

Es enthält nur die Nachricht, daß Claudia gestern abend gegen neun Uhr in F. an den Folgen einer Operation gestorben ist.



(Kurt Werth)



„Siehst du, Hilde, da beneidet einen nun dieser Plebs darum, daß man ins Theater gehen kann, und dabei erfüllt unsereener bloß die verdammte Pflicht, beim Neuaufbau der deutschen Kultur mitzuhelfen!"



Stefan Zweig: Marie Antoinette. Bildnis eines mittleren Charakters. 1932. (Im Insel-Verlag, Leipzig.)

Stefan Zweigs Kraft des Formulierens und seine Gabe der malerischen Darstellung haben hier das Bild eines Menschen und seiner Zeit geschaffen. Schon wie Zweig ansetzt, ist vortrefflich, weil es selbstverständlich und darum zwingend ist. Denn indem er Marie Antoinette einen mittleren Charakter nennt und ihn von der Kindheit an durch alle Phasen des Erwachens, des Genusses und der Lebensverschwendung durchführt, wird Marie Antoinette uns ganz nahe, lebt sie über das Rokoko hinweg, dem sie entstieg, uns zu als der ewige Typ des unselbständigen, ständig von seinen Situationen gelebten, nie aber mit einem Willen, nie zur Entscheidung hin lebenden Menschen. Maria Theresia hat einmal die Tochter gefragt: „Wann wirst du endlich du selbst werden?" Marie Antoinette wird sie selber, endlich, als sie traumhaft tief ins dunkelste Verhängnis fällt. Da wird ihre Kraft wach, da bekommt sie eine Seele, während sie früher nichts als Körper war, da reißt sie sich zur Größe empor, da sagt sie selber die „halb stolzen, halb erschütternden Worte" eines Menschen, der sich gefunden hat: „Erst im Unglück weiß man wahrhaft, wer man ist." Zweig malt sein Bildnis eines mittleren Charakters, den sein Schicksal zur Selbstüberwindung und damit zur Tragik emportrieb, mit reinen, starken Farben. Nichts Sentimentalisierendes oder Verfälschendes mischt sich in seine Darstellung. Die Psychologie wächst zur Sinnbildlichkeit.

Oskar Maurus Fontana

Jlja Ehrenburg: Moskau glaubt nicht an Tränen. (Malik-Verlag, Berlin.)

Nach seinem Spanienbuch jetzt ein „Pariser Roman". E. läßt hier in einem der üblichen, schmutzigen Hôtel garni mehrere gescheiterte Existenzen dahinvegetieren: russische Emigranten, ein deutscher Fememörder, ein geflüchteter spanischer Kommunist, ein französischer Bohémien, ein Kriegsbeschädigter, ein Spitzel und Mädchen noch zweifelhafteren Gewerbes. Lebende Leichname hinter zwanzig Zimmernummern. Ihre Ansichten vom Leben offenbaren sich als ebenso armselig wie ihre Umgebung und ihr Tagesdasein. Zufällig ist aber ein sowjetrussischer Jung-Maler darunter geraten, der sein Studienjahr in Paris verbringt. Daß er und der erwähnte spanische Kommunist die einzigen männlichen Edelnaturen sind, die zum Leben taugen, dürfte nicht verwunderlich sein. Nach mancherlei Verwicklungen und nach Abreise der Edelmenschen versandet der Daseinswille der Scheinlebenden vollständig. Das Hotel geht durch Brandlegung in Trümmer. — Leider wirkt eine derartige Tendenz allzu primitiv: wenn sie gar — wie hier — das Künstlerische überwuchert, ist sie abzulehnen. Außerdem, falls E. seine Romanhandlung etwa symbolisch für den Untergang des Westens gewertet haben will, erscheinen Charaktere wie die geschilderten nicht typisch für Paris; es gibt auch ein anderes Paris, eine lebende Stadt, die baut, arbeitet und produziert.
Wenn jedoch E. dieses Buch schrieb, um auszudrücken (S. 182), daß „Arbeiten wichtiger ist als Weinen", so erscheint diese Erkenntnis — wenn auch in Wort und Stil treffend formuliert — fast zu spärlich, um solch dickes Buch zu füllen. Karl Kurt Wolter

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Hermann Remmele: „Die Sowjet-Union", Band I und II. Karl Hoym, Verlag, Hamburg.
Käte Biel: „Alle Wege führen zu Franz". E. P. Tal & Co., Wien.
Ludwig Ritter von Rudolph: „Aller Seelen 1914". (Kriegsfreiwillige vor Ypern.) Verlag F. Willmy G. m. b. H., Nürnberg.
J. B. Malina: „Im sonnigen Süden". Neufeld & Henius, Verlag Berlin.
Caesar von Simay: „Kampf der Seligen". Georg Müller, Verlag München.
Egon Erwin Kisch: „China geheim". Erich Reiß, Verlag, Berlin

Junggeselle mietet sich ein / Von Theodor Riegler

Wer weiß, von wo er kommt. Nun ist er hier.
Ein neuer Mensch geht über den Asphalt
Und mietet sich ein Zimmer mit Klavier.
Ein neuer Schritt bewegt sich und verhallt.

Hier sind die Schlüssel. Immer ist das so.
Der kleine ist für oben, heißt es dann.
Der große schließt das Haustor. Und ein Mann,
Ein neuer Mann geht morgens ins Büro.

Zwei fremde Menschen sehn sich ins Gesicht
Und suchen sich das Leben leicht zu machen.
Dort ist der Schrank für Ihre neuen Sachen.
Hier die Toilette. Links ist gleich das Licht.

Nun steht er da. Vor ihm das neue Leben.
Er sieht sich noch einmal im Zimmer um.
Die Dinge reden nicht, der Raum bleibt stumm.
Ein fremdes Schicksal atmet gleich daneben.

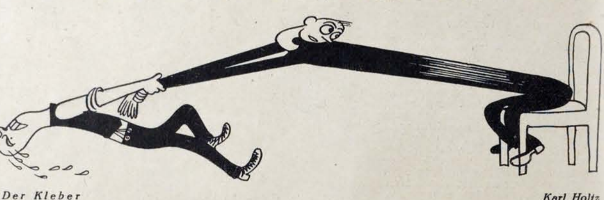
Acht Tage später ist die Wirtin milder.
Der neue Mieter geht auf leisen Sohlen.
Er steht früh auf und hat noch nichts gestohlen.
Sie zeigt ihm freundlich die Familienbilder.

Und das ist Trudchen, sagt sie. Rechts bin ich.
Mein Mann war damals in den besten Jahren.
Gott, wenn ich denke, wie wir glücklich waren
Und wie er seinem guten Vater glich.

Er nickt und sagt dazu ein nettes Wort.
Es sei nicht gut, den Dingen nachzuspüren.
Am Abend kramt er lange in Papieren
Und täglich geht er acht Uhr fünfzehn fort.

Die Seele nach der neuesten Fasson / Von Wilhelm Lichtenberg

Unlängst fragte ich Frau Marlene: „Wo lassen Sie Ihre Seele arbeiten, gnädige Frau?" Sie sah mich verständnislos an, tippte an ihre Stirn und ging weiter. Marlene weiß natürlich nicht, daß sie ihre Seele, wie ihre Toiletten, aus ersten Häusern bezieht. Marlene weiß nicht, daß sie auf tadellosen Schnitt ihrer Seele sieht. Und ahnt nicht einmal, daß sie noch niemals zwei Saisons ein und dieselbe Seele getragen hat.
Marlene hieß natürlich nicht immer Marlene. Sie heißt jetzt so, weil man augenblicklich Marlene trägt. Sie nannte sich schon Greta und Pola, Henny und Asta. Je nachdem. Augenblicklich heißt sie Marlene. Aber wie lange noch? Wenn die Seele eines Vamps vieux jeu geworden ist, wird sie sich eine neue Seele zulegen. Eine nach allerletztem Schnitt, mit den letzten Finessen garniert.
Marlene hat daheim ganze Schränke voll abgelegter Seelen hängen. Sie kümmert sich nicht mehr um sie. Vielleicht sind schon die Motten reingekommen, vielleicht zerfallen diese Seelen von Anno dazumal bereits ganz leicht? Egal. Marlene kümmert sich nicht um die alten Seelenbestände. Sie lächelt nur manchmal, wenn sie sie in einer stillen Stunde Revue passieren läßt. „Solche Seelen hat man einmal getragen?" fragt sie sich entsetzt. Und ist glücklich, sich immer wieder eine Seele nach der neuesten Fasson leisten zu können.
In der vorigen Saison, als Marlene noch Greta hieß, trug sie Seele als Seele. Mein Gott, das war damals eben modern, und es kleidete die Damen ausgezeichnet. Heute könnte man sich mit so einer Seele nicht mehr auf die Straße wagen. Der Seele-Seele würde jeder ansehen, daß sie noch aus der vorigen Saison stammt, die Leute würden die Nase rümpfen, und der Kredit von Frau Marlenes Gatten wäre ernstlich in Frage gestellt. Sie trägt ihre Vamp-Allüren nicht einmal gern. Sie behindern sie etwas, sie sind furchtbar anstrengend im Gebrauch und nicht sehr kleidsam. Außerdem hat jetzt schon fast jedes Ladenmädel eine Vamp-Seele aus der Konfektion. Sieht ja scheußlich aus, findet Frau Marlene, so eine billige Vamp-Seele, die nach Nummern geschnitten ist; aber wenn man sie wieder nicht trägt, glauben die lieben Freundinnen, man könne sie sich nicht leisten. Und so trägt man sie eben. In der Hoffnung, daß bald eine neue Seele auf den Markt geworfen wird.
Wehmütig denkt sie freilich noch an die Zeiten, wo sie Henny hieß und einfach Gemüt tragen durfte. Das war bequem, das beengte nicht, und verpflichtete zu nichts. Ihre Nasenflügel trauern jener idyllischen Zeit nach, da sie noch nicht bei jedem männlichen Anlaß vibrieren mußten, und ihre Augen sehnen sich nach jenem unverschleierten Zustand zurück, da sie noch nicht zu einem Achtstundentag der Dämonie verurteilt waren. Vorbei, vorbei! Heute ist Marlene in den Schnürleib des Sex appeal eingepreßt und trägt die Krinoline der



Der Kleber — *Karl Holtz*

Verruchtheit um die Hüften. Vielleicht kommt wieder einmal eine vernünftigere Mode. Vielleicht trägt man wieder einmal Seele naturel. Sie wartet darauf, aber sie hat nicht den Mut, eine alte Seele aus ihrem Toilettenschrank hervorzuholen. Das heißt — wenn sie daheim ist, wenn sie sich unbeobachtet fühlt, denkt sie gar nicht daran, ihre moderne Seele zu tragen. Wozu auch? Daheim trägt sie seelisches Negligé und fühlt sich himmlisch wohl dabei. Den Vamp legt sie nur an, wenn sie in Gesellschaft geht. Sie hat natürlich einige Vamps aus allerersten Salons. Für den Vormittag ein sehr flottes, das kaum auffällt; für den Nachmittag ein kleineres Großes, das aber sehr effektvoll ist, und für den Abend dann ein ganz Großes, das geradewegs aus der Hölle kommt. Die Seele für den Abend aber ist dekolletiert bis nach Hollywood.

Woher Frau Marlene ihre seelischen Toiletten bezieht? Sie spricht nicht gern davon und bewahrt ihre Seelen-Salons als tiefstes Geheimnis. Aber wir wissen es doch, woher Frauen ihre Seelen haben. Die Modejournale der weiblichen Seele sind die Literatur und der Tonfilm. Hier werden die Modelle entworfen, die man dann in der ganzen Welt sklavisch kopiert.

Ich verrate kein Geheimnis, wenn ich sage, daß sich Frau Marlene bereits mit zweiundzwanzig Jahren im gefährlichen Alter befand. Damals ließ unsere liebe Karin Michaelis gerade ihr sensationelles Buch erscheinen. Und Marlene wäre an dem Gedanken zugrunde gegangen, nicht auch so ein gefährliches Alter zu haben.

Sie überwand freilich das gefährliche Alter sofort, als die Seele à la garçonne in Mode kam. Und sie frisierte sich ihre Seele dann weiblicher auf, als Charlotte etwas verrückt war. Seither freilich versagt das Modejournal der weiblichen Seele einigermaßen und bringt nichts Neues mehr hervor. Marlene ist in letzter Zeit fast ausschließlich auf den Tonfilm angewiesen, um zu wissen, was man jetzt trägt.

Sie trägt also Vamp mit einer leichten Abschweifung ins Renate-Müllerhafte. Sie schwört ja darauf, daß man zum Frühjahr die letzten Vampreste abstreifen und mehr Renate Müller bevorzugen wird. Aber das ist noch nicht ganz heraus. Vorläufig schließt sie Kompromisse und trägt ihre Seele kombiniert wie ein Complet.

Hoffen wir, daß Frau Marlene bald von ihren Vamp-Qualen erlöst wird. Wünschen wir ihr schon für die allernächste Zeit die fußfreie Seele einer blonden Privatsekretärin. Sie wird sie tragen, wie sie alle Seelen der letzten zwanzig Jahre bisher getragen hat. Und sie wird — wie ich sie kenne — todschick darin aussehen.

Gründlicher Umbau

(Jeanne Mammen)



„Sag' mal, Vater, wieviel ist denn fünf in der dritten Potenz?" – „Das kann man nicht so genau wissen, mein Junge, eh nicht die Neuordnung des Schulwesens vollzogen ist."

Mond, aus dem Bett gesehn

Wenn ich im Bett bin, seh ich oft den Mond.
Dann denke ich, es muß ihm doch recht kalt sein.
Ich beispielsweise bin es nicht gewohnt,
Ich könnte nicht so blank und bloß im Wald sein.

Da bin ich dankbar, daß ich meinen Fuß
Und meine andern unteren Partien
Im Zudeck hab, ich steigre den Genuß,
Ich mach ein Knie und laß es etwas ziehen.

Denk so der Igel und der Polizei,
Denk aller Tiere, die im Freien hausen,
Auch an den magern Strolch im dünnen Stroh

Und, weil es zieht, so fröstle ich dabei
Vom Rücken bis hinunter zum Popo.
Ich deck mich zu, voll Dankbarkeit und Grausen.

W. Lohmüller

Randbemerkungen

In einem Orte in Mähren — Groß-Meseritsch — läutete kürzlich ein Bürger die Sterbeglocke, obwohl kein Todesfall zu verzeichnen war. Darauf verkündete er den überraschten Leuten: in der tschechoslowakischen Republik sei die Gerechtigkeit gestorben.

— Wann fangen die Glocken bei uns an zu läuten?

Just

*

Die Oberpostdirektion Hamburg teilt mit, daß in ihrem Bereich die Geldbriefträger im Kampf ohne Waffen, im Jiu-Jitsu, Unterricht bekommen.

— Die Wirksamkeit von Nachnahmen und Zahlungsbefehlen dürfte dadurch nicht unwesentlich gesteigert werden.

Teha

Ehrliches Urteil

Der Maler Pascin saß, wie häufig, auf der Terrasse des Café du Dôme in Paris, das er mit berühmt gemacht hat. Ein junger Maler trat an ihn heran, legte sein Skizzenbuch vor und bat um seine offene Meinung, ob er Talent habe.

Pascin blätterte die Skizzen sorgfältig von Anfang bis zu Ende durch, ohne sich auf ein bestimmtes Urteil festzulegen. Endlich klappte er das Buch zu, wiegte den Kopf hin und her und sagte bedächtig: „Wenn ich Ihr Talent hätte, lieber Freund, wäre ich längst ein steinreicher Mann."

„Wahrhaftig?" fragte der junge Maler beglückt.

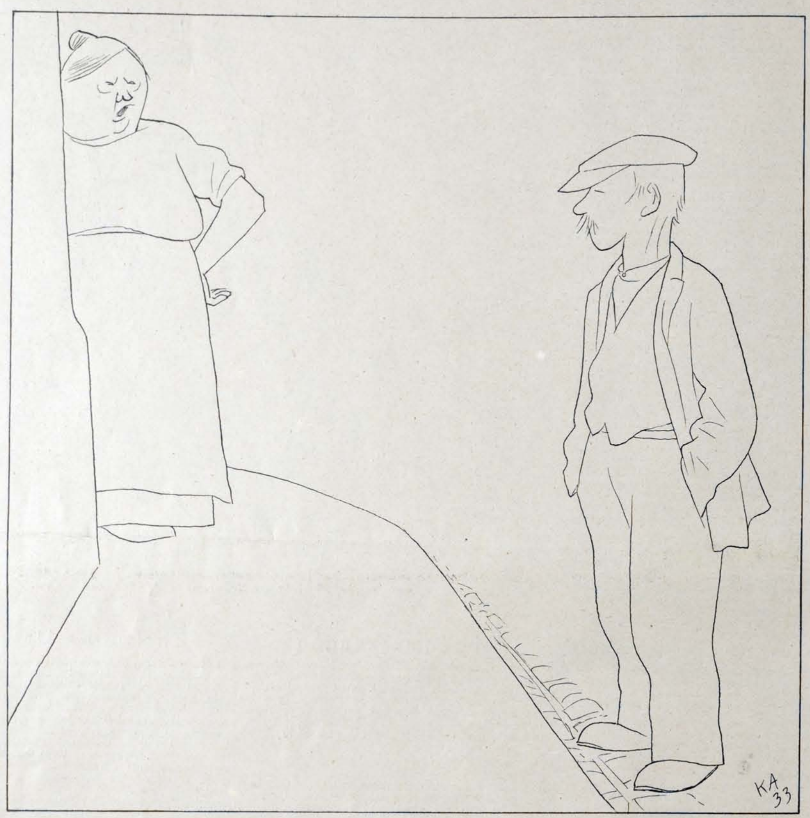
„Ja", sagte Pascin, „dann hätte mich mein Vater nämlich Kaufmann werden lassen."

H. Bethge

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Johannes Resch, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13**, Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Familientradition

(Karl Arnold)



„Ich sag's Ihnen: vom Heiraten will meine Tochter nichts wissen, die bleibt Jungfrau, genau wie ich!"

Wiener Theater

Die große Premiere war zu Ende. Der berühmte Kritiker zog sein Verrißgesicht. Ein Kollege trat zu ihm: „Herr Kollege — die Saulgau war ja zum Erschlagen — aber sie ist meine Freundin — Sie verstehen mich —"

Der berühmte Kritiker verstand. „Ich werde nichts gegen sie schreiben — aber dem Regisseur werde ich seine Dilettantenarbeit anstreichen."

„Der Regisseur ist mein künftiger Schwiegersohn", sagte der Kollege leise, „er rechnet auf ein Engagement — meine Tochter möchte gern bald heiraten — unter Kollegen —"

Der Kritiker seufzte: „Gut, dann werde ich nur gegen diesen Schmarrn von Stück wettern, das so ein völlig untalentierter anonymer Autor zusammengestohlen hat."

Der Kollege sagte wehmütig: „Der anonyme Autor bin ich."

j. h. r.

Lenz-Anfang

Wenn mein Kalender richtig geht,
beginnt nunmehr die Pubertät.
Schon öffnet mit beschwingten Worten
das Autarkino seine Pforten.

Die Okuli im Dauerlauf
gehn staunend immer weiter auf.
Den Einen sträuben sich die Haare;
die Andern singen laut: Lätare!

Und nur der weise Großpapa
mahnt still gelassen: Judika
nicht eher über dieses Lenzen,
als bis du siehst die Konsequenzen!

Ratatöskr

Kuriosa

Die Reichspostreklame des Bayerischen Rundfunks sendete unlängst folgenden Funkspruch:

„Wohl der Mutter, die ihre Kinder jeden Abend vor dem Schlafengehen mit Harmoniumbegleitung segnet. Fachgemäße Beratung bei der größten Spezialfirma Bayerns und Süddeutschlands Pianohaus XX."

F. R.

Anzeige in den „Ostfriesischen Nachrichten":

„Die Vögel zwitschern von den Ästen: Das Fleisch von Sally Wolff schmeckt am besten!"

Anzeige im „Gießener Anzeiger":

„Sonntagsmädchen! Tochter Sieg-Linde, deutschgeboren der Familie
Dentist Herbert Becker, Grüningen."

Schlimme Nachwirkung

(Rudolf Kriesch)



„Weißte, Else, so'ne Wahlpropaganda verdirbt eben doch den Charakter: die Männer gewöhnen sich alle so an Versprechungen!"

Die Rechnung

Gestern brachte mir mein Schneider einen Anzug. Keinen neuen, sondern den aus der Aufschwungsperiode, von 1927; er hatte um vierzig Zentimeter enger gemacht werden müssen. Der Schneider schritt auf leisen Sohlen, so, als trüge er unter dem schwarzen Tuch was Kondolenzliches. Wir waren alle dem Weinen nahe. Um nicht der Rührung zu verfallen, ging ich fort. Späterhin berichtete mir meine Frau von dem Gespräch, das sich danach unter ernsten Mienen abgewickelt hatte.

„Ich hätte hier auch die Rechnung . . ."

„Ja, lassen Sie sie nur hier."

„Nein, so war das nicht gemeint. Ich nehme sie wieder mit. Ich wollte sie nur mal vorgezeigt haben, auf lange Sicht." Er trat mit zartfühlender Scheu von einem Fuß auf den andern. „Ich möchte doch auf keinen Fall zu teuer sein."

„Das dürfen Sie auch nicht. Mein Mann kann es wirklich nicht so — jetzt —."

„Ja eben. Ich weiß. Haben Sie wohl mal mit Herrn Gemahl gesprochen? Ich meine: was er sich wohl ungefähr vorstellt? Was er wohl nicht teuer finden würde?"

„Nein, noch nicht. Aber sprechen S i e doch mal mit ihm."

„O nein! Nur das nicht!"

„Aber einmal müssen wir ja doch bezahlen."

„Vielleicht auch nicht, gnädige Frau. Man soll die Hoffnung nie aufgeben. Kann sein, eines Tages wird das Schuldenbezahlen ganz aus der Welt geschafft, dann sind wir alle fein raus. Sie auch."

Jetzt nahm ihm aber meine Frau kurz entschlossen das Papierchen aus der Hand:

„Für Änderung eines Herrenanzugs, einschließlich neuer Wattierung, Futter, Garn, Stoßbänder, Aufbügeln . . . . Mk. 2,34"

las meine Frau und sah über das Blatt hinweg auf den Schneider. Der war erblaßt und auf einen Stuhl gesunken.

„Aber wirklich, gnädige Frau", wischte er sich den Schweiß von der Stirn, „Herr Gemahl kann sich's verteilen!"

H. A. T.

Fibelvers

Sum Sum Sumserum,
Ich bin die brave Biene.
Die Qualle schwimmt im Meer herum,
Indes ich Lob verdiene.

Sum Sum Sumserum,
Die Katze tut sich bügeln.
Das Nilpferd ist ein faules Trumm,
Doch ich der Fleiß auf Flügeln.

Sum Sum Sumserum,
Die Schlange scheut die Bibel.
Ich bin ein Vorbild und darum
In Lesebuch und Fibel.

Sum Sum Sumserum,
Der Iltis ist ein Würger.
Das Reh ist lieb, der Ochse dumm.
Mit mir erzieht man Bürger.

A. v. B.

Die Plattform

Von T r i m

Wenn die Straßenbahn ohne Beiwagen fährt, ist das Rauchen nur auf der Plattform gestattet. Einer sprang während der Fahrt auf und wurde trotzdem von den dort Eingepferchten hilfsbereit zugelassen.

Es standen da rauchende Leute aller Schichten, Formate und Bekenntnisse — jüngere und ältere; welche, die links, und welche, die rechts stehen mochten. Gerade und Krumme, Temperamentvolle und Geduckte. Alle duldeten einander, und alle waren so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß sie keinen andern besonders ansahen. Wenn aber doch einmal, dann mit duldendem Konstatieren: Daß jeder auf dieser Plattform, ob er nun an einem mit Brennstoff gefüllten Papier, Tabakblatt oder hölzernen Instrument lutsche, unbedingt und vor allem zu ihrer Gemeinschaft gehöre.

Der Zustand dauerte an, solange jeder auf der Plattform blieb, und schien im selben Moment aufgehoben, da einer absprang und nun nicht mehr Raucher, sondern bloß noch Mensch war. Der mulmigste Zigarrenstummel kann eine Solidarität herstellen, zu der das Bewußtsein gemeinsamen Menschentums offenbar doch nicht ausreicht.

Disziplin

(M. Frischmann)



„Merkt euch, Leute, ich möchte auch bei den Freiübungen euer schlechtes Jewissen sehen, wir sind doch hier schließlich keen Turnverein!"

Wissen Sie das auch schon?

Wir standen in der Autoausstellung vor einem 100-PS-Graham-Paige, und mein Freund sagte gedankenvoll: „Hör mal, paßt das nun eigentlich noch in unsere ausgepowerte Zeit?"
Ich erlaubte mir hierüber keine Entscheidung zu fällen. Als wir aber an einem zauberhaften Schaufenster vorbeikamen, in dem gerade einer lebensechten Puppe ein Nerzmurmel um die kühlen Schultern und ein Preistäfelchen „Mk. 23 000" zu Füßen gelegt wurde, da entschlüpfte mir meinerseits die vorwitzige Frage: „Sag mal, paßt das nun eigentlich in unsere Zeit?"
Mein Freund gab keine Antwort. Er schaute träumerisch zwei jungen Damen nach, die den Duft des Reichtums meilenweit verströmten. „Schön sind die!" murmelte er vor sich hin, „aber sind wir nun eigentlich von diesen da Zeitgenossen oder —"
Aus dem Portal eines Grand Hotels trat mit erwartungsvoll geschwellter Hemdbrust ein Ober mit zahlreicher Begleitmannschaft. Geräuschlos war ein schwerer Reisewagen vorgerollt, mit Koffern vollbeladen, und ihm entstiegen ein junger, schlanker Herr und eine reich mit Edelsteinen eingefaßte Dame.
„— oder passen wir nicht in die Zeit?" schloß ich die Rede meines Freundes.
Ich begleitete ihn bis zur Haltestelle der Straßenbahn, wo wir uns die Hand gaben. Er wohnte draußen in einer Vorstadt.
„Sag mal, kannst du mir bis morgen fünfzig Pfennig leihen?" fragte er.
„Leider nein. Hier, zweiunddreißig Pfennig sind alles, was ich bei mir habe."
Die hellerleuchtete Bahn fuhr stampfend und klirrend an uns vorbei.
„Dann muß ich zu Fuß gehen", sagte mein Freund und ging.
Aber nach drei Schritten kam er nochmal zurück.
„Weißt du was?" sagte er, „ich bin auf einen Gedanken gekommen: Die ganze Zeit paßt nicht in die Zeit."

H. A. T.

Zwei — Eins / Von David Luschnat

Fallender Tropfen im All
das bist du, das bin ich.

Jagender Wind der Verwandlung
das bist du, das bin ich.

Berstender Turm an der Grenze
das bist du, das bin ich.

Schrei über lautlosem Wirbel
das bist du, das bin ich.

Wurzel der dunkelsten Wurzel
das bist du, das bin ich.

Glutkreis unendlicher Sonnen
sind wir beide Du — Ich.

Erziehung zur Reinlichkeit

(Olaf Gulbransson)



„Komm, Bubi — *setz dich schőn aufs Töpfchen —*



so bist du ein braver Bubi — *schőner, braver Bubi —*



ein sauberes, braves Bubichen — *schőn hast du's gemacht!"*

Das gute Recht

(E. Thöny)



Dieser verdammte Chinese —

will und will —



sich nicht umbringen lassen!



Solange China seine provokatorische Abwehr gegen japanische Angriffe fortsetzt, bleibt Japan nichts übrig, als weiterhin anzugreifen.

München, 26. März 1933 **Preis 60 Pfennig** 37. Jahrgang Nr. 52

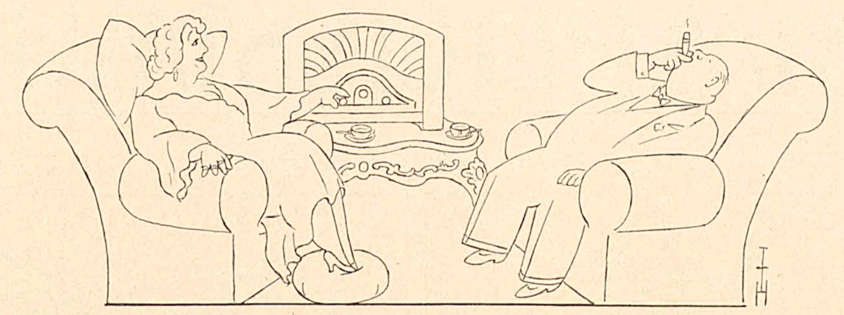
SIMPLICISSIMUS

Der Koloß auf tönernen Füßen

(Wilhelm Schulz)



„Der Dollar stürzt, es ändern sich die Zeiten, und neue Pleiten blühn aus den Ruinen."



Gemütsmenschen: „Ich möchte so gern mal ein SOS hören!"

Der Kampf mit dem Drachen / Von Adele Jellinek

Nein, es wäre ihm niemals in den Sinn gekommen, bei seiner bescheidenen unromantischen Frau an so große Worte zu denken, oder sie gar in Verbindung zu bringen mit jenen bunten Gestalten des alten Figurenbildes aus der Kindheit, das einst sein Bubenherz so in Schwingung zu versetzen vermochte. Welche Beziehung sollte auch sein zwischen dem jungen Helden des Bildes, der das schwarzschuppige Ungeheuer bezwungen hatte, und dem dürftigen Gestaltchen seiner Frau? Sie sah so zerbrechlich aus mit ihren schmalen Hüften und den flink hinwischenden Bewegungen; und der etwas müde Blick in ihrem verhungerten Gesichtchen sprach von ganz anderen Feinden als der kühne, trotzige des jungen Kriegers.

Und dennoch — wenn sie manchmal etwas besonders Schwieriges geschafft hatte, wenn sich plötzlich ein unvorhergesehenes Hindernis auftat und es ihr gelang, darüber hinwegzukommen, — dann konnte über ihr Gesicht ein so scheuer Zug der Entspannung, der Gelöstheit gehen, der irgendwie entfernt an jenes alte Figurenbild seiner Kindheit erinnerte.

Sie selber dachte gewiß nicht an Heldentum dabei, sie nahm es als eine ungeheuer simple alltägliche Angelegenheit, dieses Kriegführen um jeden Groschen, diesen zähen Stellungskrieg, dessen Einsatz bald ein Stückchen Fett, ein paar Kartoffeln, Brot und Mehl war.

Da aber jeder Kampf Spannung mit sich brachte, so war sie viel weniger unglücklich als er, — es war ihr Tagewerk, dem sie sich ganz hingab und das trotz allem nicht ganz ohne Befriedigung für sie war. Er war in dieser Hinsicht viel schlimmer daran. Wenn er ihr die paar Schilling Unterstützungsgelder hinlegte, so war damit seine Aufgabe getan, und es begann die ihre.

Er war nicht immer voll Wut, Verzweiflung und Ekel. Manchmal beobachtete er voll Interesse die verwickelte Strategie, die sie anwendete, manchmal war er selber von Spannung ergriffen, wie sie sich vor einem unvorhergesehenen Hindernis aus der Patsche half.

Dienstag war Auszahlung, Dienstag brachte er ihr das Geld, er zählte es ihr auf dem Tisch auf: sechzehn Schilling Notstandsunterstützung. Davon sollten sie leben acht Tage lang, sollte Zins gezahlt werden, Gas, Licht, sollte Seife gekauft werden, Wäsche gewaschen, auch ein Schuh einmal geflickt — und vor allem, sie sollten davon leben.

Warum es ihr nie so ging wie ihm, daß sie die Fäuste ballte, die schmierigen Noten auf den Boden warf und darauf herumtrampelte? Nein, sie hatte recht, man hob sie ja doch wieder auf und glättete sie. Sie tat das alles nicht, sie machte sich über das Geld her mit diesem unsäglichen Ernst, sie nahm den Kampf auf. Wie sie die Noten nahm mit ihren schmalen Fingern, sie faltete und schon im Geiste Überschau hielt, wie sie diese armseligen kleinen Truppen aussenden würde gegen die übermächtigen Feinde!

Drei Schilling wurden davon sofort weggelegt für den Zins. Sie kamen in eine abgegriffene Brieftasche und wurden in den Wäschekasten gelegt. Dann wurde ein Kilo Mehl und etwas Fett gekauft. Blieben eineinhalb Schilling für den Tag. Aber diese eineinhalb Schilling durften nicht aufgegessen werden. Denn dahinter bargen sich noch so ernste gewichtige Mächte wie Gas und Licht.

Lange fragte er sich, warum seine Frau es damit nicht so hielt wie beim Zins, daß sie einfach die Beträge gleich am Anfang abstrich und beiseite legte.

Aber sie ging viel raffinierter zu Werke. Es war so herrlich, sich vorzustellen, daß man die ganzen eineinhalb Schilling veressen durfte. Man sah eine Freiheit vor sich, man durfte ihr nachgeben. Es war dann viel leichter, etwas von dieser Freiheit freiwillig preiszugeben.

Seine Frau besaß in ihrem Küchenkasten allerhand Nippsächelchen. Da war eine kleine Gießkanne aus Porzellan und ein Gläschen in Form eines kleinen Maßkruges. In die Gießkanne wurden jeden Tag zehn oder zwanzig Groschen geworfen: das war für die Gasrechnung. In den kleinen Maßkrug kamen hin und wieder einige Groschen für das Licht.

Sie redete immer davon, sie hätten eineinhalb Schilling im Tag zu veressen. Und ganz unter der Hand, ganz heimlich stahl sie etwas davon weg. Und das tat dann nicht mehr so weh, denn es geschah ohne große Entschlüsse, so rasch, wie man mit den Augen blinzelt.

Gegen dieses System ließ sich nichts einwenden. Es war nur peinlich, daß an diesen komischen Kännchen und Krüglein ein unsichtbares Siegel zu hängen schien, ein Tabu, daß man sich ihnen nicht mit profanen Absichten nähern durfte.

Es kamen doch Tage, wo nicht einmal mehr ein Groschen in ihrer schäbigen Geldbörse war. Es war meist der Tag, der der Auszahlung seiner Unterstützung vorherging. Dann kochte seine Frau irgendeine Ersatzsuppe, die für den ganzen Tag reichen mußte, die aber nicht sättigte, wenn kein Brot mehr im Haus war. Dann hatte er den ganzen Tag rechtschaffen Hunger, fluchte über diese Wirtschaft, war zu müde zum Weggehen und lag den ganzen Tag im Bett herum. Sie aber war doppelt gequält und jammerte immer wieder: „Es tut mir so leid, aber ich hab' keinen Groschen mehr!"

Dann war es komisch, daß gerade in diesem Augenblick in ihnen beiden die Vision von dem kuriosen Gießkännchen und dickbäuchigen Maßkrüglein emporstieg, die voll waren mit klappernden Münzen, die für ihre augenblicklichen Verhältnisse einen kleinen Reichtum in sich schlossen. Es war doch so naheliegend, sich zwei Nickelstücke von dieser ihrer kleinen Familienbank auszuborgen, um einen Viertellaib Brot zu kaufen; man konnte sie ja am nächsten Tag wieder zurücklegen. Er hatte auch einmal eine Andeutung in dieser Hinsicht gemacht, da war sie flammend auf ihn losgefahren: Was er sich denn vorstelle! Das gehe nicht! Wenn man es einmal tue, mache man es immer! — Er war wütend, aber er mußte ihr recht geben.

Sie besaß noch andere „Systeme". Das eine bestand darin, daß sie, wenn sie morgens länger liegen blieben, um sich warm zu halten und das Frühstück zu sparen, mit ihm lange Pläne machte, wie sie den Tag mit seinem Hunger berennen würden. In der Frühe, wenn sie ausgeschlafen war, da war sie immer großzügiger, denn da sah sie alles heller und leichter. Sie werde Blutwürste kaufen und Sauerkraut, da hätten sie mittags und abends zu essen; und sie phantasierte weiter. Wie Kinder träumten sie vom Essen, während sie in den Betten lagen, erzählten sich, was sie damals und damals gegessen hatten, wie das und das schmecke, und was sie sich kaufen würden, wenn er wieder einen Verdienst heimbrächte.

Als er aber mittags von der Vermittlung heimkam, da schmorte keine Blutwurst und kein Sauerkraut in der Pfanne, sondern er roch intensiven Zwiebelgeruch. Und seine Frau kam ihm verlegen entgegen und bat ihn, er solle nicht böse sein. Aber die Blutwürste und das Kraut kosten soundso viel, die Gulaschkartoffel aber nicht einmal den vierten Teil; sie erspare also einen Schilling. Und Ende der Woche komme der Waschtag, er wisse doch, da brauche sie Seife, Waschmittel und Kohlen. Und da lächelte er, denn er wußte, morgen würde wieder etwas anderes „kommen".

Abwarten —!

Von Karl Kinndt

Wat sin möt, möt sin: soll jeder mal ran,
nach den Roten nun wieder die Rechten.
Hauptsache bleibt doch, daß einer kann,
was schließlich alle gern möchten!

Wer Arbeit schafft und Hunger stillt
und läßt die Wirtschaft sprießen,
den sind wir alle gern gewillt,
als Retter zu begrüßen!

Doch glaub' ich, daß es Zuversicht,
Vertraun und Hoffnung stärkte,
wenn man vom neuen Morgenlicht
baldmöglichst etwas merkte —

Golf im Frühling

(Th. Th. Heine)

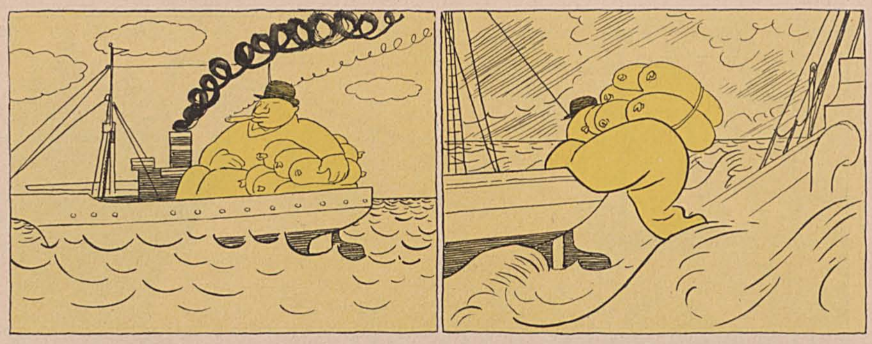


„Immer die verdammten Blumen!"

das die Hand auf sein armseliges Traumgericht legen würde.
Viel schrecklicher war es, wenn irgend etwas Unvorhergesehenes eintrat: zum Beispiel, wenn die Schuhe durch waren, oder wenn irgendeine notwendige Reparatur gemacht werden mußte.
Seine Frau stand zwar auch solchen Katastrophen nicht völlig unvorbereitet gegenüber. Da blieb manchmal ein kleiner Rest in der Gas- oder Lichtkasse. Dieser Rest wurde nicht etwa verpraßt, wie er anfangs naiverweise gehofft hatte, sondern er kam in eine geheime Reservekasse.
Wenn dann eine solche Katastrophe eintrat, dann war es unerhört tröstlich, zu sehen, wie zwei schmale verarbeitete Hände ein Schächtelchen aus der Tiefe des Wäschekastens hervorgruben, wie sie den Inhalt auf der Tischplatte ausschütteten und zählten und rechneten.
Und in solchen Augenblicken war es — wenn das Wunder geschah, daß die Summe stimmte, — daß jener Zug von Gelöstheit, von tiefer innerer Entspannung über ihr kleines schmales Gesichtchen ging, der es so erbarmungswürdig und so heilig machte . . .
Einmal aber, als sie sich und ihn die ganze Woche nur mit Suppen gefüttert hatte, da hielt er es nicht mehr länger aus. Hinter ihrem Rücken brach er in die Gaskasse ein, raubte sie aus und brachte von unten die herrlichsten Dinge: Butter und Käse, Wurst und Fleisch. Ihre Augen wurden so groß und strahlend wie die Augen von Kindern vor dem Weihnachtstisch, als sie ihn mit den Schätzen kommen sah. „Woher hast du das Geld?" fragte sie glücklich. Er drückte sie auf einen Stuhl nieder: „Zuerst essen!" befahl er. Und er fütterte sie mit den besten Bissen. Nachher gestand er ihr, woher er das Geld hatte.
Oh, er vergaß es niemals. Ihre Augen öffneten sich groß und starr, ihr Gesicht wurde ganz hager, sie stürzte zu dem Schrank, schüttelte und rüttelte an dem kleinen komischen Gießkännchen, als müßte sich doch noch ein Funken Leben darin zeigen. Dann warf sie sich über den Tisch und weinte . . .
Er tat es niemals wieder. Er war ihr Gefolgsmann und sie war der junge Held, der hinausritt mit verhängten Zügeln ins Grauen . . .

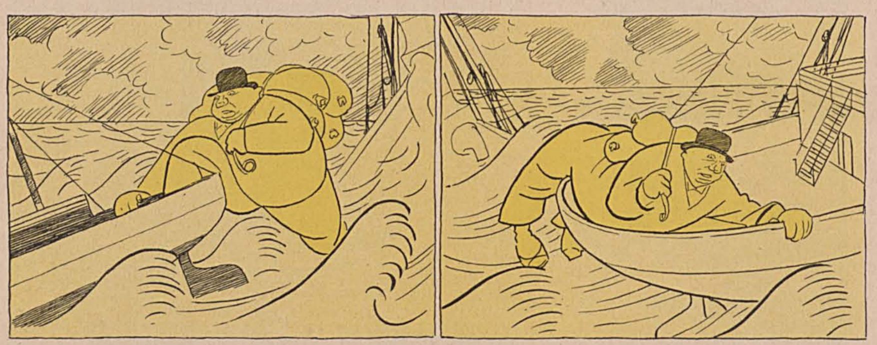
Die Odyssee des Kapitals

(Olaf Gulbransson)



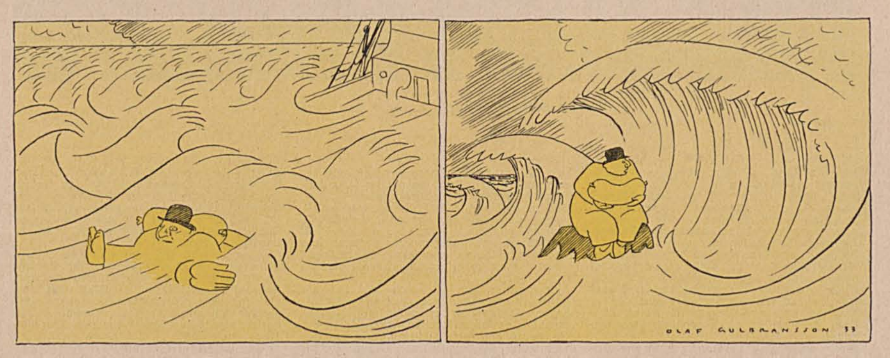
Auf sicherem Schiffe fuhr der Geldmensch mit seinen Schätzen dahin.

Plötzlich geriet das Schiff in Seenot, aber glücklicherweise konnte er sich mit dem größten Teil seiner Schätze auf ein anderes Schiff retten.



Als auch dieses zu sinken drohte, gelang es ihm, ein drittes Schiff zu erreichen, wobei er freilich wiederum einige Geldsäcke verlor.

Aber auch dieses Schiff kam in Gefahr, er mußte Zuflucht auf einem vierten Schiffe suchen.



Wiederum erlebte er einen Schiffbruch und rettete sich schwimmend auf eine Sandbank,

die sich aber als ebenso unsicher wie jede andere Bank erwies.

Lokalaugenschein

Von Fritz Karinthy

In der Praxis der modernen Kriminologie spielt der „Lokalaugenschein" eine wesentliche Rolle. Immer wieder lesen wir im Zusammenhang mit Verbrechen die aufregenden Berichte, wie Polizei- und Gerichtspersonen auf den Schauplatz der Tat eilen, den oder die Verbrecher mit sich schleppen und sich zeigen lassen, wie, wann und wo die Sache geschehen ist.

Verbrecher und Opfer erinnern sich freundlich ihres gemeinsamen Erlebnisses, wie die Verliebten es tun: Denkst du daran? Der erste Kuß . . .

Das System ist ausgezeichnet. Die Untersuchung ergibt ein klares Bild über den Ablauf des Geschehens — dessen Vorführung vor den Polizeiorganen fast gleichwertig einem Ertappen in flagranti ist, — vom juridischen Standpunkt aus kann man keinen vollkommeneren Beweis wünschen.

Es ist bloß schade, daß man diese Lokalaugenscheine nur in gewissen Spezialfällen anwendet.

Schließlich kann man nicht alle Verbrechen streng nach dem Paragraphen beurteilen. Geben wir dem Kaiser, was des Kaisers, und dem Verbrecher, was des Verbrechers ist.

Mein Gott, Sünder sind wir alle. Keinem von uns ist der Gedanke gleichgültig, daß wir, wenn wir durch Leidenschaft oder andere Einwirkung des Gemütes in Sünden verfallen sind, eher geneigt sind zu bereuen, wenn der Maßstab unseres Vergehens an unser Gewissen angelegt wird und nicht nach dem Gesetzbuch.

Für das Gewissen gelten eigene Gesetze.

Ich — es sei mir gestattet, meine bescheidene Person als Beispiel anzuführen — kann mir nichts Schrecklicheres vorstellen, als daß ich — sagen wir — jemanden im Zorn schlage. Ich halte das für eine größere Sünde als den raffiniertesten Einbruch.

Nehmen wir einmal an, daß ich, sagen wir, Herrn Schwerkopf auf dem Gipfel des Blocksbergs begegne, und Herr Schwerkopf beweist mir, sagen wir, daß ein neuer Weltkrieg überaus notwendig wäre, worauf mich, sagen wir, der Zorn derart übermannt, daß ich meinem lieben Nächsten, dem Herrn Schwerkopf, einen mächtigen Schlag in sein Gesicht versetze.

Also mir wäre der Gedanke schrecklich, daß dieser Vorfall nur so als Ehrenbeleidigung erledigt werden würde, leichte Körperverletzung.

Ich empfinde mein Vergehen viel wuchtiger, und mich würde es ungeheuer beruhigen, wenn hier ebenso gewissenhaft vorgegangen würde, wie bei den anderen Verbrechen. Wenn ein Lokalaugenschein abgehalten würde. Man müßte uns beide auf den Schauplatz führen, auf den Blocksberg, und ein genaues Protokoll über den Vorfall aufnehmen.

Ungefähr so:

Untersuchungsrichter: Also bitte, dies ist der Schauplatz der Tat. Erzählen Sie, meine Herren, wie die Sache geschehen ist. Kläger Schwerkopf, wo standen Sie?

Schwerkopf: Hier. Pardon, ein bißchen weiter, ungefähr hier.

Untersuchungsrichter: Gut. Und wo ist der Angeklagte gestanden?

Schwerkopf: Zwei Schritte vor mir.

Ich: Verzeihung, nicht zwei, höchstens anderthalb Schritte weit. Hier.

Untersuchungsrichter: Mit einem Wort, hier. Geht in Ordnung. Der Angeklagte erkennt an, daß er hier stand. Nun also . . . (Zu Schwerkopf:) Was haben Sie gesagt, bevor der Angeklagte auf Sie losgegangen ist?

Schwerkopf: Ich sagte, daß ein Weltkrieg not tut, nachdem das die Seele veredelt und der Gesundheit förderlich ist.

Untersuchungsrichter (zum Angeklagten): Stimmt das?

Ich: Nicht ganz; er hat nicht gesagt, daß es der Gesundheit förderlich ist, sondern daß es der Lunge gesund ist. Deshalb bin ich zornig geworden, wegen der Lunge. Wenn er Gesundheit gesagt hätte, hätte ich mich vielleicht nicht so hinreißen lassen.

Schwerkopf: Das ist nicht wahr. Ich habe Gesundheit gesagt.

Untersuchungsrichter: Bitte, darauf werden wir noch zurückkommen, eventuell werden wir gerichtlich beeidete Sachverständige heranziehen. Jetzt sagen Sie, Angeklagter, was weiter geschah.

Ich: Mich hat der Zorn übermannt, und ich habe den Kläger geschlagen.

Untersuchungsrichter: Wie haben Sie ihn geschlagen?

Ich: Ins Gesicht habe ich ihm geschlagen.

Untersuchungsrichter: Zeigen Sie, wie.

Ich (gebe dem Herrn Schwerkopf eine Ohrfeige).

Schwerkopf (wütend): Nicht wahr! Nicht so war es. Erstens ist die Ohrfeige nicht von hier gekommen, sondern von dort. Und dann war sie viel stärker! Bitte, der Angeklagte will entschlüpfen, er will die Sache mildern. Bitte, seine fünf Finger sind mir damals im Gesicht geblieben, bitte, ich kann das beweisen. Ich habe mich damals sofort photographieren lassen, sofort nach dem Ereignis, man sieht auf der Photographie sehr gut die fünf Finger, bitte, ich habe sie der Anklageschrift beigeschlossen. Bitte anzuordnen, daß er es noch einmal richtig zeigt.

Untersuchungsrichter (zum Angeklagten): Zeigen Sie es noch einmal. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, halten Sie sich an den Tatsachen, sonst werde ich Sie wegen Irreführung der Behörden bestrafen.

Ich (unter der Wucht der Beweisführung und Konfrontierung zusammengebrochen, leise): Möglich, daß es etwas stärker war.

Untersuchungsrichter: Zeigen!

Ich (gebe Herrn Schwerkopf eine Ohrfeige).

Untersuchungsrichter (zu Schwerkopf): Recht so?

Schwerkopf (reibt sein Gesicht): Das war noch immer nicht das Richtige.

Untersuchungsrichter: Zeigen Sie es noch einmal!

Ich (völlig gebrochen, haue zu mit voller Kraft).

Schwerkopf (sich von der Erde erhebend, triumphierend): Jawohl, so war es!

Untersuchungsrichter: Danke, genug. Führt den Angeklagten in seine Zelle zurück. Sein reuiges Geständnis, dessen wir hier Zeuge waren, wird der Gerichtshof als mildernden Umstand gelten lassen. Der Kläger kann nach Hause gehen.

Schwerkopf (im Triumph): Es lebe die Gerechtigkeit! Ich bitte um ein Leintuch und zwei Dienstmänner, die mich darin nach Hause tragen.

(Einzig autor. Übersetzung von Georgi Hartwig)

Bescheidene Mitwirkung (*Rudolf Kriesch*)



„Siehste, Mä'chen, nu habe ick mir wieder 'ne Mark fors Kino jeklaut – wat kann denn schon unsereener sonst for die Kunst tun?"

Am Wohlfahrtsamt

Beamter: „Also, wie sind Ihre Familienverhältnisse?" — Arbeitsloser: „Der Vater stempelt, die Brüder stempeln, die Schwester stempelt. Und dann ist noch der Großvater." — Beamter: „Na, und was macht der Großvater?" — Arbeitsloser: „Der Großvater wartet als Junglehrer!"



Kurt Heuser: Abenteuer in Vineta. 415 Seiten. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Heuser hat sich in seinem neuen Roman in der Gestaltung eines phantastischen Stoffes versucht. Alle hundert Jahre steigt, der Sage nach, Vineta, die alte Wunderstadt, für vierundzwanzig Stunden wieder aus den Fluten der Ostsee empor. Ein junger Mensch unserer Zeit gerät wie von ungefähr in ihren Zauberkreis. Magisch in die Stadt hineingezogen, erlebt er nun dort, wo sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wunderlich mischen, die seltsamsten Abenteuer. — Ein ziemlich überraschender epischer Versuch. Was dabei herauskam, ist recht ergötzlich. Dieser Roman hat die Duftigkeit eines Traumes, die Leichtigkeit eines Märchens, die Farbigkeit einer Allegorie und, weil er voller Anspielungen auf unsere Zeit steckt, zugleich auch die gedankliche Schwere einer Problemdichtung. Willi Fehse

Gerhard Uhde: Kristall aus 7. (Verlag Heitz & Co., Straßburg.)

Dieses Buch — es sei gleich vorweggenommen, um Mißverständnissen vorzubeugen — hat keinerlei künstlerischen Wert, aber es ist bedeutsam als ein Beitrag zur Theatergeschichte im allgemeinen und besonders zur Sittengeschichte des Theaters. Der Autor schildert, offenbar aus eigenem Erleben, das Schicksal einer Truppe von sieben Mitgliedern, früheren Werftarbeitern, Studenten, Parteifunktionären und Nichtstuern, die in der Nachkriegszeit durch die Dörfer und Städte längs der Donau wandern und die Mysterien vom „Paradeis“, den „Doktor Faustus“ und Hans Sachs auf primitivster Bühne spielen, im Wirtshaussaal, in der Kirche oder sogar im Freien. Sehr aufschlußreich ist diese Schilderung eines letzten Endes doch vergeblichen Ringens um Gemeinschaft und eine neue Lebensform; Geldmangel sprengt die jungen Leute auseinander, und von der „neuen Lebensform“ bleibt nichts Positives, außer einigen Eifersuchtsszenen, viel verstecktem Liebeskummer, viel erotischer Haltlosigkeit und — einer regelrechten Hochzeit. — Selbst das Schlußkapitel, dessen „nach sieben Jahren . . .“ ein wenig unwahrscheinlich und konstruiert wirkt, vermag dem dokumentarischen Wert des Buches keinen wesentlichen Eintrag zu tun. Charly Conrad

Francis Hackett: Heinrich VIII. (Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.)

Das ist die glänzend geschriebene Biographie jenes englischen Königs, der mit sechs Frauen gelebt hat und zwei davon dem Henker auslieferte. Der Kriege anzettelte, Köpfe rollen ließ, sinnlosen Luxus entfaltete, um schließlich, sechsundfünfzigjährig, als Krebskranker zu sterben. Mit ihm starb das oligarchische Zeitalter, um der neuen weltpolitischen Macht England Platz zu machen. Hackett versäumte kein psychologisches Moment; haarscharf zeichnet er das Bild dieses Heinrich, der eine Mischung von Gewaltnatur und Schwächling gewesen ist und jedenfalls nur ein mittelmäßiger politischer Charakter. Fünfzig Jahre lang kämpfte er um die Vorherrschaft in Europa. Aber er war kein politischer Kopf, sondern — und das macht sein Biograph überzeugend glaubhaft — ein egozentrischer Kapitalist auf dem Thron, ein Realist, mit phantastischen Allüren, der gewußt hat, worauf es für ihn ankam. Und das Panorama dieser Jahrzehnte war ihm die richtige Kulisse: Seine Gegenspieler hatten Format und die Zeit ihr Tempo. Humanismus und Katholizismus, Luthers Kampf und die Bannflüche der Päpste, Kriege, die unblutig geführt wurden, aber Geld kosteten, Heiraten, die Provinzenzuwachs bedeuteten, ein Adel, der gehorchte und dabei so korrupt war, daß er diesem König seine Töchter als Maitressen zuschanzte: so geartet war diese Epoche, und sie fand in Heinrich ihren idealen Repräsentanten. Rudolf Steiner

Robert Musil: „Der Mann ohne Eigenschaften“ Bd. 1–2. (Rowohlt, Verlag, Berlin.)

Die Mittelfigur dieses durchaus ungewöhnlichen Romans, von dem bisher zwei Bände vorliegen, während der dritte noch aussteht, ist ein junger, reicher Herr namens Ulrich, wohnhaft in Wien, dem keineswegs Eigenschaften etwa fehlten; nur: er emanzipiert sich von ihnen, schaltet sie willentlich aus, weil er wahrzunehmen glaubt, daß bei der unübersehbaren Verfilztheit des Daseins, — die sich eben in diesem Wien der letzten Vorkriegsjahre glänzend darstellen läßt — keine Eigenschaft zu einer reinen Wirkung kommen kann, sondern immer wieder durch irgendein anderes Geschehnis aufgehoben oder verfälscht wird. Im zweiten Bande tritt dann neben Ulrich seine Schwester Agathe, die bisher in der Provinz verheiratet und verborgen war, — auch sie „eigenschaftslos“; doch was bei dem Bruder zur Passivität führte, bewirkt bei ihr eine Aktivität, deren Eigenschaften sie nicht zu unterscheiden vermag (sie fragt einmal: „Ein Mensch, der eine schlechte Handlung begeht, ist er ein schlechter Mensch?“), so daß sie ganz naiv ins Kriminelle abgleitet. Am Ende des zweiten Bandes scheinen die Geschwister schließlich in unausweichlicher Entwicklung zu engster, also „sträflicher“ Verbindung. — Was den Roman vor allem auszeichnet, ist die unbedingte Präzision und seelische Sauberkeit, mit der er nirgends auf seinen rund 1600 Seiten einen Rest von nur Ungefährem stehen läßt. Musil ist imstande, seine Gedankenwelt ganz transparent zu machen, und jede Unwahrheit scheint in dieser reinen Glut spurlos zu verbrennen. Werner Richter

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Dr. J. Jastrow: „Weltgeschichte in einem Band“. Verlag Ullstein, Berlin.
Siegfried von der Trenck: „Der Stier und die Krone“. Leopold Klotz, Verlag, Gotha.
Heinrich Spiro: „Siegfried von der Trenck“. (Gedanken zu seinem Werk.) Leopold Klotz, Verlag, Gotha.
Dr. h. c. Friedrich von Oppeln-Bronikowski: „Gerechtigkeit!“ (Zur Lösung der Judenfrage.) Nationaler Verlag, Joseph Garibaldi Huch, Berlin.
Alfred Polgar: „Ansichten“. Rowohlt, Verlag, Berlin.

Kleinstadt-Bahnhof am Nachmittag / *Von Karl Kurt Wolter*

Der Bahnhof gähnt. Es gähnen die Geleise.
Ein jedes Ding zeigt Dienstgesicht und Eigenart.
Der Mann am Schalter gähnt auf seine Weise.
Die Stunden tragen bei Geburt schon Bart.

Der Bahnhofsvorstand liest im „Landesboten“
(denn als Beamter muß er wohl im Leben stehn);
verdauend nimmt er Kenntnis von zwei Toten,
die auf das Konto „Schnelles Fahren“ gehn.

Ein Mensch fegt Steige, und er singt von „Tagen,
wo es im Prater einst so schön gewesen“ sei.
Er singt nur leise, weil er fegt. Ein Wagen
mit Lorbeerbäumen fährt am Tor vorbei.

Die Zeit steht still. „Für Männer um die Ecke.“
Sechzehn Uhr vierunddreißig kommt der nächste Zug.
Milchkannen träumen, neben ihnen Säcke.
Die Aufschrift „Eilig!“ wirkt wie Selbstbetrug.

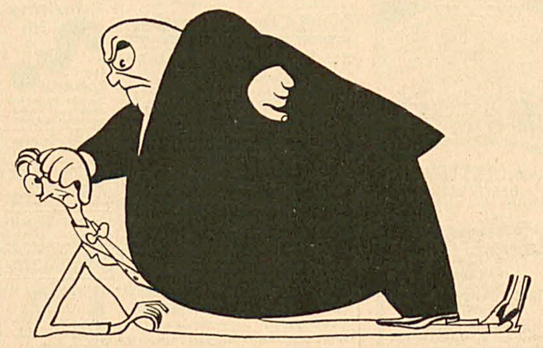
Die Kälbernacht / Von Robert Hunds

„Hör ens!“ flüsterte Hein, nahm Annis Arm aus seinem Nacken und streckte den Kopf unter dem Federbett hervor. Aber alles war still. Auch Anni hielt lauschend den Atem an. Durch das Fenster drang kein Lichtschein. Es war stockdunkel in der kleinen Dachkammer. Gerade wollte sich Hein wieder an Annis warmer, weicher Brust verkriechen, da glaubte er zum zweiten Male von unten aus dem Kuhstall ein ängstliches Stöhnen zu hören, ein Schnaufen und das Klirren einer Kette. „Die Rös“, sagte er, schlüpfte seitwärts aus dem Bett, damit die Anni nicht kalt werde, nahm von dem Nagel in der schmalen Tür seinen Mantel, warf ihn um und ging leise mit nackten Füßen hinaus auf den Heuboden. Der kräftige, ein wenig beißende Stallgeruch, der von unten heraufdrang, tat ihm unbewußt wohl. Er tappte sich im Dunkeln vorsichtig weiter, bis seine Hand gegen den Schneidekasten stieß. Dann kniete er nieder und tastete nach der offenen Luke, in der die Leiter zum Stall hinabführte. Der Häcksel drückte sich in seine Knie und juckte. Vorsichtig beugte Hein sich über das Loch und lauschte hinunter. Außer den ruhigen Atemzügen der Kühe war nichts zu hören. Er blieb eine ganze Weile in dieser Stellung. Ein Schwall wohltuender Wärme schlug von unten in sein Gesicht.

Endlich stand er auf und ging in die Kammer zurück. Leise zog er die Tür hinter sich zu. Die Klinke hielt er in der Hand und ließ sie langsam herab. Der Gang hatte ihn wieder ganz wach gemacht. Er kroch ins Bett und fühlte Annis Körper wieder wie neu. Sie habe doch gleich gesagt, daß es nichts gewesen sei, meinte sie ein wenig ärgerlich über die Unterbrechung. „Die Rös hätt' doch schon gestern sein müssen“, sagte Hein, und mehr konnte er nicht sagen. Annis Haar hatte den gleichen Geruch, wie er ihn soeben über der Luke wahrgenommen hatte, und das dünkte ihn gut.

Da klirrte deutlich eine Kette, die ganze Hauswand schien dumpf zu dröhnen, und nach einem Augenblick der Stille drang ein furchtbares, langgezogenes, gleichsam hilferufendes „Muh!“ durch die Nacht. Hein war mit einem Sprung aus dem Bett. „Verdammt! Verdammt!“ fluchte er und tastete nach seiner Hose, die irgendwo vor dem Bett auf dem Boden liegen mußte. Aber er fühlte nichts als den dicken Heustaub, der hier oben alles überzog. „Anni, min Bux“, sagte er, „Anni, wo is min Bux?“ Von unten kam wieder das jämmerliche Brüllen der Kuh und das Gerassel der Kette. Anni gab diese Nacht endgültig verloren, stand auf, zog unter dem Kopfkissen ihr langes, dickes Nachthemd hervor und zog es sich über. Dann kniete sie nieder und begann den Boden nach der Hose abzutasten. Zuweilen griff Hein versehentlich nach einem ihrer festen Körperteile, aber das interessierte ihn jetzt nicht. Auch unten im Hause wurde es schon lebendig. Jemand lief mit schwerem Schritt umher. „Der Vatter“, sagte Hein. Endlich entdeckte Anni die Hose in der Nähe der Tür. Hein mußte sie eben beim Hinausgehen mit den Füßen unbemerkt mitgeschleift haben. Er zog aus der Tasche die Streichhölzer, zündete eines an und nahm die Kerze vom Waschtisch, die in einem porzellanenen Halter mit der goldenen Aufschrift „Gute Nacht“ stak. Außer einem kleinen, primitiven Waschtisch stand nur noch ein Stuhl in der Kammer. An der Wand hing ein Spiegel, vor dem Anni eben ihren verwirrten dunklen Haarschopf in Ordnung brachte. Die Kerze brannte unruhig. Hein band sich ein buntes Taschentuch um den Hals, zog die blaue Joppe an und kletterte die Leiter zum Stall hinab. Gleichzeitig trat unten der alte Bauer in den Stall. Er hängte seine Laterne am Deckenhaken auf, wo sie noch eine Weile hin und her pendelte und bald die eine, bald die andere Hälfte ins Dunkel tauchte. „Jung, hol de Wind“, sagte er. Hein wußte Bescheid. Der Vater hatte sich in dieser Hinsicht noch nie geirrt. In der Ecke am Fenster stand die Rös und wendete langsam, wie hilfesuchend, den schweren Kopf. Inzwischen waren alle Kühe im Stall wach geworden. Eine nach der anderen stand schnaufend auf und schwankte dann ein wenig schlaftrunken auf den Beinen. Nervös klatschten sie sich die Schwänze auf den Pansen und klirrten mit den Ketten.

Hein holte die Winde aus der Ecke, wo sie neben Schaufeln, Gabeln und einem Schubkarren an der Wand lehnte. Die Kuh stöhnte. Sie hatte einen furchtbar aufgetriebenen Leib. Hein hielt den Schwanz fest, und der Bauer streifte sich den Ärmel hoch. Als seine Hand die Kuh berührte, begann sie zu zittern. „Dat is man jut. Et liejt mit de achteren Poot toerst“, sagte er nach der Untersuchung, wischte sich die Hand an seiner Manchesterhose ab und ging in den Hausflur. Dort klopfte er an Annis Kammertür. „He!“, rief er, „opstohn!“ Diesen Augenblick benützte die Magd, die bis dahin oben im Dunkeln an der Luke gehockt hatte, schnell die Leiter herabzusteigen und durch die hintere Stalltür hinauszuschlüpfen. Es war entsetzlich kalt. Anni legte das Ohr an die Ritze der Stalltür. Sie fühlte die Kälte der Steine unter ihren nackten Füßen. Der Bauer trat wieder in den Stall. Er zog sich die Joppe aus und hängte sie an einen Haken, an dem ein paar verrostete Ketten hingen. Auch Hein zog seine Joppe aus. Nach einer Weile kam Anni, die sich inzwischen in ihrer Kammer angekleidet hatte, eilig in den Stall, als sei sie soeben erst aus dem Schlaf aufgestört worden. Sie fragte ganz dumm: „Jeeses, was is? Was is?“ Der Bauer nahm die Winde und setzte sie gegen die Kuh. Dann führte er die Schlinge ein und legte sie um die feuchten Hinterbeine des Kälbchens. „Kann losgohn!“ sagte er, und Hein und die Magd versuchten mit aller Kraft, die Winde zu drehen, während der Alte das Seil durch seine Hand gleiten ließ und die Kuh scharf beobachtete. Aber es rührte sich nichts. Die Winde ließ sich nicht um einen Zentimeter drehen. Aus der Küche hörte man das Klappern von Töpfen. Die Frau war jetzt gleichfalls aufgestanden und machte Wasser warm. Nun griff auch der Vater mit ans Rad. Man mußte sich vor-



Gewichtige Begründung

sehen, auf dem glatten Boden nicht auszugleiten. Die Ausdünstung der Kühe war als eine klebrige, weißliche Schicht auf den Steinen niedergeschlagen. Die Holzschuhe hatten sie bereits ausgezogen. Aber auch die nackten Füße gaben nur wenig Halt. Der Bauer kommandierte jetzt: „En, twee, drei — hau!" und dann warfen sich alle aus Leibeskräften ins Zeug. Die Kuh schrie jedesmal auf, und es war kein „Muh" mehr, sondern ein heller, langgezogener Klageton. Plötzlich brach dem Tier Schweiß aus, und es war seltsam anzusehen, wie sich die Tropfen durch das dicke Fell herauspreßten. Anni griff sich ein paarmal nach dem Leib, als habe sie selbst dort Schmerzen. Hein sah es, und für einen Augenblick blickten sich beide an. Der Alte untersuchte wieder, dann drehte er sich um. Ein Schmunzeln lag auf seinem rissigen Gesicht. „Et sind twee", sagte er. Die Kuh arbeitete furchtbar, mit bebenden Flanken, und warf stöhnend den Kopf empor. Als man wieder gewaltsam zu ziehen begann, sank sie plötzlich in die Vorderbeine. Hein erinnerte sich, daß sie genau so eingesunken war, als der Stier über sie kam. Hein hatte sie selbst hingebracht. Am Boden begann sich eine große Blutlache zu bilden. Plötzlich ging die Winde ganz leicht. Das Seil wurde schlaff. Dünne, feuchte Pfoten kamen zum Vorschein. Alle griffen zu, und man legte das erste Kalb ins Stroh. Der Bauer wischte sich mit dem Hemdsärmel den Schweiß aus dem Gesicht. Anni setzte sich auf eine Strohschütte, ein wenig zu verschnaufen. Der Bauer führte aber schon wieder das Seil ein. Nun ging es verhältnismäßig leicht. Mit wenig Umdrehungen der Winde förderte man das zweite Kalb zutage. Die beiden jungen Tiere standen bereits, zwar noch ein wenig wacklig, auf ihren Beinen. Anni konnte sich nun gar nicht genug daran tun, ihnen das feuchte Fell zu streicheln. Später holte sie aus der Küche eine Schale warme Milch, tauchte den Zeigefinger hinein, so daß die dünne, glänzende Haut auf der Milch zerriß, und ließ die Tiere mit den rauhen, unbeholfenen Zungen an ihrem Finger lecken. Hein sah sie so beschäftigt und war sehr zufrieden mit ihr. Es zog ihn förmlich zu ihr hin, und er mußte sich sehr beherrschen.
Der Bauer stand noch immer bei der Kuh. Nun half er seiner Frau, den Leib des Tieres mit feuchten, dampfenden Tüchern zu umwickeln. Ab und zu stöhnte die Kuh leise, und ein Zittern lief durch ihren mächtigen Körper. Draußen dämmerte es bereits. Auf der schmalen, verstaubten Fensterbank glänzte im ersten Licht eine Ölkanne. Im Hofe lärmten die Spatzen.

Als Hein wieder in die Kammer kam, lag Anni in seinem Bett. Aber sie schlief. Ihr Gesicht hatte eine dunkle, gesunde Farbe, ähnlich wie das Eichenholz der Diele. Eine unbestimmte Scheu hinderte Hein, das Mädchen zu wecken. Außerdem mußte er jetzt selbst gähnen, es war ihm, als ob plötzlich Blei in seinen Gliedern liege und sie schwer und müde mache. Vorsichtig streckte er sich neben der Schlafenden aus. Am End' is et schon to spät, dachte er verschwommen. Dann, halb schon im Schlaf, strich er über ihre breiten Hüften und murmelte: „Sie is ja so stark, so bannig stark . . ." Im Traum sah er die beiden Kälber vor sich stehn, schmal, in feuchtem, zottigem Fell und mit plumpen, wankenden Beinen.

Zirkuskind

(Laszlo Meitner)



„Ick weeß nich, Fräulein, ick jloobe immer, for die Akrobatik habense zu wenig an, so wat jinge bloß als besseres Abendkleid!"

Kleine Geschichten

Theater

Täglich während der Vorstellung stand der Wagen des pathetischen Charakter-Helden L. vor dem Bühneneingang. Bei eisiger Kälte. Täglich nach der Vorstellung war der Wagen des Charakter-Helden L. eingefroren und brauchte eine halbe Stunde, bis er ansprang. Warum hatte dieser Wagen wohl nie eine Decke? — Die Frage begann einen kleinen Kollegen des großen Herrn L. so lange zu quälen, bis er sie ihm eines Abends stellte. „Eine Decke?", entgegnete L. empört, „eine Decke auf meinen Wagen kommt nicht in Frage, junger Mann — ist mir viel zu bürgerlich."

Die Rangordnung

Die Aufnahmen des großen Ufa-Tonfilms „Morgenrot" wurden zum Teil in Finnland gedreht unter liebenswürdiger Mitwirkung der finnischen Marine. Zum Abschied luden die Offiziere der Marine einige der Schauspieler zu einem Bankett ein. Sonderbar allerdings, wie die Auswahl dazu getroffen wurde. Es ging nach den Rollen der Schauspieler, aber nicht etwa nach deren Größe oder Wichtigkeit. Nein — nach deren Rang: Nur die Darsteller von Offizieren aufwärts wurden geladen. H. P

Der Streber

Bei einem Autounfall war die Windschutzscheibe in Trümmer gegangen und einige Splitter dem Kaufmann Mayer in Stirn und Wange gedrungen.
Als der Patient auf der Unfallstation wieder zurechtgeflickt werden sollte, wandte er sich flehend an den Arzt: „Ach, bitte, Herr Doktor, könnten Sie mir die Wunden nicht so vernähen, daß die Narben nachher wie Mensurhiebe aussehen?" Spt.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Schulz, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Johannes Resch, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Der Taucher

(Alfred Kubin)



Lieber Simplicissimus!

Das Oberlandesgericht Dresden hat in einem Urteil vom 25. Oktober 1932 (abgedruckt in der Jur. Wochenschrift 1933 S. 476) folgendes von sich gegeben:

„Grober Unfug besteht in der Vornahme einer — grobungebührlichen — Handlung, die entweder bei ihrer Ausführung oder aber erst später in dem durch sie bewerkstelligten äußeren Erfolge für Personen, die das Publikum in seiner unbestimmten Allgemeinheit repräsentieren, unmittelbar mit leiblichen Sinnen wahrnehmbar und gleichzeitig geeignet ist, im Falle stattfindender Wahrnehmung ebenso unmittelbar dergestalt störend auf die Betreffenden einzuwirken, daß in dieser Wirkung sofort eine Störung oder zum mindesten eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung nach ihrem äußeren Bestande zur Erscheinung kommt."

Das ist allerdings grober Unfug.

Vom Zentrum

Wie stattlich saß man doch als Sphinx
inmitten zwischen rechts und links.

Man wußte: heute braucht mich der,
und morgen holt mich jener her.

Wie war man seines Schlüssels froh:
man konnte so und konnte so

und hielt sich klug und demgemäß
an das beliebte Do ut des.

Da kam der böse fünfte März
und brach dem Zenterum das Herz

und nahm ihm seinen Schlüssel weg.
Nun steht es wie das Kind beim Dreck . . .

Verhüll' dein Haupt im schwarzen Schal.
Es war einmal . . . es war einmal.

Ratatöskr

Stilblüten

Aus dem Roman „Landmann Hal", von Norbert Jacques: „Die Schläfen klopften wie Glocken in den Mai hinein und umschallten die Ohren mit Wohlgetön. Die weiße Bräutlichkeit der Natur schwemmte über alle Betten aus."

*

Aus dem Roman „Das Rätsel", von Else Rema: „Ihre brennend roten Augen krümmten sich in Hohn."

*

Aus dem Roman „Der Alte und die Nachtigall", von Erna Faber: „Der Traum der Speichelreste seines Bartes riß sie immer wieder aus Orpheus Armen und sprudelte aus ihrem Munde."

*

Das „Neue Wiener Journal" berichtet am 10. Februar 1933 über eine Mißgeburt: „Das Kalb besaß zwei Köpfe, acht Füße, zwei Schweife und zwei Rücken, die seltsamerweise am Bauche zusammengewachsen waren."

Genfer Frühling

(E. Schilling)



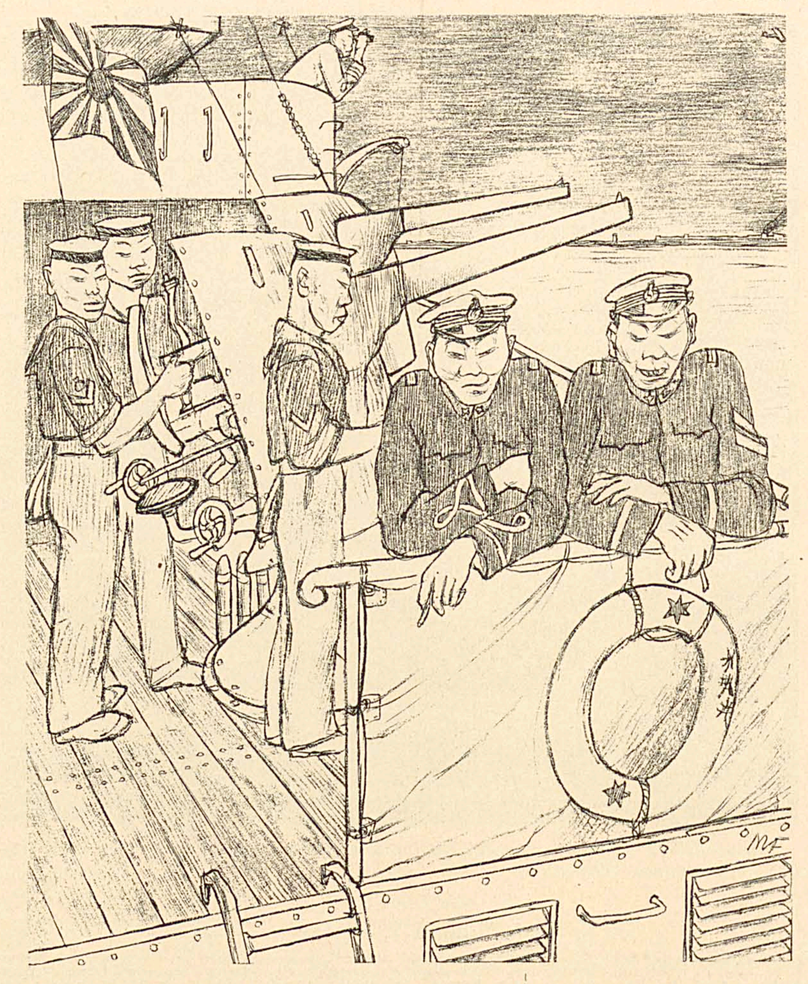
„Bloß ein Glück, Madame, daß der Beginn des Frühlings nicht von einem Beschluß des Völkerbundes abhängt!"

Die Erfindung / Von Hans Gund

Der Ordinarius für unangewandte Chemie an der Universität in Härinxalat, Professor Dr. Karl Schnupfpulve, begibt sich in strömendem Regen nach Hause. Es gießt zum Steinerweichen; Feuerwehrleute irren entsetzt umher und suchen einen Hydranten, denn in einer Nebenstraße brennt gerade eine Asbestfabrik ab, aber es gießt so stark, daß die Feuerwehrleute den Hydranten nicht finden können, und so brennt die Fabrik eben ab. Professor Schnupfpulve schaut aus seinem Gummimantel heraus interessiert zu und erwägt die Einrichtung einer homöopathischen Feuerwehr, die, kurz gesagt, durch winzige Prisen Benzin und Kohle das Feuer sozusagen verbrennen könnte, oder zumindest eine Reform der landläufigen allopathischen Methode, von der Frage ausgehend, ob denn der Gegensatz zum Feuer überhaupt das Wasser sei und nicht vielmehr die Kälte, woraus dann ganz zwangsläufig eine andere Art des Verfahrens folgern müsse, nämlich: die Flammen durch Kälteprojektoren zum Einfrieren zu bringen und sie in erstarrtem Zustande, gleichsam als lodernde rote Eiszapfen, vom Gebäude abzubrechen, auf freies Feld zu schaffen und dort aufzutauen, wo sie dann unschädlich zu Ende brennen könnten, — als er plötzlich fühlt, wie das Wasser in seine Schuhe eindringt. Ob nun das Gewicht seiner Persönlichkeit ein Loch in die Erde gedrückt hatte oder hier von Natur aus eine Vertiefung bestand, — jedenfalls steht er mitten in einer von tausend Zuflüssen gespeisten ungeheuren Pfütze. Reißende Sturzbäche gurgeln in Strudeln quer durch seine Schuhe, die Strümpfe saugen sich begierig voll, und als er die Beine hebt, hängen zwei kleinere Karpfenteiche daran. Was nützt es ihm, daß er mit den beiden kleinen Karpfenteichen davoneilt, bei jedem Schritt eine hohe Fontäne aus den Schuhen in die Luft spritzend, — als er zu Hause ankommt, sind die Schuhe butterweich und delikat, die Einlagen treiben aufgelöst darin wie Tang und Algen durch die Gewässer, die Strümpfe haben sich in Gestalt von Kugeln zwischen den Zehen versammelt, nur das bunte Muster klebt noch an der Wade. Aber Professor Schnupfpulve ist nicht der

Ex oriente lux

(M. Frischmann)



„Das Heil der Menschheit kommt immer aus dem Osten: Nun helfen wir schon wieder mit unseren Waffenbestellungen der europäischen Wirtschaft auf die Beine!"

Mann, der die Hände in den Schoß legt und sich mit den Fehlern und Lücken der Schöpfung zufrieden gibt; ist er doch auf dem Gebiete der Erfindungen kein unbeschriebenes Blatt mehr! Als er sich zum Beispiel beim Hasenbraten auf einem Schrotkorn zwei Zähne ausgebissen hatte, erfand er das Schießen der Hasen mit Speckstreifen, wodurch man obendrein das Spicken sparte; seine Erfahrungen auf diesem Gebiet hatte er in seinem Werk „Die Spickflinte" niedergelegt. Kaum hat er also jetzt den Strumpfsalat mit der Pinzette zwischen den Zehen hervorgezogen, als er auch schon (in Verfolg seiner bisherigen Meriten) wie gewöhnlich energisch ans Werk der Abhilfe geht. Da er den Regen einstweilen nicht beseitigen kann, (insbesondere, solange der Privatbesitz an den Wolken leider noch immer nicht durchgeführt ist,) (aber auch dann könnten einem Diebe des Nachts die Wolken wegblasen und irgendwo auf dem Lande billig unter der Hand verkaufen, falls man sie nicht abends eingeschlossen hätte,) gilt es, statt des elenden Leders einen neuen Stoff zu erfinden, aus dem

Komödie der Abrüstung

(Karl Arnold)



„Messieurs, um eine militärische Gleichberechtigung zu erzielen, schlage ich vor, die Gewehre aller Nationen gleichmäßig um fünf Zentimeter zu kürzen."

man wirklich stichhaltige Schuhe herstellen kann. Drei Postulate stellt er für diesen Stoff auf: er muß a) geschmeidig sein, er muß b) warm halten, und er muß c) unbedingt regenfest sein.
Sofort beugt er sich über seine Retorten, mischt Chemikalien, berechnet Formeln und verexperimentiert sein ganzes Vermögen. Als der Winter kommt, hat er bereits kein Geld mehr, um sich Kohlen zu kaufen. Der Winter ist hart, aber sein Wille ist noch härter. Als das Thermometer im Zimmer drei Grad Kälte zeigt, schiebt er es entschlossen in den Ofen und verheizt es, worauf es wieder etwas steigt. Zu allem Mangel an Überfluß platzt auch noch die Fensterscheibe, und er muß die Scherben in der Mitte notdürftig mit einer alten Sicherheitsnadel zusammenstecken, aber der Winter zwängt immer wieder seinen Kopf hindurch und schaut neugierig hinein, so daß die Nadel schließlich herausfällt, und da wehen die Splitter haltlos im eisigen Nordwind. Nachts arbeitet er beim Schein seiner roten Nase, auch seine Hände glühen vor Frost; im Januar vermietet er sich stundenweise als Dunkelkammerbeleuchtung an Amateure. Eine alte Witwe speist ihn täglich mit milden Redensarten, die er gierig verschlingt. An einem stürmischen Februarabend ringt er an einer finsteren Straßenecke stundenlang mit einem Zwergpinscher um einen Knochen und anschließend — da sich der Knochen als Attrappe herausstellt — mit dem Tode, den er, obwohl von Beruf kein Ringkämpfer, durch Rippengriff besiegt. Im März kann man bei hellem Sonnenschein hingegen bereits deutlich sein eigenes Skelett sehen, wenn er gegen Licht steht. (Was weiß denn der blutige Laie vom Idealismus eines Gelehrten?)
Aber unausgesetzt zischen daheim die Glasballons, brodeln die Retorten im Laboratorium; das Präparat schreitet rüstig seiner Vollendung entgegen. Nur die Nachbarn beschweren sich beim Hauswirt über das rasselnde Geräusch, das der Professor hervorruft, wenn er nachts mit klappernden Zähnen an seinem Hungertuch zu nagen versucht.
Endlich im Mai steht er am Ziel seines Strebens: der geschmeidige, warme, absolut garantiert wasserdichte Rohstoff für Schuhe ist erfunden! O Glück der herrlichen Vollendung! Triumphierend hält er ihn in Händen und biegt ihn hin und her; der rasende Rausch des Schöpfers erfaßt ihn; übermütig wie ein Schuljunge springt er zum Schuster und wirft ihm sein Präparat auf den Tisch: „Da, Meister, das habe ich erfunden! Das ist wasserfest, sag' ich Ihnen, da kommt kein Regen durch! Und nun machen Sie mir mal ein Paar derbe Schuhe draus!" Der Meister nimmt den Stoff zur Hand und sieht den Professor fassungslos staunend an: „Ja, aber lieber Herr Professor, wissen Sie denn nicht, was das ist? — Leder! Ganz gewöhnliches Leder!" — Da ging der Professor zum lieben Gott und entschuldigte sich. (Die sonst übliche Beerdigung unterblieb, da er nicht genügend Leib hinterließ.)

Die kommende Weltwirtschaftskonferenz in Genf

(E. Thöny)



„Meine Herren, unsere Finanzleute und Volkswirtschaftler sind mit ihrer Weisheit zu Ende. Ich beantrage, daß Psychiater als Sachverständige zugezogen werden!"